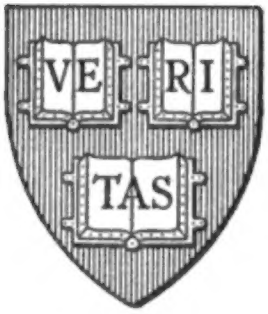
Digitized by Google

2 Soc 1727.14



HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

Digitized by Goo

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Neunundzwanzigster Band.

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

Digitized by Google

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen.

July bis December.

1849.

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

LSOC 1727.14

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Juli.

Nro. 131. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Report, made by M. Sears C. Walker, of the Results of the telegraphie operations of the U. S. Coast Survey, between Washington and Philadelphia, New-York and Cambridge.

Letter from Prof. Bache to D. Patterson. Washington. (Proceedings of the American philosophical Society. Vol. V. L. March 1849. p. 74 — 78.)

Herr Walker hat in den letzten Jahren die galvanische Telegraphenlinie zwischen Washington, Philadelphia, New York und Cambridge zu genauen Längendifferenz-Bestimmungen benützt. Die astronomische Uhr des Observatoriums in Philadelphia wurde hiezu mit dem Schreibapparate von Morse an der Telegraphenlinie in solche Verbindung gesetzt, daß sich auf dem bewegten Papierstreifen ohne Ende des Morse'schen Apparates der Gang dieser Uhr durch Punkte selbst aufzeichnet. Der Telegraph trägt nun jedes dieser Zeichen nach den andern Stationen und gibt diesen durch ähnliche Punkte auf ihren fortrückenden Papierstreifen in jedem Augenblick die Zeit in Philadelphia. Zwischen diese Punkte kann nun auf jeder Station auch der Moment des Durchganges eines Sterns durch den Meridian in gleicher Weise von dem Beobachter der Station eingetragen werden, indem er bloß mit dem Finger niederzudrücken hat. Wird der Sterndurchgang in Philadelphia beobachtet und von da aus signalisirt, so ist die Lage dieses Punktes gegen den vorhergehenden und nachfolgenden Punkt, welchen die Uhr in Philadelphia bewirkt hat, auf den Papierstreifen aller Stationen ganz genau gleich. Denn selbst wenn der galvanische Strom eine beträchtliche Zeit nöthig hätte, um von Philadelphia aus z. B. nach Cambridge zu gelangen, so müßte doch noch die Lage des Sternzeichens gegen die Lage der Uhrzeichen allenthalben dieselbe bleiben, weil der Strom zum Forttragen des einen (Uhrzeichen) wie des andern (Sternzeichen) nothwendig gleich lang Zeit braucht. Dieß würde aber nicht mehr der Fall seyn, wenn das Sternzeichen statt von Philadelphia aus, von einer andern Station z. B. von Cambridge aus — also gegen die Richtung gegeben würde, in welcher die Uhrzeichen fortrücken. Es ist leicht zu sehen, daß in diesem Falle die Zeit, welche der Strom braucht, um das Uhrzeichen von Philadelphia nach Cambridge zu bringen und die Zeit, welche der Strom braucht, um das mit dem Finger gegebene Zeichen von Cambridge nach Philadelphia zu tragen, sich addiren muß und daß also der Abstand des letztvorhergehenden Uhrzeichens in Cambridge von dem daselbst gegebenen Sternzeichen kleiner seyn muß als in Philadelphia, wo dieses Uhrzeichen früher gegeben wurde und das Sternzeichen von Cambridge aus um eben so viel später ankömmt.

Hätte man also bloß die Absicht die Zeit zu bestimmen, welche der galvanische Strom braucht, um von Philadelphia nach Cambridge zu gelangen, so bedürfte man gar keiner Sternbeobachtungen. Jedes willkührlich gegebene Zeichen und seine willkührlich gewählte Wiederholung in Cambridge verglichen mit den von Philadelphia kommenden Uhrzeichen würde dazu genügen. Denn legte man nun

Digitized by Google

beyde Papierſtreifen von Cambridge und Philadelphia neben einander, ſo würde ſich ſtets der größere Abſtand des willkührlichen Zeichens vom letztvorhergehenden Uhrzeichen auf dem Streifen von Philadelphia erkennen, und wenn der Abſtand von 2 ſich folgenden Uhrzeichen in Zeit bekannt wäre, ebenfalls in Theilen von Secunden beſtimmen laſſen, da man weiß, daß es die halbe Zeit iſt, welche den gemeſſenen Unterſchieden entſpricht. Solcher Zeichen könnten in wenig Minuten einige hunderte gegeben werden und alſo das fragliche Element mit geringem Aufwand von Mühe und von Beobachtungsmitteln ſehr genau gefunden werden. Dieſe Methode hat daher offenbar entſchiedene Vortheile vor den Sterndurchgängen.

Hr. Walker hatte jedoch die Aufgabe die geographiſchen Längendifferenzen zu beſtimmen, und daher mußte er auf den verſchiedenen Stationen, ſtatt willkührlicher Zeichen, die von Sterndurchgängen wählen. Erſt eine Vergleichung der Reſultate zeigte, daß die Zeit, welche der galvaniſche Strom zum Durchlaufen der amerikaniſchen Telegraphenlinie von 480 engl. Meilen Länge braucht, berückſichtigt werden müſſe. Hr. Walker legte nun der amerikaniſchen philos. Society hierüber einen Bericht vor, welcher von einem Schreiben des Prof. Bache in Washington an den Präſidenten Dr. Patterſon begleitet und vom 1. März 1849 datirt war. Aus dieſem in den Proceedings of the american philos. society Vol. V — L gedruckten Schreiben, welches mir Hr. Walker durch Hrn. Conferenzrath Schumacher zuſchickte, ergibt ſich, daß die Zeit für den galv. Strom keineswegs unmeßbar klein iſt, ſondern ſich beſtimmen läßt und zwiſchen Cambridge und Philadelphia c. $\frac{1}{20}$ Secunde beträgt, alſo weit größer iſt, als man nach den Meſſungen von Wheatſtone über die Geſchwindigkeit der Fortpflanzung der Reibungs-Electricität nach Analogie hätte erwarten ſollen. Hr. Walker leitet aber dieſen Werth aus allen Vergleichungen ab, welche ſich auf den 3 Stationen Philadelphia, Cambridge und New York ergaben, und findet ſo aus 18 Bedingungsgleichungen, daß der galvaniſche Strom in einer Secunde 18,700 engliſche Meilen durchlaufen würde. Dieſe Größe iſt auf c. 1000 Meilen oder $\frac{1}{18}$ ſicher beſtimmt. Es wäre nach der von uns oben angegebenen Methode ſehr leicht, eine größere Sicherheit in dieſer Beſtimmung zu erlangen; doch reicht ſchon dieſe für die Reduction der Beobachtungen aus. Berechnet man mit ihrem Werth und mit den Abſtänden der Stationen die entſprechenden Verbeſſerungen, ſo kommen alle Beobachtungen innerhalb der Grenzen ihres zufälligen Beobachtungsfehlers in Uebereinſtimmung mit einander, d. h. die Abſtände der Sterndurchgänge werden auf allen Stationen ſich genau gleich, alſo unabhängig von der Richtung, in welcher das Sternzeichen gegeben wurde.

Dieſes ſchöne Reſultat iſt in wiſſenſchaftlicher Beziehung um ſo intereſſanter, als der galvaniſche Strom hiebey verſchiedene Medien — die Leitungsdrähte (von Eiſen), 3 Batterieen und den Erdboden — im Ganzen 1050 engl. Meilen zu durchlaufen hatte. Vor allem fällt es auf, daß die Geſchwindigkeit des galvaniſchen Stromes ſo viel geringer iſt, als die der Reibungs-Electricität nach den Beobachtungen von Wheatſtone. Intereſſant wäre es nun, dieſe Beſtimmung an einem Telegraphen mit doppelter Drahtleitung zu wiederholen, um direct zu ermitteln, ob die Fortpflanzungsgeſchwindigkeit von dem leitenden Medium abhängig iſt, ob der Strom im Drahte ſich mit gleicher Geſchwindigkeit wie durch das Waſſer im Boden fortpflanzt. Zeigen ſich meßbare Unterſchiede, ſo iſt damit ein neues Feld der Forſchung eröffnet. Jedenfalls wird eine factiſche Entſcheidung auch darüber, ob die Fortpflanzungsgeſchwindigkeiten mit den Widerſtänden im Zuſammenhange ſtehen, von Wichtigkeit ſeyn.

Bey der Ausdehnung, welche die galvaniſchen Telegraphenlinien in Oeſterreich und Preußen bereits erlangt haben, und bey der Leichtigkeit ſolche Verſuche nach der oben angegebenen Weiſe anzuſtellen, wäre es daher ſehr zu wünſchen, daß dieſer intereſſante Gegenſtand auch bey uns weiter verfolgt würde, und daß namentlich die ähnlichen Operationen, welche Director Kreil in Prag in Folge einer Aufforderung des Präſidenten Baumgartner, nach dem Wiener akademiſchen Berichte vom 30. Nov. 1848 unternommen, nach vollkommenern Methoden fortgeſetzt würden. Denn ein weſentlicher Vortheil der amerikaniſchen Methode beſteht unläugbar darin,

Digitized by Google

daß sie die Zeitbestimmung unabhängig von der Verbindung der beyden Sinne — Gesicht und Gehör — gemacht hat, indem der Uhrgang sich selbst notirt und der Moment des Sterndurchganges nur durch Bewegung des Fingers bezeichnet wird, was, wie schon Bessel gezeigt hat, von allen Beobachtern gleichzeitig geschieht. Nur dieser verbesserten Beobachtungsmethode ist es zuzuschreiben, daß Walker für den mittlern Fehler eines Sterndurchganges mit Inbegriff des Ablesungsfehlers ꝛc. bloß $\frac{1}{70}$ Secunde findet. Denn so viel ist gewiß, daß eine Uebereinstimmung bis auf $\frac{1}{70}$ Secunde sich nimmermehr nach unserer jetzt üblichen Methode die Durchgänge zu beobachten erreichen läßt, am wenigsten zwischen zwey verschiedenen Beobachtern.

Dieses höchst elegante Resultat verspricht daher auch in der beobachtenden Astronomie für die A.R. Bestimmungen eine neue Aere herbeyzuführen, wenn man sich erst entschließen wird, nach Walkers Vorschlag in den astron. Nachr. No. 666, die electromagnetischen Kräfte auch für die Meßkunst am Himmel zu benützen, oder allgemeiner, wenn man darauf ausgehen wird, die Beobachtung der Antrittsmomente in Verbindung mit der Bewegung eines Fingers zu bringen und auf graphische Methode zurückzuführen.

Steinheil.

The danger of superficial knowledge, an introductory lecture to the course of natural philosophy in the University of Edinburgh, by James D. Forbes. Lond. 1849.

Die vor uns liegende Rede „über die Gefahr eines oberflächlichen Wissens," mit welcher in den ersten Tagen des Novembers des vorigen Jahres der auch unsern Lesern wohl bekannte James Forbes *), der Mann von „gründlichem Wissen" seine Vorlesungen über Naturwissenschaft eröffnete, hat in England einen großen, fast ungetheilten Beyfall gefunden, obgleich sie in einen offnen, kräftigen Widerspruch trat mit einer Rede, welche der berühmte Historiker Macaulay einige Zeit vorher an derselben Stätte gehalten und dann durch den Druck veröffentlicht hatte. Der Kampf, den der geistreiche Gegner zunächst in das Gebiet der Natur- und Länderkunde hineingezogen hatte, wurde von H. Forbes nicht nur im Interesse dieses ihm geistig heimathlichen Herdes, sondern der Wissenschaft, in höchster Bedeutung dieses Wortes geführt; seine Rede hat für uns Deutsche auch noch dadurch etwas Anziehendes, daß sie uns als ein Musterbild dienen kann jener Haltung, welche Englands Lehrer und Gelehrte gegenüber der lernenden Jugend, so wie den widersprechenden Ansichten eines Andren zu beobachten pflegen.

Herr Babington Macaulay, Parlamentsmitglied von Edinburgh, hatte bey Eröffnung eines litterarischen Vereines in dieser Stadt, in seiner als Anhang zu Forbes Eröffnungsrede abgedruckten Ansprache an ein zahlreiches Publicum von den Vortheilen einer öffentlichen, für Jedermann benutzbaren Volksbibliothek gesprochen. Diese sollte aus einer möglichst vollständigen Sammlung aller in englischer Sprache geschriebenen Werke bestehen, welche durch ihren belehrenden oder unschuldig ergötzlichen Inhalt, so wie durch Sprache und Auffassung einen gewissen Werth haben; in ihnen sollten alle Gebiete des Wissens vertreten, auch die Meisterwerke des klassischen Alterthumes durch Uebersetzungen denen zugänglich gemacht werden, welche keine andre, als die Muttersprache verstehen. Ein solches Institut werde bey dem Volke den Sinn für geistige Beschäftigung und Belehrung wecken, werde für die allgemeinere Nationalbildung wohlthätig und förderlich seyn. Bey dieser Gelegenheit nun sucht H. Macaulay den Einwendungen zu begegnen, welche etwa

*) Man erinnere sich der Anzeigen seiner Reisen durch die Savoyischen Alpen und seiner Mitarbeiten an Spratts Reiseberichten über Lycien im B. XXIV. 89 u. f. so wie B. XXVII. 261 u. f. der gel. Anzeigen.

Digitized by Google

gegen die Zweckmäßigkeit des Unternehmens gemacht werden könnten. Er hebt vor allem jene hervor, welche auf die Ansicht sich gründen, daß ein unvollkommenes, oberflächliches Wissen für die Einzelnen, wie für den ganzen Staat schädlich, daß nur ein gründliches und tiefes der wahren Bildung zuträglich sey. Und hier ist es, wo der hochbegabte Redner in seiner humoristischen Auffassung des Gegenstandes nach dem Ermessen seines Gegners, des H. Forbes zu weit geht, wenn er z. B. Popes berühmten Ausspruch: „Trinke tief aus Pieriens Quell oder koste ihn lieber nicht; das oberflächliche Wissen ist ein gefährlich Ding“ in einer Weise zu entkräften sucht, welche mehr witzig als tief eingehend genannt werden kann.

Was heißt hier, so sagt H. Macaulay, „tief,“ und was heißt „oberflächlich?“ Ist nicht all unser Wissen, ist nicht das Erkennen der größten Geister, welche auf Erden lebten, ein oberflächliches zu nennen, in Vergleich zu der Masse dessen, das erkannt werden kann und bey der allmähligen geistigen Entfaltung unsers Geschlechts auch künftig noch erkannt werden wird? Der Maßstab für tief und für oberflächlich wird bey verschiedenen Völkern und Menschenaltern ein sehr verschiedener seyn; das Wissen, das bey dem einen Volke oder in dem einen Zeitalter als ein sehr tiefes galt, wird bey einem andern Volke oder in einem späteren Menschenalter als ein oberflächliches erscheinen. König Rammohun, ein Wunder der Gelehrsamkeit unter seinem Volk, den Hindus, würde als Mitglied unsres Vereines eine sehr unbedeutende Rolle spielen; ein Chemiker oder ein Geolog, der vor hundert Jahren als ein vollständiger, gründlicher Gelehrter in seinem Fache galt, würde mit denselben Kenntnissen in unsern Tagen als ein sehr schlecht unterrichteter Mann erscheinen; der Fürst und Obermeister unter den Geographen des Alterthumes, Strabo, würde von jenen Kenntnissen im Gebiet der Erdkunde beschämt werden, welche manches unsrer gut unterrichteten Schulmägdlein sich zu eigen gemacht hat. Wenn wir uns im Geist mit dem Maaß unsres jetzigen, allerdings ausgebreiteten Wissens zurück unter die Vielwisser des zwölften, des dreyzehnten Jahrhunderts, dann aber auch vorwärts in eines der künftigen Jahrhunderte der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Erkennens versetzen, dann möchte uns das Verhältniß, in welchem die Größe unsres Erkennens zum Umfang des Wissens der einen, vergangenen und der andren künftigen Zeit stehen würde, etwa so erscheinen wie Gullivers Leibesgröße einmal zu den Lilliputanern, dann zu den Riesen, unter welche er später gerieth. Unter den kleinen Männchen, an deren Insel er als Schiffbrüchiger kam, glich er dem Coloß von Rhodus; er hebt seinen Fuß auf und schreitet über die Mauern ihrer Königsstadt hinüber, er steht in dieser da und ragt hoch über den Gipfel all ihrer Tempel und Thürme hinaus; er spreizt seine Beine ein wenig aus einander, und zwischen ihnen zieht die ganze königliche Armee mit Paukenklang und fliegenden Fahnen hindurch. Aber siehe da, er geräth aus dem Lande der Kleinen in ein Land der ungeheuren Riesen, gegen diese steht er so da wie die Lilliputaner gegen ihn standen; diese Kleinen nahm er öfters zu seiner Unterhaltung auf die Hand, seine jetzigen Herrn thun dasselbe mit ihm, um sich an dem kuriosen Anblick solch eines niedlichen Männchens zu vergnügen; in diesem Lande des Riesenhaften muß er alle seine Geschicklichkeit und Kräfte anwenden, um sein Leben nur vor den Angriffen der Ratten und Mäuse zu retten, die dort so groß sind wie bey uns die Zugochsen und wilden Eber. Wie nun, war Gulliver ein großer oder ein kleiner Mann? In seinem eigenen Hause erschien er weder als das eine noch als das andre, wohl aber bey seiner Versetzung unter Lilliputs Geschlecht erschien sein Körper bergeshoch, neben den Brobdignagians mäuschenartig klein.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Juli.

Nro. 132. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1819.

The danger of superficial knowledge, an introductory lecture to the course of natural philosophy in the University of Edinburgh, by James D. Forbes.

(Schluß.)

In derselben Weise aber stehen die Riesen im Gebiet des Wissens des einen Zeitalters in einem später darauf folgenden als Zwerge da. Ein Astronom des dreyzehnten Jahrhunderts glänzt unter seinen Zeitgenossen als ein gewaltiger Geist; er hat sich in das kunstreiche Labyrinth des Ptolemäischen Systemes gründlich und vollkommen hineinstudirt; er weiß über das allumfassende primum mobile, über die einzelnen Sphären, über die excentrischen Kreise, darin Sonne und Mond, über die Epicyklen, darin die Planeten sich um die Erde bewegen, bis ins Kleinste Rechenschaft zu geben, ja noch mehr, er versteht es, seinen Zeitgenossen die Nativität zu stellen, ihnen vorauszusagen, ob oder unter welcher Constellation die Ehe, die einer von ihnen abschließen, oder die Seefahrt, die er antreten will, einen glücklichen oder unglücklichen Erfolg haben werde. Aber mit all diesem Wissen ergeht es wie mit den Morgennebelgebilden in Afrikas Ebenen, die dem Reisenden die Erscheinung eines mächtig hohen Gebirges vorstellen. Die Sonne steigt höher und das vermeintliche Gebirge schrumpft dem beschauenden Auge zu einem kleinen Hügel, ja zu einer Reihe von Termitenbauen zusammen. Die zu ihrer Zeit allgemein angestaunte, tiefsinnige mathematische Künstlichkeit des Ptolemäischen Systemes verschwindet bey dem Aufgehen der großen, einfachen Wahrheit, daß nicht die Erde, sondern die Sonne der Mittelpunkt der Planetenbahnen sey, daß nicht der Fixsternhimmel in 24 Stunden um die Erde, sondern diese in derselben Zeit um ihre eigene Axe sich bewege und mit jenem Blendwerk eines irre gehenden, mathematischen Scharfsinnes löst sich zugleich die vermeinte Weisheit des Nativitätstellens in Nebel und Nichts auf. Sollen wir aber nun das unvollkommene, das seichte Wissen als ein Unglück, als ein gefährliches Ding betrachten, dann wären die tiefest und gründlichst gelehrten Männer des 13. Jahrhunderts die beklagenswerthesten Erscheinungen ihrer Zeit gewesen.

In dieser Weise ohngefähr bestreitet H. Macaulay den Ausspruch Popes: das oberflächliche oder das wenig Wissen „ist ein gefährlich Ding.“ Von einer hier ganz nahe liegenden Seite her könnte man freylich den geistreichen Redner schon an jene Gefahr eines unvollkommnen Wissens erinnern, welcher zu allen Zeiten die wissenschaftlich fanatischen Gegner irgend einer neuen, großen Wahrheit unterlagen, die bald hernach klar wie die Sonne hervorleuchtete, wenn sie durch ihr beschränktes Wissen sich zur Verfolgungssucht, zur tödtlichen Gehässigkeit gegen ein höheres, gründlicheres Erkennen hinreißen ließen. Forbes jedoch erfasset den Gegenstand in seiner Erwiederung auf Macaulays Rede in noch allgemeinerer Weise bey seiner Wurzel.

Er bekennt sich zuvörderst zu Baco's berühmten Aussprüchen: daß eine seichte und oberflächliche Erkenntniß der Philosophie den Geist des Menschen zum Atheismus verleiten könne, während eine tiefer eindringende Erkenntniß ihn wieder zurückführe zur

Religion. Und zu der Bemerkung, welche derselbe gründliche Denker den bekannten Versen des alten Dichters

„Scilicet ingenuas didicisse fideliter artes
Emollit mores, non sinit esse feros“

hinzufügt, daß man hier den Accent ganz auf das Wort fideliter legen müsse, denn zu einem rechten gedeihlichen Benutzen der hohen Gabe des Erkennens sind vor Allem Ernst und Treue nöthig. Nicht das Gedächtniß des Menschen, nicht irgend ein andrer, innerer Sinn desselben soll einseitig durch das Wissen in Anspruch genommen werden, sondern das ganze Wesen des Menschen soll durch das Erkennen der rechten, treuen Art zu einem höheren, geistigen Leben geweckt, zur That dieses Lebens gestärkt werden. Was für den Leib die Nahrung, das ist für den Geist das Erkennen. Durch das Aufnehmen von Speise und Trank wird dem Leibe es möglich heranzuwachsen zu dem Maaß und Ebenbild, nach welchem er geschaffen ist; der Geist wird durch das Erkennen der rechten Art, dem Erkannten, jenem, das allein des Erkennens höchstes Ziel ist, ähnlich. Es ergeht aber hierin der geistigen Natur des Menschen in derselben Weise, wie der leiblichen. Ein geringes Maaß der Speise reicht hin, um ein Kind zu sättigen und sein Wachsthum kräftig zu fördern; ein Maaß, bey welchem ein arbeitender Mann noch vor Hunger schmachten würde. Die Gabe des Wissens gleichet dem Manna, das vom Himmel herab auf die Wandernden in der Wüste fiel. Das Maaß desselben, welches wir uns zu sammeln vermögen, entspricht vollkommen unserm Bedürfniß, dasselbe erscheine viel oder wenig, wenn es nur mit Fleiß und Treue nach dem Vermögen unsrer Kräfte und unsrer Zeit gesammelt ist, dann wird es der Fähigkeit unsrer Natur das Empfangene zu genießen hinreichend genügen. Wie es in dem Spruche heißt: „da man es mit dem Gomor maaß, fand der nicht drüber, der viel gesammelt hatte, und der nicht drunter, der wenig gesammelt hatte; sondern ein Jeglicher hatte gesammelt, so viel er für sich essen mochte.“

Die materielle Speise, welche wir zu uns nehmen, giebt aber dem Leibe nicht allein den Bildungsstoff, welcher sein allmähliges Wachsthum befördert und ihm das Leben erhält, sondern sie hat für den gesammten Leib und alle seine Glieder noch eine andre, wesentliche Bestimmung. Wenn das Thier keiner Nahrung bedürfte, woher käme demselben der täglich sich erneuernde Antrieb zum Gebrauch seiner Sinnen, zur Bewegung seiner Glieder? Kann sich doch selbst der genügsame Hindu nur äußerst schwer zu einer anstrengenden Bewegung oder zu einem Dienst, auch wenn dieser guten Lohn verspricht, entschließen, wenn er so eben von einem Mahle des Reises gesättigt ist. Nur durch die Bewegung, durch den Gebrauch seiner Theile wird aber der Leib bekräftigt, und nur hierdurch wird die genossene Nahrung zu einer wahrhaft gedeihlichen.

Ebenso liegt auch für das Leben des Geistes ein wesentliches Bekräftigungsmittel in dem selbstthätigen Ringen nach Wissen und nach Erkenntniß, und in Beziehung auf das Maaß und die Höhe dieser Bekräftigung ist ein großer Unterschied zwischen dem Geist eines selbständigen Entdeckers oder Erfinders irgend einer wichtigen, einflußreichen Bereicherung des menschlichen Wissens und dem Geist eines Solchen, der sich ohne alle Mühe in den Besitz dieses, von dem Andren mühsam erlangten Erwerbes gesetzt hat. Ein Unterschied auch zwischen einem schon durch eignes Bemühen und Forschen reichen Geistes, wenn er die Ausbeute eines fremden Forschens noch zu seinem bereits gesammelten Schatze hinzunimmt und einem wissenschaftlichen Parvenü, der die gefundene Perle in seinen Sack hineinsteckt.

Herr Forbes kommt hier der Fassungskraft seines jugendlichen Hörerkreises mit einem Beyspiel aus dem alltäglichen Leben zu Hülfe. Die Erfahrung, so sagt er, bezeugt es uns, welche Gefahr ein plötzlich und unerwarteter äußerer Glücksfall der Wohlfahrt eines Menschen bringen könne. Wir setzen den Fall, daß ein armer Handwerksmann durch ein unvorhergesehenes Vermächtniß in den Besitz eines Capitals von 1000 Pf. St. (12,000 fl.) gekommen sey. Anstatt die Interessen dieses Capitals allmählig zur Ausbesserung und Erweiterung seines Geschäftes zu benutzen, unterliegt er, mit nur seltner Ausnahme, der Versuchung, von der in seinen Augen unerschöpflich großen Summe einen Gebrauch zu machen,

der ſeiner natürlichen Neigung ungleich mehr zuſagt als das Arbeiten im Schweiße des Angeſichtes. Er umgiebt ſich mit allerhand unnützen Prunkſachen, erlaubt ſich (denn er hat ja dazu die Mittel) allerhand Vergnügungen des Gaumens ſo wie geſellſchaftliche Zerſtreuungen der reicheren Bürger, und dieſe Genüſſe werden ihm zur Gewohnheit. So wird ſein Capital, ehe er ſichs verſieht, erſchöpft, er iſt wieder eben ſo arm, ja noch viel ärmer als er vorher war. Denn ſein früheres Gewerbe iſt ins Stocken gerathen, er hat die Luſt und Kraft zum Arbeiten verloren, mit dem ökonomiſchen zugleich hat er einen moraliſchen Bankerutt gemacht. Ihm war der Reichthum, der ihm ſo ohne ſein Zuthun und überſchnell kam, gefahrbringend geweſen. Keineswegs wird eine ihm unerwartet zukommende Erbſchaft von 1000 Pf. dergleichen gefährliche Folgen für einen reichen, edlen Lord haben, deſſen jährliches Einkommen 10,000 Pf. (120,000 fl.) beträgt. Ein ſolcher unverhoffter Zuwachs zu ſeinem Vermögen wird dieſen ſchwerlich zu einer Aenderung in ſeinem Hausweſen oder zu großen Verſchwendungen bewegen, ſondern nach der unter dem engliſchen Adel ziemlich allgemein herrſchenden Geſinnung wird ſie ihm zu einem Mittel werden, zur Beförderung irgend eines wohlthätigen Zweckes, z. B. zur Erbauung eines Schulhauſes, oder wenn ihm eine Verwendung ſolcher Art nicht naheliegt, zu einem Anbau an ſein eignes Landhaus, zu irgend einem ſeinem Geſchmack zuſagenden Ankauf. In dieſem Falle hat der plötzliche Gewinn von 1000 Pf. nicht ſo wie in dem zuerſt erwähnten Falle dem, welcher die Erbſchaft machte, Nachtheil und Gefahr gebracht, ſondern vielmehr Vortheile von erfreulicher Art. Der moraliſche Charakter, ſo wollen wir annehmen, war bey beyden, dem armen Handwerksmanne und dem reichen Lord, als ſie zu dem plötzlichen Beſitzſtand kamen, in gleichem Grade unbeſcholten und ehrbar, die Summe war auch dieſelbe, und dennoch ward ſie für den einen, um den Maaßſtab in Gulliverś Weiſe anzulegen, ein Rieſe, in deſſen überwältigende Hand er ſich hingeben mußte, für den andren ein Zwerg, deſſen kleine Geſtalt er nach Belieben handhabte. Wie ganz anders würde auch der arme Handwerksmann mit einem Vermögen von gleichem Betrage hausgehalten haben, das ihm nicht ſo plötzlich und ohne ſein Zuthun, ſondern mühſam und allmählig durch ſeiner Hände Arbeit zugekommen wäre.

Wir können den Vergleich des inneren Beſitzthumes an Wiſſen mit dem äußeren an Geld noch etwas weiter führen. Betrachten wir das Verhältniß des Geldwerthes in verſchiedenen Ländern oder Zeiten, dann erſcheint es uns als dasſelbe, in welchem das Wiſſen eines Mannes zur Bildungsſtufe ſeiner Landsleute oder ſeines Zeitalters ſteht. Wie wenig kann man ſich auf dem Markte von London um einen Schilling für das alltägliche Bedürfniß des Haushaltes anſchaffen, und welche Fülle von Lebensmitteln kann man um den Werth eines Schillings an der Küſte von Guinea erhandeln! So hat auch das Wiſſen des weiſen Königes Rammohun für den inneren, geiſtigen Lebensbedarf ſeines eignen Weſens ſo wie ſeiner Hindus denſelben reellen Werth, den in England nur eine ungleich höhere Summe der Erkenntniſſe beſitzt und der Unterſchied zwiſchen dem Werthe, den irgend eine damals neuentdeckte Thatſache im Gebiet der Phyſik oder Chemie für Roger Bacon hatte und den dieſelbe in den Augen eines Faraday haben mag, iſt nicht größer als der zwiſchen dem Werth eines Penny im Handel und Wandel in den Zeiten König Eduard I. und in denen der Königin Victoria.

Wie gehemmt in ſeinen Bewegungen gieng David in der erbeuteten Waffenrüſtung des Rieſen Goliath einher; welch ein ungeſchickt Ding iſt das, wenn auf einmal in den öffentlichen, berathenden Verſammlungen der Männer ein junger Menſch als Redner auftritt, der nur vom Papier und Hörenſagen, nicht aus Erfahrung das Geſchäft kennt, um welches ſo eben es ſich handelt. Ja, es iſt eine andre Art des Wiſſens, welche in all ihren Theilen auf Erfahrung ſich ſtützt oder an etwas ſelbſt Erfahrenes oder Angeſchauetes ſich anſchließt, durch eignes Erforſchen und Nachdenken, durch praktiſche Anwendung zu einem wohlerworbenen, feſten Beſitz des Geiſtes wird, als jene andre Art, die der Menſch gleich einem Fund auf der Gaſſe ſich aneignet.

Ein scheinbarer Einwurf gegen die Möglichkeit eines gründlichen, tiefen Erfassens der Wissenschaft, namentlich bey der nach Erkenntniß strebenden Jugend, könnte aus der nothwendigen Einrichtung unsres heutigen Studienwesens entnommen werden. Die Zahl der Lehrgegenstände ist da eine so mannichfaltige und große, der Umfang, den jedes der einzelnen wissenschaftlichen Gebiete einnimmt, über welche Vorträge gehalten werden, ist so mächtig, daß zu der vollständigen geistigen Besitznahme eines einzigen solchen Gebietes, z. B. jenes der Naturkunde, die Mühe eines ganzen Menschenlebens kaum ausreichend erscheint. Dieses scheinbar bedeutende Bedenken darf uns in unsrem Streben nicht irre machen. Alle Wissenschaften von jenem ächten inneren Gehalt, der zur höheren Bildung unsres Geistes, zur Förderung und Erhaltung der äußren Wohlfahrt der Völker dient, bilden unter sich ein organisch verbundenes Ganzes; die Anregung des einen Theiles weckt auch die andren Theile zur Lebensthätigkeit, mit dem Wachsthum und Gedeihen des einen Gliedes hält auch die Entwicklung der andren Glieder gleichen Schritt. Als im 15. Jahrhundert das Studium der alten Sprachen, namentlich des der griechischen Litteratur wieder erwachte, da nahm das Wissen auch nach allen andren Richtungen hin einen neuen, höheren Aufschwung; als durch die Entdeckung von Amerika, durch den unmittelbaren Verkehr mit Ostindien der Blick über das Gebiet der Länder und Völkerkunde sich erweiterte, da ließ das neu aufgegangene Licht seinen erhellenden Strahl auch auf alle andre Gebiete des menschlichen Erkennens fallen. Der Lehrling bey einem Meister im Bau künstlicher Maschinen, wurde vormals, ehe das Geschäft vereinzelt durch Fabriken betrieben wurde, dazu angehalten, alle einzelne Theile, etwa einer Räderuhr zu fertigen. Diese waren da, der Meister lehrte ihm die kunstreiche Zusammensetzung und die Gewichte zogen, die Räder und der Pendel bewegten sich, das Werk zur Freude seines jungen Verfertigers stand in seiner Vollendung da. Der denkende Geist in uns ist ein besserer Meister als der alte Künstler der Uhr des Münsterthurmes, er weiß die einzelnen Glieder der großen Verkettung der Wissenschaften besser zu einem lebenden und belebenden Ganzen zu vereinen als dieser. Denn eines dieser Glieder dient und nützt dem andren; dem wissenschaftlich gebildeten Arzte kommt bey Ausübung seiner Kunst die Kenntniß der alten Sprachen, ohne welche er nicht einmal die Bedeutung der systematischen Pflanzennamen verstünde, der Geschichte, welche das Hervortreten einzelner Krankheitsformen begreiflich macht, der Geographie und Klimatologie, der Physik, Chemie und Naturgeschichte zu statten; er tritt sicher auf, während der Empiriker im Dunklen herumtappt.

Es giebt noch ein andres Ziel, einen andren Brennpunkt, in welchem alle Strahlen des Wissens sich sammeln. Dem Gelehrten von rechter Art ist nach Baco's Ausspruch die Wissenschaft ein reiches Vorrathshaus für all die Elemente, welche zur Verherrlichung des Schöpfers und zur Wohlfahrt des Nächsten dienen. Daß sie ihm dieses werde, daß er bewahrt bleibe vor den Gefahren eines seichten, nur der Eitelkeit dienenden, oberflächlichen Wissens, das vermag allein der christliche Geist der häuslichen und öffentlichen Erziehung zu bewirken. — H. Forbe's schließt seine Rede mit Baco's Gebet für Studirende:

„Zu Gott dem Vater, Gott dem Worte, Gott dem Geiste erheben wir uns in demüthigem und herzlichem Gebete, ihn anflehend, daß Er unsres Elendes sich erbarmen und uns auf der Pilgerschaft durch die Tage unsres Lebens, welche „wenig und böse sind," Quellen der Erquickung und der Stärkung eröffnen möge. Wir bitten Ihn demüthig, daß Er uns davor bewahren wolle, daß wir über göttliche Dinge nicht nach dem Maaßstab menschlicher Dinge aburtheilen, von dem Lichte des sinnlichen Erkennens uns für das Wahrnehmen göttlicher Geheimnisse nicht blenden lassen. Möge vielmehr unser Geist, gereinigt von Eitelkeit und falscher Einbildung, in treuer Hingebung an das, was der Mund Gottes uns lehrt, das glauben, was Sache des Glaubens ist. Amen."

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Juli.

No. 133. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

I. A. Quetelet, Observations des phénomènes periodiques des plantes. Enthalten in den Mémoires de l'Académie royale de Bruxelles. Tome XV—XXI. Bruxelles 1841—1847.

II. A. Quetelet sur le Climat de la Belgique. III. Phémomènes periodiques des plantes. Bruxelles 1846.

III. Carl Fritsch, Vegetationsbeobachtungen zu Prag, enthalten in C. Kreils magnetischen und meteorologischen Beobachtungen zu Prag. Jahrgang I—VII. Prag 1841—1847.

I. Die periodischen Erscheinungen im Pflanzenleben sind eine allbekannte Sache: der landschaftliche Charakter der Gegenden wird durch sie theilweise bestimmt, unsere Nahrung richtet sich darnach ein, selbst Kirchengebräuche haben Bezug auf sie. Ebenso einleuchtend ist auch dem Laien ihr Zusammenhang mit der jährlichen und täglichen Periodicität meteorologischer Zustände. Es war Aufgabe für die Wissenschaft, die Gesetze dieses Zusammenhanges zu bestimmen. Linnäus urtheilte: „tempus vigendi, germinandi, frondescendi, efflorescendi, vigilandi, fructescendi, defoliandi indicat clima“ und: „vigiliae plantarum absolvuntur determinatis horis diei, quibus plantae flores quotidie aperiunt, expandunt et claudunt *).“ Er empfahl die Beobachtung solcher Erscheinungen *), und seine Amoenitates academicae enthalten die Resultate derselben, die in den Jahren 1750—1752 durch ihn veranlaßt waren.

Erst nachdem die Pflanzengeographie unter Humboldt und Wahlenberg begonnen hatte, Rechenschaft abzulegen von den klimatischen Ursachen in der Pflanzenwelt, kam die Frage nach den ursächlichen Bedingungen ihrer Periodicität wieder in Aufnahme, die Linné so richtig als klar angedeutet hatte. Die Nordamericaner ließen sich vor allen in vergleichende Beobachtungen dieser Beziehungen ein; die von der Universität in New-York veranlaßten Beobachtungen fanden in den vereinigten Staaten zwischen dem 41—45° der Br. an 10 bis 20 verschiedenen Punkten statt. In Europa brachte v. Martius bey der Versammlung der Naturforscher in München im J. 1827 eine gemeinsame Thätigkeit in gleichem Streben in Anregung, und diese fand in der That auf diesen Impuls hin bey der im darauf folgenden Jahre zu Berlin abgehaltenen Versammlung durch Schübler ihre Organisation. Nach zwey Jahren schon machte dieser Gelehrte das Resultat der zu Parma, Zürich, Tübingen, Heidelberg, Jena, Berlin und Greifswalde angestellten Beobachtungen über die Blüthezeit bestimmter Pflanzen in der Regensburger botan. Zeitung **) bekannt. Er hat eine Gesetzmäßigkeit in dem Gange derselben gefunden und die daraus auf den Einfluß der Breite und Höhe, so wie der Temperatur gezogenen Schlüsse haben bleibenden Werth erhalten.

*) Linnaeus philosophia botanica ed. II. cur. Gleditsch. pag. 272.

*) Ejusd. Vernatio arborum III. pag. 375.

**) Jahrg. XIII. S. 353.

Einige Jahre ſpäter theilte Tenore Beobachtungen mit über den Entwicklungszuſtand von Pflanzen, und verglich ſie mit den entſprechenden zu Paris, welche Ergebniße dann von Hogg *) mit engliſchen Beobachtungen weiter verglichen wurden. In England haben mittlerweile die zeitlich ausgedehnteſten Beobachtungen, die über den Gegenſtand vorhanden ſind, ſtattgefunden, indem Forſter Vater und Sohn ſolche vom Jahre 1780 an bis 1831 anſtellten.

Nachdem ſo von Seite der Botaniker mit Ernſt in dieſem Felde gearbeitet wurde, ſchlug die Aufgabe neue Wurzeln auf dem Standpunkte der Meteorologie. Quetelet, beſtändiger Secretair der K. Akademie zu Brüſſel, gab dieſer Unterſuchung eine weitere Ausdehnung, indem er ſowohl mit ſeinen meteorologiſchen Beobachtungen die der periodiſchen Erſcheinungen des Pflanzenreiches unmittelbar (d. h. in einem das meteorolog. Obſervatorium umgebenden Garten) vom J. 1839 an verband, als auch die Aufforderung an die Gelehrten verſchiedener Länder um Theilnahme an dieſer Unterſuchung ergehen ließ, und mit Spring zu dieſem Zweck Inſtructionen entwarf, die enthalten in den Bulletins de l'Académie de Bruxelles 1842. S. 65 und in der Ueberſetzung in der Regensburger botaniſchen Zeitung 1843. S. 1. ff., weitere Verbreitung fanden.

Dieſe Inſtructionen betreffen den Plan: 1. der meteorologiſchen, 2. der botaniſchen Beobachtungen. Letztere umfaſſen wieder: die jährliche Periodicität der Entwicklungsphaſen an ausdauernden und holzartigen Gewächſen und dem Wintergetreide, ferner die tägliche im Oeffnen der Blüthen. Ein Verzeichniß der zur Beobachtung empfohlenen Pflanzenarten iſt beygefügt.

Die ſeit dem Jahre 1841 erſchienenen Mémoires de l'Académie royale de Bruxelles enthalten nun die Berichte über die in Folge dieſer Aufforderung ins Leben getretene Thätigkeit und die Mittheilung der beobachteten Thatſachen. Der Jahrgang 1846 enthält außerdem eine Ueberſicht über die gefundenen Reſultate. Wir beſchränken uns hier auf eine kurze Darſtellung der jährlichen Leiſtungen; die wiſſenſchaftlichen Ergebniße derſelben glauben wir aber umſtändlicher behandeln zu müſſen.

Der Tome XV des Mémoires liefert Beobachtungen über die Belaubung, Blüthezeit und Fruchtreife zu Lüttich und ſeine Umgebung durch Ch. Morren und Bict. Deville im J. 1841 angeſtellt, und über die Blüthezeit zu Gent in demſelben Jahre von von Donkelaer geführt.

Der Tome XVI enthält folgende Beobachtungen auswärtiger gelehrter Geſellſchaften und einzelner Gelehrter im Jahre 1842.

1. Beob. im botan. Garten zu Utrecht, angeſtellt durch C. G. Breitenſtein und mitgetheilt von der landwirthſch. und botan. Geſellſchaft der Stadt.

2. Beob. zu Gröningen von Prof. Van Hall.

3. Beob. zu Tunbridge Wells, ſpäter zu Brugos von Dr. Th. Forſter.

4. Beob. zu Polperro, Hafen an der Südweſtküſte von Cornwallis, in der Breite von 50° 15′ und 20 Meilen weſtlich von Plymouth, von Jonathan Couch.

5. Beob. im Königl. Garten zu Paris von Joſeph Decaiſne.

6. Beob. in Marſeille von Benjamin Valz.

7. Beob. zu München im botaniſchen Garten, angeſtellt und mitgetheilt durch Hofr. von Martius.

Im Tome XVII des Mém. ſind zunächſt allgemeine Andeutungen über Zweck und Erfolg der begonnenen Arbeiten enthalten. Dann wird in Betreff der botaniſchen Beobachtung auch der Vorſchlag gemacht, die Entwicklungsphaſen einjähriger Pflanzen an verſchiedenen Standpunkten, die aber aus gleichen Samen und zur gleichen Zeit anzubauen ſind, der Unterſuchung zu unterwerfen. Die hier zu berückſichtigenden Momente der Phaſen ſind auf einer Tabelle angegeben.

Die Beobachtungen über die Entwicklungsphaſen der Pflanzen vom J. 1843 ſind von nun an in überſichtliche Tabellen mit Zuſammenſtellung der verſchiedenen Beobachtungspunkte gebracht, und be-

*) London and Edinb. philos. Mag. 1834. N. 22, 25, 26.

handeln getrennt die Zeit der Belaubung, die Blüthezeit und die Fruchtreife. Die Beobachtungspunkte sind für Belgien, Brüssel, und zwar der botan. Garten so wie die Umgegend, Gent, Ostende und Brügge; für die Niederlande Bucht und Lochem, für Deutschland München und Jever; für Italien Venedig und Parma; für England die Umgebung von Cambridge; für Schottland Mackerstown.

Der Bericht für das Jahr 1844, enthalten im Tome XVIII. des Mém., liefert ähnliche Tabellen mit Vermehrung der Beobachtungspunkte und Hinzuziehung der Entlaubungsphase. Die neuen Beobachtungspunkte sind für Belgien: Vinderhoute bey Gent und Lüttich: für die Niederlande Gröningen, Joppe bey Deventer und Utrecht; für Frankreich Valogne und Dijon; für England Swaffham Bulbeck bey Newmarket, Polperro bey Plymouth; für die Schweiz der Waadtkanton und Lausanne; für Italien Guastalla im Parmesanischen. Dafür fallen die schottischen Beobachtungen hinweg.

Der Vorschlag jährige Pflanzen in der angedeuteten Weise zu beobachten, hat in Brüssel, Löwen, Utrecht, Leyden, Gröningen und Bretgum Annahme gefunden; und es werden hier bereits die Resultate mitgetheilt, so wie auch von Beobachtungen über die tägliche Periodicität im Oeffnen und Schließen der Blüthen von Leontodon Taraxacum, die zu Cambridge angestellt worden waren.

Die Fortsetzung der Beobachtungen im folgenden Jahre (1845) bot einige Veränderungen der Beobachtungspunkte dar. Für Belgien fällt weg: Brugge; für die Niederlande, Gröningen und Joppe; für England, Cambridge; für Deutschland: Jever; für die Schweiz: Lausanne, und für Italien: Guastalla. Dafür wurde in Deutschland zu Stettin beobachtet.

Im Jahre 1846 wurde an denselben Punkten, außer zu Utrecht, Polperro und Stettin, hingegen aber wieder in Lochem und Guastalla beobachtet. Der im Tome XX des Mém. enthaltenen Mittheilung dieser Beobachtungen sendet Quetelet einige allgemeine Bemerkungen über die Resultate der bisherigen Beobachtungen voraus. Die wesentlichsten Sätze derselben lassen sich in folgenden Grundzügen hervorheben.

Die relativen Zustände der Vegetation haben in zwey von einander entlegenen Ländern keineswegs einen übereinstimmenden Gang, so daß man nicht sagen kann, diese oder jene Stadt habe die Blüthezeit z. B. um 20 Tage früher als eine andere. Wenn eine solche Differenz auch für eine gewisse Jahreszeit eintrifft, so ist sie für eine andere ganz verschieden davon *). Um die Gesetzmäßigkeit des Zusammenhanges der variabeln Erscheinungen mit bestimmten Ursachen festzustellen, reicht es für die verschiedenen Länder hin, die Temperaturtabellen zu Rathe zu ziehen, um die mittlere Jahreszeit zu bestimmen, zu welcher mehrere Pflanzen ihre Blätter und Blüthen zeigen. Diese ersten Indicien, deren Sammlung allerdings rathsam ist, entscheiden indeß noch keineswegs die allgemeine Bewegung der Vegetation, die sich mehr oder weniger langsam zu offenbaren pflegt. Sie ist gegeben durch die Blüthezeit von Galanthus nivalis, Crocus vernus, durch die Entwicklung der Haselnußkätzchen, der Stachelbeer-, Sambucus- und Lonicera Caprifolium-Blätter. Ebenso

*) Sehr gut drückt sich Ch. Martins in seinem Voyage botanique le long des côtes septentrionales de la Norwège über diese ungleichzeitige Entwicklung aus: „Nicht alle Pflanzen beginnen gleichzeitig ihre Vegetation: so fängt der Saft bey einigen zu steigen an, wenn das Thermometer um einige Grade über 0 ist; andere bedürfen hiezu einer Wärme von 10 — 12°, die der heißen Länder sogar von 15—20°. Mit einem Worte, jede Pflanze hat ihren Thermometer, dessen Nullpunkt dem Wärme-Minimum entspricht, bey welchem ihre Vegetation noch möglich ist. Wenn man daher nach der Summe der Wärme forscht, welche die Blüthe jeder dieser Pflanzen bestimmt hat, darf man natürlich nur die Summe der Wärmegrade nehmen, die sich über dem Nullpunkte jeder einzelnen Pflanze befinden, da diese allein in Wirksamkeit treten auf die Erweckung und Unterhaltung der Vegetation."

iſt die Entlaubung durch die Wirkung von Wärmegraden beſtimmt und wird bey uns durch die erſten Fröſte herbeygeführt. Dieſe und die vorhin erwähnte Epoche liegen gewiſſermaßen an den beyden Grenzen des Winters, und ſie entfernen ſich um ſo weiter von einander, um der weitern Entwicklung der übrigen Vegetationsphaſen Platz zu machen, je kürzer die Dauer der Winterkälte iſt. Der Winterſchlaf dauert in unſerm Klima (Belgien) drey bis vier Monate; in ſüdlichern Gegenden iſt er minder lang, und es läßt ſich ſogar eine Linie denken an der Oberfläche der Erde, wo er für die Mehrzahl der Pflanzen gänzlich wegfällt.

Wenn Quetelet an dieſen Satz die Behauptung reiht, daß in den tropiſchen Klimaten die Regenzeit ungefähr dieſelbe Wirkung thue wie die Froſtzeit; ſo dürfte hier wohl ein Schreibfehler untergelaufen ſeyn, da es als eine ausgemachte Sache gilt, daß die durch Regenmangel veranlaßte Dürre Wirkungen auf die Vegetation äußere, welche denen der Kälte entſprechen.

Quetelet bringt folgende Eintheilung der Vegetationsperioden zum Behufe ihrer allgemeinen (mittleren) Zeitbeſtimmung für Brüſſel in Anwendung: 1) Belaubungsperiode von Mitte März bis gegen Ende April; 2) Blütheperiode: Mai, Juni und halber Juli; 3) Fruchtperiode vom 15. Juni bis zur Entlaubung. Nach dieſer Eintheilung werden einige Vergleichungen dieſer Perioden zwiſchen verſchiedenen Orten und Brüſſel angeſtellt, welche Vergleichungspunkte ſich bis auf Lappland und die vereinigten Staaten ausdehnen. Zugleich wird die mittl. Jahres- und Monatstemperatur der verſchiedenen Orte angegeben. Darnach ſtellt ſich z. B. heraus: das Erwachen der Vegetation iſt in München um 20 Tage ſpäter als in Brüſſel, die Belaubung um 19 Tage, die Blüthezeit um 15 Tage; die übrigen Beſtimmungen fehlen. Venedig hingegen hat das Erwachen um 20 Tage früher als Brüſſel, die Belaubung um 4 Tage, die Blüthezeit um 18 Tage, die Fruchtzeit um 30 Tage, hingegen die Entlaubung um 10 Tage ſpäter. (Extrait du Tome XX des Mém. S. 134. Tab. No. 2.)

Die Tabelle No. 1 (S. 130) enthält eine Zuſammenſtellung der Entwicklungsphaſen der einzelnen Pflanzen an den verſchiedenen Beobachtungsorten, wobey das Mittel der fünfjährigen Aufzeichnungen (v. 1841—1845) als Werth für ihre Entwicklungszeit angenommen iſt. Nur für Brüſſel iſt das Datum derſelben angegeben, für die übrigen 13—21 Beobachtungspunkte iſt bloß der Unterſchied in Tagen, um welche dort die Entwicklungsſtufe früher oder ſpäter als in Brüſſel beobachtet wurde, ausgedrückt. Wir glauben hier für diejenigen, welche ſich für dieſe Unterſuchungen intereſſiren, denen jedoch das Original dieſer Abhandlungen nicht zugänglich iſt, einen kleinen Auszug jener Darſtellungen beygeben zu müſſen, da dieſelben beſonders geeignet ſind, die angedeuteten Verhältniße zu veranſchaulichen.

Der Mangel an Parallelismus in den iſantheſiſchen Linien, der ſich in dieſen Reſultaten kund giebt, beweiſt Herrn Qu., daß die Längen- und Breitengrade eben ſo wenig wie die Elevation die einzigen und hauptſächlichſten Regulatoren ſolcher Erſcheinungen abgeben, da conſtante Urſachen keine veränderliche Wirkungen hervorbringen können: er betrachtet ſie vielmehr nur als mittelbare Agentien, keineswegs aber als Grundlagen von Berechnungen, welche dieſe Erſcheinungsepochen in der Natur beſtimmen ſollen.

(Fortſetzung folgt.)

Mit einer Beylage.

Vorsprung (+) oder Verspätung (−) gegen Brüssel.

	Brüssel	Ostende	Grö-ningen	Pol-perro	Swaff-ham	Mün-chen	Parma	Vene-dig
Belaubung von								
Sambucus nigra	15. März	− 11	− 16	+ 65	+ 51	− 4	+ 8	+ 14
Syringa vulgaris	18. „	− 10	− 24	−	+ 1	− 14	− 12	−
Philadelphus coronarius	19. „	− 11	− 36	−	+ 1	− 13	+ 2	−
Corylus Avellana	24. „	− 4	− 24	+ 7	− 6	− 29	+ 2	+ 6
Tilia europaea	4. April	− 10	− 50	−	−	− 11	+ 2	−
Ulmus campestris	12. „	− 7	− 18	+ 32	+ 2	− 11	− 3	0
Vitis vinifera	21. „	− 10	− 11	−	− 6	− 27	+ 1	+ 5
Blüthezeit von								
Crocus vernus	21. Febr.	+ 4	− 25	−	+ 7	− 21	+ 2	−
Corylus Avellana	26. „	− 9	− 22	−	+ 25	− 36	+ 5	−
Galanthus nivalis	28. „	− 2	− 20	+ 44	+ 50	− 12	− 7	−
Amygdalus persica	18. März	+ 7	− 31	−	+ 13	− 17	− 5	−
Ulmus campestris	22. „	− 13	− 15	−	+ 5	−	+ 16	−
Syringa vulgaris	24. April	− 10	− 15	−	− 6	− 9	+ 10	+ 19
Convallaria majalis	24. „	− 16	− 12	−	− 17	− 19	+ 2	+ 13
Philadelphus coronarius	17. Mai	− 6	− 20	−	− 6	− 12	+ 14	+ 21
Sambucus nigra	22. „	− 9	− 18	−	− 5	− 2	+ 15	+ 14
Convolvulus sepium	23. „	−	+ 12	−	+ 1	+ 3	+ 19	+ 35
Fruchtreife von								
Fragaria vesca	3. Juni	0	− 9	−	− 5	− 15	+ 24	+ 34
Prunus Cerasus	8. „	− 25	−	−	−	−	−	−
Prunus Armeniaca	14. Aug.	+ 14	− 9	−	−	−	+ 55	+ 56
Amygdalus persica	18. „	− 9	− 49	−	−	−	+ 32	+ 30
Vitis vinifera	9. Octbr.	− 12	−	−	−	−	+ 65	+ 30
Entlaubung von								
Corylus Avellana	28. „	+ 4	−	−	0	+ 11	−	−
Philadelphus coronarius	28. „	0	0	−	+ 2	− 19	−	− 20
Sambucus nigra	4. Nov.	+ 2	−	−	−	+ 21	−	− 12
Syringa vulgaris	1. „	+ 2	−	−	+ 2	+ 15	−	− 8
Tilia europaea	27. Octbr.	+ 17	−	−	−	+ 5	−	−
Ulmus campestris	2. Nov.	+ 15	−	−	− 15	+ 21	−	−
Vitis vinifera	6. „	+ 2	−	−	−	+ 10	− 21	− 23

Digitized by Google

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Juli.

Nro. 134. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

I. A. Quetelet, Observations des phénomènes periodiques de plantes.

II. A. Quetelet sur le Climat de la Belgique.

III. Carl Fritsch, Vegetationsbeobachtungen zu Prag.

(Fortsetzung.)

In wie ferne hingegen die Temperatur hier befriedigende Aufschlüsse liefert, ergiebt sich aus einer Vergleichung der beobachteten Erscheinungen mit den gleichzeitig stattgefundenen Temperaturverhältnißen. Zu diesem Zwecke hat Qu. auf der Tabelle No. 2 die mittleren Temperaturen des Jahres und der Monate bey den verglichenen Stationen angegeben. Freylich beziehen sich diese Temperaturen nicht immer auf die in den genannten fünf Beobachtungsjahren statt gehabten, sondern sind zum Theil den in der Meteorologie von Kämtz befindlichen Angaben entnommen; andere beziehen sich sogar nur auf benachbarte Stationen, wie z. B. die für Polperro nach der von Pensance festgestellt ist, und die für Mackerstoun nach der von Edinburg. Wenn man bedenkt, daß die mittlere Temperatur um München in dem Stadtbezirke, zu welchem der botanische Garten, wo die Beobachtungen vollzogen worden sind, gehört, um einen ganzen Grad R. höher ist als bey der eine halbe Stunde entlegenen Kön. Sternwarte, kann in diesem Verfahren kein genauer Maaßstab für derley Verhältniße liegen; deßgleichen bedauert Qu. auch den Mangel von Angaben über die Erdtemperaturen. Ein Ueberblick über die in den Tabellen enthaltenen Daten veranlaßt denselben Gelehrten zu folgenden allgemeinen Betrachtungen.

Die mittlere Wintertemperatur beträgt zu Brüssel 2° C. Die im Verhältniße zu dieser Stadt am meisten begünstigten Localitäten sind Neapel, Alais und Polperro. Die Epoche des Erwachens der Vegetation konnte nur für die letztere Stadt bestimmt werden. Es findet 41 Tage früher statt als in Brüssel. Gleichfalls bedeutend ist auch dieser Vorsprung in den übrigen Stationen Englands, deßgleichen in Valogne, welches ebenfalls ein Seeklima genießt. Den Einfluß desselben an diesem letzteren Orte berichtet ein Brief des dortigen Beobachters Benoist, in welchem dieser mittheilt, daß dort Lorbeerbäume und Myrten im freyen Lande gezogen zu Bäumen erwachsen, und Feigen und Granatbäume gedeihen, wie nur im Süden. In einer Entfernung von 7 Kilometer von Valogne (Departement de Manche) zieht ein Gartenfreund Araucaria imbricata und Pinus australis im Freyen; ferner befinden sich zu Avranche, in demselben Departement, Gebüsche von Camellien. Selbst jenseits des 50. Grades gedeihen diese noch zu Penzance an der Südküste Englands mit Fuchsia- und Buddleia-Arten. Im Winter 1845 ist im Monate Jänner die Temperatur zu Valogne nicht unter — 2° gefallen, wohl aber auf + 10° gestiegen.

Wie bereits erwähnt, umfaßt die Belaubungsperiode zu Brüssel die Monate März und April, die der Blüthen den Mai und Juni: die eine begreift in sich den Beginn des Frühlings, die andere das Ende desselben. Zu Brüssel ist die Temperatur des Frühlings 10°; Neapel und Alais haben eine

bey weitem höhere: ebenſo iſt die Belaubungsperiode dort vorgerückt. In Venedig, Parma und Guaſtalla iſt dieſer Vorſprung minder bedeutend; der März und Anfang Aprils iſt aber auch dort kaum wärmer als in Brüſſel; die Ungleichheit der Temperatur ſpricht ſich dort erſt in den folgenden Monaten aus; daher auch die Blüthezeit daſelbſt ungefähr um 18 Tage vorgerückt iſt.

Polperro hat ſeine Belaubungsepoche 10 Tage früher als Brüſſel: in der That iſt auch die Temperatur des März dort höher und die des Aprils ungefähr gleich. Dieſer Vorſprung verliert ſich in den folgenden Monaten und dann iſt Brüſſel mit ſeiner Blüthezeit früher daran als Polperro und die andern Städte Englands. Der Vorſprung Brüſſels in der Belaubungszeit vor Holland und Deutſchland beträgt 12—20 Tage und vermindert ſich in der Folge, vorzüglich in Beziehung zu Prag, deſſen Temperatur im April, Mai, Juni etwas höher wird als die von Brüſſel.

Aehnliche Verhältniße erläutern die Wärmetabellen in der Verſpätung der Vegetation Schwedens, der vereinigten Staaten und Lapplands.

Die Entlaubungszeit ſcheint minder von der Temperatur des Jahres als vielmehr von der Wirkung der erſten Fröſte abzuhängen. So findet der Blattfall im Norden früher Statt als im Süden, wenn er nicht hier in Folge der Dürre und exceſſiven Wärme eintritt.

Die Monatstemperaturen entfernen ſich zu Genf und Lauſanne etwas von der in Brüſſel beobachteten. Die Wintermonate ſind dort etwas kälter, desgleichen iſt auch die Vegetation um einige Tage verzögert. Gegen die Zeit der Fruchtreife wandelt ſich dieſe Verſpätung in einen Vorſprung um; indeſſen iſt die Temperatur des Sommers *) keineswegs höher als in Brüſſel. Mit Recht ſucht Qu. die Urſache der frühern Reifung in der durch die reinere Luft bey höherer Lage hervorgerufenen größeren Kraft der Sonnenſtrahlen. Nach der allgemein befolgten Methode ließe ſich beſtätigen, daß die Differenz der Breite zwiſchen den beyden ſchweizeriſchen Stationen und Brüſſel ausgeglichen werde durch die Differenz der Höhe. Genf und Lauſanne liegen 4° 30′ ſüdlicher als Brüſſel und ihre mittlere Elevation iſt um 420 Meter höher; hieraus ergiebt ſich in der That, daß ein Breitegrad weiter nördlich das Aequivalent von 100 Meter Höhe ausmache. Dasſelbe Verhältniß ſtellt ſich aus einem Vergleiche zwiſchen München und Gröningen dar. Ihre Blüthenzeiten ſind ziemlich gleich, allein ihre Breiten und Höhen ſind ſehr verſchieden: München liegt um 5° 4′ ſüdlicher und um 524 Meter höher.

Carlsruhe und Brüſſel haben ziemlich einerley Jahrestemperatur. Der Winter und Beginn des Frühlings iſt in erſterer Stadt etwas kälter als in der zweyten; ebenſo iſt auch die Vegetation etwas verzögert; April und Mai aber ſind dort dafür wärmer und ſomit verwandelt auch die Vegetation ihre Verſpätung in einen Vorſprung. Carlsruhe iſt etwa um 2° ſüdlicher als Brüſſel: ſohin ſollte die Vegetation ungefähr um 8 Tage früher daran ſeyn, wie es in der That die von Paris iſt: andererſeits aber überſteigt ſeine Höhe die von Brüſſel um 300 Meter und bedingt ſo eine Verſpätung von 12 Tagen. Gleicht man die Wirkung der beyden gedachten Urſachen aus, ſo bleibt für Carlsruhe eine Verſpätung von 4 Tagen, wie dieſe in der That auch für den erſten Theil des Jahres von der Erfahrung beſtätigt wird; für den zweyten aber zeigt ſich dieſe Verſpätung in eine Förderung um 15 Tage umgewandelt. Es läßt ſich annehmen, daß die Vegetation auf hohen Plateaux, wo die Strahlkraft der Sonne größer iſt, ſo wie an Orten, wo die jährlichen Variationen der Wärme auffallender ſind, unter übrigens gleichen Umſtänden eine höhere Thätigkeit entfalte. Dieſe Thätigkeit zeigt ſich dann noch verſtärkt, wenn der Beobachtungspunkt ſich den Polargegenden nähert, wo das Licht ziemlich ununterbrochen ſeinen Einfluß ausübt, nachdem einmal die Vegetation ins Leben getreten iſt.

Wenn zwar dieſe Sätze noch keineswegs hinreichen mögen den Anforderungen einer analyſirenden Wiſſenſchaft vollkommen Genüge zu leiſten — was erſt dann geſchehen dürfte, wenn die bedingenden Urſachen für alle beobachteten Erſcheinungen des Pflanzenlebens ihre gleichzeitige, methodiſch einge-

*) Nicht Winters, wie es im Texte heißt.

richtete Bestimmung erhalten haben: — so hat der scharfsinnige Meteorologe doch das ihm zu Gebote stehende Material vortrefflich dazu benützt, um die wichtigen Anhaltspunkte aufzudecken, welche aus der Fortsetzung und weitern Ausbreitung solcher Beobachtungen, vor allem aber mit Hinzuziehung der klimatologischen Daten für die Wissenschaft resultiren können. Diese wird ihm daher stets zu Dank verpflichtet bleiben.

II. Zu solchen Vorbereitungen und Vorarbeiten, wie sie der vorstehende Bericht geschildert hat, steht Quetelets: Phénomènes periodiques des plantes als dritter Theil seines Werkes: Sur le Climat de la Belgique in nächster Beziehung. Diese Arbeit ist unstreitig eine der wichtigsten Erscheinungen in letzterer Zeit für Pflanzengeographie, wenn auch bestritten werden kann, daß alle gefundenen Thatsachen für sich in der gegebenen Form bleibende Geltung beanspruchen dürfen.

Als Gründe gegen diese können zum Theil bereits aus dem vorigen Berichte hervorgehen: 1. der Mangel einer scharfen Bestimmung der einzelnen Vegetationsphasen (den Qu. selbst an verschiedenen Stellen einräumt und bedauert) und 2. der Umstand, daß die Zuverläßigkeit der Beobachter nicht überall anerkannt werden kann, eine gleichfalls vom Verf. ausgesprochene Sache. Diese in ihren Consequenzen äußerst fühlbaren Mängel können indeß niemanden weniger zur Last gelegt werden, als Quetelet, dem die Bedeutung der Aufgabe klarer als seinen Mitarbeitern vor Augen stand, wie er denn durch den logisch durchdachten Gang seiner Entwicklungen hindurch sich allenthalben als einen in die Vorgänge des pflanzlichen Lebens Eingeweihten verräth und so zugleich von seinem meteorologischen Standpunkte aus dem Botaniker die Methode der diesem eigentlich zugewiesenen Beobachtung richtiger lehrt, als es mancher befangene Mann vom Fache zu begreifen vermocht hat.

Geben wir zur Sache über.

Quetelet unterwirft die Einflüße auf die periodischen Erscheinungen im Pflanzenleben mathematischer Behandlung. Er theilt sie

1. in atmosphärische Bedingungen: Temperatur, Sonnenstrahlung, Bewölkung, Feuchtigkeit, Winde, Dichtigkeit der Luft, Elektricität, Beschaffenheit des vorhergegangenen Jahres;
2. individuelle Bedingungen: Pflanzenform (Varietät), Alter, einfache oder gefüllte Blumen, längere oder kürzere Dauer seit die Pflanzung statt gefunden; gutes oder schlechtes Wachsthum, Eigenheiten der Pflanze;
3. locale Bedingungen: Bodenbeschaffenheit, Exposition;
4. geographische Bedingungen: Breite, Länge, Höhe.

Diese Bedingungen werden nun der Reihe nach näher untersucht und wie billig erfährt hier die Temperatur die ausführlichste Behandlung.

Indem Qu. die Hypothese von Réaumur, Cotte und Bouſſingault verwirft, daß die Entwicklung der Pflanze von einer vorausgegangenen gewissen Summe von Wärmegraden einzig und allein bedingt werde, sondern es hier vielmehr auf die Vertheilung der Wärmegrade ankommen läßt, bringt er in Anschlag:

1. den Zeitpunkt, von dem an die Temperaturen gezählt,
2. die Art und Weise, wie diese gezählt werden müssen, und
3. den dem Erwachen vorausgegangenen Zustand der Pflanze.

Den Zeitpunkt, von welchen an gezählt werden muß, fixirt H. Qu. im Allgemeinen auf „einige Tage nach Aufhören der Fröste, wenn die Pflanzen vom Winterschlafe erwachen und die Säftebewegung eintritt.“ Freylich ist dieser Moment sehr unbestimmt und selbst wieder verschieden für verschiedene Pflanzen.

Der Einfluß der Wärme wird von Qu. nicht nach der einfachen Summe der Grade, sondern „in der Weise lebendiger Kräfte“ nach der Summe ihrer Quadrate bestimmt. Hiernach braucht z. B. der Flieder zur Entfaltung seiner Blüthen, nach einfachen Graden gezählt, im Mittel die Summe von 476° C.; aus den Quadraten der Temperatur-Grade bestimmt sich aber diese Summe auf 4296°. Diese Zahl nennt dann Quetelet die Constante einer Pflanze, die für jegliche Pflanzenart eine besondere ist.

Der dem Erwachen vorausgegangene Zustand der Pflanze hängt theils von den Veränderungen, die ihr durch Einfluß des Winters zu Theil wurden, theils von ihrem Zustande bey Beginn des Winterschlafes ab. In Folge dieser Einwirkungen kann die Pflanze bey ihrem Erwachen schon in einem vorgerückten Zustande seyn, wie dieser dann als das Resultat einer Aufeinanderfolge mehr oder weniger erhöhter Temperaturen betrachtet werden kann, deren Quadrate eine jedem Jahre und jeder Pflanze eigenthümliche Summe abgeben, die gleichfalls für die Constante mit in Berechnung kommen muß.

Nach diesen Entwicklungen stellt Quetelet folgende Formel für die Constante z. B. der Blüthe auf. S^2 sey die Summe der Quadrate erhöhter Wintertemperaturen, t, t', t'' . . . die täglichen Temperaturen nach dem Erwachen der Pflanze, so ist die Constante

$$= C = S^2 + t^2 + t'^2\ t''^2 + \text{etc.}$$
$$C = S^2 + \Sigma t^2, \ldots .$$

wobey Σt^2 die Summe der Quadrate vom Anfange der Erwachens bis zur Blüthe beobachteten Temperaturen ist. Jedoch vermißt Qu. in dieser Formel noch den Ausdruck für die gleichfalls dabey ins Spiel tretenden Temperaturen der Erde je nach den verschiedenen Tiefen, in welche die Wurzeln dringen.

Quetelet stellt nun folgende Sätze auf:

1. Ein Land, dessen Winter im Allgemeinen milde ist, kann ungeachtet einer höheren Breite seine Frühlingsvegetation vorgerückter haben, als ein anderes Land von geringerer Breite. An der Westküste Englands blühen Schneeglöckchen und Crocus früher als in Parma.

2. Die Zeit, welche zwey aufeinanderfolgende Phasen trennt, bleibt sich an den verschiedenen Orten nicht gleich.

3. Die isantheſischen Linien haben keinen allgemeinen Charakter: — sie erleiden Modifikationen nach den verschiedenen Jahresepochen und richten sich einigermassen nach den isothermischen Linien.

4. Ein täglicher Wechsel der Temperatur und überhaupt Temperaturwechsel sind unter sonst gleichen Umständen für die Vegetation günstiger, als eine gleichförmige Temperatur. Dieser wichtige Satz findet ausführlichere Entwicklung, indem Qu. aus der oben angegebenen Formel den algebraischen Beweis herleitet, demgemäß die Summe der Quadrate von variabeln Wärmegraden größer ist, als die Summe der Quadrate ihrer Mittel, und zwar gerade um so größer, je mehr die Variationen zunehmen. Da nun diese Folgerung auf einer hypothetische Prämisse beruht, als welche die Annahme jener Formel noch gelten muß: so suchte H. Qu. das so gefundene Resultat durch die Erfahrung zu bestätigen. Er ließ zu diesem Zwecke einige Fliederstöcke aus der Erde heben, um einen künstlichen Schlaf zu bewirken. Nach einiger Zeit wurde nun eine dieser Pflanzen wieder in die Erde gebracht und in einem Treibhause einer sehr milden und gleichmäßigen Temperatur ausgesetzt. Diese Pflanze bedeckte sich mit Knospen und Blättern, ohne zu blühen. Dennoch war die Summe der Quadrate der zur Belaubung erforderlichen Temperaturen ganz dieselbe, welche er für den Flieder bestimmt hatte, wo dieser Proceß im Freyen vor sich gieng. Die Beweiskraft dieses Experimentes scheint indeß dem Ref. zweifelhaft, da es im Widerspruche steht mit den gewöhnlichen Erfahrungen der Gärtner, die gerade dieselbe Behandlung den Fliederstöcken angedeihen lassen, um sie aus dem Winterschlaf frühzeitig in Blüthe zu bringen. Der Ausdruck Quetelets: „er blühte nicht," ist auch nicht bezeichnend genug, denn es frägt sich dabey noch immer, ob bereits vorgebildete Blüthen nicht zur Entfaltung kamen oder ob überhaupt diese Formation gar nicht gebildet wurde. Fand, wie dieß sehr wahrscheinlich ist, der letztere Fall statt, so lag die Ursache offenbar nicht in den Temperaturverhältnissen, sondern in dem vorausgegangenen Zustande, in welchem ihm bereits von Anfang her die Anlage der Blüthenknospen gemangelt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Juli.

Nro. 135. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1819.

I. A. Quetelet, Observations des phénomènes periodiques de plantes.

II. A. Quetelet sur le Climat de la Belgique.

III. Carl Fritsch, Vegetationsbeobachtungen zu Prag.

(Fortsetzung.)

Ferner bezieht sich Qu. auf eine Beobachtung Humboldt's, gemäß welcher in Berlin die Fröste den Orangebäumen statt zu schaden günstig waren, ja dieselben sogar den Winter hindurch im Freyen bleiben (?).

Indeß erkennt Qu. das Vorhandenseyn bestimmter Grenzen der Temperaturvariationen an, und zwar Grenzen, die sich nicht bloß auf die Temperaturextreme, sondern auch auf ihre mittleren Zahlen beziehen, wodurch also die aufgestellte Formel selbst nur innerhalb gewisser Grenzen ihre Bewahrheitung findet, und leitet hieraus die Wichtigkeit der Beobachtung der täglichen und jährlichen Temperaturvariationen ab. Im Anhange sind Zusammenstellungen dieser tabellarisch geordnet beygegeben und eine Charte enthält die Linien gleicher Variationen graphisch aufgetragen. Unterschiede, die sich aus diesen Schwankungen ergeben, müssen auch für die Vegetation von Einfluß seyn. Edinburg und Fulda haben eine jährliche mittlere Temperatur von 8°,3 C.; in ersterer Stadt beträgt die jährliche Variation 12°, 6, in letzterer 23°, 1. Das Minimum dieser Schwankung, d. h. der Differenz zwischen der mittleren Wärme des kältesten und der des wärmsten Monates, beträgt für Europa 10°, das Maximum 35 — 40°. Die Linien gleicher Variationen veranschaulichen den Gegensatz zwischen Continental- und Seeklima, und verrathen zugleich eine merkwürdige Uebereinstimmung mit den Linien gleicher Sommerregen-Mengen.

H. Quetelet hat endlich einige Beyspiele aus der Pflanzenwelt hervorgehoben, um das Verhalten der Vegetation, der Blüthezeit und Fruchtreife zu den Isothermen darzulegen. Diese Beyspiele beschränken sich auf die Obstbäume, den Weinstock und den Weizen. Schade, daß ihm Grisebach's Abhandlung über die Vegetationslinien des nordwestlichen Deutschlands noch nicht bekannt war, sonst würde er aus dem Verhalten einzelner Pflanzen in dieser Beziehung kein allgemeines Gesetz herzuleiten bemüht gewesen seyn. Es kann nun als eine genügend begründete Erfahrung gelten, daß die verschiedenen Pflanzen nicht bloß von der Quantität der äußern Einflüße, sondern auch von deren Qualität verschieden afficirt werden, und daß ein meteorologischer Faktor, welcher die Lebensbedingungen der einen Pflanze enthält, für eine andere völlig gleichgültig sey.

Einfluß der directen Sonnenstrahlen. Wie schon Humboldt*) auf die Nothwendigkeit aufmerksam gemacht hat, die Stärke der Insolation

---

*) De distributione geographica plantarum. 1813. pag. 167 und Asie centrale III. S. 34 und 157.

zu berückſichtigen, wenn es ſich um das Reifen der Feldfrüchte handelt, hat ſpäter Gaſparin *) dieſem Einfluße einen numeriſchen Ausdruck ertheilt, welchen er in der halben Summe des Temperaturminimums und des Maximums der Temperatur in der Sonne fand. Qu. erkennt im Allgemeinen die Richtigkeit dieſer Beſtimmung, empfiehlt aber auch hier die Anwendung der Quadrate. Beygegebene Tabellen legen die aus ſeiner Beobachtung hervorgegangenen Unterſchiede der Temperatur im Schatten und der in der Sonne dar.

Der Zuſtand des Himmels bedingt die Stärke der Sonnenſtrahlung und die Lichtmenge, ſo wie bey Nacht die Wärmeſtrahlung des Bodens. Die darüber in Brüſſel angeſtellten Beobachtungen ſind auf einer Tabelle dargeſtellt, wo 0 einen ganz bedeckten und 10 einen wolkenleeren Himmel anzeigt. Aus ihnen ergiebt ſich, daß man in Brüſſel während des Jahres $\frac{31}{100}$ des Himmels zu ſehen bekommt. Das Verhalten der Bewölkungen zu den verſchiedenen Tageszeiten kommt hiebey nicht minder in Betracht, als das in den verſchiedenen Monaten. Störungen, die in dem gewöhnlichen Gang dieſer Verhältniſſe im May 1845 ſtattfanden, wonach die Bewölkung nur 1,8 (in andern Jahren 5,8) betrug, während zugleich auch die Temperatur im Schatten ungewöhnlich deprimirt erſchien, ſind in Belgien unmittelbar dem Erſcheinen der Kartoffelkrankheit vorhergegangen.

Mit dieſen Urſachen ſtand auch die Feuchtigkeit der Luft in Verbindung. Ihre Wichtigkeit für die Vegetation überhaupt iſt eine allbekannte Sache: Trockenheit wirkt wie die Kälte, ununterbrochener Regen nicht minder ſchädlich auf die Pflanzenwelt. Die Tabelle 6 ſtellt die jährliche Regenmenge zu Brüſſel dar, Tab. 6 bis die Anzahl der Regentage daſelbſt.

Außer den angeführten Tabellen betreffen noch folgende die Temperaturverhältniſſe. Nämlich Tab. 4 zeigt die Vertheilung der Froſttage in den verſchiedenen Monaten der Jahre 1833 bis 1835 zu Brüſſel; Tab. 5 enthält die mittleren Monatstemperaturen (aus den Maximis und Minimis gezogen) von 1839 bis 1844 ebendaſelbſt, Tab. 7 die Summe der Temperaturen während der Dauer der Vegetationszeit in dem genannten Zeitraum, und Tab. 8 die Summe ihrer Quadrate.

Die Tabellen 9 — 12 ſtellen hierauf die Reſultate der zu Brüſſel angeſtellten Beobachtungen der Vegetationsphaſen dar. Dieſe ſind die Belaubung, Blüthezeit, Fruchtreife und Entlaubung. Als Belaubung gilt der Moment der Knospenentwicklung, „wo die Oberſeite (face supérieur) der erſten Blätter in Berührung mit der atmoſphäriſchen Luft tritt und ihre Lebensfunktionen beginnt;“ die Blüthezeit entſcheidet das Oeffnen der erſten Blumen, die Entlaubung tritt ein, ſobald der Baum die meiſten Blätter verloren hat.

In der Art dieſer letztern Beſtimmungen, deren Mangel an nöthiger Präciſion Quetelet ſelbſt zugiebt, glaubt jedoch Ref. den wichtigſten Grund zu erkennen, weßhalb die darauf Bezug habenden Beobachtungen nicht immer Reſultate hatten, die eine Geſetzmäßigkeit erkennen ließen. Halten wir die Arbeiten von Fritſch über denſelben Gegenſtand entgegen, ſo zeigen uns dieſe eine im Ganzen empfehlenswerthere Methode. Indeſſen geben die angeführten Reſultate immer ſehr ſchätzenswerthe Anhaltspunkte zu Beurtheilung der Lebensweiſe und Bedürfniſſe der Pflanzen.

Wenn die Verſuche, in dieſen Erſcheinungen einen geſetzmäßigen Gang zu finden, mehr oder weniger mißlangen, ſo trägt die Schuld daran nicht bloß die eben angeführte Urſache, ſondern wohl auch der Mangel einer ſichern Beſtimmung des Einflußes rückgängiger Temperaturbewegungen auf die Fortbildung des Pflanzenlebens. Im Allgemeinen läßt ſich nur ſo viel erkennen, daß Fröſte die bereits geförderte Entwicklung desſelben wieder zurückverſetzen konnten, ſogar bis zum Zuſtande des Winterſchlafes, andererſeits auch durch Deſtruction nachtheilige Wirkungen äußerten. Inſofern das vorliegende Material bloß zu allgemeinen Bemerkungen Veranlaſſung geben konnte, die ſich noch keineswegs zur Höhe wiſſenſchaftlicher Lehrſätze erheben, glaubt Ref. in ſeinem Berichte die Reihe derſelben übergehen zu dürfen.

*) Cours d'agriculture II. S. 77.

Quetelet bestimmt aus einer verschiedenen Anzahl beobachteter Fälle die Zeitpunkte der vier Phasen für Brüssel mit Beysetzung der von dem Erwachen der Vegetation bis zum Eintritte der Phase stattgefundenen Summe der Wärmegrade und ihrer Quadrate. Obgleich sich eine Sicherheit in der Verallgemeinerung dieser Bestimmungen nur dann beanspruchen läßt, wenn stets dieselben Pflanzenarten, ja sogar Individuen es sind, die bey möglichster Vervielfältigung der Fälle den Beobachtungen zu Grunde gelegt werden: so haben sie doch Veranlassung gegeben zu einer interessanten graphisch dargestellten Vergleichung des Ganges der mittleren Blüthezeiten in verschiedenen Jahren, sowohl mit den ihnen entsprechenden Summen der Temperaturen, als auch deren Quadraten, wo dann die weit evidentere Uebereinstimmung jener mit diesen letzteren als ein neuer Beleg für die Anwendung der Quadrate angesehen werden kann (Tab. II.).

Abgesehen von den berührten Ursachen der Anomalien in dem Parallelismus zwischen der beobachteten Erscheinung und ihrer Ursache kommt hier in der That auch noch der von Quetelet angedeutete Nachtheil zur Sprache, den die einseitige Betrachtung einer einzigen Ursache, die hier stets mit vielen andern in Combination tritt, an sich trägt: wenn auch stets unverkennbar bleibt, daß gerade diese Ursache, nämlich die Temperatur, in den Erscheinungen des vegetativen Lebens die wichtigste Rolle spielt.

Ueber den Einfluß der Individualität und der Localität beschränkt sich Qu., einige wenige Andeutungen zu geben, die sich auf die Methode der Beobachtung beziehen: daß nämlich zu Beurtheilung des Einflußes der Individualität erforderlich sey, Pflanzen verschieden an Alter, Varietät und Lebensstärke unter gleichen localen Verhältnissen, zur Erkennung aber der localen Einflüße das Verhalten gleichartiger Pflanzen unter verschiedener Beschaffenheit der Exposition und des Bodens zu beobachten.

Die Untersuchung der geographischen Einflüße führt zunächst zur Betrachtung des Einflußes der Breite und der Elevation über dem Meere, denen Qu. die bekannten Bestimmungen von Schübler, Humboldt und Berghaus zu Grunde legt.

Wie nun auf den verschiedenen Punkten Europa's und auch in Amerika unter gleichen und unter verschiedenen Breitegraden die Evolutionszeiten der einzelnen Pflanzenphasen differiren, dieß stellt Qu. zunächst aus den von verschiedenen Autoren bekannt gegebenen Beobachtungen tabellarisch zusammen, ohne jedoch zugleich immer auf die verursachenden Temperaturverhältnisse Rücksicht zu nehmen. Indem aber hier nicht von Evolutionsphasen bestimmter Pflanzen, sondern hauptsächlich nur solcher die Rede ist, die den verglichenen Gegenden eigenthümlich, für's Ganze aber als zufällige Erscheinungen zu betrachten sind, können nur insoferne Quetelet's Bestimmungen allgemeine Anwendung finden, als sie sich auf einen von der Beschaffenheit der Artenverschiedenheiten unabhängigen Vegetationsact beziehen, für welchen sie in der That mitunter sehr sprechende Ausdrücke liefern. So zeigt eine Vergleichung der Vegetationsphasen von London, Brüssel und Stettin: wie der mildere Winter von London (= 4,2) im Verhältnisse zu Brüssel (= 3,3) bey fast gleicher mittlerer Temperatur (= 10,4 : 10,3) die Vegetation bis zu Anfang April um 32 — 20 Tage begünstigt, dann aber dieser bey höherer Breite und etwas niedrigerer Sommertemperatur den Vorsprung läßt. Im entgegengesetzten Falle aber ist die Vegetation von Stettin bey geringerer mittlerer Temperatur (= 8,1) und strengerem Winter (= —0,3) im Februar und März am weitesten hinter der von Brüssel zurück (um 22 bis 25 Tage). Diese Differenzen vermindern sich aber bey fast gleicher Sommerwärme (Brüssel = 17,3 und Stettin = 16,9) in den darauf folgenden Monaten, so daß sich die Vegetation endlich mit der von London und Brüssel fast auf gleiche Stufe stellt.

Indem endlich Qu. die durch seine Aufmunterung veranlaßten Beobachtungen, wie sie im Bericht (I) über die Mémoires dargestellt sind, seiner Behandlung unterbreitet, benützt er dieselben hauptsächlich zu einer Vergleichung der hieraus resultirenden Zustände theils an den verschiedenen Punkten Belgiens unter sich, theils der auswärtigen Locali-

täten mit Brüſſel, ſo zwar, daß er die mittlere Differenz zwiſchen den Evolutionszeiten jener und der genannten Stadt hervorhebt. Um ein Beyſpiel anzuführen, zeigt die Vegetation von Guaſtalla einen Vorſprung vor Brüſſel in der Belaubung im Mittel um 4 Tage; in der Blüthezeit nur 11 Tage und in der Fruchtreife um 38 Tage. München hingegen differirt nur unbedeutend von Gröningen, welches gegen Brüſſel eine Verſpätung von ungefähr 20 Tagen im Mittel zeigt, deren größte Differenz in die Periode der Blüthezeit fällt. Indeß erkennt Qu. die Unzuverläßigkeit dieſer Bezeichnung der mittleren Verhältniſſe bey der großen Variabilität der Erſcheinungen an. Inwieferne ihm bey allen Mängeln das Material geeignet erſchien, allgemeine Schlüſſe für die Wiſſenſchaft herauszuziehen, wurde bereits in unſerm Berichte I. über die von Qu. in dem Jahrg. 1846 der Mém. aufgeſtellten Sätze ausführlich mitgetheilt. Qu. wiederholt hier dieſe Sätze, und fügt noch die intereſſanten Bemerkungen von Kupffer über den Einfluß der Luft- und Bodenwärme auf den Bau der Cerealien hinzu, welche dieſe Verhältniſſe unter den in Rußland gegebenen Bedingungen behandeln, wo bey einer mittleren Jahrestemperatur zwiſchen — 3°,2 und + 0°,7 die Temperatur des Frühlings und Herbſtes die wichtigſte Rolle für das Gedeihen des Getreides übernimmt. In Irkutſk gelingt der Bau des Roggens hier und da auf einem Boden, deſſen Unterlage gefroren bleibt (S. 67). Aus dieſem Umſtande leitet Qu. den ſehr beachtungswerthen Satz ab, daß die jährliche mittlere Temperatur deßhalb bey der Vegetation minder maßgebend erſcheinen könne, weil durch die Schneedecke die Bedingungen derſelben auch bey exceſſiver Kälte ziemlich gleichgehalten werden, und die Kälte ſelbſt, ſo lange ſie den Organismus nicht zerſtört, durch niedere Thermometerſtände die mittlere Temperatur des Jahres deprimiren kann, ohne daß dadurch ſich auffallende Differenzen in den periodiſchen Erſcheinungen der Vegetation zeigen. In Beziehung auf dieſe iſt vielmehr der Zuſtand zu beachten, in welchem ſich die Pflanze vor Eintritt des Winterſchlafes befand, und ebenſo die Lichtmenge, welche die Pflanze empfängt.

Endlich beſtimmt Qu., übereinſtimmend mit Schübler, die Differenz, welche in der Entwicklung der Pflanze durch Einen Breitegrad bewirkt wird, gleich der durch eine Höhe von 100 Metres hervorgerufenen auf 4 Tage, doch nur inſoferne als dieſe geographiſchen Unterſchiede die Urſachen ſind verſchiedener Temperaturen.

Außer den angeführten Tabellen 1 — 12 ſchließt H. Qu. noch folgende ſeinem Werke an:

Die Tabellen 13 — 14 C enthalten die mittleren Entwicklungsphaſen von Pflanzen nach mehrjährigen Beobachtungen zu Brüſſel in chronologiſcher Ordnung. Die Tab. 15 vergleicht dieſe Erſcheinungen mit der Summe der Temperaturen und ihrer Quadrate. Die Tab. 18 — 21 enthalten die alphabetiſchen Zuſammenſtellungen der Entwicklungszeiten nach den Beobachtungen an ſämmtlichen angeführten Punkten von 1841 — 1845 und die Tab. 1822 A bis D liefern die daraus gezogenen Mittel der Zeitdifferenzen zwiſchen Brüſſel und den Beobachtungspunkten, wie ſie in den Mém. enthalten und aus denſelben im Bericht I. im Auszuge mitgetheilt worden ſind.

Tab. 23 legt die Beobachtungen über die Entwicklungszeiten einjähriger Pflanzen vor Augen, die in Samen von gleicher Herkunft und zu gleicher Zeit an verſchiedenen Orten geſucht waren.

Endlich vergleicht die Tabelle 24 die fünf Vegetationsphaſen unter ſich nach der geographiſchen Lage (Länge, Breite, Höhe), der Temperatur des Jahres, der Jahreszeiten und der Monate. In dieſer Tabelle ſind auch außereuropäiſche Punkte aufgenommen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Juli.

Nro. 136. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Codex diplomaticus fuldensis. Herausgegeben von Ernst Friedrich Johann Dronke. **1.—3.** Lieferung. Cassel, Druck und Verlag von Theodor Fischer. **1847. 4.** (bis jetzt **45** Bg. oder **360** Seiten, die Jahre **747—1049** enthaltend).

Seit geraumer Zeit durchforscht Unterzeichneter die 1. und 2., seit Kurzem auch die 3. Lieferung dieser reichhaltigen Urkundensammlung, welche im Ganzen 60 Bg. stark werden, und bis zum J. 1315 vorrücken soll. Es fehlt uns also noch die 4. Lieferung, überdies Haupttitel, Vorrede, Einleitung und die beiden Register (die Orts- und Personennamen verzeichnend); letzteren Abgang empfinden wir besonders schmerzlich.

Längst hätte nun Unterzeichneter, den Wünschen eines befreundeten Geschichtsforschers nachgebend, eine Anzeige dieses, nicht bloß für das Ländchen Buchen, sondern für das ganze westliche Deutschland wichtigen Quellenwerkes geliefert, hätt' er nicht die Erscheinung der 3. Lfg. abwarten zu müssen geglaubt. Nach jahrelangem Harren kam sie endlich am 16. März d. J. in seine Hände, ohne jedoch die Absicht des Harrens zu befriedigen. Der Berichterstatter glaubte nämlich, mit der 3. Lfg. würden sich die Traditiones fuldenses von Pistorius, welche die Jahre 760—1157 umfassen, und meist Schenkungen aus dem Grab- und Tullifelde, dann aus dem Wern-, Saal-, Asch- und Sinngaue (jetzt meistens bayerisch) enthalten, abschließen. Dies war aber, wie man sieht, nicht der Fall, indem die vorliegende 3. Lfg. mit dem September d. J. 1049 abbricht.

Vor Allem muß man es als eine besonders günstige Fügung des Geschickes betrachten, daß Dr. Dronke, welcher in ganz andrer Gegend das Licht der Welt erblickte *), aus der Reingegend nach Fulda gezogen ward, und dort sogleich die seit länger als 100 Jahren ruhende Urkundenwelt Buchen's mit kräftiger Hand aus dem Schlummer zu rütteln begann. Die büchischen und hessischen Gelehrten wurden seither nicht müde, die bekannten Alterthümer des Jesuiten Brower, besonders aber die verfälschten und längst nicht mehr genügenden Schenkungen des Lützelnburgers Schannat hundertfach abzuschreiben und zu erläutern; Keiner wagte sich aber an die erneute Vergleichung und

*) Dr. Ernst Dronke ward am 28. Juni 1797 zu Falkenberg in Oberschlesien geboren, besuchte die Gymnasien zu Leobschütz und Breslau, hierauf die Hochschulen zu Breslau und Berlin, erhielt im J. 1819 eine ordentliche Lehrerstelle am Gymnasium zu Koblenz, endlich am 21. Juni 1841 von der kurhessischen Regierung zu Kassel die Ernennung als Direktor und erster Lehrer des Gymnasiums zu Fulda, und ward als solcher am 21. Sept. dess. J. in sein neues Amt eingeführt. Sieh: Examinis solemnia in gymnasio fuldensi diebus 14., 15. et 16. m. Martii a. 1842 publice celebranda indicit Ernestus *Dronke*, Dr., gymnasii director (Fulda 1842. 4.), 27. u. 28. S. Hier sind auch Dronke's Schriften (12 an der Zahl) verzeichnet.

Herausgabe der großentheils noch vorhandenen Originale, was vielleicht gut war, indem erst unsere Zeit durch J. Grimm's und Schmeller's umfassende Sprachforschung die Mittel gewann, etwas Tüchtiges auf diesem Felde zu leisten.

(Fortsetzung folgt).

I. A. Quetelet, Observations des phénomènes periodiques de plantes.

II. A. Quetelet sur le Climat de la Belgique.

III. Carl Fritsch, Vegetationsbeobachtungen zu Prag.

(Schluß.)

III. Gleichzeitig mit Quetelet's Untersuchungen, aber unabhängig von ihnen und nach selbstständiger Methode, hat C. Fritsch seine Beobachtungen der Vegetationsphasen angestellt. Seine Methode wurde von ihm bereits im I. Jahrgange von C. Kreil's magnetischen und meteorologischen Beobachtungen zu Prag (vom July 1839 bis July 1840) bekannt gemacht, sie hat aber in den Vorreden zu den in den spätern Jahren nachfolgenden Berichten von ihm manche Verbesserungen erhalten, deren Summe ihr folgende Gestalt ertheilt.

1. Das Beobachtungsgebiet ist ein Kreis, dessen Mittelpunkt Prag, dessen Halbmesser eine geographische Meile beträgt.

2. Gegenstand ist die jährliche Periodicität, und vom J. 1842 an auch die tägliche Periodicität in den Lebenserscheinungen gewisser bezeichneter, wildwachsender Pflanzen, mit gesonderter Berücksichtigung der cultivirten.

3. Aus diesen Lebenserscheinungen werden bestimmte Entwicklungsstufen (Phasen) der Pflanzen hervorgerufen und ihre Zeit angemerkt.

4. Diese Zeiten werden in fünftägige Epochen zusammengezogen.

5. Jeder solchen Epoche wird der in ihrem Zeitraume an einem Observatorium beobachtete meteorologische Zustand beygesetzt: nämlich der Luftdruck, die Temperatur der Luft im mittleren Werthe ausgedrückt, ebenso die des Bodens (zu 1′,5; 2′,5, 3′,5; 4′,5 und 5′,5), die Spannung der Dünste; Heiterkeitsgrad der Atmosphäre, die Regenmenge, Windstärke. Ferner ist auch die jährliche Dauer und Dicke der Schneedecke angemerkt, so wie die Temperaturen zweyer Quellen gleichzeitige Erwähnung finden.

Es ist zur arithmetischen Behandlung der Aufgabe nöthig, den Werthen der periodischen Erscheinungen des Pflanzenlebens numerische Ausdrücke zu geben, daher Fritsch folgende Zeichen in Anwendung bringt:

A. Für die jährliche Periodicität:

+ 11	bedeutet	Anfang der Blattknospenentwicklung,
+ 10	„	Mitte,
+ 9	„	Ende.
+ 8	„	Anfang der Blattentwicklung,
+ 7	„	Mitte,
+ 6	„	Ende.
+ 5	„	Anfang d. Blüthenknospenentwicklung,
+ 4	„	Mitte,
+ 3	„	Ende.
+ 2	„	Anfang der Blüthe,
+ 1	„	halbe Blüthenfülle,
0	„	Blüthenfülle,
— 1	„	halb verblüht,
— 2	„	verblüht.
— 3	„	Anfang der Fruchtentwicklung,
— 4	„	Mitte,
— 5	„	Ende.
— 6	„	Anfang der Fruchtreife,
— 7	„	Mitte,
— 8	„	Ende.
— 9	„	Anfang der Farbenänderung,
— 10	„	Mitte,
— 11	„	Ende.
— 12	„	Anfang des Laubfalles,
— 13	„	Mitte,
— 14	„	Ende.

Diese Zeichen werden in der Beobachtung angewendet; für die Zusammenstellung der berechneten Mittel ergeben sich dann:

$+ 10 \left(= \frac{+ 11 + 10 + 9}{3}\right)$ = Blattknospenentwicklung;

$+ 7$ = Blätterung; $+ 4$ = Blüthenknospenentwicklung; ± 0 = Blüthenfülle; $- 4$ = Fruchtentwicklung; $- 7$ = Fruchtreife; $- 10$ = Blattentfärbung; $- 13$ = Laubfall.

Es wurde eine noch nähere Bezeichnung der Gliederung, in welche jede Phase zerfällt, für nöthig erachtet, und zwar bedeutet Anfang z. B. der Blüthenphase, daß die Pflanze schon einzelne entwickelte Blüthen trug, Mitte (Fülle) der Blüthe, daß sie mit der größten Menge entwickelter Blumen prangte, Ende der Blüthen, wenn nur noch einzelne Blumen bemerkt werden. Der Anfang der Blattentwicklung will bedeuten, daß einzelne Blätter ausgebildet sind; die Mitte, wenn es bey der Hälfte der Blätter der Fall ist, und das Ende, wenn die Mehrzahl oder alle Blätter entwickelt sind.

B. Zeichen für die tägliche Periodicität:

Der Grad der Oeffnung der Blüthe (= B) wird durch Zahlen ausgedrückt in dem Verhältnisse, daß B = 100 eine vollkommen offene, radförmig ausgebreitete Blüthe; B = 0 eine geschlossene bedeutet; B = 200 aber eine zurückgeschlagene anzeigt.

Der Schwierigkeit, die sich überhaupt der Zeitbestimmung der Entwicklungsphasen aus dem Mangel an scharfen Grenzen zwischen denselben darbietet, weiß H. Fritsch dadurch zu begegnen, daß er jede Pflanze so oft aufzeichnet, als sie sich in verschiedenen Momenten darbietet.

Bey der Ungleichheit der meteorologischen Bedingungen auf einem so ausgedehnten Areale wurden auch bey jeder Beobachtung die modificirenden Einflüße berücksichtiget; nämlich die Nähe größerer Wasserflächen, die = (W) bezeichnet wird, ferner die Exposition nach den Himmelsgegenden (W., O., N., S.), die Insolation (I = sonnig, I′ = indifferent und I″ beschattet), der Standort (H = auf Hochebenen und F = Felsen.)

Außer den Vegetationsphasen sind am Leben der Pflanzenindividuen noch andere Wirkungen der meteorologischen Einflüße zu beobachten, welche nicht übergangen werden. Die Zeichen dafür sind: k = verkrüppelte Pflanzen; g = ungewöhnlich große Entwicklung, w = welke Pflanzen, v = vertrocknete Pflanzen, f = erfrorne Pflanzen. Eine Entwicklungsstufe, welche die Pflanze zum zweitenmale im Jahre erreicht, wird mit dem Exponenten ^{2} bezeichnet. Die übermäßige Entwicklung einer Phase zeigt ein Sternchen (*) an, die verkümmerte ein Strich durch die Nummer z. B. Ø.

Die Resultate der vom Jahre 1840 — 1846 aufgezeichneten Beobachtungen sind in den magnet. und meteor. Beobachtungen Jahrg. VII. S. XXXIII. ff. enthalten. Sie zerfallen in zwey Abtheilungen. Die Abth. A. enthält die mittleren Epochen der verschiedenen Entwicklungsphasen, über welche eine vollständige Reihe fünfjähriger Beobachtungen vorlag.

In der Abtheilung B., welche zugleich als Verzeichniß der beobachteten in der Abtheilung A. vorkommenden Pflanzen dient, wird der Einfluß des Standortes und der Insolation auf die Epochen der Entwicklungsphasen bey mehreren Pflanzen nachgewiesen. Die Zahlen, durch + oder — den durch Gleichheitszeichen verbundenen Buchstabenzeichen angehängt, zeigen an, um wie viel Tage die Entwicklungsphasen bey verschiedener Exposition oder Insolation des Bodens früher oder später eintreffen.

Im Jahrg. IV. S. 91 findet sich eine interessante Schilderung von den Wirkungen der denkwürdigen Dürre des Jahres 1842 auf die Vegetation, die allerdings den bekannten Satz, daß die Dürre ähnliche Wirkungen wie die excessive Kälte äußere, bestätigen. Bey einer Temperatur, welche die Höhe von + 18°,40 R. erreichte, herrschte im Sommer ein Regenmangel, der im August den höchsten Grad erreichte, nachdem einmal 4 Wochen hindurch kein Tropfen Regen gefallen war. Die Vegetation vertrocknete. Regen, welche sich im September einstellten, belebten sie wieder, wie die wiederkehrende Wärme im Frühling die durch Fröste niedergehaltene.

Nach dem Bekenntnisse des Hrn. Fritsch gewähren diese Resultate, 5jährigen Beobachtungen entnommen, noch keineswegs die vollständige Sicherheit und ist hiezu eine Fortsetzung derselben durch mehrere Decennien erforderlich.

Etwas undeutlich ſcheint uns die Bezeichnung der Blattknospenentwicklung ausgeſprochen. Der Botaniker weiß, daß dieſe bey vielen Pflanzen den Zeitraum faſt eines ganzen Jahres umfaßt. Bey Syringa werden z. B. die Blattknospen faſt gleichzeitig mit der Vollendung des Blattes, in deſſen Achſel ſie ſtehen (im Klima Münchens Anfangs Mai), gebildet, und erlangen dann das Ende ihrer Entwicklung erſt gegen dieſelbe Jahreszeit des folgenden Jahres. Da es hier vor allem auf eine präciſe Beſtimmung des zu beobachtenden Erſcheinungsmomentes ankommt, ſo dürfte dieſe Stufe eine ſchärfere Bezeichnung verlangen. Als ſolche dürfte hier und überhaupt bey Pflanzen mit verhüllten Knospen der Moment anzunehmen ſeyn, wo aus den ſogenannten Schuppen (oder perulis) die Laubblätter hervortreten — alſo der erſte Moment ihres Sichtbarwerdens.

H. Fritſch vermißt bey den verſchiedenen Pflanzen das Vorhandenſeyn analoger Entwicklungsſtufen, z. B. bey den krautartigen und holzartigen Gewächſen (Jahrg. IV. S. 106). Der Botaniker kann wohl auch hier die Zahl dieſer Mängel vermindern, da er die Uebereinſtimmung analoger Erſcheinungen hierin kennt, z. B. des Oeffnens eines Turio der Paeonia mit dem Oeffnen einer Knospe bey Aesculus. Das ſind ſichtbare Zeichen, welche der Beobachtung direct zugänglich ſind und unter ſich in Uebereinſtimmung treten. Ueberhaupt iſt an dieſem Mangel hauptſächlich nur die botaniſche Terminologie Schuld. Es müßte eigentlich für den Zweck ſolcher Beobachtungen nur in der Beſchaffenheit des perennirenden Stengeltheiles, der die Knospe trägt, und in der Knospe ſelbſt ein wichtiger Unterſchied berückſichtiget werden, wornach der Stengeltheil ein überirdiſcher (truncus, caudex etc.) oder ein unterirdiſcher (rhizoma, bulbus, tuber, soboles) ſeyn kann. Es iſt begreiflich, daß hiernach gemäß den verſchiedenen Einflüßen der umgebenden Medien (der Luft- und der Bodenwärme) das Verhalten der Knospe verſchieden ſeyn muß. Die Knospe hinwiederum kann die Merkmale ihrer Entwicklungsſtufe verſchieden geſtalten, je nachdem ſie eine nackte oder verhüllte iſt. Dieſer Unterſchied tritt oft bey verwandten Pflanzen ein, z. B. zwiſchen Viola mirabilis und Viola canina, Viburnum Opulus und Vib. Lantana und erſchwert hier die Vergleichung paralleler Zuſtände. Wenn es ſich lediglich darum handelt, das Verhalten der nämlichen Pflanzenarten unter verſchiedenen Einflüßen zu beurtheilen, ſo wird es hinreichen, irgend einen ſcharf beſtimmten Ausdruck der Phaſe feſtzuhalten: ſoll aber das Verhalten hierin verſchiedener Pflanzen unter ſich verglichen werden, ſo wird es weſentlich darauf ankommen, gleiche Werthe in den verſchiedenen Zuſtänden zu beſtimmen. Quetelets Beſtimmung, welche das Freywerden der oberen Seite des Blattes zum Anhaltspunkte nimmt, dürfte hier gewiß zu empfehlen ſeyn.

Einer ſchärferen Umgrenzung dürfte auch die Beſtimmung der beginnenden Fruchtreife bedürfen.

Bey der Berückſichtigung, welche H. Fritſch den verſchiedenartigen Einflüßen auf das Pflanzenleben hat angedeihen laſſen, erſcheint noch die Frage zuläßig, ob auf einem Bezirke, wie die Umgebung Prags, nicht auch die Elevation des Bodens ſo weit in's Spiel trete, daß ſich durch ſie bedingte verſchiedene Zuſtände im Pflanzenleben wahrnehmen laſſen.

Dieſe Bemerkungen mögen indeß keineswegs die Abſicht haben, den äußerſt verdienſtvollen Arbeiten des H. Fritſch ihren wiſſenſchaftlichen Werth zu ſchmälern. Die Pflanzengeographie hat durch ſie ein wichtiges Material gewonnen, deſſen Erweiterung durch Vervielfältigung ähnlicher Arbeiten an andern Punkten gerade nach der von ihm gepflogenen Methode vor jeder andern zu empfehlen iſt: namentlich wenn noch die oben geäußerten Bedenken, und wo es thunlich iſt, auch die Elevationen dabey Berückſichtigung finden. Ueberdieß haben dieſe Beobachtungen noch den Vorzug, daß ſie ſich auf wilde Pflanzen beziehen, wenn gleich hiemit der Nachtheil verbunden iſt, daß auf einem ſo umfangsreichen Beobachtungsbezirk möglicherweiſe noch andere Temperaturdifferenzen intercediren, die keineswegs von den angegebenen Einflüßen bedingt werden, und ohne daß es zugleich möglich iſt, überall und jederzeit ein Maaß an ſie zu legen, wodurch ihr Werth mit der Größe der Wirkung zum Genügen der Wiſſenſchaft verglichen werden könnte. S.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Juli.

Nro. 137. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Codex diplomaticus fuldensis.

(Fortsetzung).

Und wahrlich, es war hohe Zeit, daß sich Hr. Dronke der mühevollen Wiedergeburt der büchischen Geschichts-Denkmähler unterzog! Denn es vergeht kein Jahr, wo nicht irgendwo in Europa alte Sprach- oder Geschichtsquellen durch Plünderung oder Brand ihren Untergang finden *).

*) Man denke nur an die Zerstörung des kostbaren Archives zu Barcelona durch Espartero; man denke ferner an den (am 31. Okt. 1848) brennenden Flügel der wiener Burg, welcher die Handschriften enthält! Wie unersetzlich wäre der Verlust gewesen, hätte man nicht noch zeitig den Brand gedämpft! — Um aber der gelehrten Welt zu zeigen, welchen Verlust nicht etwa Buchen, sondern ganz Deutschland durch Vernichtung, oder [will's Gott nur] Verschleppung der fuldaer Handschriften erlitt, wollen wir hier Folgendes mittheilen.

Im 9. Jahrhunderte (Hr. Dronke [Trad. Vorr. IV. S.] glaubt, unter dem Abte Hraban, also in den J. 822—842) wurden sämmtliche, dem hl. Bonifaz gemachte Schenkungen nach Gauen geordnet und in 8 Handschriften eingetragen, die Originalblätter aber beseitigt. Von diesen 8 Handschriften hat sich eine erhalten (sieh II. b.); eine zweite ward durch den Abdruck des Pistorius vom J. 1607 gerettet (sieh II. d.), die 6 übrigen sind verschwunden.

In den J. 1152—1165 machte der fuldaische Mönch Eberhart Auszüge aus den Schenkungen niederer Wohlthäter, indem er erstere nach den Gegenden in 11 Abtheilungen brachte, und diese mit gewissen Überschriften versah, ohne jedoch anzuzeigen, welcher der 8 Handschriften jede Abtheilung angehöre. Diese Nachlässigkeit hat grobe Irrthümer hervorgerufen! — Um nun den ungeheuern Reichthum des Benediktiner-Stiftes zu Fulda, mehr aber noch, um die Größe des Handschriften-Verlustes erkennen zu lassen, theilen wir hier die Überschriften obiger 11 Abtheilungen aus Eberhart mit, und fügen deren Fundort in Dronke's Abdrucke bei.

I. **Worms-** und **Neingau, Elsaß** und — **Grabfeld.** Eberhart I. 137. a. — 143. a. = 3. Kap. bei Dronke; im Cod. dipl. bezeichnet mit C. [erhalten].

II. **Folkfeld, Gollach-, Tauber-, Jagst-, Nan-** und **Badanachgau.** Eberhart 143. a. — 149. b. = 4. Kap. bei Dronke [verloren].

III. **Saal-** und **Werngau.** Eberhart 150. a. u. b., dann 157. a. — 162. b. = 5. Kap. bei Dronke; im Cod. dipl. bezeichnet mit P. I. 445. ff. [erhalten].

IV. **Hessen, Lahn-** und **Augergau, Lothringen** und **Westfalen.** Eberhart 153. a. — 156. b. und 115. a. — 148. b. = 6. Kap. bei Dronke [verloren].

V. **Friesland.** Eberhart 163. a. — 170. b. = 7. Kap. bei Dronke [verloren].

VI. Schenkungen einiger **Frauen.** Eberhart 170. b. — 171. b. = 8. Kap. bei Dronke [verloren].

VII. **Düringen.** Eberhart II. 83. b. — 90. b. = 38. Kap. bei Dronke [verloren].

VIII. **Grabfeld** und **Tullifeld.** Eberhart 90. b. — 99. b. = 39. Kap. bei Dronke; im

Mich wundert nur, daß sich bei den schrecklichen Stürmen, welche in den Jahren 744—1816

über das Ländchen Buchen dahinbrausten, noch Soviel rettete, als uns Hr. Dronke nachwies. Dies als nöthige Einleitung!

Bevor wir zur Beurtheilung des Codex diplomaticus fuldensis übergehen, müssen wir unsere geehrten Leser zuerst mit dem Vorläufer desselben bekannt machen, welchen Direktor Dronke 3 Jahre früher erscheinen ließ; er trägt folgende Aufschrift:

„Traditiones et antiquitates fuldenses. Herausgegeben von Ernst Friedrich Johann Dronke. Mit einem Steindruck[e]. Fulda, C. Müller'sche Buchhandlung (G. F. Euler). 1844. 4. (XVI u. 244 S.)."

Auf der Kehrseite des Titelblattes steht (was wir zur Entschuldigung der vielen Druckfehler beifügen müssen): „Gedruckt bei H. L. Brönner in Frankfurt a. M."

Dieses Werk fand bereits dreifache Anzeige oder Beurtheilung, nämlich

a) in München: Gelehrte Anzeigen, 20. Bd. (München 1845. 4.), Nr. 21. Verfasser: Friedrich Kunstmann.

b) in Halle: Allgemeine Literatur-Zeitung v. J. 1845, 2. Bd. (Halle und Leipzig 1845. 4.), Nr. 226. Verfasser: G. [Gervinus?].

c) in Leipzig: Neue jenaische allgemeine Literatur-Zeitung (Leipzig 1846. 4.), Nr. 175. Verfasser: E. G. Förstemann in Nordhausen.

Nun sollte man glauben, vorstehendes Werk wäre genugsam beurtheilt; Dies ist aber keineswegs der Fall, indem die gröbsten Irrthümer ungerügt blieben, und die, übrigens ehrenwerthen, Beurtheiler überhaupt geringe Quellen- und Ortskenntniß verriethen. Es fand sich also der Verfasser dieser Zeilen, ein geborner Büchner, veranlaßt, obige 3 Beurtheilungen, sowie die Traditiones selbst, einer scharfen Prüfung zu unterwerfen, und Alles aufzuzeichnen was er Mangel- oder Fehlerhaftes darin fand. Diese Arbeit ist zu einer ganzen Abhandlung angewachsen, und würde hier schon mitgetheilt, wenn es der dieser Anzeige zugemessene Umfang gestattete. Wir können also hier nur die Ergebnisse unserer Forschungen liefern, was, um Vorgriffe zu vermeiden, am Schlusse geschehen wird.

Nun zum Codex diplomaticus fuldensis!

I. Äußere Form.

Über das Äußere unseres Codex haben wir Folgendes zu berichten:

1) Der Titel ist (wie man sieht) halb lateinisch und halb deutsch.

2) Die deutsche Hälfte, sowie die ganze Zugabe des Herausgebers, ist mit lateinischen Buchstaben gedruckt.

3) Am Anfange der Silben und Wörter stehen, ohne alle Rücksicht auf die Schreibweise der Urkunden, zumal der Originale, überall Schluß-Esse (s); die urkundlichen Anfangs-Esse (ſ) sind ohne einen Laut der Entschuldigung, sowohl am Anfange als Ende der Wörter, auch durchaus im Neudeutschen, verabschiedet.

4) Die eignen Namen der Urkunden sind nach bloßer Laune bald durchschossen, bald nicht; sie erhielten ferner, ohne Rücksicht auf die Urkun-

---

Cod. dipl. bezeichnet mit P. II. 495. ff. [erhalten].

IX. **Bayern** und **Schwaben**. Eberhart 100. a. — 102. a. = 40. Kap. bei Dronke [verloren].

X. **Sachsen** und **Friesland**. Eberhart 102. b. — 107. b. = 41. Kap. bei Dronke [verloren].

XI. **Maingau** und **Wetterau**. Eberhart 108. a. — 115. b. = 42. Kap. bei Dronke [verloren].

Wie man sieht, sind von diesen 11 Nummern 1., 3. und 8. erhalten, die übrigen sämmtlich verloren. Daß die Nummern 3. und 8. in einer Handschrift standen, werden wir unten zeigen. Wer sich über die Plünderung und Vernichtung der kostbaren Handschriften-Sammlung zu Fulda genauer unterrichten will, der verschaffe sich folgendes seltene Büchelchen:

„Katalog und Nachrichten von der ehemaligen, aus lauter Handschriften bestandenen [so!] Bibliothek in Fulda. Leipzig und Frankfurt a. M. 1812. 8." — Verfasser: Archivar Nikolaus Kindlinger.

den, durchgehends große Anfangsbuchstaben.

5) Die störenden Punkte der Urkunden sind einerseits beibehalten, andrerseits neuere Unterscheidungszeichen auffallend gespart; überhaupt ist zum schnellen Auffassen der Urkunden Wenig gethan.

6) Aus ganzen Urkunden sind öfters Bruchstücke gemacht, welche in ihrer Verstümmelung den Leser gar widrig angrinsen.

7) Im Neudeutschen zeigen sich häufige Beugsünden u. a. Nachlässigkeiten, welche ein Schulmann meiden sollte.

8) Druck und Papier sind gefällig; an Les-, Schreib- und Druckfehlern ist aber kein Mangel, besonders in Zahlen und Lesarten.

II. Quellen.

Unser Codex enthält die Privilegien der Päpste, die Freiheitsbriefe der Könige und Kaiser, endlich die Schenkungen sämmtlicher Wohlthäter von der Stiftung des Benediktiner-Klosters zu Fulda (im J. 744) bis zum J. 1315. Warum der Markstein zu diesem Jahre gesetzt ward, erfahren wir nicht. Obige Abdrücke flossen aus vier Quellen, welche sind:

a) die im Landes-Archive zu Fulda *) aufbewahrten Original-Urkunden und einzelnen alten Abschriften (8.—14. Jh.);

b) das alte Chartularium, welches die Schenkungen in den Reingegenden enthält (8.—11. Jh.);

c) die beiden Handschriften des Mönches Eberhart (8.—12. Jh.); endlich

d) die gedruckten Schenkungen des Pistorius (8.—12. Jh.).

*) Zwei dieser Urkunden befinden sich im kön. allgem. Reichsarchive zu München, nämlich die 57. Nr. (Urk. vom 7. Jänner 777) und die 60. Nr. (Urk. vom 8. Okt. 777). Von jener fertigte Unterzeichneter Hrn. Dronke auf dessen Bitte am 28. Jän. 1845 eine buchstäbliche Abschrift; von dieser konnt' er damals nicht einmal erfahren, daß sie in München liege. Mit gütiger Erlaubniß seines damaligen Vorstandes, Freiherrn von Freyberg, verwendete er drei Tage auf obige Abschrift, indem er am ersten Tage die krausen und verschlungenen Züge der Urkunde einstudierte, und die beiden Abdrücke (Schannat Trad. 51. und Mon. boica 28. Bd. [Monachii 1829. 4.] 1. u. 2. S.) damit verglich; am zweiten die Abschrift Zug für Zug veranstaltete, am dritten endlich die Abschrift abermals Zug für Zug mit dem Originale verglich, und Erläuterungen beifügte. Daß er nach solcher Mühe einen buchstäblichen Abdruck erwartete, war natürlich; Hr. Dronke zog aber dem ehrwürdigen Denkmahle die neumodische Jacke an, weßhalb Unterzeichneter Nichts mehr mit ähnlichen Dienstleistungen zu thun haben will.

Erst am 23. Nov. 1847, als die 1. Lieferung des Codex bereits erschienen war, konnte der Verfasser dieser Zeilen die hammelburger Markbeschreibung (Cod. 60.) in der Kanzlei des kön. Reichsarchives vergleichen und abschreiben. Es ist ein herrliches Denkmahl, äußerst schön und deutlich geschrieben, und nirgends verletzt. Der Urdruck von Schannat (Buchon. 423. S.) wimmelt von Fehlern; ebenso die 3 Nachdrücke von Maßmann (die deutschen Abschwörungsformeln 192. S.), Reuß (wirzburger Archiv VI. 1. 92.) und Dronke (a. a. O.). — Da unser eigner Abdruck noch nicht sobald erscheinen kann, liefern wir hier die richtigen Lesarten nach der Urschrift: hafmar . . . Et descriptuf . . . primum de falu . . . in nendichen ueld . . . in thie teofun gruoba. inde in Bineffirst then uuestaron. inde in perenfirst . . . inde in lûtibrunnon . . . inde in thie teofun clingun. inde in hunxesbah . . . inde in mittan eichinaberg . . . inde in theo teofun clingun unxi themo brunnen . . .

Viele Urkunden mußten leider auch nach Schannat's Abdrücken wiedergegeben werden, welchem Originale oder alte Abſchriften zu Gebote ſtanden, deren Auffindung Hrn. Dronke nicht möglich war.

Nun wollen wir unſere werthen Leſer etwas genauer mit den viererlei Quellen des Codex dipl. fuld. bekannt machen, um ein Urtheil über dieſelben zu vermitteln.

Zu a). Hr. Dronke gibt unter jeder Urkunde genau an, ob ſie eine Original-Urkunde, oder eine einzelne alte Abſchrift ſei; oder ob ſie im alten Chartularium, oder in den Handſchriften Eberhart's abſchriftlich, oder endlich in des Piſtorius Werke gedruckt enthalten ſei. Haben die Originale noch beſondere Merkmahle, ſind ſie z. B. ohne Siegel, erloſchen, abgerieben, durchlöchert oder verſtümmelt, ſo erfahren wir Dies gleichfalls. Daß Hr. Dronke, welcher kein zünftiger Archivar iſt, hiebei unſägliche Mühe hatte, kann man leicht denken. — Übrigens ſind uns viele Urkunden im Originale, und zugleich in mehreren Abſchriften oder Abdrücken erhalten worden, was die Forſchung ſehr erleichtert.

Zu b). Nach dem Berichte Eberhart's (2. Bd., 162. Bl. a. = 65. Kap. in Dronke's Tradit.) waren ſämmtliche, dem hl. Bonifaz gemachte Schenkungen in acht Handſchriften (codicelli, d. h. Quartbände) eingetragen, und dieſe ſtanden in der Buchkammer (in librario) des Benediktinerſtiftes zu Fulda. Von dieſen 8 Handſchriften hat ſich nur eine gerettet; ſie iſt eben unſer Chartularium (Pghſ. des 9. Jh. ff. in 4., 86 Blätter enthaltend, von verſchiedenen Händen geſchrieben, und im Cod. dipl. bezeichnet mit C.), und wird im Archive zu Fulda aufbewahrt. Eine

zweite von obigen 8 Handſchriften verirrte ſich in die zolleriſche Bibliothek (Schloß Hohenzollern? oder Hechingen?), wo ſie Piſtorius um's J. 1606 fand, und abdrucken ließ (Frankf. a. M. 1607. Fol.); doch davon unten! Die übrigen 6 Handſchriften ſind ſpurlos verſchwunden; ihren Inhalt kennen wir jedoch durch die Auszüge Eberhart's (I. 137. a. — 171. b. und II. 83. b. — 115. b., abgedruckt in Dronke's Tradit. 3.—8., dann 38.—42. Kap.). — Durch den mangelhaften Bericht Dronke's erfahren wir wohl, daß die älteſte Schenkung im fuldaiſchen Chartularium die des Adalbert zu Mainz vom 24. Jän. 750 (Cod. dipl. 2.) iſt, nicht aber, welches die jüngſte iſt, was wir doch wiſſen mußten, um das Alter der Handſchrift zu beſtimmen. Darf man einer Randbemerkung in Schannat's Traditionen trauen, ſo wäre die jüngſte Schenkung im Chartularium die Ruocelin's von Aldenfelt (um d. J. 1058, Schannat's Trad. 611., Eberhart 3. 218.); folglich ginge das Alter dieſer Handſchrift nicht über das 11. Jh. hinaus. — Ebenſo Wenig erfahren wir in Betreff andrer Merkmahle unſeres Chartulariums; die zolleriſche Hſ. war in 3 Bücher eingetheilt, und jede Schenkung hatte eine beſondre Aufſchrift; ob Dies auch beim Chartularium der Fall war, und wie viele Schenkungen es überhaupt enthielt, darüber herrſcht tiefes Stillſchweigen bei Hrn. Dronke.

(Fortſetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Juli.

Nro. 138. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Codex diplomaticus fuldenſis.

(Fortſetzung).

Zu c). Über das Leben und den Tod des fuldaiſchen Mönches **Eberhart** (nicht Eberhard, wie Hr. Dronke, auch nicht Ebirhardus wie Schannat ſchreibt) konnt' ich bis jetzt nicht Mehr auffinden, als was er ſelbſt äußert, und Dronke in der Vorrede zu den Traditionen mitgetheilt hat. Unter dem Kaiſer Fridrich I. und unter dem Abte Markwart I. zu Fulda, alſo in den J. 1152—1165, mußt' er auf Anordnung des genannten Abtes

a) die dortigen Urkunden der Päpſte, Könige, Kaiſer und vornehmen Wohlthäter wiederholt abſchreiben;

b) aus den Schenkungs-Urkunden niederer Wohlthäter Auszüge machen *);

c) neue Dienſt- und Zinsregiſter anlegen.

Dieſe Arbeit Eberhart's, wozu der Kellermeiſter Duto das Pergament lieferte, füllt 2 Folio-

*) Durch dieſe Urkunden-Auszüge gelangte Eberhart unſtreitig zur Kenntniß der deutſchen Geſchichtsforſcher; Schannat gab dieſelben unter dem Titel:

„Ebirhardi, monachi fuldenſis, ſummaria traditionum veterum",

in 8 Kapitel eingetheilt, am Schluſſe ſeiner Traditionen (280.—316. S.) zuerſt heraus. Hätte ſie Schannat ſo bekannt gemacht, wie ſie Eberhart I. 137. a. — 171. b. und II. 83. b. — 115. b. niederſchrieb, ſo wäre Letzterem das verdiente Lob nicht ausgeblieben. Schannat aber warf dieſe Auszüge, um ſie vermeintlich zu ordnen, wild durcheinander, und zerriß damit auch den Faden, welcher zu ihrem richtigen Gebrauche und Verſtändniſſe leiten konnte. Ob er übrigens den Zuſammenhang der Auszüge mit den uns erhaltenen Urkunden völlig erkannte, bleibt zweifelhaft, da er hierüber ſchweigt; es würde aber von großem Stumpfſinne zeugen, wenn er ihn nicht erkannt hätte. Schannat's Willkür zog alſo dem guten Eberhart heftigen Tadel zu, indem man ihn einen Falſarius nannte, ja ſeine Arbeit als unecht ganz über Bord zu werfen ſich anſchickte.

Der benachbarte Forſcher Helfrich Bernhart **Wenck** (Heſſiſche Landesgeſchichte, 2. Bd. [Frankfurt und Leipzig 1789. 4.], 410. S., Anm. k.) nannte ihn auch wegen zweier, angeblich falſch geſchriebenen Ortſchaften einen „albernen Konciſiſten," da doch Eberhart bei all dieſen Auszügen gar Nichts konzipierte, ſondern die Ortsnamen meiſt ſo wiedergab, wie er ſie vor ſich hatte, aber dieſelben gewöhnlich verjüngte.

Dieſe Verunglimpfungen fallen nunmehr größtentheils weg, ſeitdem wir Eberhart's Auszüge durch Dronke's Sorgfalt in unzerriſſener und unverfälſchter Geſtalt vor uns liegen haben. Nun erſt kann der Geſchichtsforſcher den rechten Gebrauch von denſelben machen, auch die vollſtändigen Urkunden, ſo weit ſie zugänglich ſind, damit vergleichen. Dies that der Verfaſſer dieſer Zeilen ſeit einem Jahre, und verdankt dieſer angenehmen Arbeit eine viel ſchärfere Einſicht in die Geſchicke ſeines unglücklichen Vaterlandes, als er ſie früher durch Schannat's ungenaue Schriften gewann. Dabei drang ſich ihm aber doch wieder die Überzeugung auf, daß auch bei dem Mönche Eberhart an Nachläſſigkeiten und Irrthümern kein — Mangel ſei.

bände, welche noch vorhanden ſind, und im Archive zu Fulda aufbewahrt werden. Der erſte Band zählt 177, der zweite 196 Blätter; im erſten Bande fehlen das 2. und 3. Blatt der 1. Lage, und das 145. — 156. Bl. ſind verbunden. Um unſern Leſern eine genaue Überſicht über beide Bände zu geben, könnten wir wohl deren Inhalt nach Dronke (Vorr. der Tradit. V. S. ff.) mittheilen, fürchten aber, die Geduld derſelben zu ermüden, und bemerken deßhalb nur, daß noch Manches darin ſteht, was ſich nicht allgemein bezeichnen läßt, auch mehrere Einleitungen, welche Dronke mit Recht vollſtändig abdrucken ließ.

Zu d). Dr. Johann Piſtorius (geb. am 4. Febr. 1546 zu Nidda in Heſſen, geſt. als konſtanziſcher und baſeliſcher Domherr im J. 1608 zu Freiburg im Breisgaue) entdeckte um's J. 1606 in der Bücherſammlung des Grafen Johann Georg von Zollern das Kleinod der fuldaiſchen Schenkungen, welche er unter der Aufſchrift: „Germanicarum antiquitatum theſaurus, vel traditionum fuldenſium libri tres“ zuerſt herausgab, und zwar in folgendem Werke:

„Rerum germanicarum veteres iam primum publicati ſcriptores VI, in quibus praeter reliquos Wippo de Conradi Salici imperatoris vita, et tres antiquitatum fuldenſium diu deſiderati libri inveniuntur (Francofurti 1607. Fol.), 445. — 588. S.“

Die Seitenzahlen dieſes Abdruckes ſind von 552—564 unrichtig. Eine 2. Ausgabe ſoll im J. 1653 zu Frankfurt erſchienen ſein; ich kenne ſie nicht. Eine 3. Ausgabe beſorgte Burkard Gotthelf Struve (Ratisbonae 1726. Fol., 841 S., mit Sach- und Perſonenregiſter). — Hr. Dronke (XI. S. d. Vorr. zu den Tradit.) ſchien es zu bedauern, daß ihm Struve's Ausgabe nicht zu Gebote ſtand; er erfuhr aber bereits zweimal, daß er Wenig daran verlor. Zum Überfluſſe wollen wir ihm hier noch verſichern, daß Struve außer einigen Ergänzungen und Berichtigungen, welche er Schannat's Traditionen entnahm, Blutwenig that, um des Piſtorius Text von den zahlreichen frankfurter Setzfehlern zu reinigen, ſondern den alten Unflath getreulich wieder aufwärmte.

Die durch Piſtorius dem Untergange entriſſenen Traditiones fuldenſes umfaſſen die Jahre 760—1157, und ſind in 3 Bücher eingetheilt. Die älteſte v. J. 760 ſteht bei Piſtorius II. 11. a. (498. S.), abgedruckt in Dronke's Cod. dipl. 22. Nr.; die jüngſte v. J. 1157 ſteht III. 40. (586. S.), abgedruckt in Dronke's Tradit. 74. Kap. — Die Schenkungen ſind nicht nach der Zeitfolge geordnet, ſondern nach Gauen, doch keineswegs ſo genau, als man glauben könnte.

Das I. Buch zählt 161 Urkunden, und enthält die Schenkungen aus dem Saal- und Werngaue (ausgezogen bei Eberhart I. 150. a. und b., dann 157. a. — 162. b.; Dronke's Tradit. 5. Kap.; im Cod. dipl. = P. 445. ff.). Es kommen hierin auch Schenkungen aus dem Gaue Aſchfeld, dem Sinngaue und Grabfelde vor.

Das II. Buch zählt 249 Urkunden, und enthält die Schenkungen aus dem Grabfelde und Tullifelde (ausgezogen bei Eberhart II. 90. b. — 99. b.; Dronke's Trad. 39. Kap.; im Cod. dipl. = P. 495. ff.).

Das III. Buch zählt nur 43 Urkunden (wovon einige undatiert), und enthält Schenkungen aus verſchiedenen Gauen; ſie gehören, mit wenigen Ausnahmen, dem 12. Jh. an. Eberhart hat davon keine Auszüge veranſtaltet; dagegen hat er 10 Nummern dieſes Buches ganz geliefert, was Hr. Dronke nur bei drei Nummern anmerkte (nämlich bei 1., 37. und 40.). — Das 3. Buch iſt übrigens keine ſelbſtſtändige Arbeit, wie Hr. Dronke will (IV. S. d. Vorr.), ſondern ſtand ſchon urſprünglich in der zolleriſchen Handſchrift, wie Dies Piſtorius (Vorr.) mit klaren Worten ſagt. — Da es mit dieſem Buche eine beſondere Bewandtniß hat, deſſen meiſte Urkunden aber (wovon einige im Originale erhalten ſind) erſt in der 4. Lieferung unſeres Codex zum Abdrucke kommen; ſo verſparen wir uns die weiteren Erörterungen desſelben auf die Schlußanzeige des Codex dipl. fuld.

Bei der großen Wichtigkeit der zolleriſchen Traditiones fuldenſes für das jetzige Nordbayern und deſſen Umgebungen muß man es un-

endlich bedauern, daß des Pistorius Abdruck durch die scheußlichsten Druckfehler entstellt ist, welche ohne Handschrift nicht alle getilgt werden können. Es fragt sich also vor Allem: „Wo liegt die zollerische Handschrift?“ Nachdem bereits Andre fruchtlose Nachforschungen angestellt hatten, wandte sich der Verfasser dieser Zeilen nach Hechingen, Stuttgart, Karlsruhe, Freiburg im Br. und Rastatt; aber das Ergebniß seiner Bemühungen war ein ebenso trostloses. Die Handschrift soll nämlich im 17. Jh. bei einer Feuersbrunst des Stammschlosses (also Zollern oder Hohenzollern?) zu Grunde gegangen sein; wenigstens findet sie sich weder in Hechingen, noch in Sigmaringen. — Soviel der Unterzeichnete bis jetzt herausbringen konnte, fand Pistorius die bezeichnete Handschrift in Hechingen, wo Graf Johann Georg von Zollern seinen Sitz hatte; und so lange keine bestimmte Nachricht über den Untergang derselben beigebracht wird, gibt er die Hoffnung nicht auf, sie dereinst noch zu sehen. Alle süddeutschen Archivare und Bibliothekare seien hiemit ermuntert, nach derselben zu spähen!

III. Behandlung der Quellen.

Schon aus den oben (I.) stehenden Mittheilungen konnte der Forscher beiläufig entnehmen, wie Hr. Dronke die ihm vorliegenden Urkunden behandelt habe. Wir wollen ihn nun selbst reden lassen, dann unsere Wahrnehmungen beifügen. Er sagt *):

„In der Vorrede zu den im J. 1844 herausgegebenen Traditiones et antiquitates fuldenses (S. XII.) habe ich angezeigt, daß ich eine neue kritische Ausgabe der fuldaer Schenkungen beabsichtige. Die Sammlung ist nun fertig, und soll unter dem Titel: „„Codex diplomaticus fuldensis““ erscheinen. Sie umfaßt die sämmtlichen Urkunden, Schenkungen, Privilegien und Immunitätsbriefe, von der Gründung des Klosters bis zum J. 1315, bis zur Zeit des Abtes Heinrich VI. Die dabei benützten Quellen sind: 1) die Original-Urkunden u. s. w.“ — Sieh oben (61. Sp.).

„Die Sammlung enthält daher nicht nur das vollständige Corpus traditionum von Schannat, welches dadurch beseitigt werden dürfte, sondern auch die übrigen in die angegebene Zeit fallenden Urkunden, welche in der Buchonia vetus, der Dioecesis und der Historia fuldensis (Cod. probat.) zerstreut stehen; alle diese werden sich hier, zu einem Ganzen vereinigt, beisammen finden.“

„Wie der Abdruck Schannat's beschaffen sei, habe ich am angeführten Orte schon angegeben; an einer andern Stelle werde ich noch nähere Beweise beibringen. Für die Treue meiner Abschriften kann ich, so weit es menschlicher Schwäche nur möglich ist, bürgen. Ich habe die Abschriften selbst angefertigt, und zweimal verglichen. Bei großem Quartformat[e] dürfte das Werk mit den dazu durchaus nöthigen Registern etwa 50—54 Bogen stark werden“ . . . .

Hiezu haben wir Folgendes zu bemerken. Wie Hr. Dronke, welcher wohl ein tüchtiger Schulmann, aber kein Archivar ist, die fuldaischen Originale behandelte, kann nur Der genau wissen, welcher dessen Abdrücke mit den Originalen zu vergleichen Gelegenheit hat. Schreiber dieses konnte nur die 57. Nr. (Schenkung Hammelburg's durch König Karl v. J. 777) vergleichen, und nahm leider wahr, daß Hr. Dronke den Duft des Alter-

*) Sieh: No. 2. Periodische Blätter für die Mitglieder der beiden historischen Vereine des Kurfürstenthumes und des Großherzogthumes Hessen. Ausgegeben am Anfange des Septembers 1846 [Kassel 1846. 8.], 27. S. — In der, auf dem Umschlage des Codex stehenden Anzeige bemerkt überdies Hr. Dronke: „Es bedarf demnach wohl nicht der Versicherung, daß meine Sammlung kein neuer Abdruck von Schannat's Sammlungen ist; das Werk ist ein durchaus neues, selbstständiges, aus den genannten Quellen unmittelbar geschöpftes, in welchem die sämmtlichen Urkunden vollständig, unverstümmelt und unverfälscht mitgetheilt werden sollen.“ — Der aufmerksame Leser wird sich bereits ein Urtheil über Dronke's Codex diplomaticus gebildet haben, und sage nun selbst, welche Bewandtniß es mit vorliegender Behauptung habe?

thumes von diesem kostbaren Denkmahle abstreifte, indem er

a) die Anfangs-Esse (f) sämmtlich mit Schluß-Essen (s) vertauschte,

b) den eignen Namen durchgehends große Anfangsbuchstaben gab, und

c) dieselben bald durchschießen ließ, bald nicht (warum wohl?).

Überdies ward der Punkt auf den beiden y weggelassen, das verfälschte urcc nicht durch besondere Schrift ausgezeichnet, und der Anstoß des Lesers wegen der vielen Sprachfehler nicht durch beigefügte Erläuterungen gemildert. Der Schreiber dieser Urkunde war nämlich weder ein Büchner, noch überhaupt ein Deutscher, auch weder der lateinischen, noch der deutschen Sprache völlig mächtig. Die lateinischen Schnitzer konnte man vielleicht laufen lassen; aber die deutschen, nämlich fulta, falecgauio, achynebach und harital statt fuldaha (d. h. Landfluß), salageune (Saalgau), afchinebach (Kirchdorf Unter-Aschenbach) und Erital (Pfarrdorf Unter-Erthal), hätten gerügt werden sollen.

Auswärtige Forscher können in Betreff der fuldaischen Original-Urkunden vorläufig Nichts thun, als die browerischen und schannatischen Abdrücke mit den dronkischen vergleichen; Das that seither der Verfasser dieser Zeilen, und fand mitunter so auffallende Abweichungen, daß er oft unwillkürlich ausrief: „Wer hat Recht?“ — Das Nämliche gilt von den vielen Urkunden, welche aus dem dortigen Chartularium, und aus den beiden Abschriftbänden des Mönches Eberhart entnommen wurden. Nicht wenige Urkunden, welche uns dieser unkritische Mönch überlieferte, sind übrigens unterschoben, und müssen aus Dronke's Abdrucke wieder getilgt werden; davon unten Mehr!

Wenn aber Hr. Dronke glaubt, Schannat's Corpus traditionum durfte durch seinen Codex diplomaticus beseitigt werden; so ist er sehr im Irrthume. Kein Büchner hat Dronke's Unternehmung mit größerer Freude begrüßt, als der Unterzeichnete; keiner hat aber auch lebhafter empfunden, als er, daß die ungenauen und mitunter absichtlich verfälschten Schriften des Lüheinburger's nach wie vor unentbehrlich bleiben. Denn sehr viele Denkmähler lieferte Schannat damals (1723—1729) aus Originalen oder guten Abschriften, welche jetzt verschwunden sind; auch hat der vielbeschäftigte Direktor leider Manches versehen oder ausgelassen, wofür der alte Schannat nicht selten willkommene Berichtigung oder Ergänzung bietet. Also Schannat's Bücher, so schlecht sie auch sind, dürfen wir nicht nur nicht wegwerfen, sondern müssen sie gar noch in Ehren halten!

Bisher sprachen wir von den geschriebenen Quellen des dronkischen Codex diplomaticus; nun wollen wir untersuchen, wie Hr. Dronke mit den gedruckten, d. h. mit den Traditiones fuldenses des Pistorius, verfuhr. — Daß er sich hier Mehr erlaubte, war natürlich; wir werden es auch nicht weiter rügen, daß er hier gleichfalls alle Anfangs-Esse ausrottete, oder die eignen Namen mit großen Anfangsbuchstaben versah; auch nicht, daß er alle v in u verwandelte (denn Letzteres war Schreibweise jener Jahrhunderte). Eher noch würden wir die Veränderung des Namens Bonifacius in Bonifatius rügen, weil dieses keineswegs die gewöhnliche Form damaliger Urkunden ist. — Doch Das sind Kleinigkeiten; es liegen weit ärgere Sünden vor!

Die von Pistorius herausgegebenen Schenkungen wimmeln von Les-, Schreib- und Druckfehlern; viele tilgte schon Schannat im J. 1724, andere der jetzige Herausgeber. Gar manche Fehler blieben aber stehen; ja es wurden neue hinein gemacht! Wir wollen hier nun die gröbsten Sach- und Druckfehler dem nachsichtigen Leser vorführen, minder wichtige (woran kein Mangel) dagegen lieber verschweigen.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Juli.

Nro. 139. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Codex diplomaticus fuldensis.

(Fortsetzung).

1. Fast alle Schenkungen des Pistorius haben eine mehr oder minder genaue Aufschrift, welche öfters dem 9., gewöhnlich aber dem 12. Jh. angehört, was wir noch genauer untersuchen müssen. Diese Aufschriften hat Hr. Dronke, das schlechte Beispiel Schannat's nachahmend, ohne ein Wort der Entschuldigung entfernt, und dafür selbstgemachte kürzere hergesetzt. Dadurch ward dem Leser die Möglichkeit abgeschnitten, Les- oder Schreibfehler, welche sich in diese Aufschriften, oder (was störender ist) in den Text selbst einschlichen, aufzufinden und zu berichtigen. Auch kamen dadurch neue Fehler in die Aufschriften des Codex dipl.

Beispiele.

a) Bei Pistorius II. 56. (516. S.) heißt der Ort in der Aufschrift: Beinseggesuuang; im Texte aber steht durch einen unglücklichen Setzfehler: Brinseggesuuang. Dieses Beinseggess-wang (d. h. Feld des Beinseggi, was Lackei [pedissequus] bedeutet) ist das Pfarrdorf Altbeinsgesang, jetzt gewöhnlich Altbessingen, im Ldg. Arnstein. — Was bietet nun Schannat, und ihm nachtretend, Hr. Dronke? Antwort: Brinseggesuuang, mit r, und aus der veränderten Aufschrift läßt sich keine Berichtigung entnehmen. Schannat Trad. 184. und Dronke Cod. 219., Urk. vom 4. Juli 802 (nicht 804, wie Beide haben, sieh unten 6.).

b) Bei Pistorius II. 98. (528. S.) steht im Texte: „in terminis Gehhesheimono;" aber die Aufschrift hat richtig Gohhesheim, ebenso Schannat Trad. 310., welcher noch eine Handschrift benutzte. Hr. Dronke Cod. 385. (Urk. vom 23. Mai 819) bietet, wohl an Geck denkend, Gehhesheimono, und seine kurze Aufschrift gewährt keine Hülfe. — Gohhesheim ist das Pfarrdorf Gochsheim (früher ein Reichsdorf), im Ldg. Schweinfurt. Vergleich Pistorius II. 32. (506. S.).

c) Die Aufschrift in Dronke's Cod. 356. (Pist. II. 87.) lautet: „Traditio Maruuizi;" also glaubt Hr. Dronke, Marwiz sei ein Mann! Die Marwiz oder vielmehr Markwiz (d. h. der Gränze kundig) war aber eine Frau (Cod. 295. = Pist. II. 55.), was Hr. Dronke wohl gefunden haben würde, hätte er beide Urkunden an den rechten Platz gestellt; sie stehen nämlich verkehrt. Statt Astolf ist übrigens Altolf, und st. Thancburg Thancburg zu lesen. — Hr. Dronke kann sich in Betreff dieser Geschlechts-Verwechslung mit dem Ritter v. Lang trösten, welcher einst in dem hl. Sola († am 3. Dez. 794 zu Solenhofen) ein Weibsbild erkannte!

2. In den bei Pistorius 451. II. stehenden Urkunden-Auszug geriethen einige böse Setz-

fehler, z. B. *Altpraht* ſt. *Waltpraht*, und XXII. ſt. XXXII. (d. h. 790 ſt. 800). Die vollſtändige Urkunde lieferte Piſtorius I. 106. (477. S.); ſie iſt vom 22. März 800, und in Dronke's Cod. 159. (Schannat's Trad. 141.) abgedruckt. Was thaten nun Schannat und Dronke mit dem fehlerhaften Auszuge? — Sie machten daraus eine neue Urkunde, und ſtellten ſie in's J. 790! Trad. 94., Cod. 97.

3. Bei Piſtorius II. 207. (561. S.) ſteht ein überaus wichtiges Denkmahl vom 27. März 815; es betrifft Zehentſtreitigkeiten zwiſchen dem wirzburger Biſchofe Wolfger und dem fuldaer Abte Ratgar. Schannat lieferte daſſelbe aus einer alten, nicht mehr auffindbaren Abſchrift in der Buchonia vetus 439. S., und Eckhart in der Francia orient. II. 121. u. 867., mit weitläufigen Erörterungen. Des Piſtorius Abdruck iſt leider durch die ärgſten Les- und Druckfehler entſtellt. — Dieſe in jeder Hinſicht ſo wichtige Urkunde (das Original iſt leider verloren), welche in neueſter Zeit auch Hr. Archivsrath Kausler herausgab und erläuterte, hat nun Hr. Dronke unterdrückt, und uns dafür (Cod. 323.) mit einem Mönchsfabrikate des 11. Jh. beſchenkt, welches angeblich Kaiſer Ludwig am 2. Mai 816 zu Achen ausfertigte; die untergeſetzten Lesarten ſind auch theilweiſe unrichtig. Schrift, Siegel und die ganze Abfaſſung zeugen genugſam von der Unechtheit des vorliegenden Machwerkes; Schannat lieferte daſſelbe zuerſt in der Hiſtoria fuldenſis II. 86. 11. „ex veteri membrana."

4. Auf gleiche Weiſe hat Hr. Dronke einen Tauſchvertrag zwiſchen dem Grafen Stephan und dem Abte Huoggi v. J. 900 unterdrückt (Piſt. II. 239. = 572. S.), und nur deſſen Beſtätigung durch König Ludwig vom Oktober deſſ. J. abdrucken laſſen (Cod. 647.), es damit entſchuldigend, daß dieſer Vertrag ſeinem ganzen Inhalte nach in den Beſtätigungsbrief aufgenommen ſei. Das mag hingehen, weil man obigen Tauſchvertrag auch bei Schannat (Trad. 542.) leſen kann.

Schärfere Rüge verdient, daß er, dem Beiſpiele Schannat's folgend, die Schenkung der Abtiſſinn Einhilt an das Kloſter Milz vom 25. März 783 (Piſt. II. 38., Eberh. 39. 38.) gleichfalls unterdrückte, da ſie doch mit der darauffolgenden Schenkung derſelben Äbtiſſinn an das Kloſter Fulda vom 3. Febr. 800 (Piſt. II. 39., Cod. 157.) zuſammenhängt! Vermuthlich war ſie ihm zu lang; die Geſchichtsforſcher, zumal ſolche, welchen der alte Piſtorius nicht zugänglich iſt, werden ihm aber für dieſe Sparſamkeit wenig Dank wiſſen!

5. Sowie ohne Noth kein Denkmahl des Piſtorius hintangeſetzt werden durfte, ſo hätte auch keine Aufzeichnung des leichtgläubigen Eberhart aufgenommen werden ſollen, welche Spuren der Unechtheit an ſich trägt. Auf des Unterzeichneten Erinnerung hat bereits Hr. Dronke die 43. Nr. in Schannat's Traditionen (angebliche Schenkung der Stadt Hameln in Niederſachſen) getilgt; gleiche Strafe gebührte der 528. Nr. in deſſen Codex (angebliche Schenkung des Dorfes Mühlheim an die fuldaiſche Propſtei Solenhofen), da ſie ebenfalls eine ſpätere Mönchsarbeit iſt. Vergl. Brower II. 13. Anderes muß noch ſchärfer unterſucht werden.

Einſtweilen wollen wir auch eine Urkunde Kaiſer Heinrich's III. vom 1. Nov. 1055 [nicht 1053, wie in Lang's Regeſten I. 89. ſteht] in Lorber's Dedukzion über den Marktflecken Fürth (Bamberg 1774. Fol.), Cod. prob. dipl. No. 54., ſowie in den Monum. boica, 31. Bd. 2. Abth. (Monachii 1837. 4.), 176. Nr. oder 331. S., ausſtreichen. Denn an der Schenkung des Gutes Ampferbach (L.-G. Burg-Ebrach) an den Erzbiſchof Anno [nicht Arno] zu Köln iſt kein wahres Wort; das Ganze war nur ein frommer Betrug.

6. Die ſchon oben (1. u.) erwähnte, und bei Piſtorius II. 56. (516. S.) abgedruckte Schenkung, Altbeſſingen betreffend, haben Schannat (Trad. 184.) und Dronke (Cod. 219.) in's Jahr 804 geſetzt; Dies iſt unrichtig, und muß 802 heißen. Denn

a) das Jahr n. Chr. 802 ſteht ausdrücklich da;

b) das Regierungsjahr XXXVI. iſt bloßer Druckfehler ſt. XXXIV.;

c) die Schenkung geſchah an einem Montage (feria ſecunda), und im J. 802 fiel der 4. Juli allerdings auf einen Montag.

Zur Erklärung der vielen Fehler in den Daten alter Urkunden ſei hier noch bemerkt, daß im 8. u. 9. Jh. das „5“ mit „u“ bezeichnet ward, und daß das „i“ damals weder Punkt noch Strich hatte. Die Zahl „4“ z. B. ward „iiii“ geſchrieben, was man leicht „7“ leſen konnte, wie Dies wirklich bei Piſtorius II. 156. (545. S.) umgekehrt geſchehen iſt. Vergleich auch I. 74. (466. S.), Cod. 387.

7. Den Leſefehler fahſtat bei Piſtorius I. 30. (455. S.) hätte Hr. Dronke (Cod. 332.) nicht wiedergeben ſollen, und gar mit kleinem „f,“ als wär' es ein Gattungswort! Denn Fuhſtat iſt das Pfarrdorf Fuchsſtadt im L.-G. Euerdorf; daß es „zuſehen Trimperg und Hamilburg“ liege, erſah Hr. Dronke aus Schannat's Hiſt. fuld. II. 208. 97. — Anderwärts heißt der Ort Fuſſesſtat (Piſt. I. 156. = Cod. 674.) und Phuſeſtat (Schann. Trad. 547. = Cod. 653.). *) — Einen noch ärgeren Leſefehler, als Piſtorius, lieferte uns Schannat a. a. O. 209. u. 210. S., wo wir in einer Urk. v. J.

---

*) Die hier an erſter Stelle aus Piſtorius I. 156. (493. S.) angeführte, und bei Eberhart 5. 170. ausgezogene Schenkung ward vom Grafen Heſſi im Oktober d. J. 923 zu Otekaresdorf gemacht. Da Hr. Dronke (Trad. 217. S. a.) dieſen Ort nicht zu deuten wußte; ſo möge hier ſtehen, daß es das hanauiſche Pfarrdorf Mottgers iſt, gelegen an der ſchmalen Sinn, im kurheſſiſchen Juſtizamte Schwarzenfels. Man ſehe: „Beſchreibung des Kurfürſtenthumes Heſſen von G. Landau (Kaſſel 1842. 8.), 632. S.“

Da Hr. Dronke ferner (daſ. 217. S. b.) über das benachbarte Starefrideshuſon (vgl. Eberh. 5. 74.) keinen Beſcheid zu geben vermochte; ſo möge man gleichfalls wiſſen, daß es das Pfarrdorf Sterbfritz iſt, gelegen an den Quellen der Kinzig, im genannten Juſtizamte. Landau a. a. O. — Übrigens haben uns die von Dronke aus Piſtorius I. 61. (464. S.) und Eberhart 5. 74. aufgenommenen Leſefehler „in marcu Chirizichheimero ad Straefrideshuſon (Cod. 308.)“ wahrhaft die Galle gerührt; lies Chinzichheimero und Starefrideshuſon. Vom wirzburger Zotari wird ſogleich die Rede ſein. — Wer uns ſolche Ungethüme, oder gar: „quod acquiſivit Agerhohe“ ſt. a Gerhohe, d. h. von Gerhoh (Piſt. II. 41. = Cod. 110.) vorzuführen wagt, Dem können wir kein Vertrauen mehr ſchenken. In dieſer letzten Urkunde muß auch Sindhilt und Ortruoh ſt. Sundhilt und Oltruh geleſen werden, wie ſich aus deren zweiter Faſſung (Piſt. II. 30.) ergibt.

Da uns beim Umblättern noch mehrere Fehler in 3 faſt gleichlautenden Urkunden, nämlich Cod. 117., 118. und 119 (ſämmtlich aus Piſtorius) begegneten; ſo wollen wir ſie hier noch anzeigen, dann aber unſere werthen Leſer mit keiner Fehlerrüge mehr beläſtigen. Lies in obigen Urkunden: Uueritanti, Frethanti, Uuolfberen und fogati ſt. Uueritanti, Fretharti, Uuolfheres und *aduocati*; ebenſo in der 107. Urk. fogatus ſt. *aduocatus*. Das barbariſche fogatus (vom aſd. fogat, Vogt) war Hrn. Dronke, wie man ſieht, anſtößig; der Herausgeber alter Denkmähler iſt aber nicht befugt, ſolche barbariſche Wörter auszumerzen, oder durch altrömiſche zu erſetzen. — Was endlich den Mannsnamen Frethant oder Fredant (d. h. friedend) betrifft, ſo erſcheinen beide Formen bei Piſtorius: jene I. 95. und 97., dann II. 228. = Cod. 119., 117. u. 597.; dieſe in der zuletzt genannten Urkunde neben Frethant. Das leidige Fretharti bei Piſtorius I. 99. = Cod. 118., woran Hr. Dronke irre ward, iſt bloßer Druckfehler; aber das auffallende Frehant bei Dronke Cod. 597. iſt mehr als Druckfehler, es iſt — Nachläſſigkeit!

Der Mannsname Frethant (nach alter), oder Fredant (nach neuer Schreibweiſe) ſcheint im deutſchen Alterthume nicht oft vorzukommen; wenigſtens iſt er im Codex laureshamenſis, und in den Traditiones wizenburgenſes von Zeuß nicht verzeichnet. Dagegen erſcheint er in den beiden wirzburger Markbeſchreibungen vom J. 779 viermal, und jedesmal alt und neu zugleich, nämlich Fredthant. Sieh: Ul-

1282 lesen müssen: „Dise sune wart gemachet bi dem dorph zu Vnstat," und in einer andern desf. Jahres: „Dise uzrichtunge geschach bi deme dorph zu Vnstad." Und mit diesen Ungethümen **Unstat** und **Unstad** mußte sich in neuester Zeit der Schweizer Kopp (Geschichte der eidgenössischen Bünde) herumwerfen!

Wie schlimm es doch um einen Lesfehler steht! Da las der wirzburger Prof. Denzinger in der dortigen Markbeschreibung v. J. 779 einen Mann, Namens Zo'tari, und Maßmann sandte das Ungethüm in die Welt. Sieh Dessen Abschwörungsformeln (Quedl. u. Leipzig 1839. 8.) 183. S. — Obgleich nun das richtige Zótan im reußischen Sonderdrucke (Wirzburg 1838. 8.) 5. S., und wiederholt im dortigen Archive V. 2. (Wirzburg 1839. 8.) 140. S. zu lesen war; so griff doch J. Grimm das sinnlose Zotari auf, und sucht' es zu erklären! Sieh: Geschichte der deutschen Sprache, 1. Bd. (Leipzig 1848. 8.), 485. S. — Ein gewisser Zotan (d. h. zugethan?) † im J. 871 zu Fulda. Todtenbuch 171. S. (bei Dronke).

8. Nicht minder befremdlich erschien uns die Wiedergabe des Druckfehlers „unam bizumam (sepimentum)" bei Pistorius I. 79. (468. S.), was bizúnam (d. h. Einschließung, von zún, Zaun) heißen muß, wie schon der Beisatz zeigt. Sieh Schannat Trad. 340. = Cod. 413.; an beiden Stellen steht das falsche „m," und ist das erklärende sepimentum getilgt!! Wohl Dem, welcher den alten Pistorius besitzt, wie der Schreiber dieser Zeilen! [Cod. 691. 1. = Pist. I. 158. fehlt gar ein ganzer Satz, und der letzte Name muß st. Engilbero heißen Egilbern, wie sich aus Pist. I. 24. = Cod. 289. ergibt].

Mit obigem bizúna, welches ein eingefriedigtes Grundstück bezeichnet, hat es seine eigne Bewandtniß, und wir verweisen vorläufig auf Schmeller I. 303. und IV. 267., und auf Graff V. 678. — Die altbayer. Form war pitzaun, die altbüchische bizza (Eberhart 5. 88.); die neubüchische und hessische lautet **Bitze** (im Munde des Volkes Bëtze), was aber meistens als eigner Name erscheint, und keineswegs Baumgarten bedeutet, wie Vilmar will. — Eine an dem büchischen Pfarrdorfe Lütter an der Hard liegende, mit einem Rikke [lebendigen Zaune] umgebene, und dem Bauern Müller, genannt Hom [urk. Huomo], gehörige dreieckige Wiese heißt bis zur Stunde „de home Bëtze." — Sieh über dieses **Bitze** Dr. Vilmar in der Zeitschrift des Vereines für hessische Geschichte und Landeskunde, 4. Bd. (Kassel 1847. 8.), 53. S. — Es gab auch einen Mannsnamen Bizún. Pist. I. 24. = Cod. 289.

Betreffend die in Rede stehende Schenkung (Cod. 413.), welche ein gewisser Amalperaht mit dem Beinamen Fugal (d. h. Vogel) am 6. Juni 823 zu Fulda machte, haben wir nachträglich zu bemerken, daß der Schluß sowohl bei Pistorius, als bei Dronke unrichtig ist, und lauten muß: „Ruodolfus indignus subdiaconus scripsi." Das Nämliche gilt von der folgenden Schenkung (Pist. I. 80. = Cod. 414.).

Soweit wollten wir die gütige Nachsicht unserer Leser dafür in Anspruch nehmen, die Art und Weise untersuchen zu helfen, wie Hr. Dronke seine Quellen behandelt habe; weiter dürfen wir aber Nichts mehr wagen. Es verdrießt uns auch, die Menge leichter oder grober Versehen, welche wir uns bei der Durchsicht des dronkischen Codex anmerkten, dem prüfenden Leser vorzuführen. Manche Fehler wird Hr. Dronke selbst im Laufe der Arbeit entdeckt haben, und am Schlusse des Werkes mittheilen; was er übersah, wollen wir dann nachtragen, wenn wir die 4. (letzte) Lieferung in diesen Blättern anzeigen.

(Schluß folgt).

---

teste Urkunde über den Umfang der wirzburger Stadtmarkung, herausgegeben von Dr. F. A. Reuß (Wirzburg 1838. 8.), 6. u. 7. S."

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Juli.

Nro. 140. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Geschichte der Philosophie im Umrisse. Ein Leitfaden zur Uebersicht von Dr. Albert Schwegler. (Aus der neuen Encyklopädie der Wissenschaften uud Künste besonders abgedruckt.) Stuttgart 1848.

Ihrem allgemeinen Charakter nach erscheint diese Geschichte der Philosophie als ein Wiederhall aus Hegels Vorlesungen. Es genügt aber dem Verf. nicht, die Aufeinanderfolge der geschichtlichen Systeme, wie Hegel, mit schlichten Worten als einen innerlichen Zusammenhang, als eine nothwendige Entwicklung, als einen consequenten Fortschritt der Idee zu bezeichnen, sondern er sucht diesen Zusammenhang der Systeme durch lebhaftere Ausdrücke klar zu machen, er nennt ihn einen „einheitlichen Proceß, eine organische Bewegung, eine Reihe von Entwicklungen, die im Triebe des Geistes begründet sind, sein Seyn immer mehr zum Wissen zu erheben, das ganze geistige und natürliche Universum mehr und mehr als sein Daseyn, als seine Wirklichkeit, als Spiegel seiner selbst zu erkennen."

Der Verf. behauptet zwar von Hegel, daß er diese an sich wahre Anschauung überspannt habe. Indem er aber den wahren Grund der hegelischen Einseitigkeit nicht entdeckt, ist es geschehen, daß dieses Urtheil des Verf. gar keinen Einfluß auf seine eigene Darstellung hat, die in der allgemeinen Auffassung der Systeme der Darstellung Hegels vollkommen gleich ist.

Von seinem Standpunkt aus durfte der Verf. Hegels Geschichte der Philosophie nicht deßhalb tadeln, weil sie die Freyheit des menschlichen Handelns, den Begriff des Zufalls aufzuheben droht. Denn wenn die Aufeinanderfolge der Systeme eine „organische" Bewegung ist, so ist die Ausschließung des zufälligen, des „existirenden Unvernünftigen," nicht eine Ueberspannung, sondern eine nothwendige Folgerung des Princips; und auch der Verf. hat nicht den geringsten Versuch gemacht, die Geschichte der Philosophie mit der allgemeinen Geschichte der Menschheit (mit dem „Spiele unendlicher Zufälligkeiten," bey welchem die Individuen die „Initiative haben" — wie der Verf. sich ausdrückt) in Zusammenhang zu bringen. Die allgemeine Forderung, wenn ihr nicht durch die Ausführung irgendwie genügt wird, ist nicht entscheidend, als allgemeine Forderung kommt, was der Verf. will, auch bey Hegel vor; auch Hegel sagt, daß Ein Geist in jedem Volke und in jedem Zeitalter herrscht, der sich in den verschiedenen Gestaltungen des geistigen Lebens darstellt und ausprägt, daß die Philosophie einer jeden Zeit allen andern Formen des Volksgeistes entspricht, der Verfassung und der Regierungsform, der Sittlichkeit und dem geselligen Leben, der Kunst und der Wissenschaft, der Religion und der ganzen Zeitgeschichte des Volkes. Aber Hegel betrachtet die Philosophie nur als die höchste Blüthe des Volksgeistes, nicht als die Urheberin aller Bewegung und alles Fortschrittes. Der Verf. hat indessen noch mehr als Hegel durch seine Vorstellung organischer Entwicklung die Geschichte der Philosophie in das Gebiet der Naturnothwendigkeit gebannt.

Geistiges Leben ist auf Freyheit beruhende Entwicklung, mit Freyheit vollzogene That und geschichtlicher Fortschritt; die Geschichte der Philosophie gehört diesem Reiche der geschichtlichen Freyheit an, die Systeme der Philosophie haben nicht nur den lebendigsten Zusammenhang mit der Geschichte des Volkes, sondern auch mit der innern Lebensgeschichte ihrer Urheber.

Die Einseitigkeit der hegelischen Anschauung folgt aus der Zurückführung des Geistes auf die logische Idee, und in Folge dieser Grundanschauung behauptet Hegel: „daß die Aufeinanderfolge der Systeme der Philosophie in der Geschichte dieselbe ist, als die Aufeinanderfolge in der logischen Ableitung der Begriffsbestimmungen in der Idee. Wenn man die Grundbegriffe der in der Geschichte der Philosophie erschienenen Systeme dessen entkleidet, was ihre äußerliche Gestaltung, ihre Anwendung aufs Besondere und dergleichen betrifft, so erhält man die verschiedenen Stufen der Bestimmung der Idee selbst in ihrem logischen Begriffe."

Diesen Gesichtspunkt bekämpft der Verf. nur deßhalb, weil die geschichtliche Entwicklung von der logischen verschieden, weil der Parallelismus der historischen Systeme und der logischen Kategorien Hegel nicht gelungen, weil von diesem selbst eine vollständige Durchführung seines Grundgedankens nicht versucht worden sey. Wir aber vermissen in Hegels Anschauung das wahrhaft allumfassende und all aus sich erzeugende, das lebensvolle Princip der Geschichte, die Idee des Geistes in der ganzen Fülle seiner Wesenheit. Das wahre Princip ist weder der theoretische, der logische und dialektische Geist, noch der ethische Geist für sich allein, sondern der Geist in der zusammentreffenden Wirkung aller seiner Kräfte, als der in allem seinen Vermögen thätige, seiner Fülle sich bewußte und in diesem Selbstbewußtseyn selige Geist.

Ist aber nicht die logische Idee der wahre Eintheilungsgrund der Geschichte der Philosophie, nicht die dialektische Form die wahre Gestalt der geschichtlichen Systeme, so erhalten nicht nur die ethischen Systeme, sondern auch die Anschauungen dichterischer und priesterlicher Begeisterung ein ganz anderes Verhältniß zur Geschichte der Philosophie als Hegel und Schwegler ihnen einräumen. Auch der Verf. legt den höchsten Werth auf die dialektische Durchführung der Systeme und auf die Ausbildung ihrer Methode. Deßhalb will er seine Darstellung „wie Aristoteles" mit Thales beginnen. Wie Aristoteles? Aristoteles freylich konnte nicht anders und hätte für seinen Zweck und Gesichtspunkt auch nicht anders gedurft: aber der Verf., der einen so unbeschränkten Gesichtskreis hat, wie will er die Idee des Christenthums und die Entwicklung der Philosophie im christlichen Weltalter verstehen ohne Bezug auf die Weisheit des A. T.? Die christliche Philosophie ist ohne diese alttestamentische Weltbetrachtung eben so wenig zu fassen, als in der allgemeinen Weltgeschichte Johannes und Paulus ohne Abraham und Moses, oder Maria und Elisabeth ohne Hanna, ohne Ruth, ohne das hohe Lied.

Im gleichen Sinne schließt der Verf. solche Denker, wie Herder, Hamann und Lessing von seiner Darstellung aus. Und doch leben diese in der Geschichte deutscher Bildung Epoche machenden Männer nicht nur in ihren Wirkungen fort, sondern ihre Werke enthalten die fruchtbarsten Keime für die Wissenschaft der Gegenwart. Hielten sie auch den Beruf, ihr Volk zu bilden, für höher als den der Schulphilosophie, so sind doch Lessing und Hamann und Herder nicht nur Lehrer ihres Volkes und ihrer Zeit gewesen, von unermeßlichem Einfluße auf alle Sphären des geistigen Lebens, sondern sie sind durch ihre ursprüngliche Geisteskraft und durch die innere Wahrheit ihrer Gedanken wahre Philosophen. Denn ein wahrhaft philosophisches Princip ist Ausdruck eines realen Bedürfnisses der Menschheit, und wer ein solches Bedürfniß zuerst am klarsten erkannt und am tiefsten gefühlt hat, der ist ein Philosoph. So ist Sokrates Urheber der Ethik geworden, weil er zuerst eingesehen hat, daß nur, was gut ist, göttlich seyn könne, Plato hat die Macht und Selbstständigkeit der Idee, Aristoteles die Entelechie des Geistes und der Natur zuerst erkannt; Spinoza war von der erhabenen Anschauung allumfassender Ein-

heit, Leibnitz von dem Bedürfniß monadiſcher Selbſtſtändigkeit erfüllt, Kant und Fichte haben die Selbſtſtändigkeit des Sittengeſetzes, Schelling und Hegel die Lebendigkeit der Natur und das Weſen der objektiven Vernunft zuerſt zur klaren Erkenntniß gebracht. So ſind auch Herders Humanitätsprincip, Hamanns Begeiſterung für die perſönlich und leiblich verwirklichte Wahrheit, Leſſings Lehre von der innern Wahrheit der Religion wahrhaft fruchtbare, wahrhaft ſchöpferiſche, wahrhaft philoſophiſche Principien.

Es iſt endlich eine natürliche Conſequenz des Verf., daß er Herbarts Standpunkt darſtellt, aber Krauſe, Baader, Novalis und Schleiermacher nicht erwähnt. Als hätten ſolche Denker nicht unendlich mehr zum geiſtigen Fortſchritt der Menſchheit und zur Belebung philoſophiſcher Erkenntniß und Geſinnung beygetragen!

Vermiſſen wir in dieſem Buche im Allgemeinen eine ſelbſtſtändige Auffaſſung zumal der neuen Philoſophie, ſo wirkt deſto wohlthätiger des Verf. freyes Urtheil in einzelnen Parthien der alten Geſchichte. So z. B. ſein Urtheil über das Verhältniß des Sokrates nicht nur gegenüber ſeinen Anklägern, ſondern auch Ariſtophanes gegenüber. Er ſagt:

„Hegels Anſicht vom Schickſal des Sokrates, wenn er in demſelben eine tragiſche Colliſion gleichberechtigter Mächte, die Tragödie Athens erblickt und Schuld und Unſchuld auf beyden Seiten gleich vertheilt ſieht, iſt hiſtoriſch und undurchführbar, da weder Sokrates ausſchließlich nur als Vertreter des modernen Geiſtes, des Princips der Freyheit, der Subjectivität, der Innerlichkeit, noch ſeine Richter als Vertreter altattiſcher reflexionsloſer Sittlichkeit betrachtet werden dürfen. Die Schuld iſt ſomit nicht gleichmäßig auf beyde Seiten vertheilt und es wird dabey bleiben müſſen, daß Sokrates als Opfer einer unberechtigten Reaction gefallen iſt.“

— — „Ariſtophanes Wolken können nur als ein beklagenswerthes Mißverſtändniß bezeichnet werden, und Hegel, wenn er eine Vertheidigung des ariſtophaniſchen Verfahrens verſucht, vergißt, daß der Komiker nicht zu offenbaren Verläumdungen ſeine Zuflucht nehmen darf. Ueberhaupt beruht die politiſch-ſociale Tendenz des Ariſtophanes auf einem großen Mißverſtändniſſe geſchichtlicher Entwicklung. So wenig ein Erwachſener je wieder zum Kind werden kann, ſo wenig liegt es im Bereich der Möglichkeit, die reflexionsloſe Sittlichkeit und die ſchlechte Naivität der Kindheitsperiode eines Volkes gewaltſam in eine Zeit der Reflexion zurückzuführen. Die Unmöglichkeit ſolcher Rückkehr beurkundet Ariſtophanes ſelbſt, wenn er in toller Laune, mit cyniſchem Spott, alle göttlichen und menſchlichen Auctoritäten dem Gelächter preis gibt, und damit, ſo ehrenwerth auch der patriotiſche Hintergrund ſeiner Ausgelaſſenheit ſeyn mag, den Beweis liefert, daß auch er nicht mehr auf dem Boden altväterlicher Sittlichkeit ſteht, daß auch er ein Sohn ſeiner Zeit iſt.“

Faſſen wir ſchließlich den beſondern Zweck des Buches ins Auge, einer allgemeinen Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte einverleibt zu werden, ſo können wir die abſtracte Haltung nicht geeignet finden. Wie ſollte der Leſer, der kein ſelbſtſtändiges Quellenſtudium machte, eine lebendige Anſchauung vom Weſen und der Entwicklung der Philoſophie gewinnen, wenn er z. B. von Leibnitzens erhabenen Rechtsbegriffen und eigenthümlicher Theokratie nichts erfahren, ſondern nur von der Monadenlehre, und wie der Idealismus das Materielle ſpiritualiſire, oder wenn Jakobi's Eigenthümlichkeit als die abſtracte Trennung vom Verſtand und Gefühl bezeichnet, oder wenn von Hegels allgemeinem Standpunkt geſagt wird, er habe den Inhalt der Schellingiſchen Philoſophie mittelſt der abſoluten Methode flüßig gemacht u. ſ. f.

Um eine tiefe und bleibende Wirkung auf den Leſer hervorzubringen, um ihn für die Hoheit philoſophiſcher Erkenntniß zu erwärmen, um ihn wahrhaft aufzuklären und innerlich zu bilden, mußte eine ſolche encyklopädiſche Darſtellung in einfachſter Klarheit den realen, und vorzugsweiſe den ethiſchen Gehalt der Syſteme darſtellen, im Wechſel der geſchichtlichen Formen die ewigen Wahrheiten des denkenden und ſittlichen Geiſtes. Die vorherrſchend dialektiſche Entwicklung der Geſchichte der Philoſophie wird dieſe ewigen Wahrheiten mehr verhüllen, als offenbaren, und wie die Logik ſelbſt ihre wahre Kraft und Bedeutung durch ihre metaphyſiſche und ethiſche Grund-

lage erhält, ſo empfangen auch die dialektiſchen Syſteme durch die metaphyſiſchen und ethiſchen ihr wahres Licht. Eine jede Philoſophie, in der die Methode den ethiſchen Gehalt überwuchert, iſt in Gefahr mit ihrer Weisheit „den ewigen Rath zu verdunkeln.“ Mit der größten Sorgfalt, mit der höchſten Kunſt der Darſtellung muß dieſe Gefahr beſonders in Schriften von ſo populärer Beſtimmung vermieden werden. Wahrhafte Popularität iſt in der einfachſten Form der größte Gedankenreichthum, in der höchſten Klarheit die größte Tiefe. Das Volk will Wahrheit, es will die Wahrheit aber in ihrer einfachſten, ſelbſtgewiſſen Form, es will erörterungsloſe, durch ſich ſelbſt einleuchtende Gewißheit.

Eine Geſchichte der Philoſophie, die dieſem wahren Bedürfniß des Volkes entſpräche, in einfachſter Klarheit die fruchtbaren Gedanken der größten Denker enthüllte, und vorzugsweiſe den Gehalt und den Einfluß der ethiſchen Ideen darſtellte, würde nicht nur eine weſentliche Bereicherung der Wiſſenſchaft ſeyn, ſondern auch ein wahrer Gewinn für das deutſche Volk. Auf ein ſolches Volksbuch hoffte ſchon Herder, wenn er ſagt: „Eine Geſchichte der Philoſophie im Menſchengeſchlechte, wie ſie ein ganzer Menſch will und fühlt und anerkennt — wer iſt der Mann mit Kopf und Herz — Kränze der Nachwelt werden ſein warten!“

Codex diplomaticus fuldenſis.

(Schluß).

Anzeige einiger Irrthümer in Dronke's Traditiones et antiquitates fuldenſes. Fulda 1844. 4.

I. Vorr. III. S. Piſtorius fand nicht zwei Handſchriften in der zolleriſchen Bibliothek [zu Hechingen], ſondern nur eine, welche aber aus drei Büchern beſtand; er ſagt Dies in der Vorrede deutlich und wiederholt.

II. Daſ. IV. S. Das dritte Buch der zolleriſchen Handſchrift war niemals ein ſelbſtſtändiges Werk, ſondern gehörte von jeher zu den 8 fuldaiſchen Chartularien.

III. Daſ. XIII. S. Mönch Eberhart zog die Urkunden der 8 Kopialbücher nicht immer in der Reihenfolge aus, in welcher ſie in dieſelben eingetragen waren, ſondern

a) bei manchen Auszügen fehlt die entſprechende Urkunde;

b) bei ſehr vielen Urkunden fehlt der Auszug;

c) einige Auszüge ſtehen an andrer Stelle, als die Urkunden.

IV. Daſ. XV. S. Das fuldaiſche Todtenbuch iſt nicht aus dem 9. und 10. Jh., ſondern ragt mit 66 Jahren in's eilfte Jahrh. Denn Erzbiſchof Erkanbald zu Mainz († am 18. Aug. 1021) erſcheint darin als geſtorben; überdies iſt

a) das Necrologium fuldenſe, aus welchem Leibniß im J. 1711 Auszüge bekannt machte, welches

b) Schannat im J. 1729 angeblich vollſtändig lieferte, und welches

c) Dronke im J. 1841 verſtümmelt herausgab,

ein und daſſelbe Werk, aus einer und derſelben Handſchrift gefloſſen!

V. 62. S. Statt „uſque in Smalunhusdi“ lies „usque in ſmalun Nuſti,“ d. h. bis in die ſchmale [kleine] Nüſt; es iſt der linke Arm dieſes Baches gemeint. — Daſelbſt lies Wexelesrot ſt. wexdesrot; der Ort wird jetzt Wiſſelsroth geſchrieben, man hört aber Wellesrot. Sieh Schneider's Buchonia IV. Bd. 2. Heft (Fulda 1829. 8.), 52. S.

Karl Roth.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Juli.

Nro. 141. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Die Metaphysik des Aristoteles. Grundtext, Uebersetzung und Commentar nebst erläuternden Abhandlungen von Dr. Albert Schwegler, Privatdocenten an der Universität Tübingen. Erster Band. Grundtext und kritischer Apparat. Tübingen, Druck und Verlag von L. Fr. Fues. 1847. 8. XXII und 302 S. Zweyter Band. Uebersetzung. Ebendort. 1847. 262 S. Dritter Band. Des Commentars erste Hälfte. Ebend. 1847. IV und 244 S. Vierter Band. Des Commentars zweyte Hälfte. Ebend. 1848. IV und 382 S.

Aristoteles sagt im Anfange des Buches B der Metaphysik, daß die Lösung der Schwierigkeiten schon der Weg zur Erkenntniß des Wahren sey (ἔστι δὲ τοῖς εὐπορῆσαι βουλομένοις προὔργου τὸ διαπορῆσαι καλῶς, ἡ γὰρ ὕστερον εὐπορία λύσις τῶν πρότερον ἀπορουμένων ἐστί, λύειν δ' οὐκ ἔστιν ἀγνοοῦντας τὸν δεσμόν), ein Ausspruch, welcher ganz besonders auch für uns in Bezug auf die Erkenntniß der Aristotelischen Metaphysik selbst seine Anwendung findet. Bewegt sich doch der ganze Complex der vierzehn Bücher in der Erörterung von Aporien, wie die folgenden sind, welche auch für unsere jetzige Philosophie dem größten Theile nach noch Probleme bleiben: ob es Sache ein und derselben Wissenschaft oder mehrerer Wissenschaften sey, alle Arten der Ursachen zu betrachten und ob bloß die substantiellen oder auch die logischen Principien beyzuziehen seyen, und ob, wenn das erstere, auch dann Eine Wissenschaft alle Wesen in ihren Umfang zu ziehen habe; ferner, ob, wenn mehrere Wissenschaften es seyn sollen, alle den Namen Philosophie verdienen, oder nicht; ob alle Wesenheiten einerley Art sind, und dann ob alle nur αἰσθηταὶ seyen; ob bloß die Wesenheiten an sich oder auch die wesentlichen Bestimmungen — τὰ συμβεβηκότα καθ' αὑτά — der Betrachtung zufallen; weiter, ob nur die Dialektiker die principiellen Gegensätze, z. B. ταὐτὸν und ἕτερον besprechen dürften, in ihrer Art und Weise, τὰ ἔνδοξα hervorzuheben; ob ferner die Principien und Elemente die eigentlichen Gattungen seyen, oder die logischen Gattungsbegriffe, und, wenn das letztere, bey welchem stehen zu bleiben sey, bey dem genus proximum oder bey dem genus remotissimum; dann ob neben der Materie eine an und für sich existirende Ursache anzunehmen sey, ob diese Eine, ob sie trennbar sey; ob neben der Totalität des Existirenden, oder etwa nur neben Einigem noch etwas Anderes — die Ideen — existiren und wie beschaffen dieses sey; ferner, ob die intelligiblen sowohl als die materiellen Principien der Zahl und Form nach bestimmt seyen; ob für das Vergängliche und für das Unvergängliche die gleichen Principien anzunehmen, und, wenn dieß, ob dann alle Principien wirklich ewig sind, oder ob das Vergängliche auch vergängliche Principien habe; ob in Wahrheit das ὄν und das ἕν die Principien seyen, sowie ob die Principien δυνάμει oder ἐντελεχείᾳ thätig seyen, oder durch κίνησις wirken und existiren; endlich ob τὰ μαθηματικὰ selbstständige Wesenheiten seyen, getrennt von den αἰσθητά, oder in diesen. Sicher Stoff genug für die tiefgreifendsten

Forſchungen. Wie aber nun dieſe Forſchungen von Ariſtoteles geführt wurden, welche Löſung dieſe und andere Aporien bey ihm fanden, dieß zu verfolgen iſt jetzt die Aufgabe der Erklärung; zu zeigen beſonders, wie dieſe Löſungen mit dem in anderen Werken des Philoſophen Geſagten zuſammenſtimmen. Hier aber gerathen wir bey der Betrachtung der ariſtoteliſchen Metaphyſik ſelbſt in die bedeutendſten, kaum löslichen Schwierigkeiten. Warum werden dieſe Aporien nicht alle oder nicht in der Ordnung, wie ſie im Buche B aufgezählt ſind, erörtert? wie ſind ſie überhaupt auch hier ſchon angeordnet? welches iſt der Zuſammenhang der Einzelnen Bücher, woher die Wiederholungen innerhalb der Metaphyſik ſelbſt und aus der *Φυσικὴ ἀκρόασις*? Dieß Alles und viele andere Fragen führen gerade bey Erklärung der Metaphyſik zu endloſen Schwierigkeiten. Bekannt genug iſt, wie viel Treffliches hierüber von Brandis, Kopp, Trendelenburg geleiſtet wurde, und doch iſt ſo Vieles noch dunkel, ſo Vieles noch zu erforſchen. Brummerſtädt (Ueber Inhalt und Zuſammenhang der metaphyſiſchen Bücher des Ariſtoteles. Roſtocker Gymnaſ.-Programm 1841) ſuchte in einer ſehr fleißigen Zuſammenſtellung des Inhaltes der ganzen Metaphyſik nachzuweiſen, daß in den erſten elf Büchern (die beyden A als Eines gerechnet) Inhalt und Reihenfolge ſich richtig verhalte, die beyden letzten Bücher aber als Kritik der Pythagoreiſchen und Platoniſchen Lehre ein ſelbſtſtändiges von der Metaphyſik zu trennendes Werk bildeten. Das Lückenhafte und Zerriſſene aber ſowie die Wiederholungen und Abſchweifungen will derſelbe daraus erklären, daß die ganze Schrift ein Leitfaden geweſen ſey, welchen ſich Ariſtoteles zum Zwecke ſeiner Vorleſungen entworfen habe; ja ſie könne auch nur ein nachgeſchriebenes oder ausgearbeitetes Heft eines Zuhörers ſeyn. Ein Auskunftsmittel, welches nicht viel beſſer iſt, als die Geſtalt, in welcher wir die Bücher beſitzen.

Die neueſte Zeit nun brachte uns faſt in den gleichen Monaten zwey Bearbeitungen der Metaphyſik zugleich, deren eine, die von Bonitz, noch ihrer Vollendung entgegenſieht, indem nur die höchſt umſichtig gearbeitete Textes-Recenſion bisher vorliegt (ſie wurde in dieſen Blättern von bekannter Feder bereits kurz angezeigt). Die andere hingegen von Schwegler iſt nunmehr in vier Bänden vollſtändig erſchienen, deren erſter den Text, der zweyte eine deutſche Ueberſetzung, die beyden übrigen den Commentar enthalten. Dieſe Ausgabe des H. Schw. gieng aus dem richtig gefühlten Bedürfniſſe hervor, daß einer ſyſtematiſchen Darſtellung der ariſtoteliſchen Philoſophie (welche der Herausgeber beabſichtigt) eine monographiſche Behandlung der *πρώτη φιλοσοφία* vorausgehen müſſe; und daß eine ſolche in der That dem jetzigen Streben entgegenkömmt, zeigt gerade jenes zufällige Zuſammentreffen zweyer Bearbeitungen. Ueber die nun ſo eben berührten größeren Schwierigkeiten, welche die Compoſition der ganzen Metaphyſik betreffen, finden wir in beyden neuen Ausgaben bisher noch keine neuen Aufſchlüſſe oder Forſchungen; auch bey H. Schw. nicht, wo wir es um ſo mehr bedauern, gerade weil der Commentar zu dem Einzelnen fertig vorliegt, welcher unläugbar an Abrundung gewonnen hätte, wenn in Bezug auf die Anordnung des Ganzen und der einzelnen Bücher auf ſicherem Boden fortgeſchritten werden könnte. H. Schw. hat vorgezogen, dieſe Unterſuchungen (ſo wie auch neues angeſammeltes exegetiſches Material) einem noch erſcheinen ſollenden fünften Bande zuzuweiſen, welcher allerdings ſehr unbeſtimmt (Vorr. d. 4. Bds.) verſprochen wird. Wir bedauern daher, daß die Schwegler'ſche Bearbeitung, rund herausgeſagt, den Charakter eines nicht ganz Fertigen erhalten hat, wenn auch das in der Erklärung des Einzelnen Geleiſtete viel Treffliches enthält.

Die Beurtheilung der Ausgabe theilt ſich an ſich ſelbſt ſchon in drey Theile, in die des Textes, der Ueberſetzung und des Commentares. Was den erſteren betrifft, ſo iſt derſelbe ein durchaus unveränderter Abdruck des Bekker'ſchen; nur bietet er für Citate nicht die Bequemlichkeit wie in der Bonitz'ſchen Ausgabe, daß nämlich die Zeilen der Berliner Ausgabe beybehalten und numerirt wären. Unter dem Texte erſcheinen als Apparatus criticus natürlich zunächſt die Variae lectiones der Bekker'ſchen Handſchriften (über welche ſo wie über die älteren Ausgaben in der Vorrede zum erſten Bande geſprochen wird), dann die Lesarten Alexanders, ſowohl nach den Lemmata als nach der Paraphraſe berück-

ſichtigt (die Bonitz'ſche Ausgabe des Alexander hatte natürlich H. Schw. noch nicht vor ſich), ſo wie die des Asklepios und Syrianus (nach Brandis) und der Ueberſetzung Beſſarions nebſt der Vetus translatio; hiezu kommen noch von Ausgaben die Aldina, Isingrin, Camotius, Fonseca, Sylburg, Casaubonus und natürlich Brandis; Bonitz's Observationes criticae ſind nur im Commentare berückſichtigt, nicht aber in den kritiſchen Anmerkungen. Die Textes-Recenſion läßt demnach, da ſie ſich rein objectiv verhält, in keiner Weiſe einen Blick in des Herausgebers individuelle Anſichten thun, und ſie ſteht in ſo fern außerhalb einer Beurtheilung.

Wir wenden uns demnach zur Ueberſetzung, wobey wir zwar nicht auf die ſchon ſo oft beſprochene Frage über Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer genügenden Ueberſetzung eingehen wollen, aber doch berückſichtigen müſſen, für welche Leſer H. Schw. die Ueberſetzung anfertigte. Die deutſche Ueberſetzung, ſagt H. Schw., habe er mit Rückſicht auf diejenigen beygegeben, welche die ariſtoteliſche Metaphyſik in rein philoſophiſchem Intereſſe zu leſen wünſchen; für dieſelben ſey die Hengſtenberg'ſche Ueberſetzung wenig brauchbar, da ſie ohne Verſtändniß des Sinnes in undeutſcher Sprache von Wort zu Wort fortdolmetſche, — was völlig richtig iſt; — aber auch das andere Extrem habe er, der Herausgeber, zu vermeiden geſucht, den Schriftſteller nemlich durch Paraphraſe und Einſchaltungen zu moderniſiren, und ſo deſſen Ton und Darſtellungsweiſe zu verwiſchen und zu verfälſchen. Gewiß iſt auch dieß ein lobenswerthes Streben. Nun aber, wer wird die ariſtoteliſche Metaphyſik im philoſophiſchen Intereſſe leſen? Ganz gewiß die Philoſophen. Dieſe nun ſind entweder philologiſch ſo ungebildet (leider gibt es deren eine hinreichende Zahl), daß ſie ihre Kenntniß der antiken Philoſophie ohnedieß aus Compendien ſchöpfen müſſen, oder ſie haben tüchtige philologiſche Kenntniſſe, und werden dann den Ariſtoteles ſicher im Originale leſen. Soll man nun der Oberflächlichkeit der erſteren, welche ohnedieß Nichts eiligeres zu thun haben, als im erſten Anlaufe gleich die Metaphyſik zu ſtürmen — ſowie bey Plato der Timäus, — um die Quinteſſenz ohne das Uebrige zu erringen, ſoll man dieſen noch durch Ueberſetzungen entgegenkommen? Schwerlich, die letzteren aber können an einer Ueberſetzung des Ariſtoteles im günſtigſten Falle nur einen philologiſchen Genuß, nicht aber einen philoſophiſchen haben. Iſt nun aber dieſer günſtigſte Fall in der Schwegler'ſchen Ueberſetzung eingetreten? Wir antworten entſchieden Nein, meſſen aber wenigſtens theilweiſe die Schuld hievon dem Unternehmen überhaupt, und nur anderntheils auch der Art der Ueberſetzung ſelbſt bey. Ariſtoteles hat eine für jede Ueberſetzung unnachahmliche Präciſion; Ausdrücke wie *τὸ τί ἦν εἶναι*, *τὸ οὗ ἕνεκα* u. dgl. laſſen ſich gar nicht überſetzen, ohne in die Terminologie irgend eines neueren Syſtemes einzugehen; thuen wir aber dieſes, ſo fallen wir ſchon in den Fehler des Paraphraſirens und, unter Umſtänden, Verfälſchens. Oder z. B. wie ſoll *εἶδος* überſetzt werden? Form? Art? Idee? an jeder Stelle hat es alle drey Bedeutungen zugleich, wozu oft noch eine vierte Nüance, die des Zweckes, hinzukömmt. Aehnlich ergeht es mit den Ausdrücken *αἴτιον*, *ἀρχή*, *στοιχεῖον*, *μεταβολή*, *ἀλλοίωσις* und unzähligen anderen. Aber um von dieſer allgemeinen objectiven Schwierigkeit, welche jedem Ueberſetzer des Ariſtoteles entgegenſteht, abzuſehen, hat dann H. Schw. wenigſtens das unter ſolchen Umſtänden Mögliche erreicht? hat er, wie Ariſtoteles vom Künſtler und Menſchen verlangt, aus dem *ὑπάρχον* das Beſtmögliche gemacht? Und hier antworten wir eben wieder mit Nein. Eine Probe mag dieſes Urtheil rechtfertigen; und da es durchaus gleichgültig iſt, an welcher Stelle der Nachweis gegeben wird, ſo wollen wir, um nicht den Schein zu geben, etwa eine der ſchwereren oder ſchwächeren Partien ausgewählt zu haben, gleich den Anfang des erſten Capitels des erſten Buches vornehmen.

Πάντες ἄνθρωποι τοῦ εἰδέναι ὀρέγονται φύσει. H. Schw.: „Alle Menſchen haben einen angebornen Wiſſenstrieb.“ Ungenau und ſchief durch die Worte „angeboren“ und „Wiſſenstrieb.“ Wiſſenstrieb iſt nach unſerem Sprachgebrauche zu ſehr verwandt mit Neugierde, und Trieb iſt eher *ἐπιθυμία*, *βούλησις*, *προαίρεσις*, ſelbſt *ἕξις*, kurz Alles eher, als *ὄρεξις*; „angeboren“ aber iſt eine ganz ſchiefe Ueberſetzung von *φύσει*; wer den Ariſtoteles kennt, weiß die faſt unerſchöpfliche Tiefe dieſes Ausdruckes, bey welchem nicht an den einzelnen Akt des Ge-

borenwerdens gedacht wird, sowie andrerseits durch H. Schw.'s Ausdruck zu viel platonische Anschauungsweise in die Stelle kömmt. Will man den Versuch wagen, diesen so einfach scheinenden Satz zu übersetzen, so müßte man sagen: „Alle Menschen haben ihrem Wesen nach ein Verlangen nach dem Wissen," — wobey in der prägnanten Bedeutung der Worte „das Wissen" (mit Artikel) dasjenige liegt, was Aristoteles will; hebt man dieß nicht hervor, so wird der Satz höchst trivial. — *Σημεῖον δ' ἡ τῶν αἰσθήσεων ἀγάπησις· καὶ γὰρ χωρὶς τῆς χρείας ἀγαπῶνται δι' αὐτάς, καὶ μάλιστα τῶν ἄλλων ἡ διὰ τῶν ὀμμάτων· οὐ γὰρ μόνον ἵνα πράττωμεν, ἀλλὰ καὶ μηθὲν μέλλοντες πράττειν τὸ ὁρᾶν αἱρούμεθα ἀντὶ πάντων ὡς εἰπεῖν τῶν ἄλλων· αἴτιον δ' ὅτι μάλιστα ποιεῖ γνωρίζειν τι ἡμᾶς αὕτη τῶν αἰσθήσεων καὶ πολλὰς δηλοῖ διαφοράς.* H. Schw.: „Ein Beweis dafür ist die Liebe zu den Sinneswahrnehmungen, die man, auch ohne ein bestimmtes praktisches Bedürfniß, um ihrer selbst willen liebt, und vor allen andern die Wahrnehmungen mittelst des Aug's. Denn nicht allein um zu handeln, sondern auch ohne diesen Zweck ziehen wir das Sehen fast allem Andern vor. Und zwar deßwegen, weil dieser Sinn uns am meisten Kenntnisse verschafft, und uns die Dinge am besten in ihrem gegenseitigen Unterschiede zeigt." Hieran haben wir nun mit Tadel zu bemerken, erstens, daß *σημεῖον* nicht „Beweis" heißt, wie aus der Rhetorik ersehen werden kann; zweytens, daß die Worte „auch ohne ein bestimmtes praktisches Bedürfniß" bey H. Schw. zu sehr mit „man liebt" verbunden erscheinen, während *χωρὶς τῆς χρείας* (wobey nebenbey auch der Artikel unberücksichtigt blieb) unmittelbar zu *δι' αὐτάς* gehört; ferner, daß bey H. Schw. die Sätze durch seine Interpunktion zu sehr parallel erscheinen, und der Satz-Accent verloren geht, durch welchen *μάλιστα τῶν ἄλλων* mit *αἴτιον ὅτι μάλιστα* zusammengebunden wird, so daß die Worte *οὐ γὰρ — ὡς εἰπεῖν τῶν ἄλλων* in einer Uebersetzung nothwendig als untergeordneter Schaltsatz erscheinen müssen; ferner *καὶ μάλιστα* ist ganz abgeschwächt, während im deutschen das Wörtchen „zwar" unentbehrlich wäre, wenn man nicht zur völligen Deutlichkeit den Satz etwas umstellen will; dann *γνωρίζειν* ist schief ausgedrückt durch „Kenntnisse," denn von Kenntnissen ist beym Auge noch lange keine Rede. Ganz verfehlt aber ist „die Dinge am besten in ihrem gegenseitigen Unterschiede zeigt" als Uebersetzung von *πολλὰς δηλοῖ διαφοράς*; die Bücher de anima und de sensu zeigen, daß hier davon die Rede ist, daß der Gesichtssinn mehrere sinnliche Unterschiede zugleich zeigt (z. B. Farbe und Ausdehnung und Gestalt und Rauhheit oder Glätte u. s. f.), während die übrigen Sinne immer nur Eine Kategorie der Gegensätze erfassen können, so daß der Gesichtssinn in der That der *κοινὴ αἴσθησις* unter allen Sinnen am nächsten steht. Die Stelle könnte man etwa so auszudrücken versuchen:

„Man sieht dieß aber schon an der Liebe zu den Sinneswahrnehmungen; nemlich wenn schon diese überhaupt alle um ihrer selbst willen, also abgesehen von dem Gebrauche geliebt werden, so ist dieß noch am meisten der Fall bey den Sinneswahrnehmungen durch die Augen (denn nicht bloß um des Handelns willen, sondern auch insofern wir Nichts zu handeln beabsichtigen, ziehen wir das Sehen fast allen übrigen Sinnen vor); die Ursache ist aber eben die, weil dieser Sinn am meisten von allen bewirkt, daß wir Etwas erkennen, und er viele Unterschiede der Dinge (zugleich) klar macht. — *Φύσει μὲν οὖν αἰσθησιν ἔχοντα γίγνεται τὰ ζῷα, ἐκ δὲ τῆς αἰσθήσεως τοῖς μὲν αὐτῶν οὐκ ἐγγίγνεται μνήμη, τοῖς δ' ἐγγίγνεται· καὶ διὰ τοῦτο ταῦτα φρονιμώτερα καὶ μαθητικώτερα τῶν μὴ δυναμένων μνημονεύειν ἐστίν· φρόνιμα μὲν οὖν τοῦ μανθάνειν ὅσα μὴ δύναται τῶν φώνων ἀκούειν, οἷον μέλιττα, καὶ εἴ τι τοιοῦτον ἄλλο γένος ζῴων ἐστί, μανθάνει δ' ὅσα πρὸς τῇ μνήμῃ καὶ ταύτην ἔχει τὴν αἴσθησιν.* H. Schw.: „Von Natur nun haben die Thiere das Vermögen sinnlicher Wahrnehmung; aus der sinnlichen Wahrnehmung erzeugt sich bey einem Theile derselben Erinnerung, bey dem andern nicht, weßwegen auch die ersteren verständiger und gelehriger sind, als die letztern, die keine Erinnerung haben. Verständig ohne zu lernen sind alle diejenigen, die den Schall nicht hören können, z. B. die Bienen und dergleichen Thierarten; es lernen dagegen diejenigen, die neben der Erinnerung auch diesen Sinn, den Sinn des Gehörs besitzen."

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Juli.

Nro. 142. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Die Metaphysik des Aristoteles.

(Fortsetzung.)

Auch hier würde ich nach reiflicher Ueberlegung φύσις lieber mit „Wesen," als mit „Natur" übersetzen, wenn man nur nicht bey „Wesen" a „Begriff" denkt, obwohl ich sogar dieß nicht ganz ausschließen würde. Durch „Natur" dürfte bey Aristoteles φύσις nur zu übersetzen seyn, wenn er von der Totalität derselben spricht (z. B. ἡ φύσις οὐδὲν ποιεῖ μάτην), oder wenn er sie der Kunst oder dem Geiste entgegensetzt. Hier an unserer Stelle ist ja φύσις τῶν ζῴων eben mit αἴσθησις fast identisch *). Ferner, warum sagt denn H. Schw. „das Vermögen?" steht denn im Texte Etwas von δύναμις? gerade mit solchen Worten muß man bey Aristoteles sehr behutsam seyn. Sodann geht bey H. Schw. von den Worten ἐγγίγνεται αὐτοῖς sowohl das ἐν als der Dativ ganz verloren. Falsch aber hinwiederum ist μνήμη durch „Erinnerung" gegeben; das ist eben der Unterschied zwischen μνήμη und ἀνάμνησις, von welchem Aristoteles de anima und de memoria handelt (auch im Commentare hat H. Schw. diesen Punkt übersehen), daß das erstere die bloß potenzielle, auch den Thieren zukommende Kraft des Gedächtnißes ist, das letztere hingegen die freythätige, den Menschen vom Thiere unterscheidende, Macht der Rückerinnerung. Gerade Herr Schwegler muß ja doch die etymologische Fassung kennen, welche das Wort „Erinnern" bey Hegel bekömmt (als das „das Innere werden," das „Fürsichwerden"), und welche auch gewiß richtig ist; wie kömmt derselbe nun dazu, gerade das verkehrte Wort zu wählen? Ferner ist in der Uebersetzung der Worte καὶ εἴ τι τοιοῦτον ἄλλο γένος ζῴων ἐστὶ bey H. Schw. die wissenschaftliche Bescheidenheit, das Offenlassen der bloßen Möglichkeit, daß es noch andere solche Thiere geben könne, ganz verwischt, wenn es bloß heißt: „und dergleichen Thierarten." Dann müßte auch an dieser Stelle wie oben das Ganze von φρόνιμα μὲν bis ζῴων ἐστὶ in der Uebersetzung als untergeordnete Bemerkung, was sie auch für den Zusammenhang ist, erscheinen, da der Hauptgedankengang mit dem nächsten Satze anknüpfend vom Thiere überhaupt zum Menschen übergeht. Gerade bey dem von H. Schw. seiner Uebersetzung vorgesteckten Zwecke müßte meiner Ansicht nach der Zusammenhang der Hauptgedanken recht scharf heraustreten. Der letztere Satz demnach dürfte etwa folgendermassen gegeben werden:

„Ihrem Wesen nach nun entstehen die Thiere mit Sinneswahrnehmung begabt, aus der Sinneswahrnehmung aber erwächst den einen derselben noch kein Gedächtniß, anderen aber bereits Gedächtniß, und diese sind dann eben darum verständiger und gelehriger als diejenigen, welche mit dem Gedächtnisse nicht thätig seyn können; (verständig nemlich ohne das Lernen sind alle diejenigen Thiere, welche den Schall nicht zu hören vermögen, wie die Biene, und wenn es noch ein anderes Geschlecht von Thieren der Art gibt, — das Lernen aber haben alle diejenigen, welche neben dem Gedächtnisse auch noch diesen Sinn, den des Gehöres, besitzen). Die übrigen Thiere nun u. s. w."

So könnten wir nun durch sämmtliche vierzehn Bücher mit dem Nachweise fortfahren, daß die Uebersetzung der erforderlichen Präcision entbehrt. Be-

*) D. part. anim. II, 8; 653, 6. 23 τὸ ζῷον ἀφιζόμεθα τῷ ἔχειν αἴσθησιν.

sonders störend aber wirkt dieser Mißstand bey eigentlichen Termini technici, wie z. B. *αἰτία*, *ἀρχή*, *στοιχεῖον* u. dgl., welche H. Schw. völlig promiscue bald durch „Princip," bald durch „Ursache" oder „Grund" oder „Grundursache" oder „Grundelement" gibt, wie bey sorgfältiger Vergleichung der einzelnen Stellen leicht ersichtlich ist; zumal den Ausdruck „Grund" finden wir oft in der That unachtsam für *αἰτία* gebraucht. Der Herr Herausgeber möge verzeihen, wenn wir in diesen Dingen minutiös sind, aber soll denn schon Jemand (nach H. Schw's Absicht) aus einer Uebersetzung die Metaphysik des Aristoteles studieren können, so ist haarscharfes Einhalten des Sprachgebrauches und die allergrößte Gleichmäßigkeit unerläßliches Erforderniß.

Bey weitem günstiger als über die Uebersetzung wird das Urtheil über den Commentar fallen müssen. Derselbe zeigt gründliche Kenntniß des ganzen Aristoteles, genaue Berücksichtigung aller einzelnen einschlägigen Stellen, und eine umsichtige und besonnene Handhabung der Kritik. In eine eigenthümliche Verlegenheit kömmt jeder Erklärer des Aristoteles dadurch, daß besonders in der Metaphysik an vielen Stellen sehr ausführlich über die früheren Philosophien Bericht erstattet oder gegen dieselben Kritik geübt wird; solche Stellen nun können nicht sachlich erklärt werden, ohne auf die in vielen Punkten noch unklare Erforschung der einzelnen voraristotelischen Systeme einzugehen, was besonders von der Pythagoreischen Lehre und den Idealzahlen Plato's gilt. Am meisten erhebt sich diese Schwierigkeit bey dem ersten und den beyden letzten Büchern; auch H. Schw. gerieth natürlich in dieselbe. H. Schw. nun hat an allen diesen Stellen sich bloß auf die Auslegung beschränkt; sobald dasjenige, was Aristoteles sagen wollte, sprachlich und exegetisch festgestellt war, und nur aus anderweitigen Gründen die historische Richtigkeit der aristotelischen Angaben in Frage stand, kurz an allen den Punkten, über welche eine kritische Geschichte der griechischen Philosophie nähere Auskunft zu geben hat, wollte derselbe sich, (wie er ausdrücklich in der Vorrede zum 3. Bd. sagt) mit Verweisungen auf die betreffenden Monographien sowie die Geschichtswerke von Ritter, Brandis und Zeller begnügen. Im Ganzen hat H. Schw. hieran vollkommen recht gethan, denn außerdem wäre gar nicht abzusehen, welch weites Maaß einem Commentar des Aristoteles gesteckt werden müßte; jedoch einzelne, kurze, etwa polemische Andeutungen des Herausgebers, wie dieselben noch in der Erklärung des ersten Buches sich finden, wären gewiß auch im weiteren Verlaufe noch Jedermann willkommen gewesen. Es waltet ja hier dasselbe Verhältniß ob, wie wenn bey einer kritischen Geschichte der Philosophie umgekehrt in die Exegese der einzelnen Stellen eingegangen werden muß.

Auch hätten wir gewünscht, daß die Inhaltsuebersicht, welche den einzelnen Büchern im Commentare vorausgeschickt ist, etwas gleichmäßiger gehalten seyn möchte, in der Art wie sie zum ersten Buche gegeben ist. Dieß hätte allerdings unvermeidlich zu jenen ausführlicheren Untersuchungen über den Zusammenhang des Ganzen, welche H. Schw. einmal nicht geben wollte geführt. An deren Stelle ist bey den einzelnen Büchern fast nur auf das vorhandene litterarische Material hingewiesen.

Uebrigens besteht der Commentar ganz mit Recht seinem größten Theile nach nur in Belegen aus anderen Büchern der Metaphysik oder aus anderen Werken des Philosophen, der Art, daß das Studium der Erklärung vielfach nicht leichter ist, als das Verständniß des Textes selbst. Hierin, indem die ausgedehnteste Forschung die Worte Schritt für Schritt begleitet, erkennen wir mit Freude die wissenschaftliche Form, auf welche der jetzige Standpunkt dringen muß, und der Herausgeber darf sich der Zuversicht hingeben, daß er (was er in der Vorrede zum 3. Bd. als seinen Wunsch ausspricht) für das innere Verständniß der noch so manigfacher Aufhellung bedürftigen aristotelischen Metaphysik, sowie für die kritische Feststellung ihres Textes einen gewiß nicht unbrauchbaren Beytrag geliefert habe.

Bey manchen Punkten jedoch möchte auch im Commentare eine innigere Durchdringung des aufgehäuften Stoffes zu wünschen seyn, wie namentlich bey jenen Grundbegriffen, welche im fünften Buche (*Δ*) in einer allerdings etwas chaotischen Form aufgezählt und fast lexikalisch erklärt werden. Dieses ganze Buch gehört zu den räthselhaftesten, zumal da in ihm das ganze zweyte Capitel aus der Physik

wiederholt iſt. Dreyßig Begriffe ſind es, deren Beſprechung den Inhalt des Buches ausmacht, gerade als ob ein Lexikograph ſich das Geſchäft gemacht hätte, Grundbegriffe aus dem ganzen Ariſtoteles zuſammenzuſtellen. Auch die Form iſt ſo auffallend zuſammenhangslos; während nemlich in denjenigen Werken des Ariſtoteles, bey welchen die Bedenken über Authenticität und Reinheit der Ueberlieferung geringer ſind, der Leſer faſt nirgends aufhören kann, da ſich in ganzen Compleren mehrerer Bücher kein einziger Satz findet, der nicht an den vorhergehenden durch ein δὲ, oder οὖν, oder μὲν οὖν, δῆ, ἀλλὰ u. dgl. angefügt wäre, folgt hier die Erörterung der einzelnen Begriffe mit einem ſtets ſich gleichmäßig wiederholenden λέγεται ohne alle anknüpfende Partikel aufeinander. Eine Erſcheinung, welche ſich überhaupt merkwürdiger Weiſe bey den Anfängen einiger Bücher der Metaphyſik findet, wodurch ſich das Aſymmetriſche derſelben auf den erſten Blick zeigt. Die dreyßig Grundbegriffe, unter welchen auch die meiſten der zehn Kategorien erſcheinen, ſind, in ſehr unorganiſcher Reihe, folgende: ἀρχή, αἴτιον, στοιχεῖον, φύσις, ἀναγκαῖον, ἕν, ὄν, οὐσία, ταὐτὸν ἕτερον, διάφορον ὅμοιον, ἀντικείμενον, πρότερον ὕστερον, δύναμις, ποσὸν, ποιὸν, πρός τι, τέλειον, πέρας, καθ' ὅ, διάθεσις, ἕξις, πάθος, στέρησις, ἔχειν, ἐκ τινος εἶναι, μέρος, ὅλον, κολοβόν, γένος, εἶδος, συμβεβηκός. Hier würden ſich nun verſchiedene Fragen eröffnen; erſtens wie ſich die Sache zu dem Buche über die κατηγορίαι und den ſogenannten Postpraedicamenta verhält, dann wie es mit den hier fehlenden Begriffen ſteht, z. B. namentlich εἶδος, τέλος, μάταιον, ἐντελέχεια, αὐτόματον, τυχόν, μοῖρα u. ſ. f. Gerade nun bey der aphoriſtiſchen Form des Textes dürfte und müßte unſeres Erachtens ein Commentar von dieſem Buche Gelegenheit nehmen, uns über dieſe Begriffe und deren Bedeutung und Stellung bey Ariſtoteles völlig ins Reine zu ſetzen, auch mit Beyziehung des hier Ausgelaſſenen. Hierin ſcheint uns die Methode, welche Waitz zum Organon befolgte, beſſer und durchgreifender. So iſt z. B., was H. Schw. über den Begriff ἀρχή gibt, ziemlich mager; auch kann es nicht genügen, bloß die Stellen zu citiren, an welchen ſonſt noch Definitionen von ἀρχή ſich finden, ſondern gar mancher Satz, in welchem das Wort bloß als eingeflochten erſcheint, kann einen wenigſtens ebenſo tiefen Aufſchluß geben, als eine formulirte Definition; ſo z. B. hier das zweyte und vierte Capitel des erſten Buches der Phyſik. Ueberhaupt aber muß bey allen dieſen Dingen ſtreng geſchieden werden zwiſchen Stellen, wo Ariſtoteles dem traditionellen Sprachgebrauche folgt und ein Wort in irgend einer, vielleicht auch erſt ſpäter entſtandenen Bedeutung nimmt, was natürlich nicht zu vermeiden war, und zwiſchen Stellen, welche eine ſpecifiſch ariſtoteliſche Terminologie zeigen. Dieſes letztere gilt beſonders z. B. bey dem Begriffe τέχνη (V, 1), deſſen Erörterung bey H. Schw. vielleicht eher verwirren, als aufklären möchte. Auch Lib. I., cap. 1., wo eigentlich die gebotene Veranlaſſung hiezu geweſen wäre, hat H. Schw. überſehen, nachzuweiſen, wie durch die Sophiſtik es erſt geſchehen konnte, daß τέχνη der ἐμπειρία in jenem Sinne gegenübergeſtellt wird, wie es dort geſchieht; etwas völlig Verſchiedenes iſt es aber natürlich, wenn τέχνη als Princip des dritten Theiles der geſammten Philoſophie auch zu den ἀρχαὶ gezählt wird; und wieder hievon verſchieden iſt, wenn Eth. Nic. I, 1 die κυριωτάτη ἐπιστήμη μάλιστα ἀρχιτεκτονικὴ heißt; denn dieſes iſt nicht von der eben erwähnten Bedeutung der τέχνη als θεωρία hergenommen, ſondern von jener höchſten der Tugenden, der des ἀρχιτέκτων (Polit. I, 13). Solches nun wäre ſcharf auseinanderzuhalten. Am Schluße des erſten Capitels des 5. Buches übrigens kann über die Wahl zwiſchen καλὸν oder κακὸν wohl keinen Augenblick gezweifelt werden, denn die Stellen, wo das κακὸν als Beweggrund des menſchlichen Handelns erſcheint, kommen gar nicht in Betracht gegen die Grundlegung der ganzen Metaphyſik; auch darf man nur vergleichen Phys. ausc. II, 2, 194, a, 32 oder ibid. 3, 195, a, 24 und viele ähnliche Stellen. Auch bey der Angabe der verſchiedenen αἴτια begnügt ſich H. Sch. zu ſehr mit dem in dieſem Kapitel oder dem Doppelgänger desſelben (Phys. II, 3) gegebenen, ohne das ſonſt noch zerſtreut ſich findende, z. B. d. part. anim. I, 1, oder d. gener. anim. I, 18, zu berückſichtigen; ſo iſt auch zu §. 9 überſehen Phys. II, 7, 198, a, 14 sqq.

Im ſechſten Buche vermißt man bey der Erklärung des διανοητικὸν und der διάνοια die Be-

deutung dieſes Wortes, welche es gerade im Gegenſatze gegen ἠθικὸν in der Rhetorik hat, während die aus Metaph. IV. 7 angeführten Worte πᾶν διανοητὸν ἢ διάνοια ἢ κατάφησιν ἢ ἀπόφησιν einen ſolchen Gegenſatz auszuſchließen ſcheinen, wobey anzugeben geweſen wäre, wie ſich ſolches zuſammenreimt. Unrichtig iſt es auch, wenn zu derſelben Stelle (Cap. 1, §. 1) H. Schw. ἀκριβεστέρας ἢ ἁπλουστέρας in ἀκριβέστερον ἢ ἁπλούστερον ändern will; denn gerade die verſtärkte Disjunction durch ἢ — ἢ weiſt auf διανοίας zurück, zu welchem dieſe beyden Adjectiva denn auch gehören. Ebenſo unnöthig iſt §. 3. περὶ ἓν τι γένος für περὶ ἕν τι καὶ γένος τι zu ſchreiben, denn daß jeder Wiſſenſchaft ein beſtimmtes ἓν zu Grunde liegt, iſt am Anfange des dritten Buches (Cap. 2; 1003, b, 12) geſagt. Zu §. 5 über den ὁρισμὸς hätte Manches aus Raeſow Aristotelis de notionis definitione doctrina, pag. 25 sqq. beachtet zu werden verdient; auch an der früheren Stelle im dritten Buche, wo dieſelbe Sache unter den Aporien erſcheint, iſt Hr. Schw. eben ſo kurz darüber hinweggegangen. Wenn dann zu §. 7 die Definition von ψυχὴ gelegentlich angeführt wird, ſo wäre die Definition von Seele nothwendig damit zu verbinden. In §. 8, welcher lautet: τῶν μὲν γὰρ ποιητικῶν ἐν τῷ ποιοῦντι ἡ ἀρχὴ ἢ νοῦς ἢ τέχνη ἢ δύναμίς τις, τῶν δὲ πρακτικῶν ἐν τῷ πράττοντι ἡ προαίρεσις, τὸ αὐτὸ γὰρ τὸ πρακτὸν καὶ τὸ προαιρετόν, — will H. Schw. ποιητικῶν in ποιητῶν, ſowie πρακτικῶν in πρακτῶν ändern. Und doch hätte gerade die von ihm ſelbſt aus Metaph. IX., 8, 5 angeführte Stelle οἷον λέγω οἰκοδομικὸν τὸ δυνάμενον οἰκοδομεῖν, καὶ ὁρατικὸν τὸ ὁρᾶν, καὶ ὁρατὸν τὸ δυνατὸν ὁρᾶσθαι vor ſolcher Aenderung bewahren können; es iſt nämlich auch nicht ganz richtig, wenn Hr. Schw. die beyden Begriffe πρακτικὸς und πρακτὸς ſo unterſcheidet, daß πρακτικὸς derjenige ſey, welcher fähig oder geſchickt iſt zu handeln, πρακτὸν hingegen dasjenige, was fähig iſt durch Handeln verwirklicht zu werden. Warum hat denn aber H. Schw. bey πρακτικὸς auch nur das Maſculinum berückſichtigt, oder ſoll τὸ πρακτικὸν nicht auch geſagt werden können? Allerdings wird das Neutrum nicht gerade die beſtimmte Bedeutung des etwas Handelnkönnens haben, ſondern es drückt dasjenige aus, was mit πράττειν in nothwendigem Zuſammenhange ſteht, alſo das auf πράττειν Bezügliche, während πρακτὸν mehr den Begriff des Paſſiven überhaupt hervortreten läßt. Daher ſcheint, ſtatt daß in der Stelle Etwas zu ändern wäre, eher die größte Feinheit der Unterſcheidung darin zu liegen, daß auf πρακτικὸν ſogleich πρακτὸν folgt, denn mit dem begründeten Satze τὸ αὐτὸ γὰρ κτλ. iſt übergegangen auf das vom handelnden Subjecte gewollte (προαιρετὸν) und hiemit geleiſtete (πρακτὸν), während im Hauptſatze von dem Abſtractum προαίρεσις die Rede iſt. Auch dürfte wohl die Parallelſtelle des elften Buches (Cap. 7, §. 6), welche zwar das Femininum, aber doch die Endung ικος (τῆς ποιητικῆς und τῆς πρακτικῆς) gibt, nicht ganz zu verſchmähen ſeyn, bey welcher Jedem einfallen muß, daß etwa ποιητὴ τέχνη oder ἡ τοῦ ποιητοῦ — (um nicht zu ſagen τῶν ποιητῶν) — τέχνη nicht griechiſch wäre, wohl aber nur ποιητικὴ τέχνη, was in dem eben geſagten ſeinen Grund hat. — Zu den Worten (§. 11) τῶν δ' ὁριζομένων καὶ τῶν τί ἐστι τὰ μὲν οὕτως ὑπάρχει ὡς τὶ σιμὸν, τὰ δὲ ὡς τὸ κοῖλον· διαφέρει δὲ ταῦτα ὅτι τὸ μὲν σιμὸν συνειλημμένον ἐστὶ μετὰ τῆς ὕλης· ἔστι γὰρ τὸ μὲν σιμὸν κοίλη ῥὶς, ἡ δὲ κοιλότης ἄνευ ὕλης αἰσθητῆς bemerkt H. Schw. richtig, daß durch dieſe Interpunktion, wie ſie auch bey Bekker iſt, das richtige logiſche Verhältniß der Satzglieder verrückt iſt, was auch Bonitz nicht bemerkte; es ſey nämlich nach μετὰ τῆς ὕλης nur ſchwach zu interpungiren und die Worte ἔστι γὰρ τὸ μὲν σιμὸν κοίλη ῥὶς als Parentheſe zu nehmen, denn der Gegenſatz iſt τὸ μὲν σιμὸν συνειλημμένον und κοιλότης ἄνευ ὕλης; Unrecht aber hat H. Schw., wenn er darum μὲν nach ἔστι γὰρ τὸ auswerfen will; denn ein derartiges doppeltes μὲν findet ſich bey Gegenſätzen öfters bey Ariſtoteles. — Wenn aber dann H. Schw. in §. 14. in den Worten ἀλλ' ἐστὶ καὶ ἡ μαθηματικὴ θεωρητική· ἀλλ' εἰ ἀκινήτων καὶ χωριστῶν ἐστι. νῦν ἄδηλον· ὅτι μέντοι ἔνια μαθήματα ἢ ἀκίνητα καὶ ἢ χωριστὰ θεωρεῖ, δῆλον durchaus μὴ χωριστὰ für ἢ χωριστὰ leſen will, ſo ſcheint uns dieſer Vorſchlag und deſſen Begründung auf einer Täuſchung zu beruhen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Juli.

Nro. 143. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Apsinis et Longini Rhetorica. E codicibus MSS., adhibita suppellectili Ruhnkeniana, recensuit Ioh. Bakius. Oxonii: e typographeo Academico. MDCCCXLIX. LV. 223.

Als David Ruhnken um das Jahr 1765, zu einer Zeit, wo ihn die Bearbeitung des Rutilius Lupus so wie das Studium des Longinus zu den damals kaum gekannten Rhetores Aldi geführt hatte, am Schluße des ersten Bandes die Rhetorik des Apsines las, fand er in dieser zugleich einen fast vollständigen Abriß der Rhetorik eines andern ungenannten Verfassers, der durch den Inhalt wie die Form der Darstellung von dem vorausgehenden abwich, und sich durch eine anderswoher ihm bekannte Stelle als ein Werk des Longinus kund gab. Diese litterarische Entdeckung war von Bedeutung, fand aber nicht die gebührende Anerkennung, weil diese weit abliegende Seite des Alterthums, Theorie der Rhetorik, damals wenig verbreitet war, dann aber und zumeist weil die Seltenheit jener Rhetores graeci eine Prüfung und Ueberzeugung unmöglich machte, und so kam es, daß da Ruhnken selbst eine ausführliche Darstellung und Ausgabe beabsichtigte, auch aus verschiedenen Bibliotheken die erforderlichen Hilfsmittel sammelte, aber nicht dazu gekommen war, das Werk zu vollenden, diese schöne Entdeckung unbeachtet blieb, und nur von Hören Sagen in Wyttenbachs vita Ruhnkenii überging, bis sie 1809 durch Weiske, der Longinus Schrift περὶ ὕψους herausgeben wollte, neu angeregt wurde und nun ihre gebührende Anwendung finden sollte. War auch das Fragment, welches Johannes Siceliota in seinem Commentare zu Hermogenes aus Longinus Rhetorik anführte, bald gefunden, so blieb doch die Frage, wo Longinus Schrift anfange und ende, da beyde, Apsines und Longinus, in einander laufen, oder richtiger letzterer wie durch des Buchbinders Schuld im ersteren enthalten ist, zu beantworten, und konnte nur durch eine genaue Absonderung des Inhaltes beyder Werke entschieden werden. Weiske hat nur einen Theil, das Kapitel über den rhetorischen Stil, die elocutio, aufzunehmen gewagt. Fr. Aug. Wolf spricht in seinen Analecten (1819) im vierten Heft von dieser Entdeckung Ruhnkens nur im allgemeinen nach Mittheilungen von Boissonade und läßt sich auf Bestimmung der Grenzen des Fragmentes nicht ein. Referent hat in seiner τεχνῶν συναγωγή (1828) zuerst diesen Gegenstand aufgenommen, und den Umfang dessen, was von Longinus seyn soll, weit über das von Weiske bestimmte Ziel hinausgerückt, ja selbst über Gebühr erweitert, da handschriftliche Mittel ihm nicht zugänglich waren, und der fehlerhafte Text des Apsines leicht zum Irrthume verleiten konnte. Daß er dem Herausgeber der Rhetores graeci dadurch Veranlassung gegeben hat, statt den Fehler zu verbessern, diesen noch zu steigern, war nur zu bedauern; doch konnte nach Vergleichung einiger Handschriften eine sorgfältige Beachtung des Ganges und einige Kenntniß auf diesem rhetorischen Gebiete das Richtige sicher finden. Herr Christ. Eberh. Finckh hat zuerst schon in den Anmerkungen zum letzten Bande der Walzischen Ausgabe (1836) das Ende nachgewiesen und auch den Anfang nahezu getroffen, Ref.

aber in dieſen Anzeigen (1837, 145 — 9) ſeine Ueberzeugung ausgeſprochen; wir beyde ließen uns damals nur durch eine Lücke des Textes täuſchen und glaubten in der Kluft die Trennung beyder Werke annehmen zu müſſen, während noch acht Zeilen voraus zum Buche des Longinus zu ziehen ſind, was Finckh im nächſten Jahre ſchon als Vermuthung mitgetheilt hat und durch den Zuſammenhang der beyden Werke vollkommen begründet, jetzt aber durch eine Pariſer Handſchrift, welche den Apſines allein enthält, auch diplomatiſch entſchieden iſt.

Aus Bakes Vorrede ſehen wir, daß auch Ruhnken bereits die gehörige Ausſcheidung gemacht hat, und demnach ihm die Entdeckung, ſo die richtige Trennung beyder Werke gebührt, wenn ihm nicht etwa, wie es ſcheint, nähere Angabe obiger Pariſer Handſchrift, welche den Apſines allein enthält, zu Gebot ſtand, aus welcher ſich dann die Sache von ſelbſt ergab. Er ſammelte durch ſeine Verbindungen aus den Bibliotheken von Paris, Florenz, Wolfenbüttel, was er finden konnte; beſonders wichtig iſt ein Excerpt aus einer Handſchrift in Moskow, welches ihm Matthäi abſchrieb, und das jetzt zum erſtenmal — es hat ſich ſonſt nirgends gefunden — p. 147 — 50 aus Ruhnkens Nachlaß erſcheint; es iſt nichts geringeres als ein kurzer Auszug aus der Rhetorik des Longinus, der Verfaſſer beſaß dieſe weit vollſtändiger als wir ſie haben, und wir können dadurch manches ſicher beſtimmen.

Schon 1816 hatte H. Bake durch Ruhnkens Nachlaß veranlaßt dieſen Schriften ſeine Aufmerkſamkeit zugewendet; der Herausgeber der Rhetores graeci hat zur Herſtellung dieſes in ſehr verderbtem Zuſtande überlieferten Buches wenig beygetragen, deſto wichtiger und bedeutender iſt, was ſein Freund Prof. Finckh geleiſtet hat, zuerſt im Anhange zum neunten Bande der Rhetores graeci, dann in einer Nachleſe zu Apſines und Longinus (Zeitſchrift f. Alterth. 1837. p. 607 — 21), ferner in den Heidelberger Jahrbüchern 1838 Nov., endlich in einem Programm des Gymnaſium von Heilbronn 1847: insunt in Longini artem rhetoricam et in Demetrii libellum de elocutione annotationes criticae. Er hat durch ein mit aller Ruhe und Beſonnenheit ſtets den Gedankengang des Autors feſthaltendes Verfahren, und mit genauer Kenntniß der Sprache ausgerüſtet, um in dem verdorben überlieferten ſogleich den richtigen Ausdruck des aufgefundenen Gedankens zu erkennen, ſo viele verdorbene Stellen verbeſſert, daß jeder dieſes vorzügliche kritiſche Talent achten wird. Durch Vergleichung beſſerer Handſchriften iſt gar manches beſtätigt, anderes hat Bake, welcher nur die Nachleſe in der Zeitſchrift f. A., nicht aber die ſpätern Beyträge zu kennen ſcheint, übereinſtimmend mit Hrn. Finckh gefunden, einiges hat auch er, was F. aus dem Zuſammenhange des Inhaltes gegeben hat, theils ſtillſchweigend übergangen, theils nicht gebührend gewürdigt, wie 77, 19, wo die Schreibart *ὅτι οὐ χωρὸς* nicht zu halten iſt, und F. das richtige *ὅτι καινὸς* gefunden hat; vergleiche die Anmerkung zu 89, 10.

Die Handſchriften zerfallen in zwey Claſſen, von welchen die eine, die bis jetzt bekännte, weit aus die ſchlechtere, aber für uns doch intereſſante iſt, weil ſie in dem Apſines zugleich den Longinus enthält; die zweyte, reiner und nicht verfälſcht, enthält den Apſines allein und findet ſich nur in dem Pariſer Codex 1874; auf ihn hat Marquis Seguier zuerſt aufmerkſam gemacht: Dissertation sur le fragment de Longine contenu dans la rhétorique d'Apsine; suivie de deux chapitres inédits de cette rhétorique. Paris 1838. Damit war nun anſchaulich nachgewieſen, wo dem Apſines Fremdartiges beygelegt worden, und wie groß der Umfang der Rhetorik des Longinus iſt. Auf die Wichtigkeit dieſer Handſchrift aufmerkſam gemacht, ließ ſich B. dieſe durch Cobet vergleichen, und da aus ihr eine Unzahl von Fehlern des bisherigen Textes verbeſſert werden konnte, ſo war damit die nächſte Veranlaſſung einer beſondern Ausgabe gegeben.

Apſines aus Gadara am Anfange des dritten Jahrhunderts iſt der Freund des Philoſtratus, von welchem dieſer am Schluße ſeiner Vitae Sophistarum ſagt, er wage nicht zu zeigen *ἐφ' ὅσον προὔβη μετρίως τε καὶ ἀκριβείας*, damit man nicht glaube, die Freundſchaft habe ihn zu weit geführt; er gehört zu der Claſſe jener Stiliſten, deren Studien

und Bedeutung auf die Gebildeten ihrer Zeit uns gerade in jenem Werke des Philoſtratus recht deutlich dargelegt ſind und die ohne jenes uns gar nicht zu begreifen wären. Ihnen folgte ein weit größerer Ruhm, als heut zu Tage unſern ausgezeichnetſten Publiciſten und berühmteſten Verfaſſern von Romanen und Novellen; ihre Schriften waren Reden, deren Themas gewöhnlich aus der Geſchichte des Alterthums genommen, und wobey auf Gedankenfülle nicht minder als auf ſchöne Form der Darſtellung geſehen war.

Dieſe Redekünſtler waren nicht ſelten auch Theoretiker und haben theils einzelne Parthien der Redekunſt ausgearbeitet, theils allgemeine Anleitungen geliefert, und da man von der naturgemäßen Rede, wie ſie das Forum und der Gerichtshof entwickelt und gebildet hatte, längſt abgekommen war, ſo konnte auch die Theorie der Praxis nicht ſehr unähnlich werden, auch ſie wurde geſchraubt und raffinirt. Als ſolche liegt ſie uns in dem allzu bewunderten Hermogenes und ſeinen Commentatoren vor; die alten Theoretiker, deren Anſichten uns in Anaximenes, Autor ad Herennium, Cicero erhalten vorliegen, geben zu grobe und gemeine Koſt, man wollte ſüßere Speiſen; auch Ariſtoteles war nicht ihr Mann, obſchon er das Beſte hatte; denn er verband mit der geſunden praktiſchten Richtung, aus welcher die Vorgänger ihre Grundſätze geſchöpft hatten, die Speculation, und ſuchte philoſophiſch zu begründen, was jene nur für den Gebrauch des angehenden Redners gegeben haben. Man muß daher die Lehre der Frühern, wie ſie uns überliefert iſt, kennen, um dieſe ſpätern Abſchößlinge und Auswüchſe zu beurtheilen, was an ihnen Haltbares oder Richtiges iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Die Metaphyſik des Ariſtoteles.

(Schluß.)

Zuzugeben iſt zwar, daß der logiſche Schematismus der drey theoretiſchen Wiſſenſchaften der Phyſik τὰ χωριστὰ und μὴ ἀκίνητα, der Mathematik τὰ ἀκίνητα und μὴ χωριστὰ, der Metaphyſik τὰ ἀκίνητα und χωριστὰ zuweiſt, zuzugeben auch, daß es eine conſtante, polemiſch vielfach erörterte Behauptung des Ariſtoteles iſt, das Mathematiſche ſey nicht χωριστόν; und dennoch iſt hier nicht μὴ χωριστὰ zu leſen, wie H. Schw. will, denn derſelbe hat das Wörtchen ἔνια überſehen. Mit den Worten ἀλλ' εἰ ἀκινήτων καὶ χωριστῶν ἐστι, νῦν ἄδηλον, verſchiebt Ariſtoteles die völlige Entſcheidung dieſes Punktes auf das 13. und 14. Buch, wo allerdings gezeigt wird, daß die Mathematik ſich mit ἀκίνητα, οὐ χωριστὰ δέ in der Zahlenlehre bewegt, aber die Zahlenlehre iſt nicht die ganze Mathematik, und es gibt Zweige der Mathematik, in denen für das Mathematiſche mehr von dem Phyſiſchen abſtrahirt werden muß, als bey der Zahlenlehre. So wie daher in dem „εἰ χωριστῶν, ἄδηλον“ ſchon die negative Antwort anticipirt wird, ſo folgt derſelben gleich die Beſchränkung auf dem Fuße nach, eingeleitet durch ὅτι μέντοι, in dem Sinne, daß vorläufig auf keinen Fall alles Mathematiſche als μὴ χωριστὸν betrachtet werden darf. Darum iſt der bald darauf folgende Satz: ἡ μὲν γὰρ φυσικὴ περὶ ἀχώριστα μὲν ἀλλ' οὐκ ἀκίνητα, τῆς δὲ μαθηματικῆς ἔνια περὶ ἀκίνητα μὲν οὐ χωριστὰ δ' ἴσως, ἀλλ' ὡς ἐν ὕλῃ ein Beleg für unſere Anſicht, nicht, wie ihn H. Schw. nimmt, ein Beweis für die ſeinige; denn wenn ſo eben geſagt worden war, daß nicht alles Mathematiſche μὴ χωριστὸν iſt, ſondern wenigſtens einiges χωριστὸν, ſo heißt es von eben jener anderen Kategorie nur wieder ἔνια οὐ χωριστὰ, ἀλλ' ὡς ἐν ὕλῃ. Zu dieſen letzteren Worten nun aber, nicht zu den obigen erſteren, gehört die Wiederholungsſtelle Metaph. XI, 7, 12, wo daher nothwendig wieder οὐ χωριστά ſteht. Welche mathematiſchen Disciplinen aber, wird H. Schw. fragen, ſind denn dann jene, welche ἀκίνητα und χωριστὰ behandeln? Die Antwort hierauf iſt in dem nämlichen zweyten Capitel des zweyten Buches der Phyſik, aus welchem H. Schw. ſelbſt eine Stelle anführt; nur einige Zeilen weiter unten, p. 194, a, 7, wo es heißt: ἔτι δὲ ἀριθμὸς καὶ γραμμὴ καὶ σχῆμα ἄνευ κινήσεως· σαρξ δὲ καὶ ὀστοῦν καὶ ἄνθρωπος, οὐκέτι· ἀλλὰ ταῦτα ὥσπερ ῥὶς σιμή,

ἀλλ' οὐχ ὡς τὸ καμπύλον λέγεται· δηλοῖ δὲ καὶ τὰ φυσικώτερα τῶν μαθημάτων, οἷον ὀπτικὴ καὶ ἁρμονικὴ καὶ ἀστρολογία· ἀνάπαλιν γὰρ τρόπον τινὰ ἔχουσι τῇ γεωμετρίᾳ· ἀλλὰ ἡ μὲν γεωμετρία *) περὶ γραμμῆς φυσικῆς σκοπεῖ, ἀλλ' οὐχ ᾗ φυσική· ἡ δ' ὀπτικὴ μαθηματικὴν μὲν γραμμήν, ἀλλ' οὐχ ᾗ μαθηματική, ἀλλ' ᾗ φυσική. Wo aber für die Wiſſenſchaft mehr χωριστὸν iſt, ob dort, wo die Verbindung an ſich lockerer, oder dort, wo ſie inniger iſt, darüber kann kein Zweifel ſeyn. Uebrigens möchte auch die Doppeldeutigkeit des χωριστὸν, von welcher H. Schw. ſpricht, als das nämlich entweder nur durch das Denken Abſtrahirte, oder als das nach der Trennung objectiv und reell Forteriſtirende, noch ihre Bedenken haben, wenn wir des Ariſtoteles durchgängige Polemik gegen die Ideenlehre ins Auge faſſen; die Stelle Metaph. XIII, 2, 24, welche H. Schw. hiefür anführt, ſcheint nichts zu beweiſen, wenn man den Zuſammenhang des ganzen Kapitels und beſonders §. 27. erwägt. — Ferner wenn es §. 18. heißt: ἀνάγκη δὲ πάντα μὲν τὰ αἴτια ἀΐδια εἶναι, μάλιστα δὲ ταῦτα, ταῦτα γὰρ αἴτια τοῖς φανεροῖς τῶν θείων, ſo erklärt H. Schw. ſehr gut den Ausdruck τὰ φανερὰ τῶν θείων durch die Stellen Eth. Nic. VI, 7, Anal. Post. I, 13, d. anim. I, 2, Metaph. XII, 8 und beſonders Phys. ausc. II, 4; aber weniger richtig fügt derſelbe hinzu: „auffallend an unſerer Stelle iſt, daß in ihr die Gottheit als Urſache der Geſtirnwelt bezeichnet wird, während doch Gott nach ariſtoteliſcher Anſicht nicht ſchöpferiſches, ſondern nur bewegendes Princip, erſter Anſtoß iſt. Vielleicht iſt τῆς φορᾶς an die Stelle von τοῖς φανεροῖς oder vor τοῖς φανεροῖς zu ſetzen.“ Zunächſt wäre hier der Ort geweſen, über den ariſtoteliſchen Gott überhaupt zu ſprechen, und allerdings beſonders über die Art, wie derſelbe die Urſächlichkeit iſt. Ariſtoteles iſt zwiſchen der Immanenz und der Transſcendenz durchgekommen, indem die eigentliche Form ſeiner Anſicht über Gott die Lehre vom πρῶτον κινοῦν iſt, wohin hauptſächlich das fünfte Capitel des achten Buches der Phyſik gehört; und inſofern hat H. Schw. gewiß recht, wenn er an die φορὰ denkt, aber wir ſehen nicht ein, wie demſelben eben darum ein Bedenken wegen der Urſächlichkeit aufſteigen konnte. Iſt denn nicht jene erſte Kreisbewegung in der That die Urſache der „Erſcheinung“ des Göttlichen, der Geſtirne? Dieß iſt ja eben die Anſicht, die durch die ganze Phyſik, die Bücher de coelo, de gener. et corr. und die Meteorologia ſich durchzieht, ohne daß darum dieſes letzte Princip als abſoluter „Schöpfer“ der Dinge erſcheine; daher dieſe Stelle hier in der Metaphyſik ganz mit der übrigen Lehre übereinſtimmt und inſofern durchaus nichts Auffallendes hat. Etwas ganz anderes iſt es, wenn der ariſtoteliſche Gott in der νόησις νοήσεως zu einem bloßen transmundanen Zweckbegriff wird, ein Punkt, welcher die Schwierigkeit der Philoſophie des Ariſtoteles in ihrer ſublimſten Tiefe berührt und für uns bey dem Verluſte ſo vieler Hauptwerke desſelben ein ſchwerlich zu entſcheidendes Problem bleiben wird.

Doch wir brechen hier ab, und es mögen dieſe Bemerkungen, welche zufällig den Anfang des ſechſten Buches betreffen, zeigen, daß H. Schw. in Bezug auf einzelne Punkte ſeines Commentares auf manchen Widerſpruch ſtoßen dürfte. Es wird vielleicht H. Schw. ſelbſt, wenn der von ihm angedeutete fünfte Band ſeiner Ausgabe ans Licht treten ſoll, ſich genöthigt ſehen, Manches zu reformiren, zumal da der Herausgeber ſelbſt geſteht, daß ſich bey der Ausarbeitung des Commentares ihm noch neues exegetiſches Material angehäuft habe. Dankbar erkennen wir jedenfalls den Fortſchritt an, welchen das Verſtändniß der Metaphyſik durch Hrn. Schwegler gemacht hat.

Prantl.

*) Gelegentlich kann hier bemerkt werden, daß ἀλλὰ an dieſer Stelle gegen Sinn und Zuſammenhang ſteht, und aus den codd. E und F die Lesart ἡ μὲν γάρ γεωμετρία aufzunehmen iſt.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Juli.

Nro. 144. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Apsinis et Longini Rhetorica.

(Fortsetzung.)

Apsines gehört in seiner erstern Schrift noch zu den Besseren, und ist nicht so gesucht, wie Hermogenes, weiß auch dadurch, daß er seine Beyspiele nicht bloß selbst macht oder nur solche vorführt, welche zu seiner Zeit die gangbaren Muster der Schule bildeten, sondern öfter auf die alten Redner sich bezieht, für uns belehrend und anziehend zu werden. Wollte man seinen Beyspielen und Themata eine historische Glaubwürdigkeit zuschreiben, wenn diese nicht anderswoher gesichert ist, wie es Böhnecke in seinen Forschungen auf dem Gebiete der Attischen Redner und der Geschichte ihrer Zeit gewagt hat, so wird man die dunklen Parthien der Geschichte nicht aufklären, sondern nur mehr noch verwirren *). Wir haben außer einem Fragmente *περὶ τῶν ἐσχηματισμένων λόγων* noch einen Abriß über die Redetheile *περὶ τῶν μερῶν τοῦ πολιτικοῦ λόγου*, nach folgender Abtheilung *περὶ προοιμίου* p. 1 — 26. *περὶ προκαταστάσεως*, 26 — 33. *περὶ διηγήσεως* 33 — 44. *περὶ ἀντιθέσεως* 44 — 52. *περὶ λύσεων. περὶ παραδείγματος* 64 — 69. *περὶ ἐνθυμημάτων* 69 — 75. *περὶ τῆς τῶν τελικῶν κεφαλαίων κατασκευῆς* 75 — 81. *περὶ ἐπιλόγου* 81 — 115. Schon diese kurze Inhaltsangabe zeigt das von den gewöhnlichen Lehrbüchern dieser Art Abweichende, auch ist das Werk nicht vollständig, er beruft sich 69, 20 auf früher Gesagtes, was nicht zu finden ist: *εἶπον ὅτι εἰς δύο τέμνεται τὸ ἐπιχείρημα ἢ εἰς παράδειγμα ἢ εἰς ἐνθύμημα*, es kann aber nicht von diesen beyden Species gesprochen werden, ohne daß das Genus, das *ἐπιχείρημα*, behandelt ist; wir haben schon in unserer Anzeige der Rhetores graeci 1837. 142. 150. auf Minucianus, wie jetzt Bake, hingewiesen und bemerkt, daß die dortige Abhandlung *περὶ ἐπιχειρημάτων* ein Bruchstück einer vollständigen Rhetorik sey, das an Ausdruck, Darstellung und Sprache sehr viel Aehnlichkeit mit Apsines habe, an Genauigkeit der Lehre aber diesen weit übertreffe, wie die Topik des Enthymema ausführlich erörtert sey. P. 80 werden die *ἄτεχνοι πίστεις* erwähnt, und es fehlen die *ἔντεχνοι*, dieses hat auch B. bemerkt, aber nicht kurz vorher waren diese erwähnt, wie er glaubt, sondern oben wo von *ἐπιχείρημα* die Rede war. Die Eintheilung der gesammten Argumentation der Rede, der *πίστεις*, war aber folgende, wie wir sie bey Minucianus finden: *πίστεις ἔντεχνοι* und *ἄτεχνοι*; die *πίστεις ἔντεχνοι* sind *ἠθικαὶ*, *παθητικαὶ* und *λογικαὶ* oder *πραγματικαὶ*, diese letzteren enthalten die *ἀποδείξεις*, welche aus den *ἐπιχειρήματα* entstehen, die *ἐπιχειρήματα* sind entweder *παραδείγματα* oder *ἐνθυμήματα*. Also dieses alles ist der Inhalt der *πίστεις ἔντεχνοι* und von Apsines auseinandergesetzt worden, dann erst ging er auf die *πίστεις ἄτεχνοι* über. Selbst das verloren gegangene Citat in VII, 1023 *ἴσως τοῦτό ἐστιν ὃ καλεῖ Ἀψίνης ἀπὸ τῆς ὁμοιώσεως οἷαί εἰσιν αἱ παραβολαὶ* kann man dem Ausdrucke nach bey Minucianus 602, 16 finden. Ich vermuthe, daß 44, 7 mehreres ausgefallen ist; denn auch die narratio ist nicht vollständig, es fehlen noch die *διηγήσεις αἱ ἐν βαρύτητι* und *αἱ μέσαι* und man sieht nicht, warum, da

*) Siehe gel. Anzeigen 1845. Nr. 41.

von den sechs bezeichneten vier im vorausgehenden erklärt sind, nämlich ἐγκωμιαστικαὶ, παθητικαὶ, σφοδραὶ, ἠθικαὶ, die zwey übrigen stillschweigend übergangen werden sollten. Auch ist der Inhalt des folgenden p. 44 — 52 nicht περὶ ἀντιθέσεως, sondern wie man die vom Gegner vorgebrachten ἀντιθέσεις heben und lösen soll, und die Handschrift hat περὶ λύσεων καὶ ἀντιθέσεων, woraus sich der richtige Titel περὶ λύσεως ἀντιθέσεων von selbst ergibt; wie zuerst περὶ παραδείγματος, dann 68 περὶ λύσεως παραδειγμάτων folgt. Auch der Epilogus ist nicht vollständig, und von den drey Theilen enumeratio, ἀνάμνησις oder ἀνακεφαλαίωσις, commiseratio ἔλεος, amplificatio δείνωσις sind nur die ersten zwey, ausführlich und durch die vielfache Beziehung auf das Alterthum interessant und lehrreich, dargestellt; statt der δείνωσις (hier so für αὔξησις genannt), welche nun folgen sollte, lesen wir einen Artikel περὶ πάθους, welcher zu beyden größern vorausgehenden in keinem Verhältnisse steht, und wir haben schon lange unsern Zweifel geäußert; jetzt tritt auch noch der äußere Beweis hinzu, daß in der besten Handschrift so fort ein Kapitel περὶ ἐρωτήσεως καὶ ἀποκρίσεως folgt, welches mit Apsines gar nichts gemein hat, seiner Beziehung nach aber auf Aristoteles Rhetorik wichtiger als alle diese spätern rhetorischen Schriften ist*). Die Topik der hier fehlenden amplificatio kann man beym Autor ad Herennium und Cicero lesen. Man hat häufig ähnliche und unähnliche Abschnitte rhetorischen Inhaltes ohne Angabe des Verfassers zusammengeschrieben.

Der gewöhnliche Text dieser Rhetorik des Apsines ist ungemein verdorben, aber wie bemerkt, in der Pariser Handschrift A ungleich in reinerer Gestalt erhalten und aus ihr hat H. Bake das meiste, was offenbar falsch oder unverständlich war, verbessert. Verschiedenheit der Sprache zeigt sich in den verschiedenen Theilen des Werkes selbst in den gewöhnlich technischen Ausdrücken. Um die zu Beyspielen dienenden Themata einzuführen, heißt es in dem Kapitel des Exordium οἷον ὡς ἐπ' ἐκείνου, (falsch steht 9, 11. 21, 4 ὡς ἐπ' ἐκείνου οἷον, aber so hat nicht A. vergl. 45, 12 wo auch in A diese Darstellung); später verschwindet diese Formel ganz, und in dem Kapitel περὶ ἐνθυμημάτων wird diese Einleitung durch φέρε, εἰ δέ gemacht (70, 10 steht φέρε, εἰ γὰρ, v. 13 hat Bake statt φέρε, εἰ δὲ aus A οἷον, εἰ δὲ gesetzt. vergl. v. 16. 21. 71, 3. 5. 14. 73, 11 wo A φέρε ausläßt, 17 wieder οἷον, εἰ δὲ), im Epilogus finden wir wieder eine neue λόγου χάριν 95, 11. 98, 17. 107, 1. (im vorausgehenden steht diese Formel nur im Artikel περὶ λύσεων 52, 15 und hier fehlt sie in A). Dazu rechne man eine vierte εἰ τύχοι in der Abhandlung περὶ ἐσχηματισμένων λόγων 124, 6. 9. Zufällig sind diese manigfachen Bezeichnungen für das einfache: exempli gratia, sicher nicht, zumal sie nicht unter sich in demselben Abschnitt abwechseln; auch die Frageform, die der Rhetor selbst aufwirft, erscheint nicht durchgehend; an einzelnen Stellen erscheint ἤ in aristotelischer Weise die Antwort einleitend, 59, 5. 60, 6 wo Bake ἀλλὰ will.

In diesem Werke wird Apsines selbst angeführt; eine Stelle 57, 10 die einen förmlichen Tadel anderer gegen ihn ausspricht, fehlt in A und gibt sich schon dadurch als Zusatz eines spätern Lesers kund, aber es gibt noch andere, in welchen ausgearbeitete Reden des Apsines, ζητήματα, προβλήματα, erwähnt werden, davon ist die eine 50, 16, welche Walz ohne den Zusammenhang des Gedankens zu beachten, wie wir in unserer Anzeige der Rhetores graeci nachgewiesen haben, und B. jetzt auch zeigt, aus dem Texte in die Anmerkungen gestellt hat, ebenfalls durch die treffliche Handschrift entfernt; denn statt εὕρηται δὲ καὶ παρὰ Ἀψίνῃ lesen wir jetzt: ἔστι δὲ καὶ παρ' ἡμῖν. Aber es bleiben noch mehrere Stellen, wo auch die Handschrift nicht aushilft, und welche Bake, gleich Walz aus dem Texte entfernt hat; 38, 13 ὡς ἐν τῷ Λυσάνδρῳ Ἀψίνης. 43, 20 ὡς ἐν τῷ Λυσάνδρῳ Ἀψίνης ἤψατο τῆς διηγήσεως, μάλα τὴν πρώτην ἐπαινέσας· ἔνδοξον γὰρ ἦν τὸ πρόσωπον. 41, 21 ὡς ἔφη Ἀψίνης ἐν τῷ κατὰ Μειδίου γεγενῆσθαι, ἐπειδήπερ ἔμελλεν αὐτὸν ἐγκωμιάσειν, dazu treten noch zwey neue Beyspiele gerade aus dem trefflichen Parisiensis, 35, 17 statt οἷον ὡς ἐν ζητήματι fin-

*) Vergl. Rheinisches Museum für Philologie 1847. p. 588.

den wir dort οἷον ὡς ἐν τῷ Ἕρμωνι Ἀψίνης ἢ πάλιν ἐν ἐκείνῳ τῷ ζητήματι (über den Hermon vergl. Rhet. gr. IX, 603) u. 37, 3 ſteht ſtatt des unverſtändlichen κέχρηται dort vollſtändig Ἀψίνης ἐχρήσατο. Sind dieſes ſpätere Zuſätze, wie es von 57, 10 erwieſen iſt, oder hat vielmehr der Verfaſſer dieſe Beyſpiele ſelbſt erwähnt, und iſt die Form vielleicht bald durch den Zuſatz des Namens wie 35, 17, bald durch freyere Aenderung wie 50, 16 umgeſtaltet worden? wir mögen darüber nicht entſcheiden, müſſen es aber mißbilligen, daß B. in einem rhetoriſchen Werke, das ſo vielen Veränderungen unterworfen, dergleichen Stellen geradezu aus dem Texte geſtrichen hat.

Wenn der Text des Apſines auch in Bakes Ausgabe nicht die mögliche Reinheit erhalten hat, ſo iſt die Schuld vorzüglich auf den Mangel an Conſequenz zu legen, indem er ſeinen Pariſienſis nicht gehörig würdigte; er hat nur was ihm in der Vulgata unhaltbar ſchien, aus dieſem geändert, alles andere aber nicht beachtet, während die Recenſion jener Handſchrift ſtets und überall zu befolgen war, wo nicht offenbare Fehler, die immer noch zahlreich genug ſind, wegzuräumen waren. So haben wir jetzt eine Miſchung zweyer Recenſionen, da doch in der Kritik längſt entſchieden iſt, daß ein ſolch eclectiſches Verfahren, wie man es früher befolgen zu müſſen glaubte, und wie Diſſen noch im Demoſthenes mühſam herausſuchte, was ſeinem ſubjectiven Gefühle und den von ihm fingirten Grundſätzen entſprach, nur verderblich wirken könne. Sollte B. die Richtigkeit dieſes Princips nicht ſchon aus den attiſchen Rednern, wie ſie uns Imm. Bekker geliefert hat, überzeugend kennen gelernt haben, oder hielt er ſeinen A, der ganze Zeilen ſicher ergänzt, wie 26, 17. 34, 10 für interpolirt? das könnte man aus einzelnen Stellen des Demoſthenes und Aeſchines 54, 1. 73, 8. 92, 21 wirklich ſchließen, doch folgt daraus nur, daß die andern Exemplare aus den Rednern verbeſſert worden, nicht daß ſie einer unverfälſchteren Quelle gefolgt ſind. Man wird daher gut thun, den Apſines immer nach dem Par. A zu citiren, und ſich nicht durch das eine oder andere Beyſpiel irre machen zu laſſen; es könnte namentlich 22, 12 Bedenken erregen, wo B. die Vulgata nicht richtig angegeben hat; ein vernünftiger Kritiker könnte die dortigen Worte: ἐπειδὴ δὲ καὶ τοῦτο δίκαιον ὅπερ ὑμῖν οἱ νόμοι δεδώκασιν kaum anders geben, als wie wir ſie uns angemerkt haben: ἐπειδὴ δὲ καὶ τοῦτο τὸ δίκαιον οἱ παρ' ἡμῖν νόμοι δεδώκασιν. Aber in A hat die ganze Periode eine andere Geſtalt, ſo daß obige Worte keine Aenderung mehr bedürfen.

Referent beſitzt ein gewiſſes Recht auf dieſen Apſines, den er früher als alle anderen jetzigen Philologen in den Händen hatte, nach dem Erſcheinen von Walz's Ausgabe, ſo weit die geringen Hilfsmittel und eigene Kräfte geſtatteten, ſich verſtändlich zu machen ſuchte, und zu welchem er jetzt nach Auffindung einer ſo trefflichen von B. nicht vollſtändig ausgebeuteten Handſchrift gerne wieder zurückkehrte; auch Prof. Finckh wird nicht verfehlen, ſein kritiſches Talent an dieſem Autor von neuem an den Tag zu legen, da jetzt größerer Erfolg möglich iſt. Wir wollen daher, um auch Herrn Bake zu beweiſen, wie erfreulich uns ſeine Bearbeitung dieſes Rhetors geweſen iſt, einige Stellen vorbringen, in welchen unſer Urtheil von dem ſeinigen abweicht und wir auf andere Art die Herſtellung des richtigen verſucht haben. Eine vorzügliche Stelle welche die Vortrefflichkeit des A bezeugt, iſt 46, 1, wo gelehrt wird, wie man das, was der Gegner vorgebracht hat, die ἀντίθεσις, angreifen müſſe:

> τίθενται δὲ πολλαχῶς αἱ ἀντιθέσεις· τετραχῆ γὰρ αὐτὰς τὰς ἀντιθέσεις τίθεμεν· τουτέστιν ἢ τὰς προτάσεις τῶν ἀντιθέσεων καθ' αὑτὰς ὡς ἀντιθέσεις τίθεμεν, ἢ ταῖς προτάσεσι τὰς κατασκευὰς συνάπτοντες οὕτω τίθεμεν τὴν ἀντίθεσιν, ἢ τὰ ἑπόμενα τῇ ἀντιθέσει τίθεμεν μετὰ τῶν προτάσεων καὶ τῶν κατασκευῶν, ἢ χωρὶς τὴν πρότασιν καὶ τὴν κατασκευὴν ἰδίαν ἑκατέραν ὡς ἀντίθεσιν προσποιούμενοι.

So hat B. nach dem gewöhnlichen Texte der Handſchriften gegeben, nur daß er das letzte Wort προσποιούμενοι, wahrſcheinlich um die Vierzahl der Theilung herauszubringen, in προσποιοῦμεν geändert hat, wofür er jedoch προστίθεμεν wünſchte. Aber nicht vier Arten werden von der ἀντίθεσις aufgeſtellt, ſondern wie man aus den Beyſpielen und der ganzen folgenden Durchführung ſieht, nur drey; die

letzten Zeilen *μετὰ τῶν προτάσεων . . προσποιούμενοι* gehören nicht hieher und sind aus 50, 13—15 interpolirt. Nach der Vulgata müßte der Text lauten: *τίθενται δὲ πολλαχῶς αἱ ἀντιθέσεις· ἢ γὰρ αὐτὰς τὰς ἀντιθέσεις τίθεμεν, τουτέστι τὰς προτάσεις κτλ.* ohne die Partikel *ἢ*, welche hinausgehört. Ohne die nachfolgenden Beyspiele würde man nicht ins klare kommen; diese aber aus Demosthenes genommen, und in ihrem Zusammenhange betrachtet, machen deutlich was gemeint ist; *τετραχῇ* hat jemand zu der Bestimmung von *πολλαχῶς* gesetzt, vielleicht getäuscht durch das *ἢ χωρίς*. Ganz anders und richtig nun hat A:

> *τίθενται δὲ πᾶσαι αἱ ἀντιθέσεις τριχῶς. ἢ γὰρ αὐτὰς τὰς ἀντιθέσεις τίθεμεν (ἤτοι τὰς προτάσεις τῶν ἀντιθέσεων καθ' ἑαυτὰς ὡς ἀντιθέσεις προστίθεμεν) ἢ ταῖς προτάσεσι τὰς κατασκευὰς συνάπτοντες οὕτω τίθεμεν τὴν ἀντίθεσιν, ἢ τὰ ἑπόμενα τῇ ἀντιθέσει τίθεμεν.*

Alles übrige fehlt, und so ist die folgende Anführung, nur daß die Angabe des ersten, wo die *ἀντίθεσις* allein, wie sie der Gegner gesagt hat, vorgebracht wird, in den nachfolgenden Worten *ἀντιθέσεις μὲν οὖν τίθενται οὕτως ὡς ἐν τῷ τῆς παραπρεσβείας* ausgefallen ist, und die Lücke von jedem leicht ergänzt werden kann, wie: *ἀντιθέσεις μὲν οὖν τίθενται οὕτως· [αὕτη δὲ ἡ ἀντίθεσις τίθεται] ὡς ἐν τῷ.* Bald nachher 47, 10 hat B. statt *αὐτῆς* vermuthet *αὖθις*, in den Anmerkungen jedoch p. 183 stillschweigend diese Vermuthung aufgegeben, und richtig vielmehr *τὴν ἀντίθεσιν* geschrieben; das übrige daselbst billigen wir nicht und lesen mit A: *ὅταν μὲν οὖν πάνυ θαρρῶμεν τῇ λύσει, συνάψομεν τῇ ἀντιθέσει καὶ τὰς κατασκευὰς καὶ ποιήσομεν ἀξιοπιστίαν· τότε δὲ δοκοῦμεν πάνυ θαρρεῖν, εἰ κατασκευάσαντες τὴν ἀντίθεσιν πολλὰς παρέχομεν τὰς λύσεις.*

P. 8, 20 in der Lehre, wie der Redner am Eingange das bey seinen Zuhörern ihm im Wege stehende entfernen könne, wird gesagt, dieses könne ex persona dreyfach, *τριχῇ*, statt finden, zählt man aber nach dem jetzigen Texte die verschiedenen Angaben, so geschieht es vierfach; denn als eine eigene Art muß man annehmen: *ἢ ὅταν περὶ τῶν μὴ σφόδρα πιστευομένων ὡς περὶ μεγάλων πραγμάτων εἰσίῃς·* aber dieses ist nicht mehr ex persona, sondern a causa, daher ich sie mit der eigenen Person des Sprechenden verbinden zu müssen glaubte, *ἢ ὅταν μὴ σφόδρα πιστευόμενος;* denselben Gedanken gibt A ohne so viel zu ändern *ἢ ὅταν τῶν μὴ σφόδρα πιστευομένων περὶ μεγάλων*, dadurch erhalten wir die erforderlichen drey Theile; ohne jene sichere Bezeichung von *τριχῇ* würde man kaum darauf kommen, aber auch *ὅταν* muß entfernt werden.

P. 31, 11 *Ἢ ἐκ διορισμοῦ ὡς ἐν τῷ τῆς παραπρεσβείας.* Die Worte *ἐκ διορισμοῦ* sind ein falscher Zusatz vom Rande für das folgende 14 *προδιοριζόμεθα δὲ*, wie oben 27, 5 dieser technische Ausdruck bezeichnet ist, wo A richtig *ἢ προδιαβολῆς ἢ προδιορισμοῦ;* dasselbe haben auch die Scholien zu Hermog. IV, 302, die auch sonst mit A übereinstimmen, z. B. gleich nachher *καιρῶν* auslassen. In der Rede *περὶ παραπρεσβείας* ist in der Einleitung kein *διορισμὸς* oder *προδιορισμὸς*, wohl aber eine *διαβολή*, wie der Verfasser der Hypothesis dort richtig bemerkt hat p. 340, *εἴληπται δὲ ἐκ διαβολῆς τὸ προοίμιον.* Es muß zusammengelesen werden, *οἷον ὡς ἐπ' ἐκείνου . . ἢ ὡς ἐν τῷ τῆς παραπρεσβείας.* im folgenden fehlt der Gegensatz, wie bey den Worten *ἂν μὲν δημοσίᾳ* schon die Partikel andeutet. Schade daß in A eine größere Lücke ist, von 31, 7—33, 4, scheint ein Blatt zu fehlen, wir würden gewiß das richtige hier sowohl wie unten finden v. 17. wo *περιττὸν τὸ ἐπαγγέλλεσθαι* sicher falsch ist.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Juli.

Nro. 145. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Apsinis et Longini Rhethorica.

(Fortsetzung.)

P. 45, 7 *χρὴ δὲ τὰς μὲν ἰσχυρὰς ἀντιθέσεις . . προδιαβάλλοντα εἰσάγειν μὴ μεμηχανημένας καὶ ἀδόξοις τοῖς ὀνόμασι, καὶ ὡς μάλιστα πειρᾶσθαι ἀσθενῶς αὐτὰς εἰτάγειν.* Die Negation hat B. aus Gud. Bodl. aufgenommen, während in A nicht *μὴ* sondern *ὡς* steht, und dieses fordert der Gedanke: man muß die stärksten Einwürfe, die der Gegner hat, schon darauf dagegen. vorbereitend, als erkünstelt darstellen, mit unscheinbaren, gewöhnlichen Worten möglichst schwächen und ihnen ihre Bedeutung nehmen, also mit anderer Verbindung *εἰσάγειν ὡς μεμηχανημένας, καὶ ἀδόξοις τοῖς ὀνόμασι ὡς μάλιστα πειρᾶσθαι.*

P. 37, 18 ist falsch *ἐνδόξου* von B. corrigirt und in den Text aufgenommen statt *ἀδόξου*, dieses lehrt der Zusammenhang, es ist *ἄδοξον*, *ἔνδοξον*, *ἀμφίδοξον* und auch oben 31, 9, worauf B. sich beruft, *ἔνδοξα* nur falsche Lesart, wo andere das richtige *ἄδοξα* haben. P. 38, 16 *οὖν* ganz falsch, da ein neuer Fall eingeführt wird, in A fehlt es richtig. P. 25, 11 *δεσμωτήριον ὄντων τῶν τριακοσίων* woraus B. *ἰόντων* gemacht hat, vielmehr ist *ὄντων* nur falsche Wiederholung der Sylben *ον των*. P. 41, 21 die Worte *ἦγουν τὸ κατ' ἐπιδρομὴν* bilden die Erklärung von *σχῆμα*, da das Asyndeton kurz und schnell (also *κατ' ἐπιδρομὴν*) abmacht. P. 42, 7 fehlt die Negation, wie 53, 5 *δημοσίᾳ* zu wiederholen der Sinn verlangt; ebendaselbst 53, 1 hatte ich früher verbessert *διὰ τὸ καὶ τὸ*, A hat *τάδε*, was B. aufgenommen hat *μήτε γὰρ βουληθῆναι διὰ τὸ μήτε δεδυνῆσθαι πρᾶξαι* ist nicht einmal griechisch. P. 60, 13 *παρεσχόμεθα*, er hat die *τόποι* bereits aufgezählt, daher nicht *παρεχόμεθα*. 60. 3. 5 *γίνεται δὲ λύσις* im Singularis wie überall. P. 65, 19 *δέδωκεν*, es wird eine vergangene Zeit verlangt und in allen andern Beyspielen steht der Aorist, auch hat A *ἔδωκεν*. P. 72, 16 hier kann *καὶ* nicht stehen, es muß *ἤ* heißen, 80, 7 ist nicht dasselbe. P. 70 das Lemma gibt die Namen der *τόποι* nicht vollständig und in anderer Folge als die Ausführung; in dieser fehlt *ἀπὸ τοῦ μείζονος*, die Berufung 72, 2 kann nicht genügen. Dagegen ist im Lemma nicht angezeigt, was die Ausführung hat 75. *παραβολικῶς*, *ἐκ διαφορᾶς*. Bey Minucianus stehen mehrere und manche viel besser als hier gegeben ist. P. 81, 1 *ἐκ τῶν ἄλλων εἰκότων* gehört ans Ende und steht auf gleicher Linie mit *ἐκ διανοίας*, *ἐκ τοῦ πράγματος*. P. 83, 13 hier fehlt etwas z. B. *πρῶτον μέν*, in den Scholien VII, 1225 steht *ἐροῦμεν οὖν*, was B. nicht beachtet hat, eine genaue Vergleichung kann manches daraus berichtigen, hier genüge, daß der Autor immer sagt *ἔτι ἀναμνήσομεν*, nicht wie öfter B. noch gegeben hat *ἐπαναμνήσομεν*, richtig hat A 82, 7 *ἀναμνήσει . . ἀνακεφαλαιώσει* statt *ἐπαναμνήσει . . ἐπανακεφ.* B. widerspricht mit Unrecht der Verbesserung Finckh's 85, 5. 87, 3 *δὲ* zu streichen. P. 89, 7 *τοῦτον δὲ ἀντὶ τοῦ εἰσφέρειν.* B. *ἀντεισφέρειν*, vielmehr *ἀντὶ τούτου εἰσφέρειν*, eben so 88, 1 für *αὐτοῦ εἰσφέρει*, nicht *ἀντεισφέρει* sondern *ἀντὶ τούτου*. so nach

A 27, 16 ἔστω τοίνυν τούτου τοῦ γένους. P. 91, 1 ἐξ ὑποτυπώσεως hatten wir ſchon vor B. ergänzt. P. 93, 12 hat B. für das unentbehrliche τούτῳ falſch τόπῳ geſetzt; auch 94, 4 ſind die Verbeſſerungen unrichtig, ſowohl θεωρήματος was ganz gegen den Sprachgebrauch iſt, als παρελέλειπτο, der Autor iſt nicht ganz ſicher ob Demoſthenes in ſeinem zweyten Briefe von dieſer Figur Gebrauch gemacht hat; er citirt aus dem Gedächtniß und ſagt, ich glaube, er habe davon Gebrauch gemacht; hat er es aber auch nicht gethan, ſo konnte er ſagen ꝛc. P. 102, 21 der Infinitiv iſt von ὑποθέσεως abhängig. — Doch genug! obſchon der Herausgeber vortreffliche Verbeſſerungen gegeben hat, ſo gäbe doch faſt jede Seite Gelegenheit, mit Beziehung auf den Codex A dieſes oder jenes zu erinnern. Auch auf die Anordnung des Stoffes könnte man aufmerkſam machen; ſo iſt ſchwer zu begreifen, wie die für ſich beſtehende Lehre und Regel 23, 7—24, 2 in die Theorie der παραγραφή hineingekommen iſt; das muß Apſines in anderer Folge gegeben haben.

Longinus Werk war ein Compendium der geſammten Rhetorik und umfaßte daher nicht nur die μέρη τοῦ πολιτικοῦ λόγου, wie das des Apſines, ſondern die inventio, disposition, elocutio, memoria, pronuntiatio, zunächſt für ſeine Zuhörer, woraus man ſieht, daß er Rhetorik docirt hat, wie ja die neuplatoniſchen Philoſophen von ihm ſagten, er ſey φιλόλογος μὲν, φιλόσοφος δ'οὔ, und doch war Longinus ein geſcheider Mann, jene großentheils — Narren. Er ſelbſt ſagt 141, 9, es ſey ein kurzer Abriß, der in mündlichen Vorträgen ſeine weitere Auseinanderſetzung finde: ὑπόμνημα τῆς τέχνης ὡς ἔνι μάλιστα ἐν βραχυτάτοις, τοῖς συγγεγονόσι καὶ πολλάκις καὶ συνεχῶς περὶ αὐτῶν ἀκηκοόσι, καὶ τοῖς βιβλίοις οὐκ ἀνασκήτως οὐδ' ἂν ἀμελετήτως τηρεῖν ἔχουσιν, ὧν τὴν μέθοδον ἐν τύποις κατετάξαμεν, wer aber Talent beſitze und Fähigkeit, könne damit ſchon von ſelbſt, ohne ſein Schüler zu ſeyn und die weiteren Vorträge gehört zu haben (μηδὲ τῶν πλειόνων ἀκούσας, ganz unrichtig B. p. 210) ausreichen. Von der Inventio fehlt das Meiſte, und nur ein geringer Umfang der πίστεις, ſo wie der epilogus hat ſich von den Theilen der Rede erhalten; merkwürdig iſt, daß Longinus die Kategorien des Ariſtoteles mit hereingezogen und deren Anwendung auf die Heuriſtik gemacht hat.

Nach dem ganz mageren, für uns jedoch nicht werthloſen Auszuge, welchen Bake in Ruhnkens Nachlaſſe, wie erwähnt, aus einer moskauiſchen Handſchrift gefunden und mitgetheilt hat, hat Longinus ſogleich mit dem Exordium begonnen: εὐθὺς ἀπὸ προοιμίου ἀρχόμενος καὶ τὰς ἀρετὰς ἑκάστης τῶν τῆς τέχνης μεθόδων δήλους ἅπασι καθιστῶν, natürlich mit den nöthigen Vorbemerkungen der Eintheilung der geſammten Rhetorik in εὕρεσις, διάθεσις, λέξις, μνήμη, ὑπόκρισις, gerade ſo, wie wir es bey dem Autor ad Herennium leſen, der überhaupt das ſchönſte Vorbild alter Rhetorik iſt und nur griechiſchen Muſtern folgte. Longinus wollte lieber den Alten als einem Hermogenes und deſſen Genoſſen nachgehen, und vielleicht hat darin der Vorzug ſeiner Rhetorik vor der anderer beſtanden; darum enthält ſein Werk im Ganzen wenig Neues, und wenn wir im Auszuge leſen: ἔργον γοῦν φησὶν ἐκεῖνος προοιμίου ἐπιείκεια, εὔνοια, πρόσεξις, εὐμάθεια, ſo iſt dieſes eben ſo unerhört als unmöglich, überall iſt die Theorie des Exordium, ut auditorem docilem, attentum, benevolum reddat, von einer ἐπιείκεια iſt und kann keine Rede ſeyn; dieſes iſt ein offenbarer Fehler; ſo leicht es iſt, προοιμίου ἐπιεικοῦς, justi exordii, zu leſen, ſo befriedigt dieſes doch wenig.

Erſt mit 148, 12 beginnt das Erhaltene und ſchließt mit 149, 22. Der Eclogarius hat, wenn die beſtehende Folge und Ordnung nach ſeinem Exemplare, das er ausgezogen hat, gemacht iſt, in dieſem eine Umſtellung von mehreren Blättern gehabt; den Inhalt von 148, 28 προσῆκαι bis 149, 6 καὶ τὶ τοιαῦτα (im Longinus 137, 18 — 140, 6) fand er vor 134, 17; dieſes iſt ſo augenſcheinlich falſch, daß man im Auszuge ſelbſt gerne eine Transpoſition vornehmen möchte. Abweichend iſt in dieſem Auszuge 148, 15, πρὸ τούτων, was nichts iſt, wofür bey Longinus τούτοις ſteht, merkwür-

dig ein anderes Beyſpiel etwas geſuchter Ausdrucksweiſe 147, 3 *ἀμφὶ σοῦ λέγομεν*, wofür ſich in Longinus 139, 22 *ἀφείλετό με* findet, und doch iſt nichts darauf zu geben; *αφει* und *αμφι*, dann *λετο με* und *λεγομεν* ſehen ſich zu ähnlich, als daß ſie für etwas anderes als falſche Abſchrift gelten könnten, auch brauchen wir eine ſeltene Conſtruction *παρὰ* oder *περὶ τὴν πτῶσιν*, wie dort *με* ſtatt des Genitivs *μου*. Was der Auszug von 149, 22 an bis zu Ende 150, 25 gibt, fehlt; darunter iſt zu beachten, daß Longinus als Muſter für den Ausdruck der Rede nicht die bekannten zehn Redner des Alexandriniſchen Kanons hervorhebt, ſondern nur drey, Iſokrates, Lyſias, Demoſthenes, von den Philoſophen Aeſchines und Platon, von den Hiſtorikern Herodot und Thukydides, aber an dieſem tadelt er das gedrängte und gekünſtelte, an Plato dagegen das kunſtloſe der Miſchungen der Stylarten und das zu große poetiſche Colorit (*Θουκιδίδου δὲ αἰτιᾶται τὸ κατεστοιβασμένον καὶ περιειργασμένον, Πλάτωνος δὲ ἀτεχνίαν τῆς τῶν ἰδεῶν χράσεως καὶ τὸν ποιητικώτερον ὄγκον τῆς λεξῆς διαλέκτου*); ganz fehlerlos in allen Formen der Rede ſeyen die übrigen fünf.

Das Kapitel *περὶ μνήμης* hat der Herausgeber abgeſondert und hält es für unächt p. XLVII., Longinus umfaſſe in ſeiner Theorie nur das *πιθανόν* (was B. damit ſagen will, verſtehe ich nicht; die ganze Rhetorik hat ja ſelbſt nach Ariſtoteles bloß den *πιθανὸν* zum Zwecke); auch Ariſtoteles ſpreche nichts davon in ſeiner Rhetorik und in Rhet. gr. VI. 34, 29 ſeyen bloß inventio, disposition, elocutio und pronuntiatio aufgeführt. Dieſe Gründe beweiſen nichts. Wenn einige Theoretiker die *μνήμη* ausſchließen, weil ſie zu lehren nicht Aufgabe und Sache des Rhetors wäre, ſo haben andere mit demſelben Rechte die *ὑπόκρισις* ausgeſchloſſen und nur die oben genannten erſten drey Theile anerkannt; Rhet. VII., 17. V., 217. Sopater V., 3. VII., 15. H. B. könnte daher aus dieſem Grunde auch die *ὑπόκρισις* zurückweiſen. Wie oft aber findet ſich jene vollſtändige Aufzählung, man vergleiche nur den autor ad Herennium, Cicero u. a. Die Schlußworte, die Longinus nach der pronuntiatio ſagt, 140, 10 — 5, könnten allerdings das Ende der geſammten Rhetorik bezeichnen, doch lehrt uns das Fragment, daß noch anderes folgte, alſo der Schluß des Ganzen damit noch nicht gegeben war; daß der Auszug dieſe *μνήμη* gar nicht erwähnt, iſt zwar auffallend, konnte aber wie vieles als wenig zur Sache gehörig ſtillſchweigend ignorirt werden. Wichtiger aber und richtiger iſt, was B. ſagt, daß Behandlung und Sprache gegen Longinus zeuge; auffallend nemlich iſt die Ausdehnung dieſes Artikels, ohne etwas weſentliches oder anderes zu ſagen, als daß man ſich üben müſſe, *μελετᾶν*; ebenſo iſt die platoniſche Nachbildung ſehr geſucht und nicht immer glücklich; dann folgt aber mit Sicherheit, daß der Verfaſſer ein platoniſcher Rhetor geweſen iſt, und ich möchte dem Longinus, obwohl ich die Verſchiedenheit dieſer Theile von den übrigen wohl erkenne, doch nicht geradezu die Möglichkeit, auch dieſes geſchrieben zu haben, abſprechen. Uebrigens wurden ſolche Stücke leicht anders woher angeſetzt, ſey es, um zu ergänzen oder ähnliches anzufügen, wie wir bey Apſines geſehen haben, bey dem wir am Schluße, ſtatt das Kapitel *περὶ δεινότητος* zu treffen, ein anderes *περὶ πάθους* finden. Die Rhetorik des Julianus Severianus p. 329 — 45 Capperon. enthält die Theile der Rede, und man erwartet am Schluße nach dem Epilogus nichts mehr; dennoch fährt eine Münchner Handſchrift mit dem Artikel desſelben Inhalts wie bey Longinus, de memoria, fort (ſicher nicht von Severianus), in ſeiner erſten Hälfte wörtlich übereinſtimmend mit dem von Ang. Mai bekannt gemachten Julius Victor. cap. 23., d. h. letzterer hat ihn zur Hälfte abgeſchrieben und in ſein rhetoriſches Lehrbuch übergetragen.

Der Text des Longinus iſt entſtellt und wir haben den Mangel einer gleich guten Handſchrift, wie A zu Apſines iſt, zu beklagen, es ſind Stellen, mit denen Referent nicht zurecht zu kommen wußte, obwohl auch manches mit Unrecht angeſtritten wird oder beſſer als bis jetzt geſchehen iſt, hergeſtellt werden kann. Von dem Anfange hat Finckh richtig bemerkt, daß die Einführung der Kategorien ungefähr mit denſelben Worten wie 129, 14 wird

geweſen ſeyn: ἑτέρα διαίρεσις ἥδε λόγους ἐνδίδωσιν ἡ κατὰ τὰς κατηγορίας γινομένη, worauf die Bezeichnung der οὐσία, des ποσὸν, ποιὸν und πρός τι folgte, mit welchem letzteren, der Relation, die erſten Worte des Fragmentes beginnen: . . . καὶ ἡ τῶν πιθανῶν ἰδέα καὶ προσαγωγὸς τοῦ δικαστοῦ. H. B. hält nun gleich πιθανῶν ἰδέα für corrupt: neque enim ἰδέα huius loci est neque ulla πιθανῶν ἰδέα cogitari potest, als Subject, wie es jetzt durch den Artikel hervortritt, allerdings nicht; dann aber kann auch das folgende καὶ nicht ſtehen; als Appoſition dagegen ſind die Worte untadelhaft: auch die Hervorhebung der Relation gibt eine Art Ueberzeugung τῶν πιθανῶν ἰδέα und ſtimmt den Richter zu unſern Gunſten; daraus folgt, daß der Artikel nicht richtig ſeyn kann, wenn nicht etwa das Ganze in ähnlicher Form gegeben war: ἔτι καὶ ἡ τῶν πρός τι διαίρεσις γίνεται τῶν πιθανῶν ἰδέα καὶ προσαγωγὸς τοῦ δικαστοῦ. Es folgen lauter relative Begriffe, daher auch in Comparativform, wobey der Autor gewiß die Gegenſätze genau beachtet hat. P. 128, 6 iſt nichts zu ändern, wie B. meinte, Longinus ſagt, das πότερα κατὰ χρόνον, woraus die παραγραφὴ hervorgeht, iſt wie folgendes Beyſpiel zeigt: νῦν οὐκ ἐχρῆν, ἀλλὰ πέρυσι, auch kurz vorher iſt das Beyſpiel ohne Einführung gegeben 127, 13. Wenn B. 132, 17 in den einfachen und ganz verſtändlichen Worten: χρηστέον δὲ τοῖς προοιμίοις καὶ πρὸ τῶν παραδόξων ἐπιχειρημάτων, καὶ πρὸ παντὸς τοῦ μέλλοντος δόξειν οὕτω πως ἔχειν, jenes οὕτω πως, was alle Handſchriften haben, in ἀτόπως ändert und ſogar in den Text genommen hat, ſo iſt dieſer Mißgriff bey unſerm beſonnenem Herausgeber ſchwer zu erklären, jenes οὕτω πως ἔχειν iſt ja eben nichts anders als παράδοξον; es iſt dieſe Veränderung uns ebenſo unbegreiflich, als die 21, 22, wo vordem ſtand: ἐν ταῖς προαγγελίαις ἁρμόσει σοι λέγειν ἐκεῖνο τὸ θεώρημα, ὅταν βούλει ὡς ἀναιρῶν τιθεὶς, Walz aber ſtatt den einleuchtenden Fehler zu verbeſſern, wie jeder von ſelbſt ſchreiben wird und A. wirklich hat ὅταν ὃ βούλει ὡς ἀναιρῶν τιθῇς, den Conjunctiv βούλῃ gegeben und Bake ὃ βούλῃ aufgenommen hat. Einiges grammatiſch nicht zu rechtfertigende leſen wir auch anderswo; 135, 5 εἰ μὴ συντείναις ſagt B. sed syntaxis postulat συντείνῃς, dieſe Syntax iſt mir unbekannt, und kann vielleicht B. aus dem Sprachgebrauche Stellen, die er ſtillſchweigend übergangen hat, erklären, wie 133, 4, εἰ . . γένηται, oder 130, 7 ὅσα ἂν αὐτὸς εὕροις πάντα μέντοι εἰς ταῦτα ἀνενεχθήσεται, wo wir erwarten ὅσα ἂν αὐτῶν εὕρῃς, πάντα σοι εἰς. 134, 2 ὁποῖά ποτ' ἂν εἴη τὰ τῶν λέξεων ſtatt des nothwendigen ᾖ? 135, 19 ſoll nach der einfachen Erwähnung Homers ἑκάτερον γὰρ αὐτῶν heißen: Scil. ποιημάτων, Iliadis et Odysseae; dort aber hängt zuſammen οἷα τε ἡ παρ' Ὁμήρῳ ποίησις . . καὶ παρ' Ἀρχιλόχῳ, nach der beſonders ſpäteren häufigen Stellung der Partikel τε ſtatt οἷα ἥ τε παρ' und die Stelle iſt von Finckh gründlich geheilt durch die Verbindung μὴ παρὰ φαῦλον ἡγησαμένῳ μηδ' ἐν εὐτελεῖ τὸ τοιοῦτον, alles andere gehört noch zu der ſchon von andern erkannten Gloſſe. Ebendaſelbſt 136, 6 will B. τε ſtatt δὲ und doch entſpricht dieſes dem vorausgehenden μὲν γὰρ. 143, 12 von dem Uebergange zur ὑπόκρισις wird geſagt, ὅθεν ἤδη καὶ περὶ ταύτης λεκτέον οἷόν τε ἐστι καὶ τίς ἡ δύναμις αὐτῆς, wo doch die Sprache οἷόν τι oder οἷα τε fordert. Richtig vermuthet B. in den Worten 159, 18 ὅθεν καὶ τοῦτο ὀρθῶς ἐστιν εἰρημένον, οὐ μνημονεύω μὴ λίαν ἡ μὲν τοῦ σοφοῦ einen Vers, ein ſolcher Trimeter gibt ſich von ſelbſt dar und wir hatten ihn ſchon längſt in dieſer Form herzuſtellen verſucht:

οὐ μνημονεύειν μὴ λίαν ᾗ μὴ σοφοῦ.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Juli.

Nro. 146. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

1. MAERE von SENTE ANNEN Erzebiscove Ci Kolne Bi Rini. Von Neuem herausgegeben von Dr. H. E. BEZZENBERGER. Quedlinburg und Leipzig. Druck und Verlag von Gottfried Basse. MDCCCXLVIII (mit dem Doppeltitel: Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit. Fünfundzwanzigster Band: Maere von Sente Annen. Quedlinburg etc. 1848.) 124 u. X S. gr. 8.

2. Leben des heiligen Anno, Erzbischofes von Köln. Deütsches (sic) Gedicht des 12. Jahrhundertes (sic), nach der opitzischen Handschrift genau herausgegeben, übersetzt und erläutert (sic) von Dr. Karl Roth. 1. Heft, Text, Uebersetzung und Sprachbemerkungen enthaltend. München, 1847. Christian Kaiser. 96 u. XXXIV S. kl. 8.

3. DE S. ANNONE. Dissertatio inauguralis historica, quam . . . publice defendet auctor Hartwigus Floto, Palaeomarchicus. Berolini, G. Schade. 1847. 65 S. gr. 8.

4. Comparatio critica Lamberti Schasnaburgensis analium (sic) cum aliquot ejusdem aevi chronicis. Dissertatio inauguralis, auctore Paulo Frisch, Schasnaburgensi. Monachii, 1830. Typis Drs. Caroli Wolf. 64 S. gr. 8.

Von den Verfassern der vier Schriften ist keiner, obgleich sie alle von dem Erzbischofe von Köln handeln, ein Kölner; auch der Verfasser von Nr. 4. nicht, welcher wohl als Aschaffenburger sich dem Lambert von Aschaffenburg zuwandte, wie dieser Hersfelder Mönch bisher gewöhnlich genannt wurde, weil derselbe in Aschaffenburg die Weihe empfieng. Der Vf. von Nr. 3. ist Altmärker, der von Nr. 2. aus dem Fuldaischen, so daß ihm Willeram fast näher gelegen hätte, von dessen Paraphrase des Hohen Liedes ihm München (wo Nr. 2. wie 4. erschien) zwey Handschriften darbot; der Vf. endlich von Nr. 1. ist aus Kassel gebürtig und es ist wirklich ein eignes Zusammentreffen, daß gerade die beyden der vier Verf., welche das deutsche Lobgedicht auf den h. Anno, das seit 1816 geruht hatte, gleichzeitig wieder herausgaben, Landsleute zu nennen sind; wobey nicht verschwiegen werden darf, daß Vf. von Nr. 2., veranlaßt dem Vf. 1. von München aus Beysteuern zu seiner Ausgabe zu leisten, nur deshalb selbst zu einer eigenen Ausgabe schreiten zu müssen glaubte, weil (selbst redend) der Vf. von 1. lange nichts von sich hören ließ; daß aber sein Abdruck (2) auch nur so lange seinen Dienst thun solle, bis einer der Sprachmeister eine wirkliche Ausgabe liefern würde (S. V). Mit gleicher Bescheidenheit glaubt der Vf. von Nr. 2. denn auch seine hinzugefügten Sprachbemerkungen vielen Lesern entbehrlich, weßhalb man sie leicht vermissen würde (S. VI).

Beyden Ausgaben des deutschen Gedichtes sind solche Sprachbemerkungen zum alten Texte beygegeben; Nr. 1. durchwebt dieselben S. 95 — 124 mit reichlichen geschichtlichen Erläuterungen und Belegen aus den lateinischen Schriftstellern, welche vom h. Anno gehandelt haben: aus Lambert, der Vita Annonis (bey Surius ꝛc.), Adam von Bremen u. s. w. Beyde Ausgaben geben aber noch besondere zusammenhängende Nachricht von Anno's Leben; doch ist auch hier, wie bey jenen Sprachbemerkungen, Nr. 1. unbezweifelt im Vorzuge und das S. 47 — 59 nach den genannten Quellen aufgestellte Leben Anno's II. ist in seiner gerechten Abwägung von Licht und Schatten in den Handlungen des heiligen Mannes gelungen zu nennen.

Auf noch umfassenderem Quellenstudium beruht das von Nr. 4. dargestellte Leben Anno's. Hier begegnen wir nicht nur dem zwar fast zu wenig und zu abgewendet genannten Lambert (S. 26. 27. 38. 43. 59. 62. 63), so wie Adam von Bremen (S. 36. 37. 38), sondern auch und häufig Bruno de bello saxonico (S. 13. 17. 60. 63), Petrus Damianus, Norbert de Bennone, Benzo, Bonizo, Wido, Wazo, Berthold, Gerbert, Gebhard, Gregorius, Hildebrand, Arnulph, Anselmus Lucensis, Otbertus Leodiensis, Leo Ostiensis, Chronicon Farfense, Annales romani, august., altah., Triumphus s. Remacli, Eckehardus uraug. (S. 46) u. s. w. Aus der genannten vita Annonis aber, weder in der ursprünglicheren Gestalt bey Surius [1]) noch in der daraus geflossenen Fassung des Leopold von Northof [2]) hat der Vf. von Nr. 3. das Geringste benützt und ebenso verschmähte er das deutsche Loblied, das ihm vielleicht, als auf jener vita Annonis, wie dieses auf Lambert, beruhend und erst nach 1183 entstanden (s. Nr. 1, S. 11) der Zeit der vor ihm geschilderten Begebenheiten schon zu fern gerückt, vielleicht auch zu geistlich gefärbt, zu sehr für den Mann gestimmt erschien, den er selbst mit den Worten schildert qui seditiones illas [principum contra Caesarem] etsi non provocavit, omnium tamen acerrime auxit longiusque provexit (S. 1), welchen Vorwurf, schon von Adam von Bremen ausgesprochen (per omnes, quae suo tempore factae sunt conspirationes, semper erat medius), auch der Vf. von Nr. 4, der ihm sonst sehr das Wort redet, nicht ganz hinwegzunehmen wagte.

Der letztgenannte Vf., der vorzugsweise den Lambert (neben ihm freylich auch Adam von Bremen, Bruno, Bonizo, Donizo, Berthold, den Triumphus s. Remacli ꝛc. benützend) zu würdigen sich vorgesetzt hatte, macht S. 59 u. 64 seiner Dissertation in jenem Sinne geltend, daß der Verfasser der bey Surius abgedruckten Vita Annonis wesentlich aus jenem entnommen habe, zieht aber dafür gegen den Schluß seiner Arbeit S. 59 — 64 „den deutschen Lobgesang auf den h. Anno“ zur Unterstützung seiner Darstellung herbey, auf welches wir nun auch vorzugsweise unsern Blick richten und beschränken wollen, ohne Nr. 3. u. 4. dabey aus dem Auge zu verlieren.

Seit Opitzens erste Ausgabe des Gedichtes erschien (1639, wiederholt in den Ausgaben seiner Gedichte 1690. 1745), und seit ihr der Wiederabdruck von Schilter (1726), von Hegewisch (1791), theilweise von Herder (1793), endlich die Ausgabe von Goldmann (1816) folgten, entbehrte die inzwischen gesteigerte grammatische oder sprachliche Anforderung einer angemessenen Ausgabe [3]), die wohl wesentlich deshalb bisher unterblieb, weil

1) Vitae Sanctorum III, 2, 150. vergl. dessen De probatis sanctorum historicis. Cöln. 1581. VI, 783 — 838. — Handschriften dieser vita A. liegen auch zu Trier (Pertz Archiv 2, 284), Wolfenbüttel (Pertz Archiv 6, 7. 207), Leipzig (Pertz Archiv 1, 460), Gotha (Jakobs und Ukert Beyträge 3, 270).

2) In der schönen Handschrift des Waisenhauses zu Halle (Pertz Archiv 6, 207. 7, 459).

3) Budde in seiner Chrestomathie (1829). Genthe in seinen Deutschen Dichtern des Mittelalters (1841). Wackernagel in seinem Altd. Lesebuche (1839) gaben nur Theile des Gedichtes. Des Letzteren Behandlung ließ eine vollständige Ausgabe wünschen.

man inzwiſchen auf Wiedergewinnung einer der beyden vorhanden geweſenen Handſchriften des Gedichtes hoffte.

Von der einen, bereits im J. 1597 in den Niederlanden kund gewordenen, war aber weder dem fleißigen Durchforſcher des Landes Mone etwas aufzufinden gelungen, noch dem nicht minder eifrigen ſo wie glücklichen Heinrich Hoffmann und auch der Unterzeichnete ſuchte vergebens darnach in Leyden unter des Bonaventura Vulcanius Nachlaße, der hier 1614 ſtarb und in jenem angegebenen Jahre in dem von ihm herrührenden Anhange zu der von ihm herausgegebenen kleinen Schrift (eines docti cujusdam viri anonymi) De libris et lingua Getarum sive Gothorum. Leyden, 1597. 8.) S. 61 zuerſt von einem Rhythmus vetustissimus de vita S. Annonis Col. Archiep. geſprochen und davon das „initium“ mitgetheilt hatte. Dieß waren aber Abſch. II. III. IV — V, 4. der Opitziſchen Ausgabe, ſo daß daraus wie aus anderweitigen Schrift- und Sprachabweichungen, auch weil 3. 25 [a]—[d] in Nr. 1. (S. 61) bey Opitz fehlten, auf eine von dieſer Handſchrift verſchiedene zu ſchließen war, was auch Opitz (S. 1 ſeiner Ausgabe und bey Schilter) ſelber ſchon bemerkte.

Aber auch deſſen Handſchrift iſt ſeit ihrem räthſelhaften Auftauchen in dem Danziger Drucke 1639 ſpurlos wieder verſchwunden. Opitz ſelbſt ſagt ſeltſamer Weiſe kein Wort über deren Herkunft, während er S. 3 — 4. zum Abdrucke der in Paul Merulas Handſchrift und 1598 erſchienenen Ausgabe von Willerams Paraphraſe des Hohen Liedes fehlenden Vorrede die Worte fügt ex ms. libro, cuius vsum Amplissimo viro Michaeli Flandrinio Senatori Vratislauiensi eximio amicorum debeo, et ex quo textum (nämlich des Willeram in jenem merula'ſchen Drucke) locis infinitis emendaui. Dieſe Worte haben ohne Zweifel Schilter im J. 1726 mit veranlaßt, auf den Titel ſeines Abdruckes vom Annoliede die Worte zu ſetzen a M. Opitio ex Membrana Veteri Bibliothecae Rhedigerianae Vratislav. primum editus, wonach Goldmann 1817 (S. 1) Opitzen dieſe Handſchrift in Breslau geradezu finden ließ, von der Hagen, indem er (in ſ. Denkmälern deutſchen Mittelalters I., 49) vom Rhedigeriſchen Willeram ſpricht, hinzufügte, daß das Annolied ohne Zweifel aus derſelben Bibliothek ſtamme, Albrecht Wachler endlich 1818 (in ſeiner Lebensbeſchreibung des Thomas Rhediger S. 28) ſagte, daß „das von M. Opitz wahrſcheinlich aus einer Breslauer Handſchrift herausgegebene Loblied auf Anno ſeit der Zeit verloren gegangen zu ſeyn ſchiene.“

Wirklich hatte im ſelben Jahre 1818 Büſching (in ſeinen Wöchentl. Nachrichten I., 351) mitgetheilt und von der Hagen 1829 (in ſ. Anecdot. medii aevi II., 95) beſtätigt, daß die in der genannten Rhediger'ſchen Bibliothek auf dem Eliſabeth-Gymnaſium zu Breslau noch heute vorhandene ſchöne Handſchrift des Willeram von einer Hand des fünfzehnten Jahrhunderts (wie ich ſelbſt 1845 an Ort und Stelle einſah und abſchrieb) in der Mitte des pergamentenen Vorblattes die Inſchrift trägt:

„VIII. Glose willerämi u'ſifice et theutonicē ſeū in Cūtica | canticor. et *Rithmus de sco Annone* theutonice cō|positus et ū'ſus de Sac'mentis [4]).“

Dieſem S. 1 — 3 in Nr. 1. von mir näher nachgewieſenen Thatbeſtande füge ich hier nun noch Folgendes hinzu, was vielleicht doch noch (für die eine oder die andere der beyden Handſchriften) auf die Spur leiten könnte.

Thomas Rhediger oder Rehdiger, einer der Edelſtbegeiſterten ſeiner Zeit für Wiſſenſchaft, hatte außer Italien und Deutſchland (namentlich

4) Ueber dieſer Inſchrift ſteht, gleichfalls von einer Hand des 15. Jhrh. geſchrieben: Quid inimicior homini alter homo; von älterer Hand am rechten Rande hinab bloß Glose willerammi sup'cant'. Unter jenen Worten aber ſteht: Caue amico ne c'das nisi quē „phaue'is | O vos causidici qui lingwam venditis eri | Vos vocat infernus destructos ordo supmis.

Heidelberg und Frankfurt 1567 — 69), auch die bedeutendſten Städte Hollands beſucht, weilte namentlich 1569 längere Zeit in Amſterdam, 1571 — 72 aber in Köln, wo er auch ſpäter am 5. Juni 1576 an den Folgen einer unglücklichen Beinabnahme allzu früh verſtarb. Hier blieben ſeine fleißig geſammelten Bücher und Handſchriften lange Zeit verwaiſt ſtehen, wurden vielfach beeinträchtigt und zerſtreut, bis, was noch davon beyſammen war, endlich nach Breslau gelangte. Rehdiger war auch bey ſeinen holländiſchen Reiſen und ſeinen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen mit dem mehrgenannten Bonaventura Vulcanius in Berührung gekommen. Ja letzteren finden wir ſelber 1574, zwey Jahre vor Rehdigers Rückkunft dahin und Sterben daſelbſt, in Köln [5]). In dem genannten Todesjahre Rehdigers und dem folgenden iſt Bonaventura Vulcanius zwar wieder in Baſel [6]). Unter ſeinen Papieren in Leyden aber fand ich in einem Foliobande von Briefentwürfen ꝛc. mehrere Thomae Redigero und Redingero überſchrieben.

(Fortſetzung folgt.)

5) Cod. Einsidel. (Mone Quellen und Forſchungen S. 167), Cod. Trevir. (Graff's Diutiska), Cod. Stuttgard., Cod. Vindob. Ambras., Cod. Londin. Harlei. n. 3014. m. 8. (Pertz Archiv VII. S. 1017, 4) Cod. Vratislav. Rehdig.

6) Wohin ihm von Dortrecht aus Adrian van der Mylen unterm 23. Juni, 26., 28. Juli und 3. Aug. 1574 ſchreibt (Illuſtrium et clariorum virorum Epiſtolae ſelectiores ſuperiore ſeculo ſcriptae vel a Belgis vel ad Belgas. Leyden, Elzevier. 1617. 8. Centur. II., ep. 25. 26. 28. 29).

Apsinis et Longini Rhetorica.

(Schluß.)

Das Fragment aus einem Codex Florentinus p. 169 — 172 hat ſeine Aufſchrift ἐκ τῶν Λογγίνου von einer andern und ſpätern Hand, ſo daß man wohl fragen darf, ob wir auch wirklich das uns hier Dargebotene als von Longinus ausgehend betrachten können, zumal ſich leicht erklären läßt, wie jene Aufſchrift entſtehen konnte. Der Satz ὅτι ὁ Ἀριστοτέλης τοὺς πάντα μεταφέροντας αἰνίγματα γράφειν ἔλεγεν, διὸ λέγει Λογγῖνος σπανίως κεχρῆσθαι καὶ τούτῳ τῷ εἴδει ſcheint von ſelbſt auszuſagen, daß Longinus der Verfaſſer ſey; aber ſollte dieſer von ſich das Geſtändniß abgelegt haben, daß er metaphoriſche Ausdrücke ſelten gebraucht habe? Um eine allgemeine Lehre zu machen, muß man mit B. κεχρῆσθαι in δεῖν χρῆσθαι ändern; aber die Handſchrift hat nicht λέγει, ſondern was wohl zu beachten iſt, λέγουσι, und dann könnte man noch leichter Λογγῖνον vermuthen; dadurch würde dieſes eine Bemerkung nicht des Longinus, ſondern eines andern über den Longinus; auch läßt ſich einiges nachweiſen, was mit deſſen Anſichten wenig übereinſtimmt, aber von wem auch dieſes Werk geſchrieben war, der Auszug lehrt, daß es eine gediegene rhetoriſche Schrift war, deren Verluſt wir bedauern, und welche wir gerne für manches andere aus demſelben Gebiete uns Erhaltene eintauſchen würden.

Die Anmerkungen p. 173 — 219 geben nähere Begründung über die im Texte gemachten Vorſchläge, oder Erläuterung, ſo weit ſie die rhetoriſchen Lehren von Apſines und Longinus nothwendig machen; man ſieht die Kenntniſſe wie das Talent des Verfaſſers, der auch da belehrend iſt, wo man ihm nicht beyſtimmen kann, und wir können uns nur freuen, daß H. Bake ſeine Studien auch dem Rhetor Menander, welcher gleichfalls in jener trefflichen Pariſer Handſchrift erhalten iſt, zugewendet hat.

L. Spengel.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Juli.

Nro. 147. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

1. MAERE von SENTE ANNEN.
2. Leben des heiligen Anno.
3. DE. S. ANNONE.
4. Comparatio critica Lamberti Schafnaburgensis analium.

(Fortsetzung).

Es muß nun ein seltsames Spiel des Schicksals genannt werden, daß beyde Männer (mag so zu reden hier erlaubt seyn) ein Annolied, beyde einen Willeram besaßen und dennoch beyde auf beyden Seiten nicht zusammenfallen. Wären es je dieselben Handschriften gewesen, so hätte B. Vulcanius im J. 1597 nicht mehr sagen können (S. 57. De lit. et ling. Getarum): habeo etiam eadem lingua Rhythmum vetustissimum de vita S. Annonis, wie er eben so vom Willeram sagt meus codex ms. Die beyden Annohandschriften, sehen wir oben, waren verschieden, auch die des Willeram waren es. Die Eingangsprobe, welche B. Vulcanius (a. a. O. S. 57) aus seiner Handschrift gibt, stimmt durchaus nicht zu dem rhedigerischen Willeram in Breslau; eben so wenig wie zum merulaischen Abdrucke, den dieser aus der noch zu Leyden liegenden Handschrift Eymond. 130. 4. m. bewerkstelligte [7]), während der vulkanische, den sein Besitzer dem Paul Merula zum Behufe seiner Ausgabe aus jener andern Handschrift auch abtritt (De lit. et. ling. Get. S. 60), sich nicht mehr in Leyden vorfindet. Merula's Handschrift tritt mit der des Vulcanius auf Seite derjenigen, welche gleich in der ersten Zeile das Wörtchen demo oder themo (Cusse her mich mit demo cusse fines mundes) aufführen [8]), das der rehdigerischen mit andern [9]) fehlt. Dagegen fehlt Merulas Handschrift wieder die Vorrede (s. oben), die in des Vulcanius und Rehdigers Hdschr. vorhanden war und ist, wie dann beyde Handschriften auch in derselben Ueberschrift stimmen [Vulcanius: in fronte libri haec recentiore manu scripta repetitio]: Incipit praefatio Willerammi Babinbergensis Sc[h]olastici Fuldensis Monac[h]i in Cantica Canticorum.

H. Hoffmann macht in seinen Fundgruben I. 251 darauf aufmerksam, daß die ehemalige Dombibliothek zu Breslau seit 1632 in der rhedigerischen mit aufbewahrt werde, und daß viele ihrer Handschriften ganz wie jene den Einband mit dem rhedigerischen Wappen (Hirsch und Namen) trügen,

---

7) Wohin ihm von Zürich aus Rudolf Walther unterm 18. Nov, 6. Dezb. und 2., 13. Feb., 2. März, 1. Juni, 1. Aug. 1577 schreibt (a. a. O. Centur. II. ep. 40. 43. 45. 47. 49. 50. I. 93). Im J. 1578 war B. V. in Worms (Cent. II. 52).

8) Die dieser Handschrift von einer Hand des 16. Jhrh. (ob Merulas aus der von Vulcanius geliebenen Hdschr.?) eingeschriebenen Wörter, die H. Hoffmann in seinem Abdrucke (S. 7) mit deutschen Lettern kennzeichnete, hat Merula 1598 geradezu aufgenommen.

9) Cod. Monac. Ebersberg. (Cim. III. 4. i) und Cod. Monac. Indersdorf (Cim. III. 4. l.), Cod. Vindob. (Lambec. II. 768), Cod. Roman. (Palat. 73. fol.)

wie es auch die Handschrift des Willeram vorn und hinten zeige, die demnach seit jener Zeit schon unverletzt erscheint, woraus sich vielleicht sogar schließen ließe, daß Opitz 1639 schon das darin angezeigte Annolied gar nicht mehr von dorther in Händen gehabt habe. Hoffmann hat zugleich darauf hingewiesen, daß kein schlesischer Literator vom Verluste des Annoliedes als einer rehdigerischen Handschrift etwas wisse noch erwähne. Das schwülstige Buch von Ch. Kranz Memorabilia bibl. publ. Elisabeth. Wratislav. a fundat. Rehdigeriana dicta (Breslau, 1699. 4.) gewährt darüber gar nichts; ebenso wenig Heinelius in seiner Silesiographia aucta p. 6. S. 795. In der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart liegt eine Abschrift jenes Kranzischen Werkes (Mss. hist. N. 34: Kranzii Enumeratio Codicum Mss. bibl. Wradislav. Elisabethanae), die aber nur bis zu Cod. 30. geht. In derselben Stuttgarter Bibliothek liegt ferner eine Notitia manuscriptorum bibliothecae Rhedigerianae (N. 116): in dieser steht bey Cod. 106 (Willeram Merseburgens. Paraphrasis duplex in Canticum Canticorum) S. 89 bloß: In hoc Codice membran. ante IV. ad minimum secula clare et distincte scripto comprehenditur Canticum canticorum duplici paraphrasi declaratum .... Praemissa est praefatio. Nichts aber vom Annoliede; auch nicht in Repert. 2. bis S. 240, wo die Sabinianischen Handschriften zu St. Elisabeth anheben.

Ob die Handschrift vom Annoliede, welche Bonaventura Vulcanius besaß, vielleicht in die Bibliothek des Isaak Vossius übergieng, der sich bekanntlich sogar den silbernen Codex des Ulfila aus Schweden zu verschaffen wußte, und seine an Handschriften reiche Bibliothek auf Reisen in Italien, Frankreich, England zum Theil durch das Geld zusammengebracht hatte, welches ihm im J. 1663 König Ludwig XIV. schenkte, ist aus des dem Isaak Voß nahe befreundet gewesenen Paul Colomies Verzeichnisse der vossischen Sammlung [10]) nicht zu ersehen, da derselbe nur des Vossius griechische, lateinische, spanische, italische, französische Handschriften bespricht, nicht die deutschen, an denen jene Sammlung doch nicht arm war [11]). Man wird Jenes dem Franzosen nicht so sehr verargen, wenn man sieht, daß z. B. in dem reichen Briefwechsel zwischen Gerhard Johann Voß mit Junius, obschon dieser gerade von jenem die deutschen Handschriften erhielt, von solchen nie die Rede ist [12]), eben so wenig zwischen Bonaventura Vulcanius und dessen

10) Catalogus Codicum Isaaci Vossii in des Colomesii Rupellensis Opp. Jo. Alberto Fabricio. (Hamburg 1700. 4.). Colomies, geboren 1638 zu Rochelle, Protestant, studierte zu Saumur Philosophie und Theologie, kam 1664 nach Paris, lernte hier J. Vossius kennen, gieng mit ihm nach Holland, wurde von ihm 1681 wieder in England empfangen, lebte und wohnte hier zwey Jahre mit ihm in London, bis E. Bibliothekar des Erzbischofs von Canterburo, Wilhelm Sancroft zu Lambeth, wurde, in welcher Stellung er am 13. Jan. 1692 in s. 54. Lebensjahre zu London starb. Seine Bücher und Handschriften erbte sein Vetter Hamelot. In s. Schrift La Bibliothèque choisie de M. Colomiès (2te Aufl. Paris, 1731. 12.) bespricht er S. 223 auch des Bonaventura Vulcanius Buch De literis et lingua Getarum und bestätigt die Vermuthung des Bischofs Usser (in einem Briefe an Junius), daß dieses Büchelchen von Anton Merillon, dem Secretair und Bibliothekar des Cardinals Granvilla Antoine Perronet herrühre. Doch sieh meine Abhandlung in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum (1841) I. 314. (307 — 317).

11) Auch von dem „anglonormannischen" Manuscripte in Lambeth n. 596 (Notes of the second and third books of the History of king Henry) sagt Colomiès nichts. — In der Stadtbibliothek zu Leipzig (LXXXVIII. hep.I. 33) findet sich die Ausgabe von Isidors Glossen durch Bonaventura Vulcanius (Leyden, 1600), die dieser dem Daniel Heinsius schenkte, aus dessen Sammlung sie 1683 Carpzow erstand. Daben steht bemerkt: Haec ex codice Isidori Michii Nansii descripta sunt, qui in Vossiana extat Bibliotheca.

12) Gerh. Jo. Vossii Opp. IV. 11. 23. a. b. 25. b. 29. 70. b. 97. 182. a. 188. 75. 84. 91. 242. 329. — Doch S. 182 dankt Junius am 15. Nov. 1634 Voß aus den aedib. arundel. für die Glossae Vulcanii.

Freunden [13]). Freylich beſchäftigten ſich beyde Männer faſt allein mit deutſchen Dingen und ſtanden darin unter ihren gelehrten Freunden und Genoſſen einſam. Aber aus der Sammlung des Iſaak Voſſius hatte Franz Junius unter Andern den gothiſchen ſilbernen Codex, die nach ihm ſogenannten Glossae Junianae A — F und M [14]), die alamanniſchen Hymnen (die J. Grimm nach des Junius in Oxford aufbewahrter Abſchrift 1830 herausgegeben) entnommen, wie er von den letzteren ſelber in der Vorrede zu ſ. gothiſchen Gloſſare ſagt hos XXVI. antiquae eccleſiae alemannicae hymnos deſcripſimus ex membranis Voſſianis oder ex bibliotheca propinqui mei [15]) Voſſii, die alſo nicht in des engliſchen Grafen Thomas Arundel aus ganz Europa bereicherte Bibliothek übergegangen waren, in deſſen Hauſe Franz Junius ſich der größten Gaſtfreundſchaft und Begünſtigungen zu erfreuen hatte, wohin Gerhard Johann Voß ihm in den Jahren 1628—33 oft ſchrieb [16]) und von wo Junius Jenem oft antwortete [17]).

Arundel, deſſen Vater in kaiſerlichen Dienſten gegen die Türken mitgefochten hatte und dafür 1595. zum deutſchen Reichsgrafen ernannt worden war, hatte im J. 1636, ſeit er als Geſandter des Königs von England an den deutſchen Kaiſer geſchickt worden war, wie ſchon 1614. von Siena, von der Inſel Chalka bey Konſtantinopel und 1632. von Harlem, Dortrecht, Brügge, ſo auch in Deutſchland z. B. Mainz, Würzburg, Nürnberg und in letzterem Orte 1638. einen großen Theil der Wilibald Pirkheimeriſchen Bücherſammlung aufgekauft [18]), welche Handſchriften, da Arundel 1643. in der Beſitzung zu Oxford ſtarb, anfangs wohl dort aufbewahrt blieben, ſpäter aber in die Sammlungen des Brittiſchen Muſeums zu London übergiengen [19]). — Es kann nun, um auf unſer Annolied zurückzukehren, nicht nachgewieſen werden, daß irgend ein büchereifriger Engländer wie Arundel um 1639. etwa bey Danzig anlandete und dort die von Opitz vielleicht noch in Händen gehabte Handſchrift mit nach Albion hinüberführte (den Willeram benützte Opitz vielleicht noch in Breslau, wo er ſich darum auch noch befindet); vielleicht aber führen, wie oben bereits geſagt wurde, die hier zuſammengeſtellten Zeitbeziehungen dennoch auf die Spur, wenigſtens eine der beyden Handſchriften des Anno-liedes wieder zu entdecken.

Der mehrgenannte Franz Junius, von franzöſiſchem zu Leyden 1602. verſtorbenen Vater (du Jon) ſtammend und 1589. zu Heidelberg geboren, hatte ſein ganzes Leben hindurch, neben theologiſchen Studien und Arbeiten, deutſche oder germaniſche Sprachdenkmäler aller Art (gothiſche, angelſächſiſche, althochdeutſche) in den Niederlanden und in England abgeſchrieben und zum Theil auf eigene Koſten, mit eigenen Lettern herausgegeben [20]). Ju-

13) Illuſtrium et clarorum virorum Epiſtolae ſelectiores ſuperiore ſaeculo ſcriptae vel a Belgis vel ad Belgas (Leyden, 1617. 8.) Centur. I. 93. II. 25. 26. 28. 40. 43. 45. 47. 49. 50. 52.

14) Cod. Jun. 25. (Catal. Mſcr. Angl. S. 251., Wanlei Catal. libr. vet. ſept. S. 322) war früher bey Boxhorn, daher dieſe Gloſſen auch Gloſſae Boxhorn. heißen. (Historia univerſ. Lugdun. Bat. 1652. S. 451.) Vgl. auch Nocrups Symbolae ad literaturam teutonicam antiquiorem. Kopbg. 1787. 4.

15) Iſaak Voſſius hatte des Junius Schweſter Eliſabeth geheirathet.

16) Gerh. Jo. Voſſii Opp. IV. ep. S. 84. (von Leyden 1629) in aulam Arundelianam.

17) Ebendaſ. S. 70 b. (vom 19. Apr. 1628), (S. 97 (v. 9. Mai 1630), S. 182 a. (v. 15. Nov. 1634), S. 188 (v. 1. Apr. 1635) in aedibus Arundellanis.

18) Sieh meine Nachweiſung in den Baieriſchen Annalen (München 1835) Vaterlandsk. St. 8. S. 61. 63. Pirkheimer ſtarb am 22. Dezb. 1530. Seine älteſte Tochter Felicitas heirathete zuerſt den nürnbergiſchen Patricier Hans Im Hof, den Jüngeren, durch den des Schwiegervaters Bücherſammlung an die Imhofiſche, von dieſer ſpäter, gleichfalls durch Heirath, an die Hallerſche Familie kam. — Felicitas heirathete ſpäter den berühmten Johann Kleeberger (von Nürnberg) in Lyon.

19) Catalogue of Manuſcripts in the Britiſh Muſeum. New Series: Volume I (The Arundel Manuſcripts.).

20) Quatuor D. N. Jeſu Chriſti Evangeliorum ver-

nius, schon als Jüngling in England, lebte hier 30 Jahre, kam erst 1652. in sein Vaterland zurück, kehrte aber als fast 90 jähriger Greis, drey Jahre vor seinem Tode (der 1677. erfolgte) nochmals nach England zurück, um nochmals einige angelsächsische Handschriften abzuschreiben. Seine zahlreichen Abschriften vermachte er der hohen Schule zu Oxford. Hier befindet sich demnach auch noch von seiner Hand unter Anderm die Abschrift der cottonianischen Handschrift der altsächsischen Evangelienharmonie (Caligul. A. VII.), welche nach dieser und der Bamberg-Münchener Handschrift Schmeller herausgegeben; hier die deutschen Glossen (n. 5228. Jun. 117.), die Temler 1777 abschrieb und Nyerup herausgab; hier die XXVI. hymni (n. 5137. Jun. 25.) [21]), die nach Price's neuerer Abschrift J. Grimm herausgab; hier endlich auch die in unsrer Nr. 1. S. 3. genannte Junius'sche Abschrift des Annoliedes (n. 5128. Jun. XVI). Ich habe dort S. 3—4 näher nachgewiesen, daß Junius nicht die Handschrift des Vulcanius, S. 4—8. aber auch, daß er nicht die Handschrift des Opitz, sondern nur dessen Druckausgabe vor sich gehabt, die er in seine Rechtschreibung umgeschrieben und umgeändert habe. Diese Thatsache beruht auf der Abschrift, welche der zu großem Verluste für deutsche, namentlich nordische und angelsächsische Sprachforschung jüngst in Kopenhagen verstorbene Engländer Richard Cleasby im J. 1835. aus der Juniusschen Abschrift in Oxford für den Freyherrn Joseph von Laßberg hatte besorgen lassen und dieser an mich wie an Schmeller in München mitgetheilt hatte. Hier finden sich denn selbst die bey Opitz (und Schilter) vorangestellten entsprechenden Abschnitte aus Lambert von Aschaffenburg oder Hersfeld wieder, die schon Tanner (Catalogus libror. mss. Angliae et Hiberniae) in der Juniusschen Abschrift bemerkt und angemerkt hatte. Wenn dieser Letztere hinzufügte ad finem adduntur explicationes quorundam verborum et phrasium francicarum manu Junii, so sind damit Beziehungen auf sein Glossar und die Hymnen gemeint. —

So sind wir denn und so waren die Vf. von Nr. 1. und 2. lediglich auf den von Opitz überlieferten Text als Grundlage für jede neue Auflage des alten Gedichtes beschränkt und es steht uns nur noch Eine Hilfsquelle zu Gebote, auf die wir durch Nr. 1. (und durch 2.) veranlaßt nunmehr näher eingehen müßen. Dem bereits berührten Abschnitte der Schrift Nr. 1. über das Alter des Gedichtes (S. 10—14) folgt ein gleich selbständiger und fleißiger über Mundart und Verskunst desselben (S. 14—23), diesem endlich ein weiterer über „historische und poetische Bedeutung" des Liedes (S. 23—30), welcher den Vf. zuletzt nothwendig auf die Erörterung der Frage über das eigenthümliche Verhältniß des Annoliedes zur s. g. Kaiserchronik desselben Jahrhunderts führt.

(Fortsetzung folgt.)

---

siones perantiquae duae gothica scilicet et anglosaxonica. Typis et sumptibus Junianis (Dortrecht). Caedmonis monachi paraphrasis Geneseos. Typis et sumptibus editoris (Amsterdam) u. s. w. Nach seinen gothischen Lettern ließ auch Graf Castiglione neuerdings die seinigen nachschneiden und gießen. — Nach einer Abschrift des Junius und mit typis Junianis gab 1698. Eb. Rawlinson zu Oxford des Boethii Consolationes lib. V. (Catal. oxon. n. 5124. Jun. XII) heraus, den Junius (nach seinen Observatt. ad Willeram. S. 229. 46) vor 1665. aus einer Oxforder Handschrift abgeschrieben hatte.

21) Mit angelsächsischen Buchstaben von Junius geschrieben, wie das angelsächsische Hymnarium (n. 5218. 19. Jun. 107. 108), Lupi sermones (n. 5213. Jun. 203: von Hickes diss. epistol. S. 98—106. ad fidem apographi Juniani herausgegeben), und wie n. 5185. Jun. 74; mit „friesischen" Buchstaben n. 5221. Jun. 110.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Juli.

Nro. 148. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

1. MAERE van SENTE ANNEN.
2. Leben des heiligen Anno.
3. DE S. ANNONE.
4. Comparatio critica Lamberti Schafnaburgensis analium.

(Fortsetzung.)

Der sel. Docen schon (in Aretins Beyträgen IX, 1065. vgl. Jenaische Lit. Zeit. 1821. n. 32), nach ihm J. Grimm (in s. Grammatik Th. 1. Aufl. 1. S. LXIX, Aufl. 2. S. 452), ihnen nach Koberstein (in s. Grundrisse), H. Hoffmann (in s. Fundgruben I, 251) hatten darauf hingewiesen, daß ein großer Theil des Annoliedes, wenn schon mit mehrfachen Umstellungen, mit dem ersten Abschnitte der gereimten Kaiserchronik des 12. Jahrhunderts, wörtlich übereinstimme und zusammenfalle, und es entstand natürlich sehr bald die Frage, welches der beyden Gedichte, aus dem anderen entnommen habe. Hoffmann (Fundgruben 1, 251) hatte das Annolied älter genannt als die Kaiserchronik, dem Lachmann (Ueber Singen und Sagen: 1833. S. 8) widersprach, jedoch (zu den Nibelungen und zur Klage: 1836. S. 288) es schwer entscheidbar haltend, ob die Stücke alter Geschichte in der Kaiserchronik oder im Anno älter seyen. W. Wackernagel (Altd. Lesebuch) nahm den Abschnitt überhaupt für einer älteren Weltchronik entnommen an. Dagegen anerkannte Lachmann (Ueber drey Gedichte: 1836), daß der Annodichter entlehnt oder abgeschrieben habe. Der Vf. von Nr. 2. dagegen, der früher schon auch entdeckt hatte, daß Rudolf von Ems der Verfasser des Nibelungeliedes sey (Deutsche Predigten des XII. und XIII. Jhs. 1839. S. 6.) spricht apodiktisch wieder aus, daß das Annolied das ursprüngliche Werk und bedeutend älter als die Kaiserchronik sey (S. XI) und daß diese den gemeinsamen Abschnitt aus jenem entnommen habe (S. XIII u. XXVIII, z). Da ich nun gleichzeitig in Nr. 1. (S. 30—36) durch Gegenüberstellung der beyderseitigen Texte, so wie in darunter gestellten kurzen Bemerkungen den Beweis zu führen gesucht habe, daß nur das Gegentheil Sinn und Wahrheit haben könne, da seitdem Theil I. der Kaiserchronik selbst erschienen ist, so wird es ganz an der Zeit seyn, auf den nicht unwichtigen Gegenstand genauer einzugehen.

Ueberblickt man das s. g. Annolied im Allgemeinen in Betreff seiner eigentlichen Absicht, ein Loblied auf den von ihm Gefeyerten zu seyn, gegenüber den ungebührlichen Abschweifungen desselben über die Urbegründung der Städte von Ninive an, um auf Köln zu kommen, wo Anno wirkte, ferner durch die Städte am Rhein auf Julius Cäsar und dessen Kämpfe mit den Deutschen ꝛc. ꝛc. — Abschweifungen, welche fast die Hälfte des Ganzen (426 gegen 450 Reimzeilen!) einnehmen; entkleidet man demnach das Gedicht ins Besondre sowohl von denjenigen Abschnitten, welche vielleicht einer älteren Wibel alter ê angehörten (im Allgemeinen Z. 19—56 von der Schöpfung, Z. 117—174 von Ninive und Babylon), als auch von denen, welche der niuwen ê d. i. einer Kaiserreihe von Julius Cäsar an anheimfallen und von

hier an der Kaiſerchronik gemein ſind, nämlich V. 175—260 (Daniels Traum von den vier Weltmonarchien), V. 261—468 (Rom's Erbauung — Cäſars Erwählung und Kämpfe mit den Deutſchen), V. 474—492 (Auguſtus — Aggrippa, Kölns Erbauung ꝛc. ꝛc.), endlich V. 499—516 (Erbauung der rheiniſchen Städte Mainz, Metz, Trier ꝛc. ꝛc.); ſo bildet ſich nach ihrer Ausſcheidung vor unſern Augen ein ganz ebenmäßiger Verlauf und der ſonſt nicht undichteriſche Zuſammenſetzer des Annoliedes, der vielleicht jene alles Maß überſchreitenden Einſchaltungen und Einſchiebungen gar nicht verſchuldete, käme wieder zu Ehren. Man leſe nur in ſolchem Sinne einmal V. 1—18 (57—70.) 71—116. 578—876. und das Gedicht erhält natürliche Abrundung, geſunden Kern, raſchen Fortſchritt, einen vergeiſtigten Eingang (V. 1—18. 75), einen vergeiſtigten Schluß (V. 851—876).

Aber auch die breite Umbauung des dadurch ſtark verſteckten Grundgewebes oder Herders „ungeheuren gothiſchen Dom im ſchönſten Style dieſes Geſchmackes[22])“ zugegeben; ſo wird doch nähere und genauere Vergleichung unwiederleglich die Entnehmung der fraglichen Abſchnitte ſo wie die Zerſtörung ihres natürlichen Zuſammenhanges in und aus einem Werke beweiſen, in welchem ein ſolcher richtiger Zuſammenhang der Theile ſtattfand, um welchen es ſich hier handelt und wie er in der Kaiſerchronik ſichtbar vorliegt.

Es hat gewiß etwas durchaus Natürliches, daß dieſe, die von den Kaiſern von Julius Cäſar an bis auf ihre Zeit berichten will, mit Roms Gründung (V. 49) beginnt und zugleich daran denkt, daß die Römer damals noch Heiden waren (V. 43) und Abgötter anbeteten (V. 48). Dieſe Betrachtung ſcheint den Dichter freylich nun ſogleich auf den Abweg zu führen, daß er die ſieben Abgötter näher ſchildert, denen die ſieben Wochentage beſonders geweiht und gewidmet waren (V. 63—183); der Abſprung iſt aber, wie geſagt, nur ſcheinbar, denn der Dichter gewinnt dadurch, als Geiſtlicher, der er ohne Zweifel war, allein Anlaß und Gelegenheit, beym letzten Tage der Woche auf die Umwandlung der Rotunda, als des Geſammtſitzes aller Götter (V. 172), in den Tempel aller Heiligen durch den Papſt Bonifacius den Vierten (V. 191—206) überzugehen und darin den Sieg des Chriſtenthumes vorzuſehern, auf den er ſpäter unter Conſtantin, ſichtlich nicht ohne Gleichung der ſiebentägigen Thätigkeit desſelben für den öffentlichen Sieg des Chriſtenthumes oder für die Ordnung der Kirche zurückkommt, wie er nochmals unter Karl dem Großen, durch den das Reich oder das imperium auf die Deutſchen übergieng, eine ganz ähnliche oder gleichlaufende ſiebentägige Ordnung von Reich und Kirche durch Jenen und Papſt Leo (ſeinen Bruder in der Sage) vorführt.

Im Gefühle jenes nur uns demnach ſo erſcheinenden, vom Dichter ſelbſt ungeſcheuten Abſprunges kehrt dieſer mit den Worten Nu ſuln wir wider grifen, dâ wir die rede liezen (V. 207: 8) zu der Gewalt und Ehre der Römer (V. 62) zurück, denen nun alle Lande unterthan wurden (V. 207—214) und erwähnt hier angemeſſen des wunderbaren Mittels und Hebels ihrer Weltherrſchaft, daß ſie nämlich die Sinnbilder aller jener Länder in Erz gießen ließen (V. 215) und goldene Schellen über dieſelben hiengen (V. 220), an deren freywilligem Geläute ſie alsdann jederzeit erkannten, welches der Länder auch in der Ferne je wider die Römer aufgeſtanden ſey (V. 226—232); welches Kunſtwerk als Salvatio urbis Romae, nach ausgebildeterer Sage im dreyzehenten Jahrhundert, dem Zauberer Virgilius zugeſchrieben wurde. Durch Erwähnung dieſes Kunſtwerkes wendet der Dichter unmerklich, aber geſchickt auf Deutſchland über, wohin er will, indem er meldet, daß deſſen Schelle geläutet habe, deutſches Volk wieder aufgeſtanden ſey (V. 233—244) und die Römer wider dieſes unverweilt den jungen Helden Cäſar oder Julius ſendeten (V. 248—264), auf den nunmehr, während er geſchichtlich kaum nach Deutſchland hinübergeblickt hat, die Sage den ganzen jahrhundertlichen Kampf zwiſchen Romanen und Germanen häuft oder vereinfacht: Cäſar kämpft fortan

22) Herder Andenken an einige ältere deutſche Dichter 1793. S. 148. Werke zur ſchönen Literatur und Kunſt 1815. Th. XIII.

mit den Schwaben (Z. 269), den Bayern (Z. 296), den Sachsen (Z. 323) und den Franken (Z. 343), den vier Hauptgliederungen unsers Volkes in den mittleren Zeiten, deren Herkunft darnach (wie vorn die Gründung Roms) genauer erörtert wird. Die Schwaben stammen und heißen von Berge Suevo (Z. 285), die Bayern kommen aus Armenien (Z. 315), die Sachsen aus Alexanders des Gr. Heere (Z. 326) und ziehen auf Schiffen zur Elbe, wo sie die Thüringer überlisten und überwinden (Z. 338); endlich die Franken stammen von Troja und sind daher dem Julius Cäsar urverwandt (Z. 345); weshalb der Dichter auch, wie bey späterem Anlaße auf Alexanders Zuge nach Indien und dessen Wundererlebnisse daselbst (Z. 558), so hier auf Ulysses (Z. 351), Helenus, Antenor, Aeneas und vorzugsweise des Letzteren Irrfahrten an den Niederrhein (Z. 373) eingeht, von dem eben die Franken stammen (Z. 376), die Cäsar nunmehr, nach jenen übrigen deutschen Stämmen gleichfalls besiegt (Z. 377). Hier am Rheine nun (von Mainz bis Cöln) baut Cäsar fortan Burgen (Städte) und Brücken (Z. 379—394) und erobert (auch im Frankenlande: Z. 396) die uralte Trier, deren Geschichte der Dichter nun auch ausführlicher erzählt (Z. 405—454), ohne darnach abermals eine eben geltend gemachte Rederückkehr anzuwenden, was er sonst noch öfter thut (Z. 5665. 16805. ꝛc. ꝛc.). Nachdem Cäsar alle Deutsche überwunden und für sich gewonnen (Z. 450—54), sinnt er wieder nach Rom (Z. 455), das ihn aber wegen zu langen Ausbleibens ꝛc. ꝛc. angeht (Z. 457—60); weshalb er schleunig nach Gallien und Germanien zurückwendet (Z. 461), ein deutsches Heer sammelt (Z. 470) und mit diesem gegen Rom aufbricht (Z. 470). Da flieht Alles (Z. 485), es kommt (bey Pharsalus!) zum härtesten Kampfe (Z. 499), Cäsar siegt (Z. 513) und kehrt nun als Sieger nach Rom zurück (Z. 522), wo ihm darauf Alles als Cäsar (Z. 426) oder erstem Kaiser huldigt (Z. 528). Hier nun auf dem Gipfel von Cäsars Glücke, auf der Wende des Weltgeschickes, flicht der Dichter, weil sich das Vorherverkündete damals erfüllte, (In den ziten ez geschach, alsô der wîssage Daniêl dâ vor sprach), aus Daniel VII. den Traum ein, den der Prophet dem Könige Nabuchodonosor auslegte und der von früh an auf die vier Monarchien der Welt, auf den Uebergang der Herrschaft (des riches) von Babylon auf Persien, von Persien (durch Alexander) auf die Griechen, von diesen auf die Römer und endlich (durch Cäsar und Karl) auf die Deutschen gedeutet wurde.

Mit dieser längeren, hier also ganz wohl begründeten Einflechtung (Z. 531—610) fährt der Dichter durch die Schlußworte (Der troum damals alsô ergienc, alsô in der wîssage Daniêl einst beschiet) fort zu erzählen, wie der siegreiche Cäsar seinen Herren und Helfern, den Deutschen (Z. 497. 530), aus der öffentlichen Schatzkammer kaiserlich gelohnt habe (613), wie er aber endlich auf seinem Siegeslaufe von den Römern erschlagen worden sey (Z. 623); wonach die Erzählung natürlich auf Cäsars Nachfolger Augustus übergeht (Z. 625), der in seinem von Streit durchwühlten Weltreiche Frieden wirkt (Z. 630), das Land schätzen läßt (Z. 639) und — der Dichter behält Deutschland im Auge — den Agrippa an den Rhein sendet (Z. 665), der dort Köln baut (Z. 670), wie Metius Metz (Z. 674); Trier aber, die uralte (Z. 675), half den Kölnern durch unterirdische Weinröhren (Z. 677—681). Auch dem Augustus aber vergaben die Römer durch Gift (Z. 690) und mit ihm brechen wir hier ab, da das Annolied, zu dem wir nun hinüberblicken, über ihn in den Gleichstellen nicht hinausgeht.

Niemand wird in dem hier gegebenen Abrisse natürlichen Zusammenhang und Fortschritt der einzelnen Abschnitte verkennen, dabey beirrt keineswegs, daß mehrere gute Handschriften der Kaiserchronik die oben angegebenen ursprünglichen Einflechtungen oder Ausschreitungen von Umweihung der Rotunda durch Bonifacius (Z. 191—206), von Triers Kampf mit Cäsar unter Dulcimar und Signator (d. i. Induciomar und Cingetorix: Z. 395—454) und von Daniels Traum (Z. 531—612) auslaßen. Der letztgenannte fehlt, außer in den vier Handschriften der jüngeren Umreimung oder Recension (nach 1250) überdieß nur in der Heidel-

berger Handschrift; der von Trier mit dieser (und jener) auch im Annoliede, der erstere (von der Rotunda) wieder nur im Cod. palatinus.

Bey letztgenanntem Abschnitte spricht schon die nach ihm folgende Redewendung Nû suln wir wider grifen ꝛc. ꝛc. (s. oben) für sein ursprüngliches Vorhandengewesenseyn; er wird aber überdieß noch durch das von mir in einer Stuttgarter Handschrift gefundene Latein des ersten Hauptabschnittes bestätigt. Für die Ursprünglichkeit oder Zugehörigkeit des Danielischen Traumes aber spricht die Aufnahme desselben in das Annolied, wobey die eigenthümliche Thatsache wenig wieder stört, daß die für jenen Abschnitt in den ihn wieder gebenden Handschriften der Kaiserchronik aufgestellte Ordnung der vier Thiere mehrfach gestört erscheint, während hier das Annolied dieselbe mit Daniel VII. übereinstimmender, übrigens aber auch nicht ganz gleich aufführt, so daß vielleicht sogar jene allgemeinere Abweichung ursprünglicher erscheinen könnte. —

Weit gewichtiger dagegen wird hier die Thatsache, daß das Annolied den oben geschilderten natürlichen Zusammenhang der Abschnitte auf das Aergste zerreißt und verrückt, was wir nunmehr nachweisen wollen. Nach einer raschen Ueberlenkung von den weltlichen Liedern und Sagen, vom Untergange der in ihnen geschilderten Helden und Reiche auf die Pflicht, an das eigene Ende so wie an das Ende des Ganzen d. i. der Welt zu denken (A. Z. 7—8), beginnt der Annodichter mit einem Rückblicke auf die Schöpfungsgeschichte (In der werilde aneginne: Z. 19—25), mit welcher sogar des Bonaventura Vulcanius Handschrift, wie wir sahen, unmittelbar begann. In diesem zweyterstenGesätze tritt übrigens die in jenem opitzischen Eingange schon hervorbrechende Vergeistigung oder Vergeistlichung (Z. 25 ꝛc. ꝛc.) noch bestimmter hervor und erfreut, nach der Erwähnung von Lucifers Falle (Z. 35) und Adams Gebotsübertretung (Z. 36), durch ein schönes frisches Bild von der Weltordnung (Z. 39—52 ꝛc. ꝛc.), das vielleicht sammt jener kurzen Schöpfungsgeschichte und dem Falle Lucifers wie Adams, wie gesagt, auch einer alten ê entnommen wurde.

Nach einem nochmaligen Rückblicke auf Lucifer (Z. 53—56) geht der geistliche Dichter schnell auf Christus (Z. 61), der nach Ablauf der vunf werlde (Z. 60) in die Welt gesandt wurde, und auf seine Apostel, namentlich auf Petrus über, der Rôme ubirwant (Z. 75). Mit Z. 93. aber kehrt er durch die hier ganz ohne Grund schon trôjanisc genannten Franken zu Köln (Z. 96) und durch den h. Mauritius und die 11000 Jungfrauen (Z. 99) auf den h. Anno zurück (Z. 103), dem er nun Z. 105—116 widmet, sogleich aber wieder, durch die erneute Hervorhebung der Stadt Köln (Koln' ist der heristin burge ein: Z. 115), auf die ursprüngliche Begründung der Städte in der aldin ê und wohl aus einer alden ê mit den Worten übergeht:

Ob ir willit bekennin
der burge aneginne,
sô virnemit umbi die grimmin heidinscaph,
dannin den aldin burgin quam din crapht.

Er beginnt dieß ab ovo mit Ninus (Z. 121) und Ninive (Z. 148), mit seinen Weibe Semiramis (Z. 149) und Babylon (Z. 150) und beyde Städte werden ausführlich geschildert (Z. 143—149 und Z. 164—174).

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Juli.

Nro. 149. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

1. MAERE von SENTE ANNEN.
2. Leben des heiligen Anno.
3. DE S. ANNONE.
4. Comparatio critica Lamberti Schafnaburgensis analium.

(Fortsetzung.)

Hienach aber geht er nun nicht etwa auf Triere die urmaeren, die erst Z. 509 bey ihm erscheint, und von ihr aus, was so natürlich gewesen wäre, weiter auf die Städte am Rheine über, während diese in ganz andrem Zusammenhang gestellt erst Z. 501 ꝛc. vorkommen, sondern nun wird plötzlich, ganz aus seinen ebenmäßigen Fugen in der Kaiserchronik gerissen, der ganze Traum Daniels zwischengeworfen (Z. 175 — 260), so daß dessen Eingang wie Schluß (auf Cäsars Zeit gehend) nun gar keine Bedeutung mehr haben. Nach diesem nun greift der Annodichter mit Z. 261 ꝛc. wieder weit zurück zu Z. 57, 59 der Kaiserchronik; wobey er sich, den ganzen Abschnitt von den 7 Wochengöttern (Z. 63 — 214 der K.) überspringend, seine Z. 262 : 63 (Rômaere serivin zisamine: In einir guldinen tavelin) ohne Zweifel aus Z. 220 (guldine schellen) machte; denn nach wenigen selbstgeschaffenen Kittzeilen (265 — 68), worin auch Worte der Kaiserchronik nachklingen (A. 265. riedih = K. 59 gerieten), schließt er jenen Rückgriff, der durch die guldine tavelin (Z. 262 A. = 220 K.) nothwendig geworden war, unmittelbar an den mit dieser letzterwähnten Zeile (220 K.) zusammenhängenden Abschnitt von Cäsars Kämpfen mit den Deutschen, wieder durch einige selbstgeschaffene Uebergangszeilen 269 — 278 an, in denen genau genommen jener ganze Kampf (K. 265 — 378) eigentlich schon kurz abgemacht, dessen ungeachtet aber nun, unmittelbar darauf, in Z. 279 — 378 nochmals ausführlich wieder gegeben wird, und zwar gegen die Schwaben (Z. 279 — 292 = K. 269, 285 — 294), gegen die Bayern (Z. 293 — 318 = K. 303 — 322), gegen die Sachsen (Z. 319 — 344 = K. 323 — 342), gegen die Franken (Z. 345 — 396 = K. 343 — 378).

Während dieser lange Abschnitt seiner Natur nach ohne Unterbrechung (aber ohne Begründung) und ganz in der gleichen Folge wie in der Kaiserchronik (nur mit kleinen Einschiebungen und Umänderungen des Textes oder Reimes, wovon weiter unten) fortläuft, verschiebt der Annodichter nach ihm den in der Kaiserchronik hier (Z. 374) natürlich anknüpfenden Abschnitt von den sedelhoven, die Julius worhte bi Rine (Z. 379 — 394 K.) von hier ganz ungebührlich an den Schluß (Z. 499 — 506) zu den Städten, die Augustus (aber dieser Augsburg!) und unter ihm Agrippa (dieser freylich Köln) gebaut, und zwar dieselben mitten einkeilend und zugleich das in der Kaiserchronik auch dort Zusammengehörige wieder auseinander treibend.

Indem hienach der Annodichter auch den ganzen Abschnitt von Trier (Z. 395 — 454 K.) ausstößt, knüpft er (Z. 397 — 460) den in der

Kaiserchronik gleich darnach folgenden Abschnitt (Z. 455 — 513 K.) an, läßt die nachfolgenden 5 Zeilen (514 — 518) wieder aus, fährt mit Z. 519 — 530 (= 461 — 472 K.) wieder fort, läßt den hier ganz richtig einfugenden, von ihm aber längst vorgegriffenen Abschnitt von Daniels Traume (Z. 531 — 612 K.) hier natürlich wieder aus, während doch Z. 590 — 98 K. thatsächlich auf Julius Cäsar deuteten, von denen der Annodichter auch Z. 590 der K. (den tiuren Julium bezeichente daz) in seiner Z. 236 wegen jener seiner früheren Vorwegnahme in die Worte die kuonin Rômaere meindi daz verallgemeinert (nach Z. 598 K. = 244 A.) und Z. 595 : 96 (Julius hetwarc alle lant etc.) aus gleichem Grunde wegläßt und bey dieser Handhabung Z. 549 — 50 der K., als dem zweyten Thiere zuständig (wie gerade die vom Annodichter im Allgemeinen hier festerr gehaltene Folge der Thierbilder aus Daniel VII. verlangt) hieher in das vierte Thier als Z. 239 — 40 vor den gemeinsamen Zeilen 597 — 98 K. = 241 : 42 A. einflicht, hienach aber erst die an ihrer Stelle nothwendig stehenden Zeilen 591 : 92 K. als 243 : 44 A. (wegen der zin horn, um an die zin horn der Z. 247 = 599 K. unmittelbarer anzuknüpfen) folgen läßt, die darnach nothwendig folgenden Zeilen 593 : 94 K. wieder aber zu Thierbild I. (195 : 96 A.) hinüber schiebt und vor den nun sachgemäß folgenden Zeilen 599 (= 247 A.) ꝛc. wieder zwey Flickzeilen (245 : 46 A.) einfügt. Daß dieser besagte Abschnitt des vierten Thierbildes aber in der Gestalt ursprünglich ist, wie ihn die Kaiserchronik (nicht das Annolied) gerade nach Daniel VII. wiedergibt, dafür spricht auch die mehrzeilige wörtliche Wiederkehr desselben im Abschnitte von Titus (Z. 5287 — 90).

An die vor dem hier besprochenen Traume den Abschnitt über Cäsar in Deutschland und in Rom schließenden Zeilen 471 : 72 A. (= 529 : 30 K.) fügt das Annolied, jenen hier auslassend, ganz richtig die nach demselben folgenden Zeilen 613 — 18 K. (= 473 — 78 A.); nachdem es aber Z. 619 — 24 K. in seine Z. 479 zusammengezogen, entnimmt es aus dem gleich darauf folgenden Abschnitte von Augustus (625 — 692 K.) nur noch die ihm erträglich passenden Worte 626 K. (= 480 A.), 683 : 84 K. (= 481 : 82 A.) und endlich, zurückgreifend, Z. 665 — 71 K. (= 485 — 92 A.) von Agrippina oder Köln, reiht aber hieran, als seine Z. 499 — 506, ganz ungeignet, bloß um Städte am Rheine zusammenzubringen, die weit frühere Stelle der Kaiserchronik von den Städten, die Cäsar am Rheine gestiftet (379 — 94 K.), indem er sie zwischen jene Erwähnung von Kölns Stiftung durch Agrippa (Z. 667 — 71 K.) und der von Metz und Trier (Z. 673 — 80 K. = 507 — 16 A.) zwischen inne keilt.

Wahrlich der willkührlichen und gewaltsamen Umstellungen (der Danielischen Traumdeutung weiter vor, der Cäsarischen Städte am Rheine weiter hinten), der Auslassungen (des großen Abschnittes von Trier), so wie der Umreimungen, Umänderungen und Einschaltungen (wie der bey Bezzenberger S. 32 — 44 von mir gegenübergestellte Text in's Einzelne lehrt) die Hülle und die Fülle! Daß aber jener eben wieder erwähnte und im Annoliede ausgelassene Abschnitt von Trier (Z. 395 — 434 K.) dem Annodichter gleichfalls vorlag, das geht aus einer wörtlichen Anführung aus demselben hervor, die er in der Schilderung des Kampfes gegen Heinrich IV. (673 — 75 A.) anbringt. Indem er hier nämlich von der Verwirrung des Reiches spricht (676 A.), das durch Raub, Mord und Brand (677 : 78 A.) von Dänemark bis Apulien, von Kärlingen bis Ungarn (678 — 80 A.) heimgesucht gewesen sey, sagt er von den Deutschen,

den niman nimohte widir stên
Obi si woltin mit trûwin infamit gên. etc.

In dieser nicht unschönen Stelle (Z. 681 — 92 A.) ist die zweyte hier angeführte Zeile doch wohl wörtliche Erinnerung oder Benützung der nicht minder schönen Betrachtung, welche die Kaiserchronik (und zwar ganz im Zusammenhange mit demselben Abschnitte in den Gestis Trevirorum) an

die Erzählung knüpft, wie Cäſar Trier mit liſten gewan (Z. 403 K.), weil die Herren, denen es ſo lange glückte, als ſie einig waren, ſich, als ſie jenes zu ſeyn abließen, in ihren Rathſchlüſſen entzweyten; hier heißt es nämlich wie dort (aber wie geſagt, in beſſerem Zuſammenhange)

— — die wile die herren
424. mit triuwen enſamet wären etc.

Was nach dieſer Zergliederung noch die angedeuteten Aenderungen insbeſondere betrifft, welche der Annodichter, durch ſeine Umſtellungen und Einſchiebungen getrieben, an den einzelnen Stellen ſo wie an den Reimausgängen der Kaiſerchronik vornahm, ſo fallen beſonders letztere theils in den Bereich der Reimnothwendigkeit, und iſt in ihnen der urſprüngliche und ächte Text noch recht wohl zu verfolgen, theils ſind dieſelben Folge von der verſchiedenen Stellung des Dichters. Wenn in letzter Beziehung der Dichter der Kaiſerchronik z. B. bey Aufführung der Städte am Rheine von Mainz ſagt, daß die Brücke, die Cäſar daſelbſt baute (389 K.), wieder verſunken ſey in des Rines grunde (391 K.) und daß dieſes geſchehen ſey

— — — von den ſunden,
daz die Meyenzaere nie nicheinem ir herren
mit triuwen mite wären (Z. 394 K.),

(welche letzten beyden Zeilen die Heidelberger Hdſchr. noch ſchärft), ſo wandelt der kölniſche Geiſtliche dieſelben in ſeinen Zeilen 505 : 6 dahin um:

dâ iſt nû dere kunige wichtuom,
dis pâbiſis ſenitſtuol.

Dieſer ſanften Umänderung, vielmehr Umgehung des alten derben Sinnes tritt nahe die weitere Aenderung der Sahſin wankeli muot (in 319 A.) ſtatt der Worte der Sahſen grimm(eg)er muot (321 K.), als die den vride brâchen (340 KA.), welche Zeile A. leiſe auch umändert die ze vriden ſi gelovit havitin, während von den Bayern zuvor (Z. 304) beyderſeitig geſagt blieb: ſie wereten ſich mit grimme.

Wenn der Annodichter Z. 270 beym Namen Cêſarem bemerkt dannin noch hiude [kuninge] heizent keisere, ſo iſt dieß entweder wieder aus einer Zeile jenes Abſchnittes von Trier (425 K. wie dicke sie rieten, daz ſie wider den Keiser taeten d. i. wider Cäſar) herbeygeführt worden, oder es gehört zu den, ich möchte ſagen, gelehrteren Ciſelierungen, die der Annodichter mehrfach vornimmt und anbringt. Wenn z. B. die Kaiſerchronik (wenigſtens die Heidelb. Hdſchr.) in Z. 485 bloß ſagt: Rigidus unde Pompêjus, ſo ſetzt dafür A. Cato unde Pompêjus [23]); wenn der Dichter der Kaiſerchronik in Z. 370 von Antenor ſagt: Er ſtifte Mandouwe Und eine ander, heizit Padouwe, woraus mehrere Handſchriften der Kaiſerchronik ſchon ſich baſowe, paſſaw, pazzowe etc. umſchrieben, Enenkel aber geradezu Pazzouwe in Beierlant machte, ſo ſetzt der Annodichter dafür Z. 381 : 82: Der ſtifted' uns di purg Pitâvium Bî demi wazzer Timâviô, wo Opitz und Junius Patavium leſen wollten, die Anbringung von Timavus aber, zwiſchen Aquileja und Trieſt, einen in Walilant (385 A.) Kundigen verrathen könnte, und in das er wirklich tiefer einführt, wenn er auch weiter ſagt: dâ worhten ſi die burg Albâne. Nicht minder aber weiß er gleich darauf nidin bî Rini (388 A. = 375 K.) Beſcheid in Betreff einer luzzelen Trôie. Den bach hiezin ſi Sante Nâ dem wazzere in iri lante (390 — 92 A.), wie zuvor in Griechenland, dar ſi worhtin eine Trôie, die man lange ſint mohte ſcouwen (377 : 78 A.); von welchem Allen die Kaiſerchronik auch nichts meldet.

Die ein (od. zehen) jâr (274 A.), welche Cäſar in Deutſchland zubrachte oder aribeitti, ſô her die meinſtrenge man Nikonde nie bedningan (276 A.), ſind, obſchon andern Chroniken der Zeit

23) Freylich giengen die übrigen Handſchriften durch Rigidus Cato unde P. voraus, woraus Johann Enenkel ſich luſtig zurechtreimt: Der eine hiez Cato. Der ander hiez Plato. Er vertreip ouch Rigidum unde den wiſen Pompejum. Doch hatte er hier Vorgang in der Vorauer und Münchener Handſchrift der Kaiſerchronik, die Rigidus, Cato, Pompejus abtheilen.

nicht unbekannt, nicht aus der Kaiſerchronik entnommen; eben ſo wenig die zehen jâr, welche die Griechen vor Troja weilten (357 — 60 A. ſtatt 349 — 50 K.) und die zwelf jâr, während welcher Alexander der Große bis an's Ende der Welt fuhr (325 — 36 A.) Auf die erſteren zehen Jahr Cäſars wirkten vielleicht die kurz vorher gegangenen ein horn, die da meintin ein kunige im nach vorn gerückten Danieliſchen Traume (Z. 247 A.); die zehen Jahre vor Troja waren gegeben und konnten bekannt ſeyn; die zwölf Jahre Alexanders aber mochte der Annodichter, der ſich den Traum Daniels ja auch vielleicht bibliſcher regelte (ſ. oben), aus 1 Makkabäer 1. entnommen haben.

In das Gebiet dieſer gelehrteren Bewandertheit gehört ſcheinbar auch der Zuſatz in Z. 313—15 A. von den Deutſchen ingegin Indiâ, doch wurde Indiens Erwähnung hier wohl durch Z. 360 K. (= 370 A.) und 563 K. (= 209 A.) jenhalf Inden geweckt, ähnlich wie Egipten aus Z. 515 K. ſchon in 433 A. hinaufrückt. Wenn der Annodichter aber bey Herübernahme von Z. 684 K (= 482 A) über Augsburg des Auguſtus ſtiefſun Druſus als ihren Stifter nennt (484 A.), ſo iſt das ſein Wiſſen, von dem die Kaiſerchronik wieder nichts vordeutete; die Art aber, wie Jener hier nicht nur Z. 683: 84 K. als ſeine Z. 480: 81 aufnimmt (ſ. oben), ſondern auch geradezu jene eigene Einflechtung von Druſus ſchlecht reimt ſtiefſun: genanter [24]), und, während die Kaiſerchronik auf Auguſtus der vil muere man (683 K. = 480 K.) gut reimt Auguſtâ hât noch von im namen, auch hier unnöthig umreimt Owisburg ist nâ imi geheizan (482 A.), ein Reim, den ſonſt die Kaiſerchronik wohl auch kennt, ſo tritt darin wohl die Störung und Umwerfung gleichfalls genügend zu Tage.

Reime übrigens, wie bald darauf Coloniâ: manigâ Z. 489: 90 A. (von 669—71 K. abweichend) erſcheinen in Opitzens Abdrucke des Annoliedes mehrfach; nicht nur jaginta: flahinta (431: 32 A.), anaginna: ſtimma (19: 20 A), Agrippa birehta (485 A.), fêla: fêra (763 A.), erda: ei berga (767), gigerwa: variwa (653), molta: wolta (549), burchmâra (165) u. ſ. w. [25]), ſondern auch, jenem Beyſpiele näher tretend, ſinin: Agrippînn (491: 92 A. u. ſ. w. [26]): Fälle, von denen man nicht weiß, ob ſie nicht Opitz verſchuldete, ſo wie einige ſicherlich ſpäter noch auf Franz Junius Rechnung kommen, welcher vermeinte Unebenheiten im Reime in der Schreibung ſichtbar auszugleichen bemüht war, wie ich S. 4—8. in Nr. 1. nachgewieſen habe, wie vielleicht aber auch ſchon der ältere Schreiber der Handſchrift oder gar der Dichter (von A.) ſelbſt begieng, der jedoch Z. 489. denn doch wohl eher Coloniam geſagt oder auch Colonie: manige gereimt haben würde gleich Z. 415: 16 (= 471: 72 K.) Germanie: manige. Einige der lateiniſcheren Endungen ſind vielleicht ſchon älter, z. B. archa in Z. 312 A. (= 317 K.), eben ſo gut wie in K. 286: 87 (= 285: 86 A.) Swâbô: Sûevô oder Z. 295: 96 K. Julio: Beiero in der Handſchrift von Straßburg, wofür andere baiern *dô* geben und nur Heidelberg und Borau richtig baiere haben, wie Z. 315. Baiere: Armênie, wo A. (307: 8) umreimt, indeß dorther vielleicht doch ſeinen Reim êre: hêrin wählte.

(Schluß folgt.)

24) Wackernagel im Altdeutſchen Leſebuche iſt geneigt geheizan in Z. 484. und genant(er) in Z. 482. auszuwechſeln; man läßt aber wohl die Verrenkung als ſprechendſten Zeugen der Umwerfung beſtehen, wie ſie liegt. Der Reim iſt nicht ſchlechter als der ſchlechte in Z. 321: 22, 313: 14, die eben auch Zuſatz ſind.

25) Vgl. den Bezzenberger S. 7.

26) Sieh bey Bezzenberger S. 8.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Juli.

Nro. 150. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1848.

Viertes Quartal. Oktober — Dezember.

(Schluß.)

Dr. A. Renaud, Lehrbuch des gemeinen deutschen Privatrechts. Bd. 1. Pforzheim 1848.

Dr. C. W. G. Heimbach, Lehrbuch des particulären Privatrechts der zu den Oberappellations-Gerichten zu Jena und Zerbst vereinten großherz. Sächsischen Länder. Jena 1848.

Dr. C. W. Heimbach, Andeutungen über eine allg. deutsche Civilgesetzgebung. Jena 1848.

Gesetzes-Sammlung des Cantons St. Gallen. Von 1803 — 1839. Bd. 1. 2.

Dr. J. H. Bender, Handbuch des Frankfurter Privatrechts. Frankf. 1848.

Bibliotheca juridica Austriaca. Von M. v. Stubenrauch. Wien 1847.

Ch. G. Morel-Vinde, Considérations sur le morcellement de la propriété territoriale en France. Par. 1826.

J. A. Rogron, Les codes français expliqués par leurs motifs . . . 3 édit. P. 1. 2. Par. 1847.

H. Jeremy, An analytical digest of the reports of cases, decided in the courts of common law and equity, in the year 1847. Lond. 1848.

J. Fr. Archbold, A summary of the laws of England. Vol. I. Lond. 1848.

Dr. Deenburg, Ueber den Werth und die Bedeutung der Schwurgerichte. Frankf. a. M. 1848.

A. F. A. Blankenſee, Schwurgerichte. Berl. 1848.

Dr. A. Bauer, Lehrbuch des Strafprozesses. 2. Ausgabe gloſſirt, ergänzt und ſtyliſirt von Dr. K. E. Morſtadt. Göttingen 1848.

Fr. Walther, Ueber den Funddiebſtahl. München 1848.

J. D. H. Temme, Zur Kritik des Entwurfs des Strafgeſetzbuches für die Preußiſchen Staaten. Berlin 1848.

G. L. von Maurer, Ueber die Frenpflege (plegium liberale) und die Entſtehung der großen und kleinen Jury in England. München 1848.

R. R. Madden, the history of the penal laws enacted against Roman Catholics. Lond. 1847.

H. Wheaton, Elements du droit international. Vol. 1. 2. Lips. 1848.

A. Miruß, Diplomatiſches Archiv für die deutſchen Bundesſtaaten. Th. 3. Leipzig 1848.

T. Twiss, On the relations of the Dutchies of Schleswig and Holstein to the crown of Denmark and the Germanic confederation. Lond. 1848.

Griefs des Danois contre l'agression Allemande. Copenh. 1848.

Dr. H. F. Schulze, Der Staatshaushalt des neuen deutſchen Reichs. Jena 1848.

F. v. Raumer, Reden, die in Frankfurt nicht gehalten wurden. I — VI. Leipzig 1848.

G. H. Pertz, Denkſchriften des Miniſters Frhrn. von Stein über deutſche Verfaſſungen. Berlin 1848.

Reeß von Eſenbeck, Die demokratiſche Monarchie. Ein Geſetzvorſchlag. Berlin 1848.

A. Leutrum, Beyträge zur Geſtaltung einer deutſchen Diplomatie. Wien 1848.

J. E. Larſen, von dem Inſtitut der Geſammtbelehnung und deſſen Anwendung auf das Herzogthum Holſtein. A. d. Däniſchen von E. Lehmann. Copenhagen 1848.

Dr. A. Enorim, Die Verantwortlichkeits-Frage. Frankfurt 1848.

v. Bülow, Die Ariſtokratie des Talents als Grundlage des Zweykammerſyſtems. Berlin 1848.

E. A. Zum Bach, Vollſtändige Gegeneinanderſtellung der Hauptmomente der preußiſchen und franzöſiſchen bürgerlichen Prozeßordnung. Magdeburg 1822.

Sammlung der Statute, Verordnungen und Verfügungen, welche den bürgerlichen Proceß des Herzogthums Schleswig betreffen. Herausgeg. von Esmarch. Schleswig 1848.

Dr. E. Viereck, Betrachtungen über die Anwendung des Beweismittels der Eidesdelation. Roſtock 1848.

Ueberſicht der Strafrechtspflege im Großherzogthum Baden während der Jahre 1844 und 1845. Carlsruhe 1846.

Fr. Lieber, Ueber die Unabhängigkeit der Juſtiz oder die Freyheit des Rechts in England und den vereinigten Staaten. Heidelb. 1848.

L. Volckmar, Die Jurisprudenz des Rheiniſchen Caſſationshofes zu Berlin. In den Jahren 1819 — 1846. Berlin 1848.

Th. Paine, The theological works. Lond. 1848.

J. Johnson, The theological works. Vol. 1. 2. Oxford 1847.

A. Goßler, Von der Bedeutung der Naturwiſſenſchaften und von der Bedeutung der Theologie. Breslau 1848.

H. Ewald, Geſchichte des Volkes Iſrael bis Chriſtus. Anhang zum zweyten Bande. Die Alterthümer des Volkes Iſrael. Göttingen 1848.

Dr. J. L. Saalſchütz, Das moſaiſche Recht mit Berückſichtigung des ſpäteren jüdiſchen. Th. 2. Berlin 1848.

K. Semiſch, Die apoſtoliſchen Denkwürdigkeiten des Märtyrers Juſtinus. Hamb. 1848.

J. B. Friedreich, Zur Bibel. Naturhiſtoriſche, anthropologiſche und mediziniſche Fragmente. Nürnberg 1848.

Dr. Fr. Lücke, Verſuch einer vollſtändigen Einleitung in die Offenbarung des Johannes und in die apokalyptiſche Literatur überhaupt. 2. verm. Aufl. Lief. 1. Bonn 1848.

D. Schenkel, Das Weſen des Proteſtantismus aus den Quellen des Reformationszeitalters. Bd. 2. Die anthropologiſchen Fragen. Schaffhauſen 1848.

A. Erdmann, Ueber die Perſon Jeſu bibliſch- und literatur-hiſtoriſch. Berlin 1848.

Ath. Coquerel, Le christianisme expérimental. Par. 1847.

Dr. Joſ. J. Ritter, Ueber die deutſche Kirchenfreyheit. Breslau 1848.

Dr. Ed. Bauer, Das Chriſtenthum der Kirche. Lief. 1. Leipzig 1848.

Dr. C. J. Nitzſch, Praktiſche Theologie. Bd. 2. Bonn 1848.

C. W. A. Krauſe, Evangeliſch-proteſtantiſche Predigten. Eisleben 1848.

Dr. Fr. W. Rettberg, Kirchengeſchichte Deutſchlands. Bd. 2. Die Geſchichte der Kirche bey den Alamannen, Bayern, Thüringern, Sachſen, Frieſen und Slaven. Göttingen 1848.

Benj. Webb, Sketches of continental Ecclesiology. London 1848.

Dr. F. A. Staudenmaier, Die kirchliche Aufgabe der Gegenwart. Freiburg 1849.

Rich. Hart, Ecclesiastical records of England, Ireland an Scotland from the fifth century till the reformation. 2. edit. Cambr. 1846.

H. J. Stupp, Pius IX. und die katholiſche Kirche in Deutſchland mit beſonderer Rückſicht auf die Lehre des Hermeſianismus. Solingen 1848.

Bibliotheca anecdotorum s. veterum monumentorum ecclesiasticorum collectio novissima. Ed. G. Heine. P. I. Lips. 1848.

Jacquin et Duesberg, Dictionnaire d'antiquités chrétiennes. Par. 1848.

A. J. Binterim, De saltatoria quae Epternaci quotannis celebratur supplicatione . . . Düsseldorf 1848.

P. J. Bertrand, La mission du Maduré d'après des documents inédits. T. II. Par. 1848.

A. Steinmetz, History of the Jesuits from the foundation of their Society to its suppression by Pope Clement XIV. Vol. 1 — 3. Lond. 1848.

Dr. K. R. Hagenbach, Die Kirchengeſchichte des 18. u. 19. Jahrhunderts. 2. verb. Aufl. Th. 1. Leipz. 1848.

Duke of Argyll, Presbytery examined; an essay critical and historical on the ecclesiastical history of Scotland since the reformation. Lond. 1848.

Dr. A. Schröder, Die Kirche und ihre Verfaſſung im Verhältniß zum Volk. Potsdam 1848.

M. A. Kelty, Memoirs of the lives and persecutions of the primitive quakers. Lond. 1844.

Dr. J. L. C. Gieſeler, Die proteſtantiſche Kirche Frankreichs von 1789 — 1846. Th. 1. 2. Leipzig 1848.

F. A. Beck, Statiſtik der evangel. Kirche in der Rheinprovinz und Weſtphalen. Th. 1. Neuwied 1848.

Fr. X. Pritz, Lebensgeschichte des heiligen Berthold. Linz 1842.

S. Clementis Episcopi Bulgarorum vita, graece ed. F. Miklosich. Wien 1848.

Dr. A. J. Binterim, Pragmatische Geschichte der deutschen National-, Provinzial- und vorzüglichsten Diöcesan-Concilien vom 12. Jahrhundert bis auf das Concilium zu Trient. Bd. 7 und letzter. Mainz 1848.

Dr. K. W. Köhler, Handbuch der kirchlichen Gesetzgebung des Großherzogthums Hessen. Bd. 2. Darmstadt 1848.

J. Teuscher, Handbuch des evangelischen Kirchenrechts im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach. Neustadt 1848.

Dr. J. Fr. Möller, Die Verwaltungsgrundsätze des Consistoriums der Provinz Sachsen in ihrem Verhältniß zur Gegenwart. Magdeb. 1848.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1849.

Erstes Quartal. Januar — März.

Catalogus Codicum Manuscriptorum Orientalium qui in Museo Britannico asservantur. P. III. Codices Aethiopicos amplectens. Lond. 1847.

Dr. K. Klüpfel, Geschichte und Beschreibung der Universität Tübingen. Tübingen 1849.

Histoire littéraire de France. T. 21. Suite du treizième siècle, depuis l'année 1296. Supplements. Par. 1847.

Denkschrift zur Gründung einer freyen akad. Universität. Frankf. 1848.

Annali delle università Toscane. P. I. scienze noologiche. T. I. Pisa 1846.

F. A. Duprat, Précis historique sur l'imprimerie nationale et ses types. Par. 1848.

C. R. Weld, A history of the royal society with memoirs of the presidents. Vol. 1. 2. London 1848.

Dr. B. Dorn, Das asiatische Museum der k. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg. St. Petersb. 1846.

Bericht über das Museum Francisco Carolinum. 9. Bericht. Linz 1847.

Publications of the Aelfric Society. No. 14. Anglo-Saxon Dialogues of Salomon and Saturn. By J. M. Kemble. Part III. Lond. 1848.

Acta Societatis scientiarum Fennicae. T. II. fasc. 3. Helsingforsiae 1847.

Abhandlungen der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Bd. 3. von den Jahren 1845 — 47. Göttingen 1847.

Jubilaeum semisaeculare doctoris medicinae et philos. Gotthelf Fischer de Waldheim celebrant Sodales societatis Caesareae naturae scrutatorum Mosquensis die 10 Febr. 1847. Mosquae 1847.

Denkschrift zur Feyer des 100jährigen Stiftungsfestes der naturforschenden Gesellschaft in Zürich am 30. Nov. 1846. Zürich 1846.

Annales de la Société Linnéenne de Lyon. Années 1845 — 46. Lyon 1847.

Verhandlungen des naturhistorischen Vereines der preußischen Rheinlande. Jahrg. 1 — 4. Bonn 1844 — 1847.

N. G. Sefström, Om det i nyare tider antagna uppfostrings- och undervisnings-sättet och dess inflytande. Stockholm 1846.

Archiv für das Studium der neuern Sprachen herausg. von L. Herrig und H. Viehoff. Elberfeld 1848.

Ch. Ed. Temblaire, Oeuvres complètes de Louis-Napoléon Bonaparte. Vol. I. Par. 1848.

Mar. Jos. de Larra, Obras completas de Figaro. T. 1. 2. Par. 1848.

J. J. Ampère, La Grèce, Rome et Dante. Etudes littéraires d'après nature. Par. 1848.

Nowočeská Biblioteka wydáwaná nákladem českého Museum. Cislo IV — IX. W Praze 1847.

C. Ouvaroff, Esquisses politiques et littéraires. Par. 1848.

C. A. Holmboe, Sanskrit of oldnorsk. Christiania 1846.

P. Boetticher, Rudimenta mythologiae Semiticae supplementa lexici Aramaici. Berol. 1848.

Vopadeva Mugdhabodha, herausgegeben von O. Böthlingk. St. Petersb. 1847.

Essai d'un dictionnaire historique de la langue française. Par. 1847.

A. Kurz, Die ältesten deutschen Sprachdenkmale und die bis jetzt bekannte älteste Handschrift der Sachsen in Siebenbürgen. Leipzig 1848.

Dr. H. Bauer, Systematisches Handbuch der deutschen Sprache. 1. u. 2. Hälfte. Berlin 1848.

Dr. F. Ahn, Neue holländische Sprachlehre. 7. verb. Aufl. Crefeld 1849.

Dr. G. Henrici, Ueber das zunehmende Bedürfniß einer Reinigung der deutſchen Sprache von Fremdwörtern. Braunſchweig 1848.

K. A. Hahn, Neuhochdeutſche Grammatik. Frankfurt 1848.

C. Edler, Die deutſche Sprachbildung nach ihrem gegenwärtigen Standpunkte. Th. 2. Die Verbindung der Begriffe. Leipzig 1849.

Fr. C. Petri, Sinnverwandtſchaften der deutſchen Sprache. Sondershauſen 1848.

Jos. Marton, Német Grammatika ahozvadó gyakorlásokkal Német Olvasókönyvel és Szókönyvéll Együtt. Bétsben 1848.

Jos. Bosworth, The origin of the English germanic and scandinavian languages and nations. London 1848.

Dr. K. F. Becker, Der deutſche Stil. Frankf. 1848.

S. N. Blanc, Dictionary of the Spanish and English languages. P. 1. 2. Lond. 1848.

Dr. U. W. Dieterich, Schwediſche Grammatik. Stockholm 1848.

L. Dreſcher, Die elektromagnetiſche Telegraphie. Kaſſel 1848.

H. Weishaupt, Theoret. prakt. Anleitung zur Chromo-Lithographie oder zum lithographiſchen Farbendruck. Quedlinb. 1848.

J. Nowack, Leicht leſbare Geſchwindſchrift (Tachygraphie, Stenographie). 3. umgearb. Aufl. Wien 1848.

Hemakranda's Abhidhânakintamani, ein ſyſtem. angeord. ſynonymiſches Lexikon überſ. u. mit Anmerkungen begleitet von O. Böhtlingk und C. Rieu. Petersb. 1847.

H. Tattam, The apostolical Constitutions or Canons of the Apostles in Coptic. Lond. 1848.

R. P. A. Dozy, Ouvrages Arabes. Livr. 2. Commentaire historique sur le poème D'Ibn Abdoun par Ibn-Badroun. Leyde 1848.

Die Hymnen des Sama-Veda, herausg., überſ. und mit Gloſſen verſehen von Th. Benfey. Leipzig 1848.

Alii Ben Josa Monitorii Ocullariorum s. Compendii Ophthalmiatrici . . . ed. C. A. Hille. Dresden 1845.

Meissas et Michelot, Dictionnaire de géographie ancienne et mod. Par. 1847.

Santarem, Examen des assertions contenues dans un opuscule intitulé sur la publication des monuments de la géographie. Par. 1847.

H. M. Grover, Changes of the Poles and Equator considered as a source of Error in the present construction of the Maps and charts of the Globe. Lond. 1848.

Dr. Fr. Aſchenfeldt, Memoiren aus einem Tagebuche, geführt während meiner Reiſen und meines Aufenthaltes in Braſilien in den Jahren 1843 — 47. Oldenburg 1848.

A. de Gurowski, Impressions et souvenirs. Promenade en Suisse en 1845. Lausanne 1846.

G. F. Baruffi, Viaggio de Torino alle piramidi fatto nell' autunno del' 1843. Torino 1848.

F. Werné, Expedition zur Entdeckung der Quellen des weißen Nil (1840 — 1841). Berlin 1848.

J. W. Tyndale, The island of Sardinia including pictures of the manners and customs of the Sardinians and notes on the antiquities and modern objects of interest in the Island. Vol. 1—3. London 1841.

Ch. Sturt, Narrative of an expedition into Central-Australia during the years 1845 and 1846. London 1849.

Peyssonnel et Desfontaines, Voyages dans les régences de Tunis et d'Alger, publiés par M. Dureau de la Malle. T. I. II. Par. 1838.

W. Allen and T. R. H. Thomson, A narrative of the expedition sent by her Majesty's government to the river Niger in 1841 under the command of Captain H. D. Trotter. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

Fr. Uhl, Aus dem Banate. Leipzig 1848.

G. Temple, Excursions in the mediterranean. Algiers and Tunis. Lond. 1835.

J. A. Galiffe, Notices généalogiques sur les familles Genevoises. Vol. 1 — 3. Genève 1830 — 36.

D. Humius, De familia Humia Wedderburnensi. Edinb. 1839.

Urkunden und Regeſten zur Geſchichte des uradeligen Geſchlechts der Herren von dem Knesebeck ſo wie der Gaue Heilanga und Oſterwalde. Lief. 1. Hannover 1848.

H. D. Müller, Ares. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeſchichte der griechiſchen Religion. Braunſchweig 1848.

Dr. R. Lorenz, De rebus sacris et artibus veterum Tarentinorum. Elberfeld 1837.

Dr. M. W. Heffter, Die Religion der Griechen und Römer, der alten Aegypter, Indier, Perſer und Semiten. 2. verm. Aufl. Brandenb. 1848.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Juli.

Nro. 151. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Zweytes Quartal. April — Juni 1849.

Recherches bibliographiques sur quelques incunables précieux de la bibliothèque de S. A. le duc d'Arenberg. — Messager des sciences hist. de Belg. 1849. Livr. I.

L'instruction publique et les établissements littéraires en Italie. (Koelle, Italiens Zukunft. Stuttgart 1848.) — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1849 Avril.

Brunet, Recherches au sujet des cartes à jouer. — Revue archéol. Année VI. Livr. 1.

Pronunciation of the latin language. (Kraitsir, Significance of the Alphabet. Boston, 1846.) — North Amer. Review. 1849 April.

Anthon's Cicero and Tacitus. — Ebendaſ.

Saulcy (F. de), Note sur un fragment du texte assyrien de l'inscription de Bisitoun. — Revue archéolog. Année VI. Livr. 1.

Wagner (Mor.), Reise nach dem Ararat und dem Hochlande Armeniens. Stuttg. 1848. — Westminster and foreign quarterly Review. 1849. April.

Ginoulhiac (C.), De la philosophie des jurisconsultes romains. — Revue de législation 1849. Avril.

Longpérier (A. de), Inscriptions grecques de Mayorque. — Revue archéolog. Année VI. Livr. 1.

Vattier de Bourville, Lettre sur les antiquités de la Cyrénaique. — Ebendaſ.

Squier (E. G.), Some new discoveries respecting the dates on the great calendar stone of the ancient Mexicans, with observations on the mexican cycle of fifty-two years. — American Journal of science and arts 1849. March.

Benech, Des élections romaines dans les conjonctures difficiles. — Revue de droit franç. et étrang. T. VI. Livr. 4.

Napier (H. E.), Florentine history. 6 vols. Lond. 1846 — 48. — English Review. 1849 March.

Storia d'Italia narrata al popolo italiano. Vol. 2. — Westminster and foreign quarterly Review. 1849 April.

Loudun (Eug.), Bataille de Torfou. — Corresp. T. XXIII. Livr. 21.

Volkaersbeke (Ph. Kervyn de), Notice sur les principaux Rewaerts et Gouverneurs de Flandre. Messager des scienc. hist. de Belg. 1849. Livr. I.

Pinchart (Al.), Annales de l'Abbaye de Saint-Ghislain. — Manuscrit de la bibliothèque de Mons. — Ebendaſ.

Ancien Hôtel de Ravestein à Bruxelles. — Ebendaſ.

Neglect of the Public Records. — Westminster and foreign quart. Review. 1849 April.

La Mare (De), Notes sur quelques villes romaines de l'Algérie. — Revue archéolog. VI Année. Livr. I. (15 Avril 1849.)

The men and brutes of South America. — North Amer. Review. 1849 April.

The empire of Brazil. — Ebendaſ.

Squier (E. G.) and E. H. Davis, Ancient monuments of the Mississippi valley. New-York 1849. 4. — Ebendaſ.

Ellet (Eliz. F.), The women of the American Revolution. New-York 1849. 2 vols. — Ebendaſ.

Griswold (Ruf. Wilmot), The femal poets of America. Philadelphia 1849. — Ebendaſ.

Mémoires de F. de Rovéréa écrits par lui-même et publiés par G. de Tavel. (3 art.) — Biblioth. univ. de Genève. (Litt.) 1849. Mars.

Quelques mots sur Avitus, évêque de Vienne, en Dauphiné. — Ebendaſ.

Ernest-Maurice Arndt. — Ebendaſ.

Boullée (A.), Etudes biographiques sur Louis-Philippe d'Orléans, dernier roi des Français. — Ebendaſ.

Hye (Isid.), Un mot sur René François Sluse. — Messag. des sciences hist. de Belg. 1849 Livr. I.

Le troubadour liégeois Henri Delloye. — Ebendaſ.

Montégut (E.), Thomas Carlyle, sa vie et ses écrits. — Revue des deux Mondes 1849. T. II. Livr. 2.

Alexander (St.), On the fundamental principles of mathematics. — Amer. Journ. of sc. and arts. 1849 March.

Smith (Archib.), On the calculation of the distance of a shooting star eclipsed in the Earth's shadow. — Philos. Mag. 1849 March.

Young (J. R.), On the expression for the remaining roots of a complete cubic, when one root is found. — Ebendaſ.

Locke (John), On single and double vision produced by viewing objects with both eyes, and on an optical illusion with regard to the distance of objects. — Ebendaſ.

Alexander (J. H.), On a new protractor for trisecting angles. — Amer. Journ. of sc. and arts. 1849 March.

Bailey (J. W.), Some remarks on the Navicula Spencerii, and on a still more difficult test object. — Ebendaſ.

Biot, Note relative aux instruments et aux procédés pratiques des Chromatici veteres. — Journ. des Sav. 1849 Avril.

Architecture. Adaption of iron. — Westminster and foreign quart. Review. 1849 April.

Docteur, Théorie de la matière. Raon-Létape. 1849. 8. — Univers. cathol. 1849. Mars.

Delesse (A.), Sur le pouvoir magnétique du fer et de ses produits métallurgiques. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1849 Mars.

Walker (Sears C.), Application of the galvanic circuit to astronomical clock and telegraph register etc. — Amer. Journ. of sc. and arts. 1849 March.

Hildreth (S. P.), Abstract of a meteorological journal, Kept at Marietta, Ohio. — Ebendaſ.

Forbes (J. D.), Hints towards a classification of colours. — Philos. Mag. 1849 March.

Glaisher (Jam.), Remarks on the weather during the quarter ending December 31, 1848. — Ebendaſelbſt.

Stokes (G. G.), On the theory of sound, in reply to Professor Challis. — Ebendaſ.

Fyfe (Andr.), On the comparative value of different kinds of coal for the purpose of illumination. (Cont.) — Amer. Journ. of sc. and arts. 1849 March.

Hunt (T. S.), On the acid springs and gypsum deposits of the onondaga salt group. — Ebendaſ.

Gosse (Ph. H.), Descriptions of two new birds from Jamaica. — Annals and Magaz. of natural hist. 1849 April.

Strickland, Supplementary notices regarding the Dodo and its kindred. — Ebendaſ.

Clark (W.), Observations on the animal of Kellia rubra. — Ebendaſ.

Walker (Fr.), Descriptions of Aphides. (Contin.) Ebendaſ.

Skilton (Avery J.), Description of two reptiles from Oregon. — Amer. Journ. of sc. and arts. 1849 March.

Desmarest (Eug.), Remarques sur un cas de pathologie observé dans les os d'une Civette (Viverra civetta, Linné) et sur la transformation du tissu tendineux en tissu fibro-osseux étudiée dans un Agouti (cavia aguti, Erxleben.) — Revue et Mag. de Zool. 1849 Févr.

— —, Note sur des tubercules observés dans un Jabiru (Mycteria americana, Linné.) — Ebendaſelbſt.

Deville (E.), Description de quelques mammifères et oiseaux nouveaux de l'Amérique méridionale. — Ebendaſ.

Verreaux (Jul.), Notice sur le Podargus cinereus, Cuv. — Ebendaſ.

Réclux (C. A.), Description de quelques nouvelles espèces de Coquilles. — Ebendaſ.

Tyzenhaux, Notice sur une pluie d'insectes observée en Lithuanie le 21 janv. 1849. — Ebendaſ.

Guérin-Méneville, (Cicindeletes de la Guinée Portugaise, découvertes par M. Bocandé. — Ebendaſ. Févr. Mars.

Verreaux (Jul.), Note sur les moeurs du Maenura superba. — Ebendaſ.

Réclux (C. A.), Description d'un nouveau genre de

Coquille bivalve nommé Septifère. (Suite.) — Ebendaſ.

Thwaites (G. H. K.), Note on Cystocoleus, a new genus of minute plants. — Annals and Mag. of nat. hist. 1849 April.

— —, Description of Coccochloris Brebissonii, a new species of the Palmelleae, in conjugation. Ebendaſ.

Greville (R. K.), Algae orientales. Descriptions of new species belonging to the genus Sargassum. (Cont.) — Ebendaſ.

Miers (John), Contributions to the botany of South America. — Ebendaſ.

Spruce (R.), The musci and hepaticae of the Pyrenees. (Cont.) — Ebendaſ.

Carey (John), Notes on some chenopodiaceae, growing spontaneously about the city of New-York. — Amer. Journ. of sc. and arts. 1849 March.

M'Coy (Fred.), On some new palaeozoic echinodermata. — Annals and Mag. of nat. hist. 1849 April.

(Fortſetzung folgt.)

Königliche Hof- und Staatsbibliothek.

Büchergeſchenke auswärtiger Regierungen.

(Fortſetzung *) und Schluß.)

4. Von den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

b) Natural History of New-York. By authority. New-York; D. Appleton et Co. and Wiley et Putnam; Boston; Gould, Kendall et Lincoln. Albany, Thurlow Weed printer to the State. 1842. 4.

Im Jahre 1835 faßte das Haus der Abgeordneten des Freyſtaates New-York auf die Motion von Ch. P. Clinch den Beſchluß, den Staatsſecretär zur Einbringung eines Geſetzvorſchlages über die zweckmäßigſte Herſtellung einer vollſtändigen geologiſchen (naturhiſtoriſchen) Ueberſicht (geological Survey) des genannten Staates zu veranlaſſen. Der von dem Staatsſecretär John A. Dix deßfalls im Jahre 1836 vorgelegte Entwurf einer naturhiſtoriſchen Landesbeſchreibung ſo wie auch der hiefür poſtulirte Koſtenbetrag von 104,000 Dollars erhielt ſofort die einſtimmige Genehmigung des Senates und des Abgeordnetenhauſes; das Geſammtunternehmen wurde in fünf beſondere Abtheilungen, nämlich

I. Zoologie,
II. Botanik,
III. Mineralogie,
IV. Geologie,
V. Paläontologie

ausgeſchieden, und die Ausarbeitung der einzelnen Abtheilungen den tüchtigſten Gelehrten vom Fache übertragen. Schon im J. 1842 erſchienen, trefflichſt ausgeſtattet, die erſten Bände des Werkes unter dem obenſtehenden Haupttitel. Ein prachtvoll gebundenes, bis jetzt aus zehn Großquartbänden und einer geologiſchen Karte beſtehendes Exemplar desſelben ward von der Regierung von New-York durch den k. bayeriſchen Handelsconſul daſelbſt als Geſchenk für Se. Majeſtät den König Ludwig an das k. Miniſterium des k. Hauſes und des Aeußern eingeſendet, von Sr. Majeſtät aber der k. Hof- und Staatsbibliothek allergnädigſt überwieſen. Jeder einzelne Band trägt die gedruckte Widmungs-Inſchrift:

„Presented to the King of Bavaria from the State of New-York, in obedience to an act of its legislature, passed May 3, 1844, directing the distribution to be made by the Governor and Secretary of State."

Die auf ſolche Weiſe in die k. Hof- und Staatsbibliothek gelangten Bände ſind Beſtandtheile der zoologiſchen, mineralogiſchen und geologiſchen Abtheilung; von der botaniſchen Section, deren Bearbeitung dem Herausgeber der „Flora of New-York," John Torrey übertragen worden, ſo wie von der paläontologiſchen, die James Hall zugewieſen wurde, nachdem T. A. Conrad von der urſprünglichen Betheiligung bey dem Unternehmen zurückgetreten, iſt noch nichts eingetroffen; es findet ſich übrigens auch in den uns zu Gebot ſtehenden bibliographiſchen Hülfsbüchern, (die freylich über amerikaniſche Literatur überhaupt nur ſehr unbefriedigende Aufſchlüſſe gewähren,) keine Nachricht über das wirkliche Erſcheinen einzelner Bände der bezeichneten zwey Abtheilungen.

Der Inhalt und Beſtand der bereits vorliegenden zehn Bände aber iſt folgender.

Dem erſten Bande der erſten (zoologiſchen) Abtheilung iſt eine von William H. Seward verfaßte (188 Seiten füllende) allgemeine Einleitung vorangeſtellt, welche ſich nicht bloß auf das vorliegende Werk beſchränkt, ſondern eine ausführliche hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Schilderung des Freyſtaates New-York in geographiſcher, politiſcher,

*) Vergl. Gel. Anz. 1849. Nr. 42. S. 311 — 344. Nr. 65. S. 521 — 528. Nr. 85. S. 701 — 704.

industrieller und ſcientifiſcher Beziehung von der Zeit der holländiſchen Anſiedlung bis zum Jahre 1842 enthält, und mit einem (von John L. O'Sullivan verfaßten) Anhang über das Pönitentiarſyſtem des Staates, und zwey Abbildungen des „Croton Aqueduct" ſchließt.

Die zoologiſche Abtheilung ſelbſt aber beſteht aus ſechs, mit nachſtehenden Specialtiteln verſehenen Bänden:

Zoology of New-York, or the New-York Fauna; comprising detailed descriptions of all the animals hitherto observed within the State of New-York, with brief notices of those occasionally found near its borders, and accompanied by appropriate illustrations. By James E. de Kay.

Part I. Mammalia. Albany. Printed by W. et A. White et J. Visscher. 1842. 146 Seiten Text und 33 Tafeln color. Abbildungen.

Part II. Birds. Albany. 1844. Printed by Caroll and Cook. 380 S. Text mit 141 Tafeln Abbildungen.

Part III. Reptiles and Amphibia. Albany. Printed by W. et A. White et J. Visscher. 1842. 98 S. Text mit 22 „Plates."

Part IV. Fishes. Ebendaſ. 1842. 415 S. Text. 79 Abbildungstafeln.

Part V. Mollusca. Albany. 1843. Printed by Carroll and Cook. 271 S. Text mit 40 Tafeln.

Part VI. Crustacea. Ebendaſ. 1844. 70 S. Text u. 13 Tafeln.

Die dritte oder mineralogiſche Abtheilung beſteht nur aus einem Bande mit folgendem Titel:

Mineralogy of New-York; comprising detailed descriptions of the minerals hitherto found in the State of New-York, and notices of their uses in the arts and agriculture. By Lewis C. Beck. Albany, 1842. Printed by W. et A. White et J. Visscher. 536 Seiten Text mit 8 Tafeln und 533 in den Text eingedruckten Figuren.

Die vierte oder geologiſche Abtheilung endlich enthält nachſtehende vier Bände:

Part I. Geology of the first geological district. By William W. Mather. Albany, 1843. Printed by Caroll and Cook. 653 S. Text mit 46 Tafeln.

Part II. Survey of the second geological district. By Ebenezer Emmons. Albany, 1842. Printed by W. et A. White et J. Visscher. 437 S. Text mit 17 ſelbſtſtändigen Tafeln und 116 in den Text eingedruckten Abbildungen.

Part III. Survey of the third geological district. By Lardner Vanuxem. Eod. l. et a. 306 S. Text mit 80 in letzteren eingedruckten Abbildungen.

Part IV. Survey of the fourth geological district. By James Hall. Albany, 1843. Printed by Caroll and Cook. 525 S. Text mit 66 „Tables of organic remains" (fossils), dann mit 19 bezifferten „lithographic plates," ferner mit 3 unbezifferten zu p. 383, 395 und 404 eingebundenen lithographiſchen Tafeln und 188 in den Text eingedruckten Vignetten, dann mit einer gleichfalls unbezifferten, vor den bezifferten lithographic plates befindlichen „Geological Map of the middle and western States" und der dazu gehörigen Tafel: „Sections explanatory" und endlich mit einer auf Leinwand aufgezogenen „Geological Map of the State of New-York."

Auſſer den vorſtehend erörterten größern zwey Werken ſind der k. Hof- und Staatsbibliothek, namentlich durch die unermüdliche Vermittlung des k. Handelsconſuls C. F. Hagedorn zu Philadelphia, in den letztverfloſſenen Jahren ſo wie auch in neueſter Zeit eine große Anzahl nordamerikaniſcher Druckſchriften als Geſchenk der Vereinigten Staaten zugekommen. Dieſelben ſind zwar größtentheils nur geringen Umfanges und meiſt der officiellen, politiſchen und induſtriellen Tagesliteratur angehörend; nichts deſto weniger aber ſind ſie ſämmtlich für uns von großem Intereſſe und voll der erwünſchteſten Aufſchlüſſe über die öffentlichen und ſocialen Zuſtände ſowohl der Vereinigten Staaten überhaupt, als insbeſondere über jene des Freyſtaats Pennſylvanien. Zur erſteren Kategorie gehören z. B. die Reden der Präſidenten bey Eröffnung des Congreſſes zu Washington, die Berichte der Commiſſionen einzelner Congreßbureaux, die verſchiedenartigſten Veröffentlichungen und ſog. executiven Documente über Ackerbau, Handel, Schifffahrt, Banken, Sparkaſſen, Grundſteuer, Perſonaltaxen ꝛc., die Jahresberichte der amerikaniſchen Coloniſationsgeſellſchaft ꝛc.; aus der Zahl der Pennſylvannien betreffenden Schriften heben wir hervor die Reden der neu inſtallirten Gouverneurs dieſes Staates, Broſchüren über die Spitäler, Strafanſtalten, über das Zufluchtshaus jugendlicher Verbrecher zu Philadelphia und andere gemeinnützige Inſtitute, Berichte der Lebensverſicherungsanſtalten, Cataloge der jährlichen Kunſt- und Induſtrieausſtellungen, insbeſondere aber die vollſtändige Reihe der „Tagebücher des Senates und des Repräſentantenhauſes der Republik Pennſylvanien," dann die „Berichte der Departement-Vorſteher an den Gouverneur des Staats" von 1841 bis 1848.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. August.

Nro. 152. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

1. MAERE von SENTE ANNEN.
2. Leben des heiligen Anno.
3. DE S. ANNONE.
4. Comparatio critica Lamberti Schafnaburgensis analium.

(Schluß.)

A. ändert, sagten wir oben weiter, mehrfach den Reim: z. B. 179 (= 535 K.), 213 (= 567 K.). In solchen Aenderungen tritt aber oft die Spur des Vorgelegenen ebenfalls sichtbar hervor: vgl. 3. 218 (während 9—22 A. geändert wurde) mit 574—78 K.; eben so 3. 293: 94 A. mit 295: 96 K., wo bisaz in 3. 294. aus saz in 297 K. floß, wie inne in 3. 295 aus 297 K., ähnlich wie walz in 572 A. aus 578 K., fram 216, nicht minder menige in 435 und 442. gegen 496 K. vorgerückt wurde. Die rasch sich folgende Wiederholung des Namens Duringe . . . Duringen in 3. 333. 335 (vgl. Sicilîin in 3. 366) beurkundet, daß 3. 333: 34 A. Zusatz ist.

A. stellt ferner vielfach um: vergl. 3. 195: 96 A. mit 593: 94 K., während 3. 239 — 41 A. aus 549: 50 K. genommen wurde.

Seine Zusätze, deren mehrere vorhanden sind (3. 183: 4. 225: 26. 303: 4. 315: 16. 321: 22. 333: 34. 343: 44. 377: 78. 385: 86. 389 — 92. 437 — 40. 451 — 54. 457 — 59. 483: 84. 492 — 500 sind öfter bedeutungslos (3. 225: 26), öfter aber auch nicht unfrisch, ja müssen selbst als dichterisch anerkannt werden (vgl. 3. 437 — 40. 451 — 54. 457 — 59. 474 — 78).

In dem ungewöhnlichen Reime nähin: man (doch vgl. 3. 325. 593 ꝛc. in K.) tritt ein Ausfall der 3. 477 u. 479 K. zu Tage. Größere Ausläße und Zusammenziehungen erscheinen nach 3. 432 (= 491 — 94 K.), wonach der Annodichter 3. 515 K. (= 433 A.) heranzieht, und darnach in den Reimen 435: 36. 441: 42 die Reime von 495: 96 K. kund gibt, wonach wieder 3. 497: 98 K. ausfallen. — Nach 3. 461 A. fallen 3. 514 — 18 K. aus; nach 3. 472 A. die 3. 531 — 612 K. (der Traum Daniels) und nach 3. 473 — 78 A. (= 613 — 18 K.) wiederum die 3. 619 — 22 K. Hienach begegnet in 3. 480 A. wieder die 3. 625 K., in 481: 82 A. wieder 683: 84 K., in 485 — 92 A. (mit verderbten Reimen) die 3. 665 — 71 K.; in 499 — 506 A. (zurück- und zwischengreifend!) die 3. 379 — 95 K.; in 507 — 16 A. die 3. 673 — 80 K., womit die Gleichung überhaupt aufhört.

Wie die Zeilen und Reime in 485: 86. 89: 90. 91: 92 A. sich verrenken, so tritt solche gewaltsame Umänderung noch anschaulicher in folgenden beyden Stellen hervor. Durch die Auslassung des Abschnittes von Trier 3. 395 — 454 K., dessen eigentliche Erzählung nur bis 3. 449 reicht, gieng dem Annodichter der Uebergang der 3. 450 — 54 K. für seinen Abschnitt 397 ꝛc. verloren,

so daß er diutskemo (459 K.) in vremidimo (401 A.) verallgemeinert; in den schlecht gereimten Zusatzzeilen 405: 6 (A.) bricht aber Z. 451 — 54 K. durch.

Der schlechte Reim in Z. 279: 80 A. (Suâben: ûfhaben), wo aber Wackernagel die Herstellung durch ûfhâben nicht hätte versuchen sollen, deutet gleichfalls auf Verderbung: die geänderten Worte undir bergin 279 A. kommen aus Z. 279 K. (= 285 A.); die Zeile Si fluogen iri gezelte 284 A. aber aus Z. 278 K. (Sie fluogen) und 285 K. (Sin gezelte hiez er slahen dô ûf einen berc, hiez Swêvô) zusammengestoppelt, deckt ein Verderben des Sinnes auf, wie er nur solchem Umändern oder Umwälzen begegnen kann. Dasselbe Urtheil trifft die Z. 505 A. Mezze stifte ein Cêsaris man, wofür in Z. 675 K. ein sin man nämlich des Augustus steht, unter welchem Kaiser der Abschnitt von Agrippina (Köln), Metz und Trier erscheint, dem (wie wir weiter oben sahen) der Annodichter Cäsars Rheinstädte in seine Z. 501 — 7 einkeilte. Hieher gehört gleichmäßig Z. 176: 77 A. Als der wise (statt wisfage) Danihêl gesprach: duo her sini troume sagete statt der Worte der Kaiserchronik dô er dem kunege Nabuchodonôsor sine troume sagete. Z. 260 aber (der troum aller sô irgienc: sô'n der engil van himele (statt der wissage Danihêl) geschiet, ist sinnlos.

Uebrigens kann und konnte nicht fehlen, daß bey allen Umänderungen des Annodichters solche Doppelaufbewahrung des alten Textes (im Annoliede neben den wechselnden Handschriften der Kaiserchronik) auch wieder manche glückliche Bestätigung des Ursprünglichen, namentlich in Betreff der Reime, besonders den Ausgleichungs- und Ausglättungsversuchen der Heidelberger Handschrift gegenüber mit sich führt. Entschieden z. B. in Z. 445 A. (= 501 K., während 503 in K. richtiger ist) und Z. 457: 58 A.; nicht minder Z. 425 A., obschon hier borten (Schilde) mißverstanden wurde, wie in den Handschriften von K. in Z. 31 seôphlichen.

Doch ich breche ab. Wer nach dieser Auseinandersetzung mit Nr. 2. (S. XII) ferner noch behaupten mag, daß die in Kaiserchronik und Annolied gemeinsamen Abschnitte aus dem letzteren „ziemlich ungeschickt" in jene eingefügt worden seyen, den wird auch die zu Nr. 1. S. 31 — 46 von mir zugefügte Gegenüberstellung beyder Texte nichts mehr lehren können. Der Vf. von Nr. 1. hat sich zu meiner Fahne geschlagen (S. 30), nur daß er dann S. 102 (zu Z. 175) die Worte in den citin (iz geschach als der wisfage Danihêl gesprach) nicht mehr hätte auf Nebukadnezars Zeiten deuten, sondern gerade in der schiefen Deutung, welche dadurch in den Text kommt, noch mehr hätte erkennen sollen, daß der Annodichter das in der Kaiserchronik an seiner rechten Stelle Stehende (in den ziten nämlich Cäsars s. oben) gänzlich verschoben habe; und von diesem Gesichtspunkte aus würde auch S. 108 (zu Z. 324) die Verwunderung oder Verwahrung von selbst darüber weggefallen seyn, daß (in A.) ein Duringen die Sitte gewesen sey, daz si mihhili mezzir hiezin sahs, indem wir oben sahen, daß jenes Duringe aus Z. 338 K. vom Annodichter ungelach (dreymal!) wiederholt worden ist, während er doch beybehielt der di rekkin (nämlich die Sachsen) manigiz truogen, dâ mite sie Duringe fluogen.

Es führt uns dieses unwillkührlich zu der Frage um das von den neuen Ausgaben Geleistete. Nr. 2. hat seine Verdienste um einen wie schon der Titel sagt, „genauen oder ängstlich-treuen Abdruck des opitzischen Textes" S. 4 selber aufgezählt; der Vf. von Nr. 1. ist sachlich weiter gegangen: er hat nicht nur die Lesarten von O(pitz) und J(unius) unter dem Texte fortlaufend angegeben, sondern auch die der Kaiserchronik, wie ich sie ihm mittheilte und wo sie hintreffen, mitgetheilt. Im Texte selbst aber ist Dr. Bezzenberger bey aller Treue gegen den opitzischen Text, der natürlich wie eine Handschrift anzusehen blieb, besonnen-kritisch zu Werke gegangen. Was aber S. 4 — 8 an Junius Texte nachgewiesen worden ist, hätte auch mit Opitzens Verfahren noch bestimmter geschehen sollen. Nicht nur nämlich, daß Opitz vielfach in den Anmerkungen die Wörter anders wiedergibt als im Texte (in Längenzeichen oder Accenten, in Buch-

staben u. s. w. vgl. Z. 33. 57. 117. 383. 422. 710): während er in andren Stellen sich gleich bleibt (Z. 504. 574) oder (wie zu Z. 739) sich verbessert; sondern Fälle wie vieli (254), di viuli (717, wo Junius diu uili zu steini ändert!), diusi (werilt 750), diese (256), tiviulis (810: vergessen in den Lesarten); die wenigen *die* und *sie* neben den häufigeren *si* und *di* kommen wohl auf Opitzens Rechnung, so gut wie CICITER auf dem Titel, mercula in der Vorrede, flor*n*ere, cogore, huius temporis faeces deflere S. 3, V*u*zir Z. 331 u. s. w.[27]). Ja auch ihn trifft wohl der Vorwurf, welchen ich bey Junius nachgewiesen, ins Gedicht selbst schon lateinische Endformen der Orts- und Eigennamen eingeschmuggelt zu haben (s. Nr. 1, S. 7 — 8).

Der Vf. von Nr. 1. hat S. 17—18 dem Reimgesetze und weiter dem Lautthume des Gedichtes seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet und S. 19 — 20 von den Selbstlauten, S. 21 — 22 von den Mitlauten, S. 22 von den Sprachformen, S. 23 vorzugsweise von den Elisionen (und den Abweichungen von denselben) gehandelt, und diese wie die Längen der Selbstlaute durch den Abdruck ebenmäßig durchgeführt. Man vgl. Zeilen wie 116: sent' Anno bräht' ir' êre wol*e* heim, 828: dû mûst*e* her's mêr' intgeltin. In Z. 506 aber wäre wohl statt dis pâbis' fenitstûl zu schreiben gewesen pâbis*is* (man beachte das in fenitstûl folgende *s*), obgleich Z. 361 auch unz' Ulix' gesindin bey Opitz gelesen wird, neben Ektor*is* Z. 374. Cêsaris 507 und Alexandris 324. S. 63 ist geltend gemacht worden, daß im Texte bey allen Eigen- und Ortsnamen die lateinische Form und Flexion beybehalten worden sey, wo das Gedicht die deutsche Form nicht selbst belege; davon ist S. 80 zu Z. 490 mit Agrippîn*e* abgewichen worden, nach Babilônie (150. 302. 327 neben Babilônia 190).

27) Opitz sagt S. 53. 54: Caeterum quae Rhythmus noster de Annone dehinc continet, ab iis quibus otium est, cum Lamberto Scriptore vitae Annonis, aliisque temporum Historicis conferri possunt.

Wenige Längezeichen sind übersehen: so Z. 289 na min, Z. 437 *o*strit, was S. 110 richtig ôstrit, dagegen S. 120 bidr*o*z, während Z. 694 richtig bidrôz. Irrthümlich steht S. 98 (zu Z. 59) kôm; Z. 280 vânen. Wenn aber Z. 833 vil, 219 vlizin und sonst ging (259. 309) steht, so hätte auch wohl 391 hîzin, 266 bihîldin, 730 lîbin, 483 stîffun gedruckt werden sollen. Z. 171 ist gesez belassen worden; es fräge sich, ob nicht gesêz' inne gedruckt werden mußte; der Vf. führt S. 102 selber das ahd. gasâzi an. — Das Z. 705 gedehnte mâncraft ist S. 120 richtig erklärt worden; meinstrenge (Z. 275) hätte dazu gehalten werden sollen. In den Anmerkungen (S. 95 — 124) ist manche gute, gesunde Erklärung niedergelegt worden und zeichnet sich auch hier Nr. 1. vor 2. vortheilhaft aus. S. 110 wird zu Z. 425 vanin ingegin burtin eine Erklärung vermißt; Opitz hatte burhtin (st. burthin); die Handschriften der Kaiserchronik wechseln zwischen mit vanen wol geworhten und mit vanen und mit borten. Man vergleiche das öfter vorkommende mit ûf erburten helmen. — Das in Z. 367 vorkommende *cini*poume wird S. 109 mit Wackernagel für kinipoume (Kaiserchronik *tan*boume) erklärt; doch ist zu beachten, daß *c* (-i) im Gedichte für *z* gilt (ci, cieren, cigelin, cin u. s. w.). Kurz vorher geht freylich ciclops (362. 365). — Z. 55 (S. 98) früge sich, ob nicht doch do*l*eheit beyzuhalten war; vergl. das zu Z. 293 S. 105 angeführte tole sint unalha. — Zu Z. 834 ist S. 124 fêre (dolore) ergänzt worden; dann hätte auch in Z. 445 aus gleichen Gründen das noch der Kaiserchronik eingefügt werden müssen, das auch Z. 342 fehlt, wo es jene gleichfalls bietet (sint . . noch). — Zu Z. 5 ist S. 95 Bedenken über liebin winiscefte geäußert worden; das Gegentheil tritt in Z. 262 (in einer guldin*e* tavelin) und Z. 31 (ci'r dritt*e* werilde) auf. Vgl. Z. 142. — Zu fedilhove S. 112 (Z. 502) hätte noch die frühere Benennung des durch das Ludwigslied und den Normannensieg bekannten Saucourt angeführt werden können, das Sathulcurtis (Pertz Mon. II, 199) hieß, wie in Bayern fedelhof (Schmeller's bayr. Wtb. III, 199. 236). — Die S. 114 zu Z. 540

gegebene Erklärung von leige genügt vielleicht nicht und es früge ſich, ob Abhülfe eben nicht in dem beygebrachten Ortsnamen Eulegia, Elegia, wo Maternus (nicht auf dem Wege) ſtarb, zu ſuchen wäre: der dritti g'einti üff' (d. i. in caſtello) euleige oder eleige oder eulegie (: widere). Dieſe Ortsbeſtimmung, vielmehr dieſer Hinüberblick in das Leben Anno's und die vita Annonis veranlaßt auch die Stelle Z. 695 — 706 noch näher in's Auge zu faſſen, von der S. 120 geltend gemacht wird, daß der deutſche Dichter von ſeinem lateiniſchen Vorbilde weſentlich abweiche. Jener erzählt nämlich, daß als Anno nach dem von ihm nächſt Siegberg[29]) gegründeten Stifte Salivelt in Duringe lant (695) gereiſt war (exacto viſitationis officio discedens), er auf dem Heimwege (via, quae tendentibus in Sigeberg pervia eſt) einis dagis ingegin nône (inſtante jam hora nona), dô her uffe ſinim wagene lag (curru ſubvectus) unt' er ſinis gebeddis plag (cumque . . . animum in ſuperna levaſſet), ſulich mâncraft (viſionis illius majeſtas) un umbevieng, duz man ſeſcein ros ci demo wagine ſpien. Von dieſer letzten Ueberbietung weiß der lateiniſche Text, wie er bey Surius VI, 822 uns vorliegt, freylich nichts; aber vielleicht hat man in den nach jenem curru ſubvectus folgenden Worten cum ſuis inceſſit. cumque die quadam . . . die ſe-de-cim equos für den deutſchen Dichter zu ſuchen. — S. 117 wird von Anno's Eifer für ſeine Stiftungen im Reiche zuſammenzuraffen geſprochen, was Nr. 3. S. 37 — 38 und Nr. 4. S. 52 zugeſtehen: nach den Mon. Boic. Bd. XXXI, 1. S. 331 ſchenkte ihm auf ſeine Bitte Kaiſer Heinrich III. im J. 1055 am 1. Nov. das Gut Ampharbach, das ihm Graf Tyemo übergeben hatte, quia Anno Coloniensis archiepiſcopus nobis ſemper deuotiſſimus ac fideliſſimus in omnibus extitit. So hätte Heinrich IV. nicht mehr von ihm geſagt. —

Im alten Texte von Nr. 1. würde die Frage entſtehen, ob nicht mit der Kaiſerchronik Z. 188 lewin ſcîn (ſtatt ſin), Z. 227 mit *ſinin* (ſt. einin) bluote, und 228 *ruorte* (ſt. gruozte), Z. 348 biderue (ſtatt des andren Sinn hineintragenden beidere), Z. 443 hertiſte (ſt. hêriſte), Z. 577 anceſin, anciſin (ſt. aneſin), Z. 388 nidin (ſt. nidir) zu leſen ſeyn. Vuhlin, das Lachmann angegriffen, erſcheint außer Z. 3 auch 657; biſiz (376) fällt zu pitavium (381) und wiſini (447 neben gewêſine 685). — Z. 480 wird unte zu tilgen, dagegen vielleicht Z. 692 ſtatt den bellindin Den grawin walthundin zu ſetzen ſeyn. — Z. 689 könnte man verſucht werden, ſtatt gedouſtin lichamen zu leſen gedouten; vgl. douwen 457. Druckfehler kommen außer den S. 124 angezeigten ſehr wenige vor. Z. 326 fehlt ein Punkt, Z. 601 ſteht ſceirphe; zu Z. 137 unten ſteht ginuuûnnin; S. 63 lies Zahl 69 (ſt. 66), S. 102 zu Z. 171 lies lex *ſei*.

Wünſchenswerth wäre ein Wörterbuch geweſen, welches bey dem geringen Umfange des Gedichtes (nur 876 Reimzeilen) und bey der Eigenthümlichkeit wie Wichtigkeit der Lautverhältniſſe in allen Gedichten des 12. Jahrh. vorzugsweiſe in dieſem von beſonderem Werthe wäre und um ſo mehr verdankt worden ſeyn würde, als der Vf. von Nr. 1. ohne Zweifel die gleiche Sorgfalt bewieſen hätte, welche ſeine vorliegende Arbeit auszeichnet.

H. F. Maßmann.

29) Die repkauiſche Chronik ſagt: Dô ſtarf ôk de biſcope Anno van Colne unde wart tô Sigeberge begraven, dat he ſilve ſtihtede.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. August.

Nro. 153. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Narrative of an expedition into Central-Australia, during the years 1844 — 46, together with a notice of the province of South-Australia in 1847. By Captain Ch. Sturt in 2 Volumes. Lond. 1849.

Die Mühseligkeiten und Verdrüßlichkeiten einer Reise, wie die war, welche in dem eben genannten Werke beschrieben ist, stehen ohngefähr auf gleicher Linie mit jenen, welche mit einer Seefahrt in das Eismeer verbunden sind, wenn der einbrechende Winterfrost auf einmal die Weiterfahrt hemmt, indem er das Schiff von allen Seiten her so fest mit Eis umschließt, daß dieses weder vor- noch rückwärts steuern kann und Monate lang an einem Flecke stehen bleibt. Bey Landreisen in den nördlichen Gegenden unsers Continents, wenn dieselben durch menschenleere, von Reisenden unbesuchte Gebiete sich hinziehen, sind die widerwärtigsten Hemmungen ein lang anhaltendes Regenwetter und der vom Wasser so tief hinein aufgeweichte Boden, daß die Lastthiere und Wägen, ja selbst die Fußgänger bey jedem Schritte fest gehalten werden oder in Gefahr stehen, auf dem unebenen, schlüpfrigen Boden auszugleiten. Umgekehrt war es bey Capitän Sturt auf seiner dießmaligen Reise nicht der Ueberfluß, sondern der gänzliche Mangel an Regen, der ihn fast sieben Monate lang bey einer Wasserlache zurückhielt, an deren spärlich mit Bäumen bewachsnem Ufer er am 27. Januar 1845 seine Zelte zum Nachtlager aufschlug, und erst am 17. Juli d. J. zur eigentlichen Weiterreise sie abbrach. Sein eignes, so wie das Loos seiner Reisegesellschaft glich in dieser Zeit dem der Belagerten in einer Festung, welche von Tag zu Tage die Vorräthe an Lebensmitteln, das Wasser der Cisternen mehr und mehr abnehmen und den Tod des Verschmachtens so nahe vor Augen sehen, daß sie mit Sicherheit es voraus bestimmen können, wie klein die Spanne der Zeit sey, die ihnen, wenn nicht plötzliche Hülfe kommt, noch für das mühselige Leben übrig bleibt.

Aber dieser Reisende, der Capitän Charles Sturt, war auch ganz dazu gemacht, selbst in solcher Lage unerschrockenen Muthes zu bleiben. Es ist in ihm ein Heldenmuth, der auf dem festen Grund eines seltnen Gottvertrauens ruhet; seine Reisebeschreibung ist eben so sehr geeignet das Gemüth zu erheben als den Verstand zu belehren; er steht als einer ihrer ausgezeichnetsten in der Reihe jener Helden von höherer Weihe da, dergleichen der schmerzlich betrauerte Capitän Franklin einer war und an denen England reicher ist als jedes jetzige Land der Erde. Ueberdieß ist es ja derselbe Sturt, der schon vor seiner dießmaligen zwey im hohen Grade erfolgreiche Reisen in das Innere von Süd-Australien glücklich ausgeführt hatte, der Entdecker des Verlaufes der bedeutendsten und meisten Flußgebiete der Südhälfte von Neuholland. Sechszehn Jahre waren vergangen, seitdem er, wie ein Schwimmer, der in einen Meeresstrom geräth, fast gegen seinen Willen von Gefahr zu Gefahr, von Mühseligkeit zu Mühseligkeit dahin gerissen, den Lauf des neuholländischen Niles, des herrlichen Murraystromes, von seinen Quellen in dem südaustralischen, bis zu 7000 Fuß Meereshöhe ansteigenden Alpenlande bis zu

seiner Ausmündung verfolgte und bey dieser Gelegenheit auch den unteren Lauf des Darling entdeckte. In dem beständigen Kampfe mit der äußeren Noth, erschöpft von Hunger, Nachtwachen und Anstrengungen, die über das gewöhnliche Maaß der Kräfte giengen, ließ er auf jener Reise nur einige matte, untheilnehmende Blicke fallen auf das herrliche Weideland, durch das ihn sein Weg führte; ihm war es im Traume nicht eingefallen, daß er den Schlüssel gefunden hatte und mit sich von der Reise brachte zu der bis dahin verschloßnen reichsten Schatzkammer der Natur, welche die Südhälfte jenes Welttheiles in sich fasset. Nur wenige Jahre vergiengen, und auf der von Sturt gebrochenen Bahn schritt die europäische Cultur längs dem merkwürdigen Strome und weithin zu seinen Seiten aufwärts, der bey seinem regelmäßigen alljährlichen Steigen vom Juli bis December, welches im Mittel täglich 1 Zoll, im Ganzen 17 Fuß beträgt, das Land weit umher bewässert und mit fruchtbarem Bodensatz bedeckt, die Einteichungen des Landes mit Wasser und zugleich mit Fischen füllt, und die halberstorbenen in dem vorher ausgetrockneten Lagunenschlamm liegenden Muscheln so wie Wassergewächse neu belebt. Nur der ansehnliche Landstrich zwischen dem Stromgebiet des Murray und des Darling war bis zum Jahre 1845 für die Landeskunde von Südaustralien aufgeschlossen. Nordwärts über den Lauf des Darling hinaus verhindert eine unübersehlich weite, wasserlose Einöde das weitere Vordringen nach der noch unerforschten Mitte des Continents; alle Nebenflüsse, welche dem Darling zuströmen, kommen von Ost oder Süden, aus Norden und Westen empfängt er auf dem größten Theil seines Verlaufes keinen Zufluß; der heiße Wind aus Norden löst in vorherrschender Weise nur das Wasser in Dunst auf und dorrt den Boden aus, statt ihm die Nahrung der Regenwolken zu bringen, und selbst der Wassergehalt des Darling, noch mehr aber der seiner Nebenflüsse ist ein so unzuverläßiger und veränderlicher, daß öfters auf unbestimmbare Zeit hin das Strombett der letzteren großentheils trocken liegt, sein Verlauf nur durch einzelne noch mit Wasser gefüllte Lagunen angedeutet ist, dann aber plötzlich durch unerwartetes Anschwellen das Flachland und seine seichten Thäler, freylich nur für kurze Zeit in einen ungeheuer ausgedehnten Landsee verwandelt. Der Wechsel dieser Ereignisse ist an keine bestimmte Jahreszeit gebunden, die furchtbare Dürre, das Ausbleiben des Regens kann zuweilen mehrere Jahre fast unausgesetzt andauern, andre Male tritt der Wechsel schon nach einigen Monaten ein. Derselbe Reisende, der in dem einen Jahre die Umgegend einer Lagune grünend und blühend, alle Büsche und Bäume, so wie das stehende Wasser mit Vögeln erfüllt sah, findet ein andres Mal in der nämlichen Jahreszeit an der Stätte der grünenden Oase eine Wüste, darin nirgends ein Leben sich regt, überall Stille der Gräber herrscht. Dieß Alles giebt für die Naturbeschaffenheit des Binnenlandes im Norden vom Darling kein günstiges Vorurtheil; man darf dort auf keine bestimmte Regenzeit, wie selbst in einem Theile der afrikanischen Wüsten sich Rechnung machen, noch weniger auf eine Beständigkeit jener vermeintlichen Landseen des Binnenlandes, dergleichen jener war, den H. Oxley auf seiner Reise entdeckt zu haben glaubte, und von welchem Sturt und Andre, welche dieselbe Gegend später besuchten, keine Spur fanden. Uebrigens trat selbst H. Sturt seine letzte Reise in der Hoffnung an, einen jener Centralseen von Neuholland zu erreichen, von deren Vorhandenseyn die immer neu sich wiederholende Aussage der Eingebornen Kunde giebt, was mit seiner eigenen Ansicht, daß Neuholland in nicht gar fern vergangenen Zeiten kein größeres Festland, sondern ein aus mehreren Inseln bestehender Archipelagus, daß namentlich der nördliche von dem südlichen Theil durch eine Meerenge geschieden gewesen sey, wohl zusammenstimmte. Von dem vormaligen Meeres-Canal könnte noch ein Ueberrest in den tiefsten Stellen seines gewesenen Verlaufes zurückgeblieben seyn, und von solchen Salzwasserbehältnissen leitet unter andrem Sturt den Ursprung der fossilen See-Conchylien her, durch deren ziemlich mächtige Lager an einigen Stellen sich der Darling, in dessen Gebiet sie von Norden her kamen, seinen Lauf gebahnt hat.

Die Gesellschaft, mit welcher Capitän Sturt im August 1844, mithin gegen Ende des Winters der südlichen Halbkugel, seine Erforschungsreise nach dem nördlichen Wüstenland antrat, bestand nebst

ihm aus 16 Personen, 11 Pferden, 30 Stieren, einem Boote sammt dem zu ihm gehörigen Transportwagen so wie noch mehreren Landfuhrwerken. Eine Heerde von 200 Schafen, denen 2 Schäferhunde zu Begleitern, 4 Känguruhhunde, außer ihrer Bestimmung zur Jagd, zum Schutze dienten, folgten dem Zuge, der sich meist nur langsam, in kleinen Tagreisen vorwärts bewegen konnte. Unter den Begleitern standen dem Führer der Expedition sein Gehülfe, H. Poole, dann der Wundarzt, H. Browne, so wie die mit den Geschäften des Haushalts vertrauten HH. Stuart der Zeichner, Piesse und Brock (als Küchenmeister und Rechnungsführer) am nächsten; nicht umsonst erwähnen wir ihre Namen, weil die meisten von ihnen durch ihre Schicksale und Hülfeleistungen auf dieser Reise sich sehr bemerkenswerth machten.

Das eigentlich neue und darum für diese Reise großentheils eigenthümliche Gebiet der Erforschungen begann am Darling, unter 32° 26′ südl. Breite und 142° 30′ der Länge v. Gr. Das äußerste Ende der durchforschten Linie, welches erst nach einem mühevollen Schleppzuge von 11 Monaten (am 8. Sept. 1845) erreicht wurde, fällt in den 24° der Breite und den 38° der Länge. Dieser Endpunkt liegt mithin von dem Ausgangspunkt nur 8 Grade der Breite gegen Norden ab, wäre es jedoch möglich gewesen, noch um einige 20 geographische Meilen weiter vorzudringen nach Norden, dann hätte der kühne Unternehmer der Reise das vorläufige Ziel, das er seinen dießmaligen Forschungen gesteckt hatte, die Linie des Centrums des australischen Continents erreicht gehabt. Daß jedoch nicht Mangel an Entschlossenheit und Muth es war, sondern eine Reihenfolge von unüberwindlichen Hindernissen, welche die Erfüllung des sehnlichen Wunsches vereitelte, dieß wird uns schon der kurze Abriß des Verlaufes der, nach Meilenmaaß gerechnet kleinen, dem Aufwand der Kräfte nach aber großen Reise lehren.

Schon in der Nähe des kleinen auf der Nordseite des Murraystromes gelegenen Victoriasees fanden sich zwey Eingeborne aus dem Darlingstamme, davon der eine aus der Gegend von Laidley Ponds selber, der andre aus der Nachbarschaft derselben gebürtig war. Der erstere, auf der Heimreise begriffen, bot sich der Gesellschaft zum Begleiter an und dieses Anerbieten wurde sehr gerne angenommen, da man nicht ganz ohne Sorgen dem Zusammentreffen mit den Anwohnern am Darling entgegensah, wo es bey einer der letzten englischen Expeditionen dahin blutige Auftritte mit den Eingebornen gegeben hatte. Außer jenem neuen eingebornen Reisegefährten, der ein ziemlich kräftiger Bursche war, hatte Hr. Sturt einen älteren Mann aus verwandtem Stamme zu seinen Begleiter, und diese beyden leisteten ihm allerdings bey dem Verkehr mit den Darling-Wilden wesentliche Dienste, um so mehr, da der Alte (Nabuck genannt) wegen seines öfteren Aufenthaltes unter Engländern am unteren Murraylaufe, auch des Englischen so weit mächtig war, daß er zum Dollmetscher dienen konnte.

Schon vor Laidley Ponds zeigten sich in der Ebene sehr häufig die Baue der architectonischen Maus (Mus conditor), welche großen Ameisenhaufen gleichen und in ihrem Inneren künstlich angelegte Gänge haben, die sämmtlich nach der Mitte des Baues zu dem aus Gras gebildeten Neste führen. Auch das kleine Reiseherbarium, das der begleitende Arzt, H. Browne anlegte, hatte am Darling einen guten Zuwachs erhalten, zu dessen näherer Bestimmung uns der Reisende in einem besondern Anhang einige Fingerzeige giebt. Desto ärmer erschien die Natur an Laidley Ponds selber und als H. Sturt seine beyden eingebornen Begleiter, davon der eine hier einheimisch war, darüber zur Rede stellte, daß sie ihm von dem Grasreichthum dieser Gegend so übertreibend günstige Schilderungen gemacht hätten, sagte der eine: als ich von hier fortgieng, da war alles grün, was kann ich davor, daß seitdem Dürre eintrat; der andre aber sprach, ich bin niemals an diesem Fleck selber gewesen, ich habe euch nur berichtet, was ich von Andren hörte. Die erste Annäherung der Eingebornen war übrigens von sehr friedlicher Art und H. Sturt, in seiner wohlwollenden Weise, wußte das Vertrauen der Alten durch kleine Gaben an die Kinder, durch gastfreye Bewirthung der Frauen und Töchter mit Thee, den sie sehr gern trinken, zu gewinnen.

Die kleinen, sogenannten Seen von Laidley

Ponds sind nur Ansammlungen des Wassers, das der benachbarte Darling bey seinem Austreten dort in den Eintiefungen zurückläßt; sie sind so seicht, daß ihre größte Tiefe nicht über 1½ Fuß beträgt. Ein Verbindungskanal zwischen ihnen und dem Darling führt den Namen des Williorara, er erscheint jedoch nur bey hohem Wasserstand als ein kleiner Fluß, denn nur dann ist sein Bett gefüllt. In dieser Zeit wimmelt es in den seichten Seen von Fischen, welche sich die Eingebornen, in das Wasser hineinwatend, mit der Hand herausfangen können. Nächst diesem nur zu gewissen Zeiten so häufigen Nahrungsmittel genießen die Anwohner der Gegend als tägliches Brod die mehlreichen Wurzeln der Barilla-Binse und als Leckerbissen die große Raupe eines Nachtschmetterlinges, welche sich von den Blättern eines Gummibaumes nährt und welche sie, wenn sie zum Verpuppen in ganz ausgewachsnem Zustand herunterkommt auf den Boden und hier sich hineingräbt, mit einem einfachen, hackenförmigen Instrument aus der Erde hervorziehen.

Der Gehülfe des Capitän Sturt, H. Poole trug eine blaue Kappe auf dem Kopf und vielleicht eine ähnliche Offiziersuniform als H. Mitchell getragen hatte, zwischen dessen Leuten und den Eingebornen es mehrere Jahre vorher zu blutigen Händeln gekommen war. Diese letzteren hielten ihn deßhalb für denselben, unter dessen Befehl damals die englischen Schützen mehrere der Ihrigen zu Boden gestreckt hatten und schienen auf Blutrache zu sinnen. H. Poole setzte statt der blauen Kappe einen Strohhut auf und der alte Dollmetscher Nabuck beschwichtigte durch vermittelndes Zureden den Aufstand. Doch dieser alte treue Begleiter verließ jetzt die Gesellschaft; er empfieng ein gutes Botenlohn vom Kapitän und dazu reichliche Vorräthe von Lebensmitteln für die ganze Heimreise; die letzteren aber, wie man später erfuhr, verzehrte er noch an demselben Tag, an dem er sie empfangen, in gastfreyer Gemeinschaft mit einem Trupp der andren Eingebornen, den er in einem Gebüsch fand. Doch gerieth er deßhalb nicht in Gefahr zu verhungern, denn nach wenig Tagen kehrte er, vielleicht nicht ganz ohne den Einfluß des empfangenen Botenlohnes in Begleitung einiger Eingebornen, die ihm mit Briefen aus Adelaide an die Reisenden begegnet waren, für einige Zeit zur Gesellschaft zurück.

Von der Station bey Laidley Ponds rückte die Expedition von einer Lagune zur andren, kreuz und quer ihrem Ziel entgegen, sie behielt im Ganzen eine nordwestliche Richtung bey. Nach einigen Tagreisen war nirgends mehr auf dem eingeschlagnen Wege Wasser zu finden; mit einiger Abweichung von der hinwärts genommenen Route wendete man sich wieder zurück nach der Hügelreihe von der man ausgegangen war, dann fast genau nach Norden, zu einer aus der Ferne sichtbaren Höhe, welche die Reisenden nach dem berühmten Meister im Fertigen der Landkarten, den Arrowsmith-Berg nannten. Der Weg dahin führte durch eine Landschaft, deren reich bewachsne Ebenen und Hügel von einer Menge der neuholländischen Kasuare, Känguruhs und anderer jagdbarer Thiere oft bewohnt ist, und wo sich um diese Zeit auf jedem Baum und Gebüsch bevölkerte Nester der Vögel zeigten. Namentlich war dieß bey der ansehnlichen Lagune der Fall, welche H. Sturt nach seinem Freund und Gehülfen den Pooles Creek benannte. Es erregte deßhalb die Verwundrung der Reisenden, daß dieser ganze Landstrich von so wenig Eingebornen bewohnt war. Freylich mag hier und anderwärts, wo von unsrem Reisenden etwas Aehnliches beobachtet wurde, der geringe Betrag, ja der gänzliche Mangel der Bevölkerung in diesem Länderstriche seinen Grund häufig in ähnlichen Erfahrungen haben, als die waren, welche der Capitän kurze Zeit nachher machte, wo er nahe daran war mit all seinen Gefährten und seinem Zugvieh unter den entlaubten Bäumen, die er bey seiner Ankunft in schönster Blüthe gesehen, zu verschmachten und zur Mumie auszudorren.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. August.

Nro. 154. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Narrative of an expedition into Central-Australia.

(Fortsetzung.)

Schon die Bewohner an den Laidley Ponds und am rechten Ufer des Darling sprachen mit wahrhaftem Abscheu von der Naturbeschaffenheit des nördlichen Flachlandes und seiner kahlen, steinigen Hügel; sie schauderten vor dem Gedanken an eine Reise in diese Gegenden. Man erzählt, bey Gelegenheit der Berichte über das allmälige Anwachsen der Gletscher, von Stellen in den Hochalpen, die rings umher von dem breiten Gürtel der Eis- und Schneemassen, wie von hohen Mauern umgeben, während der kurzen Sommerzeit ihre Schneedecke ablegen und zu einer grünenden Alpenwiese werden, an deren Kräutern das Murmelthier sich ergötzt. Je größer die Masse der nahen Eis- und Schneedecke wird, desto winterlicher wird die Temperatur eines solchen kleinen Felsenthales, desto kürzer wird die Dauer der warmen Sommerzeit, desto länger die des Winterschlafes der Murmelthiere; zuletzt, wenn die Eisdecke mit ihrem Saume vollends ganz über die Rasen-Matten sich hinüberstreckt, wird der Schläfer gar nicht mehr unter ihr erwachen. So drängt sich, wenn die Kraft des Menschen nicht Einhalt thut — und wie vermöchte sie dieß bey den australensischen Wilden — die wasserleere Wüste im dortigen Binnenlande immer weiter vor und verschlingt einen noch übrigen kleinen, grünen Fleck nach dem andern. Wenn einmal, nach unbestimmter Zeit, der Regen in ganzen Fluthen sich ergießt, dann versorgt er zwar die Eintiefungen der Lagunen wieder mit Wasser, bringt aber zugleich auch Sand und Schutt in diese hinein, welche eines jener natürlichen Wasserbecken nach dem andren ausfüllen und verstopfen. Fände sich an einer der fern abgelegnen kleinen grünenden Oasen eine Familie von Bewohnern, dann könnte es ihr, wenn der Regen einmal Jahre lang ausbliebe, leicht geschehen, daß sie, von einem viele Tagereisen breiten Gürtel der wasserlosen Einöde umschlossen, nicht wie das Murmelthier in seinem Gletscherthale den Tod des tiefen und immer tieferen Einschlafens, sondern den viel furchtbareren des Verschmachtens erleiden müßte. Doch es kann auch für Neuholland die Zeit kommen, da die Cultur des Landes, der allmälige Anbau des Bodens mit den für das Klima geeignetsten Bäumen und Gesträuchern andrer heißen Erdstriche, Schritt vor Schritt, so daß der junge Anwuchs gleichsam im Schatten oder im Schutz des älteren erstarken kann, von der Küste aus ins Innre, oder von dem nackten Rande der Lagunen nach andren Seiten hin, vordringen wird. Mit den Waldungen, welche der europäische Pflanzer im Schweiß seines Angesichtes dem nach solcher Hülfe schmachtenden Lande bringt, stellt sich auch ein reichlicherer Niederschlag des Gewässers aus der Atmosphäre ein, die Zeiten des beständigen Regens ordnen sich, im Schatten der Wälder erzeugen sich Quellen und die furchtbare Einöde wird zu einem für Menschen und größere Thiere bewohnbaren Lande.

Es nahte sich jetzt die Mitte des Sommers der südlichen Halbkugel; die Hitze des Tages stieg immer höher und wurde fast unerträglich, während bey Nacht die Kälte dem Gefühl fast ebenso lästig

fiel. Beydes hatte seinen Grund, wenigstens zum Theil in der Lage des Weges, den die Reisenden einschlugen. Sie zogen den Wasserdümpfeln nach, blieben deßhalb immer in jenen rinnenartigen Eintiefungen des Flachlandes, welche in der Zeit des Regens dem fluthenden Wasser zum Rinnsale dienen. In der Nähe der Lagunen war der Boden noch feucht; während der Hitze des Tages füllte die Luft sich mit Wasserdämpfen, welche die Schwüle vermehrten, so wie die Verdunstung des Wassers bey Nacht ein Erkalten der untern Luftschicht zur Folge hatte.

Da wo das stehende Wasser an seinem Rande von Bäumen beschattet war, ließ es sich, für die Menschen wie für ihre Thiere noch immerhin gut rasten, und man weilte an diesen seltneren Stellen so lange bis durch das Bemühen der jüngeren Reisegefährten, namentlich des H. Poole und Browne, auf ihren oft Tagereisen weit ausgedehnten Untersuchungsritten wieder ein oder mehrere Stellen aufgefunden waren, wo es auch Wasser und Futter für das Vieh gab. Wenn aber um solche Lagunen her kein Baum noch Gesträuch seinen Schatten gab, dann wimmelte ihr dickes, schlammiges Wasser von Fröschen und Wasserkröten so wie von unzähligen Arten des andern Ungeziefers.

Hin und wieder gab es auf den Hügeln etwas, das man von weitem gesehen für einen Wald halten konnte. Man denke aber dabey nicht an den kühlenden Schatten und das schöne Laubdach unsrer Wälder. Diese Akazienbäume mit ihren sparsamen, hochgestellten Zweigen und dünnen Blättern, geben fast gar keinen merklichen Schatten; wie ein an Erstickung Leidender vergeblich seinen Mund weit eröffnet und die Brust erweitert, um so viel als möglich Luft aufzunehmen, breiten jene schmachtenden Gewächse ihre wenigen Aeste und Blätter weit auseinander, um nur die unentbehrlichste Nahrung des Wasserdampfes und Thaues aus der Luft zu erhaschen und so ihre Samen zu reifen, welche, obgleich ihr Geschmack ein unvergleichbar eckelhafter und abscheulicher ist, dennoch ein Hauptnahrungsmittel der in der Nähe wohnenden Wilden sind. Eine Speise, welche mit dem verarmten Menschen eine Menge der buntfarbigen Vögel theilt, unter denen auch ein Ziegenmelker (**Aegotheles novae Hollandiae**), der meist auf den Casuarinen seinen Aufenthalt hat, nicht selten mitten am Tage mit leisem Fluge herumschwebt.

Zu der Noth, welche die unerträgliche Hitze und der Wassermangel mit sich brachten, kam jetzt für Capitän Sturt eine andre schwere Sorge. Seinen jungen, unermüdet thätigen Freund und Gehülfen, H. Poole und mit ihm zugleich den Wundarzt Browne wandelte öfters eine Ermattung und Erkrankung an, welche jetzt, in der heißesten Zeit des Jahres (im December, der dem Julymonat unsrer Halbkugel entspricht) das Aufsuchen eines Ausruheortes zum dringenden Bedürfniß machte. Durch H. Poole, der auch mit geschwächter Kraft noch immer thätig und seinen Gefährten nützlich seyn wollte, wurde ein solcher gefunden, der für den edlen jungen Mann wenig Monate nachher nicht nur ein Ausruheort für einzelne Tage der dießmaligen Wanderschaft, sondern für alle Mühen und Beschwerden des Erdenlebens werden sollte. Es war ein enges Felsenthal, am Abhang einer Hügelkette, durch welches das Bett eines in der Regenzeit mächtigen Gießbaches seinen Lauf nahm. Hier in der weiten, wasserlosen Einöde einen solchen lieblichen Ausruheort zu finden, das hatte selbst die kühnste Phantasie sich nicht träumen können. Ein tiefes Felsenbecken, gefüllt von klarem Wasser, umgeben von dicht belaubten Grevillen und andern Bäumen, beschattet von den gähen Wänden der Schieferfelsen, nicht weit hinabwärts vom Wasserbecken, wo das Engthal sich erweitert, ein langer, schmaler Teich, an dessen Rande ohne Furcht vor den Menschen Papageien und Tauben sich tränkten, während seine Oberfläche von Wasservögeln belebt war; rings umher Bäume und Gesträucher, aus deren Dickig die fröhlichen Tonweisen der Singvögel sich vernehmen ließen. Hier, am Rande des größeren Wasserbehältnißes fand sich der günstigste Boden zum Aufschlagen der Zelte; die Zugochsen mit ihren Wägen kamen, der ganze Haushalt war beysammen, man zog fröhlich und dankbar in diesen stillen, friedlichen Lustort der Wüste ein.

Das Ausruhen war zur rechten Zeit und Stunde gekommen. Das Uebelbefinden des Wundarztes Browne steigerte sich hier zu einem wirklichen, schweren

Erkranken; wäre ihm dieſes auf dem bisherigen mühſeligen Marſche zugeſtoßen, er würde dem Anfall erlegen ſeyn. Selbſt Capitän Sturt, der geübte Meiſter im Ertragen ſolcher Beſchwerden, hatte in der letzten Zeit ſo ſehr gelitten, daß, wie ſich bey der weitern Entwicklung ſeines Leidens zeigte, auch für ihn ein längerer Kampf mit den bisherigen Mühſeligkeiten aufreibend geweſen wäre. Und ſo ließen ſich noch Mehrere von der Geſellſchaft erſt jetzt Zeit und Muße dazu, zu fühlen, daß ſie krank ſeyen, zugleich aber auch zur baldigen Wiedergeneſung und Erholung. Denn der treffliche, ſorgſame Arzt hatte ſich am ſchnellſten wieder aufgerafft und vertrat ſein heilſames Geſchäft in gewohnter Weiſe.

Es war, wie bereits oben erwähnt, am 27. Jan. 1845 als die Reiſenden ſich am Depot-Creek, ſo benannte H. Sturt dieſen für ihn unvergeßlichen Platz der Rettung und der langen Geduldsprobe, niederließen. Sobald man ſich wieder etwas bey Kräften fühlte, nahm man von neuem die Unterſuchung des unbekannten Landes auf. Zuerſt die der Nachbarſchaft. Unter anderen hatte man da Gelegenheit jene ſchroff aus der Ebene anſteigenden, tafelförmigen Hügel noch weiter zu beobachten, welche man ſchon mehrere Tagereiſen vom Depot fleißig ins Auge gefaßt hatte. Ohngefähr ſo wie die Pfeilerfelſen mancher unſrer jüngeren Sandſteinformationen treten jene Hügel iſolirt aus dem flachen Boden hervor. Sie erheben ſich über dieſen bis zu einer Höhe von 400—500 Fuß, ihr Gipfel iſt ſo flach und eben wie das Land, das ihren Fuß umgiebt und dieſe Tafelfläche iſt von derſelben Beſchaffenheit, iſt mit denſelben, nicht zu Geſchieben abgerundeten, ſondern ſcharfkantigen Trümmerſtücken von milchig weißem Quarz, Granit, auch Holzopal u. ſ. w. beſtreut wie die angränzende Ebene, ſo daß es ganz das Anſehen hat als wären dieſe Felſenpfeiler vormals als zugehörige Theile in Verbindung mit dieſer Ebene geweſen und als ob entweder ſie durch unbekannte Kräfte aus dieſer Ebene wären hervorgehoben oder als ob ſie allein gleich feſteren Felſenkernpunkten das alte Niveau der Stellung ſich erhalten hätten, während die Ebene um ſie her gleichmäßig, durch das Zuſammenziehen der untergelagerten Maſſen in engeren Raum, ſich ſenkte. Die Bäume am Depot-Creek waren meiſt Gummibäume (Eucalyptusarten) und Grevillen; größer als die der Bäume war die Mannichfaltigkeit der Geſträuche und der Grasarten, an denen beyden die Früchte und Saamenkörner ihrer Reife nahe ſtanden. Das zur Seite anſtehende Gebirge war Schiefer mit Quarzadern; auf der Sohle des Thales Quarzfelſen. In der angränzenden Ebene zeigte ſich der auſtralenſiſche Milan (Milvus affinis) kurz nach der Ankunft der Reiſenden in dieſer Gegend eines Tages in ſo ungeheuern Schaaren, als H. Sturt noch niemals eine Art von Raubvögeln beyſammen geſehen hatte. Von einer Höhe in der Luft, wo ſie nur noch wie kleine, ſchwarze Pünktchen erſchienen, ließ ſich auf einmal ein großer Schwarm dieſer wandernden Vögel zu den Reiſenden herab, kam dieſen bis zur Berührung nahe und zeigte dabey ſolche Geneigtheit zum Angriff, daß ſie drohend mit ihrem aufgeſperrten Schnabel und geſpreizten Klauen geeignet waren einem einſamen, unbewaffneten Wandrer viel eher Furcht einzuflößen als etwa von ihm in Furcht geſetzt zu werden. Auf den Bäumen und in den Gebüſchen trieben ſich mit den Sangvögeln zugleich namentlich mehrere Arten von Papageyen und Cacadus herum. Nachbarlich niſteten mit ihnen da die buntfarbigen auſtralenſiſchen Tauben; unter den Sumpfvögeln machte ſich am meiſten durch ſeine gleich dem Gebrüll der Stiere lautende Stimme bemerklich, die gelbhalſige Rohrdommel (Botaurus flavicollis). Oefters zogen auch in Mondſcheinnächten ſchwarze Schwäne (Cygnus atratus) über das Engthal hin.

Neben den Beobachtungen des Nahen verſäumten die Reiſenden keineswegs die Forſchungen in die Ferne. Es lag ihnen Alles daran ihren Weg nach dem Ziele, nach den Gränzen des ſüdlichen Wendekreiſes und nach der Centrallinie des neuholländiſchen Continents fort zu ſetzen. Bald nach Nordweſt bald nach Nordoſt, nach Weſt und ſelbſt nach Südoſt wurden Ausritte gemacht, um die Landſchaft, vor allem ihren Waſſergehalt zu erforſchen, aber bald kam man zu der Ueberzeugung, daß, ehe ein Regen das Land überfluthete, jeder Ausweg ſowohl vor als rückwärts verſchloſſen, und daß der Depot-Creek wie ein ſchützender Hafen beym Wüthen des Sturms gerade der

einzige Punkt gewesen sey, dahin sich die Reisenden bis auf günstigere Zeit vor dem Tode des Verschmachtens retten konnten. Wer indeß jenen Schmerz, jenes bängliche Gefühl kennt, das der Seele sich bemächtigt, wenn sich ihr auf dem Wege ihres liebsten Wirkens und Strebens ein unvorhergesehenes Hinderniß in den Weg stellt, der kann sich in des rüstigen Kapitän Sturts Lage denken, als er, täglich mit dem sehnlichen Wunsche vorwärts zu kommen, sehr oft von dem aufsteigenden Gewölk zur Hoffnung aufgeregt und immer hierin wieder getäuscht, Woche nach Woche, Monat nach Monat vergehen sehen mußte, ohne ans Weiterkommen denken zu können. Denn überhaupt jedes Fortschreiten, wenn es mehr als eine halbe Tagreise betrug, wurde jetzt, ohne Kamele, zur Unmöglichkeit, weil die zunehmende Trockenheit und Dürre, die auf dem ganzen Lande lastete, nirgends mehr, bis auf viele Tagreisen hin, einen Trunk Wassers für Menschen und Vieh übrig gelassen hatte. Selbst der kleine Weiher war so seicht, die Quelle so schwach geworden, daß man dem nahen Versiegen beyder entgegen sehen mußte; die Vögel waren (meist nach Nordwesten) fortgezogen, das Laub an den Bäumen und Gesträuchen verwelkt und zum Theil abgefallen, die Kräfte der Natur, auch im Körper der Menschen und Thiere waren durch die anhaltende trockne Hitze wie gelähmt und zum Tode müde.

Am meisten traf dieser Einfluß den Gehülfen des Kapitäns, den bis nahe vor seinem Ende unermüdet geschäftigen H. Poole. Seine Freunde, ohne diesen traurigen Ausgang seines von ihm nur wenig kund gegebenen Uebelbefindens zu ahnen, hatten wenige Wochen vor seinem Tode auf einem nahe beym Depot-Creek gelegnen Berge, welcher ihm zu Ehren den Namen des Pooles-Berges empfangen hatte, eine Steinpyramide errichtet; bald wurde diese zu einem Denkmal, das für künftige Reisende die nahe Stätte seines Grabes im Schatten der Crevillen bezeichnet.

Endlich im 7ten Monat nach dem Einzuge in diese Rettungsherberge, die allmälig zu einem Gefängniß geworden war, kam die Stunde der Erlösung. Wenige Tage vor dem Eintritt des so längst vergeblich ersehnten Regens machte Hr. Sturt eine Wanderung mit H. Browne aufwärts am ausgetrockneten Bette des Winterstromes. Die Natur war so still wie um Mitternacht; nirgends ein Leben, kein Lüftchen regte sich. Sie kamen an eine Stelle, wo die Betten zweyer Winterströme zusammenliefen. Ueberall zeigten sich dort die Spuren der großen Wasserfluthen, von denen diese Gegend von Zeit zu Zeit heimgesucht seyn muß; entwurzelte Mimosen- und andere Bäume lagen unter den fortgewälzten Steinblöcken umhergestreut; hoch an dem Rande der Hügel sahe man an dem streifenweiß angeschwemmten dürren Gras und Blättergehäufe wie weit der Stand des Wassers zuweilen hier gehen müsse, wenn er einen großen Theil der nachbarlichen Ebene in einen See verwandelt. Die Noth war jetzt auf's Höchste gestiegen; desto stärker regte sich in den beyden bekümmerten Männern, auf denen nun die Sorge für den Fortgang und das Gelingen der Expedition allein ruhte, die Hoffnung auf eine nahe, günstige Wendung ihrer Lage. Ermuthigt kehrten sie (es war am 10. July) jeder zu seinem Zelte zurück, das sie in der letzten Zeit fast gar nicht mehr, außer etwa um dem kranken Freunde einen Besuch zu machen, verlassen hatten. Am 11. wehte der Wind aus Osten, und zugleich überzog der ganze Himmel sich mit Wolken, am 12. setzte der Wind nach Norden um und zugleich trat ein feiner Regen ein, der freylich mehr noch dem Niederschlag eines Nebels als einem eigentlichen Regen glich. Als der Luftstrom am 13. sich nach Nordwest wendete, verlor sich auch dieser Niederschlag, doch nur auf wenige Stunden, denn schon am Nachmittag ergoß sich ein wirklicher Regen, der in der Nacht immer stärker wurde. Als beym Erwachen in seinem Zelte H. Sturt das Vorbeyrauschen des Wassers vom Hügel herab hörte, da lautete ihm dieses lieblicher als die Töne des schönsten Conzertes.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. August.

Nro. 155. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Narrative of an expedition into Central-Australia.

(Fortsetzung).

Er trat hinaus zu dem Bette des Gießbaches und fand das Wasser in dem Felsenbecken, das dem völligen Versiegen ganz nahe gewesen war, um 5 Zoll gestiegen. Der Roßhüter und Wagenmeister der Gesellschaft, Flood, war ausgegangen, um die Pferde und Zugochsen, die sich, da es jetzt überall Wasser und frisch ausbrechende Weide gab, weit umher zerstreut hatten, zusammenzutreiben; er erzählte bey seiner Zurückkehr, daß er aus der Ferne das Rauschen einer großen Wasserfluth vernommen habe und dasselbe bestätigte Hr. Browne. Bald, so sagte Flood weiter, werde das Gewässer da seyn und hier in das Engthal hereinbrechen. Diese Vorhersagung gieng auch schon nach wenig Stunden in Erfüllung. Das ganze Felsenbett des Winterstromes, die Becken der Wasserbehältnisse füllten sich bis zu ihrem Rande an und es war vor der Hand eher eine Ueberfülle des Zuströmens der Gewässer zu fürchten, welche die Zelte und Wägen mit sich fortreissen konnte, als ein Mangel an denselben.

Endlich durfte Hr. Sturt dem Drange des Weiterkommens, der jetzt mit dem strömenden Wasser unaufhaltsam aus ihm hervorbrach, sich hingeben, er konnte seine Reise fortsetzen. Nach Nordwesten hin waren alle die Schaaren der Zugvögel geflogen, welche während der langen Gefangenschaft im Depot Creek an diesem vorbeykamen; von dorther hatten sie im Anfang ihres Aufenthaltes, als der Felsenkanal noch voller Wasser war, öfter Besuche von Wasservögeln: Pelikanen, Enten und Tauchern, erhalten; dort, wohin auch die Züge der Tauben, der Papageyen, der insekten- und beerenfressenden Vögel ihren Weg nahmen, mußte, so konnte man vermuthen, ein Landstrich sich finden, reich an Wasser, an Wald und an Weide, dessen Entdeckung dem künftigen Anbau den Weg bahnen würde. Noch war die Strecke, welche man nach diesem Ziele hin zurückgelegt hatte, eine sehr geringe zu nennen, denn Depot Creek liegt unter 29° 40′ 14″ s. Br., 141° 29′ 41″ östl. L. Am 18. July setzte sich der ganze Zug gegen N. W. in Bewegung. Diese gieng anfangs in dem vom Regen aufgeweichten Boden und mit dem seines früheren Geschäftes ganz entwöhnten Zugvieh nur langsam von statten, doch gab es überall Weide, und Wasser-Schwäne und Enten kehrten jetzt aus W. N. W. zurück; in manchen Gegenden der neu aufgrünenden Ebene zeigte sich der kleine neuholländische Springhase (Dipus oder Chaeropus castanotus) in großer Menge. Diese kleinen Thiere scheinen vorzugsweise ein Nahrungsmittel der dort zerstreut lebenden Eingebornen zu bilden; drey von diesen, die man nur durch Furcht und Schrecken vor den schnell auf ihren Rossen sie einholenden bewaffneten Männern zum Stehen, so wie zum Rede- und Antwortgeben bringen konnte, waren auf ihrer kunstlosen Jagd so glücklich gewesen, daß sie zusammen gegen 150 bis 200 Stück erbeutet hatten. Der von ihnen, dessen man sich zuerst bemächtigt hatte, fing anfangs an aus Angst zu tanzen, dann setzte er sich nieder und heulte;

da jedoch die armen Burſche ſahen, daß ihnen von den Fremden kein Leid geſchahe, begaben ſie ſich unverzüglich zur Bereitung ihrer Mahlzeit, indem ſie die Springhaſen in heißem Sand ein wenig brieten, dann, ſo wie dieſelben waren, mit Haut und Haar und Eingeweiden ſie verzehrten. Nur das untere Ende der langen Hinterfüße und das Ende des Schwanzes biſſen ſie ab und warfens bey Seite. Ihrer Angabe nach waren ſie von Weſten her in dieſe Gegend gekommen, welche für ſie nur dann, wenn ſie wieder trinkbares Waſſer darbietet, zugänglich iſt.

Am 2. Aug. wehte ein ſehr kalter Wind aus N. O., mithin aus der Richtung, aus welcher ſonſt in dieſen Gegenden die heißen Winde kommen; am 3. d. M. war der Boden dicht mit Reif bedeckt. Man war jetzt in die Nähe eines Punktes gelangt, deſſen genauere Beachtung, obgleich er außerhalb der geraden Linie des Weges nach N. W. lag, H. Sturt ſich zur beſonderen Aufgabe gemacht hatte. Es war dieſes der ſchon von H. Eyres auf ganz verſchiedenem Wege beſuchte und von ihm beſchriebene Torrens-See, ein kleiner Salzſee des Binnenlandes, deſſen Waſſerſpiegel tiefer liegt als der des Meeres, ohne daß jedoch der Betrag des Unterſchiedes genauer (auch durch H. Sturts Angaben) beſtimmt werden kann. Unſer Reiſender glaubte ſchon hier deutliche Anzeichen von einer früheren Erſtreckung des Meeres, vom Spencer-Gulf her bis in dieſe Gegenden des jetzigen Flachlandes wahrzunehmen.

Vom Torrens-See aus gegen Norden breitet ſich eine waſſer- und weideloſe Einöde aus, welche deßhalb ein weiteres Vordringen nach dieſer Richtung unmöglich machte; man mußte ſich wieder weſtwärts wenden. Allerdings ermüdend für den Reiſenden wie für den Leſer ſeiner nur in geographiſcher Hinſicht gehaltreichen Berichte muß das ewige Einerley der immer wiederkehrenden Hemmungen und mühſam errungenen, kleinen Förderungen des Fortganges der Expedition erſcheinen. Bald einmal ſandige Hügel, ſo häufig mit Spinifex bewachſen, daß man, wenn der Wind darein bläst, ein wogendes Meer vor ſich zu ſehen meint, dann niederes Geſtrüpp von Hakea, Geum und Mimoſen, ein Boden, auf welchem ſandige Ebenen mit flach anſteigenden Höhen wechſeln; zuweilen halbe Tagreiſen weit kein Waſſer, dann wieder eine Lagune nahe an der andern, nirgends aber ein beſtändig fließendes Waſſer; dieß war es, was den Hauptinhalt der Geſchichte der Wanderſchaft nach dem oben erwähnten äußerſten Endpunkt der Expedition nach N. W. (erreicht am 8. Sept. 1845) bildet. Unter andrem führte übrigens der einförmige Weg zu einer neuen Beſtätigung der Vermuthung, daß durch dieſes ganze Binnenland ein Meeresarm ſich bis zu dem Nordende des Spencergulf erſtreckt haben müſſe, denn man fand hier die Fortſetzung derſelben mit Steingerölle bedeckten, flachen Thalſohle, die in dem ſchon genau durchforſchten Landſtrich in der Nähe der Küſte den Namen der ſteinigen Wüſte erhalten hat. Dieſes ehemalige Bette eines ſtrömenden Gewäſſers (Meeresſtromes), zu deſſen beyden Seiten in gleicher Richtung die Reihen der Sandhügel ſich hinziehen, zeigte ſich auch in noch weiterer Fortſetzung nach N. O., und zieht ſich wahrſcheinlich durch einen großen Theil des Continents hindurch.

Als ſich am 8. Sept. weder zur Rechten noch zur Linken die Möglichkeit eines ferneren Vordringens in die auf weite Strecken hin völlig waſſerloſe Wüſte zeigte, entſchloß Hr. Sturt ſich zur Umkehr. Dennoch verſuchte er es von der ſüdlicher gelegenen, lagunenreichen Gegend noch einmal den Reiſeplan aufzunehmen, erreichte die Fortſetzung der ſteinigen Wüſte an einer nordöſtlicheren Stelle, fand aber auch zugleich an der andern Seite derſelben am 21. Okt. einen abermaligen Endpunkt ſeiner Expedition in der waſſerleeren Sandfläche. Auf dieſem Wege entdeckte er übrigens ein fließendes Waſſer, welchem er den Namen Coopers Creek gab. Dieß war die einzige, im Norden des Darling gelegene Gegend, in welcher man eine größere Anzahl von Eingebornen beyſammen wohnend fand, von denen ſich ſonſt überall nur zerſtreute, kleine Familien zeigten, welche meiſt ein wanderndes Leben führen. Die Geſammtzahl der letzteren in dem ganzen von ihm durch-

reisten Länderstrich von der Grenze der Darling-Stämme bis zur steinigen Wüste wird von unserm Reisenden etwa auf 100 Seelen geschätzt; es sind armselige, verkümmerte Wesen, die durch Gesichtsbildung und Sprache die gemeinsame Abstammung mit den andern Eingebornen des neuholländischen Continents bezeigen, obgleich die Sprache, durch die Abtrennung der einzelnen Gruppen und Familien und den seltenen Verkehr derselben unter einander in so viele Provinzialismen ausgeartet ist, daß man selbst bey guter Uebung in der Sprache der Anwohner am Darling und Murray nur mühsam und unvollkommen mit jenen sich verständigen kann. Während diese einzeln herumstreifenden Wüstenbewohner meist nur von sehr verkümmerter Gestalt, leiblich wie geistig verarmt, wie die Buschhottentotten erscheinen, zeichnen sich dagegen die Bewohner der Umgegend am Coopers-Creek in einer verhältnißmäßig sehr vortheilhaften Weise aus. Zwar auch sie haben die allgemeine Physiognomie der Australländer mit ihren Nachbarn, den Wüstenbewohnern, gemein, und die tief liegenden Augen, das gleich über der Nase schief nach Oben ansteigende (stark niedergedrückte) Vorderhaupt, die große Breite des Frontal-Sinus, die wulstigen Lippen, die ungleiche Entwicklung der Extremitäten, deren untere in keinem Verhältniß der Dicke zu den oberen stehen, so wie im Allgemeinen die schwache Ausbildung der Muskeln. Uebrigens zeichneten sich selbst hierin die Männer des Cooper-Creek Stammes in etwas zu ihrem Vortheile aus; ihre große, langbeinigere Figur nahm sich stärker und stattlicher aus, und auch ihre Kinder erschienen wohlgenährt und hatten ein besseres Aussehen als im Allgemeinen die Kinder der armseligen Eingebornen es haben. Bey diesen so wie bey andern nachbarlichen Stämmen machten übrigens Sturt und Browne die Beobachtung, daß die Mädchen viel zahlreicher waren als die Knaben, so daß jene zu diesen wenigstens im Verhältniß standen wie 2 zu 1. Unter den Erwachsenen ist das Verhältniß umgekehrt, da giebt es viel mehr Männer als Frauen, und während die Mädchen wohlgenährt aussehen, sind die Frauen ein Bild des Elendes und der Noth, abgezehrt von der Mühe der täglichen Arbeit, so wie vom Mangel der nöthigen Pflege und hinreichenden Nahrung. Auf ihnen ruht die ganze Sorge für die Bereitung der meist armseligen Speisen, für das Herbeyschaffen des Holzes, des Wassers, der eßbaren Pflanzensaamen und Wurzeln, ja selbst der Erbauung der Hütten, während die Männer in Müßiggang und Geschwätz oder im Schlaf ihre Zeit hinbringen und den armen Frauen nur einige dürftige Reste von der Mahlzeit übrig lassen. Wenn unter dem Druck eines solchen harten, früher als gewöhnlich endenden Lebens die Stimme der Natur so sehr verstummt, daß, wie dieß leider nur zu häufig geschieht, die Mütter zu Mörderinnen eines Theiles ihrer neugebornen Kinder werden, dann liegt allerdings ein großer, wo nicht der größeste Theil der Schuld an der Behandlung, die sie von den Männern zu erdulden haben. Wenn die Kinder dieser ersten Gefahr des Lebens glücklich entgangen sind, dann werden sie von den beyden Eltern zärtlich gepflegt und mit Liebkosungen überhäuft.

Im Ganzen giebt Hr. Sturt den Eingebornen der von ihm durchreisten Gegenden von Südaustralien in Beziehung auf ihr Benehmen gegen Fremde ein gutes Zeugniß. Er hält sie für ein harmloses, friedliebendes Volk, das nicht einmal mit Waffen versehen ist und dem man bey dem ersten, unerwarteten Eintritt unter sie nur Zeit lassen muß, sich von dem Schrecken zu erholen, sowie die natürliche Scheu (Abscheu) vor dem Fremden abzulegen. So stumm und zurückhaltend sie auch beym ersten Begegnen waren, so mittheilend und vertraulich werden sie dann, wie sie denn überhaupt munter und zum Scherze geneigt sind und ganze Nächte hindurch lachen und scherzen.

Dieses nächtliche Aufsitzen hat sie auch in gewissem Maaße zu einer Beobachtung der Gestirne geführt, aus der sie beyläufig den Wechsel der Jahreszeiten bestimmen, indem sie, auf irgend einen Stern hindeutend, es aussprechen, daß wenn derselbe höher am Himmel aufsteige, dann die kalte oder die heiße Witterung eintreten werde. Von einem höchsten Wesen und seiner allwaltenden Vorsehung scheint dieses von allem Verkehr mit den geistig weniger verarmten Stämmen ihrer Landsleute ausgeschiedene Volk gar keinen Begriff zu haben, wohl aber fürchten sie den Einfluß eines bösen,

feindseligen geistigen Wesens. So niedrig sie auch in Beziehung auf den Grad dieser eigentlich menschlichen Entwicklung stehen, sind sie dennoch durch den besseren, festeren Bau ihrer Hütten den andern Stämmen der südlichen Gegenden überlegen.

Was die Naturalien betrifft, welche Hr. Sturt aus dem Binnenlande nordwärts vom Darlinggebiet mit sich brachte, so bestanden diese nur aus Felsarten, getrockneten Pflanzen, Fellen von Vögeln und Säugethieren, wenigstens nennt uns der naturgeschichtliche Anhang zu seinem Werke keine andern Bestandtheile seiner Sammlung, als diese. Am häufigsten über das Flachland verbreitet sind, wie die mitgebrachten Handstücke es bewiesen, die verschiedenen Formationen des Sandsteines und des Kalkes, der quarzigen Felsarten, der tertiären und angeschwemmten Ablagerungen. In den höher hervortretenden Bergzügen treten Granit, Gneis, Glimmerschiefer, die Hornsteinmassen und ihre Schiefer, so wie Quarzfelsen auf. Eisenglanz, Magneteisenstein und Rotheisenstein sind da nicht selten. Unter den gesammelten Pflanzen, welche Robert Browne bestimmte, fanden sich mehrere bis dahin noch nicht beschriebene. Ueberhaupt übergab H. Sturt seinem Freunde zur namentlichen Bestimmung folgende Arten: Von Cruciferen die Blennodia canescens, von Malvaceen die Sturtia gossypioides, Tribulus lanatus, einige (schon bekannte) Arten von Tribulopis, Crotalaria Sturtii, Clianthus Dampieri. Von Leguminosen die Clidanthera psoralioides, Swainsonia grandiflora, greyana u. laxa, Pentadynamis incana, Cassia eremophila, Petatestylis labicheoides, Podocoma cuneifolia. Aus verschiedenen andern Familien die Leichardtia australis, Jasminum lineare, Goodenia cycloptera, Scaevola depauperata, Eremophila Cunninghamii, E. Sturtii, Stenochilus maculatus, Grevillea Sturtii u. lineata, Ptilotus latifolius, Neubrachne paradoxa.

Zum Sammeln von Vögeln hatte H. Sturt, namentlich während seines langen Verweilens am Depot Creek, eine besonders günstige Gelegenheit und vieles Glück gehabt, so daß er seinem Freunde, dem berühmten Ornithologen Gould, die Felle von 141 Arten zum nähern Bestimmen übergab. So groß aber auch verhältnißmäßig diese Zahl erschien, war dennoch nur eine einzige, noch nicht in Gould's Werke über die Ornithologie von Australien beschriebene unbekannte Art darunter: die niedliche, überaus zierlich gezeichnete zimmetfarbige Wasserstaar-Drossel (Cinclosoma cinnamomea). Uebrigens befanden sich unter den gesammelten Vögeln namentlich 2 Arten von Adlern, 9 von Falken und Weihen, 5 aus der Familie der Eulen, 1 Ziegenmelker, 1 Schwalbe (Cheledon Ariel), die ihre Nester eins über das andere an die concave Seite krumm gebogener Bäume baut, 1 Merops, 2 Eisvögel, 3 australensische sogenannte Holzschwalben (Artamus), von insekten- und saamenfressenden Singvögeln gegen oder über vierzig, krähenartige 4, Honigfresser 7, Kakadu's (Cacatua und Calyptorhynchus) 6, Papageyen 11, unter denen der Erdpapagey (Pezoporus) in den dießmal durchreisten Gegenden am seltensten erschien, Taubenarten 7, darunter die seltsame Bauchrednerin (Geopelia tranquilla Gould.), welche Töne hervorbringt, die aus weiter Ferne bald da, bald dorther zu kommen scheinen, während das Thier ganz nahe über dem Haupte des Hörers sitzt, wachtelnartige 5, strauß- und trappartige 2 (der Emu und der Otis australasianus), Sumpfvögel 18, Wasservögel 14, sämmtlich in Gould's Werke zu finden.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. August.

Nro. 156. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Nineve and its remains. With an account of a visit to the Chaldaean Christians of Kurdistan and the Yezidis or devil-worshippers and an enquiry in the manners and arts of the ancient Assyrians. By Austeen Henry Layard. London 1849. Vol. I. XXX. u. 399. pg. Vol. II. XII. 491. pg. 8.

Die Geschichte der alten Welt geht durch die neuesten Forschungen im Oriente einer großen Umwälzung entgegen. Nachdem uns erst vor wenig Jahren die Veröffentlichung der Inschrift von Behistun treffliche Beyträge zur Geschichte der alten Perser gebracht hat, versprechen neue Arbeiten über die Keilschriften historische Aufklärungen über die Geschichte der Assyrer zu geben, über die unsere Historiker bis jetzt aus den sehr vereinzelten und spärlichen Notizen im alten Testamente und den Classikern wenig mehr als ungewisse Vermuthungen zu bieten vermochten. Noch ist zwar der entscheidende Schritt nicht gethan, noch sind die assyrischen Keilinschriften nicht vollständig entziffert, aber bey dem regen Interesse, das Männer, wie Rawlinson, der Sache widmen, wird eine Entzifferung dieser Inschriften wohl nicht mehr lange auf sich warten lassen. Unterdessen hat sich durch die Ausgrabungen auf altassyrischem Gebiete, besonders durch die von Layard, über welche das oben genannte Werk Rechenschaft giebt, auch so viel anderes Material gehäuft, daß es sich wohl der Mühe verlohnt, einmal zu überblicken, wie weit die neueren Forschungen unsere Kenntniß des alten Assyriens gefördert haben. Wir werden demnach zuerst die Geschichte der Entdeckung assyrischer Alterthümer berichten, dann die Resultate betrachten, welche sich aus diesen Alterthümern ergeben und zum Schlusse in einigen Worten den Stand der Entzifferung der assyrischen Inschriften angeben, so weit sie bey uns bekannt geworden sind.

Daß es eine Gegend gegeben habe, welche Assyria geheißen habe, dieß wird, abgesehen von allen anderen Zeugnissen, durch die altpersischen Keilinschriften erwiesen, in denen eine Provinz Athura häufig vorkommt. Wohin diese Provinz und mit ihr die berühmte Stadt Ninive zu setzen sey, darüber kann ebenfalls kein Zweifel obwalten, da sie von den berühmtesten Schriftstellern des Alterthums sowohl, als der orientalischen Tradition, an den Tigris in die Gegend des heutigen Mosul verlegt wird. Ueber diesen Gegenstand wird es wohl erlaubt seyn auf die erschöpfenden Untersuchungen Tuchs in seiner Schrift de Nino urbe (Leipz. 1845) zu verweisen. Eben so wenig entgiengen den Reisenden aller Jahrhunderte die Schutthaufen, welche jene Gegend am Tigris bedecken und von denen man annahm, daß sie die Lage des alten Ninive bezeichneten. Daß Nachgrabungen in jenen Schutthaufen zu wichtigen Resultaten für die Erforschung des alten assyrischen Reiches führen würden, hatte schon B. G. Niebuhr geäußert (Vorlesungen über alte Geschichte I. p. 30), aber erst der neusten Zeit war es vorbehalten, diese Vermuthungen zur Gewißheit zu erheben. Der Ruhm: der Erste gewesen zu seyn, der Mühe und Geld nicht scheute, um der gelehrten Welt die Alterthümer zugänglich zu machen, welche jetzt der Gegenstand so

vieler Aufmerksamkeit sind, gebührt Hrn. Botta, französischen Consul in Mosul. Seine Bemühungen sind um so mehr anzuerkennen, als er sich durch scheinbare Erfolglosigkeit längerer Arbeiten nicht abschrecken ließ, seinen Zweck mit Beharrlichkeit zu verfolgen. Der Zufall führte endlich Botta auf eine Spur. Ein Bauer, der mit Verwundern sah, daß die alten ausgegrabenen Steine mit Sculpturen sorgfältig aufgehoben wurden, fragte nach der Ursache und erbot sich deren noch mehr zu zeigen; durch ihn wurde dann der Pallast zu Khorsábád entdeckt, über den Botta und Flandin ausführliche Mittheilungen und Zeichnungen gegeben haben. Den Entdeckungen Bottas folgte im Jahre 1845 die eines Basreliefs auf dem Berge Chenduc bey Maalthai durch Hrn. Rouet, der eine Zeichnung davon im Journal asiatique Jahrg. 1846 gegeben hat.

Weit überboten werden aber alle diese Entdeckungen durch die Layards, über welche derselbe in den vorliegenden Bänden Bericht erstattet. Hr. Layard besuchte Mosul zuerst im Jahre 1840 und betrachtete damals schon mit lebhaftem Interesse die Hügel, von denen die Tradition sagte, daß sie aus den Zeiten der Assyrer herrührten und von denen er gleich vermuthete, daß sie Ruinen enthalten möchten. Seit dieser Zeit blieb der Wunsch in ihm rege, Ausgrabungen an diesen Orten veranstalten zu können, aber es fand sich Niemand, der die nöthigen Geldmittel dazu hergeben wollte; mit Freuden hörte daher Hr. Layard von Bottas Ausgrabungen und ermunterte ihn, auch in dem Hügel von Nimrud Nachforschungen anzustellen; dieß lehnte jedoch Hr. Botta ab, weil der genannte Hügel so weit von Mosul entfernt sey. Nachdem nun Bottas Nachgrabungen in Khorsábád ein so günstiges Resultat geliefert hatten, erbot sich Sir Stratford Canning für eine kurze Zeit die Kosten von Hrn. Layards Nachgrabungen zu tragen, in der Hoffnung, daß, im Falle auch hier ein günstiges Resultat erzielt würde, weitere Mittel sich herbeyschaffen lassen würden, um die Erfolge weiter zu benützen. Mit Freuden nahm Hr. Layard dieses Anerbieten an und in der Mitte Octobers 1845 reiste er nach Mosul ab. Nur wenige Tage blieb er dort, um die nöthigsten Verbindungen anzuknüpfen und einige Besuche zu machen, dann eilte er sofort nach Nimrud; fünf Stunden waren bey der vorgerückten Jahreszeit erforderlich, um von Mosul auf dem Tigris dahin zu gelangen. Hr. L. nahm seinen Aufenthalt in Naifa, einem kleinen Dorfe in der Nähe, wo Araber ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten; dort und in einem anderen benachbarten Orte Selamiya, fand er Arbeiter, mit denen er sich am nächsten Morgen nach Nimrud begab. Nach einigem Hin und Hersuchen wurde ein Stück Alabaster gefunden, das man nicht von der Stelle bewegen konnte, man grub daran tiefer in die Erde hinein und fand, daß es der oberste Theil einer Steinplatte war, daneben eine zweyte und dritte u. s. f. Bey weiteren Nachgrabungen fand man auch Inschriften und am Ende des zweyten Tages war bereits das Zimmer eines Pallastes ausgegraben und hiermit erwiesen, daß Ruinen in diesem großen Schutthaufen verborgen seyen.

Von dieser Zeit an war Hr. Layard unermüdlich im Suchen und Nachgraben. Wie er Tag für Tag neue Ruinen, Sculpturen und andere Kunstgegenstände an das Licht förderte, wie vielfach er dabey mit dem gewöhnlichen orientalischen Vorurtheile, daß er nach verborgenen Schätzen suche, zu kämpfen hatte, darüber giebt die erste und größere Hälfte seines Buches die ausführlichste Nachricht. Sie ist um so mehr werth gelesen zu werden, als auch verschiedene andere Nachrichten über Hr. L's. Reise zu den chaldäischen Christen in den Tiyarigebirgen und zu den Yezidis in derselben enthalten sind, welche aber von unserem eigentlichen und nächsten Zwecke zu entfernt liegen, als daß wir näher darauf eingehen könnten. Wir können hier bloß bemerken, daß, nachdem der Erfolg weiterer Nachgrabungen unzweifelhaft war, Hr. L. durch eine größere Geldbewilligung des British Museum in den Stand gesetzt wurde, die Ausgrabungen in einem größeren Maaßstabe vornehmen zu lassen, durch die sich ergab, daß der vorher unförmliche Schutthaufe nicht bloß ein Pallast, sondern daß darin mehrere Gebäude enthalten waren. Das eine nennt Hr. L. North-west palace, das andere South-west palace, ein drittes Central palace und endlich ein viertes South-east edifice; hierzu kommen noch verschiedene vereinzelte Zimmer. Es wird sich wohl der Mühe

verlohnen, über dieſe Gebäude einige Worte zu ſagen. Der North-west palace iſt die intereſſanteſte aller bis jetzt entdeckten aſſyriſchen Ruinen, da derſelbe nicht wie alle übrigen bis jetzt aufgefundenen Gebäude, durch Feuer zerſtört wurde, ſo ſind alle gefundenen Platten und ſonſtigen Denkmäler ſehr gut erhalten. Nicht weniger als 28 Säle mit Alabaſterplatten waren allein in dieſem Gebäude ausgegraben worden (II p. 4); unter dieſen enthielten die Säle B und G die merkwürdigſten Basreliefs, doch nicht allein Sculpturen wurden gefunden, auch andere Gegenſtände von Eiſen, Kupfer, Elfenbein u. ſ. w., darunter auch einige Denkmäler ägyptiſcher Kunſt, von welchen weiter unten die Rede ſeyn wird. Leider waren die meiſten dieſer Denkmäler durch die Länge der Zeit in einen ſo aufgelöſten Zuſtand gerathen, daß ſie meiſtens zerfielen, ſobald ſie an die Luft kamen. — Der ſüdweſtliche Pallaſt iſt weniger gut erhalten als der nordweſtliche, und es iſt eigentlich bloß ein einziger großer Saal in gutem Zuſtande, es iſt daher nicht gut möglich, den Umfang des ganzen Gebäudes genau anzugeben. Da dieſes Gebäude durch Feuer zerſtört worden war, ſo waren auch die Sculpturen ſehr beſchädigt, ſie waren übrigens dieſem Gebäude großentheils nicht eigenthümlich; ein Theil der Steinplatten, welche in dem genannten Saale gefunden wurden, waren offenbar nur von dem nordweſtlichen Gebäude herübergeſchafft; andere ſcheinen einem noch unentdeckten Gebäude der früheren Periode anzugehören. Da der unterſte Theil des ſüdweſtlichen Pallaſtes höher ſtand als der oberſte des nordweſtlichen, ſo lag die Vermuthung nahe, daß derſelbe auf Ruinen gebaut ſey, die Nachgrabungen beſtätigten jedoch dieſe Vermuthung nicht. — Der ſüdöſtliche Punkt ſcheint nach Zerſtörung der älteſten aſſyriſchen Palläſte zum Begräbnißplatze gedient zu haben, man fand dort eine Menge Särge von Stein und in ihnen Skelette, die aber alsbald in Staub zerfielen, ſobald ſie der Luft ausgeſetzt wurden, wiewohl ſie beym Eröffnen noch ganz waren, bloß zwey Schädel gelang es zu erhalten. Unterhalb dieſer Gräber fand man ſieben Zimmer, aber ohne Sculpturen. Die verſchiedenen Ausgrabungen, welche Hr. L. anſtellte, gaben ihm wenigſtens die Sicherheit, daß kein größeres Gebäude mehr in dem Schutthaufen verborgen ſeyn könne, einzelne Zimmer hingegen mögen noch in größerer Anzahl vorhanden ſeyn, ſo daß auch künftige Forſchungen in Nimrud noch zu Reſultaten führen können.

Hr. Layard hat jedoch ſeine Forſchungen nicht auf die Hügel von Nimrud beſchränkt, er hatte ſchon frühe angefangen in den Schutthaufen von Kuyunjik nachzugraben, wohin man gewöhnlich die eigentliche Lage des alten Ninive zu ſetzen pflegte. Sowohl er ſelbſt als der mit ihm rivaliſirende franzöſiſche Conſul arbeiteten einen ganzen Monat lang vergebens, aber eine Notiz Rih's führte Hrn. L. auch hier auf eine richtige Spur. Rih erwähnt nämlich in ſeinem Narrative of a residence in Kurdistan and Nineve T. II. p. 39. ein Basrelief, das in dem Schutte von Kuyunjik war gefunden worden. Es gelang Hrn. L. einen alten Steinbrecher ausfindig zu machen, der bey der Entdeckung des genannten Basreliefs zugegen geweſen war und der ihm bereitwillig den Platz zeigte, wo man es gefunden hatte. Nach dreytägiger Arbeit fanden die Arbeiter den Eingang in ein Zimmer und es zeigte ſich, daß auch dieſer Schutthaufen einen Pallaſt enthielt, der aber durch Feuer zerſtört und nicht einmal ſo weit erhalten war, daß man die Ausdehnung und Anlage desſelben hätte ermeſſen können. Doch auch in Kuyunjik hielten Hrn. L. ſeine beſchränkten Geldmittel ab, Ausgrabungen in großer Ausdehnung veranſtalten zu laſſen, es iſt demnach hier noch zu hoffen, daß künftige Forſcher neue Palläſte auffinden und ihren Blick vornehmlich auf dieſe Gegend richten werden. An einem dritten Orte endlich, in Kala Sherghat führten die Nachgrabungen zu keinem bedeutenden Ergebniſſe, obwohl ſich auch hier herausſtellte, daß die Schutthaufen Trümmer aſſyriſcher Bauwerke ſeyen.

Dieſe kurze Ueberſicht der bis jetzt zu Tage geförderten aſſyriſchen Denkmäler hielten wir für nöthig vorauszuſchicken, um den zweyten Theil von Hrn. L.'s Werke zu verſtehen. Wir haben uns gänzlich enthalten, Auszüge aus Herrn L.'s zum Theil ſehr ausführlichen Beſchreibung von aſſyriſchen Sculpturen zu geben, da dieſelben, ohne beygefügte Abbildungen, natürlich nur geringe Anſchaulichkeit haben.

Der zweyte Theil von Hrn. L.'s Werk ist nun dazu bestimmt, aus den vorliegenden Kunstdenkmälern der assyrischen Bauwerke die archäologischen Resultate zu ziehen. Es fragt sich hier vor Allem: Welches Recht und welche Gründe haben wir, die vorliegenden Denkmale für assyrische zu halten? Das Hauptargument ist aus der Schriftart genommen, welche in den Ruinen von Khorsábád, Kuyunjik und Nimrud die überwiegend gebräuchliche ist — es finden sich nämlich auch Gefäße mit der phönicischen oder einer derselben sehr ähnlichen Schriftgattung — der Keilschrift. Nur sind keine Denkmäler mit dieser Schriftgattung gefunden worden, die jünger wären als Alexander, daher die allgemeine Annahme, daß die Keilschrift mit der Eroberung des Macedoniers in Asien untergegangen sey. Persisch sind diese Denkmäler in Nimrud, Kuyunjik und Khorsábád gewiß nicht, denn die Denkmale der persischen Könige kennen wir zur Genüge und wissen, daß sie ihre Inschriften fast immer in drey Sprachen einhauen ließen, niemals aber haben sie vergessen, die Inschriften in ihrer eignen Sprache und in der ihr eigenthümlichen Gattung der Keilschrift einhauen zu lassen. Da nun die in Babylon entdeckten Denkmale wieder zu einer anderen Gattung der Keilschrift gehören und die Lage von Nimrud nnd Kuyunjik so genau mit der des alten Ninive übereinstimmt, so ist es wohl als unzweifelhaft anzusehen, daß die dort gefundenen Gebäude dem assyrischen Reiche angehören. Man muß aber die Entstehung dieser Gebäude auch jedenfalls vor der Zerstörung des assyrischen Weltreiches durch Cyarares und Nabopalassar setzen, denn, wenn auch später Ninive noch bestand, so war es doch jedenfalls zu unbedeutend, als daß noch große Palläste oder Tempel dort gebaut werden konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Narrative of an expedition into Central-Australia.

(Schluß.)

Unter den zehn von H. Sturt mitgebrachten Säugethierarten möchte vielleicht das kleine fliegende Opossum, noch unter der Größe einer Maus, mit gefiedertem (einer Enmufeder gleichendem) Schwänzchen und von schwarzbrauner Farbe eine neue Species seyn. Er benennt es die fliegende Opossum-Maus (Acrobates pygmaea). Auch eine kleine Art Fledermaus bedarf noch der genaueren Bestimmung. Ueberhaupt ist das Binnenland jenseits dem Darling sehr arm an Säugthieren. Am häufigsten sind noch dre **Hapalotus Mitchelii**, welcher nach der Regenzeit in solcher Menge von den Eingebornen gefangen wird, daß diese eine Zeit lang hauptsächlich von ihm sich nähren, obgleich das Thierchen fast nur die Größe einer Maus hat. Dasselbe gilt vom **Chaeropus castanotus** (dem oben erwähnten Springhasen). Ratten und Mäuse, welche H. Sturt für identisch mit den unsrigen hielt, sind den Menschen auch in diese Einöden des Binnenlandes gefolgt.

In seinen allgemeinen Bemerkungen über Südaustralien, welche H. Sturt dem 2. Bande des Werkes beyfügt, ertheilt er unsern aus Schlesien nach Adelaide eingewanderten Landsleuten ein Lob, und giebt von ihnen eine Schilderung, welche man nicht ohne Rührung lesen kann. Möchten doch die Auswanderer aus denselben Gegenden, die meist als unstätt politische Flüchtlinge jenem guten Kern nachgefolgt sind, uns Deutschen den guten Namen nicht zu Schanden machen, den wir uns durch das sittlich ernste Betragen, durch den unermüdeten Fleiß, die Genügsamkeit und Redlichkeit der ersten schlesischen Auswanderer bey den Engländern in Südaustralien erworben haben.

Noch vor der Mitte des Januars **1846** war H. Sturt wieder bey den Seinigen. Er hatte nur den Verlust des treuen Gehilfen Poole zu beklagen, die andern Reisegefährten hatten alle Beschwerden des peinlich langwierigen Marsches glücklich überstanden.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. August.

Nro. 157. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Nineve and its Remains.

(Fortsetzung.)

In den assyrischen Palläſten ſelbſt aber, muß man nothwendig zwey Perioden unterſcheiden, der nordweſtliche Pallaſt iſt unzweifelhaft älter als die übrigen, beſonders der ſüdweſtliche, dieß ſieht man daraus, daß Sculpturen des erſteren offenbar bey der Erbauung des letzteren gebraucht wurden, ja es iſt ſogar ſehr wahrſcheinlich, daß der nordweſtliche Pallaſt bereits in Trümmern lag, als der ſüdweſtliche gebaut wurde; denn letzterer liegt viel höher, ſein Fundament iſt ungefähr gleich mit dem oberſten Theile der Reſte des nordweſtlichen. Auch die Kunſtdenkmale laſſen auf zwey Perioden ſchließen, die älteren im nordweſtlichen Pallaſte ſind großartiger in der Auffaſſung der Gegenſtände, die jüngeren dagegen vollendeter in der Ausführung; wir werden unten bey dem Abſchnitte über aſſyriſche Kunſt nochmals auf dieſen Unterſchied zurückzukommen haben. Endlich ſind auch die Keilinſchriften verſchieden; die in dem älteren Pallaſte gehören zu derſelben Gattung wie die Inſchriften von Van, demnach wäre die Gattung, welche Rawlinſon die medo-aſſyriſche genannt hat, entſchieden die ältere. Was Hr. L. über die Inſchriften ſelbſt giebt, iſt nur Vermuthung, wir laſſen aber Vermuthungen über dieſe Inſchriften wohl am beſten ganz bey Seite, da bey dem regen Antheile, den man jetzt überall an den aſſyriſchen Inſchriften nimmt, eine vollſtändige Entzifferung derſelben nicht mehr lange auf ſich warten laſſen wird, dieſe aber muß uns Gewißheit bringen. Merkwürdig aber bleibt die Verbindung Aſſyriens mit Aegypten, welche mehrere im Pallaſte zu Nimrud gefundene Elfenbeinarbeiten ſicher darthun. Mr. Birch hat in den **Transactions of the Royal society of literature** eine eigene Abhandlung über dieſe Elfenbeinarbeiten veröffentlicht und ſein Urtheil geht dahin, daß der Styl derſelben zwar nicht rein ägyptiſch, aber doch eine genaue Nachahmung des ägyptiſchen Styles ſey, die Arbeiten gehörten aller Wahrſcheinlichkeit nach in die Zeit der 22. ägyptiſchen Dynaſtie, doch ſey allerdings auch nichts dagegen einzuwenden, wenn man ſie unter die achtzehnte Dynaſtie ſetzen wolle. — Im zweyten Capitel behandelt Hr. L. zuerſt die Abſtammung der Aſſyrer, die er am wahrſcheinlichſten für Semiten hält. Auch über dieſen Punkt können bey den geringen Hülfsmitteln, die wir bis jetzt haben, nur ſolche Vermuthungen aufgeſtellt werden, welche die Entzifferung der Inſchriften mit einem Schlage entweder beſtätigen oder vernichten wird. Hierauf beſpricht der Hr. Vf. die Ausdehnung der Stadt Ninive ſelbſt und iſt der Anſicht, daß ſämmtliche bis jetzt entdeckte aſſyriſche Ruinen dieſer Stadt angehört haben werden, da die gegenſeitige Entfernung der Ruinen von Nimrud, Kuyunjik und Khorſabäd etwa die Ausdehnung giebt, welche nach Angabe der Alten Ninive gehabt haben ſoll, nämlich 480 Stadien, wie Strabo angiebt, oder ein Umfang von drey Tagereiſen, wie im Buche Jona berichtet wird. Die Stadt wird ganz aus den Materialien gebaut geweſen ſeyn, welche die Umgegend bot, nämlich aus Lehmziegeln mit Stroh gemiſcht, welche der brennende Sonnenhitze ausgeſetzt, in 2—3 Tagen hart genug werden, um als Baumaterial zu dienen. Bauholz liefern in der Gegend von Ni-

nive bloß die Palme und der Pappelbaum, letzterer wird jetzt auch auf dem Khabur und Tigris von den kurdiſchen Bergen nach Moſel herabgeflößt, möglich, daß dieß ſchon im Alterthume der Fall war. Die aus Lehmziegeln gebauten Häuſer zerfallen ſehr ſchnell, wenn die nöthigen Reparaturen eine Zeitlang verabſäumt werden; von ganzen Dörfern findet man, wenn ſie verlaſſen worden ſind, nach einigen Jahren kaum eine Spur mehr, es iſt daher begreiflich, warum ſich bloß Ruinen von dauerhaft gebauten Palläſten oder Tempeln nicht aber von Privathäuſern erhalten haben. Der Hr. Vf. widerſpricht auch der Anſicht Flandins, daß die aſſyriſchen Palläſte gewölbt geweſen ſeyen. Man findet allerdings Thore in Bogenform ſehr häufig abgebildet, ja, ſelbſt ein gewölbtes Zimmer hat man in Nimrud gefunden, dennoch weiſt Nichts darauf hin, daß auch die größeren Säle gewölbt geweſen ſeyen, oder daß ſie andere Stützen gehabt hätten als die Seitenwände. Die Säle ſind auch alle im Verhältniß zu ihrer Länge ſehr ſchmal, der ſchönſte unter ihnen iſt 160 Fuß lang und nur 35 Fuß breit, unfehlbar würde man ſie breiter gemacht haben, wenn man ein Mittel gekannt hätte, ſie zu ſtützen, denn die Sculpturen würden ſich in breiten Sälen viel beſſer ausnehmen. Ob und wie die Gebäude bedeckt geweſen ſind, ſteht dahin, es iſt allerdings wahrſcheinlich, daß irgend eine Bedeckung vorhanden war, und die Bewohner gegen die brennende Sonnenhitze ſowohl als den Winterregen dadurch geſchützt wurden, doch müſſen die Zimmer jedenfalls ihr Licht von oben erhalten haben, da man nirgends eine Spur von Fenſtern in denſelben angetroffen hat. Beachtenswerth erſcheint uns die Anſicht eines anderen engliſchen Reiſenden, Longworth, welche Hr. L. T. II. p. 269 anführt, nämlich, daß die Gebäude vom Anfange an unter der Erde gelegen wären und zu Sommerwohnungen der aſſyriſchen Könige gedient hätten, nach Art der Serdábs, durch die ſich noch heutzutage die Einwohner von Moſul gegen die Sommerhitze ſchützen. Es fragt ſich, ob die von dem Hrn. Vf. erhobenen Einwände: die hohe Lage der Ruinen und die prachtvollen Eingänge, hinreichend ſind, die genannte Hypotheſe zu entkräften. Merkwürdig iſt, daß ſich in den aſſyriſchen Palläſten gar keine Spuren von Säulen zeigen, wiewohl man aus den Sculpturen ſieht, daß ſie eine Art der Säulen gekannt haben, welche den joniſchen ſehr ähnlich waren und von denen Hr. L. II. p. 273. eine Abbildung gegeben hat. — Das dritte Capitel handelt von der aſſyriſchen Kunſt. Der Hr. Vf. wiederholt für ſeinen bereits oben angeführten Satz: daß in der aſſyriſchen Kunſt zwey Perioden zu unterſcheiden ſeyen, eine ältere, welche durch den nordweſtlichen Pallaſt in Nimrud repräſentirt wird, dieſe ſey die höchſte Höhe, welche aſſyriſche Kunſt erreicht hat; die Monumente von Kuyunjik und Khorſábád zeigen dagegen offenbaren Verfall. Es muß alſo noch eine frühere Periode angenommen werden, in der ſich die aſſyriſche Kunſt entwickelte, vielleicht, daß einmal noch ein anderes Gebäude entdeckt wird, welches uns dieſen Zuſtand anſchaulich macht. Der Annahme: daß die Aſſyrer ihre Kunſt durch die Aegypter erhalten hätten, glaubt der Hr. Vf. widerſprechen zu müſſen; was die Aegypter und Aſſyrer mit einander gemein haben, das ſey mehr oder weniger das Kennzeichen der Kunſt in ihrer Kindheit bey jedem Volke (z. B. der Mangel der Perſpective). Der Hr. Vf. glaubt ſich aber berechtigt, wichtige Schlüſſe ziehen zu dürfen hinſichtlich der Verbreitung aſſyriſcher Kunſt nach Kleinaſien und von da nach Griechenland. Hr. Layard nimmt eine doppelte Einwirkung der aſſyriſchen Kunſt auf die Kleinaſiatiſche an, einmal eine unmittelbare, während der Blüthenzeit der aſſyriſchen Herrſchaft, und eine mittelbare, durch Perſien. Als ein Beyſpiel unmittelbarer Einwirkung aſſyriſcher Kunſt betrachtet Hr. L. die Denkmale von Pterium und glaubt, daß genauere Nachforſchungen noch mehrere ähnliche an den Tag bringen würden. Beſſer bekannt indeß, als dieſe Denkmale der älteſten Periode ſind die der ſpäteren, welche durch ihre bekannte Verwandtſchaft mit den älteſten Denkmalen griechiſcher Kunſt noch ein beſonderes Intereſſe erhalten. Daß die perſiſche Kunſt unter dem Einfluſſe der aſſyriſchen ſtand, geht aus den Denkmalen von Perſepolis und Behiſtun zu deutlich hervor, als daß darüber ein Zweifel obwalten könnte. Den verhältnißmäßig hohen Standpunkt aſſyriſcher Kunſt zeigt nun Hr. L. durch Abbildung der verſchiedenen Ornamente, ſo wie Tiſche, Stühle und ſonſtige Geräthſchaften, worauf wir bedauern, nicht näher eingehen zu können. Im vierten Capitel, behandelt

Hr. L. zuerst die Kleidung der assyrischen Könige, welche in den beyden Perioden der assyrischen Kunst nicht ganz gleich dargestellt wird; in der ersten ist die Tiare des Königs niedrer und weniger verziert, in der zweyten ist sie ziemlich hoch und mit reicher Stickerey versehen, wahrscheinlich war die Tiare aus einem kostbaren Stoffe verfertigt. Auch die Fußbekleidung der Könige ist in beyden Perioden wesentlich verschieden. Unter dem Gefolge des Königs finden wir zuerst die Eunuchen, die in dem assyrischen Reiche dieselbe wichtige Rolle gespielt zu haben scheinen wie im späteren Oriente, bekanntlich werden die Assyrer als die genannt, welche zuerst den barbarischen Gebrauch der Castration eingeführt haben sollen. Die Eunuchen sind gleichfalls meist kostbarer gekleidet und scheinen die wichtigsten Aemter bekleidet zu haben. — Die Waffen der Assyrer sind ganz die unter allen Völkern gewöhnlichen: Bogen und Pfeil, Schwert, Speer und Schild. Die Rüstung wird auf den späteren Denkmalen etwas verschieden von der auf den älteren dargestellt, die Schuppen des Panzer sind größer auf den Denkmalen von Khorsábád und Kuyunjik. Der König hat, wie die indischen Könige, einen Sonnenschirm, der jederzeit offen über ihn gehalten wird. Die Krieger sind verschieden gekleidet und es ist wahrscheinlich, daß durch die Kleidung die verschiedenen Nationen unterschieden werden, welche den assyrischen Königen dienstpflichtig waren. Nicht allein die Krieger, auch die Pferde sind sorgfältig gerüstet, es scheinen bey den Assyrern Wagenkämpfe häufig gewesen zu seyn, gewöhnlich findet man drey Pferde an einen Wagen gespannt. Daneben kommt auf den Abbildungen auch Reiterey vor und bey der Nähe Arabiens ist zu vermuthen, daß dieselbe trefflich gewesen sey. Es kann überhaupt nicht zweifelhaft seyn, daß die Assyrer disciplinirte Truppen gehabt haben, auf den Abbildungen von Schlachten sieht man Reserven aufgestellt, Angriffe in Reihe und Glied und verschiedene andere Manöuvres abgebildet. Da auch ägyptische Basreliefs geordnete Schlachten darstellen, so wird man sich nicht wundern dürfen, wenn wir bey den Assyrern dieselbe Erscheinung treffen. Auch die Belagerungen wurden regelmäßig und mit Belagerungsgeschütz betrieben, wie aus verschiedenen Darstellungen hervorgeht. Nach der Eroberung einer Stadt wurde dieselbe geplündert und zerstört; die Einwohner in die Gefangenschaft abgeführt, diese Thatsache, die wir schon aus der jüdischen Geschichte kennen, wird durch die assyrischen Basreliefs vollkommen bestättigt, man findet Basreliefs, auf denen Soldaten beschäftigt sind Häuser und Palläste zu zerstören, während andere verschiedene Geräthschaften wegtragen und Männer und Weiber theils zu Fuß theils zu Wagen als Gefangene weggeführt werden. Obwohl die Assyrer nicht am Meere wohnten, so lernten sie doch schon sehr bald den Gebrauch der Schiffe kennen, man findet sie schon auf den ältesten Monumenten von Nimrud abgebildet, dort sind es natürlich blos Flußschiffe, die Sculpturen von Khorsábád zeigen die Schiffsbaukunst in einem mehr fortgeschrittnen Zustande, die besten Schiffe sind aber in den Ruinen von Kuyunjik abgebildet, dort sind es auch offenbar Seeschiffe. Die Form der Schiffe ist übrigens der Gestalt irgend eines mythischen Seeungeheuers nachgebildet. — Merkwürdig sind die Abbildungen der Feinde der Assyrer. Auf den ältesten Denkmalen unterscheiden sie sich fast nur dadurch von den Assyrern selbst, daß sie keine Helme tragen, auf den späteren aber finden wir sie in verschiedenen Trachten, auch mit der hohen, spitzigen Mütze, ähnlich wie sie der Scythe Sarukha auf dem Monumente von Behistun trägt, sie werden wohl auch auf den assyrischen Monumenten die Tracht der Scythen bezeichnen sollen. Sonst können wir aus den Abbildungen über die Völker, mit denen die Assyrer Krieg führten, nur wenig mit Sicherheit schließen, einige derselben wohnten an Flüssen, andere an der See, noch andere endlich haben Burgen auf hohen Bergen, unter den besiegten Völkern sind auch civilisirte, deren Burgen und Städte geplündert werden. Die Ansicht Flandins, daß sich Neger unter den besiegten Völkern befinden, scheint sich nicht bestätigen zu wollen, das Basrelief, auf welches derselbe sich beruft, ist sehr verstümmelt und die Figuren auf demselben schwer zu erkennen, alle anderen zeigen aber durchaus keine Neger, und so mag denn Flandin durch seine Phantasie irre geführt worden seyn. Daß die Saker oder Scythen sich unter den von dem Assyrern unterjochten Völkern befanden scheint den Ref. nach dem oben Gesagten gewiß zu seyn, welche aber die übrigen Völkerschaf-

ten sind, darüber haben wir vor der Entzifferung der Inschriften wohl kaum eine Andeutung zu erwarten. Hr. L. zieht allerdings ägyptische Denkmale herbey, allein die auf denselben vorkommenden Völkernamen sind selbst so dunkel, daß sie für die assyrischen Denkmale keinen Anhaltspunkt gewähren.

Darstellungen von Kriegsereignissen bilden den Hauptgegenstand der assyrischen Sculpturen, es liegt daher in der Natur der Dinge, daß wir über Schlachtordnung, Kriegsgeräthschaften u. dgl. weit mehr aus den assyrischen Denkmalen erschließen können, als über bürgerliche und häusliche Alterthümer der Assyrer. Wo häusliche Darstellungen vorkommen, sind sie meist sehr untergeordneter Natur, es werden Schafe geschlachtet, Pferde gefüttert u. s. w., aus allem diesen lernen wir sehr wenig. Hr. L. hat es gleichwohl unternommen, das Wenige, was sich aus den Monumenten ergiebt, zu sammeln und uns mit Hilfe der spärlichen Notizen bey den hebräischen und Profanschriftstellern ein Bild der assyrischen Zustände zu geben. Die Abbildungen bestätigen die Nachrichten der Alten über die reichen Kleider der Assyrer, der König und sämmtliche Würdenträger werden immer in sehr reich verzierten Gewändern dargestellt und wir dürfen daraus schließen, daß die Assyrer in der Kunst, Wolle und andere Stoffe zu weben, die umwohnenden Völker weit übertrafen. Ebenso geht aus den Abbildungen und den übrigen gefundenen Alterthümern unzweydeutig hervor, daß sie die Bearbeitung der Metalle zum Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit gemacht hatten. Eisen und noch mehr das Kupfer scheinen sie vorzüglich bearbeitet zu haben, doch verstanden sie auch Silber und Gold zu bearbeiten und selbst die Vergoldung war ihnen bekannt, wie man an den Elfenbeinarbeiten sieht, wo sich die Vergoldung theilweise bis jetzt erhalten hat. Auch das Elfenbein verstanden sie zu bearbeiten, dieses erhielten sie wahrscheinlich aus Indien; bereits Heeren hat gezeigt, in welch genauen Handelsbeziehungen Assyrien und Babylonien zu Indien standen. Eben so wenig kann in Frage gestellt werden, daß die Assyrier die Kunst verstanden, das Glas zu verfertigen, in Nimrud wurde eine Vase aus Glas von sehr eigenthümlicher Arbeit gefunden, welche den Namen eines assyrischen Königs in Keilschrift trägt. Ueber den Ackerbau der Assyrer sagen uns die Sculpturen natürlich Nichts, wir wissen aber von den Alten, daß Assyrien ein fruchtbares und sehr gut angebautes Land war. Dagegen sind Jagddarstellungen sehr häufig, wie denn die Jagd nach dem Kriege für die edelste Beschäftigung bey den Assyrern gegolten zu haben scheint. Die Bibel sagt von Nimrud, dem Gründer des assyrischen Reiches, er sey ein gewaltiger Jäger gewesen; Ninus, der Gründer von Ninive war gleichfalls wegen seiner Gewandtheit auf der Jagd berühmt. Demgemäß wird der König sehr oft jagend dargestellt und man scheint die Jagd auf den Löwen für die edelste gehalten zu haben. Gegenwärtig kommt der Löwe in der Gegend von Mosul nur selten, aber doch zuweilen vor, in älteren Zeiten ist er dort gewiß viel häufiger gewesen. Flandin hat es bemerkenswerth gefunden, daß der Löwe auf assyrischen Sculpturen nie als ein freyes Thier vorkommt, dieß hat aber seinen Grund bloß darin, daß eben die Ueberwindung dieses Thieres bey den Assyrern für einen großen Ruhm galt und eben deßwegen häufig dargestellt wurde. Außerdem kommt noch ein Thier mit einem Horne vor, welches Hr. L. früher für das auch in der Bibel erwähnte Einhorn gehalten hat; später nahm er an, daß es den Büffel bezeichnen solle, der nur ein Horn habe, weil die Assyrer die Thiere immer von der Seite darstellen, aus demselben Grunde findet man auch Pferde mit einem Vorder- und einem Hinterfuße abgebildet. Dieß kann wahr seyn, unmöglich ist es jedoch auch nicht, daß das Thier ein Einhorn bezeichnen soll. Hr. L. ist nämlich von seiner früheren Ansicht nur deßwegen zurückgekommen, weil er glaubt, unter dem Einhorne der Bibel müsse eine Antilope verstanden werden; das Thier auf den Sculpturen hat aber durchaus keine Aehnlichkeit mit dieser Thierart (II. p. 429).

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. August.

Nro. 158. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Beytrag zur deutschen Mythologie von Friedrich Panzer. Mit 4 Kupfertafeln. München, Christian Kaiser. 1848. S. 407.

Als Jakob Grimm vor etlichen Jahren die Vorrede zur zweyten Ausgabe seiner deutschen Mythologie schrieb und dabey eine Musterung dessen vornahm, was die jüngste Zeit für Aufzeichnung deutscher Volkssagen gethan, sprach er die Hoffnung aus, daß solche Sammlungen wohl auch bald aus Holstein, Westfalen, Bayern und Tirol dem Forscher zu statten kommen würden. Was Bayern betrifft, so ist der Wunsch bereits erfüllt; denn der „Beytrag zur deutschen Mythologie," den wir hier zu besprechen haben, ist zunächst eine im Geist der Grimm'schen Schule angelegte Sammlung bayrischer Sagen, zwar nicht beschränkt auf das Gebiet, das man nunmehr Altbayern nennt, sondern ausgedehnt auf den ganzen Umfang des jetzigen Königreichs.

Im Fache der Sagen ist bekanntlich seit ein paar Jahrzehnten ein neues Verfahren eingetreten. Es ist nämlich jetzt kein Geheimniß mehr, daß diese Ueberlieferungen eigentlich Bruchstücke sind einer alten längst untergegangenen Religion. Darin liegt denn auch der Werth, den sie für die Wissenschaft haben und deßwegen sind sie mit einem Male wieder zu ganz unerwarteten Ehren gekommen. Aus eben diesem Grunde aber fordert jetzt der deutsche Mythologe von den Liebhabern und Sammlern der Sage eine ganz andere, eine keusche, scheue Methode, die mit dem, was sie in Dorf und Feld gefunden, nicht eine spöttische Ergötzlichkeit treibt, sondern ein ernsthaft bedächtiges Geschäft. Es ist zwar noch immer nicht verboten, aber es hilft dieser Wissenschaft nicht weiter, wenn der Dichter oder Dichterling einen solchen Fund als seine gute Beute betrachtet und dran hämmert, polirt und reimt, bis es eine Romanze oder sonst etwas geworden. Vielmehr ist die Aufgabe jetzt so gestellt, daß der Freund der Sagen sie mit ehrbarer Bescheidenheit so vollständig als möglich sammle und ohne Zuthat, in ihrer ganzen Einfachheit sie aufzeichne. Dann macht sich die Gelehrsamkeit daran und durchforscht den aufgespeicherten Schatz, vergleicht, spürt, deutet, greift aus der allerneuesten Zeit in's allerälteste Alterthum, von Land zu Land, aus einer Sprache in die andere und giebt auf diese Weise die wunderbarsten Enthüllungen über Glauben und Meinungen, Dichten und Trachten längst dahingegangener Zeiten. Das muß freylich zugegeben werden, daß für den Zeitvertreib des Lesers, der Unterhaltung sucht, auf diesem neuen Wege nichts gewonnen wird; denn es mag wohl den meisten angenehmer dünken, einen Band von Sagen durchzulesen, wie sie Musäus zurichtete, als ein paar hundert solcher ungeschmückter Ueberlieferungen, von denen so viele, obwohl der Fundort verschieden, sich in den Grundzügen ganz gleich sind.

Eine solche Sagensammlung für die Bedürfnisse der Wissenschaft bietet uns nun aber Herr Friedrich Panzer in seinem Beytrage zur deutschen Mythologie. Sie enthält in mehreren Abtheilungen allerley anziehende Ausbeute über mythologische Gegenstände, auch über volksthümlichen Aberglauben und noch immer gültige Bauernregeln; den größten Theil des Buches aber nehmen die Sagen in Anspruch, die der Verfasser über „die drey Schwestern"

gesammelt hat und dieses wichtige Hauptstück wird daher auch einer näheren Betrachtung nicht unwürdig seyn.

Es gibt in Altbayern und in den angränzenden Gebieten der Nachbarländer viele Ortschaften, in deren Nähe ein Hügel, nach volksthümlicher Anschauung ein „Berg" sich findet. Die obere Fläche desselben ist oft so gestaltet, daß man an einen Wall denken kann, der in uralten Zeiten die Krone des Hügels umzäunt haben mag. Gewöhnlich fließt ein Bach daran vorbey. Von solchen Hügeln geht die Sage, es sey einst ein Schloß darauf gestanden, aber in uralten Zeiten versunken. In diesen versunkenen Burgen nun ist auch ein großer Schatz zu finden, den ein grimmiges Thier bewacht, sey es ein Drache, eine Schlange oder auch ein schwarzer Pudel mit feurigen Augen. — Man gelangt dahin durch unterirdische Gänge, die aber nicht, wie man glauben möchte, der Mythe angehören, sondern, wie wir später sehen werden, der Wirklichkeit. Allein nicht nur der Schatz ist da verwahrt, sondern es wohnen dort auch noch jene, denen er einst angehört und dieß sind die drey Fräulein. Sie sind schon oft gesehen worden und ihre Gestalt ist in der Gegend wohlbekannt. Sie erscheinen am Sunwendtage oder zu heiligen Zeiten, bey nächtlicher Weile, hinter einander gehend; die ersten beyden sind weiß von Kopf bis zu Fuß, die letzte ist es nur bis zum Gürtel, von da ab schwarz. Die ersten beyden, meint man, seyen zu erlösen, die dritte nicht. — An manchen Orten will man auch bemerkt haben, daß die drey Fräulein ein Seil spannen, von ihrem Burgstall bis zum nächsten; daß aus der Tiefe des versunkenen Schlosses am Sunwendtage ein Hahn kräht, daß zur selben Zeit ein schwarzes Roß bey Nacht aus dem Berge kommt und auf die Weide geht. Dieß sind die allgemeinen Züge der Sage, die indeß an manchen Orten noch voller und reicher erscheint, während wieder in andern Gegenden der Mythus sehr verkümmert, oft nur noch eine schwache Spur seines ehemaligen Daseyns vorhanden ist.

Nun tritt aber ein eigener Umstand dazu, der die drey Fräulein ganz und gar in die Geschichte einzureihen scheint, nämlich dieselben drey Fräulein, so fabelhaft sie uns vorkommen mögen, treten auch als Stifterinnen auf und ihre frommen Stiftungen haben sich bis zum heutigen Tage erhalten. Im Wald bey Sillaching liegt ein versunkenes Schloß, das ehemals drey Fräulein bewohnten, welche drey nahegelegene Kirchen gestiftet und der Junfrau Maria geweiht haben. Dasselbe wird zu Frauenberg bey Freysing erzählt und ähnliches an mehreren anderen Orten. Am deutlichsten aber und scheinbar ganz leibhaftig hineinragend in die Gegenwart erscheinen die drey Stifterinnen zu Igling, Landgerichts Landsberg. In einem hinterlassenen Manuscripte eines dortigen Pfarrherrn fand der Forscher folgende Stelle: „Unter den adelichen Geschlechtern, welche von uralten Zeiten die Hofmarch Igling besaßen, sind am ersten Orte die drey hochadelichen Fräulein mit Namen Heilräthinnen zu preisen, welche nach Meinung der bewährtesten Schriftsteller von Karolingischem Geblüte abstammen sollen und sich in Igling durch reiche Stiftungen an Weidenschaften und Waldungen berühmt machten." — Diese Stiftungen haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten, weßwegen ihnen auch jene Ortschaft alle Jahre einen feyerlichen Seelengottesdienst halten läßt. Die Ueberlieferung von den drey Stifterinnen ist dort also allen Anzeichen nach noch ganz frisch; nebenher aber geht schwesterlich und in aller Eintracht die Sage von den drey Fräulein. —

Der fleißige Sammler dieser Sagen ist uns nun aber auch die Erklärung derselben nicht schuldig geblieben, sondern hat vielmehr in einem sehr gelehrten Anhange auf unwidersprechliche Weise dargethan, daß die Fräulein nichts anders bedeuten können, als die altgermanischen Nornen, die Göttinnen des Schicksals, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, der Geburt, des Lebens und des Todes. Die Edda, bey ihrem bekannten Zuge, die Mythen in's Ungeheure zu treiben, gibt den Nornen statt des griechischen Lebensfadens lieber ein langes Seil und das spannen ja auch die drey Fräulein aus, wie am Hargenstein bey Reutte oder am Rachelberge bey Flinsbach erzählt wird. Die dritte der Schwestern, die halbschwarze, die zu Igling noch heutzutage „die Held" heißt, hat aber nicht allein den Tod zu bedeuten, sondern noch etwas

mehr. Es iſt nämlich ſo viel als gewiß, daß ſich die alte Hella, die Göttin der Unterwelt, mit ihr vereinigt hat. Deren Beruf war urſprünglich, die Seelen der Verſtorbenen in Empfang zu nehmen und unerbittlich feſtzuhalten. Die Deutſchen bewahrten nach ihrer Bekehrung den Namen, aber aus der Perſon wurde eine Lokalität, aus der Hella die Hölle. Auch in der Edda erſcheint Hella halb ſchwarz und halb weiß. Sie reitet auf einem ſchwarzen Pferde durch das Land, um die ihr heimgefallenen Todten zu ſammeln und ſomit iſt uns denn auch das Urbild jenes unheimlichen Roſſes gegeben, das um Mitternacht aus dem verſunkenen Schloſſe auf die Weide geht. Ferner verbindet die Edda mit der Hella, wie mit den Nornen, ein Hündchen, kampfgierig und bluttriefend und dieſes erinnert an jenen Pudel mit ſeinen feurigen Augen. Was endlich den Hahn betrifft, der aus der verſunkenen Burg heraufkräht, ſo kennt auch die Edda einen ſchwarzen Hahn in den Sälen der Hella. Die verſunkene Burg endlich hängt mit dem Glauben an Verwünſchungen zuſammen. Wir wiſſen jetzt, daß Kaiſer Karl im Untersberge, wie Friedrich der Rothbart im Kyffhäuſer jüngere Perſonificationen einer ältern Gottheit, nämlich des alten Wodan, ſind. Die Sage legte ſie bey Seite, ſie wollte ſie gewiſſermaßen aufheben, und daher der Glaube, ſie hätten ſich verwünſcht. Dieſelbe Idee liegt auch zu Grunde bey der Sage von den drey Fräulein; auch ſie, die alten Schickſalsgöttinnen, haben ſich verwunſchen und mit ihnen iſt die Burg in den Berg verſunken. Wenn die Sage behauptet, ſie könnten erlöst werden, ſo hat das vielleicht urſprünglich bedeutet, ihre Verehrung könne einſt wiederkehren. Daß dieß ſehr zweifelhaft, muß aber ſchon der neu bekehrte Heidenchriſt gefühlt haben, weil er die Erlöſung von den ſchwerſten Bedingungen abhängig machte. Abgeſehen von den vielen, wenn auch nur ſcheinbaren Fährlichkeiten bey dem Unternehmen ſelbſt, wird an manchen Orten der Bruch des Zaubers davon abhängig gemacht, daß der künftige Erlöſer als Kind in einer Wiege geſchaukelt worden, die aus dem Holze des Baumes gezimmert war, der jetzt erſt als ſchwaches Reis aus der Mauer eines beſtimmten Thurmes ſprießt. Oder der Kirſchkern, aus welchem das Holz zur Wiege erwachſen ſoll, muß von einem beſtimmten Vogel in eine Ritze des Schloßgemäuers getragen werden u. ſ. w.

(Schluß folgt.)

Nineve and its Remains.

(Schluß.)

Wir wiſſen indeſſen jetzt durch Dr. Pruners Nachrichten, daß die Einhorne keine Antilopen, ſondern eine wirkliche Thiergattung ſind, eine Abart des Rhinoceros, aber bloß mit einem Horne, das zwiſchen den beyden Augen hervorgewachſen iſt. Dieſes Thier, welches noch jetzt in dem Innern Afrika's vorkommt, iſt viel ſtärker und furchtbarer, als das gewöhnliche Rhinoceros. Man vergl. hierüber Dr. Pruners Brief an Carl Ritter, abgedruckt im Magazin für die Literatur des Auslandes Jahrg. 1849 Nr. 62. Von den Hausthieren findet man nur die gewöhnlichen abgebildet, der Hund iſt bis jetzt noch nicht gefunden, auf einem einzigen Monumente ſcheint er neben einem Zelte zu ſitzen, doch iſt das genannte Monument zu ſehr verſtümmelt, als daß man dieß mit Sicherheit behaupten dürfte. Beachtung verdient der in Nimrud gefundene Obelisk, auf dem mehrere ausländiſche Thiere abgebildet ſind, die dem Könige der Aſſyrer als Tribut dargebracht werden, und die uns erlauben, Schlüſſe auf die Ausdehnung der aſſyriſchen Eroberungen zu ziehen. Es findet ſich dort das baktriſche Kameel mit zwey Höckern, das wohl aus Baktrien gekommen ſeyn wird, dann der Elephant, der wohl aus Indien kommen mußte, und zuletzt noch mehrere Arten von Affen, darunter zwey ſehr große und ſtarke, welche von ihren Wärtern an langen Ketten geführt werden. Es iſt natürlich nicht gut möglich, aus den Zeichnungen die Art noch genauer zu beſtimmen. Vögel kommen nur wenige auf den Sculpturen vor, auch ſind ſie, wo ſie vorkommen, nicht kenntlich genug; nur drey Arten laſſen ſich mit Gewißheit beſtimmen: der Adler, der Strauß und das Rebhuhn. Eben ſo ſind die Bäume alle conventionell, mit Ausnahme der Palme, Fichte und des Weinſtockes. Bey Darſtellungen von Flüſſen oder Meeren werden auch Zeichnungen von Fiſchen, Muſcheln und andern Waſ-

serthieren beygegeben, doch sind auch hier die Formen rein conventionell, bloß daß die Fische größer gezeichnet und mehrere eigenthümliche Seefische beygegeben werden, wenn das Meer dargestellt werden soll, z. B. der Haifisch, auf einer Zeichnung findet sich auch ein Krokodill.

Das siebente und letzte Capitel unseres Werkes behandelt noch einen höchst wichtigen Gegenstand: die Religion der alten Assyrer. Die gründlichste Aufklärung haben wir auch hierin gewiß von den Inschriften zu hoffen, in denen die religiöse Seite des assyrischen Lebens gewiß nicht übergangen seyn wird, doch giebt auch schon das, was sich aus den Sculpturen schließen läßt, wichtige Anhaltspunkte. Ein wichtiger Punkt ist es aber gewiß, daß die oberste Gottheit auf den assyrischen Monumenten eben so dargestellt wird, wie auf den altpersischen — eine geflügelte Figur, innerhalb eines Kreises. Diese Figur bezeichnet aber auf den persischen Denkmalen den Ormusd, welcher auf den ältesten persischen Denkmalen die hauptsächlichste, immer mit Namen genannte Gottheit der Perser ist, auf den assyrischen Denkmalen wird sie nichts anderes bezeichnen sollen, und es wird dadurch höchst wahrscheinlich, daß die zoroastrische Religion sich aus der assyrischen entwickelt hat, wie denn auch Justin Zoroaster und Ninus in einer freylich etwas andern Berührung darstellt. Was aber die oben berührte Vermuthung fast zur Gewißheit erhebt, ist der Feuercultus, wie er besonders auf den Monumenten von Kuyunjik dargestellt wird, und der mit dem persischen die größte Aehnlichkeit hat; die Feueraltäre z. B. sind ganz von derselben Form, wie auf den Münzen der älteren Sassaniden. Auf den älteren Denkmalen von Nimrud kommt allerdings dieser Feuerdienst nicht vor, er ist vielleicht noch gar nicht oder wenigstens in anderer Gestalt vorhanden gewesen, so viel scheint aber sicher zu seyn, daß die Anfänge der persischen Lichtregion nach Assyrien zu setzen sind. Diese Wahrnehmung nun macht aber wenigstens zweifelhaft, ob die Assyrer wirklich Semiten waren, gewiß aber darf man nach dem Gesagten ihre Religion nicht so zuversichtlich mit der babylonischen identificiren, wie dieß unser Hr. Verfasser gethan hat, Ormuzd und Baal z. B. sind zwey sehr verschiedene Gottheiten nicht bloß dem Namen sondern auch dem Wesen nach. Neben der Gottheit, welche in menschlicher Figur mit Flügeln innerhalb eines Ringes dargestellt wird, scheint eine andere in Menschengestalt mit einem Adler- oder Geyerkopfe die vorzüglichste gewesen zu seyn, da sie sehr oft auf den Abbildungen erscheint, nicht bloß auf Basreliefs, sondern selbst auf den Verzierungen der Kleider. Ein anderer Gott erscheint mit einem Löwenhaupte gleichfalls mit menschlicher Gestalt, daneben erscheinen mehrere Götter in Vogelgestalt, diese wunderbaren Vögel spielen auch im Zendavesta eine bisher noch nicht genugsam beachtete Rolle. Endlich erscheint auf einem Basrelief in Khorsabad, das ein Seegefecht darstellt, eine Gottheit, die halb Mensch, halb Fisch ist.

Wir hoffen, daß das Gesagte hinreichen wird, die Leser zu überzeugen, welch' wichtige Bereicherungen für Geschichte und Alterthumskunde schon aus der bloßen Anschauung der ninivitischen Denkmale zu erlangen sind. Ungleich größer wird die Ausbeute seyn, wenn es einmal gelungen seyn wird, die Inschriften zu lesen, mit denen die assyrischen Könige ihre Palläste geschmückt haben. Die Entzifferung der beyden Arten der assyrischen Keilschrift ist zwar ungleich schwieriger, als die der altpersischen, da sie alle beyde keine Buchstaben- sondern Sylbenschriften sind, dennoch ist kein Zweifel, daß sie endlich gelingen werde, um so weniger, als sie ein so geübter und scharfsinniger Archäolog, wie Major Rawlinson, in die Hände genommen hat. Bereits vor längerer Zeit hat er ein Memoire über die assyrischen Keilinschriften versprochen, und aus Hrn. L's. Buche (II. p. 192 not.) erfahren wir, daß es ihm gelungen sey, den Obelisk von Nimrud zu entziffern, der die Regierungsgeschichte des Sohnes von Ninus enthält; nach einer neuerlichen Mittheilung der Londoner Literary Gazette zweifelt derselbe nicht mehr, daß es ihm gelingen werde, die assyrischen Inschriften vollständig zu entziffern. Neue wichtige Aufschlüsse über Assyrien sind demnach in Bälde zu erwarten, wir dürfen dabey aber nie vergessen, daß wir auch diese mittelbar Hrn. Layards Forschungen verdanken, von dessen Werke wir mit der größten Dankbarkeit und Verehrung scheiden.

Fr. Spiegel.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. August.

Nro. 159. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

The History of british India from 1805 to 1835. By Horace Hayman Wilson. London 1845—48. 3 Bde. 8.

Die große Ländermasse vom Himalaja und dem Meere, vom östlichen Persien und dem westlichen China umgränzt, ist seit dem Beginne der geschichtlichen Ueberlieferung von Menschen verschiedener Herkunft und Sprache, von Völkern verschiedener religiösen, staatlichen und bürgerlichen Einrichtungen bewohnt. Alle diese Völker werden nach einem altherkömmlichen, wahrscheinlich von den Persern stammenden Brauche, Hindu genannt und das Land, das sie bewohnen, Hindostan. Die zahlreichen, von einheimischen und fremden Eroberern im Laufe der Jahrhunderte gegründeten Staaten vermochten es nicht, ihre Herrschaft über alle jene weitgestreckten Flächen und Gebirgsgegenden auszudehnen. Indien blieb zu den verschiedensten Zeiten seiner Geschichte in mehrere Herrschaften und Reiche gespalten. Die Vereinigung aller dieser Länder und Marken unter einem Gebieter; die Zurückführung der gewaltsam getrennten Bewohner zur übrigen Menschheit; ihre Erlösung aus dem verknöcherten Zustande und der moralischen Versunkenheit zu einem neuen menschlichen Leben: dieß Alles blieb dem westlichsten Staate der alten Welt vorbehalten. Es stehen aber die britischen Besitzungen in der asiatischen Inselwelt und Australien in so inniger Beziehung zu dem großen angloindischen Reiche; die Geschicke aller dieser Länder verflechten sich in dem Grade, daß sie nur im Zusammenhange dargestellt, im rechten Lichte erscheinen. Der Bau dieses großen, in der Weltgeschichte einzig dastehenden ostwestlichen Reiches wurde von einer Kaufmannsgilde mit List begonnen und ausgeführt mit dem Schwert in der Hand. Sie wurde freylich, sobald es die Noth erheischte, von der ganzen Wucht des Mutterlandes getragen. Die gerechten und ruchlosen Handlungen dieser Kaufherrn und ihrer Diener; die denkwürdigen Ereignisse und kühnen Thaten im Kriege; die einsichtsvollen und einsichtslosen, die guten und die schädlichen Maßregeln im Frieden, sowie die hieran sich knüpfenden Veränderungen im bürgerlichen Gemeinwesen und in den staatlichen Wissenschaften; ein Ueberblick der Geschichte und die Schilderung der Zustände der Unterworfenen, unumgänglich nothwendig zu einem klaren Verständniß und zur richtigen Beurtheilung der Begebenheiten; endlich die gegenseitige Wirkung des Ostens auf den Westen, namentlich die Einflüße der fernen Herrschaft und neuen Ansiedelungen auf das Mutterland Großbritanien: dieß Alles bildet den belehrenden, erhebenden und ergreifenden Inhalt der Geschichte des englischen Reiches in Asien und Australien.

Von diesem, wie es uns wenigstens scheint, einzig richtigen Standpunkte ist noch keine angloindische Geschichte unternommen worden. Die verschiedenen Werke, welche diesen Titel führen, enthalten zum großen Theil bloß die Geschichte der Kriege der Engländer in Indien; die bessern geben noch einen Ueberblick der Veränderungen bey den wiederholten Erneuerungen der Freybriefe der ostindischen Hansa und der Maßnahmen in der Verwaltung des indischen Reiches. Die Schilderung Hindostans nach seinen zahlreichen Völkern und Stämmen, seinen

verschiedenen religiösen, staatlichen und bürgerlichen Einrichtungen, sammt seinen geistigen Beschäftigungen und literarischen Erzeugnissen, in seinen Arbeiten auf dem Felde und den mannigfachen Gewerben, so alle die neuen Einrichtungen der türkischen, afghanischen und europäischen Eroberer sind entweder ganz übergangen oder höchstens einzelne hierauf bezügliche zufällige Bemerkungen mitgetheilt worden. An hinlänglichen Quellen zu solch einem Werke fehlt es keineswegs; es würde sogar die Kenntniß der vorzüglichsten europäischen Sprachen ausreichen. Freylich wäre solch ein Werk eine Lebensaufgabe, während ein gewandter Erzähler eine indisch-englische Kriegsgeschichte in wenigen Jahren zu vollenden vermag. Es sind zwar in den letzten Zeiten mehrere Bücher erschienen, welche die vielversprechende Ueberschrift Geschichte des britischen Reiches in Indien führen; sie blieben aber sämmtlich, Auber, Thornton und Andere hinter der bekannten Geschichte Mills zurück und vermochten sie nicht vom Markte zu verdrängen. Wir haben Thorntons Arbeit in einem frühern Jahrgange der Gelehrten Anzeigen und zwar nicht zu Gunsten des Verfassers besprochen; viel schärfer als dort geschehen, lautet das Urtheil in dem gehaltreichen Calcutta Review H. XX. Dez. 1848. Eine Fortsetzung des Werkes von Mill — der Verfasser endigt mit dem Rücktritt des Marquis Wellesley von der Statthalterschaft (30. Juli 1805) — war seit langer Zeit ein fühlbares Bedürfniß, welchem jetzt durch den berühmten Indianisten Wilson in würdiger Weise abgeholfen ist. Wilson schwebte sicherlich ein höheres, ein umfassenderes Bild einer angloindischen Geschichte vor; man ersieht dieß an mehren Zusätzen zu der von ihm besorgten neuen Ausgabe der Geschichte Mills, sowie aus einigen Abschnitten der vorliegenden Ergänzung. Auch werden wohl wenige Europäer sich in dem Grade aller der Kenntnisse rühmen können, die ein Werk der Art erheischt. Wilson fühlte sich aber gebunden, der Weise des Vorgängers zu folgen und sich dessen Plane anzuschließen. Der Schotte Jakob Mill (1773—1836) war ein Schüler Benthams; er stand auf der Höhe der staatlichen und namentlich staatswirthschaftlichen Kenntnisse und Einsichten seiner Zeit; er war ein Mann, wie Lord Brougham bezeugt (Speeches II 394), ausgebreiteter und tiefer Gelehrsamkeit, namentlich in den philosophischen Wissenschaften; von diesen hohen Gesichtspunkten aus beurtheilt er die östlichen Völker, ihre Vergangenheit und Gegenwart. Ist auch diese Betrachtungsweise gewöhnlich ungeeignet und ungerecht, so werden doch dem denkenden Geschichtsforscher Aussichten eröffnet, so bleiben doch vielfach fördernde Eindrücke zurück, welche die östlichen Studien und Geschichten nur höchst selten gewähren. Mill mangeln aber die zwey wesentlichen Eigenschaften eines klassischen Geschichtsschreibers: die große Kunst der Erzählung und eine lebendige darstellende Schreibart; er hatte, gleich wie sein Meister, bloß das Nützliche im Auge und mochte die Kunst als ein nicht zur Sache Gehörendes und Gleichgiltiges mißachten. Der Verfasser der Geschichte Indiens ist keineswegs ein Lobredner der Kompagnie; der auch im Leben selbstständige philosophische Forscher findet in dem selbstsüchtigen Getriebe ihrer Diener Stoff genug zu herben Urtheilen. Dessen ungeachtet hat es der leitende Ausschuß der Gesellschaft über sich gebracht oder seinem Vortheil angemessen gehalten, den kenntnißreichen Mann als Schriftführer in der staatlichen, finanziellen und gerichtlichen Abtheilung des indischen Hauses, sowie in dem Departemente für vermischte Angelegenheiten in seine Dienste zu nehmen. In dieser Eigenschaft sprach er mehrmals vor dem Ausschuße über die Angelegenheiten der ostindischen Gesellschaft in den Jahren 1831 und 1832. Sein wiederholtes Zeugenverhör in den auf Befehl des Parlaments gedruckten Protocollen (Minutes of Evidence) enthält sehr viel Lehrreiches und manche praktische Hinweisungen, welche in der Folgezeit von den Behörden des angloindischen Reiches beachtet und ausgeführt wurden.

Die drey starken Bände der Fortsetzung Wilsons führen die in drey Bücher abgetheilte Geschichte des britischen Indiens bloß bis zum Jahre 1835. Das erste Buch beginnt bey dem Friedensschluße zwischen den Maharatten und den Engländern (1805) und endigt mit der Erneuerung des Freybriefes der ostindischen Gesellschaft (1813); das zweyte erzählt die Geschichte bis zum Ende der Verwaltung des Marquis von Hastings (1823), und das dritte schließt mit der Rückkehr des Statthalters Lord William Bentinck (1835) nach Europa. Jedes Buch zerfällt wieder in eine

Anzahl Abschnitte; der letzte enthält das Wichtigste der Verhandlungen in den beyden Häusern des Parlaments bey der Erneuerung des Freybriefes der Kompagnie im Jahre 1833, und hebt die Veränderungen hervor, welche zu der Zeit in der Stellung der berühmtesten und erfolgreichsten aller Handelsgesellschaften vorgenommen wurden. Vermöge des erneuerten Freybriefes (28. Aug. 1833) wurde der Kompagnie die Regierung des angloindischen Reiches bis zum 30. April 1854 zugesichert; sie mußte aber allem sonderrechtlichen Handel in Indien wie in China entsagen und jedem Engländer gestatten, in allen Ländern zu wohnen, welche am 1. Januar 1800 in ihrem Besitze waren. In den spätern Eroberungen bedarf es noch einer besondern Erlaubniß. Die Geschichte dieser dreyßig Jahre enthält nicht bloß folgenreiche kriegerische Ereignisse; sie ist ebenso denkwürdig durch die Veränderungen in der Regierung und Verwaltung des Reiches, in der Heimat wie in Indien; sie ist anziehend durch die Aufhebung tausendjähriger blutiger Gebräuche und drückender Lasten der brahmanischen und muselmanischen Bevölkerung. Sechs Statthalter: Sir George Barlow (10. Oct. 1805—31. Juli 1807), Earl von Minto (31. Juli 1807 — 4. Oct. 1813), Marquis von Hastings (4. Oct. 1813 — 9 Jan. 1823), John Adam (9. Jan. 1823 — 1. Aug. 1823), Lord Amherst (1. Aug. 1823 — Febr. 1828) und Lord Bentinck (4. Juli 1828 — 20. März 1835) haben während dieser Zeit den angloindischen Staat, nach der bestehenden Verfassung, in ebenso unumschränkter Weise regiert, wie die Imperatoren das römische Reich, dessen Bevölkerung wohl viele Millionen weniger zählte.

(Fortsetzung folgt.)

Beytrag zur deutschen Mythologie von Friedrich Panzer.

(Schluß.)

Jene unterirdischen Gänge aber sind zum Theil auch schon untersucht und durchforscht worden. Der Gang zu Mergenthau bey Augsburg — eines der besten Beyspiele — ist in festen weißen Sand gehöhlt und verzweigt sich in mehrere Seitengänge, so daß die Gesammtlänge 225 Fuß beträgt. Er ist spitzbogig geschnitten und 6½ Fuß hoch, 3 Fuß breit. In gleichen Entfernungen sind an den Seitenwänden kleine Nischen angebracht, wahrscheinlich um Lampen einzustellen. Auch die Gänge zu Reichersdorf, Rockenstein und Almering sind bereits vermessen — eine Arbeit, die nicht ohne viel unheimliches Schliefen und Kriechen ablief, — und es sind die Zeichnungen darüber dem Buche beygegeben. Der Verfasser zeigt nun, daß bey Burgunden, Franken, Langobarden, Alemannen, Angelsachsen und Friesen die Stellen, welche der Verehrung der Götter geweiht waren, als castra, als befestigte Orte erwähnt werden. Da wir nun auf vielen jener Hügel noch Spuren von Wällen und Gräben, da wir in den Gewölben selbst noch die Ueberbleibsel uralter Opfer finden, so ist es sehr wahrscheinlich, daß hier einst umfriedete oder befestigte Opferstätten waren, deren Mittelpunkt allenfalls ein hölzerner Thurm gebildet, wie jener, von dessen Höhe herunter Veleda bey Tacitus weissagt. Die Pflege solcher Heiligthümer mögen aber wohl Priesterinnen, vielleicht gerade drey, geführt haben, und da der Ort den Schicksalsgöttinnen geweiht war, so darf man annehmen, daß dort auch das Schicksal verkündet wurde. Die unterirdischen Gänge dienten, wenn es so war, wohl zu unschuldigen Cultuszwecken, sie konnten zu mystischen Versenkungen benutzt werden oder wenn unterirdische Stimmen ertönen sollten u. s. w. Wenn nun der Nerentempel auch sein Grundeigenthum, seine Wiesen und seinen Bannwald hatte und dieser Besitz dann nach seinem Untergange an die neu erstehende Kirche oder an die Gemeinde überging, so erklärt sich auch, warum die drey Fräulein als Stifterinnen verehrt werden. Somit wäre denn die ganze Sage und Alles, was mit ihr zusammenhängt, auf glaubwürdige Art gedeutet und ausgelegt. Eigenthümlich bleibt es nur, wie deutsche Bauern, welche die größten Tage, die mächtigsten Ereignisse, die berühmtesten Könige und Kaiser in der deutschen Geschichte vergessen haben, mit ewiger Zähigkeit an

dieſer Sage feſthalten und drey heidniſche Phantome ihren Schatten über Jahrtauſende hin bis in die Gegenwart hereinwerfen laſſen.

Allein mit dieſer ſagenhaften Verewigung ſcheint den alten Nornen noch immer nicht genug Ehre erwieſen: die angeſtammte Liebe der Neubekehrten verſetzte ſie ſogar in den chriſtlichen Himmel. In manchen Orten nämlich, wo die Sage von den drey Fräulein auf einem nahen Hügel ruht, werden auch in der Kirche drey heilige Jungfrauen verehrt; ja die Mythe vermiſcht dieſe beyden Dreyheiten und behauptet, die heiligen Jungfrauen in der Kirche ſeyen gerade jene frommen drey Fräulein, die in dem verſunkenen Schloſſe gewohnt. Sie führen verſchiedene Namen, Einpet, Wilpet, Wolpet, Gwerbet, Firpet u. ſ. w., die ſich indeſſen ſchwer erklären laſſen. Dieſer Cultus geht von Meranſen, das in Tirol bey Brixen liegt, bis in den Dom zu Worms, wo auch die Bilder der drey heiligen Jungfrauen aufgeſtellt ſind. Allenthalben werden ihnen Wunder, insbeſondere Heilung der Kranken zugeſchrieben. Es iſt bemerkenswerth, daß dieſe Sage gerade bey dem ernſten Altbayer einen Charakter bewahrt hat, in dem noch jetzt das düſtere, ſchauerliche Weſen der alten Schickſalsgöttinnen durchſcheint. Die heitern Franken wiſſen zwar hie und da auch von den drey Fräulein zu erzählen, aber die ihrigen ſind meiſtens Waſſernixen, welche ſich gerne auf Hochzeiten einfinden und mit den Bauernburſchen tanzen. Zwey von ihnen gehen zu rechter Zeit wieder nach Hauſe; die dritte aber verliebt ſich gewöhnlich, verſäumt die Stunde, gewahrt dann wehklagend die Verſpätung und bittet ihren Jüngling, ſie bis zu einer Quelle zu begleiten, wo ſie zu Hauſe ſey. Bleibe das Waſſer rein, ſo ſey ihr verziehen, wenn nicht, ſo ſey ſie beſtraft worden. Sie verſinkt dann in den Born und gleich darauf ſpritzt daraus ein warmer Blutſtrahl in die Höhe.

Somit zeigt ſich denn gerade im bojoariſchen Heidenthum ein bisher nicht geahnter, vor Jakob Grimms Forſchungen wohl auch kaum erkennbarer Cultus der Schickſalsgöttinnen und dieſe Entdeckung iſt das ausſchließliche Verdienſt des Herausgebers dieſer Sammlung. Während die Spuren der alten Nornen im übrigen Deutſchland ſehr verſchwommen ſind, finden ſie ſich gerade in reichſter Fülle bey einem Stamme, welchen mehrere unter ſeinen eigenen Gelehrten noch in dieſem Jahrhunderte gar nicht zu den Deutſchen zählen wollten, ſondern zu den Kelten, eine Verwandtſchaft, die man damals freylich für ſehr vornehm hielt. Eigenthümlich iſt es auch, daß die nordiſche Vorſtellung vom Drehen und Feſtigen des Seiles, wie Jakob Grimm ſagt, weder in romaniſchen noch in deutſchen Volksſagen gefunden wird, während ſie doch gerade in der bayeriſchen nicht zu verkennen iſt. Vielleicht, daß man dieſen Zug eines Tages benutzen wird, um der Urſtellung näher zu kommen, welche die Bayern auf dem Schachbrette der germaniſchen Völkerzüge eingenommen. Jedenfalls iſt eine Quelle eröffnet worden, wo ſie wohl die wenigſten vermutheten. Bisher mußte dem Anſcheine nach der bayeriſche Boden als öde und ausgedorrt erſcheinen, nunmehr aber iſt es ausgemacht, daß auch hier noch ein dunkles Gedächtniß der uralten Tage nachlebt und ſich in bedeutungsvollen Ueberlieferungen ausdrückt. Freylich wird dieß allem Anſcheine nach nur eine kurze Zeit noch währen. Der Sinn des Bauern wendet ſich ab, wie vom alten Aberglauben, ſo von alten Mythen. Der beſſere Unterricht in den Schulen gibt ſeinen Gedanken einen größeren Inhalt, und das Bedürfniß nach geiſtiger Anregung weiß er jetzt auf andre zeitgemäße Art zu befriedigen. Das völlige Ausſterben der Sagen und ihre Feſtſtellung und Erhaltung durch den Druck werden ſo ziemlich in Ein Jahrhundert zuſammenfallen. Die alten Großmütter, die ſie einſt an den Winterabenden den lauſchenden Enkeln erzählten, ſind faſt ſchon alle dahin gegangen. Deſto dringender demnach die Aufforderung zu eilen, rüſtig, unabläßig zu ſammeln und durch die Schrift zu erhalten, was ſonſt der Gang der Zeiten bald unrettbar mit ſich fortreißen wird. —

Dr. Steub.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. August.

Nro. 160. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

The history of british India from 1805 to 1805.

(Fortsetzung).

Ein Ueberblick der politischen Verhältnisse Indiens bey dem plötzlichen Tode des Statthalters Marquis von Cornwallis (5. Oct. 1805) eröffnet das Werk, worin der Ursprung und die Zustände der einheimischen Staaten der Muselman, Hindu und Radschputen, der Dschat und Sikh ausführlich erzählt und beschrieben werden. Die Engländer waren bey dem Schluße der ruhmvollen Verwaltung des Marquis Wellesley (17. Mai 1798 — 30. Juli 1805) die erste Macht Hindostans; es wäre ihnen ein Leichtes gewesen durch ein kräftiges Auftreten, durch eine entschiedene Intervention in die innern Angelegenheiten der einheimischen Staaten die Ruhe im Lande zu erhalten; sie hätten bey passenden Gelegenheiten alle eingeborenen Gebieter zu mittelbaren Lehensleuten herabdrücken oder sie ganz entfernen können. Dieß lag aber weder in dem augenblicklichen Vortheil noch in dem Wunsche der ostindischen Hansa. Sie wollte von dem indischen Reiche große Gewinnste ziehen, um gute Dividenden auszutheilen und scheute deßhalb kriegerische kostspielige Unternehmungen. Keine Einmischung. Man überlasse die indischen Staaten ihrem eigenen Geschicke; die Zwistigkeiten der Barbaren sind die festeste Schutzmauer des indischen Reiches; alle mit ihnen abgeschlossene Verträge und Schutzbündnisse sollen, wo immer möglich, aufgehoben werden. So lauteten die Verhaltungsnormen des Marquis Cornwallis, nach denen er sich auch gleichwie sein Nachfolger, der älteste Rathsherr, Sir Ch. Barlow unbedingt richtete. Der Ehrgeiz, die Eroberungssucht Wellesley's hätten die Ausgaben vermehrt und seine Nachsicht gegen unberechtigte Kaufleute den Handel vermindert. Ihm hatte man den Ausfall der Einnahmen und die immer steigende Schuldenlast der Kompagnie zu verdanken. Das englische Fabrikwesen wirkte freylich zu der Zeit ebenfalls schon nachtheilig auf Indien und seinen Handel zurück. Die Einfuhr des gewinnreichsten Stoffes, der Baumwollenzeuge, fiel innerhalb zehn Jahre (von 1798—1808) auf beynahe ein Siebentel des Werthes, von drey Millionen auf 430,000 Pfund. Die Dschamna, heißt es weiter, möge wieder die westliche Grenze des indischen Reiches seyn. Daulet Rao Sindhia wurde nun (23. Nov. 1805) das Fürstenthum Gwalior und der größte Theil von Gohud überlassen; dafür Einziehung aller Pensionen, welche die Engländer, vermöge des frühern Vertrags, verschiedenen Häuptlingen seines Hofes zu zahlen hatten. Der Maharattenfürst versprach einen entschiedenen Feind der Briten niemals in seine Dienste zu nehmen. Sindhia hat sein Wort gebrochen und auch dieß ließ man geschehen. Der Fluß Tschambal soll der Hauptsache nach die Gränze seyn zwischen den beyden Staaten. Einige Wochen später (5. Januar 1806) ist auch mit Dscheswant Rao Holkar, (Lord Lake hatte ihn bis ins Fünfflußgebiet verfolgt), der Friede geschlossen. Die Furcht drängte. Es war zu besorgen, Ranadschit Singh und andere Sikh möchten zum Feinde stossen. Alle Besitzungen südlich des Flußes Tschambal sind nach 18 Monaten Holkar überlassen; dieß geschähe auch mit den Ländern südlich der Tapti und Godaweri, erheben sich in der Zeit keine neuen Klagen gegen den Mann; jedoch

ohne Erlaubniß der britischen Regierung sollte der Maharatte keinen Europäer in Dienst nehmen. Die Bündnisse mit mehreren an die Herrschaften Sindhias und Holkars angrenzenden Fürsten wurden durch Barlow einseitig aufgehoben. Man hat in Calcutta, um fernern Zwist und den Kosten auszuweichen die ehemaligen Freunde preisgegeben. Es ist dieß vielleicht das erstemal, klagte der Gesandte des verlassenen Radschah von Dscheipur, daß auch Frengi Treu und Glauben der Selbstsucht zum Opfer bringen. Der Schotte Malcolm ist ganz verwundert über die Kühnheit des Hindu. Sogar die mit so vielem Blute erkauften Fürstenthümer wie Bhurtpur wollte Barlows Friedens- und Sparsucht wegschenken. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß diese kurzsichtige kaufmännische Staatsweisheit allenthalben höchst nachtheilig auf die einheimische Bevölkerung, sowie auf die britischen Interessen zurückwirkte. In besondern Fällen war sie ganz unausführbar. Mäßigung galt für Schwäche; die prahlerischen Fürsten Hindostans wagten Neckereien und Herausforderungen, deren Züchtigung nicht unterlassen werden durfte. Sikandardschah suchte den Minister Mir Alam, mehr ein Diener der Engländer als seines Gebieters, zu entfernen und sich bey schicklicher Gelegenheit der Verbindung mit der Kompagnie ganz zu entledigen. Solch ein Ereigniß, berichtet Barlow dem geheimen Ausschuß, könnte unsere Macht in Indien bis auf den tiefsten Grund erschüttern; alle Fürsten würden dem Beyspiel des Nisam folgen. Das weise System der Nichteinmischung soll zwar die Richtschnur bleiben, jedoch nur bey Fürsten und Gelegenheiten, wo es richtig verstanden wird. Eine Zerreissung des Vertrags mit dem Nisam könnte aber leicht dem Untergange entgegenführen. Die britische Regierung säumte nicht; sie hat alsbald ihre Bedingungen vorgeschrieben; der Nisam mußte ihre Freunde in Dienst nehmen und die Seinigen entlassen. Der englische Resident bleibt der Herr des Landes und der Gebieter des Hofes. Nicht minder kurzsichtig war die innere Verwaltung. Die Einnahmen beliefen sich in den letzten Jahren zwischen 14 und 15 und die Ausgaben wechselten zwischen 16 und 17, manchmal sogar zwischen 17 und 18 Millionen Pfund. Eine rasche unbesonnene Minderung des Heeres; Belehnung mit Grundbesitz anstatt rückständigen Soldes; Einziehen vieler Stellen und Herabsetzung hoher Gehalte bewirkten nicht blos eine Ausgleichung des Budgets, sondern im ersten Jahre der Statthalterschaft Lord Mintos selbst einen Ueberschuß der Einnahmen; der Gewinn war jedoch nur scheinbar; die Belehnungen Barlows schmälern jetzt noch das Einkommen des indischen Reiches.

Die Grenville-Verwaltung, welche dem Ministerium Pitt folgte, genehmigte anfangs Barlows Oberstatthalterschaft. Die Zusage wurde jedoch nach einigen Tagen zurückgenommen, und dem Grafen Lauderdale, einem Gegner der ostindischen Gesellschaft und aller Sonderrechte, die Regierung Indiens übertragen. Das Direktorium versagte seinerseits die Zustimmung. Die Krone hatte zwar vermöge des indischen Grundgesetzes, Pitts India Bill genannt, das Recht jeden Diener der Kompagnie seiner Stelle zu entheben. Die Verwaltung, welche den völligen Bruch mit der mächtigen Körperschaft vermeiden wollte, verstand sich jedoch zu einem Vergleiche. Ein Beamter, erklärte jetzt die indische Oberaufsichtsbehörde, der sich von den untern Stellen emporarbeitete, ist ungeeignet für das Amt eines Oberstatthalters. Ansehen, Einfluß und Machtgebot wird einem Emporkömmling nur selten zu Theil; darum der Brauch, den Oberstatthalter und Feldzeugmeister aus der Heimath zu senden und aus den aristokratischen Familien des britischen Senats zu wählen. Dem wackern Barlow stehe nur seine indische Laufbahn entgegen. Seine Entsetzung beruhte aber in Wahrheit auf anderem Grunde: das schwache Grenville-Ministerium bedurfte mehr als manches andere der Stellen, um neue politische Freunde zu erwerben und die frühern zu erhalten. Die Ernennung Lauderdale's wurde zurückgenommen; Lord Minto gieng als Oberstatthalter nach Bengalen und Barlow wurde zur Entschädigung die Statthalterschaft von Madras übertragen. Auch hierhin folgte dem Manne das Mißgeschick. Ein mißliebiger Ruf von Sparsamkeit und Kleinmeisterey ist ihm vorausgeeilt. Das zurückgezogene unfreundliche Wesen war nicht geeignet ihm Freunde zu erwerben. Unruhen und Zwistigkeiten entstanden; Hindu und Europäer wurden die Widersacher des neuen Statthalters; selbst ein großer Theil der bewaffneten Macht, an deren Spitze der

General, weigerte den Gehorsam, Barlow mußte am Ende (1812), ungeachtet der zahlreichen Freunde im Direktorium, die ihm das Wort redeten, zurückgerufen werden.

Lord Minto kannte aus mannigfacher amtlicher Thätigkeit die Verwaltung und die Zustände des anglo-indischen Reiches. Noch als Sir Gilbert Elliot hatte der Oberstatthalter bey dem Gerichtshandel gegen Warren Hastings in der Anklage Impey's solch eine hervorragende Stellung eingenommen, daß ihn die Freunde im Grenville-Ministerium mit gutem Grunde zur Präsidentschaft des indischen Centralamtes erheben konnten. Die Kompagnie wünschte die unbedingte Fortsetzung ihres Systemes der Nichteinmischung; sie wünschte eine sparsame, von allen Wirren und Kriegsläuften entfernte Verwaltung. Dieß war aber zu keiner Zeit des indischen Reiches möglich, und am wenigsten in den Tagen, wo die napoleonische Uebermacht auch dem Osten gierige Blicke zuwendete. Gleich beym Antritte der Regierung mußte Lord Minto das Schwert ziehen. Eine Anzahl Bandelas trotzte auf ihre Bergfesten, weigerte den Zins und jede Lehensfolge. Die Burg Adschaigrah wurde mit leichter Mühe gebrochen, nicht so Kalindschar, von den Hindu unbezwingbar gehalten. Der Berg Kalandschara, gemeinhin Kalindschar, steigt plötzlich fünf deutsche Meilen südöstlich von Banda, aus einem Meergrunde zu einer Höhe von 1200 Fuß über das benachbarte Flachland empor. Seine ringsum befestigte Platte mag im Umfange eine Meile betragen. Diese nach allen Seiten steile Anhöhe ist dem Gotte Sina geweiht, auch er heißt ja Kalandschara, weil er den Untergang der Zeiten überschaut. Die Stadt gleichen Namens liegt am Fuße des Berges, wovon man durch eine im Felsen gehauene und mit verbarricadirten Pässen versehene Wendelstraße zur Gipfelplatte emporsteigt. Muhammed von Ghasnah und Schirschah der Afghane haben vergebens alle Macht und Kunst aufgeboten, um diese, die starke Burg Gwalior noch überragende Feste, zu brechen. Ungeachtet der zahlreichen, trefflich bedienten Artillerie wurde der erste nach langer Vorbereitung unternommene Sturm der Engländer mit großem Verluste zurückgeschlagen. Die Bandalas erkannten aber bald ihre Unmacht gegen wiederholte Angriffe solcher Art. Freywillig tauschten sie die Feste gegen andere Marken Landes (1812); Kalindschar, seit undenklichen Zeiten eine Zuflucht der Raubritter, wurde der Zerstörung preisgegeben. In der Umgegend der ehemaligen Burg hausen jetzt die Nachkommen des Diebgeschlechts als friedliche Landleute und erfreuen sich in Folge des Vertrags mehrer Sonderrechte, namentlich der Immunität von jeder englischen Gerichtsbarkeit. Eine andere Gemarkung mußte ebenfalls wiederholt gezüchtigt werden, bevor sie lernte, sich in das unvermeidliche Geschick, in die Oberherrlichkeit der Engländer zu ergeben. Die Dschat der fruchtbaren Gauen westlich Delhi's, Hariana, das grüne Land geheißen, bildeten mehrere wirrenvolle Freystaaten, abwechselnd unterjocht von fahrenden Rittern und Freybeutern, von Einheimischen und Fremden. Sogar ein irischer Matrose, Georg Thomas, konnte sich ein Fürstenthum erringen. Der Radschah von Hansi, so nach seiner Hauptstadt, ließ sich Thomas nennen, verlor (1802) an Perron, einem Franzosen in Sindhia's Diensten, seine Herrschaft und mußte das Land verlassen. Die Unterwerfung Sindhias brachte auch Hariana, das jetzt nach einander verschiedenen Häuptlingen als Lehen übertragen wurde, zum englischen Reiche. Kein einheimischer Fürst erlangte aber Ansehen und Macht genug, um das Land zu beruhigen und den Raubzügen in die nachbarlichen Marken zu steuern. Die Engländer mußten nun selbst die Zügel ergreifen. Der Widerstand des freyen gesetzlosen Volkes war äußerst hartnäckig. Viele Dschat haben den Tod der fremden Sklaverey vorgezogen. Der Grund der bürgerlichen Ordnung oder was man so nennt, wurde auch hier über Leichenhaufen aufgeschüttet. Dieß waren jedoch nur die geringsten Widersprüche gegen die in der Heimath aufgestellte Staatsnorm gänzlicher Sonderung und Neutralität des indischen Reiches. Sie wurde mit jedem Jahre unhaltbarer befunden und endlich ganz aufgegeben. Großbritannien mußte mit widerstrebendem Gefühle die Westgrenze seines asiatischen Reiches zu den Engpässen Afghanistans ausdehnen und im äußersten Osten des Erdtheils die Fundamente zu einem anglochinesischen Reiche legen. Die Länder und Inseln zwischen Bengalen und Kuangtong stehen zum Theil mittelbar und unmittelbar unter seinem Ge-

bot; die andern, Kochinchina und Kambodscha, Siam und Laos werden dem gleichen Schicksale nicht entgehen, so wenig wie Chondus, Tübet und die Theilfürsten Afghanistans.

Die wichtigste und folgenreichste Regierungsperiode in den letzten dreißig Jahren ist die des Oberstatthalters William Henry Cavendish Lord Bentinck. Der Lord war ein jüngerer Bruder des dritten Herzogs von Portland, und ein Urenkel William Bentincks, des Jugendfreundes Wilhelms III.

Bentinck kam zu einer Zeit nach Indien, die äußerst günstig für seine reformatorischen Bestrebungen war. Ruhe herrschte allenthalben im Lande; man war aber von der Nothwendigkeit des Verbesserns in allen Zweigen der Verwaltung überzeugt. Einleitungen hiezu waren nicht bloß im Gange, sondern vieles Treffliche bereits durch Thomas Munro zu Madras und Mountstuart Elphinstone in Bombay ausgeführt worden. Vor allem mußte im Staatshaushalte Ordnung hergestellt werden. Die öffentliche Schuld des angloindischen Reiches stieg, während der kurzen Verwaltung des Lord Amherst, von 29 auf 39 Millionen Pfund; die jährlichen Einnahmen waren um mehr als eine Million hinter den Ausgaben im Rückstande [1]).

Der neue Oberstatthalter hatte von den Herren im indischen Hause das undankbar mißliche Geschäft, allenthalben Ersparungen einzuführen, überkommen. Bentinck, ein eisenfester Mann, war hiezu vollkommen geeignet. Aller Widerrede, alles Verdrußes ungeachtet ist der Lord immerdar auf dem nach reiflicher Erwägung für heilsam erkannten Wege fortgeschritten. Vor allem ging das Streben dahin, die Ausgaben in ebenmäßigeres Verhältniß zu den Einnahmen herabzubringen.

1) Im Rechnungsjahre 1822 auf 1823 betrug die indische Schuld 29,388,000 und 1827 auf 1828 nicht weniger als 39,606,000 Pfund. Die Einnahmen beliefen sich in demselben Jahre auf 22,863,000, und die Ausgaben, die Interessen mitgerechnet, auf 23,802,000. Diese Angaben sind dem amtlichen Berichte von 1832 entnommen.

Gleich nach seiner Ankunft zu Kalcutta (4. July 1828) setzte der Oberstatthalter zwey Ausschüsse nieder zur Untersuchung aller bürgerlichen und militärischen Angelegenheiten des angloindischen Reiches. Vor allem wurden die schreienden Mißbräuche im Heere ins Auge gefaßt und schnell beseitigt. Die Feldzulage der Offiziere und Hauptleute [2]) war mißbräuchlicher Weise auch im Frieden erhalten worden; sie wurde (9. Nov. 1828) in den Garnisonen auf die Hälfte herabgesetzt; ein Befehl, der gegen die Einsprache des Oberbefehlshabers Combermere und der andern Betheiligten im Heere aufrecht erhalten wurde. Ein gleiches Loos traf die bürgerlichen Beamten. Ihre Besoldungen standen zum großen Theil in gar keinem Verhältniß zu den Dienstleistungen; sie trugen immer noch deutliche Spuren ihres Ursprungs, des kaufmännischen Gewinnstes und des Uebermuthes der Eroberer. Weßhalb soll ich hier in Calcutta, sprach ein Beamter zu Warren Hastings, mit viertausend Rupien zufrieden seyn, wenn ich im Innern des Landes mit meinem Einfluße einige Lakh Rupien erwerben kann, und dabey gar nichts auszugeben habe? Die Vorstände des Opiums- und Salzgeschäftes waren besser bezahlt, als der erste Minister Großbritanniens; jeder erhielt neben andern Bezügen 7500 Pfund Besoldung. Ueberdieß schämten sich die Herren ihres Amtes, gaben vor, daß sie hievon gar nichts verstünden, und klagten, wenn sie bey einem schwelgerischen üppigen Leben in einem Jahre nur 100,000 Rupien erübrigten [3]).

(Fortsetzung folgt.)

2) Diese Feldzulage heißt im Hindi und der Maharatta Sprache Bhatha, gemeinhin Batta, d. i. besondere Zahlung.

3) Sleeman Rambles, II. 56.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. August.

Nro. 161. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

The history of british India from 1805 to 1835.

(Fortsetzung.)

Lord Bentinck hat vermittelst mehrerer Abzüge die Gesammtbesoldung von 97 Lakh, 47,000 auf 91 Lakh 13,000 Rupien herabgebracht. Dessenungeachtet sind die 416 Beamten Bengalens immer noch die am besten Bezahlten auf Erden. Es erhält ein Jeder, vom Mitglied des Rathes bis herab zum Schreiber, im Durchschnitt jährlich 2200 Pfund Besoldung [4]). Zugleich erging die Anordnung, daß auch über das Benehmen und die Amtsführung der bürgerlichen Diener, gleichwie beym Militär geschah, von Zeit zu Zeit Bericht erstattet würde. Es hatten sich nämlich Mehrere unerhörte Mißbräuche zu Schulden kommen lassen. Ein Richter entschied die Gerichtsfälle nach der Länge. Sein Spruch lautete immer zu Gunsten derjenigen Partey, welche die längste Schrift eingereicht hatte. Ein rasender Jagdliebhaber nahm Kläger, Beklagte und den ganzen Gerichtshof mit in die Wildnisse und fand hier Recht in den Zwischenstunden, wo er auf das Gethier harrte. Ein dritter schloß den Gerichtshof ganz und gar und vergeudete die Zeit mit allerley andern Dingen [5]).

Die Sparsamkeit und Sorgfalt des Lord erstreckte sich über alle Gebiete des großen Reiches. In der Verwaltung der östlichen Niederlassungen, welche der Oberstatthalter bald nach dem Antritte seines Amtes (1829) bereiste, in dem Küstenlande Tenasserim und Arrakan, dann auf der malayischen Halbinsel, zu Penang und Singhapura wurden ebenfalls bedeutende Ersparungen eingeführt. Die besondere Regierung in Penang wurde aufgehoben und sämmtliche Besitzungen der Halbinsel Malacca und im östlichen Archipelagus unter die Präsidentschaft Bengalen gestellt [6]). Alle indischen Zeitungen tadelten diese und andere Maßregeln zur Ersparniß und bessern Verwaltung in der schärfsten Sprache. Sie erklärten sich gegen den Druck, gegen die über die Beamten verhängte Inquisition; sie nannten die neue Ordnung einen Bruch der englichen Verfassung, eine Schmälerung wohlerworbener Rechte. Bentinck hätte zu der Zeit, wo Indien der gesetzlichen Freiheit der Presse ermangelte, eine Beschränkung des Wortes einführen und selbst die Ausgabe der Blätter verbieten können. Die Regierung zu Calcutta war großherzig und einsichtsvoll genug, solche Mittel der Tyranney zu verschmähen. Sie gestattete Jedem bey dieser wie in allen folgenden Gelegenheiten sein freyes Urtheil, ließ sich aber durch das öffentliche Gerede der Selbstsucht und des Unverstandes nicht beirren. Diese bey den schwierigen Umständen der siebenjährigen Verwaltung des Landes gestattete Freyheit der Presse setzte den Nachfolger Sir Charles Metcalfe in den Stand die Thatsache (3. Aug. 1835) zum Gesetze zu erheben. Die Zeit beruhigte und belehrte. Man erkannte das Wohlthätige der neuen Normen; sie sind mit unwesentlichen Aenderungen bis auf den heutigen Tag erhalten.

4) Calcutta Review I. 352.

5) Calcutta Review I. 354.

6) Newbold Straits of Malacca I. 7.

Günstlingen und Freunden große Strecken Landes sammt den Städten und Dörfern zu verleihen, ist ein altes Herkommen der asiatischen und europäischen Willkürherrschaft. Solcher Gnade würdigten die Fürsten Persiens mehrere flüchtige Griechen, Themistokles und Damaratus. Diese Dschagir sind steuerfrey und vererben, je nachdem der Lehensbrief lautet, auf die Nachkommen. Was ist aber sicher in gesetzlosen Despotien! Der Nachfolger nimmt nicht selten die Verleihung zurück und straft überdieß den Günstling des verstorbenen Herrschers. Dieses Lehenwesen ward in den letzten Jahrzehnten des Mongolenreiches mit großem Mißbrauch gepflegt. Die Statthalter handelten als selbstständige Gebieter, sie schenkten einen großen Theil des Landes an Verwandte, an Hauptleute und Freunde. Zur Zeit der ersten Verwaltung des Lord Cornwallis (1793) wurden die Ansprüche dieser Barone einer strengen Prüfung unterzogen. Die Rechtmäßigkeit blieb nur dann anerkannt, wenn sie urkundlich vor den Gerichten nachgewiesen wurde. Durch eine neue Bestimmung des Oberstatthalters im Rathe (1828) war es jetzt hinlänglich, sobald nur der Rentmeister genügende Gründe hatte, diese Sonderrechte zu verwerfen. Die Lehenbesitzer durften Klage erheben; sie sind jedoch gewöhnlich von den Gerichten zurückgewiesen worden. Unter den Bewohnern Orissas, Bihars und Bengalens erregte der Erlaß solchen Widerstand, daß die Ausführung in einzelnen Fällen gemildert und ganz aufgeschoben wurde. Einige Jahre später ist man auch hier rücksichtslos zu Werk gegangen.

Die andere neue Bestimmung über die Opium-Ausfuhr der einheimischen Fürsten (1830) brachte ebenfalls ein überraschend günstiges Ergebniß zu Tage. Die Abgabe von 175 Rupien für die Kiste war vortheilhafter, als der kostspielige gewöhnliche Schleichhandel, und das Opium ging jetzt über Bombay und Calcutta. Die Zollerträgnisse heben sich in wenigen Jahren auf 12 bis 18 Lakh Rupien. Durch diese Ersparnisse und Verbesserungen der Staatseinnahmen konnte der Oberstatthalter in wenigen Jahren nicht bloß das gestörte Gleichgewicht im Budget herstellen, sondern auch bedeutende Ueberschüsse erzielen und die Schuldenlast des anglo-indischen Reiches um mehrere Millionen erleichtern, wie folgende dem Parlamente gemachten Vorlagen zeigen.

Rechnungsablage für die Jahre:

	1823	1829	1836	
Einnahmen	19,650,000	19,486,000	19,543,000	Pf. Strl.
Ausgaben in Indien	16,986,000	18,541,000	15,991,000	„ „
Ueberschuß	2,659,000	945,000	3,552,000	Pf. Strl.
Ausgaben in England für Interessen, Besoldungen, Pensionen und vermischte Ausgaben	2,806,000	1,906,000	2,110,000	„ „
	147,000	1,021,000 Deficit	1,442,000	Ueberschuß.

Die Staatsschuld war am 30. April 1823: 22,983,000 Pf. Sterl.
„ „ „ „ „ „ 1829: 30,188,000 „ „
„ „ „ „ „ „ 1836: 26,947,000 „ „

Der Oberstatthalter verfolgte aber vermittelst aller dieser Maßregeln ganz andere höhere Zwecke. Durch Verbesserung der Finanzwirthschaft wollte er sich den Kaufherren des ostindischen Hauses empfehlen, damit sie auch seinen übrigen kühnen, dem Geldgewinne ferne liegenden Beschlüssen, ihre Zustimmung nicht versagen möchten. Und so geschah es auch. Was keiner der Vorgänger, das durfte der unerschrockene Menschenfreund wagen; seine Anordnungen begründen einen neuen Abschnitt in der Bildungsgeschichte der indischen Menschheit.

„Das ganze Daseyn ist aus bösem Gelüste

hervorgegangen; den Menschen blühen keine bleibende Genüsse auf Erden; wir leben in einem Jammerthal, dem der Weise schnell zu entkommen trachtet.“ So lautet die Ansicht vieler Lehrer des Ostens und der Begründer der indischen Staatsgesellschaft. Kasteyungen mancherley Art, Entsagung aller Genüsse und Freuden, Sinnentödtung, Menschenopfer und Selbstmord sind die nothwendige Folge dieser Weltanschauung. Wer an einer unheilbaren Krankheit leidet, wem Jammer und Sorgen des Lebens unerträglich dünkt, der kann sich mit freudigen Muthe dem Tod ergeben. Nicht zur Schande sondern zur Ehre gereicht der hinterlassenen Familie die That. Die Wittwe bleibt nach dem Tode des Gatten in dessen Familie zurück; die würdige erfreut sich hier großer Freyheit, großer Auszeichnung; sie kann aber allen ihren Verwandten durch Mißheirath in eine niedrige Kaste, durch Unzucht mancherley Verlegenheiten und Schande bereiten. Um diesen Widerlichkeiten für sich und ihre Familie zu entgehen, wird der Wittwe die Pflicht auferlegt, dem Gatten zu folgen. Sie erhält die Verheißung, jenseits der Sterne nochmals in reiner Jugendschöne zu erblühen und bis zur Wiedergeburt ein leichtes Geisterleben zu führen. Ueber der Asche erheben sich prachtvolle Denkmäler, wo ihr Andenken gepriesen und mit mancherley Reichnissen verherrlicht wird. Nur derjenigen Hausfrau, welche dem Leichnam des Gatten in den Tod folgt, gebührt der Beyname Sati, reines tugendhaftes Weib. Die Sitte ist sicherlich sehr alt, sie findet sich schon bey Diodorus aus Sicilien, bey Strabo und andern Schriftstellern des Alterthums. Jedoch wissen die Gesetze des Menu nichts von diesem Brauche. Eine treue Frau, die nach dem Wohnsitze des Gemahls im Himmel gelüstet, erklärt der Gesetzgeber, eine solche möge sich nicht dem lebenden, nicht dem verstorbenen Manne mißfällig zeigen. Die Wittwe möge den Körper kasteien, von reinen Blumen, von Wurzeln und Früchten leben; selbst der Name eines andern Mannes soll nicht über ihre Lippen kommen.

Aber bereits dem Rigweda, wohl das älteste Erzeugniß der indischen Literatur, ist das Verbrennen der Wittwen kein Selbstmord; in den epischen Gesängen und spätern Puranas wird die Opferung ausdrücklich anempfohlen; die einzelnen Bräuche sind mit allen Einzelnheiten in den Ritualen angegeben. Gute Frauen sollen keine Wittwen bleiben; sie sollen sich, die Hände mit reiner Butter gefüllt, ins Feuer stürzen. Geschmückt mit Juwelen, mit Menning bedeckt und anderer gewöhnlichen Zier, verrichtet die Wittwe ein Gebet zu allen Göttern und denkt das Leben ist Nichts, mein Herr und Gebieter war mein Alles. Sie umgeht den brennenden Holzstoß, spendet Juwelen den Brahmanen, tröstet die Verwandten und grüßt die Freunde. Nun spricht das herrliche Weib: Euch rufe ich auf, Wächter der acht Weltgegenden als Zeugen dieser That: Sonne und Mond, Luft, Feuer, Aether, Erde und Wasser! Meine eigene Seele und die Todtenrichter, Tag und Nacht und Zwielicht und Gewissen seyd mir Zeuge! Seyd Zeuge! Ich folge der Leiche des Gemahls in den brennenden Scheiterhaufen! Jetzt steigt sie hinauf. Mit den Worten: Namo, Namah! Ich bete, Anbetung, umarmt sie die Leiche und überläßt sich der prasselnden Flamme unter dem Rufe: Satya! Satya! Satya![7]) Die Zahl dieser Menschenopfer ward jährlich gegen dreyunddreyßig Tausend geschätzt; sie ist vielleicht übertrieben, vielleicht auch nicht. Die Engländer hinderten weder diesen noch andere Gräuel. War es doch vom Beginne ihr Grundsatz, niemals in unmittelbarer Weise an dem Glauben und Aberglauben zu rütteln, aus Furcht der Bestand des Reiches möchte gefährdet werden. Die Sitte des Wittwenverbrennens schien auch in der That unausrottbar; sie hatte das ganze indische Leben durchdrungen; sie war nicht nur zur religiösen Pflicht, sondern zum Ehrenpunkt namentlich der höhern Klassen geworden. „Unsere Wittwen und ihre Männer sind stolz auf diesen Vorzug. Würden sie wieder heirathen, gleich wie in den niedern Kasten, so müßten auch wir bald zur Stufe der Gemeinheit herabsinken! Alle die Wittwen, die so Großes vollführen, sind hiezu von den Göttern auserkoren und gestärkt. Wie könnte auch sonst ein schwaches Weib so

7) Colebrooke on the duties of a faithful Hindu Widow. In den Miscellaneous Essays. London 1837. I. 115.

Außerordentliches leisten? Der Ruf der Gottheit zeigt sich am deutlichsten in der Thierwelt. Man sieht nicht selten Schlangen und andere Thiere, in einem frühern Daseyn waren sie die Weiber des Verstorbenen, herbeykommen, um sich mit dem Leichnam verbrennen zu lassen.“ Mit diesen Worten vertheidigte ein Radschpute die väterliche Sitte. Und in der That, die Beyspiele der Standhaftigkeit und Hingebung indischer Wittwen gränzen ans Wunderbare. Die fünfundsechszigjährige Wittwe eines Brahmanen blieb fest bey ihrem Vorsatze, ihre Asche hienieden mit der ihres Gemahls und ihren Geist jenseits mit dem seinen zu mischen. Alle Bitten, alle Hindernisse von Seiten des englischen Beamten scheiterten an dem festen Entschluße des alten Weibes. „Seit fünf Tagen ist bereits meine Seele mit dem Gemahl vereinigt; ich habe nichts gegessen und nichts getrunken; hier sitze ich auf dem kahlen Felsen in der Nerbaddah, am Tage der sengenden Hitze und in der Nacht dem beißenden Frost ausgesetzt. Verlängert meine Leiden nicht weiter! Die Seele lebt schon mit dem Gemahle; dort hinter der leuchtenden Sonne sehe ich sie beyde vereinigt unter dem bräutlichen Gezelte.“ Oberst Sleeman erkannte aus diesen Worten das Vergebliche aller Bemühung und ertheilte die Erlaubniß. Die Wittwe ging ruhig und heiter in den brennenden Holzstoß, man hörte deutlich ihre letzten Worte: O mein Gemahl, fünf lange Tage hat man mich von dir gewaltsam zurückgehalten, fünf lange Tage!

Die Sendboten des Evangeliums, seit der Begründung der Bibelgesellschaft kommen sie in größerer Anzahl nach Indien, erhoben ihre Stimme gegen diese und andere scheußliche Sitten. Die Menschenfreunde und Frommen der Heimath ergriffen Partey gegen die Regierung und die ostindische Hansa. Die Kaufherren wurden zu Vorkehrungen und Maßregeln gezwungen, um den vielfachen und wiederholten Anklagen zu begegnen. Der Oberstatthalter Marquis Wellesley verlangte (1805) das Gutachten der ersten Gerichtshöfe Indiens über ein Verbot der Wittwenverbrennung. Die Herren waren solch einem Erlasse unbedingt entgegen; er könnte dem Bestande des Reiches die größten Gefahren bereiten; man müsse sich auf Abschaffung der Mißbräuche, welche nicht selten bey diesem Selbstmorde vorfallen, beschränken. Es wurden auch wirklich einige zum Theil im indischen Gesetze selbst begründete Vorkehrungen getroffen. Die Obrigkeit mußte von dem Vorhaben unterrichtet werden; sie mußte sich von der Freywilligkeit der Handlung überzeugen; das Weib durfte keine berauschenden Getränke erhalten und keine Drohungen erdulden. Eine Frau unter sechszehn und eine schwangere erhielten niemals, so wollte es selbst das blutige Gesetz der Brahmanen, die Erlaubniß. Diese vorsorglichen Maßregeln führten zu keinem Ergebniß; die Anzahl der Opfer schien sogar seit dem Versuche, sie zu mindern, im Steigen begriffen. Unter diesen Umständen erhob sich unerwartet und plötzlich, mitten aus der brahmanischen Gemeinde selbst, eine einflußreiche Stimme gegen diese und andere Gräuel. Rammohun Roy lehrte (1820) vermittelst einiger in bengalischer und englischer Sprache geschriebenen Flugschriften: „die Wittwenverbrennung ist von Menu nicht vorgeschrieben und einzelne Stellen der Weda's sind ihr geradezu entgegen; sogar viele spätere Gesetzbücher erheben das reine tugendhafte Leben der Wittwe über ihre Opferung [8]).“ Die Beweise des kenntnißreichen Brahmanen beruhten auf festem Grunde; sie haben vorzüglich das entschiedene Auftreten des Oberstatthalters hervorgerufen. Rammohun Roy hat sich um sein Vaterland und die Menschheit große Verdienste erworben.

(Schluß folgt).

8) A conference between an advocate for, and an opponent of the practice of burning widows alive. Calcutta 1820. Dieser ersten folgte alsbald eine zweyte Conferenz, welche der Gemahlin des Marquis Hastings gewidmet war. Die Flugschriften des Brahmanen erhielt ich 1828 vom Bischof Gregoire in Paris; Rammohun hatte sie ihm von Calcutta gesandt.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. August.

Nro. 162. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Fragmenta Historicorum Graecorum. Collegit, disposuit, notis et prolegomenis illustravit, Indicibus instruxit Carolus Müllerus. Volumen Secundum. Parisiis Editore Ambrosio Firmin Didot, Instituti Franciae Typographo. 1848. S. XLII. und 631 Lexiconformat.

Zweyte Abtheilung.

Liber Quartus.

Reliqui scriptores qui floruerunt inde ab Alexandri temporibus usque ad mortem Ptolemaei Philadelphi 336 — 247 a. C.

Nach dem Verzeichniß dieser Schriftsteller wird bemerkt, daß die Fragmente des Menächmos und Hegesias schon unter den Geschichtschreibern Alexanders des Gr., die des Timäos, Demon, Androtion und Philochoros im ersten Bande dieser Sammlung mitgetheilt worden.

P. 342. **Menecrates Elaita**[1]). — Es folgen aus den Städtegründungsgeschichten zwey Fragmente: 1) über die Pelasger als alte Anwohner der jonischen Seeküste und über den Ursprung des Namens *Μυσοί* (Mysier); aus der Umwanderung des Hellespontus, ein drittes über die Halizonen beym Homer; wobey K. M. auf seine Erörterung im ersten Bande zum Fragm. 29. des Kallisthenes verweist.

P. 343 sqq. **Menecrates Xanthius**, Verfasser lycischer Sagen und Geschichten, aber auch anderer ungenannter Werke. Jene waren im jonischen Dialekt geschrieben. Aus beyden folgen vier Fragmente über eine Auswanderung aus der lycischen Stadt Xanthos, über die Verwandlung lykischer Bauern in Frösche, über den Namen der phrygischen Stadt Baudos; über des Aeneas Uebergabe Troja's an die Achäer.

Menecrates Olynthius mit einem un-

---

1) *Ἐλαΐτης*, d. i. aus *Ἔλαια* einer Stadt in Aeolis. Unser Herausgeber eröffnet diesen Artikel so: „Menecrates discipulus fuit Xenocratis (frag. 2. — vielmehr 3. —) qui Speusippo successit an. 339., et cui ipsi successit Polemo an. 315 (vid. Clinton ad h. a. p. 181. ed. Krüg.). Itaque Menecrates floruerit sub regno Ptolemai Lagidae. Scripsit *κτίσεις* atque geographicum opus, *Περίοδος Ἑλλησποντιακή* inscriptum." Ich habe diese Stelle wörtlich hierher gesetzt, weil Vossius de historicc. gr. p. 19 ed. Westermann und nach ihm Westermann selbst in Pauly's Real-Encycl. IV. S. 1793 mit Bezug auf Strabo XII. pag. 550 diesen Menekrates zum Schüler eines ältern Xenocrates, nicht des Akademikers, machen, da Hekatäos von Milet sein Mitschüler war, und unser Herausgeber hat diese Straboniſche Stelle selbst zweymal mitgetheilt, nämlich hier unter Nr. 3. und im ersten Band unter den Fragmenten des Milesiers Hekatäos Nr. 202. Es muß also hier ein Irrthum obwalten; oder hat er Fr. 3. die Lesart *ἀνδρὸς* statt *ἀνδρῶν* zu der seinigen gemacht, wonach denn freylich dieser Menekrates Mitschüler jenes alten Hekatäos bey einem ältern Xenokrates wäre? Darüber hätte man aber Aufschluß erwarten dürfen.

bedeutenden Fragment über die phönicischen Buchstaben.

Menecrates Tyrius mit einem Bruchstück über Ino, Melicertes, Phrixus, Helle u. s. w.; über Dädalus und Icarus. Der folgende Artikel: **Menecrates Nysaensis** giebt dem Herausgeber Anlaß zu einer Erörterung über ihn und über den Menekrates, den Verfasser einer Geschichte von Nicäa, aus welcher nach Plutarch Thes. c. 26. eine Erzählung von Theseus, seinen Gefährten und von der Antiope mitgetheilt wird. Zum Schlusse wird kürzlich der übrigen Schriftsteller mit Namen Menekrates gedacht.

P. 346 — 352. **Andrones.** Außer Andern, wovon K. M. kürzlich in einer Note spricht, werden hier vier genauer behandelt und ihre Fragmente mitgetheilt.

Andron Ephesius habe ein Werk über die Sieben Weisen geschrieben, woraus nach Porphyrius ap. Euseb. P. E. X. 464, Theopompus Mehreres abgestohlen; welche Nachrede wenigstens sein Zeitalter gegen die Zeit Philipps des Amyntiaden feststelle, obschon dieser Andron schwerlich Verfasser der an Philippus gerichteten Schrift über die Opfer sey.

Andron Tejus, Verfasser eines Periplus, wahrscheinlich derselbe, der an dem indischen Seezug Alexanders d. Gr. als einer der Anführer Theil genommen (Arrian. Ind. XVIII. 7. [8.]

Andron Alexandrinus, Zeitgenosse Ptolemäus des Siebenten oder nach ihm, Verfasser einer Chronik, aus welcher am Schluße dieser Artikel ein wichtiges Fragment mitgetheilt wird.

Andron Halicarnassensis. Hierbey sucht K. M. zu erweisen, daß er vielleicht nicht lange nach dem Amyntiaden Philipp, wenigstens gleichzeitig mit den älteren Kritikern Aristophanes und Aristarch gelebt habe; sodann daß er Verfasser eines großen Werkes, die Verwandtschaften (*Συγγένειαι*) betitelt, war, woraus er selbst einen Auszug gemacht und worin er sich an die ältere Weise der Logographen, namentlich des Hellanicus angeschlossen, in der Art, daß er sich auf die älteren Mythen und Sagen der griechischen Stämme beschränkte, und nur die attischen Geschichten bis in die hellen historischen Zeiten verfolgte; daß die ihm beygelegte Atthis nur ein Theil jener *Συγγένειαι* gewesen, und daß diese von den unter selbigem Namen angeführten *ἱστορίαι* kaum verschieden oder das Werk eines andern Andron seyn dürften; endlich daß die unter demselben Namen citirte Schrift über die Opfer ihres antiquarischen Inhalts wegen dem Verfasser des antiquarischen Werkes über die Verwandtschaften am passendsten zugeschrieben werden möchten.

Hierauf werden die Fragmente aus den Schriften der vier Androne mitgetheilt und zwar zuerst des Ephesiers, von welchem unter dem Namen einer Schrift Dreyfuß (*ἐν Τρίποδι*) hier sieben Numern folgen, über die Sieben Weisen, Pythagoras, Pherecydes von Syros, über das Alphabet des Samiers Kallistratos u. dgl. — Es folgt Andron aus Teos; aus dessen Periplus zwey Bruchstücke beygebracht werden, über das acherusische Vorgebirge im Pontus, über die Sagen von Sinope, wobey der Herausgeber in einer kritischen Note an Agathon, Verfasser eines pontischen Periplus erinnert (vergl. Voss. de hist. grr. p. 379 Westerm. vergl. außerdem den Agathon beym Scholiasten des Sophocl. Trach. 639.). Daran schließen sich an die **Verwandtschaften** oder **Historien** des Halikarnassers Andron, mit der Atthis und mit der Epitome in 15 Numern: über Okeanos und sein Geschlecht; Parnassos; kretische Sagen und Geschlechter; die Seller, Kephallener beym Homer, und Keryx; die Pandioniden; über Skiron und die Isthmen; über das zweyte Exil des Alkibiades; Jasons Mutter; endlich aus dem vierten Buch *περὶ θυσιῶν* (über die Opfer) nur vier Zeilen. — Desto bedeutender ist die Erzählung bey Athen. IV. 184. B. aus der Chronik des Alexandriners Andron, wie Ptolemäus VII. Evergetes, von den Alexandrinern Kakergetes genannt, durch Vertreibung der Anhänger seines Bruders mittelbar Anlaß gab, daß in ganz Griechenland eine Wiedererweckung der gesammten gelehrten Bildung (*ἀνανέωσις παιδείας ἁπάσης*) eintrat; indem die durch die langjährigen Kriege der Nachfolger Alexanders d. Gr. in den griechischen Ländern fast erloschenen Wissenschaften nun durch gelehrte Emigranten aller Fächer daselbst wieder zu

einem neuen regen Leben gebracht wurden. (Das Ereigniß fällt in Olymp. 160, 4. vor Chr. 135. Man vergl. Heyne Opuscull. Acadd. I. pag. 87 sqq. und IV. p. 438. sqq., wo dieſe welthiſtoriſche Begebenheit von mehreren Seiten gewürdigt iſt. Neben dem Andron nennt Athenäus als Gewährsmann den Menekles von Barka, über welchen ich auf Vossius p. 467 sqq. Westerm. verweiſe.)

P. 352 — 357. **Diodorus Periegeta.** Ueber dieſen Schriftſteller theilt K. M. eine belehrende Notiz aus Preller ad Polemon. p. 170 mit, woraus hervorgeht, daß er wohl der erſte war, der ſich einen Periegeten nannte, daß er vermuthlich ein Athener war, daß ſeine Periegeſe ſich auf Attika beſchränkte, daß er nach Alexander d. Gr., aber noch vor Philochorus ſchrieb; daß er ein Werk περὶ μνημάτων, d. i. hauptſächlich über die Grabesdenkmäler verfaßte, und darin über die heiligen Gebräuche und Mythen ſich verbreitete. Ein zweytes Werk desſelben handelte von den attiſchen Demen, wobey er auch der Phylen und ihrer correlaten Verhältniſſe gedacht und die nöthigen Regeln für die richtigen Benennungen dieſer bürgerlichen Abtheilungen gegeben hatte, ſo daß er, wie die Fragmente zeigen, auf dieſem Gebiet eine Hauptquelle für die Grammatiker und Geographen geworden war. Es folgen die Fragmente, und zuerſt aus der Schrift περὶ μνημάτων, über Theſeus, Themiſtokles, Hyperides, über die Söhne des Cimon, über die Phryne. — Aus dem Werke περὶ τῶν Δήμων werden 10 Fragmente unter ſeinem Namen gegeben, zugleich aber angemerkt, daß die meiſten Stellen, die wir über die Demen bey den Grammatikern finden, ihm angehören möchten. Der Herausgeber theilt hier aus Pauly's Real-Encycl. I. S. 944 ff. die vom jüngern Grotefend in fünf Columnen geordnete Tabelle der attiſchen Demen und Phylen mit.

(Fortſetzung folgt.)

The history of britiſh India from 1805 to 1805.

(Schluß.)

Lord Bentinck ordnete einen Ausſchuß, welchem oblag, die auf die Verbrennung der Wittwen bezüglichen Vorſchriften und Zuſtände, ſo wie die Gefahren eines Verbotes zu unterſuchen. Alle Eingeborne und Europäer, die hierüber Auskunft geben könnten, wurden nach der ſchönen Sitte Altenglands aufgefordert und gebeten vor dem Ausſchuſſe zu erſcheinen, zur Mittheilung ihrer Kenntniſſe und Erfahrungen. Bentinck verfolgte den Verlauf dieſer Unterſuchung mit der größten, innigſten Theilnahme; denn der Lord war keineswegs, wie ſeine zahlreichen indiſchen Feinde damals behaupteten, ein ſelbſtſüchtiger, ehrgeiziger Staatsmann. Unter einer rauhen abſtoſſenden Außenſeite, aus bittern Erfahrungen, aus der Bekanntſchaft mit den Nachtſeiten der menſchlichen Natur hervorgegangen, war ein für alles Gute und Edle ſchlagendes Herz verborgen. Das Ergebniß der vielfachen Unterſuchungen und Berichte, ſie füllen einen großen Folioband im oſtindiſchen Hauſe, war aber keineswegs erfreulich. Viele höhere Beamten der indiſchen Verwaltung, alle angeſehenen einſichtsvollen Eingebornen waren einem gänzlichen, einem unbedingten Verbote entgegen. Ihnen hatte ſich auch Wilſon angeſchloſſen, eine Thatſache, welche dieſer große Kenner des indiſchen Volkes und ſeiner Literatur verſchweigt in ſeiner neuern Geſchichte des angloindiſchen Reiches. Selbſt Rammohun Roy erſchrack, als er von einem allgemeinen Verbote hörte. „Man möge das Geſetz vorderhand bloß unter der weichlichen Bevölkerung Bengalens verkünden; es ſey gefährlich, den kräftigen Menſchenſchlag der nordweſtlichen Kreiſe in eine religiöſe Aufregung zu verſetzen [9]).“ Ein theilweiſe gegebenes Verbot, erwiederte der Oberſtatthalter, würde von Schwäche und Unſicherheit zeugen; die Regie-

9) Calcutta Review I. 363. Wilson History III. 269.

zung würde bloßgestellt und in den Augen der Unterthanen herabgesetzt. Das Verbot der Wittwenverbrennung wurde für die ganze Präsidentschaft Bengalen (1829) erlassen und bald hernach auch in Madras und Bombay eingeführt [10]). Der oberste peinliche Gerichtshof zu Calcutta erhielt den Auftrag, alle bey solch einem Vorfalle Betheiligten als Mörder zu verfolgen und nach Umständen zu bestrafen. Nirgendwo verspürte man die schrecklichen Folgen, welche schüchterne, unklare und selbst in Vorurtheilen befangene Gemüther von dieser kühnen, Großbritannien und die Menschheit ehrenden Maßnahme erwarteten und befürchteten. Eine Anzahl altgläubiger Hindu bestürmte die Regierung mit Bittschriften gegen den Erlaß; andere, an deren Spitze die Reformatoren Dwarkanauth Tagor und Rammohun Roy, dankten der obersten Behörde für diesen „ewigen Segen" und baten sie, fortzufahren in diesen reformatorischen Bestrebungen [11]). Die Altgläubigen erschöpften jedes gesetzliche Mittel, um die Aufhebung des Verbots zu bewirken. Von dem Oberstatthalter im Rathe zurückgewiesen, wendeten sie sich an den König. Der Fall wurde vor dem geheimen Rathe (Juni 1832) verhandelt. Die Anwälte der beyden Parteyen, der Hindu und der ostindischen Hansa, wurden in gewöhnlicher Weise vernommen, und die Kläger, wie nicht anders zu erwarten stand, abgewiesen [12]). Die Regierung zu Calcutta sah sich, während der folgenden Jahre, durch Verträge und Eroberungen in den Stand gesetzt, das Verbot der Wittwenverbrennung über alle Länder vom Himalaja bis zum Meere, von China bis zu den Engpässen Afghanistans auszudehnen. Dafür zeugt das Dankschreiben des Oberstatthalters Lord Hardinge (Dec. 1847) an dreyundzwanzig Fürsten und Fürstinnen, dann an Ghulab Singh von Dschamu gerichtet. Sie seyen die letzten in Hindostan, heißt es darin, welche auf den Wunsch der englischen Behörden die scheußlichen Bräuche ihrer Väter, Wittwenverbrennung, Kindermord und Sklaverey abgeschafft hätten.

Lord Bentinck war ein Christ im schönsten, im edelsten Sinne des Wortes. Die Verbreitung des Christenthums war ihm das vorzüglichste Mittel der Civilisation, der geistigen und gemüthlichen Erneuerung der Menschheit. Nun trat aber das indische Erbrecht dieser Erhebung hindernd entgegen. Nach dem Gesetzbuche Menus, welches noch immer der Grund ist des ganzen bürgerlichen Wesens im Brahmanenlande, muß jeder Erbe zu irgend einer Kaste gehören [13]); jeder Hindu, der sich zu einer andern Religion bekennt, heiße sie Islam oder Christenthum, verliert seine Kaste, verliert sein väterliches Erbe. „Wer in herkömmlicher Weise durch Umstürzen des Wasserkrugs von den Verwandten ausgestossen wird, der ist seines Erbes, des Leichenkuchens und der heiligen Ausgießung des Wassers verlustig." Auch dieses Gesetz wurde (1832) vermittelst einer Anordnung des Oberstatthalters im Rathe aufgehoben. Man brachte sie wohl absichtlich in dunkle Fassung, damit sie keine neue Besorgniß errege. Dieser Zweck ist auch in der That erreicht worden. Die Zertrümmerung dieser festen Säule des ganzen indischen Wesens ward anfangs gar nicht bemerkt. Erst bey der Anwendung des Gesetzes in einem bestimmten Falle merkte der gläubige Hindu, wie ihm von dem schlauen christlichen Gebieter unvermerkt Grund und Boden untergraben wurde.

Neumann.

10) In der Präsidentschaft Bengalen geschah das Verbot durch Regulation XVII. 1829, die später auch zu Madras bekannt gemacht wurde. Regulation I. 1830. In Bombay erging das Verbot bloß mittelbar, indem die Straflosigkeit der Gehülfen der Sati (Regul. XIV. 1827) durch eine neue Anordnung (Regul. XVI. 1830) aufgehoben wurde. In den neu erworbenen Ländern der Präsidentschaft Bombay ist (1835) der einzige gewaltsame Bruch des Verbotes vorgefallen. Erst durch den Abschnitt 43 des neuen Freybriefes vom 28. Aug. 1833 wurde der Oberstatthalter im Rathe ermächtigt, für das ganze angloindische Reich Verordnungen zu erlassen und Gesetze zu geben. The law relating to India and the East India Company. London 1842. 420.

11) Calcutta Review IV. 377.

12) Asiatic Journal August 1832. 167. 223.

13) Menu IX. 201 — 203.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. August.

Nro. 163. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortsetzung.)

P. 360 sq. **Diyllus Atheniensis.** Er hatte ein großes Werk über Griechenlands und Siciliens Geschichte geschrieben; es war in mehrere Abtheilungen (*συντάξεις*) geordnet, und bestand aus sechs- oder siebenundzwanzig Büchern. Der erste Theil umfaßte einen Zeitraum von 16 Jahren (357 — 341 vor Chr.), welchen Demophilos als Fortsetzung des Werkes seines Vaters Ephoros nur in Umrissen beschrieben hatte. Der zweyte Theil enthielt die Geschichten der nächsten 5 Jahre (341 — 336) bis zu Philipps des Amyntiaden Tod. Aus dem dritten Theil ist uns eine Begebenheit aufbehalten, die in's Jahr 315 gehört. Wie weit Diyllos sein Werk fortgeführt, ist nicht bestimmt auszumitteln; wahrscheinlich jedoch bis zur Uebergabe Athens an Demetrios Poliorketes [gegen 295 vor Chr. [2])]. — Der Geschichtschreiber wird von Plutarchus als sorgfältiger Forscher belobt, und vom älteren Plinius unter seinen Gewährsmännern angeführt. Der Herausgeber theilt unter den Ueberschriften *Ἱστορίαι*, *Τρίτη*, *Σύνταξις* und Dubia, die Fragmente 5 an der Zahl mit und begleitet sie mit Anmerkungen.

P. 362 — 370. **Demetrius Phalereus.** Von diesem berühmten Schüler des Theophrastus und Freunde des Menander, gleich ausgezeichnet als Staatsmann, Redner, praktischer Philosoph und Schriftsteller in den verschiedensten Fächern, fruchtbar wie wenige, haben wir Erwähnungen der vorzüglichsten alten Autoren [3]) und eine Biographie des Diogenes L. (V. 75 sqq.) und von Neueren die Monographien von Bonamy Dohrn, die Schriften von Gravert, Clinton, Westermann (s. dessen Anmerkk. zum Vossius de Historiec. gr. p. 109 sq.), Parthey und Ritschl, so daß also der Herausgeber den Bericht über das Leben und die sämmtlichen Schriften des Demetrius übergehen konnte. Wenn er aber hinzufügt: „— quum historica Demetrii fragmenta paucissima supersint, reliqua autem opera, quorum quinquaginta fere numero Diogenes recenset, jam nihil ad nos pertineant," und p. 369: „Reliqua ad literas et philosophiam etc. spectantia de industria omitto;" so möchte ich das Erstere läugnen; denn da Demetrius ein durchaus praktischer Philosoph war, so gab er allen seinen Schriften sehr viel Historisches bey, und manche merkwürdige Züge der griechischen Culturgeschichte sind in ihnen enthalten [4]). Wir müssen demnach

2) Der Blüthezeit des Diyllos werden die Jahre zwischen Olymp. 112 — 122, vor Chr. 330 — 290 angewiesen. Ich verweise hierbey noch auf die Erörterungen ad Ephor. Fragmm. p. 21—23.

3) Zu den Stellen des Cicero kommt jetzt de Re Publ. II. 1. p. 196. Cr. et Moser. — („Rempublicam Atheniensium) postremo exsanguem iam et iacentem doctus vir Phalereus sustentasset Demetrius."

4) Hier nur Ein Beyspiel. In seinen Büchern über die Odyssee hatte Demetrius bemerkt, im heroischen Zeitalter seyen die Sänger an den Höfen der Könige das gewesen, was dort später die Philosophen geworden, nämlich Pädagogen (Erzieher und Sittenaufseher). Eustathius bringt diese Nach-

bedauern, daß gerade bey dieſem ſo großen Schriftſteller unſer Herausgeber unterlaſſen hat, was er in derſelben Sammlung bey manchen minder bedeutenden gethan, nämlich daß er neben den ſtreng hiſtoriſchen Fragmenten auch alle übrige aufgenommen, und wir möchten ihn auffordern, dieß in einem Nachtrag oder in einer zweyten Ausgabe dieſes Werks nachzuholen; zumal da von den eigentlich hiſtoriſchen und politiſchen Schriften [5]) meines Wiſſens keine beſondere Sammlung exiſtirt. Ueber dieſe letzteren folgen nun zuerſt Vorbemerkungen, nämlich: *περὶ τῆς δεκαετίας* d. h. über ſeine zehnjährige Staatsverwaltung von Athen; ſodann *Ἀρχόντων ἀναγραφή*; ferner *περὶ τῶν Ἰώνων*, *Αἰγιναίων καταδρομή*. Hiſtoriſch möchten auch geweſen ſeyn: Fünf Bücher über die atheniſche Geſetzgebung; zwey über die Bürger in Athen; über die Geſetze, über die Politik; über die Demagogie; hiſtoriſches Proömium; Kleon, Artaxerxes, Dionyſios, vielleicht ſämmtlich hiſtoriſchen Inhalts. Nur aus zwey der angeführten Schriften ſind Fragmente aufgeführt, nämlich drey aus dem Verzeichniß der Archonten und zwey über die Geſetzgebung in Athen, mit Anführung des zweyten und dritten und mehrere andere aus ungenannten Büchern. Sie ſind zum Theil zur Kenntniß der attiſchen Religionen, Geſetze, Sitten, bürgerliche Verfaſſung und Gerichtsweſen ſehr bedeutend, und der Herausgeber hat ſie mit Benützung der Schriften von K. Fr. Hermann, Hudtwalker, Meier, Schömann u. A. erläutert. Aus der Schrift Sokrates betitelt, folgen drey längere Stücke über Ariſtides und über die Digamie des Sokrates (wovon oben im Abſchnitt über Ariſtoxenus). Die zwey Bruchſtücke über Demoſthenes möchten nach des Herausgebers Vermuthung den Büchern über die Rhetorik oder über die Demagogie angehören. Es folgt aus den Vaticaniſchen Excerpten des Polybius (XXIX. 6. vergl. Diodor. XXXI. 10. p. 497 ed. Dindf.) ein Fragment aus dem Buch *περὶ τῆς τύχης*, zur Zeit der atheniſchen Statthalterſchaft verfaßt, worin Demetrius aus Anlaß des durch Alexander zerſtörten Perſerreichs Betrachtungen über die Wandelbarkeit des Glücks angeſtellt hatte.

P. 369. Straton Lampsacenus, ebenfalls Schüler des Theophraſtus und Nachfolger in der Schule (ſeit Olymp. 23, 2. vor Chr. 287. Apollodori Chron. p. 416. Heyne aus Diog. L. V. 58 [nicht 28.] vergl. Clinton F. H. p. 195 Krüg., Lehrer des Ptolemäus Philadelphus. Das Verzeichniß ſeiner Schriften giebt Diogenes. Da K. M. die philoſophiſchen übergeht, ſo will ich nur an Cic. de N. D. I. 13 erinnern; er wird dort physicus genannt, ein Beyname, der ihm auch von Andern gegeben wird, und er charakteriſirt ſich dort als materieller Pantheiſt; vergl. die Monographie: C. Nauwerk de Stratonis Lampsaceni philosophia disquisitio Berol. 1836.) Unſer Herausgeber beſchränkt ſich auf Anführung der Schrift von den Erfindungen (*περὶ εὑρημάτων*). Polybius Excerpt. Vatic. XII. 25. c. ed. Didot fällt ein ſehr ungünſtiges Urtheil über ihn. Aus jener Schrift theilt K. M. Ein Fragment mit, und begleitet es mit einer kritiſchen Anmerkung.

Theodectes Phaselita. Sohn eines Rhetors und Tragikers (ſ. Menag. ad Diog. L. V. 24; weitere Nachweiſungen über dieſen Schüler des Plato und Iſokrates giebt der Herausgeber, vergl. auch Westermann ad Voss. de Hist. gr. p. 107.) Dieſer jüngere Zeitgenoſſe Ptolemäus des I. war ebenfalls Verfaſſer einer Rhetorik, einer Lobrede auf Alexander von Epirus, hiſtoriſcher und anderer Denkſchriften und eines Werkes über die Sitten und geſetzlichen Einrichtungen nichtgriechiſcher Völker (*Νόμιμα βαρβαρικά*). Aber von allen dieſen Büchern hat der Herausgeber auch nicht Ein Fragment auftreiben können.

P. 370—374. Lycus Rheginus. Vater des Tragikers Lykophron, lebte unter den Diadochen,

---

richt aus Demetrius zu Odyss. γ'. 267 bey; wo der Sänger erſt entfernt werden muß, ehe Aegiſthos ſeine Zwecke bey der Klytämneſtra erreichen kann, und Olympiodorus ad Alcib. pr. 15. pag. 138. ed. Francof., wo von der ſittlichen und den Menſchen im Hauſe wie im Staate bildenden Macht der Muſik und des Geſanges die Rede iſt, erinnert an dieſelbe Stelle.

5) Weßwegen wohl hauptſächlich, neben den Zeugniſſen der alten Autoren, Niebuhr in den Vorträgen über alte Geſchichte, den Demetrius ſo hoch ſtellt (ſ. I. S. 211 fg.).

und Demetrius von Phaleron ſoll ihm nachgeſtellt haben. Hierdurch iſt ſeine Lebenszeit feſtgeſtellt (ſ. außer K. M. Voss. de historicc. grr. p. 111 sq. mit Westerm. und Clinton F. H. III. p. 484. Andere Schriftſteller dieſes Namens unterſcheidet K. M. in einer kritiſchen Anmerk. Wenn derſelbe dort bey Tzetzes in Lycophr. 526, 1206. ſtatt *Λύκος* ändert *Ανσίμαχος*, ſo verweiſe ich auf Schol. ad Sophocl. Oedip. Col. 91, wo das 13. Buch der *Θηβαϊκά* des Alexandriners Lyſimachos citirt wird). Dieſer Lykos aus Rhegium führte den Beynamen Butheras (*Βουθήρας*, wovon der Grund unbekannt iſt).

Unter den Schriften desſelben, deren Fragmente, zum Theil mit kritiſchen Anmerkungen, aufgeführt werden, hat K. M. Nr. 1. *περὶ Ἀλεξάνδρου* im Lateiniſchen ſo bezeichnet: (De rebus Alexandri Epirotae?). Damit hat es folgende Bewandtniß: dort iſt von der italiſchen Stadt Skidros die Rede; bey Nr. 2. citirt der Scholiaſt des Ariſtoph. Pac. 925: *Λύκος μὲν ὁ Ῥηγῖνος ἐπὶ ταῖς πρὸς Ἀλέξανδρον* (vielleicht *ἐν ἐπιστολαῖς πρ. Ἀλ.* oder: *ἐν ταῖς περὶ Ἀλέξανδρον*, sc. *ἱστορίαις*); wie man aber auch leſen will, ſo iſt wohl ohne Zweifel von demſelben Werk die Rede, worin Lykos aus Rhegium italiſche und ſiciliſche Merkwürdigkeiten und Geſchichten beſchrieben, welches er dem Alexander I. von Epirus gewidmet hatte, und deſſen Gegenſtand hauptſächlich der italiſche Feldzug geweſen war. — So ſehr bin ich jetzt geneigt, meine in der hiſtor. K. der Griech. S. 364 zw. Ausg. vorgetragenen und vom Herausgeber hier (p. 370 und ad Scriptorr. rer. Alexandri) beſtrittenen Gedanken an eine Schrift über den macedoniſchen Alexander d. Gr. zurückzunehmen.

Das dritte bis zum ſiebenten Fragment hat K. M. Italica überſchrieben, und ſie handeln von italiſchen Ereigniſſen nnd Merkwürdigkeiten (zu Nr. 2. u. Nr. 6. vergl. man noch Mazochi ad aen. Tabb. Heracleens. p. 503). Von Nr. 8. bis 12. folgen die *Σικελικά* (Sicula). Sie beziehen ſich auf ſiciliſche Quellen, Flüſſe und Seen. Daran ſchließen ſich: *Λιβυκά* (Libyca) mit zwey Fragmenten, Nr. 13. u. 14.

Den Beſchluß macht, unter Nr. 15. ein mit andern Bruchſtücken zuſammenhängendes Fragment beym Scholiaſten des Theokrit XVII. 123 [p. 497 ed. Kiessling., vergl. VII. 78. p. 915]. Nach der trefflichen Behandlung des Letronne Inscrr. grr. et latt. de L'Egypte I. p. 181 sq. hat ſich unſer Herausgeber um dieſe Ueberreſte aus der Familiengeſchichte des Ptolemäus Philadelphus noch eigene Verdienſte zu erwerben gewußt. Um nur Eins anzuführen, ſo ſchlägt er in der lückenhaften und verdorbenen Stelle dieſes Scholion folgende Verbeſſerung vor: *Ὅτι πολλοὺς ναοὺς ἱδρύσατο* (*Πτολεμαῖος Φιλάδελφος*) *καὶ Λύκος ἐν τῷ περὶ τῆς τοῦ Νέστορος κύλικος, ἣν ἐποίησεν ὁ Φιλάδελφος φησὶν οὕτως κ. τ. λ.*, ſo daß die Ueberſchrift, ſtatt über den Neſtor (*περὶ τοῦ Νέστορος*), wie es auch im Titel heißt, lauten müßte: über den Neſtors-Becher, ſo daß Ptolemäus einen, aus Ilias *λ.* 631 ff. ſo viel beſprochenen Neſtors-Becher hätte verfertigen laſſen, um ihn in den Tempel ſeiner Aeltern weihen laſſen, wie er in den Tempel der Arſinoe einen andern künſtlich gearbeiteten Becher [6]) geſtiftet hatte.

P. 374—381. Nymphodorus Syracusanus. Die Unterſcheidung eines Syracuſiers dieſes Namens von einem Amphipoliten will K. M. nicht gelten laſſen, und macht wahrſcheinlich, daß ein und derſelbe edelgeborne Syrakuſier der Verfaſſer der Schriften geweſen, die dem Nymphodoros beygelegt werden: der über die Wunderbarkeiten Siciliens, des Periplus und der über Sitten und Geſetze nichtgriechiſcher Völker, wovon ohnehin der erſte Titel nicht ein beſonderes Werk, ſondern nur einen Theil des Periplus bezeichne; auch ſey es nach einem Agrigentiner Pſephisma [7]), worauf ein Nym-

6) Ein *ῥυτὸν*, ein Trinkgefäß, wie ſie zur Zeit der Lagiden in Aegypten vorzüglich als Attribute der Fürſtinnen beliebt waren; worüber ich auf die ſchöne Ausführung Böttigers in den Kleinen Schriften III. S. 229 verweiſe.

7) Bey Gruter p. 401: *ἐπὶ ἱεροθύτα Νυμφοδώρου τοῦ Φίλωνος* vgl. Ebert Σικελ. p. 122 sqq. und Diss. Sicul. p. 158; daß aber Letzterer irre, wenn er einen *Θαυματοποιὸς* genannten Nymphodor für

phodoros als Opferprieſter vorkomme, wahrſcheinlich, daß auch jener Syracuſier Prieſter einer vaterländiſchen Gottheit geweſen und ſomit ſein Amtsname ἀμφίπολος zur Fiction eines zweyten Nymphodoros, aus Amphipolis, Veranlaſſung gegeben habe. Aber andere edelgeborne Sicilier des Namens Nymphodoros werden aufgeführt. Daß endlich der Verfaſſer der *Νόμιμα βαρβαρικά* erſt unter Ptolemäus Philadelphus, jedoch vor Apollonius von Rhodus geſchrieben habe, gehe aus der Erwähnung des Sarapis Fr. 20. und Fr. 17. hervor, weil dieſer Gott erſt unter Ptolemäus Soter in Aegypten bekannt geworden; und weil der griech. Scholiaſt des Apollonios bey einer kolchiſchen Sitte den Nymphodor als Gewährsmann dieſes Dichters bezeichne. Jener Perieget behaupte übrigens nur den Charakter eines ſolchen, nicht den eines Geographen; er zeige ſich als einen beleſenen und wißbegierigen, aber keineswegs von den Mängeln ſeines Zeitalters freyen Mann. Die Fragmente folgen: *Περὶ τῶν ἐν Σικελίᾳ Θαυμαζομένων*, unter 13 Numern (nämlich einſchließlich des Periplus; mit dieſem Titel nur unter 3.) 1. Ueber Hykkara in Sicilien und die Lais (nämlich die jüngere. Der Herausgeber verweiſt auf das fünfte Fragment des Philiſtus, auf die des Polemo, ſ. p. 75 ed. Preller. Nr. 44. auf Ebert, Bergk und Jacobs; ſ. jetzt deſſen vermiſchte Schriften IV. S. 398 ff.); über den ſiciliſchen Fluß Akis, wobey eine ſchöne Erklärung Dübners in der Revue de philologie 1847. p. 457 angeführt wird; Nr. 3. über Adranos und die Paliken-Götter (womit man vergleiche: Calliae fragm. 1. unten p. 382; Ebert. Diss. Sicul. I. p. 180, und Symbolik III. S. 815 ff., wo ich mich in der dritten Ausg. über dieſen ganzen Cultus und namentlich auch über die hier erwähnten Tempel bewachenden Hunde, S. 825, ausführlich erklärt habe). — *Περίπλους*: über den Fluß Heloros; über den Wächter der Sonnenrinder; über den Fluß Krathis; über Sardinien; zwey Fragmente über Oreſtes, über Ino und Athamas und deren Kinder, aber, wie bemerkt wird, auf den verdächtigen Citaten des Natalis Comes beruhend; über den Fluß Athyras (mit kritiſcher Prüfung); über die unvergleichbare Schönheit der Frauen zu Tenedos in Troas; über Salpe, einen auf Menſchen übertragenen Fiſch-Namen. Salpe (*Σάλπη* von einem Seefiſch, la saupe) hieß nämlich eine Lesbiſche Hebamme, bekannt durch Erfindung von allerley Heilmittel und durch ein Buch, *παίγνια* die Spielklapper, betitelt. Plin. XXVIII. 7. 3. (ſ. Böttigers kl. Schrift. III. S. 7). — Nr. 12. eine ausführliche Erzählung von dem Aufſtand der Sklaven (*Θεράποντες*) in Chios, ihrem Anführer Drimakos, deſſen Heroon und deſſen Todtendienſt; über Chimära als Feuerberg Lykien's. — *Νόμιμα βαρβαρικά*. Ueber die Sauromaten, Tibarenen, Moſſynöken, Kolchier, Chalyber; über Abyrtake, ein Nahrungsmittel der Barbaren; über Serapis (ſ. oben; — wozu jedoch nachträglich bemerkt werden muß, daß ſchon von den Alten manche den Dienſt des Serapis für älter hielten, und aus Memphis ableiteten, worüber ich mich früher im Dionysus erklärt und neuerlich Jo. Franz in Böckh's Corp. Inscriptt. Graecc. III. 2. p. 303 gelehrt gehandelt hat —); über Sitten der Aegyptier; über die Aegis als Bruſtharniſch; Gorgonen; über afrikaniſche Zauberer.

(Fortſetzung folgt.)

---

den Verfaſſer der ſiciliſchen Merkwürdigkeiten halte, ſey von Hüllmann ad Duridis frag. p. 130 u. von Westermann ad Paradoxograph. p. XXXIV. hinlänglich erwieſen. Jene Inſchrift mit dem Namen Nymphodoros iſt neuerlich nach Mittheilungen von Spengel u. A. wieder herausgegeben, berichtigt und erläutert worden von Joh. Franz in der Fortſetzung des Böckhiſchen Corp. Inscrr. Graecc. III. 2. p. 595 sq. nr. 5190. b.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. August.

Nro. 164. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortsetzung.)

P. 382 sq. Callias et Antander Syracusani. Der letztere, Bruder des Tyrannen Agathokles, kommt nur einmal (nr. 6.) vor; über Kallias wissen wir etwas mehr; er hatte eine Geschichte des Agathokles in 22 Büchern geschrieben, in ganz entgegengesetztem Geist als Timäos, denn, nach Diodor's und Josephus Zeugniß, hatte dieser aus Haß gegen den Tyrannen viele Lügen seinen Berichten eingemischt, dagegen Kallias aus Schmeicheley eben so sehr die Wahrheit verletzt; wie Antandros über seinen Bruder berichtet hatte, wird nicht gesagt. In jenem weitläuftigen Werke des Kallias waren nicht nur sicilische Merkwürdigkeiten sondern auch auswärtige beschrieben worden. Dieß bekunden die Fragmente; wie über Eryke und über die Quellen, Delli und Brüder der Paliken genannt (s. Bocharti Phaleg. p. 535; Preller ad Polemon. p. 128 sq. und Symbolik III. S. 820 f.); über die Gegend von Panormos, der Garten genannt, über die Psyllen, über die vulkanische Aeolos-Insel Hiera; über Roma als Mutter von Romus und Romulus (vergl. Festus p. 269 Müller. p. 134 Egger; wobey K. M. auf Niebuhr R. G. I. S. 189. verweist, und mit Recht vermuthet, Kallias möge zur Erwähnung Roms durch des Agathokles italischen Feldzug veranlaßt worden seyn). Den Beschluß macht ein Fragment über Agathokles [8]) aus Timäos, Kallias und Antandros.

P. 384 — 396. Hecataeus Abderita. Wenn ihn Strabo einen Tejer nennt, so erklärt sich dieß daher, daß er entweder zu Teos geboren nach Abdera gezogen oder daß er aus Abdera in die alte Mutterstadt Teos zurückgekehrt war; Zuhörer des Pyrrhon wird er selbst als Philosoph bezeichnet, aber auch als gewandter Geschäftsmann, Kritiker, Grammatiker und Historiker, Zeitgenosse Alexanders des Gr. aber nicht Erziehungsgenosse, Verwandter eines der Begleiter dieses und nicht Eine Person mit Hekatäos von Eretria, aber Beamter des Ptolemäos Lagi und als Verfasser eines Werkes über Aegypten mit dem jonischen Logographen, der ebenfalls über dieses Land geschrieben, häufig verwechselt, und als Schreiber eines Werkes über die Hyperboreer öfters angeführt aber als Urheber von besondern Büchern über die Juden und Abraham fälschlich bezeichnet [9]).

Hiermit sind aber nur die Umrisse der hier vorkommenden Erörterungen bezeichnet; im Einzelnen kommen einige Puncte näher zur Sprache, die kaum genügend beantwortet werden können. Wenn dem Abderiten Hekatäos zuvörderst auch ein Werk über Homer und Hesiodus beygelegt wird, so erinnert dieß freylich an den kritischen Grammatiker, wie er genannt wird; aber von diesem Theil seiner Arbeiten zeigt sich bey den alten Schriftstellern auch nicht die geringste Spur. Fragt man weiter nach

8) Der Name Agathokles kommt unter den Archonten von Syrakus u. s. w. auf mehrern sicilischen Inschriften vor, bey Franz a. a. O. s. p. 677.

9) S. K. M. p. 384 — 386 vergl. Westermann in Pauly's Real-Encycl. III. S. 1084 f. u. Baumstark ebendas. S. 1548—1553 und meine histor. K. d. Griech. S. 388 zw. Ausg.

dem Zweck und dem Geist seiner Schrift über die Hyperboreer, so sollte man aus einer Nachricht, Hekatäos habe die Fortdauer eines solchen Volkes bis zu seiner Zeit behauptet, (s. Fragm. 1.) allerdings an eine ernste historische Absicht bey ihrer Abfassung denken; wogegen unser Herausgeber sie für eine bloße Tendenz-Schrift zu halten geneigt ist; nämlich in dem Maaße als im Zeitalter nach Alexander d. Gr. durch Euhemerus und Gleichgesinnte Freydenkerey und Frivolität um sich gegriffen, habe das nicht zu unterdrückende religiöse Bedürfniß einerseits in mysteriösen und magischen Anstalten Befriedigung gesucht, andererseits aber in dem Glauben an das Daseyn einer frommen unschuldigen Menschheit in fernen Zonen sich gefallen und beruhigt, und so sey also dieses Buch des Hekätaos wie die Schilderung des Jambulus von den Inseln der Seeligen zu betrachten. Die Aegyptiaca dieses Hekatäos sind von Diodor (Fragm. 12.) ausdrücklich bezeugt; auch hatte er unter Ptolemäos Lagi Aegypten selbst besucht (Frgm. 13.) und über Aegyptens Religion und Wissenschaft ausführlich gehandelt, wie man aus dem Citat ersieht, wonach seine Schrift über der Aegyptier Philosophie aus mehrern Büchern bestanden haben muß, obwohl diese letztere wahrscheinlich nur Theile des Gesammtwerks über Aegypten gewesen sind [10]). Eben so wenig hat man Grund zu zweifeln, daß der Abderite Hekatäos die jüdische Geschichte und Geographie berührt haben mußte, da er ja jenen König auf dem syrischen Feldzuge begleitet hatte; aber darum ist es nicht weniger gewiß, daß die unter seinem Namen umgehenden Schriften über Abraham und über die Juden einen Hellenisten dieser Nation zum Verfasser haben [11]), der was er in des Hekatäos von Abdera ägyptischen Geschichten vorgefunden sich angeeignet, interpolirt und zu einem eignen Buche über die Juden und Abraham zugestutzt hat. — Hieran schließen sich nun die Fragmente selbst, und zuerst aus dem Werke:

Περὶ τῶν Ὑπερβορέων, und zwar unter sieben Numern. Wenn Strabo in Nr. 6. die Meropis bey Theopompos, die Kimmeris beym Hekatäos und die Panchäa beym Euhemeros zu den fabelhaften Oertlichkeiten rechnet, so wird man wohl unserm Herausgeber beystimmen müssen, daß hier nach der ihm angewiesenen zweyten Stelle der Abderite gemeint sey; eben so, wenn Nr. 6. a. aus Hecatäus ein Eismeer angeführt und auf diese Autorität von Plinius N. IV. 27. mit einem scythischen Namen bezeichnet wird. — Es folgen von Nr. 7—13. die *Αἰγυπτιακά*. Unter Nr. 8. sagt K. M. in der Note unrichtig: „Cf. Damascius de principiis. p. 261. 386 [ed. J. Kopp.], qui ex Hecataeo refert etc.“ Denn Damascius berichtet hier nicht aus Hekatäos, sondern aus Heraiskos nämlich: „daß nach Aegyptischer Lehre die Sonne selbst der intelligible Geist sey.“ Wenn Herr K. M. mir nun nicht glauben will, daß der alte Hekatäos, der Milesier, etwas Aehnliches gelehrt haben könne und sich auf Schleiermacher beruft, der den jonischen Naturphilosophen auch so etwas nicht beymessen wollte, wodurch Natur und Geist identificirt werden, so muß ich ihn bitten, mir zu erlauben fort und fort zu glauben, daß solche Lehre ganz allgemein orientalisch sey, und mich auf Symbolik II. 48. 157. 180. 241 dritt. Ausg. zu berufen. — Eben darauf muß ich mich der Kürze wegen bey Nr. 9. über *Ἀμοὺν* beziehen, nämlich II. 37. 49. 227. 280 ff. Bey Nr. 11 bemerkt der Herausgeber daß Hekatäos der Abderite wohl in seiner Aegyptischen Geschichte über die Rückfahrt der Argonauten berichtet haben könne; jedoch passe diese Notiz besser für den Hekatäos aus Eretria, der in seinen geographischen Büchern sich ganz im Kreise der pontischen Länder gehalten habe. Die lange Beschreibung vom Aegyptischen Theben, dem

10) Wenn hierbey K. M. p. 385. in einer Anmerkung unter Anderm sagt: — „deque iis quae Hecataeus Milesius ex Herodotea Aegypti descriptione in suum opus ad verbum transtulisse dicitur etc., so scheint ein Schreibfehler zum Grunde zu liegen, da ja im Gegentheil Herodot aus der ägyptischen Periegese des Hekatäos Vieles wörtlich in sein zweytes und drittes Buch aufgenommen zu haben beschuldigt wurde. Der Kürze wegen verweise ich auf Westermann a. a. O. S. 1083; wo auch des Kallimachus Zweifel an der Echtheit jener Periegese berührt ist.

11) Alle Nachweisungen darüber von mir und von Andern giebt K. M. in einer zweyten Anmerk. ebendaselbst in einer gedrängten Uebersicht.

Grabe des Osymandias (worüber Cleß bey Pauly und Walz V. 1. S. 1021—1024 eine treffliche Uebersicht auch der neuesten Forschungen gegeben hat) ist vom Abderiten entlehnt; womit dagegen im folgenden Bericht über Moses Diodorus, der denselben so oft zum Führer gewählt, den Milesier offenbar verwechselt hat (s. zu Nr. 13. die Anmerk. p. 393). Den Beschluß macht: Pseudo-Hekatäos *περὶ Ἰουδαίων* und *περὶ Ἀβράμου*, Nr. 14—18. — Angehängt sind noch drey Fragmente Nr. 19—21 aus unbekannten Büchern; wie wir denn nicht wissen, welche andere Schriften ausser den genannten Hekatäos von Abdera verfaßt haben mag. Hierauf folgt in einer halben Columne p. 396. b.

Amometus (*Ἀμώμητος*) mit einem Fragment aus einer geographischen Schrift, ähnlich der des Hekatäos über die Hyperboreer, über ein indisches Wundervolk, Attakoren genannt und mit drey andern Bruchstücken über eine ägyptische und eine libysche Oertlichkeit und über ein Volk, Sparten (*Σπαρτοί*) genannt.

P. 397—439. Megasthenes. Hierbey hat unser Herausgeber einen tüchtigen Vorarbeiter gefunden, dem er sich auch durchaus anschließt. Nachdem nämlich Herr E. A. Schwanbek eine Abhandlung: de Megasthene rerum Indicarum scriptore zu Bonn 1845 vorausgeschickt hatte, ließ er das Jahr darauf die Fragmente selbst folgen: Megasthenis Indica. Fragmenta collegit, comment. et indic. adiecit E. A. Schwanbek. Bonnae 1846. 8. In diesem Werke giebt er vorerst eine Uebersicht dessen, was früher über Indien geschrieben worden, und benutzt sodann neben eignen Forschungen mit großer kritischer Sorgfalt die neuesten Untersuchungen von Bohlen's, Lassen's, A. W. Schlegel's u. A. Unser Herausgeber geht von den Zeugnißen der Alten über den König Seleucus Nikator aus, und schließt sich seines Vorgängers (Schwanbek p. 13 sqq.) Entscheidung an, daß die so viel geglaubte — [und, füge ich bey, auch noch von Heeren in den Ideen I. 1. S. 383 vorgetragene] Meinung, als sey dieser Nachfolger Alexanders des Gr. viel weiter als sein Vorgänger in Indien bis an den Ganges ja bis an dessen Mündungen vorgedrungen, durchaus ungegründet sey. Hierauf wendet sich K. M. zu den Berichten der Schriftsteller über den Megasthenes, die sehr unbefriedigend sind; woraus aber doch so viel hervorgeht, daß er Abgeordneter beym Satrapen von Arachosien Sibyrtius war, von jenem König mehrmals an den indischen Mahârajah Sandrokottus als Gesandter abgesendet worden, um Geschenke zu überbringen und manche Angelegenheiten mit ihm zu ordnen [12]). Uebrigens bemerkt Arrianus ebendaselbst, Megasthenes scheine ihm keine große Reisen in Indien gemacht, jedoch wenigstens mehr als die Kriegsgefährten Alexanders von diesem Lande gesehen zu haben, nämlich gewiß die Umgegenden von Palibothra, also die dortigen Uferländer des Ganges, während seines mehrmaligen Auffenthalts; aber es fehlte ihm auch sicherlich nicht an Gelegenheit, auch über die weiter jenseits gelegenen Länder des großen Indien sich bey den Braminen zu unterrichten. Das Werk des Megasthenes, *Ἰνδικά* betitelt, hatte eine Anordnung, die in den Auszügen des Diodor und des Arrian im Wesentlichen durchscheint. Nach Schwanbek hatte der erste in seinem ersten Buch die Geographie und die Topographie Indiens vorgetragen; im zweyten von den Sitten der Indier gehandelt; im dritten von der Eintheilung der Kasten und im vierten von den Gottheiten, Cultushandlungen und von der Geschichte der Indier. Da nun Diodorus in seiner Beschreibung Indiens II. 35 sqq. eine andere Ordnung befolgt, obschon er seinen ganzen Stoff von Megasthenes

12) Arrian. Ind. cap. 5. (p. 207. ed. Dübner) *Μεγασθένην συγγενέσθαι Σανδροκόττα λέγει τῷ μεγίστῳ βασιλεῖ τῶν Ἰνδῶν, καὶ Πώρου ἔτι τούτῳ μέζονι.* So liest nämlich K. M. mit Schwanbek, statt *Πώρῳ, ἔτι τούτου μ.* denn Porus war schon Ol. 115, 4. vor Chr. 317 gestorben, und, obschon v. Bohlen (Indien I. S. 68) den Megasthenes zu den Begleitern Alexanders des Gr. gesellt habe, so sey dieß doch keineswegs wahrscheinlich. Die Gesandtschaft des Megasthenes setzt Schw. muthmaßlich (p. 20) um Ol. 121. 2. vor Chr. 295. Er scheint aber dem K. M. mehrmals von Seleucus an denselben Großkönig abgeordnet worden zu seyn. — (Ueber Porus, nach Einigen indisch Pur, s. Heeren I. 1. S. 371.)

entlehnt hat, so ist es von beyden Herausgebern dieser Excerpte aus dem Werke des Megasthenes zweckmäßig gefunden worden, die Diodoreische Erzählung den übrigen Fragmenten unter dem Titel Epitome vorauszuschicken. — Daß übrigens Megasthenes kein Perser, wie v. Bohlen nach Annius von Viterbo angenommen, sondern ein Grieche war, zeigt schon der Name, der von Strabo und Vellejus einem Chalcidenser beygelegt wird, so wenig wir sonst auch von seiner Herkunft, Bildung u. s. w. wissen. Eben so wenig wird uns von seiner Schreibart, Darstellung u. dergl. gemeldet, und da wir nicht die eigenen Worte sondern nur nachgeschriebene und ausgezogene haben, so lassen sich auch daraus keine Folgerungen ziehen, nur scheint Abydenus die wenigen Worte, die er aus ihm anführt [13]), mit seinen eignen jonischen Formen untermischt zu haben.

In Betreff der Glaubwürdigkeit des Megasthenes, so hatten sich bey den Alten große Vorurtheile gegen ihn festgesetzt, theils durch die herrschende Unkunde der von ihm beschriebenen Länder, Völker und ihrer Merkwürdigkeiten, theils durch das große Ansehn, worin Eratosthenes und Strabo bey Allen standen. Beyde aber erklären ihn und den Deimachos geradezu für Lügner und Erfinder von Abentheuerlichkeiten, die zu glauben unvernünftig sey [14]). — Hierbey muß ich jedoch an Strabos kritische Einleitung zu seiner Beschreibung Indien's erinnern [15]), die mit den Worten beginnt: „Berichte über Indien muß man mit Billigkeit (εὐγνωμόνως) aufnehmen, denn es liegt am entferntesten; und nicht Viele der Unsrigen haben es mit Augen gesehen; die es aber auch sahen, haben nur einige Theile gesehen; das Meiste aber erzählen sie nur von Hören sagen." Wenn er sich im Verfolg (pag. 1007. B) zur Bestätigung seiner Kritiken auf den Megasthenes selbst beruft, und beyfällig dessen Warnung anführt: „man solle den alten Geschichten über Indien keinen Glauben schenken," so ergeben sich daraus verschiedene Folgerungen. Zuvörderst, daß damit die Glaubwürdigkeit der herodoteischen Erzählungen über Indien, so wie deren des Ktesias zerstört wurde [16]); sodann daß Megasthenes mit allen Ansprüchen eines kritischen Historikers aufgetreten, und über alle seine Vorgänger auf diesem Gebiet ein sehr strenges Richteramt verwaltet hat; aber nun von Seiten des Eratosthenes und Strabo über sich selbst die schärfsten Urtheile mußte ergehen lassen. Dieß konnte im Zeitalter der Alexandrinischen und der ihnen nachfolgenden Kritiker nicht ausbleiben. Alles, was im weiten Gebiete der Länder-, Völker-, Kunde und der Geschichte gar zu fremdartig erschien, mußte diesen Gelehrten bey ihrer halben Aufklärung unglaublich dünken, und waren diesen Literatoren der Ptolemäer im eignen Lande die Culte, Bilder, Sagen der alten Pharaonenzeit verschlossene Dinge geworden, wie sollten sie die Wunderbarkeiten des fernsten Morgenlandes verstehen, und in dem wilden Walde der indischen Götter- und Geistergeschichten sich zurecht finden? Ihnen giengen ja noch fast alle Bedingungen ab, um solche Räthsel zu lösen; und es hat über ein Jahrtausend dazu gehört, bis wir erst durch die erstaunenswerthen Fortschritte in Erd-, Natur-, Völker- und Sprachenkunde am Ende des vorigen Jahrhunderts zumeist durch die Bemühungen der Briten die indischen Dinge in ihrem eignen Geist und Wesen zu verstehen anfangen. —

(Fortsetzung folgt.)

13) Beym Eusebius; s. Berosi quae supersunt ed. J. D. G. Richter p. 89 sq.

14) S. K. M. p. 400 sq. ibique Strabo II. p. 70. (fragm. 30) vergl. Eratosth. Fr. 18.

15) XV. 1. p. 1005 Almelov.

16) Was Herodot betrifft, so ist in den Anmerkungen zu III. cap. 98 sqq. so wie in den Excursen p. 646 sqq. aus älteren und neuern Untersuchungen das Meiste in der Ausgabe von Bähr und Cr. zusammengestellt; eben so über die Indica des Ktesias von Karl Müller in der Abhandlung: De vita et scriptis Ctesiae pag. 8, im Anhang zur Dindorfischen Ausgabe des Herodotus, Paris bey Didot 1844.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. August.

Nro. 165. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortsezung.)

Wenden wir diese Betrachtung nun näher auf die Indika des Megasthenes an, so wird von unsern Herausgebern derselben (p. 400 sqq.) bemerkt, es würden jene Kritiker, wozu auch Plinius zum Theil gehört, die Strenge ihrer Urtheile sehr gemäßigt haben, hätten sie die Erzählungen des Megasthenes mit den in den altindischen Schriften selbst vorkommenden vergleichen können. Da würde man vorerst gewahr werden, daß die Berichte von abentheuerlich gestalteten und eine seltsame Lebensweise führenden fremden Völkern auf wirklicher Erzählung der Brahminen beruheten, die Theils ihre eigne Verachtung der nicht-indischen Anwohner ihres Landes, theils den Abscheu der ihnen untergeordneten Indier gegen dieselben hervorzurufen und zu unterhalten beflissen waren. Nirgends sagt Megasthenes, daß er dergleichen Halbmenschen selbst gesehen; nirgends spricht er auch, was ihm doch Strabo fr. 39. als Unwahrheit vorrückt, von den goldgrabenden Ameisen als aus eigner Anschauung. Mochte er auch dem Ansehn der Brahminen zu leichtgläubig vertrauen, mochte er auch durch mißgedeutete Bilder und Symbole sich täuschen lassen, so hatte er diese Schwachheit mit Herodot, Ktesias, den Begleitern Alexanders und andern Griechen gemein; er war ein gerader schlichter Mann und weit entfernt sich durch Großsprechereien geltend machen zu wollen. Wenn er eingenommen von den Vorstellungen, die der Hellene von seinen Olympiern hatte, seinen Berichten über Siwa (Dionysos) und Crisna (Herakles) etwas griechische Färbung gab, so hatte er dabey den Euripides und Alexanders Gefährten zu Vormännern, und Eratosthenes (fragm. 18) war damit keineswegs berechtigt, diese Mythologumena für reine Erfindungen zu erklären. In der Beschreibung Indiens läßt Megasthenes alle andern Schriftsteller weit hinter sich zurück; weßwegen Strabo selbst das Meiste aus ihm entlehnt, und Arrian stellt ihn in seiner Anabasis wie in seiner Indischen Geschichte als einen erprobten Mann (δόκιμον ἄνδρα) mit Nearchos und mit Eratosthenes selbst zusammen. Ueber Indiens geographische Gestaltung, Größe (wobey jedoch des Patrokles Angabe von 15000 Stadien als Breite noch etwas genauer ist), Flüße, Völkerschaften, Pflanzen, Thiere, Verfassungen und Sitten hat er zuerst die genauern Nachrichten gegeben; und wenn er dabey auch Alexanders Begleitern, namentlich dem Nearchus, Einiges zu verdanken hat, oder in einigen Puncten besonders aus Unkunde der indischen Sprachen irret; — so bleibt sein Werk dennoch der Gipfel des griechischen und des römischen Wissens über Indien (Schwanb. p. 76.); denn obgleich die Wissenschaft der Geographie erst nachher ausgebildet worden, so ist doch die Kunde von Indien in Megasthenes Werk zur höchsten Stufe gelangt, auf die sich die Alten zu erheben vermocht, und es ist die Hauptquelle, woraus alle nachfolgenden Schriftsteller geschöpft; und obgleich aus unsrer gegenwärtigen Kenntniß Indiens seine Erzählung nicht selten ergänzt und berichtigt werden kann, so vermehrt er doch auch zuweilen unser aus andern Quellen gewonnenes Wissen. Eigentlich Neues kann er uns heute frey-

lich nicht viel lehren, aber wir verdanken ihm, daß er das Bild der indischen Dinge uns in einem bestimmten Zeitpunkt feststellt.

Von p. 402—430 folgen darauf die zahlreichen Fragmente selbst, welche zum Theil in kritisch-historischen Anmerkungen nach Schwanbek besprochen werden, der dabey die griechischen, römischen Schriftsteller und selbst die indischen Urkunden, wie Mahabarot u. a. mit den Erklärern zu Hilfe genommen hat, um über die hier vorkommenden Gegenstände zu erläutern; was Alles natürlich ausser dem Kreis meines Berichtes liegt; nur wenige Andeutungen mögen beyspielsweise noch hier Platz finden. Zuerst also unter dem Gesammttitel *Ἰνδικὰ* wird hier Diodor's Auszug (II. 35) unter der Aufschrift *Ἐπιτομή* geliefert; darauf folgen die übrigen Excerpte bey andern Schriftstellern von Nr. 2. bis Nr. 43 incl. Den Anfang aus dem ersten Buch macht die Stelle des Arrian (Anab. V. 6. 2.), wo Megasthenes erzählt, daß er während seines Aufenthalts beym Satrapen Sibyrtios (*Σιβυρτίῳ*) in Arachosien oftmals zu Sandrakottos (*Σανδράκοττον*) dem König der Indier gekommen sey. Hier werden nun in einer Anmerkung p. 407 sq. die verschiedenen Schreibarten des letztern Namens angeführt, und nach A. W. Schlegel, Lassen und Bohlen gezeigt, daß dieser Name im Indischen Chandraguptas, d. i. Schützling des Mondes, lautete; worüber ich mich, so wie über die Königsstadt *Παλίβοθρα* (indisch Pataliputra), mit Anführung von Strabo, Philostratus [17]), Athenäus und Photius, so wie einiger neuern Schriftsteller, in der dritten Ausg. der Symbolik I. S. 484 f. selbst schon erklärt habe. — Zu Nr. 21. über Dionysos (Siva) und Herakles (Crisna) muß ich der Kürze wegen eben dahin verweisen, nämlich auf Symbolik I. S. 461 f. dr. A; so wie über die Sagen von der Pandäa und den Perlen (Nr. 23. p. 412.) auf Heeren's Ideen I. 3. S. 324 und Symbolik II. S. 638.

P. 440—444. **Daimachus Plataeensis. Patrocles.** Der erstere *Δαΐμαχος* wird von Strabo II. 70. und öfter (s. oben unter Megasthenes p. 400. 423.) *Δήϊμαχος* genannt und gleicher Lügenhaftigkeit, wie dieser, beschuldigt. Aus Platäa gebürtig scheint er von demselben Seleucus später als Megasthenes nach Palimbothra an des Sandrocottus Sohn und Nachfolger Allitrochades (indisch Amitraghatas d. i. Bekämpfer der Feinde, nach v. Bohlen I. 92), welcher von 288 bis gegen 260 vor Chr. regierte, abgeordnet worden zu seyn. Dieser hatte in, wie es scheint, ausführlichen Denkschriften über seine Reise in seines Vorgängers Berichten Manches ergänzt und berichtigt, und kann trotz einiger Verstöße (s. fr. 2.) im Ganzen ein löblicher Schriftsteller gewesen seyn, da wir allen Grund haben, zu seinen Gunsten denselben Standpunkt einzunehmen, den wir oben zur Vertheidigung des Megasthenes gegen des Eratosthenes und Strabo Kritiken festgestellt haben. Ausser den indischen Geschichten wird ihm ein Werk über die **Frömmigkeit** beygelegt, worin er aus der Geschichte Beyspiele dieser Tugend gesammelt zu haben scheint, woraus ein späterer Compilator neben andern unter Ephorus erborgtem Namen [18]) Vieles entlehnt hätte. Ob eine ausführliche Schrift über **Belagerungskunst**, die unter seinem Namen geht, ihm angehöre, bezweifelt unser Herausgeber. Hiernächst folgen die

17) De vit. Apollon. II. 20. p. 33. ed. L. Kayser: *βασίλεια δὲ εἶναι ἀνδρὸς τὴν Πώρου τότε ἀρχὴν ἄρχοντος.* Da alte Edd. u. Versionn. *Μανδρὸς*, regia Mandri, haben, *Μ* und *Σ* aber so häufig verwechselt werden, Arrian auch (Anab. V. 1. s. Fr. 18. p. 414.) den Sandrokottus mit Porus zusammenstellt, so lag der Gedanke nahe, auch hier diesen Namen zu suchen, durch Schuld der Abschreiber verdorben. Da jedoch Photius p. 325 Bekker. und die Codd. auf *ἀνδρὸς* beharren, so muß man die Zurückhaltung des neuesten Herausgebers, der nichts geändert hat, billigen. Im Athenaeus I. 18 d. p. 40. hat W. Dindorf *Σανδρόκυπτον* edirt, und in den Addend. p. XIX. Diese Schreibart gegen A. W. Schlegel, der *Σανδρόκυπτον* änderte, zu vertheidigen gesucht. (S. Phylarchi Fragg. p. 94 ed. Lucht. nr. 37. p. 344. ed. Müllerr.).

18) S. Porphyr. ap. Euseb. P. E. X. 2. p. 464. ed. Colon. vergl. Marx ad Ephor. fragg. p. 70 sq. und L. M. p. 440 unten und Prolegomm. ad Fragmm. Historicor. p. LXIV.

Fragmente und zwar zuerſt unter der Aufſchrift Ἰνδικὰ Nr. 1 über die Entfernung des ſüdlichen Meers bis an den Kaukaſus; Nr. 2. ein auf aſtronomiſchen Irrthum beruhender Tadel ſeines Vorgängers Megaſthenes, daß in den ſüdlichen Theilen Indiens die Bären untergehen, gerügt von Eratoſthenes (vergl. Megasth. fr. 7.); ſodann ein Fragment über citronfarbige Tauben Indiens; ferner eins aus dem 2. Buch, über ein indiſches Gefäß (vergl. Megasth. fr. 29.). Sehr zweifelhaft iſt endlich ein aus dem zehnten Buch angeführtes und daher mit einem Fragzeichen bezeichnetes erotiſches Bruchſtück über den Sonnengott und einer Jungfrau mit beygefügten Notizen über das Himalaja-Gebirge, nach v. Bohlen. — Unter der Aufſchrift Περὶ εὐσεβείας folgt ein längeres Fragment aus Plutarchi Lysandr. c. 12. über meteorologiſche Erſcheinungen während Lyſanders Sieg bey Aegospotamos. Unter Nr. 6. wird über die von Krösus an Pittacus geſendete Schaale als Erzähler ein Δαΐδαχος ὁ Πλατωνικὸς citirt, woraus Caſaubon Δαΐμαχος ὁ Πλαταιεὺς herſtellen wollte, bey Diog. L. I. 30. Jetzt bemerkt K. M., Cobet habe daſelbſt (vermuthlich aus Codd.) geſchrieben: Δαίδαλος ὁ Πλατωνικός. Den Beſchluß machen drey Fragmente, ebenfalls aus ungenannten Schriften des Daïmachos: über Solon; Achilles und über Aetolos. Unter der Rubrik: Ὑπομνήματα πολιορκητικά über das Eiſenwerkzeug, verglichen mit andern.

P. 442—444. **Patrocles.** Dieſer ſoll, nach Plinius VI. 21, nebſt Dionyſius und Megaſthenes zur Kenntniß von Indien viel beygetragen haben. Vom zweyten wiſſen wir nur, daß ihn Ptolemäus Philadelphus nach Indien geſendet, theils um Handelsverbindungen theils Bündniße mit den dortigen Königen abzuſchließen; ſonſt iſt uns nichts weiter bekannt. Dagegen war Patrokles unter Seleucus Nikator und ſeinem Sohn Antiochus Flottenadmiral des kaſpiſchen und hyrkaniſchen Seegebiets, als ſolcher beſchäftigt, die Handelswege zu den nordindiſchen Völkern zu eröffnen, vom erſteren im Jahr 312 zum Befehlshaber über Babylonien beſtellt, warnt dieſen König, dem Demetrius Poliorcetes ſein Vertrauen zu ſchenken, und wird im Jahr 280 von Antiochus als Statthalter nach Kleinaſien geſendet, um die dortigen Aufſtände in der Geburt zu erſticken; ſo daß er alſo eine ganze Reihe von Jahren hindurch von beyden Königen mit den wichtigſten Aufträgen und Aemtern betraut worden war. Daß ein in ſo hohen Poſten angeſtellter Mann zur Kenntniß der nord- und oſtaſiatiſchen Länder wichtige Beyträge zu liefern vermochte, iſt wohl keinem Zweifel unterworfen, zumal da ihm Alexanders Schatzmeiſter Xenokles eine von dieſem Könige ſelbſt durchgeſehene Beſchreibung Indiens zum Gebrauch überlaſſen hatte. Wenn ihn aber gleichwohl Hipparchus als unglaubwürdig hinſtellen wollte und ihm die Auctorität des Daimachus und Megaſthenes entgegenhielt, ſo wird man denn doch wohl kein Bedenken tragen, dem Strabo beyzutreten, der gegen eine ſolche, ohnehin aus einer einzigen geographiſchen Controverſe hervorgegangene Kritik die vollſte Rechtfertigung des Patrokles unternahm, der ſich, wie wir geſehen, auf ſo viele und gewichtige Momente ſtützen konnte [19]). Hieran ſchließen ſich ſieben Fragmente, die ſich auf die angeführten Länder beziehen, und zugleich jene Controverſe und Schutzrede enthalten. — Noch wird ein Feldherr des Seleucus und Antiochus genannt, der über nordaſiatiſche und indiſche Länder geſchrieben hatte:

Deodamas Milesius, aber über die Schreibung des Namens variiren die Texte und K. M. läßt es p. 444. dahingeſtellt, ob ein Schriftſteller über Scythien, Timonax genannt, mit jenem Eine Perſon ſey; ohnehin finden ſich nur zwey kurze Notizen über den Jaxartes Tanais und über eine Stadt in Indien vor. Den Beſchluß macht ebendaſelbſt: [**Demodamas Halicarnassensis**]. So hat der Herausgeber eingeklammert. Unter dem Titel: Περὶ Ἁλικαρνάσσου führt nämlich Athenäus XV. p. 682. einen Satz an, daß die ſogenannten Κύπρια (ἔπη) nicht einen Cyprier ſondern einen Halikarnaſſier zum

19) Man ſ. Strabo II. p. 68. 69. vergl. fragmm. 1 und 2. und K. M. p. 443, der ſich mehrmals auf Droyſen Hellenism. I. S. 674 u. II. 63. bezieht; und verbinde jetzt damit den gedrängten aber gehaltreichen Artikel Weſtermanns in Pauly's, Walz und Teuffels Real-Encyclop. V. 2. S. 1243 f.

Verfaſſer haben, ohne daß man weiß, ob Athenäus nicht den Demodamas aus Milet mit einem Demodamas aus Cypern verwechſelt hat.

P. 445 — 449. **Demochares Leuconoensis** (gebürtig in dem attiſchen Demos Leukonoe, Λευκονόη, der Phyle Leontis). Ueber dieſen öffentlichen Charakter haben ſich Droyſen in der Zeitſchrift f. d. Alterth.-Wiſſ. 1836. Nr. 20, 21 und in der Geſch. der Nachfolg. Aler. S. 497 ff. und Weſtermann in der Geſch. d. griech. Beredſamkeit I. §. 53 und 72 ſo genügend erklärt, und Letzterer hat in Pauly's Real-Encycl. II. S. 946 die Ergebniſſe davon ſo zweckmäßig zuſammengeſtellt, daß unſer Herausgeber ihnen großentheils nur folgen konnte. Um ſo mehr will ich mich ganz kurz faſſen, da hier nicht ſowohl der Kriegs- und Staatsmann, der Redner und der Philoſoph, ſondern nur der Geſchichtſchreiber in Betrachtung kommt. Geboren gegen 355 — 350, lebte er noch im Jahre 280 vor Chr.; Schweſterſohn des Demoſthenes und von ihm gebildet, befolgte er deſſen politiſche Grundſätze während ſeines ganzen Lebens, das eben ſo bewegt war, wie das ſeines Oheims, und auch im Weſen und Wechſel der Geſchäfte jenem durchaus ähnlich; nur daß die damalige Zeit ihn mit andern Perſonen Demetrius Phalereus und D. Poliorcetes, Kaſſander, Antipater, Antigonus, Lyſimachus und Andern in Verbindung brachte. Die Ueberſicht aller ſeiner politiſchen Handlungen gewährt uns das Decret, welches Olymp. 127. 2. vor Chr. 272. die Athener auf Antrag ſeines Sohnes Laches zu ſeinen Ehren abgefaßt [20]). — Aus Allem geht hervor, daß er ein Mann war von ſtrengen Sitten, von einer bitteren ſcharfen Freymüthigkeit und von einer Geiſteskraft, die ihn zum Reden eben ſo ſehr befähigte als zum Handeln. Auch war ihm die Philoſophie nicht fremd; er ſchloß mit Zenon Freundſchaft, weil ihm für Athen's damalige Zuſtände die Lehren und Grundſätze der Stoa ein Bedürfniß ſchienen, zumal faſt alle übrigen Philoſophen jener Zeit, als Verderber der Zucht und Würde wie auch nicht minder der Vaterlandsliebe, ihm zuwider waren; weßwegen er denn auch kein Bedenken trug, die von Sophokles beantragte Einſchränkung der philoſophiſchen Lehrfreyheit in einer Rede gegen Philo zu vertheidigen [21]). Aus ähnlichen Motiven gingen auch ſeine tadelnden Aeußerungen über Demetrius Phalereus hervor, und da er auch das Betragen der Athener gegen Demetrius Poliorcetes mißbilligte und überhaupt in ſeinen Reden Viele nicht ſchonte, ſo machte er ſich viele Feinde und zog ſich eine Verbannung zu. Hierin überhaupt ſind denn auch wohl die Quellen zu ſuchen, woraus der Geſchichtſchreiber Timäus die Schmähungen ſchöpfte, die er gegen Demochares in ſeinem Werke ausgegoſſen, und wogegen dieſer an Polybius einen warmen Vertheidiger gefunden (XII. 13 vergl. Timaei Frr. 140 sq. u. K. M. p. 447 sq.).

Je ausführlicher ſein Geſchichtswerk geweſen ſeyn muß, um ſo auffallender iſt es, daß wir ſo äußerſt wenige Ueberreſte davon beſitzen. Hier ſind nur ſechs Fragmente zuſammengebracht worden, und doch weiſet eins auf das einundzwanzigſte [22]) Buch zurück. — Auf ſo große Verluſte ſtoßen wir bey jedem Schritte in der ſo wichtigen hiſtoriſchen Literatur dieſes Zeitraumes! —

(Fortſetzung folgt).

20) Wörtlich mitgetheilt bey Plutarch Vit. dec. orator. p. 851 [nicht 752] p. 413 Wyttenb. p. 1037 Didot. ſ. K. M. in vorliegender Sammlung p. 445 sq.

21) Athen. XIII. p. 610 F. Diog. L. V. 38. Vergl. die von K. M. not. 6 angeführten Erörterungen über dieſes Pſephisma.

22) Athen. VI. p. 253 C. p. 550 Dindf. nicht das 28te, wie Heeren de fontib. vit. Plutarch p. 93 zählt.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. August.

Nro. 166. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortsetzung.)

Um so willkommener ist Cicero's Urtheil über die Schreibart, die in seiner Geschichte vorwaltete; dieser sagt nämlich: sie sey nicht sowohl in historischer als in rhetorischer Weise geschrieben gewesen; welches Urtheil jedoch dadurch modificirt wird, daß seine Art des Vortrags schon etwas weicheres und herabgestimmteres in den Reden gehabt habe [23]); eine Redeweise, die demgemäß vom historischen Styl nicht zu entfernt war. Unter der Aufschrift: Ἱστορίαι folgen nun die sechs noch übrigen Fragmente; aber so wenige ihrer sind, so giebt doch das erste, meines Bedünkens, verbunden mit den 3 folgenden, hinlänglich Anlaß zu einem Urtheil über den Geist seiner Geschichte. Im ersten [24]) berichtet nämlich Demochares, Demosthenes sey nicht, wie alle Andern erzählen, an von ihm selbst genommenen Gift gestorben, sondern durch der Götter ehrenvolle Fürsorge durch einen plötzlichen und schmerzlosen Tod der Grausamkeit der Macedonier entrissen worden. Unser Herausgeber bemerkt kürzlich hierzu: „Agnoscis et Demosthenis cognatum et oratorem.“ Heeren dagegen hält es für wahrscheinlich, Demochares habe gleich Andern, die über den tragischen Tod jenes Staatsmannes geschrieben, über dieses seines Oheims Untergang eine besondere Denkschrift abgefaßt. Zu dieser Annahme ist aber kein Grund vorhanden, und Demochares hatte schon durch das für die Ehren seines Oheims erwirkte Psephisma der Pietät gegen ihn Genüge geleistet. Mithin wird er dessen Tod wohl in einem der mehr als zwanzig Bücher seiner Historien erzählt haben, und daß er ihn gegen die übrigen Zeugen so erzählen konnte, beweisen auch die Erzählungen von dem Benehmen der Athenienser gegen die beyden Demetrius (Phalereus und Poliorcetes Fr. 2 — 5), die eine lebhafte Färbung im entgegengesetzten Sinn an sich tragen, so daß diese große Zeitgeschichte von Athen in manchen Capiteln wohl auch Partheygeschichte gewesen seyn dürfte.

P. 450 — 461. Hieronymus Cardianus. Hierbey hatte K. M. drey Vorgänger; Sevin, Kießling und Brückner, wovon er des letzten Abhandlung; De vita et scriptis Hieronymi Cardiani in Zimmermanns Zeitschr. für die Alterthums-Wiss. 1842 S. 252 — 272 fast ganz zu Grund legen konnte. Hieronymus, Landsmann und Vertrauter des Eumenes, war gegen 370 — 360 vor Chr. geboren, und starb zwischen 266 — 256 in einem Alter von 104 Jahren, nach vielen Kriegsbeschwerden, Wunden und Gefahren, in vollem Besitz seiner Sinne und Geisteskräfte (Lucian. Macrob. 22.). Von seinen frühern Lebensereignissen ist nichts bekannt; auch scheint er, ehe ihm des Antigonus Gunst zu Theil geworden, keine ausgezeichnete Stel-

23) Cic. Brut. 83. Democharis autem qui — orationes scripsit aliquot, et earum rerum historiam, quae erant Athenis ipsius aetate gestae, non tam historico quam oratorio genere perscripsit. De Orat. II. 23. Alia quaedam dicendi molliora et remissiora genera vigerunt. Inde Democharis etc.

24) Aus Plutarch Demosth. cap. 30. Ueber das Folgende s. Heeren a. a. O.

lung gehabt zu haben. Doch befand er sich bald nach Alexanders Tod, vermuthlich von seinem Freunde Eumenes berufen, im macedonischen Heerlager; denn er hatte von dem kolossalen Leichenwagen, auf dem der einbalsamirte Körper Alexanders nach Alexandrien geführt wurde, eine ausführliche Beschreibung gegeben [25]). Es folgt die Einschließung des Eumenes mit Hieronymus [26]) im Castel Nora in Phrygien durch die Truppen des Antigonus; die wichtige Gesandtschaft an Antipater, womit Hieronymus betraut wird, der Tod des ersteren; die dadurch in Asien gesteigerte Macht des Antigonus; dessen Unterhandlung mit Eumenes durch Absendung des Hieronymus an diesen; das Fehlschlagen derselben; die Schlacht, in deren Folge Eumenes und Hieronymus von Antigonus gefangen, der erstere hingerichtet, der letztere nicht nur begnadigt, sondern in hohe Gunst aufgenommen wird; und er erhielt sich darin bis zu dessen Tod in der Schlacht bey Ipsus, wo er dem gefallenen König zur Seite war; nachdem er vorher von demselben in wichtigen Geschäften gebraucht und in hohen Posten angestellt worden; wie er dann erst die Oberaufsicht über den Asphaltsee in Judäa und sogar die Statthalterschaft über Syrien erhalten hatte. Desselben Vertrauens hatte er sich unter dem Sohn und Enkel dieses Königs, Demetrius Poliorcetes und Antigonus Gonatas zu erfreuen; der erstere, nachdem er den macedonischen Thron bestiegen, setzte ihn über das eben unterworfene Böotien, und den letzteren scheint er nach dem Peloponnes begleitet zu haben, als Pyrrhus vor Argos sein Leben verlor [27]). Daß Hieronymus nicht über Alexander selbst, sondern über seine Nachfolger [28]) geschrieben, ist man wohl anzunehmen genöthigt; über diese denn aber auch im ersten und im zweyten Geschlecht, d. h. über die Diadochen nicht nur, sondern auch über die Epigonen bis zum Tode des Pyrrhus im Jahr 272 vor Chr. und vielleicht noch weiter hinab, da er so alt wurde bey vollen Geisteskräften. Das Werk war demnach, da es die Thaten und Schicksale so vieler Personen umfaßte, sehr umfangreich und eine Fundgrube für mehrere nachfolgende Geschichtschreiber.

In Betreff der Glaubwürdigkeit desselben hat Brückner alles Mögliche gethan, um sie zu retten, und zu erweisen, daß er die Wahrheit nicht minder sagen wollte als konnte. Schwerlich möchte ihm dieß jedoch ganz gelungen seyn. Zuvörderst könnte man fragen, wie kam es doch, daß Hieronymus

25) S. Moschion ap. Athen. V. p. 206. c. p. 453 Dindf. vergl. Fr. 1; Polyeriti Frag. 2. a. und das Ausführliche bey Diodor. XVIII. 26 — 28. Ueber diese ἁρμάμαξα, ein von 64 Maulthieren gezogener Katafalk, den man auch eine bewegliche Pinakothek nennen kann, hatte früher Caylus eine Restauration gegeben, welche Böttiger Andeutungen S. 206 unbefriedigend fand; eine neue versucht Quatremère de Quincy, Mém. de l'Acad. des Inscr. IV. p. 315. sqq.; auch giebt Sainteeroix im Examen des Histoir. d'Alexandre le Gr. eine Abbildung. — Ueber die Umstände von Alexanders Tod. s. Carol. Müller ad Eumenis et Diodoti Fr. 1. p. 122 und meine histor. K. der Griech. S. 398 zweyte Ausg.

26) Diodor. XVIII. 42. 1. sqq. Vergl. hierüber, wie über das Folgende, Droysen's Hellenismus I. S. 173.

27) Hieronymus in der Schlacht bey Ipsus Lucian. Macrob. cap. 11 p. 215 ed. Wetsten; Aufseher des Asphalt-See's Diodor. XIX. 100; Präfect von Syrien Joseph. contr. Apion. I. 23, wo nämlich Ἀντιγόνου statt Ἀντιόχου zu lesen ist (s. p. 451 not. ** und Fragm. 13). — Wenn der sel. Hug hierbey veranlaßt war, an einen andern Hieronymus zu denken, wie denn die Mehrheit dieses Namens manchmal Schwierigkeit macht, so habe ich ihn in der histor. K. der Griech. S. 118 zur. Ausg. auf Westermann zum Vossius p. 100 not. 1 verwiesen, und kann jetzt auf Brückner a. a. O. verweisen; — Polemarch von Böotien Plutarch. Demetr. cap. 39; mit Antigonus Gonatas im Peloponnes Pausan. I. 13. 7. und 9. vergl. Fragm. 9 u. 10.

28) Man ist nämlich genöthigt im Suidas statt Ἱερώνυμος Καρδιανὸς, ὃς τὰ ἐπ' Ἀλεξανδρείᾳ πραχθέντα συνέγραψε mit Leopardus zu corrigiren: τὰ ἐπ' Ἀλεξάνδρῳ. Er hatte geschrieben, wie gemeldet wird, τὴν τῶν διαδόχων ἱστορίαν, sodann τὴν περὶ ἐπιγόνων πραγματείαν, die ersteren sind die unmittelbaren Nachfolger Alexanders, z. B. Ptolomäus Lagi, die zweyten, deren Söhne oder Nachfolger, z. B. Ptolemäus Philadelphus, s. Vossius de historice. ger. p. 101. Westerm. vergl. K. M. p. 451.

als Mitgefangener ſeines Gönners Eumenes, von Antigonus allein begnadigt und in große Gunſt aufgenommen, ſich dieſem neuen Gönner ſo bald und ſo ganz dahingab? Man kann ihn mit der Pflicht der Dankbarkeit gegen einen Sieger entſchuldigen, der ihm nicht nur das Leben geſchenkt, ſondern ihn auch zu immer höheren Ehren erhob; ſodann, mit einziger Ausnahme des Antigonus und deſſen Sohnes und Enkels, blieb er auch dem Syſtem des bis zum Tod dem Hauſe Alexanders ergebenen Eumenes getreu, und mußte ſich nachſagen laſſen, er ſchreibe im Gefühl des Haſſes gegen die Könige [29]), die nämlich ihr eignes Intereſſe dem der Familie Alexanders vorzogen; woran ſich aber der Zuſatz hängt, „den Antigonus ausgenommen, dem er auf eine Weiſe zu Gunſten redet, die nicht recht iſt;“ und noch obendrein wird dieſe Bemerkung bey einer Gelegenheit gemacht, wo dem Geſchichtſchreiber vorgeworfen wird, den König Lyſimachus einer Schändlichkeit beſchuldigt zu haben, weil dieſer des erſteren Vaterſtadt Kardia auf dem thraciſchen Cherſonnes zerſtört und an deren Stelle Lyſimachia erbaut habe. Pyrrhus Tod [30]) ſoll er auch nicht ganz der Wahrheit gemäß erzählt haben, ſondern zu Gefallen des Königs, den er begleitete. Aus allen dieſem ergiebt ſich wenigſtens ſo viel, daß Hieronymus als Geſchichtſchreiber nicht immer ſeine Unabhängigkeit zu behaupten oder ſeinen Patriotismus zu beſchwichtigen wußte. Auf der andern Seite wird man Brücknern gern zugeben, daß er aus ſeinem erfahrungsreichen Leben eine Fülle der wichtigſten Thatſachen mitzutheilen vermochte; ſodann daß er als Kriegs- und Geſchäftsmann mehr auf die Sachen ſah, als auf die ſchmuckvolle Ausſtattung des Vortrags, wie ſo viele rhetoriſirende Hiſtoriker ſeiner Zeit es in der Art hatten. Dagegen wird er aber auch wohl mit Recht derjenigen Claſſe von Geſchichtſchreibern beygeſellt, die es für unnöthig hielten, ſich um ſchickliche Wortſtellung zu bekümmern und ſomit die Schönheit des Vortrags zu erzielen [31]).

Unter der Aufſchrift: *Τῶν Διαδόχων καὶ Ἐπιγόνων ἱστορίαι* werden darauf p. 452—455 dreyzehn Fragmente mitgetheilt, die wir zum Theil oben berührten, theils noch mit einigen Andeutungen berühren wollen. Zu Fr. 7 aus Plutarch Pyrrh. cap. 17 über das Treffen bey Pandoſia iſt eine kleine Lücke in unſerm cod. Palat. Nr. 283, ſo daß Hieronymus ſtatt zweymal nur einmal erwähnt wird. Zu Fr. 8 aus demſelben Leben des Pyrrhus cap. 21 über die zweytägige Schlacht bey Asculum in Apulien wird jetzt die große Schwierigkeit der Worte gegen das Ende: *Σαννιτῶν διαπρασάντων* von K. M. gehoben dadurch, daß er aus dem Mſcr. vom Berg Athos ad calc. Josephi Tom. II. p. 7 sqq. aus Dionyſius Halik. corrigirt: *Λαυνίων*. — Jetzt, bemerke ich hierbey, bietet der Escurial-Codex aus demſelben Dionyſius eine Stelle über die Erwartung der Ankunft des Pyrrhus in Italien dar (ſ. dieſes Vol. II. p. XL.). Die Vermuthung desſelben K. M., daß der Schlachtbericht vom 2. Tage aus dem Hieronymus geſchöpft ſey, laſſe ich um ſo mehr dahingeſtellt ſeyn, als er ſelbſt des Dionyſius Worte I. 7. anführt, Hieronymus habe Rom's alte Geſchichte nur flüchtig berührt [32]).

29) Pausan. I. 99. vergl. Fragm. 6. und p. 452 bey K. M.

30) Pausan. I. 13. 9. *Διάφορα δὲ δμως ἐστὶ καὶ ταῦτα ὧν* (dieſe Verbeſſerung haben Schub. und Walz aufgenommen p. 64 ſtatt ὡς, wie K. M. p. 455 Fr. 10 hat) *Ἱερώνυμος ὁ Καρδιανὸς ἔγραψεν. ἀνδρὶ γὰρ βασιλεῖ συνόντα ἀνάγκη πᾶσα ἐς χάριν συγγράφειν*, nämlich dem Antigonus Gonatas, dem er jetzt eben ſo zu Willen ſchreiben mußte, wie ehemals deſſen Großvater und vielleicht auch deſſen Vater Demetrius. — Auch Niebuhr R. G. III. S. 589 ff. trägt kein Bedenken, mit Anführung des Pauſanias a. a. O. zu ſagen: „Hieronymus von Kardia, ein Zeitgenoſſe des Pyrrhus, der allein für Antigonus, Pyrrhus Gegner, mit Gunſt, gegen alle andern Könige verkleinernd, ſchrieb.“

31) Dionys. Halic. de Compos. verbb. p. 5 Sylb. p. 64 Schaefer. Vergl. die hiſt. K. der Griechen S. 418 zw. Ausg.

32) Vergl. meine hiſt. K. der Griech. S. 418 zw. Ausg. Die Worte lauten: *Πρῶτον μὲν, ὅσα καμὲ εἰδέναι, τὴν Ῥωμαίων ἀρχαιολογίαν ἐπιδραμόντος Ἱερωνύμου τοῦ Καρδιανοῦ συγγραφέως ἐν τῇ τῶν Ἐπιγόνων πραγματείᾳ* Heeren de fontib. Plutarch. p. 101: „leviter perſtrinxisse.“ Dieß iſt die einzige Stelle, worin die Geſchichte

Je auffallender es nun ist, daß aus einem so weitläufigen Werke, wie diese Geschichten der Diadochen und der Epigonen seyn mußten, so äußerst wenige Bruchstücke sich aus den nachfolgenden Schriftstellern haben zusammenbringen lassen, um so verdienstlicher ist die kritische Untersuchung Brückners (p. 262 ff.); worin er, von dem Hauptsatz ausgehend, daß des Hieronymus Werk über Alexanders Nachfolger das umfassendste und genaueste gewesen und doch so selten ausdrücklich angeführt wird, im Einzelnen nachzuweisen sucht, welchen Gebrauch die Historiker von Diodorus an bis auf Justinus und Photius herab von jenen Historien des Hieronymus gemacht haben, woraus sich mit hoher Wahrscheinlichkeit ergiebt, daß es der ausgedehnteste gewesen, so daß, was wir über dieses Gebiet der alten Geschichte bey den genannten Historikern lesen, großentheils dem Hieronymus von Kardia angehört. Es ist daher höchlich zu billigen, daß unser Herausgeber von p. 456 — 461 diese Nachweisung ganz aufgenommen hat.

P. 461. Pyrrhus Epirota. *Ὑπομνήματα βασιλικά.* Dieser Titel ist dem Bericht von der Schlacht bey Askulum bey Plutarch Pyrrh. cap. 21. 6. vergl. Hieronymi Card. Fr. 8. [33]) entnommen. Auch Cicero ad fam. IX. 25. spielt darauf an; ob auch Pausanias I. 12. 2, ist zweifelhaft; aber auch Dionysius von Halik. redet von einem Bericht, den Pyrrhus in seinen eigenen Denkschriften gegeben (Antiqq. Rom. Excerpt. p. 2363 ed. Reisk. vergl. Fragm. 3, womit die Fragmente schließen); auch wird ein Werk über die Taktik von ihm angeführt (Aeliani Tactica cap. 1).

Ibid. — 463. Proxenus, ein Zeitgenosse des Pyrrhus, nach Droysens wahrscheinlicher Vermuthung (Hellenism. II. S. 114) schrieb epirotische Geschichten, worin dieses Königs Thaten wahrscheinlich ausführlich erzählt waren, sodann über die sicilischen Meerengen und über die lakonische Staatsverfassung, beyde letztere Bücher vermuthlich aus Anlaß von des Pyrrhus Feldzügen in Sicilien und im Peloponnes. — Aus den *Ἐπειρωτικοῖς* werden sechs Fragmente angeführt [34]). — Aus der Schrift: *περὶ πόρθμων σικελικῶν* folgt nur Ein Fragment, eine Notiz über den Namen der Stadt und des Flußes Gela, bey Steph. Byz. mit den Varianten: *περὶ πόρρων*, *πόρων* und *πόρθμων*, wo das erste Buch citirt wird, so daß diese Schrift von einigem Umfang gewesen seyn muß; eben so die *Λακωνικὴ πολιτεία*, von der ein Fragment aus dem zweyten Buch angeführt wird.

P. 463 — 465. Cineas Thessalus, Schüler des Demosthenes und als Freund und Gesandter des Königs Pyrrhus allbekannt, soll nicht nur über Kriegswesen geschrieben haben, sondern auch einiges Historische über sein Vaterland Thessalien. Da jedoch der Name *Κινέας* in Thessalien so häufig war, bemerkt K. M., so bleibt es ungewiß, ob die *Θεσσαλικὰ* diesen Kineas zum Verfasser haben. Es folgen 4 Fragmente über thessalische Oertlichkeiten, über Dodona mit dem dortigen Zeus; verschiedene Mythologumena aus den Schriften des Cineas, Thrasybulus und Aceſtodorus.

Suidas wird als Verfasser thessalischer Geschichten neben Cineas mehrmals angeführt; außerdem werden noch besonders unter dem Titel *Θεσσαλικὰ* aus zwey Büchern, 1 und 2, fünf Fragmente, und unter der Aufschrift *περὶ Εὐβοίας* Eins angeführt, in welchem letztern jedoch von Achilles Mutter die Rede ist. Den Beschluß macht unter dem zweifelhaften Titel *Γενεαλογίαι* eine Notiz über die thessalische Stadt Amyros.

(Fortsetzung folgt.)

der Epigonen ausdrücklich citirt wird. Hierher und nicht zum Werk über die Diadochen gehörte die Geschichte des Pyrrhus, woraus Bähr ad Plutarchi Pyrrh. p. 195 zu berichtigen ist.

33) Vergl. auch Niebuhr R. G. III. S. 589. „Nach dem Bericht des Königs fielen von seinen Truppen 3505."

31) Ueber das zweyte, betreffend Dodona die dortige Eiche und Tauben, aus Schol. in Odyss. ξ. 327, vergl. Symbolik III. S. 175 ff. und IV. S. 694 ff. dritt. Ausg.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. August.

Nro. 167. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Hegels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften. Dritter Theil. Die Philosophie des Geistes, herausgegeben von Dr. L. Boumann. 1847.

Hegel hat den Begriff und Zweck seiner Philosophie schon in der in der ersten Ausgabe seiner Encyclopädie gegebenen Definition ihres Begriffes eclatant genug dargelegt, sofern er sie dort §. 5. als „die Wissenschaft der Vernunft bestimmt, welche sich ihrer selbst als alles Seyns bewußt werde.“ In dieser Erklärung hat er die Tendenz und das Resultat seiner Philosophie so entschieden anticipirt, daß er consequenterweise die Logik als immanente Vernunftwissenschaft zum System des absoluten Wissens zu bestimmen suchte, durch welches (vergl. §. 18.) die reine Wahrheit derselben Idee erkannt werde, deren Andersseyn oder äußerliche Verwirklichung die Philosophie der Natur erweise und deren Rückkehr in sich oder deren Fürsichwerden (zu sich Kommen) die Philosophie des Geistes manifestire, welcher die sich wissende an und für sich seyende Idee sey.

Das Princip dieser Dialektik ist die absolute Negativität, ihr Gesetz der Widerspruch, ihr Fortschritt die Negation des Negativen, ihr Zweck die durch Aufhebung alles Andersseyns oder aller Endlichkeit vermittelte Unendlichkeit des absoluten Fürsichseyns. Durch diese Tendenz erweist sich Hegels Philosophie als die Vollendung von Fichtes subjectivem Idealismus des Ichs zu dem absoluten Idealismus der logischen Idee, deren Dialektik sein System gewidmet ist.

Dieser logische Idealismus macht sich in seinem Versuche, die gesammte Philosophie auf die Logik zu reduciren, geltend, und da ihm diese Wissenschaft „der absoluten Form“ ist, so sind ihm die „logischen Kategorien und Begriffsbestimmungen die Wesenheiten und der lebendige Geist alles Wirklichen.“ Demnach erklärt er §. 382. das Wesen des Geistes für „die Freyheit, die absolute Negativität des Begriffs als Identität mit sich“ und §. 383. bezeichnet er „seine Besonderung als reine Manifestation ohne irgend einen bestimmten Inhalt,“ so daß S. 28 „das Sichselbstoffenbaren selbst der mit der absoluten Form identische Inhalt des Geistes sey.“

Dieses Offenbaren ist nach §. 384. (S. 29) „als Offenbaren des Geistes der frey ist: Setzen der Natur als seiner Welt; ein Setzen, das als Reflexion zugleich Voraussetzen der Welt als selbständiger Natur“ sey. „Das Offenbaren im Begriffe, (schließt Hegel diesen Satz) ist Erschaffen der Natur als seines (des Geistes) Seyns, in welchem er die Affirmation und Wahrheit seiner Freyheit ist.“

Ueber diesen Satz erklärt sich Hegel S. 30 — 32 in einem Zusatz in folgender Weise: „Das Sichoffenbaren ist eine dem Geiste überhaupt zukommende Bestimmung; dasselbe hat aber drey unterschiedene Formen. Die erste Weise, wie der an-sich-seyende Geist oder die logische Idee sich offenbart, besteht in dem Umschlagen der Idee in die Unmittelbarkeit äußerlichen und vereinzelten Daseyns. Dieß Um-

ſchlagen iſt das Werden der Natur. Auch die Natur iſt ein Geſetztes; aber ihr Geſetztſeyn hat die Form der Unmittelbarkeit des Seyns außer der Idee. Dieſe Form widerſpricht der Innerlichkeit der ſich ſelbſt ſetzenden, aus ihren Vorausſetzungen ſich ſelber hervorbringenden Idee. Die Idee, oder der in der Natur ſchlafende anſichſeyende Geiſt hebt deßhalb die Aeußerlichkeit, Vereinzelung und Unmittelbarkeit der Natur auf, ſchafft ſich ein ſeiner Innerlichkeit und Allgemeinheit gemäßes Daſeyn, und wird dadurch der in ſich reflectirte, für-ſich-ſeyende, ſelbſtbewußte, erwachte Geiſt, oder der Geiſt als ſolcher. — Hiermit iſt die zweyte Form der Offenbarung des Geiſtes gegeben. Auf dieſer Stufe ſtellt der nicht mehr in das Außereinander der Natur ergoſſene Geiſt ſich als das Fürſichſeyende, Sichoffenbare, der bewußtloſen, ihn eben ſo ſehr verhüllenden wie offenbarenden Natur gegenüber, macht dieſelbe ſich zum Gegenſtande, reflectirt über ſie, nimmt die Aeußerlichkeit der Natur in ſeine Innerlichkeit zurück, idealiſirt die Natur, und wird ſo in ſeinem Gegenſtande für ſich. Aber dieß erſte Fürſichſeyn des Geiſtes iſt ſelbſt noch ein unmittelbares, abſtractes, nicht abſolutes; durch dasſelbe wird das Außerſichſelbſtſeyn des Geiſtes nicht abſolut aufgehoben. Der erwachende Geiſt erkennt hier noch nicht ſeine Einheit mit dem in der Natur verborgenen an-ſich-ſeyenden Geiſte, ſteht daher zur Natur in äußerlicher Beziehung, erſcheint nicht als Alles in Allem, ſondern nur als die Eine Seite des Verhältniſſes, iſt zwar in ſeinem Verhältniß zu Anderem auch in ſich reflectirt und ſomit Selbſtbewußtſeyn, läßt aber dieſe Einheit des Bewußtſeyns und des Selbſtbewußtſeyns noch als eine ſo äußerliche, leere, oberflächliche beſtehen, daß das Selbſtbewußtſeyn und das Bewußtſeyn zugleich auch noch außereinanderfallen, und daß der Geiſt, trotz ſeines Beyſichſelbſtſeyns, zugleich nicht bey ſich ſelber, ſondern bey einem Anderen iſt, und ſeine Einheit mit dem im Anderen wirkſamen anſichſeyenden Geiſte noch nicht für ihn wird. Der Geiſt ſetzt hier die Natur als ein Inſichreflectirtes, als ſeine Welt, nimmt der Natur die Form eines gegen ihn anderen, macht das ihm gegenüberſtehende Andere zu einem von ihm Geſetzten; zugleich aber bleibt dieſes Andere noch ein von ihm Unabhängiges, ein unmittelbar Vorhandenes, vom Geiſte nicht Geſetztes, ſondern nur Vorausgeſetztes, alſo ein Solches, deſſen Geſetztwerden dem reflectirenden Denken vorhergeht. Das Geſetztſeyn der Natur durch den Geiſt iſt auf dieſem Standpunkte ſomit noch kein abſolutes, ſondern nur ein im reflectirenden Bewußtſeyn zu Stande kommendes; die Natur wird daher noch nicht als nur durch den unermüdlichen Geiſt beſtehend, als ſeine Schöpfung begriffen. Der Geiſt hat folglich hier noch eine Schranke an der Natur, und iſt eben durch dieſe Schranke endlicher Geiſt. — Dieſe Schranke wird nun vom abſoluten Wiſſen aufgehoben, welches die dritte und höchſte Form der Offenbarung des Geiſtes iſt. Auf dieſer Stufe verſchwindet der Dualismus einer ſelbſtſtändigen Natur oder des in das Außereinander ergoſſenen Geiſtes einerſeits, und des erſt für ſich zu werden beginnenden, aber ſeine Einheit mit jenem noch nicht begreifenden Geiſtes andererſeits. Der abſolute Geiſt erfaßt ſich als ſelber das Seyn ſetzend, als ſelber ſein Anderes, die Natur und den endlichen Geiſt hervorbringend, ſo daß dieß Andere jeden Schein der Selbſtſtändigkeit gegen ihn verliert, vollkommen aufhört, eine Schranke für ihn zu ſeyn, und nur als das Mittel erſcheint, durch welches der Geiſt zum abſoluten Fürſichſeyn, zur abſoluten Einheit ſeines Anſichſeyns und ſeines Fürſichſeyns, ſeines Begriffs und ſeiner Wirklichkeit gelangt."

Prüfen wir dieſe abſtracte Dialektik, welche ſich in den begriffloſen Metaphern des „Umſchlagens der Idee und ihres Fürſichwerdens" bewegt, ſo erhellt ihre Unwahrheit um ſo einleuchtender, je beſtimmter auf den Begriff des Geiſtes und ſeines Lebens und Reiches zurückgegangen und dadurch ſein inneres Weſen und Leben und ſein weſentlicher Unterſchied von der Natur erfaßt wird.

(Fortſetzung folgt.)

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortsetzung.)

P. 466 — 488. **Duris Samius.** Bey dieſem im Alterthum berühmten Geſchichtſchreiber haben neuerlich zwey Philologen unſerm Herausgeber vorgearbeitet, ein holländiſcher und ein deutſcher (ſ. Duridis Samii quae supersunt ed. Hulleman Traj. ad Rhen. 1841, und: De Duride Samio inprimis de eius in rebus tradendis fide diss. Eckerz Bonnae 1842), und von dem erſtern hat er beſonders häufigen Gebrauch gemacht. Um jedoch meinen Leſern ein unabhängiges Urtheil zu erleichtern, werde ich einige Hauptſtellen der Alten in Ueberſetzung wörtlich, mit Verweiſung auf die Originaltexte, unten beybringen.

Duris aus Samos [35], Bruder des Lynceus [36] und mit ihm Schüler des Theophraſtus, von dem beyde die peripatetiſche Vielſeitigkeit und praktiſche Richtung der Schriftſtellerey empfangen haben möchten. Als Nachkommen des Atheners Alkibiades, der während ſeines langen Aufenthaltes in Samos ihren Großvater oder Großmutter erzeugt zu haben ſcheint, ſtanden ſie unter der dortigen Ariſtokratie mit an der Spitze der Regierung, und Duris wird ſelbſt ausdrücklich Tyrannos genannt. Geboren gegen Olymp. 109 oder 110, vor Chr. 342 — 339 und zwar im Exil, worin ſeine Aeltern mit vielen ihrer vornehmſten Mitbürger lebten, ſah er erſt 324 ſein Vaterland wieder [37]. Bald nach dem Jahre 322, in welchem Theophraſt des Ariſtoteles Lehrſtuhl betrat, ſcheint Duris ſich in deſſen Unterricht nach Athen begeben zu haben, und gegen 306 an die Regierung von Samos gekommen zu ſeyn.

In Betreff ſeiner Schriften, ſo ſcheint er ſein Hauptwerk, welches die Geſchichten von Griechenland und Macedonien umfaßte, mit Ol. 102, 3. vor Chr. 370 begonnen, d. h. mit dem Todesjahr des Amyntas, des Vaters Philipps, worin auch Jaſon von Pherä und Ageſipolis von Sparta ſtarben [38], und es mit dem Tode des Seleucus, Ol. 24, 4. vor Chr. 281, abgeſchloſſen zu haben. Die verſchiedenen Anführungen dieſes Werks, Hiſtorien, Helleniká, Makedoniká, bezeichnen nach der allgemeinen Analogie ſolcher Werke nur die verſchiedenen Parthien desſelben, über deſſen innere Oekonomie wir übrigens nichts Beſtimmtes zu ſagen vermögen; aber daß ſein Umfang ſich bis auf 28 Bücher einſchließlich erſtreckte, iſt man nach Allem anzunehmen berechtigt.

Da zu gleicher Zeit Agathokles die Weſtwelt mit ſeinem Ruhm erfüllt hatte, ſo war dieß für den ſchreibſeligen Peripatetiker Duris eine willkommene Veranlaſſung, auch deſſen Thaten zu erzählen. Er hatte dieſe Geſchichte in fünf Büchern vermuthlich zuſammengefaßt, alſo in eben ſo vielen wie Timäus denſelben Gegenſtand, war aber ſchonender gegen den ſicilíſchen Uſurpator verfahren als dieſer ſein Nachfolger in derſelben Geſchichte, natürlich, weil er ſelbſt Tyrann, jenen mit andern Augen betrachtete als dieſer unerbittliche Tadler. Dieſes Werk hatte in mehreren Digreſſionen ſich über

35) Zu unterſcheiden vom Duris aus Elăa in Aeolien. Ἐλαίτης einem Dichter; ſ. Anthol. gr. II. 59. vergl. Tom. VIII. p. 182. sq. und Tom. XIII. p. 889. Jacobs vergl. K. M. p. 466.

36) Suidas und Athen. IV. p. 128 A. *Λυγκέα καὶ Δοῦριν τοὺς Σαμίους, Θεοφράστου δὲ τοῦ Ἐρεσίου μαθητάς*, u. a. vom Herausgeber auch über die Schriften des Lynkeus beygebrachte Zeugniſſe, worunter wegen des Folgenden beſonders Plutarchi Alcibiad. cap. 32. u. Athenaeus VIII. p. 337 D. zu beachten ſind.

37) In Folge der Zurückrufung der Verbannten durch Nicanors Decret unter Alexander. Hierüber ſo wie über die Olympiſche Feyer dieſes Jahrs muß ich auf K. M. p. 466 sq. verweiſen, beſonders was dort von ihm und von Andern über die lückenhafte und verdorbene Stelle Pausan. VI. 13, 3 (nicht 5. nämlich p. 407 ed. Schubart et Walz, auf deren Praefat. Vol I., nicht II. p. XLIV weiter verwieſen wird) erörtert worden iſt.

38) Diodor. XV. 60. vergl. Heeren de fontib. Plutarchi pag. 41 und wegen des Nächſten Justin. XVII. 1.

die Merkwürdigkeiten Siciliens und Libyens verbreitet; denn daß Duris besondere Libyka geschrieben, ist nicht glaublich und beruht nur auf einem einzigen Citat. — Desselben Ὧροι Σαμίων, Jahrbücher der Samier, von einigen Büchern, war ein chronikartiges Werk mit einer Zeitordnung, angelegt nach dem Verzeichniß der Priesterinnen der Hera zu Samos, worüber der Logograph Hellanikos ein Buch geschrieben hatte. Es wäre möglich, bemerke ich hierbey, daß Himerius (Declam. XIV. 27. Wernsdf.) deßwegen beyde zusammenstellt. Auf jeden Fall hatte sich Duris in diesem Werk über Alles, was seine vaterländische Insel in Culten, Sitten, Gesetzen, Wissenschaften und Künsten Merkwürdiges darbot, in der Art behaglich verbreitet, daß er sich noch zu manchen Abschweifungen Raum gegönnt.

Ueber die übrigen Schriften des Duris, die außerdem angeführt werden, bieten die dürftigen Fragmente, die sich vorfinden, keinen Anhaltspunkt zu einem sichern Urtheil dar; nur so viel kann man sagen, daß sie im Allgemeinen den umfassenden und praktischen Geist der theophrastischen Schule beurkunden; aber keineswegs die natürliche Anmuth, welche den Vortrag und die Schreibart des Meisters so ungemein beliebt gemacht. Ja Duris schien sogar darein etwas zu setzen, daß er einzig auf die Sachen sehe. Wenn er aber die Isokratiker Ephorus und Theopompus wegen der Sorgfalt, die sie auf den historischen Styl verwendet, selbst zu tadeln kein Bedenken trug, und ihnen vorwarf, sie seyen doch hinter ihren Vorgängern weit zurückgeblieben, und ermangelten jener lebendigen und anziehenden Darstellungsgabe [39]), so mußte er sich hinwieder mit vollem Recht sagen lassen, daß er gegen die getadelten Männer selbst weit zurückstehe; namentlich ermangelten dem Duris gleich dem eben so geringen Sagenschreiber Hellanikos gänzlich jene Zauberreize, womit Herodotos seine Zuhörer ergötze; ja der Kunstrichter Dionysius setzt unsern samischen Historiker in die Classe derer herab, die wegen vernachläßigter Schreibart fast ungenießbar seyen.

Die Glaubwürdigkeit des Duris als eines Peripatetikers muß jedem schon im voraus verdächtig erscheinen, der sich dem Urtheile eines neuern Kritikers anschließt, daß die Mitglieder dieser Schule die Geschichte verfälscht [40]). Hören wir einige Zeugen aus dem Alterthume ab. Cicero schreibt an den Atticus (s. die Note) unter Anderem: „Eratosthenes behauptet, es sey nicht an dem (nämlich daß Alkibiades den Eupolis habe über Bord werfen und ertränken lassen), und führt zum Beweise mehrere Stücke an, welche Eupolis nach jener Zeit auf die Bühne gebracht. Hat Duris von Samos, weil er sich hierin mit vielen Andern irrte, deßwegen den verdienten Ruf eines sorgfältigen Geschichtschreibers (homo in historia diligens) verscherzt?“ Daß er hierben durch Andere verleitet irrte, wird man um so mehr glauben, da er, hätte er jene Berichtigung gekannt, sie gewiß angenommen hätte, weil dadurch ein schwerer Vorwurf von einem Heerführer abgewendet worden wäre, den er seinen Ahnherrn nannte (s. oben).

(Fortsetzung folgt.)

39) *Μίμησιν καὶ ἡδονήν.* S. Phot. cod. 176. pag. 121 a. p. 41 ed. Bekker. vergl. Duridis fragm. 1. und Marx ad Ephor. fragg. p. 41. Zum Nächstfolgenden vergl. man Himer. Declam. 14. p. 27 Wernsdf. Dionys. de compos. verbb. 4. p. 28 Reisk. p. 64 Schäf. p. 31 Göller und die histor. Kunst der Griech. S. 419 f. zw. Ausg.

40) Jo. Luzac Lectt. Attic. p. 147. vgl. Baehr Praefat. ad Plutarchi Alcib. pag. XXVI. Einen andern Standpunkt betrat Wyttenbach. Bibl. Crit. VIII. p. 113, der gegen Meiners die Glaubwürdigkeit des Duris vertheidigte, ob er gleich einige historische Irrthümer desselben zugab, und also, wie wir sehen werden, unsern Geschichtschreiber mit der Billigkeit Cicero's beurtheilt; s. ad Attic. VI. 1; und ich selbst lege auf dieses Zeugniß mehr Gewicht, als Westermann im Artikel Duris in Pauly's Real-Encycl. II. S. 1281 f. geneigt zu seyn scheint.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. August.

Nro. 168. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1819.

Hegels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften.

(Fortsetzung).

Daß Freyheit und Intelligenz die wesentlichen Bestimmungen des Geistes sind und daß mithin sein Leben und Reich ideelle Erweisungen und Sphären seiner Verwirklichung oder Manifestation sind, diese Erkenntniß ergiebt sich aus dem Begriffe des Selbstbewußtseyns, daher sie Hegeln selbst nicht fremd, sondern in den obigen Erklärungen enthalten ist. Allein die nothwendige Consequenz dieses Begriffs ist, daß die Natur nicht „das eigne Seyn“ des Geistes, sondern als ein ihm entgegengesetztes Reich des unfreyen seiner selbst nicht bewußten Lebens nur seine äußere Objectivität ist. Aber dadurch, daß Hegel die Natur einerseits als die Schöpfung, andrerseits als die Voraussetzung des Geistes betrachtet, kommt er mit sich in einen Widerspruch, welcher die durch keine Dialektik zu überwindende Unwahrheit seiner Ansicht beweist. Die Vorstellung eines nur an sich seyenden „in der Natur entäußerten und in ihr äußerlich erscheinenden“ Geistes ist eben so sehr eine contradictio in adjecto wie die Erklärung einer für sich werdenden oder ihrer selbst bewußtwerdenden Natur. Weil demnach die Natur so wenig als die Entäußerung oder Aeußerlichkeit des seinem Begriffe oder Wesen nach beysichseyenden, seiner selbst bewußten Geistes erklärt werden kann, als dieser nur „das Resultat und die Wahrheit des Insichgehens der Natur“ ist, so werden wir von dieser die wesentlichen Unterschiede und bestimmten Begriffe negirenden Dialektik durch die Theorie des Selbstbewußtseyns zu der Erkenntniß geführt, daß der menschliche Geist sein freyes intelligentes Wesen eben so sehr von dem unfreyen bewußtlosen Wesen der Natur unterscheidet, wie er sein ideelles Leben und Reich durch das reelle Leben und Reich derselben bedingt und vermittelt erkennt.

Und da er sonach weder sich selbst als den absoluten Grund der Natur, noch diese als die Schöpferin seiner selbst zu begreifen vermag, so wird er durch die wahrhafte Natur- und Selbsterkenntniß zur Entwicklung der ihm (potentia) immanenten Idee des urlebendigen intelligenten Urwesens bestimmt, in welchem er das absolute Ideal und Princip aller Dinge und Wesen erkennt.

So wenig die absolute Negativität der Idee das schöpferische Princip der Natur ist, so wenig ist sie die wesentliche Freyheit des Geistes, welcher vielmehr, was Hegel in der Rechtsphilosophie §. 5. selbst beweist, nur „in seiner alle Ordnung oder Harmonie zerstörenden desorganisirenden Thätigkeit“ jenes Princip des extremsten Egoismus durch revolutionäre tantalische Versuche geltend macht. Sondern wie sich die Urfreyheit des göttlichen Geistes durch die heilige Macht der schaffenden und neuschaffenden Liebe offenbart, so bewährt sich die Freyheit des mit dem göttlichen Geiste vereinigten menschlichen Geistes in der Organisation der seinem Wesen oder seiner Bestimmung entsprechenden Sphären und Stufen seiner Entwicklung und Bildung, in welcher er seine Idee realisirt und manifestirt. —

So unwahr Hegels Begriffsbestimmung des Wesens und Zweckes des Geistes ist, so unwissenschaftlich ist seine Eintheilung der Philosophie des Geistes.

Da er die Negativität als das wesentliche Princip des Geistes voraussetzt, und den Zweck seines „sich Hervorbringens oder sich mit sich Zusammenschließens“ dahin bestimmt, daß er, wie er sich am Schlusse der Geschichte der Philosophie erklärt, „sich alles gegenständliche Wesen abthun und was ihm gegenständlich wird, aus sich erzeuge, um sein endliches Selbstbewußtseyn zum absoluten Selbstbewußtseyn zu verwirklichen und zu vollenden,“ so sind ihm alle Sphären und Momente der Geistesphilosophie eben so viele negative und zu negirende Uebergangs- oder Durchgangsstufen, durch welche der endliche Geist zum absoluten Wissen sich läutere, in welchem er seine Unendlichkeit sich vindicire. Zu diesem Zwecke läßt er den subjectiven Geist durch die Reduction des objectiven Bewußtseyns auf das Selbstbewußtseyn und durch die Negation alles anschauenden Erkennens zum abstracten inhaltslosen Denken den Begriff seiner reinen Wahrheit hervorbringen, wodurch er objectiver allgemeiner Geist werde.

Die Sphären des objectiven Geistes seyen das Recht, die Moralität und die Sittlichkeit, welche im Staate als objectivem Rechtssystem verwirklicht sey. Das innere Staatsrecht bestimme die politische Verfassung, das äußere Staatsrecht das Verhältniß der Völker zu einander. Aber diese besondern Geister sind (Encycl. §. 536.) nur Momente in der Entwicklung der allgemeinen Idee des Geistes — der Weltgeschichte. Das Resultat der Dialektik der Weltgeschichte sey die Erhebung des Weltgeistes zum absoluten Selbstbewußtseyn, in welcher er sich als absoluten Geist wisse. §. 552.

Als Sphären des absoluten Geistes werden in der encyclopädischen Darstellung des Hegel'schen Systems die Kunst, die geoffenbarte Religion und die Philosophie in dem Sinne bestimmt, wornach die Kunst als äußerliche sinnliche Manifestation der Einen absoluten Idee den Uebergang zur Religion bildet, in welcher die absolute Idee ideell gefühlt und vorgestellt werde, und dieses die Wahrheit nur fühlende und vorstellende Bewußtseyn sey der Uebergang oder der Durchgang zur Philosophie, in welcher „der Weltgeist sich durch Negation alles objectiven Inhaltes als göttlichen Geist wisse“ *) und seine absolute Wahrheit in der adäquaten Form des absoluten Begriffs denke.

So fern demnach auf diesem Standpunkte der absolute göttliche Geist der in der absoluten Wahrheit seiner Objectivität und seines Begriffs gedachte menschliche Geist selbst ist, sind die Kunst und die Religion und die Philosophie nicht die Sphären, in welchen die Menschheit die Gottheit verehrt und erkennt, sondern sie seyen die Stufen und Formen, in denen der absolute göttliche Geist durch die sich mit ihm identisch wissenden menschlichen Individuen (in der Kunst) sich äußerlich oder sinnlich manifestirt, (im Cultus) sich selbst verehrt und im absoluten Wissen der Individuen sich selbst begreift.

Ohne die schon in früheren Beurtheilungen von Hegels Werken in den gelehrten Anzeigen von uns erwiesene Willkühr dieser eben so sehr alle nüchterne vernünftige Selbst- und Welt-Erkenntniß wie das substanzielle allgemein menschliche Gottesbewußtseyn verkennenden und negirenden Pseudodialektik hier einer besondern Kritik zu unterwerfen, beschränken wir uns auf die Prüfung des vorliegenden Bandes, welcher vorzugsweise der Wissenschaft des subjectiven Geistes gewidmet ist, welche der Herausgeber nach Zusätzen aus den Vorträgen des Verewigten erläuterte, die zum Theil den von ihm selbst gegebenen Erklärungen widersprechen. Die drey Hauptformen des subjectiven Geistes seyen 1) die Seele, 2) das Bewußtseyn und 3) der Geist als solcher.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vergl. Hegels Schlußerklärung zu seiner Geschichte der Philosophie, welche er als „die Enthüllung Gottes wie er sich weiß,“ S. 685 definirt.

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortsetzung.)

Wenn aber Cicero sich dadurch nicht irren ließ, den Duris dennoch für einen sorgfältigen Geschichtschreiber zu halten, so muß dieß für uns um so mehr von Gewicht seyn, als dieser mit der ganzen Historik jenes Zeitalters und mit den sämmtlichen Schriften dieses Samiers aufs vollständigste bekannt war. Eher könnte man versucht seyn, den Duris durch den Einfluß der macedonischen Großen bestochen zu glauben, wenn er dem Eumenes eine niedere Herkunft beylegte, wenn auch nicht hier zwey Zeugnisse gegen zwey andere die Wagschale der Kritik im Gleichgewicht hielten [41]). Aber Plutarch, der ihm hier widerspricht, wird man sagen, hat noch andere Einreden gegen ihn, und ich bin selbst keineswegs geneigt, in allen Fällen seinen Apologeten zu machen, wohl aber den Interpreten, wie sich zunächst zeigen wird. Bey der Eroberung von Samos durch Perikles „entwirft der Samier Duris noch ein schauderhaftes Gemälde von unmenschlicher Grausamkeit, deren er die Athener und Perikles bezüchtigt, wovon aber Thucydides, Ephorus und Aristoteles kein Wort sagen“ u. s. w. — „Dieser Duris, dessen Geschichte sich, auch wo sein eigenes Gefühl nicht mit im Spiele ist, so oft nicht an die strenge Wahrheit bindet, scheint hier das Unglück seiner Vaterstadt übertrieben zu haben, damit Schatten genug auf Athen falle.“ Wenn hier K. M. p. 469 sagt: „wir könnten Plutarchs Urtheil nicht widerlegen,“ so dächte ich doch, durch Cicero's obigen Ausspruch sey dieß widerlegt genug. Doch zugegeben, daß Plutarch Gründe hatte, von des Duris Wahrheitsliebe geringer zu denken als Cicero, so ist hier einige Uebertreibung durch das vaterländische Gefühl des Samiers wenigstens entschuldigt [42]), denn Duris fand sich hier in der Lage des schweizerischen Geschichtschreibers Tschudi, der im Unmuth, die sein Vaterland erlitten, oftmals gegen das Haus Oesterreich wahrhaft ungerecht wird. Die Beschreibung der glänzenden Rückkehr des Alkibiades nach Athen sucht Plutarch durch die Auctorität anderer Geschichtschreiber ebenfalls zu widerlegen: „Wenn übrigens der Samier Duris, der sich der Abkunft von Alkibiades berühmet, hiezu noch von einem Ruderliede weiß u. s. w. — so schreiben Theopompus, Ephorus und Xenophon kein Wort davon [43]).“ Wenn K. M. p. 469 noch Mehreres beybringt, wobey sich gegen die Wahrheit mehrerer Berichte dieses Geschichtschreibers Zweifel erheben, so bahnt er doch durch folgende Bemerkungen den Weg zu einem Standpunkt, wovon er zu betrachten ist: Einmal, sagt er, seyen mehrere Irrthümer nicht ihm, sondern seinen Führern beyzumessen; sodann habe er alle seine Mängel mit seinen Zeitgenossen gemein: Prunken mit einer Fülle und Vielseitigkeit des Wissens, Bestreben eine große Lesewelt in allgemein verständlicher Sprache durch Erzählungen aller Art anmuthig zu unterhalten, durch Partheygeist bestochene Kritik u. s. w. — Hierbey möchte beym Duris noch einiges Individuelle in Anschlag zu bringen seyn. In einem hohen Hause geboren, sorgfältig erzogen und selbst philosophisch gebildet mußte er an der Spitze der Aristokratie seines Va-

41) Darüber das Nähere unten bey fragm. 7.

42) Plutarch. Pericl. cap. 28. vergl. fr. 60, und Heeren de fontib. Vitar. Plutarchi p. 41 sq. Die Vergleichung mit Tschudi gehört unserm Professor Ludw. Häußer an, in einer ungedruckten Abhandlung über Duris, die er vor Jahren als Mitglied unsers philologischen Seminars geschrieben, wozu ich aber jetzt bemerken will, daß Wachler in der Geschichte der historischen Forschung und Kunst I. S. 260 an diesem Schweizer-Geschichtschreiber, neben „ächt vaterländischem Gemeingeist,“ die durchaus „rechtliche Denkart“ dennoch rühmen konnte. — Sollte dieß nicht auch gewissermaßen von diesem griechischen Historiker gelten?

43) Plutarch. Alcib. cap. 32.

terlandes ſich bald ein zweyter Polykrates dünken, und konnte wie dieſer über einen Reichthum von Mitteln gebieten, die ihm jetzt in einem Zeitalter ausgebreiteter Literatur den Namen eines Gelehrten ſicherten. Einem ſo vornehmen Herrn ſtanden eine Menge von gelehrten Dienſtleuten zu Gebot, und wenn auf deren Rechnung viele Irrthümer kommen mögen, die ihm zur Laſt gelegt werden, ſo iſt ein ſolcher Weltmann bey ſonſtiger Sorgfalt, die ihm Cicero nachrühmt, doch auch gewohnt, Manches mehr im Großen und Ganzen zu nehmen, als immer ins Einzelne einzugehen. Ein ſtolzes Selbſtbewußtſeyn mußte dabey auch Nahrung finden, und Ueberhebung über größere ſeiner Zeit nahe ſtehende Hiſtoriker wird daraus eben ſo erklärbar, als ein glühender Zorn über frühere Bedränger von Samos, das er an der Spitze der Ariſtokratie als ſeine Domäne zu betrachten gewohnt war.

Die Fragmente aus allen Schriften beyſammen ſteigen auf die Zahl 84 einſchließlich. Den Anfang machen *Ἱστορίαι*. Aus dem erſten Buch nur Eins, die oben beſprochene Stelle beym Photius pag. 41 Bekker. Aus dem zweyten Buche mehrere: und zwar zuerſt fr. 2. über die wegen Frauen erregten ſchweren Kriege; fr. 3. über Helena, ihre Ehen, Kinder, Iphigenia u. ſ. w. (vgl. Ptolem. Hephaest. p. 94 ed. Roulez und Symbolik IV. S. 279 mit den Nachweiſungen). Beym fr. 6. vermißt man die lateiniſche Ueberſetzung unter dem griech. Text aus Plutarch. Demosth. cap. 19 über Thermodon (wozu man vergl. Plutarch. Theseus 26 mit Leopold's Anm. p. 69). Bey fr. 7. wird bey der gegen Plutarch und Cornel. Nep. von Duris behaupteten niedrigen Herkunft des Eumenes bemerkt, dieſe Sage ſey aus dem Haſſe der Macedonier gegen dieſen großen Mann entſprungen, ſie finde ſich jedoch auch bey Dio Chryſoſtomus or. 64. II. p. 339 (nicht 359 Reisk. vgl. jetzt p. 691 ed. Emper.) und bey Aelian V. H. XII. 43. Ueber dieſe Verhältniſſe wird noch auf die Fragmente des Hieronymus von Kardia p. 456 verwieſen. Es folgen Bruchſtücke aus dem 7. Buch Nr. 12. über Alexander d. Gr. und den kypriſchen König, wobey Hulleman auf Droyſens Geſch. d. Nachfolg. Alex. S. 340 verweist (über deſſen Oheim, Alexander von Epirus, hatte Duris auch geſchrieben ſ. Niebuhr R. G. III. S. 189 f.); Nro. 13. über die Mithras-Feyer am perſiſchen Königshof (wobey auf Ctesiae fr. 55. [79.] verwieſen wird; vgl. Symbolik I. S. 260 dritte Ausg.). Weiter werden mitgetheilt Fragmente aus dem 8., 9., 10., 15., 16., 17., 22. und 23. Buch bis zu Nr. 32. einſchließlich. Daran reihen ſich unter dem Titel:

Τὰ περὶ Ἀγαθοκλέα die Fragmente der zweyten hiſtoriſchen Schrift des Duris, von Nr. 34. bis Nr. 46. incl. zu dieſem letzten Fragment mit dem Satz des Duris, „daß die meiſten ſiciliſchen Städte ihre Namen von Flüßen haben," bemerkt K. M. zu den Städtenamen: „*Φοινικοῦντα* [de hac urbe nihil constat. — *Ἄλικον καὶ Θέρμον*] pro urbium nominibus nomina fluviorum posuisse videtur excerptor. V. Berkel ad h. l." (*Ἄλικος* kommt als Namen eines Fluſſes bey Agrigent vor, Diodor XV. 17. aber *Ἀλικύαι* und *Θέρμαι* ſind ſiciliſche Städte-Namen; ſ. ad Cic. Verr. II. 2. p. 233 und p. 262 mit den Anmerkk. von Cr. und Moſer. Ueberhaupt aber vergl. man zu dieſem Fragment des Duca di Serradifalco Antichità della Sicilia III. 3. und meine deutſche Schriften zur Archäologie III. S. 298.) — Die dritte Schrift iſt die Chronik von Samos, überſchrieben: *Σαμίων Ὧροι*, Jahrbücher der Samier. Das erſte Fragment, Nr. 47. handelt von dem Luxus der Samier, aus Athen. XII. p. 525. E. mit 7 Verſen des Poeten Aſios, worüber Dübner ad Asii fragm. 11 und mit einem daher entlehnten Sprichwort, [welches bey Leutsch u. Schneidewin Paroemiogr. fehlt, und Heindorf zu Horatius Satiren I. 3. 11. nicht zu deuten wagt, ſ. jetzt Panoſka, Res Samiorum p. 80. und Symbolik III. S. 232 dr. Ausg.]

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. August.

Nro. 169. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Hegels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

Als Seele habe der Geist die Form der abstracten Allgemeinheit, als Bewußtseyn die der Besonderung, als für sich seyender Geist die der Einzelnheit. So stelle sich in seiner Entwicklung die Entwicklung des Begriffes dar. Demnach sollen die Anthropologie, die Phänomenologie und die Psychologie die Entwicklungsstufen der Philosophie des subjectiven Geistes bilden. Aber die Begrifflosigkeit dieser Entwicklung erweist sich schon darin, daß das Princip des ersten Theils die Anthropologie nicht die abstracte Allgemeinheit, sondern die sinnliche Individualität des Geistes oder die natürliche Seele ist, und daß vielmehr der dritte Theil: die Psychologie die abstracte Allgemeinheit des seinen reinen Begriff denkenden Geistes zum Resultat und Zweck hat.

I. Die Anthropologie.

Das Erste in der Anthropologie sey die qualitativ bestimmte, an ihre Naturbestimmungen gebundene Seele. Aus diesem unmittelbaren Einssein mit ihrer Natürlichkeit trete die Seele in den Gegensatz und Kampf mit derselben. Diesem Kampfe folge der Sieg der Seele über ihre Leiblichkeit, die Herabsetzung und das Herabgesetztseyn dieser Leiblichkeit zu einem Zeichen, zur Darstellung der Seele. So trete die Idealität der Seele in ihrer Leiblichkeit hervor, werde diese Realität des Geistes auf eine, selbst aber noch leibliche, Weise ideell gesetzt.

Abgesehen von der Unbestimmtheit, mit welcher Hegel den Leib bald als „Zeichen oder Darstellung," bald als „Realität" des Geistes oder der Seele bezeichnet, welche ihn durch ihren Sieg über ihn ideell setze, so ist der Gedanke, daß die Seele durch ihre freye Selbstbestimmung des Leibes mächtig werde und ihn S. 238 zu ihrem „Werkzeug" oder S. 240 zu ihrem „Kunstwerke" idealisire, eine der wahrsten und tiefsten Einsichten Hegels, durch welche er die naturalistische Meinung: die menschliche an sich geistige Seele sey wie die sinnliche Seele des Thiers nur Einheit oder Innerlichkeit oder Idealität des Leibes, überwunden hat. Aber sein Versuch: die Racenunterschiede, welche die geistigen und leiblichen Grunddifferenzen der Entwicklung der Menschheit in Stämme und Völker begründen, im Anfange der Wissenschaft von der Seele abzuhandeln, ist deßhalb unstatthaft, weil die Untersuchungen von Schelling, Steffens und W. Humboldt beweisen, daß die Sonderung des menschlichen Geschlechts in Racen, welche sich im innigsten Zusammenhang mit der Sonderung der Sprachgebiete bildete, nur in der Philosophie der Geschichte und der Sprache wissenschaftlich begriffen werden kann. Sofern Hegel selbst in dem ersten Theile der Lehre vom subjectiven Geist in dieses Gebiet übergreift, geht er zur Charakteristik der hervorragendsten weltgeschichtlichen Völker fort und versucht dadurch in der Wissenschaft von der Seele zu leisten, was er im Zusammenhange der Philosophie der Geschichte d. h. der speculativen Wissenschaft der Entwicklungsgeschichte des

objectiven Geiſtes vollkommner leiſten konnte und ſollte. So fern er alle und ſelbſt die innigſte und geiſtigſte Eigenthümlichkeit oder Originalität für nur natürlichen Vorzug hält, folgt, daß er nicht nur mit vollem Rechte das Naturell und Temperament, welche ſeeliſch leibliche Beſtimmtheiten ſind, ſondern ſelbſt das Talent und Genie und ſogar den Charakter als Naturbeſtimmtheiten betrachtet, da doch die Geiſtigkeit des erſtern und die ethiſche Bedeutung des letztern eine höhere Würdigung erfordern. Dagegen gehören die Lebensalter und der Gegenſatz des Wachens und Schlafens, welche Hegel in der Lehre von den natürlichen Veränderungen abhandelt, allerdings in die Wiſſenſchaft der (phyſiſchen) Anthropologie, weil ſie die Entwicklungsſtufen und wechſelnden Modificationen des ſeeliſch leiblichen Lebens bilden. Vorzüglich gelungen und in praktiſcher Hinſicht in hohem Grade empfehlenswerth erſcheint uns eine Schilderung des Knabenalters mit Rückſicht auf Pädagogik, daher wir ſeine Anſicht darüber zur allgemeinen Beherzigung und Erwägung mittheilen:

„Indem das Kind vom Spielen zum Ernſt des Lernens übergeht, wird es zum Knaben. In dieſer Zeit fangen die Kinder an, neugierig zu werden, beſonders nach Geſchichten; es iſt ihnen um Vorſtellungen zu thun, die ſich ihnen nicht unmittelbar darbieten. Die Hauptſache aber iſt hier das in ihnen erwachende Gefühl, daß ſie noch nicht ſind, was ſie ſeyn ſollen, — und der lebendige Wunſch, zu werden, wie die Erwachſenen ſind, in deren Umgebung ſie leben. Daraus entſteht die Nachahmungsſucht der Kinder. Während das Gefühl der unmittelbaren Einheit mit den Eltern die geiſtige Muttermilch iſt, durch deren Einſaugung die Kinder gedeihen, zieht das eigene Bedürfniß der letzteren, groß zu werden, dieſelben groß. Dieß eigene Streben der Kinder nach Erziehung iſt das immanente Moment aller Erziehung. Da aber der Knabe noch auf dem Standpunkt der Unmittelbarkeit ſteht, erſcheint ihm das Höhere, zu welchem er ſich erheben ſoll, nicht in der Form der Allgemeinheit oder der Sache, ſondern in der Geſtalt eines Gegebenen, eines Einzelnen, einer Autorität. Es iſt dieſer und jener Mann, welcher das Ideal bildet, das der Knabe zu erkennen und nachzuahmen ſtrebt; nur in dieſer concreten Weiſe ſchaut auf dieſem Standpunkt das Kind ſein eigenes Weſen an. Was der Knabe lernen ſoll, muß ihm daher auf- und mit Autorität gegeben werden; er hat das Gefühl, daß dieß Gegebene gegen ihn ein Höheres iſt. Dieß Gefühl iſt bey der Erziehung ſorgfältig feſtzuhalten. Deßhalb muß man für eine völlige Verkehrtheit die ſpielende Pädagogik erklären, die das Ernſte als Spiel an die Kinder gebracht wiſſen will, und an die Erzieher die Forderung macht, ſich zu dem kindiſchen Sinne der Schüler herunterzulaſſen, anſtatt dieſe zum Ernſte der Sache heraufzuheben. Dieſe ſpielende Erziehung kann für das ganze Leben des Knaben die Folge haben, daß er Alles mit verächtlichem Sinne betrachtet. Solch trauriges Reſultat kann auch durch ein von unverſtändigen Pädagogen empfohlenes beſtändiges Aufreizen der Kinder zum Räſonniren herbengeführt werden; dadurch erhalten dieſe leicht etwas Naſeweiſes. Allerdings muß das eigene Denken der Kinder geweckt werden; aber man darf die Würde der Sache ihrem unreifen, eitelen Verſtande nicht Preis geben.

Was näher die eine Seite der Erziehung — die Zucht — betrifft, ſo iſt dem Knaben nicht zu geſtatten, daß er ſich ſeinem eigenen Belieben hingebe; er muß gehorchen, um gebieten zu lernen. Der Gehorſam iſt der Anfang aller Weisheit; denn durch denſelben läßt der das Wahre, das Objective noch nicht erkennende und zu ſeinem Zwecke machende, deßhalb noch nicht wahrhaft ſelbſtſtändige und freye, vielmehr unfertige Wille den von außen an ihn kommenden vernünftigen Willen in ſich gelten, und macht dieſen nach und nach zu dem ſeinigen. Erlaubt man dagegen den Kindern zu thun, was ihnen beliebt, — begeht man noch obenein die Thorheit, ihnen Gründe für ihre Beliebigkeiten an die Hand zu geben; ſo verfällt man in die ſchlechteſte Weiſe der Erziehung, — ſo entſteht in den Kindern ein beklagenswerthes Sicheinbauſen in beſonderes Belieben, in abſonderliche Geſcheidtheit, in ſelbſtſüchtiges Intereſſe, — die Wurzel alles Böſen. Bald thut ſich im Kinde der Eigenwille und das Böſe hervor. Dieſer Eigenwille muß durch die Zucht gebrochen, — dieſer Keim des Böſen durch dieſelbe vernichtet werden.

In Bezug auf die andere Seite der Erziehung — den Unterricht, — iſt zu bemerken, daß derſelbe vernünftigerweiſe mit dem Abſtracteſten beginnt, das vom kindlichen Geiſte gefaßt werden kann. Dieß ſind die Buchſtaben. Dieſelben ſetzen eine Abſtraction voraus, zu welcher ganze Völker, zum Beyſpiel ſogar die Chineſen nicht gekommen ſind. Die Sprache überhaupt iſt dieß luftige (geiſtige) Element, dieß ſinnlich-Unſinnliche, durch deſſen ſich erweiternde Kenntniß der Geiſt des Kindes immer mehr über das Sinnliche, Einzelne zum Allgemeinen, zum Denken erhoben wird.

Der Knabe kommt jedoch nur zum vorstellenden Denken; die Welt ist nur für seine Vorstellung; er lernt die Beschaffenheiten der Dinge, wird mit den Verhältnissen der natürlichen und geistigen Welt bekannt, interessirt sich für die Sachen, erkennt indeß die Welt noch nicht in ihrem innern Zusammenhange. Zu dieser Erkenntniß kommt erst der Mann. Aber ein unvollkommenes Verständniß des Natürlichen und Geistigen kann dem Knaben nicht abgesprochen werden. Man muß daher als einen Irrthum die Behauptung bezeichnen, der Knabe verstehe noch gar nichts von Religion und von Recht, man habe ihn deßhalb mit diesen Gegenständen nicht zu behelligen, müsse ihm überhaupt nicht Vorstellungen aufdrängen, sondern ihm eigene Erfahrungen verschaffen, und sich damit begnügen, ihn von dem sinnlich Gegenwärtigen erregt werden zu lassen. Schon das Alterthum hat den Kindern nicht lange beym Sinnlichen zu verweilen gestattet. Der moderne Geist aber enthält eine noch ganz andere Erhebung über das Sinnliche, — eine viel größere Vertiefung in seine Innerlichkeit, als der antike Geist. Die übersinnliche Welt muß daher jetzt schon früh der Vorstellung des Knaben nahe gebracht werden. Dieß geschieht durch die Schule in weit höherem Grade, als in der Familie. In der letzteren gilt das Kind in seiner unmittelbaren Einzelnheit, wird geliebt, sein Betragen mag gut oder schlecht seyn. In der Schule dagegen verliert die Unmittelbarkeit des Kindes ihre Geltung; hier wird dasselbe nur insofern geachtet, als es Werth hat, als es etwas leistet; — hier wird es nicht mehr bloß geliebt, sondern nach allgemeinen Bestimmungen kritisirt und gerichtet, nach festen Regeln durch die Unterrichtsgegenstände gebildet, überhaupt einer allgemeinen Ordnung unterworfen, welche vieles an sich Unschuldige verbietet, weil nicht gestattet werden kann, daß Alle dieß thun. So bildet die Schule den Uebergang aus der Familie in die bürgerliche Gesellschaft. Zu dieser hat jedoch der Knabe nur erst ein unbestimmtes Verhältniß; sein Interesse theilt sich noch zwischen Lernen und Spielen."

(Fortsetzung folgt.)

(Fortsetzung).

Zu Nr. 48. über Aunsis (Oasis) und die Inseln der Seeligen an Aegyptens Westgränze vergl. man noch Creuzeri Commentt. Herodott. Zu Nr. 50. über die Athenerinnen und über ihre veränderte Kleidung, ausführlicher und etwas verschieden erzählt von Herodotus V. 82—88. liefert jetzt der Venetianer Scholiast ad Euripid. Hecub. 915 ed. Cobet die Erzählung des Duris vollständiger (S. K. Müllers Addendum p. 488. und über die Sache muß man jetzt nachsehen: Panofka, Griechinnen nach Vasenbildern Berlin 1842. Nr. 1—7). — Es folgt: *Περὶ Τραγῳδίας* mit nur einem einzigen Fragment p. 486; desgleichen auch nur mit Einem *Περὶ Εὐριπίδου καὶ Σοφοκλέους* ebendaselbst; ferner ebendaselbst: ein einziges Fragment aus einer Schrift: *Περὶ Νόμων*, oder, wie der Herausgeber vermuthet: *περὶ νομίμων*, von Sitten und Gebräuchen; [woselbst man Nr. 72. lin. 2. *Μαχαρία* statt *Μαχάρια* schreibe. Uebrigens vergl. Paroemiogr. p. 48 ed. Leutsch et Schneidewin]. Es folgt *Περὶ Ἀγώνων* mit vier Fragmenten.

P. 487. *περὶ Ζωγράφων* mit drey Bruchstücken. Das zweyte Nr. 78. aus Diog. L. II. 19. mit der Erzählung des Duris, Sokrates habe Sklavendienste geleistet als Steinmetz, und sein Werk seyen die bekleideten Grazien auf der Burg (zu Athen). K. M. p. 469 schließt sich auch hier p. 487. der Hypothese Jo. Luzac's Lectt. Attice. p. 113. an, diese Sklaverei des Sokrates hätten die Peripatetiker aus Feindschaft gegen die Akademiker erfunden. Timäus berichtet dasselbe (s. Timaei Fragg. Nr. 100. Tom. I. p. 218 dieser Sammlung), meldet jedoch von Sklavendiensten nichts; woran Wyttenbach Bibl. Cr. VIII. p. 114 nicht einmal Anstoß genommen. Aber die Sache ist sehr einfach, wenn man die sehr beschränkten Vermögensumstände des Sokrates betrachtet, worüber Böckh in der Staatshaush. d. Athen. I. S. 121 ff. die nöthigen Belehrungen giebt, nämlich Sokrates hatte sich bey einem Bildhauer in die Lehre gegeben, einige Werke gefertigt, gab aber nachher diese Kunst seiner Jugend auf. — So fällt auch diese Verunglimpfung der Peripatetiker mit so vielen andern von selbst. — Ueber jene Leistungen des Sokrates vergl. man jetzt Sillig, Catalog. artificum pag. 424. — Den Beschluß machen: Fragmenta sedis incertae mit 5

Numern. [Zum vorletzten, Nr. 83., bemerke ich, daß hier aus Bekkeri Anecdott. graece. p. 451. geschrieben iſt: — ὅτι ἐκλήθη Ἀσιάς (ἡ κιθάρα) wogegen es in Bachmanni Anecdott. I. p. 151. heißt, ὅτι ἐκλήθη ἡ Ἀσία, aber ſ. K. M. der auch ſtatt Ἀριστοτέλης vorſchlägt: Ἀριστοκλῆς.]

P. 489—494. **Idomeneus Lampsacenus.** Auch ein Magnat, der das Regiment ſeiner Vaterſtadt wenigſtens eine Zeitlang mit großer Strenge führte, dem Wohlleben fröhnte, daneben aber ebenmäßig nach ſchriftſtelleriſchem Ruhme ſtrebte. Schüler und Vertrauter des Epikurus, während dieſer in Lampſakus lehrte, blieb er mit ſeinem Lehrer in Verbindung, empfieng brieflich von ihm Ermahnungen und Warnungen, und blühete demnach zwiſchen 310—270 vor Chr. ohne daß man weiß wie lang er ſeinen Lehrer überlebt hat [44]). Seine Schriften betreffend, ſo hielt Idomeneus ſich faſt ganz im Kreiſe der Biographie, und ſchrieb zwey Werke, wovon das erſte von den Sokratikern (περὶ Σωκρατικῶν), das zweyte von den Demagogen (περὶ δημαγωγῶν) handelte [45]); in welcher letzteren Schrift er, nach dem Vorgange des Theopompus im 10. Buch ſeiner Philippika, über alle jene Männer geſprochen hatte, die ſeit den Perſerkriegen die atheniſche Republik verwaltet. Auſſerdem hatte er über Samothrake (ἱστορία τῶν κατὰ Σαμοθράκην) geſchrieben; die Troiſchen Geſchichten (Τρωικά), die ihm auſſerdem zugeſchrieben werden, ſind ohne Zweifel die Folge einer Verwechſelung (ſ. Sintenis ad Plutarchi Pericl. p. 315 sq.).

44) P. 489 und daſelbſt Strabo XVII, p. 589. Diog. L. X. 3; 22; 23; 25. Seneca Epist. 1. 21 sq.; Plutarch. adv. Colot. p. 1127. F. Phot. Lex. in Πύθια καὶ Λήλια. Ueber das Meiſte im Verfolg kann ich jetzt auf einen belehrenden Artikel Weſtermann's in Paulys, Walz und Teufels Real-Encyclop. IV. S. 60 verweiſen.

45) Dieſer letztere Titel geht aus einer trefflichen Emendation von Sauppe im N. Rhein. Muſ. II. 3. S. 450. ff. hervor, wonach man in Bekker. Anecdott. grr. p. 249 ſtatt ὡς δὲ Ἰδομένης φησὶ δημαγωγὸν, leſen müſſe: ὡς δὲ Ἰδομενεύς φησι περὶ δημαγωγῶν, mit Beyſtimmung Weſtermanns und K. M.

Daß die hiſtoriſche Treue dieſes Schriftſtellers nicht probehaltig war, geht ſchon aus einem Blick auf die Fragmente hervor. Dieſe folgen darauf unter den obigen Titeln, und bilden die Geſammtzahl von achtzehn.

P. 494. **Dionysius Heracleota**, Sohn des Theophantos, Schüler des Zenon, von den Stoikern aber zu den Kyrenaikern abgefallen und deßwegen Μεταθέμενος genannt. Ihm werden zwey Schriften beygelegt: 1) über die alten Könige 2) über die barbariſchen Völker (Diog. L. VII. 167 mit den Auslegern), von welchen ſich aber nicht einmal Bruchſtücke erhalten haben.

P. 495—510. **Berosus Chaldaeus.** Auch hierbey hatte ſich der Herausgeber eines vorzüglichen Führers zu erfreuen, Richters [46]); wozu in neueſter Zeit noch einige andere gekommen, wovon er bey ſeiner Umſicht keinen unbeachtet gelaſſen.

(Fortſetzung folgt.)

46) S. Berosi Chaldaeorum Historiae quae supersunt cum Commentatione prolixiori de Berosi vita et librorum eius indole, Auctore Jo. Dan. Guil. Richter. Lips. 1825. 8. So lautet der vollſtändige Titel dieſer vor mir liegenden Schrift, die K. M. mit Recht zu Grund gelegt; wobey er aber noch den Vortheil hatte, ſich der Schriften von Volney Mythologie de la creation (Oeuvres complètes p. 360 sqq.), Movers, Phönizier und anderer neueren bedienen zu können. Ich muß aber die Bemerkung vorausſchicken, daß dieſe ausführlichen Fragmente des Beroſus und die noch ausführlichern des folgenden Manetho hier keinen Auszug vertragen und daß ich mich daher auf Andeutungen beſchränken muß.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. August.

Nro. 170. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Hegels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften.

(Fortsetzung).

Giebt Hegel dadurch eine schöne Probe, daß er über die Bestimmung und Erziehung des Knabenalters unbefangen und tief nachgedacht habe, so ist seine Bestimmung des Mannes und namentlich des Greisenalters weniger befriedigend. In den Zusätzen wird die im §. 396 bestimmte „Anerkennung der objectiven Nothwendigkeit und Vernünftigkeit der bereits vorhandenen fertigen Welt und die Betheiligung an deren sich an und für sich vollbringendem Werke, durch welche der Mann wirkliche Gegenwart und objectiven Werth habe, dahin modificirt und berichtigt, daß die Arbeit des Mannes in der erhaltenden Hervorbringung und Weiterführung der Welt bestehe.“ Denn obgleich die Welt als im Wesentlichen fertig anerkannt werden müsse, so sey sie doch kein Todtes, kein absolut Ruhendes, sondern, — wie der Lebensproceß, — ein sich immer von Neuem Hervorbrigendes, ein, — indem es sich erhält, — zugleich Fortschreitendes.“ Dagegen können wir seine Schilderung des Greisenalters auch nach den erläuternden Zusätzen nur negativ finden, sofern er es in der völligen Interesselosigkeit und prozeßlosen Gewohnheit untergehen läßt, so daß wir die positive Bestimmung des Greisen, die schon der platonische Sokrates so schön und wahr in die Rückkehr des Geistes in sein ewiges Wesen und in die Anticipation des an sich unsterblichen Lebens setzt, vermissen. Der tiefere Grund dieser Verkennung der höhern Bestimmung des Alters liegt in Hegels Verwechslung der negativen Endlichkeit mit der positiven Bestimmtheit und der geistigen Persönlichkeit mit der natürlichen Individualität und in der Reduction aller Wahrheit und Wirklichkeit auf das Dießseits, dessen Absolutheit er überall behauptet, aber nirgends beweist.

Zu den vielen mißlungenen Versuchen Hegels seine Uebergänge von einem Abschnitt zum andern zu rechtfertigen, rechnen wir auch die in dem Zusatze S. 105 enthaltene Bemerkung: „durch das Erwachen tritt die natürliche Seele des menschlichen Individuums zu ihrer Substanz in ein Verhältniß, das als die Wahrheit, — als die Einheit der beyden Beziehungen betrachtet werden muß, welche einerseits in der den Verlauf der Lebensalter hervorbringenden Entwicklung, andererseits im Geschlechtsverhältniß, zwischen der Einzelnheit und der substantiellen Allgemeinheit oder der Gattung des Menschen stattfinden.“ Denn obwohl die Gegensätze der Lebensalter allerdings „fließende übergehende Unterschiede Eines Subjects“ sind, während „das Geschlechtsverhältniß einen bestehenden Unterschied“ voraussetzt, so ist doch die Begrifflosigkeit der Behauptug: „Was im Geschlechtsverhältniß an zwey Individuen vertheilt ist, das ist in der erwachenden Seele vereinigt,“ zu auffallend, als daß sie einer besondern Erörterung bedürfte.

Der Gegensatz von Schlaf und Wachen selbst wird mit Unrecht in den Zusätzen S. 107 dahin bestimmt, daß jener „das Versunkenseyn der Seele in ihre unterschiedslose Einheit, dieses der Zustand des Eingegangenseyns der Seele in den Gegensatz gegen diese einfache Einheit sey.“ Denn jene Ver-

senkung wäre der Tod des Bewußtseyns, aus welchem kein Erwachen möglich wäre. Ueberzeugt uns doch die Erinnerung der Träume, daß die Seele in denselben nicht in Bewußtlosigkeit versinkt, wenn sie gleich im Traum nicht zu der Reflexion fortgeht, daß ihre subjective Außenwelt so wenig eine objectiv reale und geordnete Wirklichkeit ist, als sie sich selbst Gegenstand der Reflexion ist. Daher bemerkt Hegel sich selbst corrigirend richtig, daß nicht das Verhalten, in welchem die träumende Seele zur unmittelbaren subjectiven Unterscheidung ihrer selbst von ihrer Welt fortschreitet, sondern das Denken im Träumen aufhöre, indem der wache Geist durch das Denken die objective Bestimmtheit und den objectiven Zusammenhang der Wirklichkeit erfaßt und sich dadurch über sich selbst und die Außenwelt orientirt.

In der Lehre von dem Empfinden und von dem Fühlen verwechselt Hegel den Unterschied des passiven sinnlichen Innewerdens, das sich in der Gemeinempfindung des Leibes in subjectiver Weise und Beziehung bestimmt und sich in den Sinnesempfindungen und Wahrnehmungen objectivirt und des eben so selbstthätigen wie receptiven geistigen Innewerdens, das sich im Selbst- und Mitgefühl und in dem ästhetischen, sittlichen und religiösen Gefühle verwirklicht. Die Verwechslung der Gefühle mit Empfindungen und sogar mit Begierden und Leidenschaften ist der Grund von Hegels und Anderer gemüth- und geistlosen Polemik gegen Schleiermachers Erklärung der Frömmigkeit als einer eigenthümlichen Bestimmtheit des Gefühls, sofern er das sich von Gott abhängig fühlen als die Grundbestimmung der bestimmten Formen des Innewerdens der ethischen Eigenschaften Gottes (seiner Heiligkeit Gerechtigkeit, Liebe und Weisheit) d. h. des unmittelbaren Gottesbewußtseyns erklärt. So gewiß die Religion nicht nur Sache des Gemüths, sondern eben so sehr des Willens und Geistes ist, so gewiß ist das Herz als das seiner Bestimmung entsprechende Gemüth die Quelle der innigsten, reinsten und heiligsten Gefühle, ohne welche keine lebendigen Willensbestimmungen, Anschauungen und Gedanken möglich sind, weil man die Wahrheit, die man nicht inne wird oder nicht innerlich erfährt, weder theoretisch zu erkennen noch praktisch zu verwirklichen fähig ist. Wenn Hegel, um das Herz zu verdächtigen, an Jesu Spruch: „Aus dem Herzen gehen hervor arge Gedanken, Mord, Ehebruch u. s. w.“ erinnert, so beweist er damit nur die Wahrheit des Satzes abusus optimi pessimus, und die Seligkeiten, die Jesus (in der Bergpredigt) preiset, sind nicht die Güter herzloser Köpfe, sondern reiner, inniger Herzen.

Die Lehre von den Sinnesempfindungen und Wahrnehmungen hat Hegel in Uebereinstimmung mit der Naturphilosophie von Schelling, Oken, Schubert und Andern begriffmäßig zu entwickeln versucht, indem seine Zurückführung der Fünfzahl der Sinne auf drey Klassen nach den Unterschieden „der physischen Idealität, der realen Differenz und der irdischen Totalität“ die abstracte Bestimmung der concreten Formen und Beziehungen ist, durch welche namentlich Oken in genetischer Methode die bestimmten Stufen erweist, auf welchen die Subjectivität die ideellen und reellen Prozesse und Sphären oder Bestimmtheiten der Objectivität inne wird und wahrnimmt. Dagegen vermißt man auch in den Zusätzen jeden Versuch, die Beziehung der bestimmten Hauptformen der intelligenten Seelenthätigkeit zu den entsprechenden Partien des Hirns, durch welche sie vermittelt werden, zu erweisen. Und daß das Hirn spezifisch und zweckmäßig organisirtes Werkzeug der besondern Sphäre des bewußten Seelenlebens ist, dieß sollte von einem Denker wie Hegel am wenigsten verkannt werden, welcher aus dem Begriffe des menschlichen Leibes als allgemeinen Organs der Seele die Folgerung macht, „seine Systeme und Organe werden mit Unrecht nur als Momente des animalen Organismus betrachtet, da sie zugleich ein System der Verleiblichung des Geistigen bilden, und dadurch noch eine andere Deutung erhalten.“ Die Zusätze enthalten nun nähere Erklärungen über den Zusammenhang, durch welchen „Muth und Zorn in der Brust, im Blute, im irritabeln Systeme, wie geistige Beschäftigung im Kopfe, dem Centrum des sensibeln Systems empfunden werden,“ und erklären die Verleiblichung von Affecten

durch Geberden und zwar namentlich durch Lachen oder Weinen in einer geiſtreichen, aber phyſiologiſch ungenügenden Weiſe.

(Fortſetzung folgt.)

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortſetzung.)

Der Herausgeber geht mit Richter p. 1. von den verſchiedenen Schreibungen und Erklärungen des Namens aus, worunter er wohl mit Recht dem: *Βηρωσσὸς* den Vorzug giebt, und liefert nach Joſephus, Syncellus, Tatian und Euſebius (ſ. fragg. 1. 7. 14.) vorläufige kurze Notizen über ſein Leben; woraus ſich das Wenige herausſtellt, daß Beroſus ein Chaldäer oder Babylonier, Prieſter des Belus und Zeitgenoſſe Alexanders d. Gr. war, und in hohem Alter ſein Werk der chaldäiſch-babyloniſchen Geſchichte gegen das Jahr 280 vor Chr. dem König von Syrien Antiochus Soter überreichte [Clinton Fast. Hell. ad ann. 279, woraus der Artikel Beroſus in Paulys Real-Encycl. I. S. 1101 f. zu berichtigen iſt]. — Ferner berichtet Vitruvius (IX. 4. 7. vergl. fr. 24.), Beroſus habe auf der Inſel Kos eine aſtrologiſche Schule errichtet, eine Sonnenuhr erfunden und über den Mond neue Belehrungen gegeben; Plinius aber (VII. 37. vergl. fr. 25.), die Stadt Athen habe ihm im Gymnaſium eine Bildſäule errichtet. Als Weiſſager erſcheint er in andern Sagen, wo er für den Vater der babyloniſchen oder der ebräiſchen Sibylle ausgegeben wird (Justin. Martyr. Cok. ad Gr. cap. 30. Pausan. X. 12. 5. Tom. III. p. 526 Schub. et Walz. Suidas in *Σίβυλλα*). Es iſt aber keinem Zweifel unterworfen, daß hierbey ein anderer älterer Beroſus mit dem Geſchichtſchreiber verwechſelt worden; was um ſo leichter möglich war, da Beroſus in ſeinen Hiſtorien höchſt wahrſcheinlich der Sibylle gedacht hatte; denn was Alexander Polyhiſtor auf die Autorität dieſer Prophetin vom babyloniſchen Thurm erzählt, iſt ſicher aus dem Werke des Beroſus gefloſſen, der auch wahrſcheinlich in ſeinen aſtrologiſchen Büchern Zeugniße der Sibylle angeführt hatte [47]).

Die Hiſtorien des jüngern Beroſus, bald *Χαλδαϊκὰ* bald *Βαβυλωνιακὰ* betitelt, beſtanden aus drey Büchern; von welchen uns Joſephus, Clemens Alexandrinus, Euſebius und Syncellus zahlreiche Bruchſtücke gerettet haben, ohne daß einer von ihnen die Originalſchriften geſehen zu haben ſcheint. Syncellus ſchöpfte, was er hat, aus Euſebius oder, wie dieſer ſelbſt, aus Africanus, dieſer aus Alexander Polyhiſtor, dieſer wiederum aus Apollodorus (ſ. Fr. 5, 6). Joſephus nennt zwar den Polyhiſtor nicht, ſcheint ihm jedoch hauptſächlich gefolgt zu ſeyn. Clemens Alex. hatte den Mauritanier Juba zum Führer, der in ſeinen aſſyriſchen Geſchichten den Beroſus excerpirt zu haben ſcheint. — Durch ſo viele Hände ſind des Beroſus Original-Berichte gegangen, und da ſie auf dieſe Weiſe ohne Entſtellungen nicht bleiben konnten, ſo ſoll man ſich hüten, ihm ſelbſt beyzumeſſen was ſo oft die Verſchuldung Anderer iſt. Hinwiederum war es natürlich, daß beſonders im 18. Jahrh. ſich die Vorſtellung geltend machen wollte, die unter Beroſus Namen bey den genannten Schriftſtellern gefeyerten Bücher ſeyen das Machwerk eines ſpäteren Griechen, der ſeinen Erdichtungen durch den Namen Beroſus, eines chaldäiſchen Prieſters, Eingang in die Welt zu verſchaffen gewußt habe [48]). — Hieran reihen ſich die Fragmente ſelbſt:

47) Vergl. Richter 8. 15. p. 38 sqq. gegen welche Annahme zweyer Beroſi, eines ältern und eines jüngern, der Verfaſſer jenes Artikels in Paulys Real-Encycl. ſich doch ſträuben will, keineswegs aber K. M. p. 495 sq. Uebrigens ſtellt jener den Beroſus mit dem Kteſias zuſammen, und bemerkt, daß jener mehr aus chaldäiſch-babyloniſchen Quellen, dieſer mehr aus aſſyriſch-perſiſchen geſchöpft. Die auffallenden Aehnlichkeiten des Beroſus mit dem Manetho weiſet Richter §. 16 p. 41. nach; welcher auch §. 5 p. 11 sqq. einen ſehr belehrenden Ueberblick der griechiſchen Sagen von den Sibyllen gegeben hat.

48) Eine Hypotheſe von Meiners, Hist. de vero Deo p. 76 sqq; der auch zum Theil Wachler beytritt in Erſch und Grubers Allg. Encycl. IX. S. 223 f. S. Richter §. 5 p. 10 ff. — Jetzt iſt die Mei-

P. 496 sqq. *Βαβυλωνιακὰ* sive *Χαλδαϊκά*. Aus dem erſten Buch, Nr. 1. voran eine Stelle aus der armeniſchen Chronik des Euſebius p. 8. — ſodann das Griechiſche bey Syncellus p. 28, B. mit lat. Ueberſetzung und einer Anmerk., wobey auf Richter, Volney und Movers verwieſen wird, vergl. auch Symbolik I. S. 59 und II. S. 348 u. 462. dritt. Ausg. — Ueber die Kosmogonie und Theogonie. Nr. 2. über Belos, Herakles u. ſ. w. vergl. Symbolik. II. 490. 624 ff. Nr. 3. aus Athen. XIV. p. 639. über das babyloniſche Feſt der Sakeen, ähnlich den römiſchen Saturnalien, mit Verweiſung auf Kteſias (fr. 16.), womit die Fragmente aus dem erſten Buche ſchon geſchloſſen ſind; mehrere und größere folgen aus dem zweyten von Nr. 4. bis Nr. 13. incl. — Von Nr. 14. bis Nr. 16. folgen die aus dem dritten. Hierauf das Verzeichniß der in den Fragmenten des Beroſus genannten Könige. pag. 509. — Den Beſchluß machen: Fragmenta quae ad Astronomiam et Astrologiam spectant, Nr. 17 — 25 [49]).

nung der Kritiker in's Gegentheil umgeſchlagen, nämlich, daß der Kern der unter Beroſus Namen erhaltenen Fragmente geſund und von hohem Werthe ſey. — Noch ganz neulich, füge ich bey, hat Niebuhr in den Vorträgen über die alte Geſchichte I. S. 19 f. ſich ſehr vortheilhaft darüber erklärt. Ueber die Fragmente in der Chronographie des ägyptiſchen Mönchs Panodorus ſ. Vossius de historicc. grr. p. 308 ed. Westerm. und K. M. zu des Beroſus und Manethos Fragmenten p. 516 und an mehrern Stellen und über die Beroſiana des Dominicanermönchs Giov. Nanni von Viterbo (Nannius) Vossius und Westermann a. a. O. p. 9 sq.

49) Bey Richter p. 86 — 91 ſind die Fragmente des Abydenus denen des Beroſus angehängt; ob K. M. ihnen eine andere Stelle in ſeiner Sammlung beſtimmt hat, weiß ich nicht. Das Zeitalter dieſes Verfaſſers einer aſſyriſchen und mediſchen Geſchichte iſt zweifelhaft; doch glaubt Richter p. 37, er habe vor Alexander Polyhiſtor gelebt. Er ſoll den Beroſus excerpirt haben; doch bieten ſeine Fragmente mehreres, was in denen des Beroſus ſich nicht findet, und ſie enthalten Joniſmen. Sein Name Ἀβυδηνός, Abydenus und Abydinus iſt ebenfalls zweifelhaft. Niebuhr Kl. Schriften I. S. 187 f. möchte an einen ſemitiſchen Namen Abd oder Ebed Hinna denken, und hält dieſen Schriftſteller für gar nicht alt.

P. 511 — 616. Manetho Sebennyta.

Bey dieſem Hauptſtück vorliegender Sammlung wird man an die gleichzeitige Erſcheinung der Inscriptiones Aegypti erinnert, welche ebenfalls 1848 in dem Böckhiſchen Corpus Inscrr. grr. Vol. III. Part. 2 durch Herrn Joh. Franz herausgegeben worden. Dieſer bemerkt im Anfang der lehrreichen Einleitung p. 281, wie ſehr die macedoniſchen Könige von Aegypten darauf bedacht geweſen, die Bearbeitung der Geſchichte dieſes merkwürdigen, nun ihnen unterworfenen Landes zu befördern, und wie auch die Römer ihnen in dieſem Beſtreben nachgeahmt haben. Von jenen Bemühungen der Ptolemäer liefern die Werke des Manetho das bedeutendſte Denkmal. Möchte es nur nicht ſo entſtellt und lückenhaft uns überliefert ſeyn; aber um ſo verdienſtlicher iſt jeder Verſuch, es zu ergänzen und zu berichtigen, und Hr. K. M. hat dabey mit Hilfe ſeiner Vorgänger, beſonders Böckhs, Bunſens, der beyden Champollion, Lepſius, Letronne's u. A. das Mögliche zu leiſten verſucht. Je ausführlicher aber hier die Ergebniſſe dieſer Forſchungen dargelegt ſind, deſto weniger ſind ſie eines Auszugs fähig, und ſomit wird die Kürze meines Berichts mit der Länge dieſes Abſchnitts in einem völlig umgekehrten Verhältniſſe ſtehen. —

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. August.

Nro. 171. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Hegels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

Von Wichtigkeit ist Hegels Beziehung des Herzens oder Gemüths auf die Centralorgane der Brust, da es aus dem Begriffe der von der Geistesthätigkeit unterschiedenen Gemüthsthätigkeit folgt, daß diese sich durch eine andere Region des Leibes vermittelt, als jene. „Schon die Sprache," sagt er S. 136, hat so viel Verstand, daß sie Herz für „Muth" oder vielmehr für Gemüth überhaupt „und Kopf für Intelligenz gebraucht," und die Realität der Selbstbeobachtung: daß das Gemüthsleben, dessen wahre Energie die Liebe ist, nicht durch das Cerebralsystem, sondern durch die Centralorgane der Brust vermittelt wird, wird durch physiologische Versuche und Theorien, welche die Gefühle mit den Empfindungen verwechseln, nicht widerlegt. Haben doch ausgezeichnete Physiologen das Brustnervensystem als das Organ erwiesen, welches durch seine Verbindung mit den Centralorganen des großen und kleinen Kreislaufes das Gemüthsleben vermittelt. Damit wird jedoch nicht bestritten, daß das Gemüthsleben durch das Geistesleben vermittelst des Cerebralsystems beherrscht und vergeistigt wird, und daß theoretische Gefühle als unentwickelte Vorstellungen eben so sehr durch entsprechende Gehirnthätigkeiten vermittelt werden, wie entwickelte Vorstellungen oder Gedanken. Aber das Gemüthsleben auf theoretische Gefühle oder gar auf sinnliche Empfindungen zu reduciren, kann nur der versuchen, welcher die Macht und Realität der Liebe so wenig kennt, wie die Kraft und Existenz ihres negativen Gegensatzes: der Selbstsucht, und hiemit die innersten Principien des guten oder bösen Thuns ignorirt.

Die Abschnitte über Somnambulismus und über Seelenkrankheiten haben durch die Zusätze interessante Bereicherungen erhalten. Mit tiefem Sinne erklärt Hegel die letztern aus einem gestörten Selbstgefühle, da ohne diese Störung die tiefste Trauer oder große Confusion nicht zur eigentlichen Gemüths- oder Geisteskrankheit wird, in welcher das Individuum seiner selbst nicht mehr bewußt und mächtig ist, welche Unfreyheit der Intelligenz und des Willens eben die Seelenkrankheit ausmacht, die entweder vorherrschend Störung des Gemüths- oder des Geisteslebens ist. Allein er übersieht, daß manche Seelenkrankheiten vorzugsweise physisch veranlaßt sind und mithin durch Störungen der Gemeinempfindung des Leibes bedingt sind, aus welchen die Störung des Selbstgefühls entsteht, die sich in der sogenannten fixen Idee oder vielmehr im fixen Wahn reflectirt. Dennoch unterscheiden sich die Seelenkrankheiten dadurch einerseits von moralischen Verkehrtheiten, andrerseits von leiblichen Krankheiten, daß sie niemals nur einseitig seelische oder leibliche Abnormitäten sind, wenn sie gleich bald eher von der erstern, bald eher von der andern Seite ausgehen.

Mit Unrecht bezeichnet Hegel die Seelenkrankheit überhaupt als „Verrücktheit, um daraus drey Hauptformen: I) das ganz unbestimmte Insichversunkenseyn, das als Blödsinn, Zerstreutheit und Faseley erscheine; II) die eigentliche Narrheit und III) die Tollheit oder den Wahnsinn" abzuleiten. Denn erstens ist die totale oder partiale Verrücktheit, nach welcher sich z. B. Jemand einbildet, ein Kaiser zu

seyn oder einen gläsernen Fuß zu haben, als fixer Wahn nicht das allgemeine Wesen des Irrseyns, sondern das andere Extrem zum vagen Wahn oder zu der Narrheit, welche, weil ihr nichts fest, sondern Alles flüßig ist und untereinandergeht, das Gegentheil von jener bildet. Die durch Eigensinn verursachte Narrheit selbstbewußter Individuen, welche demselben die größten Opfer bringen und für ihn z. B. für die Befriedigung einer kleinlichen Rache unglaublich viel riskiren, ist deßhalb keine Geisteskrankheit, weil sie, ohne im Wahn befangen zu seyn, mit freyem Wollen und Wissen handeln und deßhalb auch zurechnungsfähig sind.

Zweytens ist Faseley nur eine Unterart von Narrheit oder im geringen Grade nur ein Uebergang zu dieser Geisteskrankheit, die unmöglich unter das ganz unbestimmte Insichversunkenseyn, was nur vom Blödsinn gilt, subsumirt werden kann, da schon das Wort Zerstreutheit daran erinnert, daß solche Individuen in das zufällige Spiel von Vorstellungen aller Art entäußert sind. Drittens unterscheidet sich der Wahnsinn von der Tollheit (im Sinne von Tobsucht) dadurch, daß der erstere eine der Narrheit verwandte Form von Geisteskrankheit ist, während die Tobsucht (mit welcher Hegel den erstern identificirt, sofern er Zerstörungs- oder Mordlust dem Wahnsinnigen zuschreibt) Gemüthskrankheit ist. Diese Unterscheidung der Seelenkrankheit in Geistes- oder Gemüthskrankheiten macht überhaupt eine sachgemäßere Eintheilung möglich, als die Hegelsche, wiewohl es aus dem Begriffe der untheilbaren Individualität folgt, daß die Seelenkrankheit nie einseitige, sondern nur vorherrschende Störung der Thätigkeit des Gemüths oder des Geistes ist. Die Nothwendigkeit des dialektischen Fortgangs von der Verrücktheit zur Gewohnheit wird in dem Zusatze zu §. 410 in einer Weise bewiesen, mit deren sich von selbst ergebender Kritik wir die Leser verschonen wollen.

Eben so willkührlich wird die Gewohnheit von Hegel als Uebergang von der fühlenden Seele zur wirklichen betrachtet. Denn vorerst ist schon die fühlende Seele wirkliche Seele, sofern sie sich selbst oder ihr Wesen und ihr inneres Leben im Selbstgefühle inne wird, welches sich in der Einheit mit der Gottheit und dem Universum erkennt, ein Innewerden, das die unmittelbarste Wirklichkeit oder Verwirklichung der menschlichen Seele ist. Und zweytens ist nicht die Gewohnheit sondern die Uebung und Bildung des Leibes die Vermittlung, wodurch die Seele einerseits den erstern zu ihrem „Werkzeug und Kunstwerk“ idealisirt, andererseits sich zum freyen intelligenten Subject eines geistigen Lebens verwirklicht. Aber dadurch, daß Hegel die verschiedenen Verhaltungsweisen der menschlichen Seele zum Leibe durch widersprechende Bestimmungen versucht, indem er in demselben §. 411 den Leib als „Zeichen“ und als die nächste (unmittelbare) „Existenz“ des Geistes bezeichnet, verderbt er sich die bestimmte Einsicht, daß die an sich geistige Seele des Menschen den Leib, der unmittelbar ihre äußere Organisation (nicht aber ihre oder des Geistes Existenz) ist, durch ihre freye theoretische und praktische Selbstbestimmung zum Verwirklichungs- und Darstellungsmittel des Gemüths- und Geisteslebens vergeistigt, indem ihre freye intelligente Selbstbestimmung eben so sehr Uebung und Bildung des Leibes zu ihrem adäquaten Werkzeuge und Kunstwerke, wie Verwirklichung ihres innern Lebens oder ihrer ideellen Organisation ist. Daher unterscheidet man allgemein die Natur der Seele, welche ihre selbstständige, selbstbewußte Existenz realisirt, von der Natur des Leibes, durch welchen sich die Seele selbst bestimmt und sich selbst entwickelt, d. h. sich organisirt, welcher geistige (nur im Wollen und Wissen wirkliche und in diesem Sinne ideelle) Organismus immer allgemeiner anerkannt wird, da nur durch ein solches Medium das freye, vom Leibe unabhängige Leben des Geistes ermöglicht wird. Hegel hat einerseits diese innere Selbstentwicklung der Seele vermittelst des Leibes erkannt, andrerseits die wahrhaft organische Bestimmung des letztern als des „Werkzeugs“ der erstern eingesehen, aber sofern er andrerseits den Leib als nächste Existenz und freye Gestalt oder Realität der Seele bezeichnet, und §. 411 die wirkliche Seele als die Identität des Innern mit dem Aeußern bestimmt, hat er den Naturalismus nicht entschieden überwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortsetzung.)

Von der sehr verschiedenen Schreibung des Namens dieses Schriftstellers handelt der Herausgeber genau in der ersten Anmerkung p. 311: *Μανεθῶ*, *Μανέθων*, *Μανεθῶς κ. τ. λ.* Die ebenfalls vorkommende Form *Μανεθῶθ* stimmt am besten zum Aegyptischen Mn-n-thoth, der vom Thoth Gegebene, welches dem Griechischen *Ἑρμόδωρος* völlig entspricht. Geboren in der Stadt Sebennythos, jetzt Semmenud, bekleidete er ein Priesteramt zu Heliopolis [50]). Manetho lebte unter Ptolemäus I. (Lagi) und dessen Nachfolger. Jenes geht aus einer Erzählung Plutarchs hervor, wo berichtet wird, Timotheos und Manetho hätten in einem kolossalen Götterbild, welches der erste jener Könige von Sinope nach Alexandria habe versetzen lassen, den Gott Serapis erkannt [51]). Ueber Manethos Leben ist äußerst wenig bekannt; die Zuschrift an den König Ptolemäus Philadelph. verdächtig; nur so viel ist gewiß, daß er unter seiner Regierung lebte, die dieser 285 vor Chr. Geb. angetreten hatte; daß er von glaubwürdigen Zeugen als ein Mann bezeichnet wird, der im Besitz der hellenischen Bildung es in den Wissenschaften sehr weit gebracht hatte.

Seine Schriften waren theils historischen, theils philosophischen und theologischen Inhalts, zum Theil betrafen sie die heiligen Alterthümer. Die Titel sind: 1. *Αἰγυπτιακὰ* oder *Ὑπομνήματα Αἰγ.* 2. *Βίβλος Σώθεος.* 3. *Ἱερὰ βίβλος.* 4. *Φυσικῶν ἐπιτομή.* 5. *Περὶ ἑορτῶν.* 6. *Περὶ ἀρχαϊσμοῦ καὶ εὐσεβείας.* 7. *Περὶ κατασκευῆς κυφίων* [8. *τὰ πρὸς Ἡρόδοτον*], sämmtlich in griechischer Sprache geschrieben. — Jenes erste, die ägyptische Geschichte enthaltende und aus den einheimischen Priester-Annalen geschöpfte Werk enthielt drey Bücher, wovon das erste mythisch war, und die Regierungen der Götter und Halbgötter und darauf die Geschichte der 11 ersten Dynastien sterblicher Könige enthielt; das zweyte die acht folgenden Dynastien 12 — 19; wovon die erste durch den Pharao Sesostris, die letzte durch den Pharao-Sesostris-Rameses den größesten Glanz gewonnen; der Inhalt des dritten Buches waren die übrigen 11 oder 12 Dynastien von der 20. bis zur 30. oder 31., d. i. bis auf den letzten ägyptischen König oder bis auf Alexanders des Gr. Herrschaft; doch sey die Reihe der Perserkönige oder die 31. Dynastie dem Werke des Manetho wahrscheinlich von Andern angefügt worden.

---

50) Ueber die ägyptische Bedeutung des Namens Manetho s. Bunsen, Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte I. S. 91. — *Μανεθὼς ὁ Σεβεννύτης* bey Plutarch de Is. et Osir. cap. 9. p. 354. D. und öfter; der gleichnamige Nomos mit der Stadt Sebennythos im Delta gelegen [s. jetzt Franz a. a. O. p. 283 und daselbst Strabo, Ptolemäus und Champollion Figeac]; die Stadt On, oder griechisch Heliopolis schon zu Herodots Zeit [Herodot II. 3. und II. 7. mit den Anmerk.] und noch in römischer Zeit (Strabo XVI. p. 806) ein berühmter Priester- und Gelehrten-Sitz. Der Mendesier Manetho bey Suidas scheint nach K. M. aus einer Verwechselung mit dem Mendesier Ptolemäos entstanden zu seyn, der auch 3 Bücher Aegyptiaca geschrieben hatte.

51) Plutarch. de Isid. et Osir. cap. 28. s. Manethon. Fragm. 78 [vergl. meinen Dionysus, Comment. IV. p. 183 und jetzt Jo. Franz. Introduct. ad Inscript. Aegyptt. p. 304 sq.]. — Für das zunächst Folgende lese man nach: Joseph. contr. Apion. I. 14. u. 26; Aelian H. A. X. 16; Manethon Fr. 52, 79 und Euseb. P. E. p. 44 C.; auch Syncell. p. 14 B. — Unter den Neuern verweiset K. M. zunächst auf Letronne Recueil des Inscrr. grecques et latines de l'Egypte; auf Böckh, Manetho und die Hundsternperiode, Berlin 1845; auf Movers, Untersuchungen über die Religion der Phönizier, Carthager und Aegypter, Bonn 1841. — Davon ist sehr zu unterscheiden Hengstenberg, der den Manetho überhaupt für einen elenden Compilator aus dem Anfang der römischen Kaiserzeit hält (s. „Die Bücher Mosis und Aegypten," Berlin 1841, S. 236 ff.). — Ein ganz anderes Urtheil Niebuhrs werde ich im Verfolg anführen.

Das Ergebniß der in gedrängter Ueberſicht (p. 512 sq.) mitgetheilten Erörterungen über die demſelben Manetho beygelegte Schrift, βίβλος τῆς Σώθεος, das Buch von der Hundſternperiode betitelt, fällt dahin aus, daß dieſelbe das Werk eines ſpäteren Zeitalters und keineswegs mit jenen drey Büchern der Aegyptiaka zuſammenzuſtellen ſey.

Somit haben wir ſchon einen Pſeudo-Manetho. Damit iſt aber noch gar nicht geſagt, daß die drey Bücher der ägyptiſchen Hiſtorie durchaus ächt manethoniſch wären; im Gegentheil, was aus dieſen Büchern bey Joſephus, Africanus, Euſebius und Syncellus angeführt wird, weicht ſo ſehr voneinander ab, daß jeder ſich ſofort überzeugen muß, wie die Anordnung der Dynaſtien, die Zahlen der Regierungen und der Jahre bey dem einen ſo, bey dem Andern anders oftmals angegeben werden, mit Einem Wort, daß nichts ein ſo ſicheres Gepräge aufzuweiſen hat, daß ein Verſtändiger es für wahrhaft manethoniſch auszugeben wagen möchte. Die Urſachen davon liegen im Allgemeinen am Tage. Juden, Chriſten und Heiden ſuchten wetteifernd ihre National-Chronologien durch Aendern und Interpoliren mit der manethoniſchen in Einklang zu bringen. So groß war der Ruhm und das Gewicht des Manetho, weil er ein Aegyptier und ägyptiſcher Prieſter aus Tempelurkunden für die Griechen in ihrer Sprache zuerſt eine zuſammenhängende Königsgeſchichte abgefaßt hatte, und zwar mit ſolch' einer religiöſen und faſt peinlichen Sorgfalt, daß nicht nur die Jahre, ſondern auch die Monate, ja die Tage einer jeden Pharaonenregierung angemerkt und auf das pünktlichſte verzeichnet waren, und dieß nicht bloß, ſondern dieſe chronologiſchen Rahmen waren auch durch eine ſchlichte und deutliche Erzählung der Ereigniſſe und Thaten einer jeden Regierung ausgefüllt, und bildeten ſomit eine zuſammenhängende ägyptiſche Hiſtorie.

Bey ſo verſchiedenen Beſtrebungen, eine Harmonie der andern Zeitrechnungen mit dem Werke dieſes berühmten ägyptiſchen Chronologen zu erzielen, mußten ſich natürlich verſchiedene Recenſionen desſelben bilden, deren Spuren bey den Excerptoren Joſephus, Africanus, Euſebius, Panodorus, Aenianus und Syncellus aufzuſuchen und zu würdigen ſind. Dieß geſchieht nun in einer Folge von Betrachtungen (p. 514 — 525), wobey theils die Aufklärung, welche die entdeckten Denkmäler gaben, theils die Unterſuchungen der neueſten Philologen und Aegyptologen darbieten, beyde letztere in ausführlichen Auszügen meiſtens mit ihren eigenen Worten, mitgetheilt werden. Hierbey will ich nur Eine Controverſe ausheben: Bunſen hatte in ſeinem Werke, Aegyptens Stelle in der Weltgeſchichte I. S. 119 ff., auf eine Stelle des Syncellus p. 52 D. ein großes Gewicht gelegt, und ſie wörtlich mitgetheilt: „Die Zeit der von Manetho in den drey Bänden, in dreyßig Dynaſtien verzeichneten einhundertdreyzehn Geſchlechtsfolgen (Generationen, γενεαί) ergiebt ihm zuſammen dreytauſend fünfhundert fünf und fünfzig Jahre," mit der Bemerkung, „dieß kann nur aus Manetho ſelbſt entnommen ſeyn u. ſ. w." Hiernach ſetzen wir alſo feſt, daß Manetho dem ägyptiſchen Reiche von Menes an bis zu des jüngeren Nectanebus Tode eine Dauer von dreytauſend fünfhundert fünf und fünfzig Jahren zugeſchrieben habe. Dagegen erhebt nun K. M. p. 522 die Einrede, Syncellus habe dieſe Angabe aus des Pſeudo-Manetho Buche von der Hundſternperiode geſchöpft, und Niemand werde im Ernſt behaupten, daß Syncellus das Werk des alten Manetho ſelbſt noch vor Augen gehabt habe, führt zum Beweiſe der größeren Behutſamkeit Böckh's eine ausführliche Stelle aus dem Werke des Letzteren an, und ſchließt endlich mit der Hoffnung und Zuverſicht, daß die neueſten Forſchungen des Lepſius erfreuliche Früchte bringen werden. Ueberhaupt iſt unverkennbar, daß Karl Müller, ſo groſſe Achtung er auch den Forſchungen Bunſens bezeigt, doch zu der ſkeptiſchen Richtung Letronne's, in deſſen Nähe er arbeitete, ſich mehr hingezogen fühlt.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. August.

Nro. 172. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1819.

Hegels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

Wie unwissenschaftlich er die Phänomenologie, durch welche er das Bewußtseyn auf das Selbstbewußtseyn zu reduciren sucht, dessen an und für sich seyende Allgemeinheit und Objectivität die Vernunft sey, zwischen die Anthropologie und Psychologie einschiebt, erhellt schon daraus, daß sie in ihrer ursprünglichen ausführlichen Gestaltung die Voraussetzung der Logik zu bilden bestimmt war. Das Resultat der Phänomenologie: der Geist soll das Princip der Psychologie seyn, welche mit der sinnlichen Empfindung und Anschauung und mithin mit der niedrigsten Form des Bewußtseyns beginnt und mit der Einheit des theoretischen und praktischen Geistes endet.

II. Die Psychologie.

Der Gegenstand der Psychologie ist nach dem Zusatz zu §. 445 der durch die Negation der Seele und des Bewußtseyns vermittelte Geist, der aber zunächst selber noch die Form der Unmittelbarkeit habe sich äußerlich zu seyn, d. h. sich gleich dem Bewußtseyn auf das Vernünftige als ein nur Vorgefundenes nicht durch ihn Vermitteltes zu beziehen. Die Bestimmung des Geistes sey nun S. 305 sich als das aus seinem Andern, d. h. aus der Objectivität sich in sich Zurücknehmende und hiemit als Einheit des Subjectiven und Objectiven zu manifestiren.“ Das Princip der Negativität, welches in Hegels Philosophie an die Stelle des schöpferischen, organisirenden Princips der Individuation und Specification tritt, manifestirt seine Unwahrheit namentlich in der Phänomenologie und Psychologie darin, daß es nur dem Begriffe oder der Idee unangemessene und eben dadurch widersprechende Gestaltungen des Seyns und Bewußtseyns hervorbringt, welche als negative Momente unwahre und mithin zu negirende oder zu widerlegende Bestimmungen sind. Durch diese Negation des Negativen wird die immanente Dialektik zur Kreisbewegung eines in seinem abstracten Resultate durch alle Durchgangsstufen der Entwicklung in den abstracten Anfang zurückkehrenden Denkens. Wie sonach die Phänomenologie alle Objectivität auf dasselbe reine, d. h. unbestimmte, mit dem reinen, d. h. abstracten Wissen identische Seyn (welches den Anfang der Kreisbewegung der Logik bildet), reducirt, von welchem sie ausgeht, so endet auch die Psychologie in dem abstracten Denken, indem sich der durch die Psychologie manifestirende Eroberungsact der Objectivität als ein Abstractionsproceß erweist, dessen Ende das wesen- und gegenstandslose Denken ist.

Dessenungeachtet hat Hegel das große Verdienst, die empirische und räsonnirende Methode der Psychologie überwunden und den ersten Versuch einer begriffmäßigen Entwicklung derselben gemacht zu haben. Demnach betrachtet er den Geist §. 387 „im Fortschritte seiner innern Entwicklung und Bildung und seine Aeußerungen als Momente und Stufen seines sich zu sich selbst Hervorbringens oder sich mit sich Zusammenschlie-

ßens, wodurch er für ſich werde, was er an ſich ſey," und durch die Erkenntniß ſeiner Idee in ſein Weſen zurückkehre oder es erfaſſe.

Allein ſo immanent dieſe Betrachtungsweiſe des Geiſtes iſt, indem ſie ſeiner eigenen Entwicklung entſpricht und ſie durch die Dialektik ſeines Begriffs wiederzugeben verſucht, ſo iſt ſie doch inſofern einſeitig, als ſie das Fürſichwerden des Geiſtes oder ſein ſich ſelbſt Erfaſſen und mithin die Vollendung ſeines theoretiſchen Verhältniſſes zu ſich und zu ſeinem abſtracten Begriffe für den abſoluten Zweck und die abſolute Wahrheit ſeiner Entwicklung hält; da es doch aus dem Begriffe des ſubjectiven und mithin relativen individuellen Geiſtes folgt, daß er nur in der freyen Einheit mit dem abſoluten göttlichen und mit dem objectiven allgemeinen Geiſte ſeine Idee theoretiſch und praktiſch zu erkennen und zu realiſiren vermag, um ſich durch ſeine intellectuelle, ſittliche und religiöſe Bildung zum Mitgliede eines geiſtigen Reiches zu beſtimmen.

In der Entwicklung der beſondern Momente und Stufen der theoretiſchen Selbſtbeſtimmung erweiſt ſich ſeine negative Dialektik in der Willkühr, wornach er weder der Wahrnehmung noch dem Gefühle, noch der Anſchauung ihr Recht und ihre Wahrheit zugeſteht, ſondern ſie nur als Durchgangsſtufen zum mechaniſchen Gedächtniß betrachtet, welches, weil es nur abſtracte Vorſtellungen oder bloße Worte auswendig wiſſe, den Uebergang zum reinen Denken bilde, das ſeine Abſolutheit durch Negation der Objectivität im Syſteme der immanenten (ſich in ſich ſelbſt beſtimmenden) Dialektik ſeines Begriffs manifeſtire. Er unterſcheidet mithin die poſitiven der Idee des Geiſtes entſprechenden Erweiſungen der intelligenten Selbſtbeſtimmung nicht von den negativen ihr widerſprechenden; aus welcher Unterſcheidung ſich die Einſicht ergiebt, daß nur die letztern zu überwindende oder zu negirende Momente ſind, während ſich die erſtern als integrirende Beſtimmungen oder Verwirklichungen der Intelligenz bewähren. Und eben ſo wenig erkennt er im Zuſammenhange des Syſtems, daß nicht nur die denkende, ſondern ſchon die fühlende und anſchauende Intelligenz „die Einheit ihrer ſelbſt mit dem Objectiven" erkennt und daß mithin das Gemüth und die Anſchauung in ihrer Wahrheit betrachtet, nicht nur poſitive Vorſtufen des denkenden Wiſſens, ſondern auch in ſich ſelbſt wahre Sphären des Seelenlebens ſind.

Sonach iſt die wahrhafte Einheit des Subjectiven und Objectiven nicht „die Identität des Denkens und Seyns," welche durch die Idealiſirung des letztern hervorzubringen ſey, da ſich vielmehr die fühlende, ſchauende und wiſſende Intelligenz der abſoluten Selbſtändigkeit und Wahrheit Gottes, in welchem wir leben, weben und ſind, und der relativen Selbſtſtändigkeit und Realität ſeiner Schöpfung oder ſeines Reiches bewußt wird, deſſen freye ſelbſtbewußte Organe wir ſind.

Wie Hegel die ergänzenden poſitiven Momente der theoretiſchen Selbſtbeſtimmung z. B. die Wahrnehmung und Erinnerung und die beſtimmten Stufen derſelben: das Gemüth, die anſchauende Intelligenz und den wiſſenden Geiſt nicht von negativen zu überwindenden Momenten des Seelenlebens, z. B. von der Einbildung und bloßen Vorſtellung unterſcheidet, ſo unterſcheidet er auch die Hauptgegenſtände des Erkennens nicht voneinander, indem er die Natur, die geiſtige Welt und die Gottheit auf denſelben abſtracten Begriff „des Objectiven" reducirt und die Intelligenz im reinen weſen- und gegenſtandloſen Denken §. 465 „die einfache Identität des Subjectiven und Objectiven" erreichen läßt, durch welche ſie §. 468 nach vollendeter Beſitznahme in ihrem Eigenthum ſey.

(Schluß folgt.)

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Fortsetzung.)

Um so weniger darf ich verschweigen, daß Niebuhr in den kürzlich erschienenen Vorträgen über alte Geschichte I. S. 48 ff. dem Werke des Manetho einen hohen Werth beygelegt hat. Unter dem allgemeinen Titel *Αἰγυπτιακὰ* folgen darauf die Excerpte der manethonischen Dynastien selbst und zwar p. 526: Liber Primus. Dynastiae Deorum, Semideorum, Manium.

Der Herausgeber schickt hier nach den Quellen und nach den Ergebnissen der neueren Forschungen eine Erläuterung dieser drey Classen von Wesen voraus. Vorerst werden die Götterordnungen aufgezählt. Bey den Halbgöttern wird erinnert, daß nach ägyptischen Begriffen dabey an die hellenischen Heroen, aus der Verbindung von Gottheiten und Sterblichen, nicht zu denken sey [52]); über die Manes (*νεκύαι* [*νέκυες*]) verweiset K. M. auf Bunsen, dessen Erklärung ich unten wörtlich mittheile [53]).

Daran schließen sich die Erörterungen über diese Dynastien der Unsterblichen u. s. w. nach den Schriftstellern, Denkmälern, mit übersichtlichen Columnentafeln. P. 539 sqq. folgen Dynastiae Mortalium mit den Stellen der Alten, den Denkmälern, den Kritiken der Neuern und mit Tabellen, besonders nach Böckh, Bunsen und Lepsius. Gegen die Mitte von P. 613 folgen unter der Ueberschrift *Ἱερὰ Βίβλος* die Fragmente dieses heiligen Buchs von Nr. 74 — 79 incl. Bey Nr. 76 wundere ich mich, daß K. M. über die, der aus Plutarch. de Is. et Osir. cap. 49 (p. 520 Wyttenb.) genommenen Stelle unmittelbar vorausgehenden Worte nichts gesagt hat, da sie doch offenbar lückenhaft sind. Ich ergänze sie so: *Φράζει δὲ τὸ πολλάκις ἀναστροφὴν καὶ πάλιν ὑπερπήδησιν πεπονθὸς Βεβῶνα κ. τ. λ.*, mit welchem letzten Worte die aus Manetho angeführte Stelle anfängt (s. Commentatt. Herodott. p. 290); wie denn der Text dieser Schrift des Plutarch noch mancher Verbesserungen bedarf, die ihm hoffentlich Hr. Dr. Parthey in seiner nächstdem zu erwartenden Ausgabe zuwenden wird. — Es folgt: *Τῶν Φυσικῶν Ἐπιτομὴ* mit zwey Fragmenten, Nr. 80, 81 (mit physischen Ausdeutungen der Gottheiten, wie die der Stoiker bey Cic. de N. D. II. 28 sqq.).

Darauf p. 615. *Περὶ Ἑορτῶν*, mit Nr. 82 aus Jo. Lydus de menss. IV. 55 [p. 246 ed. Röther]. In der Anmerkung erinnert der Herausgeber an Nikomachos, der auch über die Feste der Aegyptier geschrieben habe, und führt aus Athenäus XI. p. 478 A. [p. 269 Schwgh. p. 1070. Dindf.] eine Stelle daraus an mit einigen Verbesserungsversuchen, denen er das Urtheil vorausschickt: „Locus vix persanandus," wobey ihm, wie dem Dindorf, unbekannt geblieben, daß ich im Dionysus p. 26 diese Worte so geändert habe: — *τὴν δὲ ἀρχὴν ἦν Ἑρμοῦ ἵππος ἀστρολογικὸς, ὡς ὁ κόσμος, ἐξ οὗ κ. τ. λ.* „Anfangs war (dieses Gefäß) aber des Hermes astrologische Laterne (Spiegel, Becher), woraus u. s. w." Diese Conjectur hat den Beyfall Tölkens u. A., ja Schweighäusers selbst erhalten. Zum Verständniß muß ich aber jetzt auf Symbolik II. S. 109 ff. dritt. Ausg. verweisen.

P. 616. *Περὶ κατασκευῆς κυφίων.* Diese Schrift legt Suidas [s. oben p. 511] einem andern Manetho, aber höchst wahrscheinlich mit Unrecht,

52) Aus Anlaß von Herodot. II. 50 sqq. habe ich über die ägyptischen Gottheiten mich ausführlich erklärt in den Commentt. Herodott. p. 205. (Vergl. die Anmerk. zu jenen Stellen p. 601 sqq. ed. Bachr und Symbolik II. S. 15 ff. und III. S. 774 ff. dritte Ausg.)

53) I. p. 104. „Die Manen scheinen solche Könige der Urzeit zu bezeichnen, die zwar als reine Sterbliche galten, aber doch als Stammväter der einzelnen Landschaften, wie die Prittis der Inder, einer besondern Verehrung genossen. Sie werden in den alten Verzeichnissen vorzugsweise mit dem Ausdrucke matii, die Gerechtfertigten, Vollendeten, bezeichnet worden seyn. — Die Könige der Urzeit — Parallelen mit der Genesis und mit der hesiodeischen Theogonie — bieten sich von selber dar.

bey. Aus dieſer Schrift iſt ohne Zweifel hauptſächlich die Stelle Plutarchs de Is. et Osir. 81 [nicht 80. ſ. p. 568 ed. Wyttenb. und dazu deſſen Anmerk. p. 267] gefloſſen. Da Schneider im Wörterbuch das κῦφι als Arzneymittel bezeichnet, ſo muß ich mit Einem Wort bemerken, daß man ſich bey dieſem hieratiſch-liturgiſchen Räucherwerk an die θυμιάματα καὶ ἀρώματα der Orphiker erinnere; ſ. Gesner zu Argonaut. p. 71 sq. und zu Hymn. II. p. 255. sq. ed. Hermann. — Den Beſchluß machen p. 616 Τὰ πρὸς Ἡρόδοτον mit Fr. 85 aus dem Etymol. M., wozu K. M. mit Recht bemerkt, daß wir aus Joſephus wiſſen, Manetho habe verſchiedene Irrthümer Herodot's über ägyptiſche Geſchichte getadelt, ohne daß wir ausmitteln können, ob er darüber eine beſondere Schrift verfaßt habe.

P. 617 — 622. **Crateros Macedo.** Phlegon (Mirab. 32 ſ. Fr. 18) nennt einen Bruder des Königs Antigonus (Gonatas) jenes Namens. Nach Niebuhr (Kl. Schr. I. S. 225) war er nur ein Halbbruder desſelben und Verfaſſer eines Werkes über die Volksbeſchlüſſe der Athener. Unſer Herausgeber läßt die Identität dieſer beyden Perſonen dahingeſtellt ſeyn; Weſtermann [54]) findet jedoch keinen Anſtand, dem Niebuhr beyzutreten. Es war dieß ein ſehr weitläufiges Werk von wenigſtens 9, wo nicht mehrern Büchern, und enthielt, nach deutlichen Spuren zu ſchließen, nicht nur eine chronologiſche Sammlung der wichtigern Beſchlüſſe der attiſchen Volksverſammlung von den Perſerkriegen an bis in die letzten Jahre des peloponneſiſchen, ja wahrſcheinlich noch ſpäter hinab, und die Einrichtung ſcheint dieſe geweſen zu ſeyn, daß einer vollſtändigen Erzählung der denkwürdigern Ereigniſſe der Athener Republik nicht bloß die Beſchlüſſe der Volksgemeinde, ſondern auch andere wichtige Urkunden wörtlich zu Grund gelegt, und denſelben auch die Berichte der Geſchichtſchreiber mit namentlicher Anführung in fortſchreitender Zeitfolge angefügt waren. Hieraus läßt ſich abnehmen, welch' einen großen Verluſt wir durch den Untergang dieſes Werkes erlitten haben; wir könnten jedoch vermuthlich aus allen Büchern desſelben eine größere Anzahl von Fragmenten zuſammenſtellen, hätte es den Commentatoren der griechiſchen Redner eben ſo oft beliebt, ihren Gewährsmann Krateros zu nennen, als ſie ihn ausgeſchrieben haben. — Jedoch ſcheint dieſer Hiſtoriker bey der Zugrundlegung der Pſephismen und anderer Urkunden nicht immer die nöthige Sichtung und Prüfung angewendet, ſondern ſich verſchiedentlich Täuſchungen hingegeben zu haben, namentlich bey den vorgeblich zwiſchen Kimon und dem Perſerkönig förmlich abgeſchloſſenen Verträgen, von denen Thukydides und Kalliſthenes nichts wiſſen, und von denen Theopompos ausdrücklich bemerkt, daß ſie ſpäter erſt fabricirt und auf attiſche Säulen eingegraben worden (ſ. zu Crateri Fr. 7 mit den Anmerk.). Dieſe Verſtöße nöthigen uns jedoch keineswegs, mit Dahlmann (Forſchungen auf dem Gebiet der Geſchichte I. S. 90) anzunehmen, Krateros ſey der Mann eines ſpäten Zeitalters, der ſeine Volksbeſchlüſſe aus den Schriften der griechiſchen Redner und Geſchichtſchreiber zuſammengeſtoppelt habe. Hinwieder läßt ſich jedoch nicht läugnen, daß er in Betreff der Letzteren ſich nicht immer an die zuverläßigſten Zeugen gehalten habe, wovon Fr. 6 mit der Anmerkung einen Beleg liefert.

(Schluß folgt.)

54) In Pauly's Real-Encyclop. II. S. 737 mit Verweiſung auf Boeckhii Praefat. ad Corpus Inscrr. I. p. 9. Man vergleiche auch Heeren de fontib. vit. Plutarchi p. 32 sq.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Auguſt.

Nro. 173. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1849.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1849.

Erſtes Quartal. Januar — März.

(Fortſetzung.)

G. F. Grotefend, Bemerkungen zur Inſchrift eines Thongefäßes mit babyloniſcher Keilſchrift. Götting. 1848.

C. Göttling, Verzeichniß der Gegenſtände des im J. 1846 gegründeten archäologiſchen Muſeums der Univerſität Jena. Jena 1848.

H. Brugsch, Uebereinſtimmung einer hieroglyphiſchen Inſchrift von Philae mit dem griechiſchen und demotiſchen Anfangs-Texte des Decretes von Roſette. Berlin 1849.

J. G. Stickel, De gemma Abraxea nondum edita. Jenae 1848.

Ed. Raczynski, Le médailles de Pologne. T. I. II. Berl. 1845.

J. Moeller, Précis de l'histoire du moyen âge depuis la chûte de l'empire Romain d'Occident jusqu'à la naissance du Protestantisme. II. Edit. Louvain 1846.

E. Braun, Monatliche Correſpondenz zwiſchen Rom und Deutſchland. Publicirt am 25. Auguſt 1848. Rom 1848.

Dr. H. Riedel, Algemeene geschiedenis van de volken en staten der oudheid, hunne Zeden, Staatsleven, Beschaving, Kunsten en Literatuur. Deel 1 — 4. Groningen 1841 — 46.

Fr. Barucchi, Istituzioni di storia antica. Vol. I. Torino 1845.

Slaventhum und Deutſchthum. A. d. Engliſchen des Grafen Valerian Kraſinski von W. A. Lindau. Dresden 1848.

E. J. Ignjatijewitſch, Croaten, Serben und Magyaren, ihre Verhältniſſe zu einander und zu Deutſchland. Wien 1848.

Ruggiero settimo e la Sicilia. Documenti sulla insurrezione Siciliana del 1848. Italia 1848.

Gius. Mazzini, Prose politiche. Firenze 1848.

Archivio storico italiano. Disp. 28. Chronicon Venetum vulgo altinate. Firenze 1847.

Pasq. Tola, Codice diplomatico di Sardegna con altri documenti storici. Vol. I. Fasc. 1 — 5. Torino 1845 — 47.

C. J. Petitti, Sull' attuale condizione del risorgimento italiano. Torino 1848.

Ch. Cattaneo, L'insurrection de Milan en 1848. Par. 1848.

Adunanza generale per l'apertura del congresso nazionale federativo la sera del 10 Octobre 1848 nel teatro nazionale. Torino 1848.

E. de Labédollière, Histoire de la garde nationale. Par. 1848.

P. Clément, Le gouvernement de Louis XIV. ou la cour, l'administration, les finances et le commerce de 1683 à 1689. Par. 1848.

A. Guilbert, Histoire des villes de France. Livr. 335 — 338. Par. 1849.

O. S. Pinard, L'histoire à l'audience, 1840 — 48. Par. 1848.

Er. Alby, Histoire des prisonniers français en Afrique depuis la conquête. T. I. II. Par. 1847.

M. A. Trolley, Traité de la hiérarchie administrative. Vol. I — IV. Par. 1845 — 47.

G. Preval, Sur le recrutement et le remplacement. Par. 1848.

A. Bosquet, La Normandie romanesque et merveilleuse. Par. 1848.

G. Marlot, Histoire de la ville, cité et université de Reims. Vol. 1 — 4. Reims 1845 — 46.

Mémoires du Général Sarrazin écrits par lui-même depuis 1770 jusqu'en 1848. Bruxelles 1848.

Mémoires de Caussidière, Ex-préfet de Police et représentant du peuple. Vol. I. II. Par. 1849.

Ch. Laboulaye, De la démocratie industrielle. Par. 1848.

Ch. Ribeyrolles, Le club de Jacobins. Bruxelles 1848.

Rapport de la commission d'enquête sur l'insurrection qui a éclaté dans la journée du 23 Juin et sur les événements du 15 Mai. Vol. 1 — 3. Par. 1848.

J. Mitchell, The fall of Napoleon. Vol. 1 — 3. Lond. 1848.

C. Fleury-Bergier, Etat politique de la France après la révolution de Février 1848. Par. 1849.

Constitution républicaine de 1848 précédée des constitutions françaises décrétées aux années 1789, 1790, 1791 et 1793 . . . recueillies et mises en ordre par G. de Champeaux. Par. 1848.

Lettre à M. Thiers sur la présidence de la république et les crises financière et politique. Par. 1848.

B. Courteille, Histoire des deux républiques françaises de 1792 et 1848. Vol. 1 — 3. Par. 1848.

E. Thomas, Histoire des ateliers nationaux. Par. 1848.

W. Menzel, Deutschlands auswärtige Politik. Stuttg. 1848.

M. Niebuhr, Die deutsche Seemacht und ein deutsch-skandinavischer Bund. Berlin 1848.

v. Biedenfeld, Die gepriesene Glückseligkeit unserer dermaligen Zustände in Deutschland und unsere Aussichten in die Zukunft. Weimar 1848.

Adalbert Prinz von Preußen, Denkschrift über die Bildung einer deutschen Kriegsflotte. Potsdam 1848.

C. Frhr. v. Groß, Ueber die Ergänzung der topographischen Aufnahme und Kartirung von Deutschland in Bezug auf Thüringen. Weimar 1848.

M. Tutzschmann, Friedrich der Weise Kurfürst von Sachsen. Grimma 1848.

Fr. Studemund, Mecklenburgische Volkssagen. Schwerin 1848.

J. Seiler, Volkssagen und Legenden des Landes Paderborn. Cassel 1848.

Horn, Die Landesfinanzen des Fürstenthums Hohenzollern-Sigmaringen. Stuttg. 1848.

Codex Pomeraniae diplomaticus, herausg. von Hasselbach, Kosegarten ꝛc. Bd. I. Lief. 3. Greifswald 1848.

H. Meidinger, Zur Statistik Frankfurts. Frankfurt 1848.

F. W. Harseim und C. Schlüter, Statistisches Handbuch für das Königreich Hannover. Hannover 1848.

Dr. J. W. Wolf, Rodenstein und Schnellerts, ihre Sagen und deren Bedeutung für die Alterthumskunde. Darmstadt 1848.

Fr. Graf Denm, Drey Denkschriften. Karlsbad 1848.

F. Frhr. v. Biedenfeld, Feldzug der Oestreicher in Italien von der Papstwahl Pius IX. bis zum Waffenstillstand von Mailand. Weimar 1848.

Die Wiener Oktober Revolution aus dem Tagebuche des Dr. Schütte. Prag 1848.

F. Palacky, Dějiny národu českého. Geschichte der böhmischen Nation in Böhmen und Mähren. Th. 1. Abth. 1. Prag 1848.

J. G. Elsner, Der Krieg in Ungarn in seinen Ursachen und wahrscheinlichen Folgen. Breslau 1848.

Alfr. Fürst Windischgrätz, Darstellung der Prager Ereignisse. Wien 1848.

Kossuth als Staatsmann gegenüber von Oesterreich und Deutschland. Wien 1848.

J. v. Hauer, Beyträge zur Geschichte der österreichischen Finanzen. Wien 1848.

A. Tebeldi, Die Slawen im Kaiserthume Oesterreich. Wien 1848.

J. C. Freese, Geschichte und Erläuterung der vormal. K. Pr. Domainen und anderen Rentei-Gefälle in Ostfries- und Harlingerland. Hannover 1848.

A. Lutteroth, Geograph. geognostische Skizze der Umgegend von Mühlhausen. Mühlhausen 1848.

Freienwalde an der Oder und seine Umgegend. Berlin 1848.

Petrasch, Chronik der tausendjährigen Stadt Obermarsberg ehemals sächsischen Festung Eresburg. Leipzig 1848.

Ein Fürstenspiegel. Denkwürdigkeiten des Pfalzgrafen-Kurfürsten Friedrich II. beym Rhein. Herausg. von E. v. Bülow. Breslau 1848.

v. Deutinger, Die älteren Matrikeln des Bisthums Freysing. München 1849.

Bundesverfassung der schweizerischen Eidgenossenschaft vom 12. Sept. 1848. St. Gallen 1848.

Der Geschichtsfreund. Mittheilungen des historischen Vereins der fünf Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwal-

den und Zug. Bd. 1 — 3. Einſiedeln 1843 — 1847.

St. Franscini, Neue Statiſtik der Schweiz. Bd. 1. Bern 1848.

J. J. Blumer, Staats- und Rechtsgeſchichte der ſchweizeriſchen Demokratien. Th. 1. Das Mittelalter. St. Gallen 1848.

A. v. Tillier, Geſchichte der Eidgenoſſenſchaft während der ſogenannten Reſtaurationsepoche vom Anfange des Jahres 1814 bis zur Auflöſung der Tagſatzung von 1830. Bd. 1. Zürich 1848.

W. E. Thellung von Courtlary, Verſuch über die ehemalige und gegenwärtige Milizverfaſſung der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft. St. Gallen 1830.

J. J. Dodt, Archief voor kerkelijke en woreldsche geschiedenissen inzonderheit van Utrecht. Deel VI. VII. Utrecht 1848.

D. Jones, The secret history of White-Hall. P. 1. 2. Lond. 1717.

Th. Wright, England under the house of Hanover, its history and condition during the reigns of the three Georges. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

Fr. W. Newman, An appeal to the middle classes on the urgent necessity of numerous Radical reforms, financial and organic. Lond. 1848.

R. M. Martin, Ireland before and after the Union with Great Britain. 3. ed. with additions. Lond. 1848.

Th. B. Macaulay, The history of England from the accession of James II. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

The Fairfax Correspondence. Memoirs of the Reign of Charles the First. Ed. by G. W. Johnson. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

Andreſen-Siemens, Helgolander Myſterien. Bremen 1848.

Dr. W. Stricker, Deutſch-ruſſiſche Wechſelwirkungen oder die Deutſchen in Rußland und die Ruſſen in Deutſchland. Leipzig 1848.

Ph. Krug, Forſchungen in der älteren Geſchichte Rußlands. Bd. 1. 2. Petersburg 1848.

N. Tourgueneff, La Russie en présence de la crise Européenne. Par. 1848.

Dr. J. F. Neigebaur, Beſchreibung der Moldau und Walachei. Leipzig 1848.

A. G. Golesco, Die politiſche Stellung der Roumainen (Moldo-Walachen) gegenüber der Türkei. Deutſch bearbeitet von E. Wolf. Wien 1848.

Dr. J. G. Büttner, Der Staat Ohio. Bayreuth 1848.

Schmölder, Neueſter praktiſcher Wegweiſer für Auswanderer nach Nordamerika. Mainz 1849.

Dr. H. Künzel, Obercalifornien. Darmſtadt 1848.

H. Köler, Einige Notizen über Bonny an der Küſte von Guinea, ſeine Sprache und ſeine Bewohner. Göttingen 1848.

Gutachten amerikaniſcher Staatsmänner über Einfuhr-Zölle und ihre Nutzanwendung für Deutſchland. Frankf. 1848.

R. R. Howison, A history of Virginia from its discovery and settlement by Europeans to the present time. Vol. II. Schluß des Werkes. Philad. 1848.

C. R. Mundy, Narrative of events in Borneo and Celebes, down to the occupation of Labuan, from the Journals of J. Brooke. Vol. 1. 2. London 1848.

v. Rönne, Denkſchrift die volkswirthſchaftliche Beſtimmung der nordamerikaniſchen Bundesconſtitution betreffend. Berlin 1848.

Dr. S. Friedländer, Geſchichte des israelitiſchen Volkes. Lief. 2 — 4. Leipzig 1849.

E. H. Lindo, The history of the Jews of Spain and Portugal from the earliest times to their final Expulsion from those kingdoms and their subsequent dispersion. Lond. 1848.

C. Egan, The status of the Jews in England from the time of the Normans to the reign of her Majesty Queen Victoria. Lond. 1848.

Duc de Noailles, Histoire de Madame de Maitenon et des deux principaux événements du règne de Louis XIV. Vol. 1. 2. Par. 1846.

Th. Warton, The life and literary remains of Ralph Bathurst Dean of Wells. Lond. 1761.

Ph. L. Adam und A. Kölle, Johann Jakob Wagner. Lebensnachrichten und Briefe. Ulm 1848.

Heinrich von Gagern. Ein öffentlicher Charakter. Stuttgart 1848.

P. Barwick, Vita Johannis Barwick S. Pauli Londinensis decani. Londini 1721.

W. Wilberforce Life, by his sons R. J. and Samuel Wilberforce. Vol. 1 — 5. Lond. 1839.

D. A. White, Eulogy on John Pickering. Cambridge 1847.

J. Nollet, Biographie du Général Drouot. Par. 1848.

J. A. Hausmeiſter, Züge aus dem Leben und Wirken des ſeel. J. P. Goldberg, Miſſionar unter Israel. Baſel 1848.

A. Frey, Oberländer. Biographiſche Skizze. Leipz. 1848.

J. M. Chopin, Histoire du Roi de Rome (Duc de Reichstadt). Livr. 7 — 32. Par. 1848.

Dr. A. Nicolovius, Ferd. Delbrück. Bonn 1848.

G. Hefekiel, Richelieu. Lebensbilder aus dem 18. Jahrhundert. Bd. 1. 2. Leipzig 1848.

Intrigues dévoilées ou Louis XVII. dernier roi légitime de France par Gruau de la Barre. T. I. II. Rotterd. 1848.

Edw. Foss, The Judges of England. Vol. 1. 2. London 1848.

Memoirs of the life of W. Collins. By his son W. Wilk. Collins. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

Memoirs and Correspondance of Viscount Castlereagh, second Marquis of Londonderry. Ed. by his brother Ch. Vane, Marquis of Londonderry. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

C. Th. Perthes, Friedrich Perthes Leben. Bd. 1. Hamb. 1848.

Lefebure de Fourcy, Analytische Geometrie in der Ebene und im Raume nebst der ebenen und sphärischen Trigonometrie. Nach der 5. Original-Ausgabe ins Deutsche übertragen von Fr. Gruner. Stuttgart 1848.

A. Wiegand, Die merkwürdigen Punkte des Dreyecks. 2. Aufl. Halle 1848.

Dr. J. L. Raabe, Die Jakob Bernoullische Function. Zürich 1848.

P. Livada, Les gripharithmes. Athènes 1847.

G. Wiessner, Vollständige Verwandlung des elften Euklidischen Grundsatzes in einen gewöhnlichen Lehrsatz. Jena 1848.

B. Svmmer, Die Winkelcoordinaten. Ein neues Coordinatensystem. Coblenz 1848.

Dr. G. Strauch, Theorie und Anwendung des sogenannten Variationscalculs. Bd. 1. 2. Zürich 1848.

Dr. O. Schlömilch, Theorie der Differenzen und Summen. Halle 1848.

Fil. Pacini, Sopra un nuovo meccanismo di microscopio specialmente destinato alle ricerche anatomiche e fisiologiche memoria. Bologna 1845.

Alb. Cavos, Ueber die architektonische Einrichtung von Theatergebäuden. Leipzig 1849.

K. R. Bornemann, Hydrometrie. Freiberg 1848.

C. H. Müller, Polyglossarium nauticum. Hamburg 1848.

J. W. Deschwanden, Ueber die in dem Beharrungszustand gelangte Bewegung der Flüßigkeiten. Zürich 1848.

J. C. Böhme, Astronomische Sternscheibe mit beweglichem Horizonte und Höhenquadranten. Leipz. 1848.

Jérome de Lalande, A catalogue of those stars in the histoire céleste française. Lond. 1847.

Abbé de Lacaille, A catalogue of 9766 stars in the southern hemisphere, for the beginning of the year 1750. Lond. 1847.

J. R. Hind, On the expected return of the great comet of 1264 and 1556. Lond. 1848.

E. Plantamour, Mémoire sur le comète Mauvais de l'année 1844. Genève 1847.

The nautical Almanac and astronomical Ephemeris, for the year 1851. Lond. 1847.

J. A. Duran de Bordeaux, Nouveau syuème de physique générale en opposition avec les principes reçus. Par. 1843.

E. Dubois-Reymond, Untersuchungen über thierische Elektricität. Bd. 1. Berlin 1848.

Meteorologische Beobachtungen angestellt auf Veranstaltung der naturforschenden Gesellschaft in Zürich. 1837 — 1846. Zürich

Fr. Zantedeschi, Dei fenomeni elettrici della machina di Armstrong e delle cause loro assegnate dai fisici memoria. Venezia 1847.

A. T. Kupffer, Annuaire magnétique et météorologique du corps des ingenieurs des mines de Russie. Année 1844. No. 1. 2. Pétersb. 1846.

Dr. G. F. Pohl, Ueber das Wesen der Elektricität und Schwere. Breslau 1848.

H. v. Gerstenbergk, Die Wunder der Sympathie. Weimar 1848.

H. Bussenius, Die Blenzucker-Fabrication in ihrem ganzen Umfange. Quedlinb. 1848.

Bart. Zanon, Analisi delle aeque Potabili di Treviso memoria. Padova 1847.

Dr. L. Elsner, Die chemisch technischen Mittheilungen der Jahre (1846 — 1848) ihrem wesentlichen Inhalte nach systematisch zusammengestellt. Berlin 1848.

L. Casartelli, Die Blausalzfabrication. Quedlinburg 1848.

W. Haidinger, Naturwissenschaftliche Abhandlungen. Bd. 1. Wien 1847.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Auguſt.

Nro. 174. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1849.

Ueberſicht

der ausländiſchen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Zweytes Quartal. April — Juni 1849.

(Fortſetzung.)

The periodic literature of Ceylon. — Calcutta Review 1849 March.

The vanity and the glory of literature. (The London Catalogue of books published in Great-Britain.) Edinburgh Review 1849 April.

University reform. — Ebendaſ.

Friedrich, The language and literature of the island of Bali. — Journ. of the Ind. Archipel. 1849 Febr.

Burns (R.), A vocabulary of the Kayan language of the north-west coast of Borneo. — Ebendaſelbſt. March.

The languages of the Indian Archipelago. — Ebendaſelbſt.

Longpérier (Ad. de), De l'introduction des noms perses dans l'occident et particulièrement dans les Gaules. — Revue archaeolog. Année VI. Livr. 2.

Logan (J. R.), Five days in Naning with a walk to the foot of Gunong Datu in Rambau. — Journ. of the Indian Archipel. 1849 Jan.

Favre (P.), A journey in Johore. — Ebendaſ.

Rigg (Jonath.), Tour from Sourabaya through Kediri, Blitar, Antang, Malang and Passuruan. — Ebendaſ. Febr. March.

Burns (Rob.), Travels in the Interior of Borneo proper. — Ebendaſ. Febr.

Favre, A journey in the Menang-Kabau states of the Malay peninsula. — Ebendaſ. March.

Moreau Christophe, Mémoire sur l'oisiveté et l'organisation du travail servile dans les républiques grecques et romaine. — Journ. des Economistes 1849 Mai.

Botta, Monument de Ninive, mesuré et dessiné par Eug. Flandin. Livr. 1 — 85. 1847 — 49. gr. in fol. — Journ. des Savants 1849 Mai.

Oriental archaeology and belief. — Calcutta Review 1849 March.

Duchalais (A.), Apollon Sauroctone (de Praxitèle.) — Revue archéolog. Année VI. Livr. 2.

The Hesiodic legends of Pandora and the Ages. — Christ. Remembrancer 1849 April.

Whiteside (James), Italy in the nineteenth century contrasted with its past condition. Lond. 1848. 3 vols. — Dublin Review. 1849 April.

Delisle (L.), Des revenus publics dans la Normandie au XII. siècle. — Bibl. de l'Ecole des chartes 1849. Janv. Févr. (T. V. Livr. 3.)

Procès criminel intenté à Jacques de Brézé au sujet du meurtre de sa femme Charlotte de France. — Ebendaſ.

Courtet (J.), Sur l'origine des mots: Comtat Venaissin. — Revue archéolog. Année VI. Livr. 2.

Osanam (A. F.), Etudes germaniques, pour servir à l'histoire des Francs. T. 1. — Journ. des Savants 1849 Mai.

Politische Briefe und Charakteristiken aus der deutschen Gegenwart. Berlin 1849. — Edinburgh Review 1849 April.

Austria and Hungary. — Blackwoods Mag. 1849 May.

Strickland (Agn.), Lives of the Queens of England, from the Norman conquest. Lond. 1848. 12 vols. — Edinburgh Review 1849 April.

Skene (H.), The Albanians. — Edinb. new philos. Journ. 1849 April.

The Sclavonian provinces of Turkey. — Calcutta Review 1849 March.

Low (Jam.), A translation of the Keddah annals termed Marong Mahawangsa and sketches of the ancient condition of some of the nations of Eastern Asia with reference to the Malays. — Journ. of the Indian Archipelago 1849 Jan. Febr. March.

Crawfurd (John), Notes on the population of Java. — Ebendaſ. Jan.

Corte, Revue des projets et des travaux, relatifs au passage de l'Isthme de Suez. — Journ. des Econom. 1849 Mars.

Rapport sur l'état des finances des Etats-Unis. — Ebendaſ. Avril.

The siege of Monte Video. (Le Général Rosa et la Question de la Plata. Paris 1848.) — Dublin Review 1849 April.

Bayle et l'avis aux réfugiés 1688 — 1693. — Biblioth. univ. de Genève. (Litt.) 1849 Mai.

King, Obituary notice of G. A. F. Ruxton. — Edinb. new philos. Journ. 1849 April.

William Oakes, The American botanist. — Ebendaſ.

Alison (Archib.), The military life of John Duke of Marlborough. Edinb. 1848. — Dublin Review 1849 April.

Bronwin (Brice), On the determination of the coefficients in any series of sines and cosines of multiples of a variable angle from particular values of that series. — Philos. Mag. 1849 April. May.

Young (J. R.), On the decomposition of functions into conjugate factors. — Ebendaſ.

Hamilton (Will. Rowan), On quaternions. (Cont.) — Ebendaſ. April. May.

Quicherat (J.), Notice sur l'Album de Villard de Honnecourt, architecte du XIII. siècle. — Revue archéolog. Année VI. Livr. 2.

Herschel (J. F. W.), Address on presenting the honorary medal of the Astronomical Society to William Lassell, Esq., of Liverpool. — Edinb. new philos. Journ. 1849 April.

Plantamour (E.), Note sur la comète Goujon. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1849 Mai.

Keith Johnston (Al.), The physical atlas; a series of maps and notes illustrative of the geographical distribution of natural phenomena. Lond. and Edinb. 1848. fol. — Edinburgh Review 1849 April.

Becquerel (Edm.), De l'image photochromatique du spectre solaire et des images colorées obtenues à la chambre obscure. — Annales de Chim. et de Phys. 1849 Avril.

Observations météorologiques du mois de Février 1849. — Ebendaſ.

Observations météorologiques du mois de Mars 1849 — Ebendaſ. Mai.

Vincent (A. J. H.), Acoustique. Travaux de Scheibler. Théorie des battements. Applications à l'accord de l'orgue et des autres instruments. — Ebendaſ.

Delesse (A.), Sur le pouvoir magnétique des minéraux et des roches. — Annal. des Mines 1848. Livr. VI.

Relation des expériences (physiques) entreprises par Mr. Regnault. (2 art.) — Bibl. univ. de Genève (Sc. phys.) 1849 Mai.

Pearl Lathrop (S.), Results additional to those offered by Dr. Locke from his three experiments „on single and double vision, produced by viewing objects with both eyes." — Amer. Journ. of sc. and arts 1849 May.

Alexander (J. H.), On a new table of the pressure of steam at various temperatures. — Ebendaſ.

Hunt (E. B.), On the dispersion of light. — Ebendaſelbſt

Dana (Jam. D.), Observations on some points in the physical geography of Oregon and Upper California. — Ebendaſ.

Lane (J. H.), Notice of a novel mode of discharging a Leyden battery. — Ebendaſ.

Brown (W.), Notice on a flood at Frastanz in the Vorarlberg, in the autumn of 1846. — Edinb. new philos. Journ. 1849 April.

Strachey (R.), On the motion of the glacier of the Pindur in Kumaon. — Ebendaſ.

Dunbar (W.), Abstract of meteorological observations for 1848. — Ebendaſ.

Glaisher (James), On the meteorology of England in the year 1847. — Philos. Mag. 1849 April.

Challis (J.), On the theoretical value of the velocity of sound, in reply to Ms. Stokes. — Ebendaſ.

La Rive (Aug. de), On the diurnal variations of the magnetic needle, and on Aurorae boreales. — Ebendaſ.

Saint-Evre (Ed.), Recherches sur de nouveaux corps chlorés dérivés de l'acide benzoïque. — Annal. de Chim. et de Phys. 1849 Avril.

Millon (E.), De la proportion d'eau et de ligneux contenue dans le blé et dans ses principaux produits. — Ebendaſ. Mai.

Bineau (A.), Note additionnelle au mémoire sur les combinaisons de l'acide sulfurique avec l'eau. — Ebendaſ.

Bloch (N.), Siphon à écoulement intermittent, destiné au lavage des précipités. — Ebendaſ.

Marignac (C.), Sur les poids atomiques du cerium, du lanthane et du didyme. (2 art.) — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1849 Mai.

Bonjean, De la glairine des eaux minérales. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1849 Mai.

Hunt (T. S.), On some principles to be considered in chemical classifications. — Amer. Journ. of sc. and arts 1849 May.

Silliman (B.), On gibbsite and allophane, from Richmond, Mass. — Ebendaſ.

Schlieper (Ad.), On the action of nitric acid on sebaic acid. — Ebendaſ.

Faget, De l'hyposulfite de soude. — Ebendaſ.

Bernard (Cl.), Recherches sur le suc pancréatique. — Ebendaſ.

Guibourt, Sur les moyens de reconnaître la pureté de l'essence de roses. — Ebendaſ.

Bussy, Note sur le Teucrium polium. — Ebendaſ.

Draper (Will.), On the existence and effects of allotropism in the constituent elements of living beings. — Philos. Magaz. 1849 April.

Thompson (W.), Addition to the Fauna of Ireland. — Annals and Mag. of nat. hist. 1849 May.

Clark (W.), Observations on the recent Foraminifera. — Ebendaſ.

Alder (Joshua), On the animal of Kellia rubra. — Ebendaſ.

Reinhardt (J. T.), Description of a bag-shaped, glandular apparatus on a Brazilian Bat, the Emballonura canina of Pr. Maximilian. — Ebendaſ.

Desor (E.), On biogen, or the so-called Albumen in the ovarian egg. — Amer. Journ. of sc. and arts 1849 May.

Bleeker, A contribution to the ichthyology of Celebes. — Journ. of the Indian Archipelago 1849 Jan.

On the physical and geographical distribution of the birds of Ireland. — Edinb. new philos. Journ. 1849 April.

M'Andrew (Rob.), On marine dredging. — Ebendaſ.

Payen, Mémoire sur le café. — Annal. de Chim. et de Phys. 1849 Mai.

Hancock (Albany), On the excavating powers of certain sponges belonging to the genus Cliona. — Annals and Mag. of nat. hist. 1849 May.

Ralfs (John), On the mode of growth in Calothrix and allied genera. — Ebendaſ.

Tuckerman (Edw.), Observations on American species of the genus Potamogeton, L. — Amer. Journ. of sc. and arts 1849 May.

Curtis (M. A.), New and rare plants, chiefly of the Carolinas. — Ebendaſ.

Mason (F.), The Gum Kino of the Tenasserim provinces. — Edinb. new philos. Journ. 1849 April.

Marcet, On the action of chloroform on the sensitive plant (Mimosa pudica.) — Ebendaſ.

Balfour (J. H.), Notice of plants which have recently flowered in the royal Botanic Gardens. — — Ebendaſ.

Lenoble, Du grand aloès (Agave americana) nommé vulgairement pitte. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1849 Mai.

Damour (A.), Notice sur la baïerine du département de la Haute-Vienne. — Ann. des Mines 1848 Livr. VI.

King (W.), On some families and genera of corals — Ann. and Mag. of nat. hist. 1849 May.

Rivot, Analyse d'un diamant en masse amorphe et compacte provenant du Brésil. — Ann. des Mines 1848 Livr. VI.

Favre (A.), Notice sur la géologie du Tyrol allemand et sur l'origine de la dolomie. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1849 Mars.

Holmes (F. S.), Notes on the geology of Charleston. — Amer. Journ. of sc. and arts 1849 March.

Verneuil (Ed. de), Parallelism of the palaeozoic formations of North America with those of Europe, translated with annotations by James Hall. — Ebendaſ.

Dana (James D.), Notes on Upper California. From observations made during the cruise of the United States exploring expedition, under Capt. Ch. Wilkes. — Ebendaſ.

— — —, On ancient sea-margins, with observations on the study of terraces. — Edinb. new philos. Journ. 1849 April.

On the tides, as illustrative of geological phenomena. — Ebendaſ.

Burat (Amed.), On the variations of certain metalliferous repositories in depth. — Ebendaſ.

Murchison (Rod. Impey), On the geological structure of the Alps, Carpathians and Apennines etc. — Ebendaſ. Philos. Mag. 1849 March.

The relations of trap-rocks with ores of copper and iron. — Edinb. new philos. Journ. 1849 April.

Williams (D.), On the several volcanic interferences which alternate . . . the depositions of the old red sandstone of the British isles. — Ebendaſelbſt.

Husson, Esquisse géologique de l'arrondissement de Toul. — Journal de Pharm. et de Chim. 1849 Mai.

Wilson (Ge.), On the early history of the air-pump in England. — Edinb. new philos. Journ. 1849 April.

Phillips (John), Thoughts on ancient metallurgy and mining in Brigantia and other parts of Britain, suggested by a page of Pliny's natural history. — Philos. Magaz. 1849 April.

Callon, Mémoire sur la géologie et l'exploitation des mines de houille de la Grand' Combe (Gard). 2 et dern. P. — Annales des Mines 1848. Livr. VI.

Burat (Amed.), Sur le procédé employé par M. Victor Simon pour traverser en galerie les sables mouvants et aquifères d'Engis, en Belgique. — Ebendaſ.

Becker (T. F.), The mythology of the Dyaks. — Journ. of the Ind. Archipel. 1849 Febr.

The committee of Council on education. — English Review 1849 March.

The english spelling reform. — Westminster and foreign quarterly Review 1849 April.

Morell (James), An historical and critical view of the speculative philosophy of the nineteenth century. Lond. 1846. 2 vols. — North Amer. Review 1849 April.

Cousin (Victor), De la philosophie populaire. 3 éd. Par. 1849. — Correspond. T. XXIII. Livr. 23.

Girardin (Saint-Marc), De l'épopée chrétienne depuis les premiers temps jusqu'à Klopstock. I. P. De l'usage du merveilleux chretien. — Revue des deux Mondes 1849. T. II. Livr. 3.

— — —, Cours de littérature dramatique ou de l'usage des passions dans le drame. Par. 1849. 2 vol. — Ebendaſ. Livr. 4.

Jameson, Sacred and legendary art. Lond. 1848. 2 vols. — Edinburgh Review 1849 April.

Illustrative art. — Westminster and foreign quarterly Review 1849 April.

Cahier, De la signification d'un bas-relief en ivoire qui orne la couverture du livre de prières de Charles le Chauve. — Revue archéolog. Année VI. Livr. 1.

Nisard, Etudes sur les anciennes notations musicales de l'Europe. — Ebendaſ. Livr. 2.

Taillandier (Saint-René), Travaux de M. H. Flandrin à l'église Saint-Paul des Nimes. — Revue des deux Mond. 1849 T. II. Livr. 3.

Cherbuliez (Joël), Des inégalités naturelles et sociales. — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1849 Avril.

Quételet (A.), Du système social. Par. 1848. — Ebendaſ. Mai.

Puynode (Gust. de), Malthus et le socialisme. — Journ. des Economistes 1849 Mai.

Wakefield (Edw. Gibbon), A view of the art of colonisation. — Blackwoods Mag. 1849 May.

Noel (B. Wriothesley), Essay of the union of Church and State. Lond. 1849. — Christ. Remembrancer 1849 April.

Beugnot, Du socialisme et de ses menaces. — Revue de Bruxelles 1849 Livr. 5. 6. 7.

Beaufort, Luther — Proudhon — le Panthéisme. Dissolution de la Société. — Ebendaſ. Livr. 6.

Beaufort, Voltaire, père de la société actuelle. — Ebendaſ. Livr. 7.

Tissot, Examen de la théorie de M. Proudhon sur la propriété. — Revue de droit franç. et étrang. T. VI. Livr. 4.

Cenac-Moncaut, Examen historique du tyrannicide; 1 art.: Le tyrannicide du moyen-âge et au concile de Constance. — Univers. cathol. 1849 Mars.

Chevalier (M.), L'économie politique et le socialisme. — Journ. des Economistes 1849 Mars.

Mac Culloch, Introduction historique à l'étude de l'économie politique. Trad. p. Planche. — Ebendaſelbſt Mai.

Raepsaet (H.), Essai sur la loi salique. (Suite.) — Messager des sciences hist. de Belg. 1849 Livr. I.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. September.

Nro. 175. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

egels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften.

(Schluß.)

Dieser Eroberungsact ist aber weiter nichts als jener Reductionsproceß des Objectiven auf das subjective Denken, das ihm durch seine immanente Selbstbestimmung productives Wissen ist. In diesem Sinne bestimmt er die Wahrheit der Intelligenz dahin §. 465, „daß ihr Product: der Gedanke die Sache ist, wornach sie wisse, daß was gedacht wird, ist; und daß was ist nur ist, sofern es Gedanke ist. Das Denken hat folglich, schließt Hegel S. 357, auf diesem Standpunkte keinen andern Inhalt als sich selbst, als seine eigenen, den immanenten Inhalt der Form bildenden Bestimmungen, es sucht und findet im Gegenstande nur sich selbst."

Dieses „im Gegenstande nur sich selbst Suchen und Finden des Denkens," welches Hegel als Vollendung und Ziel der Intelligenz bezeichnet, hat von jeher den Unterschied des subjectiven Philosophirens von der objectiven Philosophie ausgemacht, es mag sich nun im Gegensatze zu der ebenso receptiven wie selbstthätigen Vernunftforschung, welche die objective Wahrheit denkend erkennt, als sich selbst erklärende Demonstration oder als immanente Begriffsdialektik manifestiren. Das Ziel dieses subjectiven Philosophirens ist die Befriedigung des Subjects, welches in der Erklärung aller Dinge durch die ihm geläufige demonstrative Methode oder durch den Formalismus der immanenten (d. h. in sich selbst bestimmenden) Dialektik der Wahrheit dogmatisch gewiß ist oder die „über das Seyn übergreifende Einheit der Intelligenz" durch ein schöpferisches absolutes Denken bewiesen zu haben glaubt.

Je vollkommner dagegen die objective Philosophie die Wahrheit und Wirklichkeit der allgemeinen Gegenstände der Vernunft: der Gottheit, der Natur, des menschlichen Geistes und der Sphären des geistigen Lebens und Reiches erforscht, desto entschiedener wird sie die Einheit der denkenden Intelligenz mit der wahrhaften Wirklichkeit in der Einstimmung ihres Wissenssystems mit der gefühlten und geschauten Wahrheit und Realität Gottes und des Reiches seiner lebendigen und geistigen Offenbarung erkennen und erweisen. Die Repräsentanten dieser objectiven Philosophie Plato, Aristoteles, Cartesius, Keppler, Leibnitz, Schelling sind ebendadurch Begründer einer intensiv und extensiv unendlichen Forschung, weil sie nicht nur die Idee Gottes und des von ihm gedachten und verwirklichten Systems der Natur und des Geistes in ihrer wesentlichen Wahrheit concipirten und entwickelten, sondern durch ihre objectiven Principien unendliche Perspectiven einer künftigen Gestaltung und Vollendung des Wissens eröffnen. Sie haben daher befreyend auf die Geister gewirkt, indem sie ihre Selbstthätigkeit erweckten und sie durch die objective Bildung ihrer Intelligenz zu einander ergänzenden Forschern der ewigen allgemeinen Wahrheit des Seyns befähigten. Aber der Egoismus des subjectiven Denkens, wel-

ches „nur sich selbst sucht und findet," fesselt die Geister und beschränkt sie in dem engen Kreise der sich selbst oder ihren eignen Formalismus erklärenden und manifestirenden Demonstration oder Dialektik.

Hätte Hegel die Selbstbestimmung des subjectiven Geistes eben so sehr als eine praktische wie theoretische erwiesen, und hätte er sich überzeugt, daß sich die Intelligenz schon auf der Stufe des Gemüths und der Anschauung praktisch verhält, so hätte er die Lehre vom praktischen Geist nicht nach der Theorie des theoretischen Geistes abgehandelt und er hätte nicht den Versuch gemacht, den erstern (den praktischen Geist) durch das praktische Gefühl, durch die Triebe, und die Willkühr und die Glückseligkeit zum freyen Willen zu realisiren.

Denn daß dieß nicht der Weg der wahrhaften Befreyung der wollenden Seele zum praktischen Geiste ist, leuchtet von selbst ein, wenn man sich aus der Idee des sich eben so sehr wollend und mithin praktisch wie erkennend oder theoretisch bethätigenden Ichs überzeugt, daß es sich auf jeder Stufe seiner theoretischen Entwicklung und mithin als fühlende und anschauende wie als wissende Intelligenz der Bestimmung bewußt wird, die Wahrheit oder Idee des Geistes, welche sie subjectiv inne wird, objectiv erkennt und denkend begreift, in entsprechenden Formen der Willensthätigkeit zu realisiren. Aber die den wahrhaften Erweisungen der theoretischen Selbstbestimmung entsprechenden Willensbestimmungen sind nicht die Triebe, durch deren Befriedigung die Willkühr die Glückseligkeit zu erreichen hofft, sondern durch Ueberwindung selbstsüchtiger Affecte, Begierden und Leidenschaften werden schon auf der Stufe des Gemüths und der Anschauung praktische Gefühle, Bestrebungen und Handlungsweisen bestimmt, welche die Freyheit des praktischen Geistes positiv vermitteln.

Wie unvollkommen Hegel die Idee der Freyheit des subjectiven und des objectiven Geistes erfaßt habe, erhellt schon daraus, daß er die sittliche und religiöse Freyheit auf die politische reducirt, indem er in seiner Rechtsphilosophie §. 5. „den Staat oder das Rechtssystem für das Reich der verwirklichten Freyheit oder für die Welt des Geistes aus ihm selbst hervorgebracht erklärt und seine Apotheose in den Worten: „der Staat ist göttlicher Wille als gegenwärtiger sich zur Gestalt und Organisation einer Welt entfaltender Geist" ausspricht. Ob er gleich durch seinen politischen Absolutismus das andre Extrem zu der Tendenz des revolutionären Zeitgeistes bildet, so ist er doch darin mit diesem einverstanden, daß er alles Heil von dem Staate erwartet und nicht einsieht, daß der vortrefflichste Staat derjenige ist, dessen Verfassung die eben so gesetzmäßige wie freye Verwirklichung des religiös sittlichen, intellectuellen Reiches am vollkommensten vermittelt, indem es aus dem Begriffe und der Bestimmung der äußern Organisation folgt, daß sie Organ oder Verwirklichungsmittel der ideellen Organisation des freyen seiner Idee entsprechenden Gemüths- und Geisteslebens ist.

K. F.

Fragmenta Historicorum Graecorum.

(Schluß.)

Ψηφισμάτων Συναγωγή. E libro tertio. Drey geographische Notizen über pontische und thrakische Städte, aus der Erzählung vom Zuge des Xerxes, wo nicht, wie K. M. meint, von der Besatzung dieser Städte durch Kimon. — E libro quarto, fr. 4. von den Nautodiken (*ναυτοδίκαι*) mit Nachweisungen aus Alten und Neuen vom Herausgeber, welcher daraus schließt, dieser Gerichtshof sey kurz nach der Schlacht bey Salamis oder nach dem sogenannten Kimonischen Frieden errichtet worden. Uebrigens vergl. man K. Fr. Hermann's griechische Antiqq. §. 123. 13. S. 271 ff. und §. 146. 4. S. 227 f. — Auf dasselbe Werk meines Freundes und Zuhörers verweise ich der Kürze wegen bey Artikel 5. über die Isangelie (*εἰσαγγελία*), nämlich §. 133. 6. f. und §. 144. 1. und zu fr. 5. a.

über den Volksbeschluß des Kannonos (*Καννώνου ψήφισμα*, nämlich §. 133. 11. S. 298); bey welchen beyden Fragmenten unser Herausgeber eine reiche Wort- und Sachkritik entwickelt. — Mit fr. 6. tritt nun aus Plutarch. Aristid. cap. 26. eine offenbare Unkritik des Krateros hervor, die der gedachte Biograph mit den Worten rügt: „Ueber diese Umstände (vom Tode des Aristides) bringt Krateros weder eine schriftliche Urkunde als Beweis bey, keinen Richterspruch, keinen Volksbeschluß, da er doch sonst gewohnt ist, dergleichen so zu melden, daß er auch die Zeugnisse der Geschichtschreiber anführt;“ wobey K. M. auf seine Abhandlung de Aeschyli Sept. c. Theb. Gotting. 1837 p. 32 sq. verweist. — Mit fr. 7. aus Plutarch Cimon. cap. 12. folgt nun die Kritik über den vorgeblichen Kimonischen Frieden mit dem Perserkönig, wobey über unsern Schriftsteller gesagt wird: „Gleichwohl werden in den Volksbeschlüssen (*ψηφίσμασιν*), welche Krateros gesammelt hat, die Abschriften solcher Verträge, als seyen sie wirklich geschlossen worden, aufgeführt,“ — und hierbey wird denn zuvörderst auf das merkwürdige Zeugniß des Theopompus im 25. Buch der Philippika beygebracht, daß dergleichen betrügerische Abschriften auf attische Stelen übergetragen worden (Theopompi fr. nr. 168 [Historicc. grr. fragmm. Vol. I. p. 306 ed. C. Müller], sodann werden alle Erörterungen der Neuern über diese Punkte in großer Vollständigkeit nachgewiesen. — Ueber den Inhalt von fr. 17, nämlich über den Gebrauch, die attischen Jungfrauen zum Dienst der Artemis zu Brauron, um sie mit dieser Göttin zu versöhnen, vor ihrer Verheirathung einzuweihen (*ἀρκτεύειν*), habe ich mich in der Symbolik IV. S. 710 ff. dritt. Ausg. ausführlich erklärt; jetzt vergl. man noch K. Fr. Hermann griech. Antiqq. II. §. 62. S. 325 — 327.

Ueber fr. 18. aus Phlegons wunderbaren Geschichten, wovon wir ausgegangen sind, und welches den Schluß macht, s. man p. 98 ed. Franz mit dessen Anmerk. und jetzt Paradoxograph. p. 141 ed. Westerm.

P. 623. **Persaeus Cittiensis.** Landsmann, Vertrauter, nach Einigen früher Knecht des Stoikers Zenon. Der Herausgeber hat die Zeugnisse der Alten über ihn und deren Ausleger in fruchtbarer Kürze zusammengestellt, wozu ich nur nachtragen will 1) daß Gellius nicht VII. 36, welches Capitel gar nicht vorkommt, sondern II. 18. von seinem Sklavenstande spricht; 2) daß bey Cic. de N. D. I. 15 der Epikureer Vellejus ihm, dem Stoiker, einen absurden Satz über das Wesen der Götter unterschiebt, wozu ich p. 728 ed. Cr. et Moser nachträglich bemerkt habe, daß auch der Epikureer Philodemus sich über ihn geäußert (s. Volumm. Hercull. T. I. p. 64), 3) daß er nach dem Vorgang des Antisthenes und Zeno sich über den Geist und Gehalt der homerischen Gedichte erklärt hatte (Dio Chrysost. or. LIII. p. 635. Emper.). — In's praktische Leben scheint er durch Antigonus Gonatas gezogen worden zu seyn, bey welchem er so viel galt, daß er von diesem zum Statthalter von Akrokorinth bestellt wurde; jedoch bey der Eroberung dieser Festung durch Aratus entweder sein Leben verlor oder durch die Flucht es retten mußte (Olymp. 134, 1. vergl. Clinton F. H. II. pag. 368). In seinen Aeußerungen und Sitten soll er nicht immer die Strenge der Stoiker beobachtet haben. — Hier wird seiner nur deßwegen gedacht, weil Suidas und Eudocia ihn als Verfasser einer Historie anführen, von der wir aber weiter nichts wissen. Außerdem werden ihm Denkschriften von Gastmählern (*Συμποτικὰ ὑπομνήματα*) und eine Schrift über das Lakonische Staatswesen (*Λακωνικὴ πολιτεία*) beygelegt, aus welcher hier zwey Fragmente mitgetheilt werden.

P. 624. **Demetrius Byzantius.** Der Herausgeber unterscheidet von diesem Historiker den

Byzantiner Demetrius, welcher ein Peripatetiker war und giebt über dieſen belehrende Nachweiſung; von dem Geſchichtſchreiber, den wir aus Diog. L. V. 83 kennen lernen, handelt G. A. Schmidt (De fontibus veterum auctorum in enarrandis expeditionibus a Gallis in Macedoniam atque Graeciam susceptis. Berolini 1834.) und K. M. theilt mit deſſen Worten das Ergebniß mit, wonach ſich herausſtellt, daß dieſer Demetrius zwey Geſchichtswerke geſchrieben hatte, erſtens über den Kriegszug der Gallier (*Γαλατῶν*) aus Europa nach Aſien; ſodann über den Krieg, den des Ptolemäus Philadelphus Bruder Maga und nachher deſſen Gemahlin Apame in Verbindung mit Antiochus II. König von Syrien zwiſchen 266 und 252 gegen jenen ägyptiſchen König geführt hatten. Der Geſchichtſchreiber habe demnach vermuthlich unter Ptolemäus Philadelphus und Evergetes während der Blüthezeit jener galatiſchen Reiche gelebt. Fragmente dieſer Werke finden ſich nicht.

P. 625 — 630. Sosibius Laco. Grammatiker in Alexandria (K. M. verweiſt auf Lehrs, de Aristarchi studiis Homericis p. 200 sqq.) unter Ptolemäus Lagi und ſeinem Nachfolger Philadelph. Von ſeinen Schriften geht uns hier zunächſt an ſeine Chronik, von der zwar wenige Bruchſtücke übrig ſind, die aber zur Kenntniß der Zeitrechnung der Alten ihren großen Werth behaupten; ſodann eine zweyte über lakedämoniſche Alterthümer, endlich eine dritte, über das Königthum an Kaſſandros; die übrigen ſind grammatiſchen Inhalts. Alſo *χρόνων ἀναγραφή*. (Zu fr. 1. vergl. Vossius de historicc. grr. p. 136 ed. Westerm.) Zu fr. 2. u. 3. ſ. man die chronologiſche Tafel und die Anmerkk. unſers Herausgebers. Aus der zweyten Schrift: *περὶ τῶν ἐν Λακεδαίμονι θυσιῶν* werden mehrere Fragmente mitgetheilt, von Nr. 4. bis 18. einſchl. mit mehreren Nachweiſungen von K. M. (Zu Nr. 11. vergl. man Leutsch. ad Paroemiograph. p. 22). Es folgt: *περὶ Ἀλκμᾶνος* mit einigen Fragmenten aus dem dritten und ungenannten Büchern. Darauf kommt unter dem Titel: *περὶ Ὁμήρου* in Nr. 22. eine ausführliche Stelle über Iliad λ. 631. (Ueber dieſelbe Stelle ſ. oben Stesimbroti Thasii fr. 18. *περὶ Ὁμήρου*, p. 58). Daran ſchließt ſich ein Fragment aus der Schrift, Gleichniſſe *Ὁμοιότητες* betitelt (vergl. hierzu Polemonis fragmenta ed. Preller. p. 106). Den Beſchluß macht ein Bruchſtück aus dem Buche *περὶ Βασιλείας πρὸς Κάσσανδρον*.

P. 631. Ctesibius. [Zum erſten Fragment aus Phlegon. Mirab. 2. vergl. Vossius de historicc. grr. p. 136 Westerm. Meursius ad Phlegont. p. 112 ed. Franz. Apollodori Fragg. p. 417 ed. Heyne u. Apollodori frr. nr. 103. p. 449 ed. Car. Mülleri.] Außer ihm wird ein alexandriniſcher Mechaniker Kteſibios (*Κτησίβιος*) genannt, und ein dritter, Philoſoph genannt. Letzter war aus Chalkis, Schüler des Menedemos, des Lehrers vom König Antigonus (229 — 221 vor Chr.). Von dieſem Kteſibios wird ein Buch über die Philoſophie angeführt, aus welchem hier unter dem Titel *περὶ φιλοσοφίας* einige Fragmente mitgetheilt werden, weil der Hiſtoriker Kteſibios wahrſcheinlich kein anderer iſt als der Philoſoph. — Hiermit ſchließt der zweyte Band dieſer umfaſſenden Sammlung.

Fr. Creuzer.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. September.

Nro. 176. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefaktenkunde von Dr. K. C. von Leonhard und Dr. H. G. Bronn. Jahrgang 1848. Stuttgart, Schweizerbart'sche Verlagshandlung. 1848.

Das vorliegende Jahrbuch eröffnet eine Abhandlung von Murchison über die silurischen Gesteine Böhmens, nebst Bemerkungen über die devonischen Gebilde in Mähren. Es ergiebt sich, daß das silurische System in Böhmen wie in England im Allgemeinen gleich entwickelt sey, wiewohl sich einige lokale Abweichungen finden. Die Petrefaktensammlung Barrande's hat darüber interessante und mannigfaltig bereichernde Aufschlüsse gegeben. Der Verf. rühmt diese Sammlung (in Prag) als zu den bedeutendsten in Europa, ja in der Welt gehörend. Sie enthält gegen 800 silurische Petrefakten, worunter allein hundert und fünfzehn Trilobiten-Arten. — Die Kalksteine der Umgebungen von Ollmütz erkannte der Verf. mit Verneuil und Keyserling für devonisch.

Wiser in Zürich berichtet über ausländische Mineralien, womit seine Sammlung bereichert worden. Solche Berichte sind für die Kenntniß des Vorkommens und der Verbreitung der Mineralien von Werth und das Jahrbuch könnte, wie uns scheint, zweckmäßig eine eigene Abtheilung enthalten, wo fortlaufend in alphabetischer Ordnung neue Fundorte der Mineralien mit Beyfügung der Autoritäten angegeben würden. Kleine Notizen dieser Art, wie sie wohl in Briefen mitgetheilt werden, gehen leicht verloren, auch findet es mancher Beobachter nicht der Mühe werth, über einen neuen Fundort eines Minerals, wenn es nicht gerade selten ist, einen eigenen Artikel zu schreiben, während wohl jeder gerne seine Beyträge zu einer solchen Sammlung liefern würde. Wir würden dadurch auch zu einer erweiterten Kenntniß interessanter Varietäten gelangen, welche im Allgemeinen nicht immer die gebührende Beachtung finden. Unter den angezeigten Mineralien der Wiser'schen Sammlung sind bemerkenswerth: Allophan vom Lauriongebirge in Attika, Korund von Apirantia auf Naxos, in kleinen blauen Krystallen in Disthen eingewachsen (dieser Disthen verdiente eine nähere Untersuchung, ob nicht vielleicht Diaspor?), Queckſilberfahlerz von Gant bey Landeck im Oberinnthal in Tirol, Bleyvitriol von Scittli bey Kiban-Maden in Kurdistan ꝛc.

Ueber die mineralogische und chemische Zusammensetzung der Vogesen-Gesteine berichtet Delesse. Er hat sich besonders mit der genaueren Untersuchung einiger Porphyre beschäftigt und glaubt in dem Feldspath aus dem Porphyr von Ternuay eine neue Mineralspecies zu erkennen, die er Vosgit (Vogesit) nennt. Wahrscheinlich ist dieses Mineral wenigstens zur Formation des Labradors gehörig, dafür sprechen sowohl die angegebenen Eigenthümlichkeiten der Krystallisation als auch das chemische Verhalten. Der Unterschied vom gewöhnlichen Labrador besteht darin, daß ein Theil der Basen R durch Kali vertreten ist, wovon 4,45 Proc. enthalten sind. Dieser Vosgit und ein Augit, welcher chemisch mit dem aus der Eifel über-

einstimmt, sind die wesentlichen Gemengtheile des Porphyrs von Ternuay. Der Feldspath des Porphyrs von Chagey gehört nach den Untersuchungen des Verfassers zum Andesit.

Ein Brief von D. Volger kündigt eine Monographie des Melaphyrgebirges am Süd-Rande des Harzes an. Die Resultate seiner Untersuchungen weichen stark ab von der allgemein gültigen Ansicht über die Melaphyre. Unter andern äußert er: „So viel darf ich wohl behaupten, daß das ganze Melaphyr-Gebirge am Harz kein Verhältniß zeigt, welches der Annahme einer plutonischen Entstehung desselben das Wort geredet haben würde, falls solche nicht von andern Gegenden her a priori übertragen wäre. Geschichtet ist dasselbe an vielen Punkten sehr deutlich, es unterteuft den Zechstein und Gyps in schönster Regelmäßigkeit. Am Poppenberge bey Ilfeld und Neustadt, bekannt durch den Reichthum des Kohlengebirges an Pflanzenabdrücken, ist ein besonders wichtiges Verhältniß; — die Kuppe besteht aus Melaphyr, der Körper des Berges aus Steinkohlengebirge, der Bergbau hat den Berg nach allen Richtungen durchfahren, aber man hat keine Melaphyr-Durchsetzung gefunden, sondern hier, wie überall bey Neustadt, lagert der Melaphyr ganz regelmäßig auf dem Steinkohlen-Gebirge.“

Eine Notiz über Bronn's Geschichte der Natur giebt eine allgemeine summarische Uebersicht der bis jetzt bekannt gewordenen fossilen Thier- und Pflanzenspecies. Die Zahl der Säugethiere beläuft sich darnach auf 700, die der Vögel auf 150, die Reptilien auf 390, die Fische auf 1320, die Mollusken auf 13,600, die Ringelwürmer auf 290, die Krustenthiere auf 900, die Arachniden auf 130, die Kerbthiere auf 1570, die Polyparien auf 3700, die Medusen auf 40, die Infusorien auf 670, zusammen 23,460 Thierarten, wozu noch 1700 Pflanzen kommen. — Aus einer Zusammenstellung Ungers über die fossilen Palmen ergiebt sich, daß die Steinkohlen-Formation 4 Arten enthält, die Kupferschiefer-Formation 1, Dolith 4, die Eocän-Schichten 4, die Miocän-Schichten 25 und die Pliocän-Schichten 4 Arten. Es scheint nicht, als ob die Palmen einst zahlreicher im Vergleich zu andern Pflanzen vorhanden gewesen seyen als jetzt, wo sie $\frac{1}{200}$ der Phanerogamen betragen, aber sie gingen weit über ihren jetzigen Verbreitungsbezirk hinaus gegen die Pole hin.

Ein Auszug aus einer Abhandlung Dumont's über den Werth des paläontologischen Charakters in der Geologie macht auf die Schwierigkeiten aufmerksam, welche sich bey der Bestimmung durch Petrefakten ergeben. 1) Für die Bestimmung des relativen Alters aufeinander liegender Schichten in derselben Gegend ergiebt sich, daß die Charakteristik durch organische Reste um so ungenügender wird, je näher ihrer Entstehungszeit nach jene Schichten beysammen sind. 2) Bey Vergleichung der Bildungs-Zeiten geographisch entlegener Gebirgs-Schichten kommt der Verf. zu dem Resultat, daß 1. analoge Wesen zu verschiedenen Zeiten gelebt haben, 2. daß Reihen von Organismen, welche verschiedenen Breiten entsprechen, in verschiedenen Zeiten mit analogen Species beginnen konnten, 3. daß verschiedenartige Floren und Faunen immer gleichzeitig neben einander bestehen konnten. — Die besten Gränz-Zeichen liefert die abweichende Lagerung und wo diese fehlt, die Trümmergebilde bis in eine gewisse Entfernung von dem Hebungs-Herde, endlich die Reste der Organismen-Arten, welche durch jene Katastrophen zerstört worden. Je weiter von dem Herde der Erhebung entfernt, desto mehr Arten haben die Katastrophe überleben und sich in eine folgende Periode fortpflanzen können. Was man immer übersehe, sey, daß stets eine gewisse Menge von Resten fossiler Thiere, welche in der frühern Periode gelebt haben, sich unter den ersten Trümmergebilden der spätern Periode wiederfinden müssen, daher die paläontologischen Begränzungen mit den geologischen nie genau zusammentreffen können.

Delesse hat den Chrysotil der Vogesen untersucht. Er findet sich wie anderwärts in zahlreichen Schnüren im Serpentin. Seine Analysen stimmen mit den frühern Anderer überein und nach Scheerer's Ansicht über polymeren Isomorphismus erhält das Mineral die einfache Formel $\dot{R}^3\,\ddot{S}i$. Es hätte sonach dieselbe Zusammensetzung wie der Serpentin. Delesse macht aber aufmerksam, daß das spec. Ge-

wicht des Chrysotils = 2,22, während das des Serpentins = 2,55, eine Beobachtung, die sich nicht gut mit der Annahme verträgt, den Chrysotil als krystallisirten Serpentin anzusehen, da im krystallisirten Zustande in der Regel ein Zunehmen der Dichtigkeit stattfinde. Er glaubt daher beyde Mineralien nicht als Varietäten, sondern als zwey dimorphe Zustände des Hydro-Silicats von Talkerde, dessen Formel $\dot{R}^3 \ddot{S}i$ ansehen zu müssen.

Ueber die Erscheinungen des Anlaufens der Mineralien hat Hausmann Beobachtungen angestellt. Das deckende Mittel, von welchem die Anlauffarben herrühren, ist meistens von der Substanz, an welcher sich die Erscheinung zeigt, verschieden, indem es nämlich ein ganz zufälliger fremdartiger Ueberzug ist oder durch eine oberflächliche chemische Veränderung der betreffenden Substanz gebildet wird. Kein Körper läßt dadurch, daß er andere Mineralkörper in dünnen Häuten bekleidet, häufiger die Anlauffarben erscheinen als das Eisenoxydhydrat, bald als ockriger Gelb-, bald als Brauneisenstein. Kohlensaures Eisenoxydul durch kohlensaures Wasser aufgelöst liefert häufig dergleichen Ueberzüge durch Ausscheidung von Eisenoxydhydrat. Auf diese Weise sind häufig die pfauenschweifigen und Stahl-Farben entstanden, welche auf Absonderungsflächen von Schwarzkohlen und Anthracit bemerkt werden; einem dünnen Ueberzug von Eisenoxydhydrat verdanken auch die schönen Eisenglanzkrystalle von Elba ihre Farben. Um dieses durch einen Versuch zu zeigen, ließ der Verf. Driburger Eisenwasser über hineingelegten Stücken von Schwarzkohle und Eisenglanz bey gewöhnlicher Temperatur allmählig verdunsten und sah auf diese Weise an den Flächen, auf welchen sich das gebildete Eisenoxydhydrat ablagern konnte, Anlauf-Farben entstehen. Auch das Manganoxydhydrat liefert als dünner Ueberzug dergleichen Farben. — Unter den Mineralkörpern, bey welchen das Anlaufen von einer chemischen Veränderung der Oberfläche herrührt, zeichnet sich das Arsenik durch die schnelle Umänderung seiner Farbe auf frisch geschlagenen Flächen aus. Angestellte Versuche ergaben, daß dieses von einer Oxydation herrührende Anlaufen durch Wassergas vermittelt werde; in vollkommen trockner Luft und im luftverdünnten Raume wird kein Anlaufen bemerkt, in einer mit Wassergas gesättigten Luft zeigt sich schon nach 24 Stunden eine merkliche Veränderung der Farbe. Aehnlich verhält es sich mit dem Anlaufen der Arsenikverbindungen des Speißkobalts, Arsenikkieses, Nickelglanzes ꝛc., auch mit den durch Schönheit öfters ausgezeichneten Anlauf-Farben des Wismuths. Beym Bleyglanz glaubt der Verf. dergleichen Farben einer sehr dünnen Haut von Bleyvitriol zuschreiben zu dürfen. Der oberflächlichen Bildung von Eisenoxydhydrat sind die Farben des Magneteisenerzes, des Olivins, Lievrits ꝛc. zuzuschreiben, auch bey manchem angelaufenen Eisenkies und Magnetkies scheint das der Fall zu seyn. Kupferkies und Buntkupfererz kommen sehr häufig mit angelaufenen Farben vor und der Verf. beobachtete, daß hinsichtlich der Schnelligkeit des Anlaufens das Buntkupfererz alle übrigen Sulfuride und selbst das Arsenik übertreffe. In nicht besonders feuchter Luft nimmt man an einer frisch geschlagenen Fläche des Buntkupfererzes schon nach wenigen Stunden eine Veränderung der Farbe wahr und nach 24 Stunden ist bereits die violette Farbe erschienen, während am Arsenik kaum eine Spur von Anlaufen bemerkt wird. Die Veränderung zeigt sich auch hier vorzüglich vom Feuchtigkeitszustande der Luft abhängig. Im luftverdünnten Raume erlitt ein frisch geschlagenes Stück keine merkliche Veränderung. Ein ähnliches Stück erhielt sich auch unter einer Glasglocke, unter welcher zugleich concentrirte Schwefelsäure angebracht war, über ein Jahr lang unverändert. Dagegen zeigte die Farbe eines frischen Stückes unter einer Glasglocke, wo die Luft sich mit Wasser in Berührung befand, schon nach 2 Stunden einen Stich in's Violette und nach 6 Stunden bläuliche Färbung. Ein frisches in Wasser gelegtes Stück war nach 6 Stunden violett und nach 2 Tagen beynahe himmelblau gefärbt. — Beym Antimonglanz ist die Bildung von Antimonocker die Ursache des Anlaufens, ebenso beym Zinkenit, Federerz, Kupferantimonglanz, manchem Fahlerz ꝛc.

Eine seltnere Veranlassung des Anlaufens ist die Aufnahme von Sauerstoff gegen Ausscheidung von Wasser, wie es beym Manganit beobachtet wird, wenn er in Pyrolusit übergeht.

Durch Erhitzen auf einem dünnen Bleche über der Spirituslampe können bey mehreren Mineralien Anlauf-Farben hervorgerufen werden und es zeigen sich dabey, wie bey dem Anlaufen in gewöhnlicher Temperatur, manchmal große Verschiedenheiten, so z. B. zwischen dem Kupferkiese und dem Buntkupfererz. Bey einer Erhitzung, welche bey diesem die ursprüngliche Farbe in's Violette verwandelt, wird am Kupferkies noch gar keine Farbenveränderung wahrgenommen, und wenn beym Buntkupfererz das Violett bereits in das Stahlblaue übergegangen ist, so ist beym Kupferkies vielleicht erst die goldgelbe Farbe erschienen. Der Bleyglanz nimmt in erhöhter Temperatur sehr schöne Stahlfarben an. — Ref. hat ein eigenthümliches Anlaufen des Kupferkieses und Magnetkieses unter dem Einfluße des galvanischen Stromes im Jahrgang 1843 dieser Blätter (Nro. 247.) beschrieben. Mit Rothviolett von großer Schönheit läuft der Heterosit an, wenn man ihn vorher in Salzsäure gelegt hat.

Ueber den Boracit als Felsart berichtet Karsten. Er kommt unter dem Bunten-Sandstein im Steinsalzgebirge zu Straßfurth in der preußischen Provinz Sachsen vor, und findet sich wahrscheinlich auch auf andern Salzlagerstätten, indem er bey seiner äußern Aehnlichkeit mit Kalkstein leicht zu verkennen oder zu übersehen ist.

Ueber Dolomitbildungen sind von Haidinger und Morlot interessante Aufschlüsse gegeben worden. Das öftere Zusammenvorkommen von Dolomit und Gyps führte Haidinger auf die Vermuthung, daß die Talkerde als schwefelsaure Talkerde oder Bittersalz zugeführt worden sey, und sich beym Durchdringen von vorhandenem kohlensauren Kalk in der Art zersetzt habe, daß sich kohlensaure Bittererde und Gyps bildeten und sonach der kohlensaure Kalk zu Dolomit umgewandelt wurde. Sollte diese Vermuthung eine Begründung finden, so mußte eine Bittersalzlösung den kohlensauern Kalk zu dem Doppelsalz von kohlensauerm Kalk und kohlensaurer Magnesia bey gleichzeitiger Bildung von schwefelsauerm Kalk umwandeln. Die Erfahrung spricht aber in so fern dagegen, als eine Gypsauflösung, lange genug durch Dolomitpulver filtrirt, sich in eine Bittersalzlösung umwandelt. Diesem Vorgange entsprechend beobachtete Haidinger auch das Ausblühen von Bittersalz aus dem Felsen in der Nähe eines Gypsbruches und erkannte die Rauchwacke als ein Produkt der Umwandlung von Dolomit zu Kalkstein durch eine Gyps-Lösung. Das Vorkommen der Rauchwacke aber in den äußern zu Tage tretenden Theilen der Gebirgsschichten sowie ihr Vorkommen mit Eisenoxydhydrat ist anderer Art als das des Dolomits und der Umstand, daß das mit ihm vorkommende Eisen nicht als Hydrat, sondern als wasserfreyes Oxyd oder auch als Schwefelkies gefunden wird, führte ihn auf den Gedanken, daß bey erhöhter Temperatur und unter größerem Druck doch das Bittersalz den Kalkspath zu Dolomit und Gyps umwandeln könne. Ein mit Rücksicht hierauf angestellter Versuch entsprach vollkommen. Es wurde ein Gemenge von krystallisirtem Bittersalz und pulverisirtem Kalkspath in den Gewichtsverhältnissen von 1 und 2 Atomen in eine zugeschmolzene Glasröhre eingeschlossen und weiter in einem Flintenlauf bey einer Temperatur von 200° und unter einem Drucke von 15 Atmosphären erhitzt und das Gemenge zersetzte sich so vollkommen zu Dolomit und Gyps, daß keine Spur von Bittersalz übrig blieb.

Delesse hat die Grünerde von Verona einer neuen Analyse unterworfen. Das Mittel zweyer Versuche gab:

Kieselerde	51,25
Thonerde	7,25
Eisenoxydul	20,72
Manganoxydul	Spur
Talkerde	5,98
Kali	6,21
Natrum	1,92
Wasser	6,67
	100,00

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. September.

Nro. 177. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1819.

Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefaktenkunde.

(Schluß.)

G. Bischoff hat eine Reihe von Quellen untersucht, welche in den Umgebungen des Lachersee's entspringen und andere aus den krystallinischen Gesteinen des Sieben-Gebirges, aus dem Porphyr bey Münster am Stein und des Donnersbergs und aus dem Granit unterhalb Heidelberg bey Schriesheim und Weinheim. Die Untersuchungen haben ergeben, daß in den aus Porphyr und Granit entspringenden Quellen Chlorcalcium, Chlormagnesium und Kochsalz sich findet, aber keine schwefelsauern Salze, wie sie nebst den genannten Chlorverbindungen die Quellen aus dem Gebirge des Lachersee's enthalten. Da die süssen Quellen, welche im Porphyr bey Münster am Stein entspringen, dieselben Hauptbestandtheile wie die dortigen und die Kreuznacher Soolenquellen enthalten, so ist es höchst wahrscheinlich, daß auch diese Quellen ihren Salzgehalt aus dem Porphyr ziehen. Da man in jenem Porphyr durch direkte Untersuchungen keine schwefelsauern Salze gefunden hat, da dieselben gleichfalls in den süssen und in den Salzquellen, welche aus diesem Gestein kommen, fehlen, so wird Niemand zweifeln, daß jener Porphyr es ist, welcher den Salinen zu Kreuznach und Münster am Stein ihren Salzgehalt und den Soolbädern ihre heilsamen Bestandtheile liefert. Nach Schweizer's Untersuchung enthält der Porphyr von Kreuznach 0,1 Proc. Chlor, und Wasser extrahirt beym Kochen Chlorüre von Kalium, Natrium, Calcium und Magnesium. Kersten und Wolff geben aber in den Analysen der Porphyre von Freyberg und Halle keinen Chlorgehalt an. Wenn also Bischoff den Ursprung der Salze im Meere aus dem, wenn auch geringen Salzgehalte der krystallinischen Gesteine erklärt, so sind die bisherigen Untersuchungen dieser Gesteine nicht ausreichend und müssen zur Bestimmung eines möglichen Chlorgehaltes besondere Prüfungen angestellt werden, wobey voraussichtlich ein bestimmtes Resultat nur mit Anwendung großer Quantitäten erlangt werden kann. Bischoff denkt sich übrigens die Sache so, daß seit dem Beginnen des Kreislaufes der Gewässer auf der Erde ein Auslaugungsproceß stattfinde. Alle Salze, welche die Quellen aus jenen Gesteinen extrahiren, kommen durch die Flüsse in das Meer. Die aus demselben aufsteigenden Wasserdünste kehren als Regen, Schnee ꝛc. wieder auf das Land zurück und beladen sich abermals als Salz. Wenn nun immer fort reines Wasser vom Meere auf das Land und gesalzenes, wenn auch so schwach gesalzenes, daß der Geschmack das Salz nicht mehr erkennt, vom Lande in das Meer zurückströmt, so muß sich der Salzgehalt von letzterem nach und nach häufen.

Wenn man für die sedimentäre Periode auf Erden, d. h. für diejenige, in welcher alle sedimentären Formationen von der Grauwacke an bis zu den jüngsten gebildet worden sind, nur einen Zeitraum von 16 Millionen Jahren annimmt und dazu ferner, daß der mittlere Salzgehalt der dem Meere

zuströmenden Gewässer nur $\frac{1}{100000}$ betrug, so reichen nach Bischoff's Berechnungen diese Annahmen hin, um ein Meer von der dermaligen Ausdehnung aller Meere und einer mittleren Tiefe von 6400′ mit so viel Salz zu versorgen, als gegenwärtig in ihnen enthalten ist. Wer nur einen Augenblick an die ungeheure Mächtigkeit der sämmtlichen sedimentären Formationen von mindestens 2 Meilen Dicke und an ihre langsame Bildung denken wolle, werde jenen angenommenen Zeitraum von 16 Millionen Jahren gewiß nicht zu hoch angeschlagen finden. — Wir möchten dagegen doch erinnern, daß wenn das Meer auf diese Weise zu seinem Salzgehalte gekommen wäre, die ältesten Flötzschichten wohl Süßwassergeschöpfe einschließen müßten, da sie zu der Zeit entstanden sind, wo das Meer kein Salz oder nur Spuren davon hätte enthalten können. Das ist aber nicht der Fall, oder das Meer hatte damals schon den Salzgehalt, welcher für die eigentlichen Seethiere eine Existenzbedingung ist, und dann müßte es der Rechnung zu Folge jetzt noch einmal so viel Salz enthalten, als es wirklich enthält, man müßte denn annehmen wollen, daß die damaligen Seethiere auch bey der Hälfte der gegenwärtig im Meerwasser enthaltenen Salze hätten fortkommen können. Und was würde aus den Meeresbewohnern, wenn die Erde etwa noch zehnmal älter würde als sie ist und das Meer dann in eine gesättigte Soole umgewandelt wäre?

Ueber das am 14. July 1847 zu Braunau in Böhmen gefallene Meteoreisen berichtet Apotheker Beinert eine Mittheilung des Augenzeugen, Oberförster Pollack in Braunau. Derselbe beschreibt den interessanten Fall in folgender Weise. „Es bildete sich bey sonst ziemlich wolkenfreyem Himmel, an dem noch einige Sterne glänzten (Morgens $3\frac{3}{4}$ Uhr) über dem von Braunau aus nordwestlich gelegenen Dorfe Hauptmannsdorf eine kleine schwarze Wolke, die sich während ihres Hinundhertreibens zu einem horizontalen, anscheinend klafterlangen Streifen formte. Diese Wolke sah man mit einmal in feuriges Erglühen versetzt, nach allen Richtungen Blitze zucken und gleichzeitig zwey Feuerstreifen scheinbar aus ihr nach der Erde niederfahren. Gleich darauf erblickte man an dem Punkte der feurigen Wolke eine aschgraue Wolke von rosettenartigem Umriß längere Zeit stehen, die sich nach NO. und SW. theilend in Streifen auslief und endlich verschwand, wobey es deutlich wahrzunehmen war, in welcher großen Bewegung sich die Luft in jenen Punkten befand. Hierauf verbreitete sich alsbald die Nachricht, daß bey Hauptmannsdorf der Blitz in die Böschung eines Ackerraines, 100 Schritte vom Dorfe entfernt, eingeschlagen habe und diese Nachricht fand man insoferne bestätigt, als auf diesem 1200 Schritte NO. von Braunau entfernten Punkte ein 3′ tiefes Loch in der Erde vorgefunden wurde, worin sich eine glühende Masse befand, die um 10 Uhr des Vormittags, also 6 Stunden nach ihrem Fall, noch so heiß war, daß keine menschliche Hand sie anzufassen vermochte, ohne sich zu verbrennen.“ Ein Mann aus Hauptmannsdorf hatte sie niederfallen sehen. Diese Meteormasse wiegt 42 Pfund 6 Loth österr. Gewicht. Sie besteht ganz aus nickelhaltigem Eisen von einem merkwürdig blättrigen Gefüge. Eine zweyte Masse von demselben Fall wurde später gefunden, in einem Gewicht von 30 Pf. 16 Lth.

Ueber den Syenit des Ballons d'Alsace hat Delesse Untersuchungen angestellt. Es lassen sich in diesem Syenit zwey wohlbezeichnete Feldspäthe unterscheiden. Der eine mit der Krystallisation der Karlsbader-Zwillinge ist nach der Analyse gewöhnlicher Orthoklas, der andere von weniger deutlicher Krystallisation ist vor dem Löthrohre weit leichter zu schmelzen und das Mittel aus 3 Analysen gab:

			Sauerstoff		
Kieselerde	58,92	„	30,614	„	8
Thonerde	25,05	„	11,708	„	3
Kalkerde	5,64				
Talkerde	0,41				
Natrum	7,20	=	4,044	„	1
Kali	2,06				
Wasser	1,27				
Spur v. Eisenoxyd	99,55				

Eine andere Varietät gab, ebenfalls als Mittel dreyer Analysen:

			Verhältniß des Sauerstoffs		
Kieſelerde	58,91	„	30,609	„	8
Thonerde	24,59	„	11,797	„	3
Eiſenoxyd	0,99	„			
Kalkerde	4,01				
Talkerde	0,39				
Natrum	7,59		3,943	„	1
Kali	2,54				
Waſſer	0,98				
	100,00				

Dieſe Miſchung der Formel $\dot{R}^3\ \ddot{S}i^2 + 3\ \dot{R}\ \ddot{S}i^2$ entſpricht dem Andeſin Abichs, welchen derſelbe zuerſt aus dem Dioritporphyr der Cordilleren analyſirt hat. Bis jetzt war die Gegenwart des Andeſins in keinem andern Geſteine nachgewieſen worden.

Ueber das deutſche Quaderſandſteingebirge haben Giebel und Geinitz Beobachtungen angeſtellt, welche darthun, daß eine obere und eine untere Formation zu unterſcheiden, welche durch den Plänerkalk getheilt werde. Das Schema iſt:

I. oberer Quaderſandſtein;
II. Quadermergel, begreifend den oberen Quadermergel, Plänerkalk (= der unteren weißen Kreide) und den untern Quadermergel;
III. unterer Quaderſandſtein.

So verhält es ſich in der ſächſiſchen Schweiz, in Böhmen, Schleſien und am Harz.

Von den zahlreich aus in- und ausländiſchen Journalen entnommenen analytiſchen Mineral-Unterſuchungen ſind nachſtehende von Intereſſe.

Die Analyſen des Morvenits, welcher den Harmotom von Strontian in Schottland begleitet und von Thomſon als eigene Species aufgeſtellt worden iſt, haben, wie ſie von Damour und Descloizeaux ausgeführt worden, gezeigt, daß dieſes Mineral nur als eine Varietät des Barytharmotoms zu betrachten ſey.

Die Analyſe des Meſitinſpaths von Traverſella von Gibbs hat ein anderes Reſultat gegeben, als die erſte von Stromeyer; nach Gibbs läßt ſich die Miſchung durch die Formel $2\ \dot{M}g\ \ddot{C} + \dot{F}e\ \ddot{C}$ ausdrücken, während nach Stromeyer die verſchiedenen Carbonate zu gleichen Miſchungsgewichten vorhanden ſind. Die Anal. von Gibbs ſtimmt übrigens mit einer frühern von Fritzſche überein. Einer Analyſe des letztern zu Folge hat aber der ſog. Piſtomeſit Breithaupts von Thurnberg bey Flachau im Salzburgiſchen die von Stromeyer für den Meſitinſpath angenommene Formel. Vielleicht läßt ſich der bisherige Meſitinſpath nun als Piſtomeſit mit molecular eingemengtem Magneſit anſehen.

Ein bey Iquique in Südamerika in zarten weißen Nadeln aus dem Boden witterndes Salz hat ſich als ein Kalkborat ergeben. Nach Hayes enthält daſſelbe (Bora-Kalzit):

Borſäure	46,11	
Kalkerde	18,89	$\dot{C}a\ \ddot{B}o^2 + 6\ \dot{H}$
Waſſer	35,00	
	100,00	

Herman hat ein eigenthümliches Mineral aus dem Bruche von Schiſchimskaja Gora im Diſtrikte Slatouſt unterſucht, welches in Talkſchiefer vorkommt und bisher für Talk gehalten worden iſt. Es beſteht aus:

Kieſelerde	25,60
Thonerde	22,21
Eiſenoxyd	5,00
Talkerde	30,96
Waſſer	13,43
Ungelöſtes	2,25
	99,45

Der Mazonit von Middletown in den vereinigten Staaten enthält nach Jackſon:

Kieſelerde	33,20
Thonerde	29,00
Eiſenoxydul	25,93
Manganoxydul	6,00
Talkerde	0,24
Waſſer	5,60
	99,97

Ein, Predazzit genanntes Mineral von Predazzo im ſüdlichen Tyrol iſt von Damour analyſirt

worden. Der Predazzit gleicht einem weißen körnigen Kalkstein, unter der Lupe zeigt er sich von dünnen glänzenden Blättchen durchdrungen. Die Analysen gaben:

	1.		2.
Kohlensäure	25,00	„	26,40
Kalkerde	35,42	„	35,47
Talkerde	24,32	„	24,64
Wasser	10,89	„	10,50
Eisenoxyd	0,45	„	0,50
Kieselerde	0,60	„	0,55
	97,07		98,03

Das Mineral ist offenbar ein Gemenge von Kalkstein und Brucit, zufällig in dem Verhältniß gleicher Mischungsgewichte.

In Spalten des zersetzten Gesteins findet sich eine weiße Substanz, deren Analyse gab:

Kohlensäure	33,67
Talkerde	42,24
Wasser	20,60
Eisenoxyd	0,95
Kieselerde	0,18
	99,31

Der Verfasser giebt dafür die Formel 3 (Mg $\dot{C}$ + $\dot{H}$) + Mg $\dot{H}$, welche = Mg $\dot{H}^4$ + 3 Mg $\dot{C}$, sie entspricht also der Mischung des Hydromagnesits, welchen man von Hoboken in Neu-York und von Kumi auf Negroponte kennt.

Molnar entdeckte im Sande von Olahpian in Siebenbürgen, welcher größtentheils aus Granat, Titaneisen ꝛc. besteht und goldhaltig ist, auch gediegenes Eisen und Platin.

Ein neues Mineral, Nickelorhydrat, ist von B. Sillimann untersucht worden. Es kommt rindenförmig und stänglich auf dem Chromeisenerz von Texas in Pennsylvanien vor, ist durchsichtig, von lebhaft smaragdgrüner Farbe, in Salzsäure vollkommen auflöslich und hat die Mischung Ni $\dot{H}^2$.

Der Phenakit ist wieder an einem neuen Fundort im Ural entdeckt worden, nämlich auf den Topasgruben im Ilmengebirge. Man kannte ihn bisher von Takowaja im Ural und von Frammont im Elsaß. Die Krystalle vom Ilmengebirge sind klein, farblos, fast vollkommen durchsichtig und von großem Flächen-Reichthum.

R. Herman ist durch eine große Anzahl von Analysen, die er mit Pistazit, Zoisit, Thulit, Allanit, Orthit ꝛc. angestellt hat, zu dem Resultate gelangt, daß diese Mineralien nicht unter eine allgemeine chemische Formel gebracht werden können, obwohl sie in der Krystallisation übereinstimmen, welches Verhältniß, bey verschiedener stöchiometrischer Constitution gleiche Form zu zeigen, er Heteromerie nennt. Ref. ist der Ansicht, daß sich mit gehöriger Berücksichtigung der möglichen Einmengungen manche Anomalien ausgleichen werden. Daß übrigens monoaxe Mineralien ganz verschiedener Mischung öfters dieselben Formen zeigen, wenigstens so ähnliche, daß man sie bey entsprechenden Mischungen gewiß für isomorph nehmen würde, darauf hat Ref. schon 1832 aufmerksam gemacht und die betreffenden Fälle zusammengestellt (S. Neues Jahrbuch für Chemie und Physik von Schweigger-Seidel B. IV. pag. 410). Diese Art von Isomorphie unterscheidet sich aber von der eigentlichen in vielen Fällen dadurch, daß ungeachtet der übereinstimmenden Formen die Spaltungsverhältnisse doch andere sind, so z. B. beym Kalkspath und Rotheisenerz, beym Anatas und Apophyllit, deren Gestalten aus der nämlichen Grundgestalt abgeleitet werden können. Wäre aber die Mischung der angeführten Epidote wirklich wesentlich verschieden, so würden die abweichenden eben keine Epidote seyn, sondern andere Species, trotz der ähnlichen Krystallisation, denn Mineralien von derselben Species oder auch von derselben chemischen Formation können nicht wesentlich verschiedene Mischungen haben.

Das Jahrbuch wird regelmäßig fortgesetzt und bereits sind vom Jahrgange 1849 zwey Hefte erschienen.

Kobell.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. September.

Nro. 178. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Die Paragenesis der Mineralien. Mineralogisch, geognostisch und chemisch beleuchtet, mit besonderer Rücksicht auf Bergbau. Von Prof. Dr. A. Breithaupt. Freiberg 1849.

Der Verfasser lenkt in dem vorliegenden Werke die Aufmerksamkeit des mineralogischen Publikums auf einen bisher zu wenig beachteten Gegenstand, nämlich auf die Verhältnisse des Zusammenvorkommens, der Association der Mineralien. Wo dabey eine succedirende Bildung zu erkennen, da ist solche besonders in geognostischer und geologischer Beziehung von Interesse.

Der Verf. führt in der Einleitung mehrere Beyspiele von Vorkommnissen an, welche eine gewisse Beständigkeit und Regelmäßigkeit andeuten; dahin gehört, daß man in Trachyten, Basalten und Phonolithen immer nur gewisse Species oder auch Varietäten von Amphibol, Sphen, Granat ꝛc. finde, daß gewisse metallische Verbindungen immer mit dem Kupferkies in Gesellschaft sind, so Wismuthglanz, Glanzkobalt, Buntkupfererz ꝛc. Wenn der Verf. dahin auch das Vorkommen des sog. Greenovits und des Manganepidots mit Manganoxyd rechnet, so scheint uns das weniger erheblich, weil sich zur Zeit dafür nur ein Fundort, S. Marcel in Piemont, angeben läßt. — Es gehört ferner die Beobachtung hieher, daß die Drusen in dem Greisen von Zinnwald zeigen, daß Scheelit lieber auf dem Rauchquarz als auf dem dortigen Lithionglimmer aufsitzt, daß in den Gangdrusen von Kurprinz Friedrich August bey Freiberg der vorkommende Kalkspath lieber den dortigen Schwerspath als den begleitenden Eisenkies zur Unterlage gewählt hat, und ebenso das Rothgiltigerz von der Grube Beschert Glück bey Freiberg auf dem Weißgiltigerz lieber aufsitzt als auf dem mitvorkommenden Bleyglanz. Auch eigenthümliche Krystallisationsvarietäten scheinen an gewisse Vorkommnisse gebunden, wenigstens zeigt Kalkspath, der den Kupferkies begleitet, gewöhnlich das Skalenoeder R^3 als vorherrschende Form, der auf Eisenkies aufsitzende Kalkspath dagegen entbehrt fast nie die flachrhomboedrische Gestalt — $\frac{1}{2}R$ mit dem Prisma ∞R.

Bekannt ist auch, daß die in einer Gegend und in einer Formation vorkommenden Mineralien eine gewisse Physiognomie haben, aus welcher ihre Fundorte leicht erkannt werden können, so die Vorkommnisse der Amphibole, Augite und Epidote von Arendal in Norwegen, die Mineralgruppen aus Neu-York und Neu-Jersey, die von Freiberg, Derbyshire und Cumberland u. s. w.

Aus gewissem Zusammenvorkommen darf man auch auf die specifischen Verschiedenheiten der Mineralien schließen, die in ein und dasselbe Genus gehören. Das Zusammenvorkommen z. B. von Nosin, Sodalit und Leucit in demselben trachytischen Gestein von Laach beweist schon, daß diese drey Species nicht eine ausmachen, wie auch das Zusammenseyn von Anthophyllit und einem schwärzlichgrünen Amphibol von Kienrud in Norwegen ihre charakteristische Verschiedenheit darthut, denn unter völlig gleichen Bedingungen, sagt der Verfasser, kann sich die gleiche chemische Verbindung nicht verschieden und können sich die ungleichartigen chemischen Ver-

bindungen nicht gleichartig bilden. — Es ist dagegen nichts einzuwenden, nur dürfte die Beurtheilung über der völlig gleichen oder verschiedenen Bildungsmomente ihre Schwierigkeiten haben, um so mehr, als der Verfasser bey den porphyrartigen Bildungen die inneliegenden Krystalle nicht für gleichzeitig mit der Hauptmasse ansieht. — Immerhin aber liegt in dem Angeführten eine gegründete Aufforderung, die Verhältnisse des Vorkommens in Zukunft einer sorgfältigen Untersuchung zu würdigen.

Nachdem der Verf. einige allgemeine Bemerkungen über gleichzeitige und nicht gleichzeitige Bildungen vorausgeschickt, geht er auf die Betrachtung der porphyrartigen Bildung über und auf die ihr ähnlichen Erscheinungen der Knollen und Conglomerat-Bildung.

Von Werner war angenommen worden, daß bey der Porphyrbildung die in die Hauptmasse eingestreuten Krystalle früher gebildet gewesen seyn möchten, als diese Hauptmasse. Dagegen sucht der Vf. zu beweisen, daß jene Krystalle, mit geringer Ausnahme, neuerer Entstehung seyn müssen, als die Hauptmasse, welche sie einschließt. Als Beweise werden angeführt: 1) daß es Krystalle giebt, welche Kerne derjenigen Masse einschließen, in welcher sie schwimmen. Der Magnesit im Tyroler-Talkschiefer schließt nicht selten Blättchen dieses Talks ein, die Leucite des Vesuvs zeigen nicht selten einen Kern der umgebenden Lava ꝛc. 2) Man findet in Alluvionen, so wie in tertiären und Flötzgebirgen Krystalle, welche wegen ihrer Scharfkantigkeit nicht als Gerölle an ihre Fundorte gekommen seyn können, sondern sich daselbst erzeugt haben müssen, und ähnlich verhält es sich auch bey ältern Gebirgsarten. Der Thon von Löthhain bey Meissen enthielt früher zum Theil scharf auskrystallisirte, wohl erhaltene Krystalle von Eisenkies, unmittelbar neben abgerundeten Gerölle von Quarz. Dieser Eisenkies, wahrscheinlich aus Eisenvitriol unter Einwirkung organischer Substanzen gebildet, kann nicht wie der Quarz in den Thon eingeschwemmt worden seyn, sondern mußte sich später in diesem gebildet haben, und durch diese porphyrartige Eisenkiesbildung im Thone wird zugleich die Wanderung der Theilchen bewiesen, die vor der Reduction wahrscheinlich im Thone gleichmäßig vertheilt, während derselben sich zu einzelnen größern Krystallen oder selbst zu Krystallgruppen bis zu der Größe eines Menschenkopfes angesammelt haben. Wie der Eisenkies erscheint auch der Gyps öfters in Krystallen porphyrartig im Alluvial-Thone und ebenso kommen sehr scharfkantige Quarzkrystalle in großer Menge in einem Mergel zu Pösneck in Thüringen vor, ebenso zu Pforzheim in Baden ꝛc. Bemerkenswerth ist auch die Beobachtung, daß selbst einzelne Körner aus Sandsteinen, z. B. des Quadersandsteins im Tharander-Walde, nicht Trümmer und Rollstücke größerer Quarzstücke, sondern manchmal eigentliche ausgebildete Krystalle sind.

3) Oftmals kommt ein Mineral, welches porphyrartig *in* einem andern, als Hauptmasse dienenden liegt, in Drusen *auf* demselben aufsitzend vor, so Pistazit in und auf Ripidolith, Chondrodit und Zeilanit gewöhnlich *in* Kalkspath, in den Auswürflingen des Vesuvs aber *auf* demselben. Granat erscheint zu Achmatofsk sowohl *in* als *auf* dem Ripidolith. Hieher gehört auch, daß in den Blauofenschlacken von Hockeroda bey Leutenberg im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt und von Louisenthal im Herzogthum Gotha Idocrasähnliche Krystalle porphyrartig vorkommen, welche in den größern Blasenräumen dieser Schlacken Drusen bilden.

4) Einige Mineralien, die porphyrartig vorkommen, sind unzweifelhaft Producte der chemischen Zersetzung derjenigen Masse, in der sie vorkommen und folglich jünger als diese. 5) Es treten in einer ältern Gebirgsart nur da gewisse Mineralien als porphyrartige Einmengungen auf, wo man einen Contact-Rayon mit einer jüngern Gebirgsart nachweisen kann. So wird von mehreren Geognosten angeführt, daß sich das Vorkommen des Disthens und Staurolithe im ältern Schiefergebirge auf diejenigen Stellen beschränke, wo letzteres im Contact mit einer spätern eruptiv gebildeten Felsart, z. B. mit Granit stehe. Der Andalusit erscheint im Glimmerschiefer und Thonschiefer (als Chiastolith) unter ähnlichen Verhältnissen. Der Glimmerschiefer von Scharfenstein im Erzgebirg, welcher von Porphyr durchbrochen ist, zeigt in der unmittelbaren Berührung mit diesem eine Veränderung in Gneiß, die sich nur auf eine kurze Distanz erstreckt. Hier hat

es ganz den Anſchein, als ſey der Felſit aus dem Porphyr in den Glimmerſchiefer eingewandert.

Die Concretions- und Knollenbildungen ſtehen in einem ähnlichen Verhältniſſe, doch kommen auch dergleichen vor, die älter ſind als ihre Hülle. Indem der Verf. dieſen Gegenſtand beſpricht, glaubt er zwey Arten von Agath-Kugeln annehmen zu müſſen. Bey der einen Art ſcheint eine Ausfüllung der früher dageweſenen, durch Gasentwicklung entſtandenen Blaſenräume mittelſt ruhiger Infiltration kieſliger Flüſſigkeit ſtattgehabt zu haben, bey der andern Art kann man keine urſprünglichen Blaſenräume auffinden, ſondern der Agath ſitzt in Porphyrkugeln und wenn er auch im Innern Druſenräume zeigt, ſo ſind dieſe wohl erſt durch ſpäter erfolgte Zuſammenziehung der opalartigen Subſtanz gebildet worden. Ein zu Johanngeorgenſtadt mit Opal und Quarz vorkommender Hornſtein veranſchaulicht dieſe Entſtehungsweiſe, denn die darin befindlichen kleinen Quarzdruſen haben zum Theil noch eine äußere Haut von Opal, aus welchem ſie entſtanden ſind, während die dabey ſtattfindende Contraction die kleinen Druſenräume veranlaßte. —

Es folgt eine Ueberſicht der porphyrartigen Gebilde in der erweiterten Bedeutung, daß auch Porphyre angeführt werden, welche nicht als Gebirgsarten auftreten. So findet ſich z. B. der Kalkſpath manchmal durch Glimmer porphyriſirt, der Apatit durch Kryptolith, der Granat durch Skapolith, Titaneiſen ꝛc.

Weiter werden die körnig und ſchiefrig gemengten Gebirgsarten und ihre Einmengungen beſprochen. Die Granitbildung betreffend bekennt ſich der Verf. zur Fuchs'ſchen Anſicht, wenigſtens in ſo fern er dafür keinen feuerflüſſigen, ſondern einen wäßrig breyartigen urſprünglichen Zuſtand annimmt. Er führt unter andern hierüber an: „Wenn der Granit aber wirklich feuerflüſſig und nicht wäßrig breyartig emporgeſtiegen ſeyn ſollte, ſo ließe ſich der Umſtand, daß nicht bloß hohe Silicate in ſeinem Gemenge vorkommen, ſondern Kieſelſäure als Quarz und Singuloſilicate als Phengite (optiſch zweyarige Glimmer) enthalten ſind, vielleicht dadurch erklären, daß ſich durch gewiſſe, — was aber wohl zu berückſichtigen iſt — uns allerdings ganz unbekannte Umſtände, ein Theil der höhern Silicate (namentlich Felſite) zerlegt habe und dadurch Quarz und Glimmer entſtanden ſeyen. Mich will jedoch bedünken, dieſe Hypotheſe habe noch mehr gegen ſich, als die Annahme eines breyartigen etwas wäßrigen Zuſtandes bey Gneis und Glimmerſchiefer. Noch läßt ſich jedoch ein anderer Zuſtand denken, in welchem ſich der Granit, als er hervorbrach, befunden haben könne und wobey Waſſer mit im Spiele war. Es kann nämlich ein hoher Atmoſphären-Druck ſtattgefunden haben, durch welchen Zuſtände und namentlich Auflöſungen durch das Waſſer ermöglicht wurden, von denen wir nur Ahnungen haben, die aber noch in keinem chemiſchen Laboratorium durch Experimente nachgewieſen worden ſind.“ Ref. hat ebenfalls einen ähnlichen Vorgang bey der Granitbildung in dem kürzlich erſchienenen Anhange zu deſſen populärer Mineralogie, die Grundzüge der Geognoſie entwickelnd, angedeutet. — Wenn der Verf. gegen den feuerflüſſigen Zuſtand die Schwierigkeit anführt, daß der ſehr ſchwer ſchmelzbare Quarz und der ſehr leicht ſchmelzbare Phengit als Nachbarn vorkommen, ſo iſt zu bemerken, daß nur der Lithionglimmer ſehr leicht ſchmelzbar iſt, der gewöhnliche zweyarige Glimmer aber zu den ziemlich ſchwer ſchmelzbaren Mineralien gehört.

Der Verf. führt dann die Ausſcheidungen der ſogenannten Divergenz-Zonen und die zahlreich in den Kalkſtöcken vorkommenden Mineralien an, ohne übrigens eine beſtimmte Art ihrer Bildung nachweiſen zu können. Nicht viel weniger räthſelhaft ſind die Ausfüllungen in Blaſenräumen, obwohl einige ziemlich augenſcheinlich als Infiltrationen zu erkennen ſind. Auf die Beobachtung G. Gmelins hin, daß die Natrolith-Ausſcheidungen im Phonolith von Hohentwiel von einer das Geſtein treffenden Auslaugung herzurühren ſcheinen, indem dieſes in der Nähe der Blaſenräume keinen Natrolith mehr oder nur ſehr wenig enthält, während im übrigen das Geſtein ſo ſtark damit inprägnirt iſt, daß es ſogar gelatinirt, auf dieſe Beobachtung hin glaubt der Verf. die Kryſtalliſationen und Ausfüllungen der Blaſenräume als durch ein Ausſchwitzen aus den Geſteinen entſtanden anſehen zu dürfen. Er iſt ferner der Meinung, daß dieſes auf naſſem Wege vermit-

telt worden seyn müsse. Dabey wird angedeutet, daß die Felsite der Gesteine das Material für die später ausgeschiedenen Zeolithe hergegeben haben mögen, denn man habe noch niemals einen Felsit in einem Blasenraum beobachtet und andrerseits niemals einen Zeolith porphyrartig im frischen Gestein eingewachsen gefunden. —

Ein besonderer Abschnitt behandelt die Paragenesis der Mineralien auf Gängen. Die sehr überwiegende Mehrzahl der auf den Gängen vorkommenden Mineralspecies begreift solche, welche wir in den Gebirgsarten als Gemengtheile derselben nicht kennen, von welchen auch oft die elementaren Mischungstheile in den Gebirgsarten nicht vorkommen. Dieses Verhältniß deutet darauf hin, daß die Ausfüllungen vieler Gänge und zwar mit den technisch wichtigsten Mineralien nicht durch Auslaugungen der Gebirgsarten erfolgt seyn können, daß vielmehr solche Stoffe vorzugsweise in den Gängen erscheinen, welche bey der Bildung der Gebirgsarten vor dem Entstehen der Gänge im Innern der Erde längere Zeit zurückgedrängt geblieben sind. Indessen giebt es auch andere Gangausfüllungen und sie werden nach dem Vorgange Herders unter folgenden Bezeichnungen besprochen.

Congeneration. Die Gänge enthalten nur solche Mineralien, welche Gemengtheile des Nebengesteins sind. Granitgänge im Granit, Quarzgänge im Glimmerschiefer und Thonschiefer.

Lateral-Secretion. Die Gänge enthalten Mineralien, die aus dem Nebengestein eingewandert scheinen. Gänge, welche verschiedene Gebirgsarten durchschneiden, verhalten sich auch in diesen Nebengesteinen verschieden. Auf der Grube Neue Hoffnung Gottes zu Bräunsdorf bey Freiberg sind die Gänge am erzführendsten in dem dort sogenannten schwarzen Gebirge, einem von Kohlenstoff sehr durchdrungenen quarzreichen Thonschiefer, während sie im Glimmerschiefer arm bleiben. Aehnliches bemerkt man mit dem Wechsel und der Art des Nebengesteins zu Annaberg und Johanngeorgenstadt. Von einigen Graniten ist bekannt, daß sie porphyrartig eingestreutes Zinnerz führen, so in Sachsen von dem Granit des Greifensteins, des Stockwerks von Geier; von denen der Insel Elba ꝛc. Es scheint nun, daß ein Zuwandern des Erzes nach den Gängen und in dieselben stattgefunden habe, denn man findet es oft in der Nähe der meist ganz ausgefüllten Gänge als starke Imprägnation des Nebengesteins, gleichsam als hätten die schmalen Gänge nicht Alles aufnehmen können.

Ascension. Es werden die Gründe für eine solche von unten nach oben erfolgte Ausfüllung einer Gangspalte nachgewiesen, die ihrer Art nach sehr verschieden gewesen seyn kann.

Descension. Einzelne Gangausfüllungen sind mit Wahrscheinlichkeit von oben nach unten erfolgt. Der Verf. macht aufmerksam, daß vorzüglich viele phosphorsaure Verbindungen in den oberen und obersten Teufen der Gänge angetroffen werden, so der Pyromorphit von Freiberg und Zschopau, der Wavellit zu Zbirow in Böhmen, Langenstriegis bey Freiberg, Barnstaple ꝛc., ebenso der Kalait und Türkis in den persischen Gruben, der Variscit, der Kraurit, Uranit, Vivianit u. a. Nur der Apatit macht eine bemerkenswerthe Ausnahme und die genannten Phosphate kommen auch nicht mit ihm vor. —

Von Interesse sind auch die Zerstörungen von Gang-Mineralien und ihre Zersetzungsprodukte, welche höchst allgemein und mitunter im großartigen Maßstabe auftreten. Wahrscheinlich durch Wasser und Wasserdämpfe sind allmählig ganze Gänge von Eisenkies in Brauneisenerz (Göthit) umgewandelt worden, ähnliche Zersetzungen haben Kupferkies, Fahlerz, Buntkupfererz erfahren und sind daraus Rothkupfererz, Kupferpecherz und durch Strömungen von Kohlensäure, Malachit und Kupferlasur entstanden. Heiße Wasserdämpfe haben wahrscheinlich Silberglanz in gediegen Silber umgeändert, ebenso Polybasit und Silberblende. Dahin gehört auch die Umwandlung des Eisenspaths in Brauneisenerz.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. September.

Nro. 179. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Untersuchungen über thierische Elektricität von Emil Du Bois-Reymond. I. Band. Berlin 1848. (gr. 8. 743 Seiten.)

Wenn ich über dieses Epoche machende Werk Bericht zu erstatten unternehme, denn ein Unternehmen darf man es nennen, einen so großen Kreis von Untersuchungen, welche die ausgedehntesten jahrelangen Vorstudien erforderten, in der Kürze mitzutheilen, welche diese Blätter verlangen, ohne der Oberflächlichkeit sich schuldig zu machen, so sind es zwey Gründe, welche mich dazu bestimmen. Der eine betrifft das Interesse des Autors, der andere das Interesse des gelehrten Publikums: Jenem zu einer weitren Verbreitung seiner mühsam errungenen Resultate behülflich zu seyn, dieses mit dem Inhalt einer Schrift bekannt zu machen, welche aus mehrfachen Gründen dem Einzelnen schwerer zugänglich seyn dürfte, und welche doch von so hoher Bedeutung in Beziehung auf gewonnene sowohl als in Aussicht gestellte neue Resultate ist.

Uebergehen wir das Vorwort, in welchem der Verfasser vorzüglich die Stellung bezeichnet, welche er gegenüber seiner Aufgabe sowohl als in Beziehung auf die ganze Richtung seiner Forschung und Anschauung vom Lebensproceß einnimmt, und worin er jetzt schon mit einer Zuversichtlichkeit der exacten Methode sich zuwendet, welche auf dem ihm zunächst liegenden Gebiet freylich mehr gerechtfertigt ist, wo jetzt schon sichere Resultate zu erzielen sind, als auf so manchem anderen der Physiologie, und gehen sogleich zur Einleitung über, welche von der Begriffsbestimmung und dem Thatbestand der physiologischen Elektricität handelt. Die Definition der physiologischen Elektricität ist: der Inbegriff aller der elektrischen Erscheinungen, welche an organischen Wesen oder deren Theilen, so lange sie ihre Lebenseigenschaften besitzen, so wie auch an gewissen Absonderungen im frischen Zustand, zwar wenn es nöthig ist, mittelst passender Vorrichtungen, jedoch unabhängig von jeder experimentellen Zuthat und in unmittelbarem Zusammenhang der Wirkung und Ursache mit den Vorgängen des Lebens wahrgenommen werden können. So nothwendig alle elektrischen Erscheinungen selbst bey vollkommner Möglichkeit einer physikalischen Ableitung in diesem Fall auf dem Gebiet der physiologischen Elektricität verbleiben müssen, so wenig gehören dahin alle diejenigen an organischen Wesen beobachteten, wo die Bedingungen des Versuches nicht mehr bloße Mittel zur Wahrnehmung, sondern wesentliche Ursachen ihres Hervortretens sind (die elektrischen Funken beym Reiben von Thierfellen ꝛc.). Nach diesen Einschränkungen werden dann die mehr oder weniger verbürgten physiologisch-elektrischen Erscheinungen an Pflanzen, Thieren und Menschen mitgetheilt: so die statisch elektrischen bey gewissen Processen im Pflanzenleben, das blitzähnliche Aufleuchten beym Verstreuen des Blüthenstaubes, die Ansammlung negativer Elektricität in den mit Erde gefüllten Glasgefässen, in welchen Samen keimten; ferner die Erscheinungen elektrischer Strömung in der Richtung der Are bey Kern- und Steinfrüchten, zwischen Mark und Rinde eines Zweiges (Donné), vom Stiel zum Blatt (Blake), bey gährenden Flüssigkeiten vom Boden zur Oberfläche (Blake). Das Resultat aller an Thieren

und Menschen angestellten oft sehr unmethodischen Forschungen hat nichts weiter ergeben, als daß bey Untersuchung des menschlichen Körpers mittelst elektroskopischer Vorrichtungen auf irgend welche Weise ein Quell von vornehmlich positiver Elektricität gegeben seyn müsse. Von freywilligen Entladungen in Form großer Funken bey Menschen ist nur der Fall der elektrischen Dame zu Orford in den vereinigten Staaten als eines glaubwürdigen zu gedenken.

Wichtiger als diese wirklichen oder angeblichen elektrischen Erscheinungen sind die elektrischen Strömungen, welche bey den elektromotorischen Fischen unter dem Regulativ des Nervensystems stehen. Die sogenannten elektrochemischen Strömungen zwischen sauer und alkalisch reagirenden Secretionsorganen waren dagegen meist nur eine Quelle von Mißverständnissen der wahren Processe im Organismus so wie der manchfachsten nichtigen Hypothesen.

Die angeblich in Muskel und Nerv kreisenden elektrischen Ströme bilden den Mittelpunkt des ganzen Werkes, und deßhalb schickt der Verfasser nach dieser Einleitung eine Geschichte des Froschstroms den eignen Untersuchungen voraus, welche wir nur in der Kürze mittheilen, um bey den letzteren mehr mit Muße verweilen zu können.

Die Anfänge des Galvanismus, in denen die erste Kenntniß des Froschstroms zugleich errungen wurde, werden aus neuerdings erst bekannt gewordenen Arbeiten Galvani's mitgetheilt, wobey das Material vorzüglich aus Galvani's Werk de viribus Electricitatis in motu musculari Commentarius genommen ist. Hiernach war der erste Anstoß weiterer Forschungen die Beobachtung einer Zuckung in Folge der Herstellung einer leitenden Verbindung zwischen Erdboden und Froschpräparat bey dem Rückschlag eines überspringenden Funkens der Elektrisirmaschine. Das nächste sind Galvani's Versuche über den Rückschlag der Blitze an Froschpräparaten, welche dadurch in mehrfach hintereinander sich wiederholenden Zuckungen in der Zeit zwischen Blitz und Donner gerathen; endlich seine zufälligen Entdeckungen der Wirkung gleichartiger oder ungleichartiger Metallbogen an Nerv und Muskel.

(Fortsetzung folgt.)

Die Paragenesis der Mineralien.

(Schluß.)

Der Verf. hätte bey diesen Veränderungen auch die galvanischen Aktionen anführen können, deren am Schluße des Buches nur mit wenigen Worten Erwähnung geschieht, denn sicher finden sich diese nicht allein bey den auf den Gängen selbst vorkommenden Erzen, sondern sie wirken vielleicht mitunter von Gang zu Gang durch das feuchte spaltige Zwischengestein, wenn man sich nach der Ascensionstheorie denken will, daß verschiedene Erzmassen solcher Gänge in den Tiefen der Erde eine unmittelbare Verbindung haben, wo dann eine vollständige Kette gebildet ist, deren Aktion z. B. bey verschiedenen Schwefelmetallen, wenn auch an sich nicht sehr kräftig, doch durch die Dauer bedeutende Wirkungen hervorbringen kann. —

Die vorhergehenden Beobachtungen werden in der Untersuchung der Gangformationen, jener Gruppen von Mineralien, die auf Gängen gewöhnlich zusammen vorkommen, fortgesetzt und es ist dabey die Succession solcher Mineralien möglichst berücksichtigt worden. Vorzüglich sind die Vorkommnisse von Sachsen ausführlich angegeben. Es wäre zu wünschen, daß überall auf Bergrevieren dergleichen Beobachtungen gehörig zusammengestellt würden, denn wenn auch die Verhältnisse des Vorkommens auf Gängen in verschiedenen Ländern und Gebirgsformationen immer von gewissen Anomalien begleitet seyn werden, so sind doch manche ziemlich constante Erscheinungen dabey nicht zu verkennen, und verdienen eine sorgfältige Untersuchung.

Die unterschiedenen Formationen sind

1) Die Pyroxen-Granat-Pyrit-Blende-Formation.

2) Die Titanformation.

3) Zinn- und Scheel-Formation.

4) Edle Quarzformation.

5) Pyritische Bley- und Zinkformation. In Sachsen und Böhmen, in Ungarn und

Siebenbürgen, Irland, Griechenland und Südamerika wird ziemlich allgemein dasselbe Vorkommen und dieselbe Folge der Gangmasse beobachtet. Quarz, Bleyglanz und schwarze Blende nebst Eisenkies folgen sich.

6) Klinoedritische Bley- und Zink-Formation. Mit Klinoedrit, Clinoëdrites (d. h. geneigtflächig) werden die durch ihre geneigtflächige Hemiedrie ausgezeichneten Fahlerze angedeutet, welche dieser Formation angehören. Quarz, Manganspath oder Eisenspath, Bleyglanz mit oder ohne Zinkblende, Silberfahlerz, auch Silberblende werden ziemlich allgemein in Sachsen, am Harz, in Böhmen, Spanien, Grönland, Columbien ꝛc. beobachtet.

7) Eisenspath-Formation.

8) Kupfer-Formation. Der Verf. sagt unter anderm von dieser Formation: Kupferkies, dieser vorzüglich, dann Kupferglanz, Buntkupfererz und Klinoedrite sind die Haupt-Repräsentanten des Kupfers. Gediegen Kupfer ist dagegen eine Seltenheit. Dieses aber tritt oft in Gängen auf, fast stets von Rothkupfererz und Malachit, auch von andern Zersetzungsprodukten begleitet. Es ist hohe Wahrscheinlichkeit, daß solche Gänge durch Umwandlung aus den geschwefelten Kupferminern umgebildet wurden und so sehr auch die Physiognomien der einen und der andern Gänge in Betreff der kupferhaltigen Mineralien von einander abweichen, so waren sie doch wohl ursprünglich wenig oder nicht verschieden. Die schönen Abänderungen von Rothkupfererz, Malachit und Kupferlasur von Chessy bey Lyon sind, wie Hr. Fournet erwiesen, durch Auslaugungen von Kupferkiesgängen entstanden. Mit den großen Malachitmassen von Nischne-Tagilsk und andern Orten Siberiens verhält sich's wahrscheinlich eben so. Mehrfach hat man bereits die Wahrnehmung gemacht, daß die sauerstoffhaltigen Kupfer-Mineralien am Tage oder in den oberen Teufen der Gänge getroffen werden, während die großen Teufen dafür glanzige und pyritische Kupferminer enthielten.

9) Antimon-Formation.

10) Mangan- und Eisen-Formation. Diese Formation ist durch einige Eigenthümlichkeiten ausgezeichnet: 1. Es fehlen ihr die Schwefelmetalle fast ganz, wenigstens kommen die Manganerze gar nicht mit dergleichen vor, und mit den Eisenoxyderzen findet sich nur zuweilen etwas Eisenkies. 2. In keiner Formation sind die Pseudomorphosen so zahlreich, als in dieser. In den meisten Fällen sind die Manganerze, wie wir sie jetzt finden, nicht mehr diejenigen Species, welche sie waren. Auch die Eisenoxyderze sind nicht arm an Pseudomorphosen. 3. Es läßt sich eine gewisse Simplicität in den Ausfüllungsmassen dieser Formation nicht verkennen und werthvollere Metalle fehlen ihr fast gänzlich.

11) Fluor- und Baryt-Formation. Diese Formation ist von besonderer Wichtigkeit, und könnte zu einem Stützpunkte für die Reihung der Gangformationen überhaupt dienen, indem sie in drey Abtheilungen zu unterscheiden wären, nämlich in solche, welche älter sind als Flußspath und Schwerspath, in solche, welche mit der Bildungsperiode derselben zusammenfallen, in solche, welche jünger als diese sind. Der mächtigste der bekannten Flußspathgänge ist der am alten Liebenstein, südöstlich von Steinbach, im Herzogthum Meiningen zu Tage ausgehend und der Floßberg genannt; er setzt im Zechstein auf. Schwerspathgänge kommen sehr mächtig vor z. B. in Sachsen auf Heilige Dreyfaltigkeit zu Zschopau, bey Sachsenburg zwischen Frankenberg und Mitweida. Wie verbreitet sie sind, davon giebt das sächsische Erzgebirg ein Beyspiel, wo nach Hrn. H. Müller's Zählung 1052 solche Gänge durch den Bergbau bekannt sind, und wie viele sind nicht bekannt? Perlspath und Braunspath (Tautoklin) sind die wichtigsten Begleiter. Mehrfach sind Flußspath und Schwerspath zerstört worden, Pseudomorphosen und Eindrücke ihrer Krystalle in Quarz ꝛc. geben davon Zeugniß. Auf keiner andern Formation hat man so viele Wiederholungen derselben Constituenten wahrgenommen, als auf dieser, denn drey- und vierfache sind häufig, auf der Grube Reicher Segen zu Sachsenburg bey Frankenberg in Sachsen repetirten sich Perlspath, Schwerspath und Tautoklin an einer Stelle zwey und zwanzigmal, dabey ohne eine Spur eines Miners. Bemerkenswerth ist, daß der in dieser Formation vorkommende Eisenkies nach des Verf. Versuchen immer etwas arsenikhaltig ist.

Der Verf. ist der Ansicht, daß der Schwerspath aus dem Erdinnern als Schwefelbaryum in die Gänge gekommen sey und sich hier oxydirt habe. —

12) Kobalt- und Nickel-Formationen im Allgemeinen. Ein ziemlich constanter Begleiter der Erze dieser Formation, welche hauptsächlich Arsenikverbindungen sind, ist der Eisenspath, welcher als Unterlage dient. Unter den angeführten Kobalterzen beschreibt der Verf. eine neue Species, welche er Glaukodot (blaue Farbe gebend) benennt. Die Characteristik ist folgende: Metallglanz, dunkel zinnweiß, Strich schwarz. Primärform: domatisches Prisma, $\breve{\infty}P = 112^{\circ}\ 36'$. Combination $\frac{1}{3}P\breve{\infty}$, $\breve{\infty}P$; oP, $\breve{\infty}P$. Spaltbar basisch deutlich, primär-prismatisch wenig deutlich. Härte $6\frac{1}{2}$ — 7. Sp. G. = 5,975. Nach Plattner enthält das Mineral: Kobalt mit einer Spur von Nickel 24,77, Eisen 11,90, Arsenik 43,20, Schwefel 20,21. Kommt in Chili vor. Chloritische und Diorit-Gesteine sind die vorzüglichsten Felsarten dieser Gangformationen. — Es werden weiter abgehandelt:

13) Aeltere Kobaltformation in Chili. In Chloritschiefer. Bemerkenswerth ist hier das Mitvorkommen von Arinit, auch die Schneeberger Kobalt-Nickel-Gänge führen zuweilen Arinit. Dieses Vorkommen veranlaßte den Verf., in dem auf Arinit sitzenden Arsenikkies von Thum in Sachsen einen Kobaltgehalt zu vermuthen, und Plattner hat denselben auch wirklich nachgewiesen.

14) Jüngere Kobalt-Nickel-Formation. Hieher die Formationen von Schladming in Steyermark, aus dem Voigtland, Harz, Siegen, Kärnthen, Ungarn, Freyberg, Schneeberg ꝛc. Sie sind in 5 Gruppen unterschieden. —

15) Barytische Bley- und Zink-Formation. Den Baryt begleitet oder ersetzt Flußspath. Bleyglanz und die Bleyoxydverbindungen als Zersetzungsprodukte und eine braune, auch rothe oder gelbe, aber nie schwarze Blende finden sich hier zusammen. Quarz kommt mit vor, fehlt aber auch zuweilen. Auf den hieher gehörigen Gängen Englands erscheint bey weitem mehr Flußspath als Schwerspath, welcher letztere zuweilen ganz fehlt.

16) Barytische Kupfer-Formation. Schwerspath, Kupferkies und Buntkupfererz, am Harz und in Norwegen.

17) Formation der edlen Geschicke, oder Silberformation. Schwerspath ist ein vorzüglicher Begleiter der Silbererze, auch Quarz und Kalkspath. Wo Bleyglanz mitvorkommt, bildet er meistens die Unterlage der Silbererze. Unter diesen ist der Eugenglanz (Polybasit) immer älter als der Melanglanz (Sprödglaserz). Jünger als diese beyden und als Silberglanz sind die Silberblenden (Rothgiltigerze), und als jüngstes Glied erscheint das gediegene Silber. —

18) Barytische Merkur-Formation. Schwerspath, Eisenkies, Zinnober, Quecksilber ꝛc.

19) Zeolith-Formation. Die Zeolithe erscheinen, wo sie auf Gängen vorkommen, immer jünger als die übrigen Gangarten.

20) Phosphat-Formation. Die meisten Phosphate (Apatit und Amblygonit ausgenommen) gehören, wie schon oben bemerkt wurde, zu den jüngsten Ganggebilden und werden nie in großen Teufen gefunden.

21) Successionen von Mineralien, deren Gangformationen noch nicht bestimmt sind.

Den Schluß des Werkes bildet ein Ueberblick der dargelegten Erfahrungen, wobey der Verf. die Ueberzeugung ausspricht, daß das Meiste, was auf den Gängen erscheint, und besonders das ursprünglich Frische nicht von den Seiten und nicht von oben eingesickert seyn könnte, sondern daß es vielmehr von unten emporgestiegen seyn mußte, wie sich namentlich aus der Vergleichung der Ausfüllungen in Blasenräumen und der in Gangräumen darthut. —

Wir schließen diese Anzeige mit dem Wunsche, daß der Verfasser seine interessanten Forschungen der Paragenesis der Mineralien fortsetzen, und das mineralogische Publikum ihnen die gebührende Aufmerksamkeit zuwenden möge.

v. Kobell.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. September.

Nro. 180. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1819.

Untersuchungen über thierische Elektricität.

(Fortsetzung.)

In dem dritten Abschnitt des Commentars kommt Galvani erst auf die wirklichen galvanischen Thatsachen, indem er die Wirkung verschiedenartiger Metalle, aus welchen die Ketten construirt sind, ferner die Wirkung der Reibung der Enden metallischer Leiter darlegt. Er kennt bereits die Leitungsfähigkeit der thierischen Gewebe, die Nothwendigkeit des unmittelbaren Contaktes, den Einfluß der Art, des Alters des Thieres, der Jahreszeit ꝛc., endlich die Fähigkeit der Muskeln ihre verloren gegangene Reizbarkeit in der Ruhe wieder zu gewinnen. Diese Versuche führten ihn zuerst auf eine viel richtigere Ansicht von dem Verhältniß der Contaktwirkung der Metalle auf Nerv und Muskel, von welcher ihn nur die zu jener Zeit eben gewonnene Kenntniß von den Spannungsverhältnissen der Elektricität abzubringen im Stande war, welche ihn zu dem unstatthaften Vergleich des Muskels mit einer Kleistnischen Flasche verleiten konnte, dessen äußere Fläche negativ, dessen innere positiv geladen seyn, und dessen Nerv den Conductor dieser Flasche vorstellen sollte.

Dieser Vorstellung entgegen kämpft nun Volta, wenige Augenblicke Galvani's scheinbaren Errungenschaften huldigend, mit den bestimmtesten Beweisen der wahren Ursache solcher Zuckungen, welche allein in der Ungleichheit der Metallbögen selbst bey ihrer scheinbar gleichartigsten Beschaffenheit gelegen seyen. Die so entdeckte Thätigkeit der Metalle im Contact mit den feuchten noch frischen Froschpräparaten reiche allein zur Erklärung der Phänomene aus, welche Galvani ans Licht gebracht, ohne daß man zu dem Traumgespinnst thierischer Elektricität seine Zuflucht zu nehmen brauche. Allein Galvani's Bestreben seine ihm einmal zur Gewißheit gewordene Ansicht von der thierischen Elektricität gegen Voltas Angriff zu verfechten, spornte ihn zu neuen Versuchsreihen an, bey denen ihn die Begeisterung seines Neffen Giovanni Aldini für die neue Theorie unterstützte. Dieser suchte Voltas Einwürfe durch Experimente zu bekämpfen, welche mit chemisch reinem als durchaus gleichartig anzusehendem flüssigem Metall (Quecksilber) angestellt waren, ferner solchen, wobey kein Metall, sondern nur Kohle in Anwendung gebracht wurde. Durch jene Versuche setzt Aldini Versuche mit chemisch reinen Massen denen Voltas entgegen, deren Resultate von der Oberflächenveränderung abhängen, und sucht zugleich die verfochtene Hypothese ungebührender Weise über Voltas Untersuchungen ungleichartiger Metallbogen so auszudehnen, daß er behauptet, diese Art der Zusammensetzung der metallischen Bogen setze der thierischen Elektricität einen größeren Widerstand entgegen, wodurch eine stärkere Anhäufung und kräftigere Entladung derselben bewirkt werde.

Endlich hoffte Galvani selbst noch den letzten Triumph über Volta zu feyern, indem er Zuckungen ohne alle Metalle hervorrief, bloß dadurch, daß er die Wirbelsäule oder die Schenkelnerven gegen die Muskeln mit einem Glas- oder Harzstäbchen umbog, und damit in Berührung brachte. Zuckung erfolgt, mag der Muskel noch mit Haut bedeckt seyn oder nicht; sie erfolgt aber nur dann, wenn die mit

einander in Berührung kommenden thierischen Theile mit Blut, Schleim, Harn oder dergleichen benetzt sind. An dieser Stelle greift nun Volta von neuem an und behauptet: es sey, weil bey Berührung rein abgespühlter Theile die erwarteten Contractionen ausbleiben, die ganze Erscheinung auf rein mechanische Reizung zurückzuführen: denn wenn der Nerv auch noch so langsam dem Muskel genähert werde, so wirke die viscöse Flüssigkeit dazwischen so, daß jene Theile rasch gegen einander durch die Attraction getrieben werden, doch nimmt Volta diesen Einwurf selbst wieder zurück und erklärt die ganze Erscheinung als eine Contactwirkung zweyer ungleichartigen thierischen Theile mit Dazwischenkunft eines dritten ungleichartigen Leiters zweyter Classe zur Kette vereinigt. Volta hatte auch jetzt schon die Wirksamkeit der Combination von Metall und zwey ungleichartigen feuchten Leitern kennen gelernt. —

So war der Triumph den Händen Galvani's wieder entwunden, und die Theorie der thierischen Elektricität mit den Experimenten selbst, welche sie beweisen sollten, scheinbar widerlegt. Da erschien ein neuer Verfechter für sie in den Schranken: Alexander v. Humboldt. Experimenten stellte er Experimente entgegen, beseitigte zuerst jeden Verdacht mechanischer Reizung bey Galvani's letzt erwähnten Versuchen, widerlegte Voltas Annahme der Nothwendigkeit wenigstens dreyer ungleichartiger feuchter Leiter dadurch, daß er den Nerv und den zugehörigen Muskel in unmittelbaren Contact brachte, ohne daß eine Schicht tendinöser Masse dazwischen lag, und gelangte zu folgenden Schlußresultaten: Zuckungen entstehen 1) bey Berührung organisch verbundener Theile wie nerv. ischiadicus und Lende; 2) bey Berührung getrennter Theile wie Nerv und Muskel unter einander verbunden a) durch ein Stück Nerv, b) durch ein Stück Muskel. Dann beweist Humboldt die Möglichkeit von Zuckungen mit wirklich gleichartigen Bögen; bestätigt Voltas Resultat in Beziehung auf den Einfluß der Qualitätsabänderung des einen oder anderen Endes des ursprünglich homogenen Bogens, nicht aber den Satz dieses Forschers, daß nur unter der Bedingung einer Ungleichartigkeit in den Metallen Contraction erfolgen könne, indem er selbst ganz gleichartige Quecksilber-Oberflächen darstellte, durch welche Wadenmuskel und Schenkelnerv mit einander in leitende Verbindung gesetzt wurden.

Galvani selbst tritt ein Jahr vor seinem Tode (1798) noch einmal in die Schranken und zwar mit dem Grundversuch der elektrischen Nervenphysik, indem er einen Nerv gegen den Querschnitt eines zweyten umbiegt, und Zuckungen auftreten sieht. Endlich berichtet er in einem Brief an Spallanzani noch einen Versuch, in dem ihn nur seine vorgefaßte Ansicht von der thierischen Elektricität die elektromotorische Kraft der Muskeln konnte übersehen lassen.

Mittlerweile entdeckt Volta die Multiplication elektrischer Spannung durch Vermehrung der durch feuchte Leiter getrennten Plattenpaare: die Construction seiner Säule. Diese führte ihn sogleich auf eine Theorie der elektrischen Apparate des Zitterrochen, wobey er auf eine Hypothese geführt wurde, welche ihm die Entdeckung des Gesetzes der Spannungsreihe bey den Leitern erster Classe und die Einsicht in die Unmöglichkeit Ströme in Kreisen nur aus solchen Leitern zu erzeugen abzwang, nämlich auf die, daß die zweyte Classe der Leiter in 2 Unterabtheilungen zerfalle, deren Glieder unter sich aber nicht gegen die der andern und der ersten Classe eine besondere Spannungsreihe ausmachten. Darnach schematisirte er die Anordnung der elektrischen Elemente bey den Zitterrochen so, daß er sich die Plattenpaare repräsentirenden Scheidewände halb aus einem und halb aus einem anderen Leiter dritter Classe bestehend dachte, während die dazwischen gelegene Flüßigkeit der zweyten Classe angehöre.

Trotz allen diesen Entdeckungen und Forschungen Volta's beharrte Aldini unbegreiflicher Weise auf Galvani's Theorie, die er mit wenig stichhaltigen, ja oft widersinnigen Schlußfolgerungen und Experimenten zu stützen sich bemüht.

Diese Essai théorique et expérimental sur le Galvanisme Aldinis sind die letzten Todeszuckungen der Gegner Volta's, ehe die thierische Elektricität überhaupt auf 23 Jahre in Vergessenheit geräth. Nur vereinzelt tauchen in dieser Zwischenzeit hieher gehörige Versuche von Lehot, Bunzen, Heidmann, Erman, Pfaff auf, und J. Müller ist als derjenige

zu bezeichnen, „der zuerſt den glücklichen Ausdruck fand, daß bey der galvaniſchen Zuckung ohne Metall ſich die thieriſchen Theile als Elektromotor, Elektrometer und Leiter zugleich verhalten.“

Oerſtedt's Entdeckungen des Zuſammenhangs von Electricität und Magnetismus (1820) führten zunächſt Schweigger und Poggendorf auf die Erfindung des Multiplicators, des Inſtruments, welchem Nobili (1825) durch Anwendung der aſtatiſchen Doppelnadel einen außerordentlichen Grad der Feinheit verlieh, um die Gegenwart und Richtung auch der ſchwächſten elektriſchen Ströme zu erkennen. Sein Verſuch, elektriſche Strömung in den Nerven nachzuweiſen, ſcheiterte, als er aber ein nach Galvani's Vorſchrift zugerichtetes Froſchpräparat mit deſſen Wirbelſäule und Füſſen in zwey mit Salzlöſungen gefüllte Gefäße tauchte, und die Kette mit einem Asbeſt oder Baumwollendocht ſchloß, erhielt er bey ſeinem vervollkommten Inſtrument einen conſtanten Ausſchlag von 10 — 30° und zwar ſtets in der Richtung, welche einen Strom anzeigte, der von den Muskeln zu dem Nerv, oder von den Füſſen zu dem Kopf des Froſches gerichtet war. Dieſes iſt der von Nobili la corrente propria della rana, courant de la grenouille genannte „Froſchſtrom.“

Folgendes nun ſind die von Nobili entdeckten Eigenſchaften des Froſchſtroms. Er iſt nicht bloß im Augenblick der Schließung, ſondern dauernd vorhanden. Die Wirkung ſteigert ſich mit der Vermehrung der nach dem Geſetz der Säule geordneten Fröſche. Er iſt von dem Vermögen der Fröſche mit Zuckungen darauf zu antworten unabhängig; denn die Multiplicatorwirkung kann Stundenlang anhalten, jenes dagegen kaum über $\frac{1}{4}$ Stunde. Wird eine einfache Froſchkette geſchloſſen, ſo zucken die meiſten friſchzubereiteten Thiere, beym Oeffnen dagegen nur ausnehmend kräftige. Trotz aller dieſer Thatſachen beharrte Nobili doch auf der Annahme, daß der Froſchſtrom eine von den Lebensvorgängen unabhängige, erſt durch die phyſiſchen Verhältniſſe des zubereiteten Froſches bedingte Erſcheinung und thermoelektriſchen Urſprungs ſey. Bey den Leitern zweyter Claſſe verliefen nämlich ſeiner Meinung nach Ströme dieſer Art vom wärmeren zum kälteren Theile. Willkührlich betrachtete er den Nerv als das poſitive, den Muskel als das negative Glied der Froſchkette, und ſuchte den Grund für dieſe elektriſche Vertheilung in der ſtärkeren Abkühlung der kleineren Maſſe der Nerven im Verhältniß zur geringeren der größeren Maſſe der Muskeln, welche dieſe in Folge der Verdunſtung erfahren.

1837 beginnen Matteucci's Arbeiten über den Froſchſtrom, welcher ſchon früher in den verſchiedenſten phyſiologiſchen Erſcheinungen elektriſche Kräfte zu entdecken verſucht hatte; ſo glaubte er den Gang der Fäulniß verlangſamen und die dabey ſich bildenden Produkte abändern zu können, je nachdem er die Organtheile auf Kupfer- oder Zinkblech legt; dann tritt er als Verfechter der elektrochemiſchen Theorie, wie ſie von Joung, Home, Wollaſton u. A. bereits ſchon Jahre vorher angeregt war, auf, ja er geht ſo weit, die Produkte der künſtlichen elektrochemiſchen Zerſetzung ohne Weiteres mit Harn und Galle zu identificiren; und leitet zuletzt den Proceß der Magenverdauung von einem elektropoſitiven Zuſtand der Magenwände ab, auf Verſuche mit der Säule geſtützt, bey welchen dieſelbe jedoch, wie J. Müller zeigte, nicht mehr und anders wirkte, als die Zeit.

Ferner ſieht er in den Nieren das elektropoſitive, in der Leber das elektronegative Organ, weil von den in den Kreislauf eingeführten Metallſalzen die Säure dort, die Baſis hier abgeſchieden würde; endlich leitet Matteucci die Reſultate, welche Donné am Multiplicator erhielt, als er Abſonderungen verſchiedener Organe mit gleichartigen Multiplicatorenden verband, nicht wie dieſer von der chemiſchen Differenz der Produkte (Magenſchleim und Galle z. B.), ſondern von dem entgegengeſetzten elektriſchen Zuſtande der Abſonderungsorgane ab, und ſtützt ſich dabey auf eine Reihe von Verſuchen, die den direkten Einfluß der Nerventhätigkeit dabey darthun ſollten, welche aber ſämmtlich von Donné ohne weitere Rechtfertigung Matteuccis widerlegt wurden.

Becquerel's Theorie vom Schlag des Zitterrochens, der zu Folge ſich die Elektricität im Augenblick des Schlags im Gehirn entwickeln und dann in die Organe überſtrömen ſollte, um dieſe zu laden, adoptirte Matteucci und dehnte ſie auf

die Erscheinung des Froschstromes aus, indem die Elektricität sich im Gehirn durch den Contact von Nerv und Blut entwickeln sollte. Dann bemüht er sich, die Unmöglichkeit eines elektrochemischen Ursprungs des Froschstroms darzuthun, an dem er qualitative Unterschiede aufzustellen sich bestrebt, die es doch gar nicht giebt, da Ströme stets nur Quantitäts-Unterschiede zeigen. Er findet an seinem Multiplicator noch Ablenkungen durch den Froschstrom beym lebenden Thiere, wenn Stücke eines todten, mit sauren, salzigen und alkalischen Flüssigkeiten benetzt, keinen Ausschlag am Instrumente geben, ein Beweis, daß der Froschstrom durchaus nicht elektrochemischen Ursprungs seyn könne. Der Strom des lebenden Thieres sey schwächer, als der des todten und in stetem Abnehmen begriffen; die Theorie der Quelle dieses Stromes ist im Wesentlichen noch derselbe, wie früher.

1838 veröffentlichte Matteucci theils auf's neue alte, theils merklich neue Versuche, bey denen er sich eines Multiplicators mit 2500 Windungen und Platinenden bedient hatte; diese letzteren tauchten in zwey Porcellanschalen mit verdünnter Salzlösung, welche durch dicke Baumwollendochte mit zwey gleichen Gefässen verbunden waren, in die erst der Frosch selbst getaucht wurde. Dadurch wurde bey dem Eintauchen des Thieres weder die Höhe noch die Beschaffenheit der Flüssigkeit in der nächsten Nähe der Platinenden verändert, was beydes zur Erzeugung neuer Ströme Veranlassung geben könne.

Mit dieser verbesserten Vorrichtung bestätigt nun Matteucci seine früheren Resultate in Beziehung auf die Stromrichtung, dann bemüht er sich, die elektrochemische Wirkung des Stromes nachzuweisen durch Ueberziehen der Achillessehne mit Jodkaliumlösung, wobey nach dem Umbiegen des Nerv gegen dieselbe der letztere sehr bald eine gelbliche Färbung gezeigt habe.

Schließlich kämpft er nochmal gegen den elektrochemischen und thermoelektrischen Ursprung des Stromes an, indem es in Beziehung auf jenen eine widersinnige Annahme sey, daß an den Muskeln des Unterschenkels und denen des Rückens chemisch differente Fluide (Alkali und Säure) vorhanden seyen, zu der man doch bey jener Voraussetzung gezwungen würde, weil zwischen diesem Punkt nachweisbar ein elektrischer Strom kreise. Die wahre Ursache desselben sey ganz unbekannt; seine Existenz aber und seine Richtung bey allen Thieren unbestreitbar und derselbe.

In den Schlußbemerkungen zu diesem Referat über Mateuccis Arbeiten wahrt der Verfasser seine Selbstständigkeit diesen gegenüber, und bezeichnet zuletzt noch als die wesentlichen Leistungen Matteucci's im Gebiet des Froschstromes bis zum Jahr 1840 den Beweis, „daß der elektromotorische Vorgang, auf dem der Froschstrom beruht, von der Berührung von Muskel und Nervengeweb außerhalb der Glieder oder ihrer Schließung zum Kreis unabhängig ist; daß nicht der Muskel, wie Nobili voraussetzte, das negative, der Nerv das positive Element der Froschkette sey, sondern daß die Verbindung von je zwey Punkten der Länge des Frosches, von denen jedoch nur einer, nach Matteucci's bisherigen Angaben, auf dem Rumpfe des Thieres gelegen seyn dürfte, den Strom in gleicher Kraft und Richtung hervorzurufen vermöge."

Aus dem Sturz der Theorie Volta's auf der einen und Nobilis auf der anderen Seite keimt eine neue ungeahnte Beziehung dieser Erscheinungen zu dem Nervenverlauf empor, die ihre Wurzel in dem geheimnißvollen Umstand hat, daß unter den mannichfachsten Bedingungen stets die Richtung der Wirkung dieselbe bleibt, nämlich von der Peripherie gegen die Centralaxe des Nervensystems.

Hierauf folgt ein Verzeichniß von Matteucci's ferneren Arbeiten über den Froschstrom und die zunächst damit verwandten Gegenstände bis auf die neueste Zeit.

Das letzte Capitel des I. Abschnittes besteht in einer Polemik gegen Valentins Arbeiten auf dem Gebiet der thierischen Elektricität, in welcher ebenso gegen die Methode als gegen die Schlußfolgerungen angekämpft wird, ohne daß wir es in diesem Referat für wesentlich nothwendig erachten, ausführlichen Bericht hierüber zu erstatten.

(Fortsetzung folgt später.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 26.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. September.
Nro. 181. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 14. Juli 1849.

Herr Akademiker Schafhäutl las:

1) Ueber die mächtig auftretenden, oolithischen Bildungen im südbayerischen Gebirgszuge, und über die Nothwendigkeit einer bestimmteren Charakteristik der versteinerungsleeren Felsarten.

Charakteristische Petrefakten in einem geschichteten Gesteine, welche die obern zugänglichen Theile unserer Erdkruste zusammensetzen, geben uns bekanntlich sichere Daten an die Hand, eine in Beziehung auf ihr geologisches Alter noch nicht bekannte Gesteinsschichte an ihren richtigen Platz im geologischen Systeme zu stellen. Fehlen jedoch Petrefakten in irgend einer dieser Schichten, so kann uns noch ihre Einlagerung zwischen zwey durch ihre Petrefakten bestimmte Schichten hinreichenden Aufschluß über das Alter unserer in Rede stehenden Gesteinsbildungen geben. Wo jedoch Petrefakten in der Schichte selbst oder in den darunter und darauf gelagerten Schichten fehlen, da ist es wohl vernünftig, jedes andere Mittel aufzusuchen, das uns über die Beziehung des petrefaktenleeren Gesteins zu anderen petrefaktologisch bestimmten Gesteine Aufschluß zu geben vermag. Die Oryktognosie allein vermag uns zwar diese Aufschlüsse nur in höchst seltenen Fällen vollständig zu geben; allein diese theilweisen Aufschlüsse sind dennoch immer besser als gar keine, und ergänzt durch die vermittelst anderer Hilfsmittel erhaltenen können sie uns zuletzt denn doch zu einem Ziele führen, das auf anderen uns bis jetzt zu Gebote stehenden Wegen gar nicht zu erreichen wäre.

Die Oryktognosie betrachtet z. B. am kohlensauren Kalke als generische Kennzeichen seine Farbe, den Zusammenhang, sein äußeres oder inneres Ansehen, sein Anfühlen, seine Schwere, ja wohl auch den Geruch und Geschmack. Verbinden wir mit diesen generischen Kennzeichen noch alle speciellen, und selbst diejenigen, die uns seine chemische Constitution an die Hand giebt, so werden wir, wenn wir endlich unser Ziel noch nicht erreicht haben, doch in den meisten Fällen nicht mehr weit vom Ziele seyn.

Werden z. B. bey dem rothen Kalkzuge unserer Alpen, den ich als geognostischen Horizont in meinen bisherigen Abhandlungen betrachtete, neben den generischen Kennzeichen auch noch die speciellen in Hinsicht auf Farbe angewendet, begnügt man sich nämlich nicht mit dem allgemeinen Adjective roth, sondern bestimmt die eigentliche Nuance von roth, so wird sich finden, daß jede rothe Kalkschichte von verschiedener rother Nuance auch verschiedene Petrefakten enthalte, und daß uns also hier die verschieden rothen Farben selbst, wenn auch Petrefakten fehlen, dennoch als Leitstern dienen könnten; wenn gleich Herr Professor Studer N. J. 1849 p. 174 dieß verneint, und zur Bestätigung mit Hrn. v. Hauer angibt: die rothen Kalke von Adnet enthalten ganz andere Petrefakten, als die

bey Hallstadt. Das ist im Allgemeinen zwar wohl so; aber die rothen Kalke von Hallstadt, welche andere Ammoniten als die von Adnet erhalten, besitzen auch eine andere und zwar sehr deutlich ausgesprochene Farbennuance von Roth, und ich habe schon in meinem Aufsatze über die rothen Ammoniten Marmore von Adnet Leonhards N. J. 1848 p. 138 angeben, daß bey Adnet zweyerley Arten von Marmor gebrochen werden, die sich wie durch ihre Farbe, so auch durch ihre Petrefakten unterscheiden. Wenn das färbende Eisenoxyd an manchen Stellen öfters zu Eisenoxydul wird, oder auch zum Theil zurücktritt, so kann dieß höchstens an Handstücken zu Irrthümern verführen.

Betrachten wir z. B. ein Stück weißen kohlensauren Kalkstein, so werden uns die mineralogischen äußeren Kennzeichen wohl nichts weiter lehren, als daß wir eben ein Stück kohlensauren Kalk in der Hand haben.

Die chemische Analyse zeigt uns, daß wir neben dem kohlensauren Kalke noch Spuren oder selbst bedeutendere Quantitäten Bittererde in demselben Gesteine nebst einer Quantität von Bitumen zu betrachten haben, das sich schon während der Auflösung abscheidet, und sich durch den Geruch während der Auflösung zu erkennen giebt.

Die Gegenwart von Bittererde und Bitumen führt uns demnach schon um einen Schritt weiter, als die äußerlichen Kennzeichen allein; noch immer haben wir jedoch keinen bestimmten Aufschluß über das geologische Alter unsers Kalkes.

Der Geognost muß deßhalb noch einen Schritt weiter gehen, und neben den chemischen Bestandtheilen seiner Gesteine auch Merkmale aufzufinden versuchen, welche ihm sogar auf die Entstehung dieser Kalkmassen zurückzuschließen erlauben.

Als Mittel zur Erreichung dieses Zweckes kann nur das Mikroskop, das chemische Auflösungsmittel und das Reagens dienen.

Die chemische Behandlung eines geognostischen Gesteines hat demnach etwas andere Zwecke, als die chemische Behandlung eines Minerales.

Der Geognost sucht nämlich durch Anwendung eines chemisch einwirkenden Lösungsmittels entweder

I. nur die tiefere innere Struktur eines Gesteines bloß zu legen, und so also dem Mikroskope vorzuarbeiten oder

II. die chemische Zusammensetzung eines einfacheren oder zusammengesetzteren Gesteines in qualitativer und quantitativer Beziehung zu erforschen, wobey den Geognosten indessen gerade diejenigen Zusammensetzungstheile am meisten interessiren, welche der Oryktognost als zufällig beygemengt vernachläßigt und als bloße Verunreinigung betrachtet.

Wir werden hier sogleich Veranlassung finden, von der Chemie in obiger Beziehung bey unserm sogenannten Alpenkalk Gebrauch zu machen.

Von Hohenebms im Rheinthale über Au bis nach Pfronten herauf zieht sich unter einem sehr spitzigen Winkel gegen den Meridian eine Reihe von mächtigen Kalkbergen, welche, häufig von jüngeren und älteren Schichten ummantelt, nur ihre schroffen Spitzen bemerken lassen. Von Pfronten angefangen ziehen diese Kalkgebirge nahe dem Aequator parallel durch Bayern gegen Osten, wo sie in der Zugspitze die größte Höhe (9099′) erreichen. Sie gehen dann gegen Osten über den Wendelstein ꝛc. ꝛc. nach Oesterreich und endlich nach Ungarn hinab, so weit nämlich diese Kalkmassen gegenwärtig bestimmbar waren.

Die Farbe des Kalkes dieses Vorgebirgszuges ist meist sich mehr oder weniger in's schmutzig gelbliche oder bräunliche ziehend; bey einigen andern ältern und jüngern Schichten zieht sich die Farbe in's Rauchgraue.

Die gelbliche und auch grauliche Farbe rührt größtentheils von eingemengtem Bitumen her, welches sich beym Auflösen des Kalkes in Salzsäure entweder als eine braune Haut abscheidet, oder in den grauen Abänderungen an Thon gebunden als braunrother Schlamm niederfällt.

Von Bittererde finden sich in allen Abänderungen Spuren, eben so kleine Spuren von Eisen.

Die chemische Analyse lehrt uns also nur, daß die Hauptmasse aus kohlensaurem Kalk besteht, der stets von etwas Bitumen seinen Stich in's Gelbliche erhält.

Betrachten wir dagegen ein Fragment eines solchen Kalkes auf einer frischen Bruchfläche, welche vorher wohl mit Wasser benetzt worden ist, so werden wir oft schon mit freyem Auge, jedoch häufiger mit der Loupe milchweiße Körner bemerken, welche in einer etwas durchscheinenden Masse schwimmen oder vielmehr eingebacken erscheinen.

Diese Körner sind sehr selten rund, immer etwas in die Länge gezogen, auch elliptisch und auch oft etwas gekrümmt; nie von schaliger Structur, sondern gewöhnlich mit einer länglichen Höhlung versehen, welche durch horizontale Scheidewände oft in zwey oder drey Kammern getheilt ist, wie man dieß z. B. beym bituminösen gelblich weißen Kalke der Benediktenwand bemerkt.

Wenn ein solches Kalkfragment nach der Benetzung mit Wasser auch unter dem Mikroskope kein körniges Gefüge erkennen läßt, so bietet uns die Chemie noch ein einfaches Mittel dar, das uns nur selten unsern Zweck verfehlen läßt.

Wir legen nämlich ein Stück Kalk, zu groß, als daß es von der Salzsäure ganz aufgelöst werde, in eine Probirröhre, und übergießen es mit Salzsäure, daß es von ihr vollkommen bedeckt wird. Hat die Einwirkung der Säure aufgehört, so wird das übriggebliebene Stück aus der Säure genommen, und ist, nachdem es wohl abgewaschen worden, zum Gebrauche fertig. Er findet sich nun in der Regel glatt, von einem wachsartigen Glanze wie polirt; alle Stellen, welche von abweichender Structur waren, unterscheiden sich jetzt durch ihren Farbenton und durch ihr Hervorragen über die übrige Masse u. dgl.

Die oolithische Zusammensetzung erscheint nun deutlich entweder schon dem freyen Auge oder wenigstens unter dem Mikroskope.

Vom obigen Kalke der Benediktenwand glückte es mir, ein Splitterchen abzuschlagen, welches gerade ein schön durchscheinendes Korn dieser Art enthielt. Es war von vollkommen eyförmigem Umrisse. Im Innern zeigte sich ein länglich krauses darmartig gewundenes Gebilde, das sich am schmäleren Ende des Ey's in einen Schlauch verlief, der an der Spitze sich wieder umschlug, und noch ein Stück weit an der linken Seite der Spitze herablief. Dieses innere Gebilde war von einem Aggregate länglicher Körner umgeben, welche in alle Buchten des centralen Gebildes eindrangen, und beynahe die ganze Höhlung des Eykörpers erfüllten.

Der Kalk vom Hochblatt erscheint auf diese Weise mit Säure behandelt auf der abgeäzten Oberfläche ganz mit kleinen Rhomboedern bedeckt, so daß sich das Stück sehr rauh beym Befühlen verhält; aber zwischen seinen Kalkrhomboedern erscheint wieder das körnige Gefüge, und die Körner sind so dicht gedrängt, daß sie sich an ihren Berührungsstellen wechselweise abplatten. Manche Körner sind rund, manche elliptisch, und enthalten noch einen nach einer Seite hin wurmförmig gekrümmten Kern.

Im gelblich weißen Kalk des hohen Heimgarten finden sich dieselben langgezogenen Körner; da sind sie aber höckerig, im Umrisse wie Eunotia tetraodon oder Serra, nur ist der Körper selbst viel größer, denn man bemerkt ihn da schon mit freyem Auge.

Wir haben also auch in unserm südlichen Vorgebirge die Oolithe der jurassischen Formation, und zwar in sehr mächtiger Entwicklung in derjenigen Kalkgruppe aufgefunden, welche man bisher mit dem schwankenden Namen „jüngerer und älterer Alpenkalk“ bezeichnete.

In Exemplaren vom höchsten Punkte, der Zugspitz, finden sich, obwohl selten, sogar Säulenstücke von Encrinites granulosus M. An andern Stellen in demselben Zuge Terebratula digona, Terebratula concinna, auch antiplecta, welche zum Theile wenigstens den obern Schichten des mittleren Jura angehören.

Dazu sind diese Kalke die reinsten Sorten, selten und nur im Großen geschichtet, gewöhnlich massig.

Erst an oder um diese oolithischen höchsten Punkte unseres Vorgebirges lagern sich jene gefärbten schieferigen Schichten, in welchen Thonerde und Eisenoxydul nebst Kieselsäure immer mächtiger aufzutreten beginnen und die Gesteine dadurch zu mergel- und sandsteinartigen Gebilden machen.

Ein weiteres Beyspiel, wo das Mikroskop allein ohne Anwendung chemischer Hilfsmittel zum Ziele führt, will ich aus der Umgebung von Berchtesgaden zu Hilfe nehmen.

Zwey Sandsteinschiefer stoßen uns in dieser Gegend auf, welche seit von Buch den Geognosten viel zu schaffen gemacht haben.

Der eine ist der röthlich braune Sandsteinschiefer von Berchtesgaden, der z. B. an der Wimbachbrücke ansteht. Der zweyte der Schiefer von Werffen, etwas dunkler rothbraun, ins Violette sich ziehend.

Beyde Schiefer, obwohl beym oberflächlichen Anblicke einander höchst ähnlich, erscheinen als von einander sehr verschieden, sobald man sie durchs Mikroskop betrachtet. Die rothen Schiefer der Wimbach-Brücke werden durch unsere körnigen Kieselbildungen repräsentirt, wie sie sich in unserm ganzen schon früher beschriebenen Schichtenzuge z. B. am Reiselsberge an die Wetzsteingebilde anschließen.

Der Schiefer an der Wimbach-Brücke besteht nämlich aus einer fleischroth gefärbten kieseligen Masse, welche in ihrem Entstehungszustande ineinandergeflossene lichtere durchsichtige eckige Quarzfragmente wie ein Teig umschließt. Jene smaragdgrünen Körner, welche unsere oft beschriebenen Sandsteinbildungen so eigenthümlich charakterisiren, und schon im Sandsteine der Molasse beginnen, treten auch hier wieder auf, und sie allein, wenn auch nicht die übrigen Struktur- und Lagerungsverhältnisse dasselbe darthäten, würden uns beweisen, daß die rothen Schiefer von Berchtesgaden geognostisch von gleichem Alter mit unseren letzten Sandsteinbildungen seyen, da wo sie sich an den Jura anlehnen.

Der Schiefer von Werffen dagegen bricht mehr splittrig als körnig und besteht aus einem bunten Teige, welcher bald grünlich bald röthlich gefärbt, eckige dunkelrothe Quarzfragmente umhüllt. Pünktchen und Nestchen von gelbem Eisenoxydhydrat sind durch die ganze Masse zerstreut.

Die Glimmerabsonderung namentlich auf den Schichtungsflächen, ist häufiger als beym Schiefer von der Wimbach-Brücke.

Die eigenthümlichen charakteristischen grünen Körner fehlen hier gänzlich, und durch diesen Mangel so wie durch die abweichende Struktur des ganzen Gesteins erscheint der Schiefer von Werffen als ein vom Schiefer der Wimbach-Brücke verschiedenes Gebilde, welch letzteres viel jünger ist und den Kreideschichten angehört.

Man sieht aus diesen wenigen Daten, wie nothwendig es ist, sich bey charakterisirender Beschreibung von petrefaktenleeren Gesteinen einer andern Methode zu bedienen als der bisherigen sehr oberflächlichen, sich auf äußere Kennzeichen und Aehnlichkeiten allein basirenden. Kein Mensch ist im Stande, sich aus einer solchen auf äußere Kennzeichen allein gestützten Beschreibung ein nur einigermaßen deutliches Bild von dem beschriebenen Gesteine zu machen, und also dasselbe, wo man es irgendwo findet, als das Beschriebene nur mit einiger Sicherheit zu erkennen. Die Mergel- und Sandsteinbildungen des bayerischen Vorgebirges werden z. B. von den reisenden Geognosten immer mit den Flyschgebilden der Alpen in der Schweiz verglichen. Ich kann indessen versichern, daß ich, eine einzige Mergelschieferschichte von schillerndem Seidenglanze in der Nähe von Dornbirn ausgenommmen — keine zweyte Schicht finden konnte, welche mit den Mergeln und Sandsteinen der Flyschformation der Schweiz wirklich zu vergleichen gewesen wäre. Auf leichte Aehnlichkeitsverhältnisse hin werden deßhalb oft Gesteine nach Beschreibungen zusammengestellt, welche in der That kaum irgend eine geognostische Beziehung zu einander besitzen, und ich werde darum in meiner nächsten Abhandlung eine auf obigem angedeuteten Wege erhaltene charakteristische Zusammenstellung unserer Molassenmergel und Sandsteine bis zu den Mergeln der Liasgebilde in unserm Gebirge versuchen.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849. Nr. 27.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. September.
Nro. 182. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

2) Chemische Analyse der grünen porphyrartigen Wacke vom Sillberge bey Berchtesgaden.

Diese sogenannte Wacke, über welche der Hr. geheime Rath v. Nöggerath in der Versammlung der Naturforscher zu Nürnberg einen sehr interessanten Vortrag hielt, hat auf frischem Bruche ein erdiges körniges Aussehen; ihre Farbe geht vom dunkel Lauchgrünen in ein lichtes Berggrün über, das sich oft ins Grauliche zieht. Die Bruchfläche erscheint porphyrartig durch ein eingesprengtes blättriges dunkel pistaziengrünes, oft in sechsseitigen Tafeln krystallisirtes Mineral, und ist von nesterartigen Partien krystallinisch blättrigen Eisenglanzes durchzogen, der häufig noch von Braunspath umhüllt ist.

Unter dem Mikroskop erkennt man leicht, daß die lichten Stellen aus einer weißen durchscheinenden Grundmasse bestehen, in welche eigentlich apfelgrüne Partien eingemengt erscheinen, welche dem Gesteine sein berggrünes Ansehen geben.

Auf den dunklen Stellen sind die grünen Partien vorherrschend, und die weiße Grundmasse ist zurücktretend, nur hie und da erscheinen gelbe Pünktchen von Braunspath. Die sechsseitigen krystallinischen Partien haben ein chlorit- oder kalkartiges Aussehen; die Härte des Gesteins ist zwischen weich und sehr weich.

Das Gestein verläuft sich in einen Sandstein, der mit dem grünen Sandstein unseres Vorgebirgszuges die größte Aehnlichkeit hat, und von den nun sparsamer werdenden dunkelgrünen Körnern ein grün punktirtes Ansehen erhält.

Je näher nun die Wacke diesem Sandsteine rückt, desto härter wird sie und desto häufiger gibt sie an einzelnen Stellen mit dem Stahle Funken.

Sie wirkt nicht auf den Magnet; mit Säuren braust sie nur an gewissen Stellen, namentlich da, wo sie in den Sandstein übergeht.

Von Säuren wird sie jedoch theilweise zersetzt, und es bleibt zuletzt ein weißes, unter der Loupe körniges Gefüge zurück, das aus durchscheinenden Körnern zusammengesetzt erscheint, in welchen grüne flockenartige Körper suspendirt sind.

Schmilzt vor dem Löthrohre schwierig zu einem mehr oder weniger dunkelgrünen bis schwarzen Glase, Reaction auf Eisenoxyd.

Vorkommen bis jetzt constatirt nur in Findlingen am Götschen, Sillberg oder den Hirnsberger Lehen, im Bachmann Graben bey Illsank ꝛc.

Von Lill (Leonhards Jahrbuch 1833, p. 3) fand sie jenseits der Lammer, in der Scheffau unfern der Kirche anstehend; denn sie bildet da das nördliche Flußufer, über welchem die Straße in die Abtenau führt. „Von Schichtung," sagt von Lill, „läßt die nur auf eine kurze Strecke entblößte Masse nichts wahrnehmen, auch eben so wenig von Lagerungsbegrenzungen. Unter dem mit Vegetation bedeckten Boden erhebt sich höher Kalkstein und näher der Kirche zu ist ein Gypsbruch eröffnet." Lill sagt ferner: „Von Eisenglanz aber, welcher in einem gleichen porphyrartigen Gesteine am

Götschen bey Berchtesgaden häufig enthalten ist, beobachtet man bloß Spuren in demselben."

Lill will ferner in einem pistaziengrünen Teige sparsame Hornblende- und noch seltener glasige Feldspathkrystalle entdeckt haben, eben so Massen von Epidot. Nach unserer obigen mikroskopischen Beschreibung sehen wir, wie es sich mit dem pistaziengrünen Teige verhält; eben so hat er, von den sechsseitigen Tafeln verführt, die Chlorit- oder Talkkrystalle für Hornblende angesehen.

Flurl in seiner Abhandlung über die Gebirgsformation der damaligen churbayerischen Staaten spricht p. 13 von einem 3' mächtigen Lager dieser lichtgrün lichtgrauen Wacke, welche das Gebirg auf der sogenannten Gmein bey Reichenhall durchziehen soll, eben so von einem ähnlichen nur etwas mehr bräunlichen Lager auf dem Rücken des Rauschenberges von einer Mächtigkeit von 6'. Findlinge dieses Gesteines finden sich wohl auch an der Gmein, bisher ist es aber nicht gelungen, die von Flurl angegebenen Lager aufzufinden.

Da das Gestein ein zusammengesetztes ist, so bedarf es wohl kaum der Erwähnung, daß eine chemische Analyse, in so ferne sie die einzelnen Mineralien ausmitteln soll, aus welchen das Gestein zusammengesetzt ist, nur einen precären Erfolg verspricht. Indessen ist es, da wir das geognostisch mineralogische Vorkommen unserer Wacke kennen, immer von hohem Interesse zu wissen, aus welchen Elementen oder auch binären Verbindungen das räthselhafte Exemplar zusammengesetzt ist, abgesehen davon, daß uns das chemische Verhalten des Gesteins selbst gegen chemische Auflösungsmittel dennoch einigen Fingerzeig geben könnte, auf welche Verbindungsglieder wir, wenn auch nur annähernd, zu schließen hätten.

Die qualitative Analyse lehrt uns, daß das Gestein zusammengesetzt sey aus

Kieselsäure,
Thonerde,
Bittererde,
Eisenoxydul und Oxyd.

Merkwürdiger Weise finden sich noch

Uranoxydul,
Kali, und
Spuren von Chlor und Wasser.

Es ist wohl einleuchtend, daß Stücke desselben Gesteins, jedoch von verschiedener Farbe, auch ein verschiedenes Verhältniß obiger Bestandtheile geben werden; eben deßhalb habe ich auch Stücke, welche an Farbe so weit als möglich von einander abstanden, analysirt und folgende Resultate erhalten:

Exemplare	auf dem Bruche dunkel lauchgrün		auf dem Bruche Berggrün
Si	40,750		50,400
Al	16,150		14,125
Fe	18,750	Fe 17,28	14,100
Mg	11,423		10,000
U	1,350		0,738
K	5,500		5,320
H	6,300		5,284
Cl	Spuren		Cl Spuren
	100,203		99,967

Um wenigstens einen Versuch zu machen, ob nicht aus der theilweisen Auflöslichkeit des Gesteins auf die einzelnen Mineralien, welche dasselbe zusammensetzen, geschlossen werden könnte, behandelte ich das fein gepulverte Gestein in der Kälte während einer Stunde mit Salzsäure.

Die Säure hatte Eisenoxyd und Oxydul aufgelöst. Das rückständige grauliche Pulver wurde mit kochendem Kali behandelt, und es löste sich darin Kieselsäure mit Spuren von Thonerde auf.

Ein zweyter Theil wurde mit concentrirter Salzsäure in der Wärme mehrere Tage lang digerirt, bis das rückständige Pulver weiß geworden war.

Die dem Rückstand anhängende Kieselsäure wurde mit Kali ausgezogen; was in der Säure aufgelöst wurde, bestand aus

Si	20,20
Al	8,75
Mg	10,00
Fe	14,10
U	0,71

Der weiße Rückstand fand sich zusammengesetzt aus

$\ddot{S}i$ 30,160

$\dot{A}l$ 5,375

$\dot{K}$ 5,315

Nehmen wir in dem ersten Theil dieser Analyse einen Theil des Eisenoxyduls als kieselsaures Eisenoxydul an, so bleibt uns eine Zusammensetzung, die auf eine Chlorit-Art, vielleicht auf Ripidolith schließen ließe; die Zusammensetzung des zweyten Theils deutet vielleicht auf Kalifeldspath hin, wenn die wirklichen Verhältnisse auch nicht ganz zusammentreffen, was nach der Weise, in welcher die Zerlegung des Gesteins bewerkstelligt werden konnte, auch nicht wohl zu erwarten war.

Ich habe schon im Ganzen erwähnt, daß sich die sogenannte Wacke in unsere Sandsteinformation zu verlaufen scheint, welche einen so charakteristischen Schichtentheil unseres Voralpengebirgszuges ausmacht, wie ich sie in meinen „Beyträgen zur nähern Kenntniß der bayerischen Voralpen (Leonhards N. Jahrbuch für Mineralogie ꝛc.“ 1846 p. 663 sqq.) beschrieb.

Wiederholt muß ich auf diese Sandsteinformation aufmerksam machen, indem sie ganz gewiß nichts weniger als ein einfaches Conglomerat von Quarzkörnern ist.

Auf die Aehnlichkeit dieser sogenannten Sandsteine mit granitischen Bildungen habe ich schon in meinem Aufsatze Leonhard N. Jahrbuch 1847 p. hingewiesen; eben so von den grauen Körnern gesprochen, welche sich von verschiedener Tiefe der Färbung wechselnd mit eigenthümlich schillernden Partikelchen finden. Es ist mir endlich, wie ich schon an einem andern Platze dargethan habe, gelungen, Stückchen dieser Sandsteinbildungen zu zerdrücken, mit Hülfe der Loupe eine hinreichende Menge gleichartiger Partikelchen zu sammeln, und sie mittelst des Löthrohrs und der Reagentien zu untersuchen.

Da fanden sich denn folgende Mineralien: Quarz in mikroskopischen sechsseitigen Prismen mit der Endpyramide; Turmalin oft in Krystallen; Dichroit, und hie und da eingesprengtes Rothkupfererz, das zum Theil in Malachit übergegangen ist.

Das sind lauter Mineralien, welche einzeln nie in so großen Massen vorkommen, daß sie von Fluthen zerrieben, fortgeführt, und an ruhigeren Stellen zu Bergen aufgehäuft wieder zurückgelassen werden konnten. Es ist hier kein anderer Ausweg, als anzunehmen, daß diese Mineralien an Ort und Stelle gebildet worden sind, und zwar durch einen ähnlichen chemischen Prozeß, der die granitischen Gesteine hervorrief.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monate April 1849 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von Hrn. Professor Dr. Haidinger in Wien:

Berichte über die Mittheilungen von Freunden der Naturwissenschaften in Wien. IV. Bd. Nr. 1 — 6. Januar — Juni 1848. Wien 1848. 8.

Naturwissenschaftliche Abhandlungen. II. Bd. in 2 Abth. Wien 1848. 4.

Von Hrn. *Γεωργιος Κ. Τυβαλδος*, Ephor in Athen:

Γῖτα ἡ θεσπέσιον μέλος μεταφρασθεῖσα ἐκ τοῦ βραχμανικοῦ παρὰ Δημητρίου Γαλάνου Ἀθηναίου. Ἀθήναις 1848. 8.

Von dem Vereine für hamburgische Geschichte in Hamburg:

Zeitschrift. III. Bds. 1. Heft. Hamburg 1848. 8.

Von Hrn. Alexis Perrey, Professeur à la faculté des sciences de Dijon:

Mémoire sur les tremblements de terre dans le bassin du Rhin. Bruxelles 1848. 4.

Mémoire sur les tremblements de terre de la Péninsule Italique. Bruxelles 1847. 4.

Note sur les tremblements de terre ressentis en 1847. Dijon 1847. 8.

Documents sur les tremblements de terre et les éruptions volcaniques dans le bassin de l'Océan Atlantique. Dijon 8.

Documents sur les tremblements de terre au Mexique et dans l'Amérique centrale. Dijon. 8.

Instructions sur l'observation des tremblements de terre. Dijon 8.

Von der deutſchen morgenländiſchen Geſellſchaft in Leipzig:

Zeitſchrift. II. Bd. IV. Heft. III. Bd. I. Heft. Leipzig 1848. 49. 8.

Von der pfälziſchen Geſellſchaft für Pharmacie und Technik in Kaiſerslautern:

Jahrbuch für praktiſche Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. XVII. Heft. V. VI. Bd. XVIII. Heft I. Landau 1848. 49. 8.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Claſſen der k. Akademie der Wiſſenſchaften im Monat Mai 1849 vorgelegten Einſendungen an Druckſchriften.

Von der k. preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin:

Monatsbericht. Februar 1849. Berlin. 8.

Von dem hiſtoriſchen Verein für das Großherzogthum Heſſen in Darmſtadt:

Regeſten der bis jetzt gedruckten Urkunden zur Landes- und Ortsgeſchichte des Großherzogthums Heſſen. Geſammelt und bearbeitet von Dr. Ed. Scriba. II. Abth. Die Regeſten der Provinz Oberheſſen enthaltend. Darmſtadt 1849. 4.

Von Hrn. Dr. v. Boguslawski, Direktor der k. Sternwarte in Breslau:

Uranus. Sonchroniſtiſch geordnete Ephemeride aller Himmelserſcheinungen des Jahres 1849. II. Quartal. Breslau 1849. 8.

Von dem hiſtoriſchen Verein für Oberbayern in München:

Oberbayeriſches Archiv für vaterländiſche Geſchichte. X. Bd. II. Heft. München 1848. 8.

Von der Académie royale des sciences, des lettres de Belgique à Bruxelles:

Bulletins. T. XV. II. Partie 1848. No. 7 — 12. Brux. 1848. 8.

Annuaire de l'Académie 1849. Bruxelles 1849. 8.

Von Hrn. A. Quetelet, Directeur de l'observatoire et Secrétaire perpétuel de l'Académie roy. de Belgique:

Rapport adressé à M. le Ministre de l'Intérieur, sur l'état et les travaux de l'observatoire royal pendant l'année 1848. Brux. 1848. 8.

Annuaire de l'observatoire royal de Bruxelles. 1849. 16. année. Brux. 1848. 12.

Notice sur Louis-Vincent Raoul. Brux. 1848. 8.

Von dem Gartenbau-Verein für Neuvorpommern und Rügen in Greifswald:

Mittheilungen und erſter und zweyter Jahresbericht. Greifswald 1847. 8.

Von Hrn. Profeſſor Dr. Fürnrohr in Regensburg:

Botaniſches Taſchenbuch für die Anfänger dieſer Wiſſenſchaft und der Apothekerkunſt auf das Jahr 1849. — Hoppes Selbſtbiographie. Regensburg 1849. 8.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. T. XVIII. No. 10 — 14. Mars. Avril 1849. Paris 1849. 4.

Von Hrn. Dr. Karl Friedr. Hermann, Profeſſor in Göttingen:

Geſammelte Abhandlungen und Beyträge zur klaſſiſchen Literatur und Alterthumskunde. Göttingen 1849. 8.

Von dem landwirthſchaftlichen Verein in München:

Centralblatt. Mai 1849. München 1849. 8.

Von Hrn. Dr. Albert Kölliker in Würzburg:

Berichte von der k. zootomiſchen Anſtalt zu Würzburg. Zweyter Bericht 1847/48. Leipzig 1849. 4.

Von Hrn. Dr. Foelix in Paris:

Revue de droit français et étranger. Tom. VI. 4. livr. Avril 1849. Paris. 8.

Von Hrn. Dr. Conſt. Höfler, Archivar in Bamberg:

Des Ritters Ludwig von Eyb Denkwürdigkeiten brandenburgiſcher (hohenzolleriſcher) Fürſten. Bayreuth 1849. 8.

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 28.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. September.

Nro. 183. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

3) Chemische Analyse einiger gypshaltiger bituminöser Bittererde-Mergel (gewöhnlich Salzthone genannt) der Steinsalzformation von Berchtesgaden.

Schon unterm 9. März 1844 hatte ich in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe eine Abhandlung über den sogenannten Salzthon gelesen, die auch in den gelehrten Anzeigen unserer Akademie vom 23. Mai im Auszuge abgedruckt worden ist; dort hatte ich meine Ueberzeugung ausgesprochen, daß eine wahrscheinliche Theorie der Bildung des Steinsalzes nur aus einer möglichst vollständigen Kenntniß der mit ihm zugleich entstandenen, dasselbe stets begleitenden Gebirgsarten, die in der Regel immer dieselben sind, hervorgehen könne, und ich habe da schon in mehreren Analysen gezeigt, daß sich der untersuchte Salzthon von den gewöhnlichen Thonarten durch einen starken Gehalt von kohlensaurer Bittererde unterscheide, so wie durch eine gewisse Quantität Schwefeleisen, an dessen Existenz Berzelius freylich aus gewissen Gründen nicht glauben wollte.

Ich hatte zur selben Zeit noch mehrere Analysen von Salzthonarten aus andern Fundorten unternommen, welche in der Hauptsache dasselbe Resultat gaben.

Ich will hier nur einige Analysen anführen, die hinreichen, meine eben ausgesprochene Behauptung zu rechtfertigen.

Die eigentlichen sogenannten Salzthone des Haselgebirges sind zerreiblich, geben angehaucht einen Thongeruch von sich, und brausen nicht mit Säuren; eine neue Ursache, weßhalb man sie für Thon erklärte. Erst nachdem das fein geriebene Mineral durch Waschen mit destillirtem Wasser von Kochsalz und Gyps befreyt worden ist, beginnt die Einwirkung der Säure merklich zu werden.

Sämmtliche untersuchte sogenannte Salzthonarten wurden durch fortgesetztes Waschen mit destillirtem Wasser von allen im Wasser löslichen Substanzen befreyt, die aus Chlornatrium, Chlormagnesium und Gyps bestanden.

In einer Probirröhre bis auf 120° erhitzt verlieren die zwey sogleich zu beschreibenden Thonarten 1 Procent Wasser; das Wassergas macht denselben Eindruck auf das Geschmacksorgan, als die Destillationsprodukte von Tabak. In dieser Temperatur hatte jedoch das Gestein seine Farbe noch nicht verändert, was erst bey eintretendem Glühen geschah.

1. Analyse.

Lichtgrauer Salzthon des Haselgebirges, die Zwischenräume zwischen den braunen Salzkrystallen ausfüllend.

$\dot{S}i$	47,75	60,65 $\dot{A}l\,\dot{S}i$ (Thon)
$\dot{A}l$	12,90	
$\dot{C}a\ddot{C}$	4,85	
$\dot{M}g\ddot{C}$	14,45	
$\dot{F}e\ddot{C}$	16,81	
Bit	2,53	
$\dot{H}$	0,68	
	99,97	

2. Dunklere Sorte.

$\dot{S}i$	53,00	70,1 $\dot{A}l\,\dot{S}i$
$\dot{A}l$	17,100	
$\dot{C}a\ddot{C}$	1,850	
$\dot{M}g\ddot{C}$	12,335	
$\dot{F}e\ddot{C}$	14,550	
Bit	1,180	
$\dot{M}$	Spuren	
	100,015	

Dritte Sorte.

Schwärzlich braun, dicht, von erdigem Bruche, zwischen weich und sehr weich; das Gestein riecht beym Zerschlagen stark bituminös, und wird von kochender rauchender Salpetersäure nur sehr unvollkommen zersetzt. Feingerieben entwickelt es mit Salzsäure übergossen und nach dem Glühen Schwefelwasserstoffgas.

$\dot{S}i$	6,45	11,95 $\dot{A}_3\,\dot{S}i$
$\dot{A}l$	4,80	
$\dot{C}a\ddot{C}$	42,40	
$\dot{M}g\ddot{C}$	40,60	
$\dot{F}e$	0,90	
S	0,51	
Bit	4,31	
	99,87	

Nach diesen Untersuchungen sind also sämmtliche sogenannte Salzthonarten oder das Haselgebirge bituminöse Bittererde-Mergel, wo die Bittererde die Stelle des Kalkes der gewöhnlichen Mergel vertritt, und deren Thongehalt von 12 bis 25 Procent steigt. Der Thon dieser Mergel nähert sich, wie wir sehen, einem neutralen Thonerdesilicat, gleich den feuerfestesten Thonen der Steinkohlenformation; theils einem basischen Thonerdesilicat nach der Formel $\dot{A}l^2\,\dot{S}i^3$. Ich nehme den Schwefel wieder in Verbindung mit dem Eisen als Schwefeleisen $\dot{F}e$ an, wie ich dieses in meiner frühern oben angeführten Abhandlung that, und da die Schwefelverbindung als das Arfvedson'sche zweyte Eisensubsulphuret annahm.

Es hat zwar Berzelius in einer Anzeige meiner frühern Analyse verschiedener Salzthonarten ausgesprochen: er könne nicht glauben, daß sich eine so leicht zersetzende Verbindung wie das oben genannte Subsulphuret so lang im Gestein zersetzt hätte erhalten können, und der Schwefel werde eher von einem basischen schwefelsauren Salze herrühren, welches durch das Glühen vom Bitumen des Thons reducirt worden sey. Allein abgesehen davon, daß basisches schwefelsaures Eisenoxyd nicht so leicht in der von Berzelius angegebenen Weise über der Lampenflamme reducirt werden kann, spricht gegen diese Annahme von Berzelius:

1) Die Entwicklung von Schwefelwasserstoffgas findet stets statt, wenn das gewaschene, fein geriebene Mineral mit Salzsäure übergossen wird, was natürlich das basisch schwefelsaure Eisenoxyd vor seiner Reduction nicht veranlassen könnte.

2) Daß Salzsäure das basisch schwefelsaure Eisenoxyd ausgezogen haben würde, wenn solches darin vorhanden gewesen wäre.

3) Daß, wenn man den Mergel (vulgo Salzthon) in einer mit Wasserstoffgas gefüllten Flasche in Salzsäure auflöst, während die Flasche nicht vollkommen luftdicht verstopft gehalten worden ist, sich nach der Auflösung bloß Eisenoxydul, aber keine Spur von Oxyd findet.

Was die leichte Zersetzbarkeit des oben angegebenen Subsulphurets beym Zutritt von atmosphä-

rischer Luft betrifft, so findet sich diese Verbindung im Salzmergel von Bitumen umhüllt, das den Zutritt von Luft und Wasser verhindert.

Wir haben schon oben gesehen, daß sogar der dem Salzthon beygemengte Gyps die Einwirkung concentrirter Schwefelsäure auf die kohlensauren Salze verhindert, um wie viel mehr wird dieß die harzige Substanz thun, von welcher jeder Salzmergel stets durchdrungen ist.

Hr. Prof. Dr. Pettenkofer las:

Ueber die Unterschiede zwischen den deutschen und englischen hydraulischen Kalken.

Unsere wissenschaftlichen Kenntnisse über Kalk und Mörtel verdanken wir bekanntlich fast lediglich den ausgezeichneten Forschungen von Fuchs, welche er in den Jahren 1829 bis 1832 zum Nutzen und Frommen des Allgemeinen bekannt gemacht hat. Den hydraulischen Kalk anlangend ist seit Fuchs nichts mehr von allgemeiner Bedeutung erschienen, wohl vorzüglich deßwegen, weil Fuchs in der That fast nichts mehr zu thun übrig gelassen hat. Er hat den ganzen Vorgang des Brennens, des Erhärtens und dessen Bedingungen auf so einfache klare Principien zurückgeführt, daß die sonst räthselhaften Phänomene nun selbst jedem Laien im klarsten Lichte erscheinen. Auch für die bisher nicht näher motivirten Erscheinungen des schnelleren und langsameren, oder des schwächeren und stärkeren Erhärtens, welche oft bey chemisch gleichen Cementen sich zeigen, und welche ich gleich näher betrachten werde, findet sich der rechte Weg der Erklärung bereits von Fuchs angedeutet, indem er von verschiedenen Cohärenzzuständen der Kieselerde spricht.

Veranlassung zu den folgenden Untersuchungen hat Hofbauintendant von Klenze gegeben, welcher mir seine Erfahrungen über die auffallend größeren Vorzüge der englischen hydraulischen Kalke (besonders des Portland-Cementes) vor den deutschen mittheilte, und mich aufforderte, nach den eigentlichen Gründen dieser Verschiedenheit zu forschen, welche um so auffallender war, da beyde Mergelarten, woraus die Kalke sowohl in England als in Deutschland gebrannt werden, durchschnittlich gleichen Thongehalt zeigen. — Die deutschen hydraulischen Kalke sind, so wie sie in den Handel gebracht werden, meist lichte, gelbe, sich mehlig anfühlende Pulver, die mehr oder minder rasch unter Wasser erhärten, und wenn sie äußerlich selbst ganz hart erscheinen, doch im Innern der Masse noch sehr lange weich und leicht zerreiblich bleiben. Der Portland-Cement kommt als ein graues, sich sandig anfühlendes Pulver in den Handel. Mit Wasser zu einem dicken Breye abgemacht erhärtet er unter Wasser in sehr kurzer Zeit zu einer durch und durch gleichmäßig harten Masse.

Diese Verschiedenheiten konnten auf zwey Gründen beruhen: 1) auf der verschiedenen chemischen Beschaffenheit desjenigen Theiles der Mergel, welcher gewöhnlich Thon genannt wird, und 2) auf dem verschiedenen Grade des Brennens der Mergel, d. i. auf der Einwirkung des Aetzkalkes auf den thonigen Bestandtheil, was man in der Regel mit dem Grade des Aufschließens des Thones bezeichnet. Ich habe Herrn Anton Hopfgartner aus Wien, Studirenden an hiesiger Hochschule, aufgefordert, den Gegenstand nach der von mir bezeichneten Richtung in meinem Laboratorium zu bearbeiten, was er denn auch mit eben so viel Talent als Fleiß im Laufe des vergangenen Wintersemesters ausgeführt hat.

Um sich über die möglichen Differenzen der Mergelbestandtheile und deren Einfluß auf den Proceß der Erhärtung zuvörderst ein Urtheil zu verschaffen, wurden zwey solche hydraulische Kalke gewählt, und einer genauen Analyse unterworfen, welche im Erfolge der Erhärtung sehr große Verschiedenheiten zeigten; nämlich der berühmte Portland-Cement, und ein in Bayern gebrannter von sehr mittelmäßiger Qualität.

Fast alle in Deutschland aus Mergel gebrannten hydraulischen Kalke besitzen eine gelbliche Farbe, der Portland-Cement hingegen eine schwärzlich graue. Dieses ließ eine qualitative Verschiedenheit in den

Bestandtheilen vermuthen, etwa in der Art, daß vielleicht unsere gebrannten Mergel Eisenoxyd, der Portland-Cement hingegen Eisenoxydul oxyd enthielten, oder daß die schwärzliche Färbung vielleicht auch von Kohle herrührte. (Aus vorläufigen Untersuchungen wußte ich schon, daß der Portland-Cement — im Gegensatze zum Roman-Cement — kaum eine Spur Mangan enthielt, von welchem oft eine dunkelbraune Färbung des gebrannten Steines bedingt wird.) Bey der Untersuchung hat sich aber weder ein Gehalt von Eisenoxydul, noch Kohle ergeben. Wovon die dunkle Farbe des Portland-Cementes herrührt, wird weiter unten angegeben werden:

Es haben sich folgende Bestandtheile in den angegebenen Gewichtsverhältnissen gefunden.

Deutscher gebrannter	Mergel	Portland-Cement
Kalk	52,11	54,11
Bittererde	3,05	0,75
Kali	1,00	1,10
Natron	0,25	1,66
Thonerde	3,80	7,75
Eisenoxyd	3,20	5,30
Kieselerde	20,82	22,23
Kohlensäure	4,75	2,15
Phosphorsäure	2,55	0,75
Schwefelsäure	0,57	1,00
Unaufgeschloßner Thon	1,90	2,20
Wasser	6,00	1,00
	100	100

Die Differenz im vorliegenden Falle besteht vorzüglich im Gehalte von jenen Bestandtheilen, welche gewöhnlich den sogenannten Thon der Mergel bilden. Genaue Untersuchungen haben mir ergeben, daß die Güte eines hydraulischen Kalkes vorzüglich hierin ihren Schwerpunkt hat. Man hat bey den Mergelsorten bisher alles, was sich nicht in verdünnten Säuren lösen wollte, Thon genannt, und häufig geglaubt, daß mit diesem Namen immer ein und dasselbe bezeichnet seyn müsse, obschon Fuchs die verschiedene Zusammensetzung desselben erwiesen und hervorgehoben hat. Nicht der Thongehalt eines Mergels überhaupt, sondern die chemische Zusammensetzung dieses sogenannten Thones ist wesentliche Bedingung für einen guten hydraulischen Kalk.

Dieser thonige Bestandtheil muß in der Art zusammengesetzt seyn, daß die in ihm enthaltene Kieselerde nicht schon während des Brennens an den Kalk treten kann. Dieses wird aber bey hohen Temperaturen nur verhindert werden können, wenn sie hinlänglich mit Körpern verbunden ist, zu welchen sie in hohen Temperaturen eine größere Affinität besitzt, als zum Kalke. Als solche Körper bezeichne ich vorzüglich die Alkalien im Vereine mit Thonerde und Eisenoxyd. Das Brennen hat, wie uns Fuchs so schön gezeigt hat, den doppelten Zweck, den kohlensauern Kalk zu Aetzkalk umzugestalten, und dann durch diesen gebildeten Aetzkalk den enthaltenen Thon aufzuschließen, d. i. für weitere chemische Zersetzungen zugänglich zu machen. Der Proceß, welchen man mit dem gepulverten und mit Wasser angemachten hydraulischen Kalk erzwecken will, ist nach Fuchs die Bildung eines Kalkhydrosilikates (eines zeolithartigen Gesteins), welches den Zusammenhang des Wassermörtels bedingt, ähnlich wie das von Fuchs entdeckte Kalkhydrocarbonat das Bindende im Luftmörtel ist. — Es ist nun aber eine für die Praxis sehr gewichtige Frage: Auf welche Weise geht die Kalksilikatbildung am leichtesten und vollständigsten vor sich? Die Antwort darauf, welche allen bisher gemachten Erfahrungen entspricht, lautet: durch Substitution, d. i. dadurch, daß in der Glühhitze Silikate gebildet werden, welche andere Basen als Kalk enthalten, und zwar solche, welche bey der Behandlung mit Wasser ihren Platz, den sie der Kieselerde gegenüber eingenommen haben, theilweise oder ganz dem Kalke abtreten. Daß die Affinitätsverhältnisse zwischen den Substanzen je nach Temperatur und Medium wechseln, sich oft geradezu umkehren — solche Beyspiele gehören nicht zu den seltenen in der Chemie. —

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 29.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. September.
Nro. 184. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Unterschiede zwischen den deutschen und englischen hydraulischen Kalken.

(Schluß.)

Sind nun diese Basen in Wasser löslich (Kali und Natron), so werden sie aus der erhärtenden Masse in Wasser gelöst weggeführt (wie Fuchs zuerst beobachtet hat); — sind sie unlöslich (Thonerde-Eisenoxyd), so verbleiben sie darin, und bilden höchst wahrscheinlich basische Doppelverbindungen mit dem neu entstehenden Kalksilikat — da ja die Kieselerde mehr als irgend eine Säure die Eigenschaft besitzt, Doppelsalze und in den verschiedensten Sättigungsgraden zu bilden. — Hieraus lassen sich alle Erscheinungen mit Leichtigkeit erklären, welche bisher beym Brennen der Mergel beobachtet worden sind. Es gibt Mergel, welche ein gelindes, aber lange dauerndes Brennen erheischen; es gibt solche, welche starkes Feuer, aber nur für kurze Zeit ertragen, und solche, welche, gleichviel ob etwas gelinder oder stärker gebrannt (wenn das Brennen überhaupt nur zur Entkohlensäurung hinreichend ist), vorzügliche hydraulische Kalke liefern.

Der erste Fall wird seyn, wenn der thonige Bestandtheil sehr vorwaltend aus Kieselerde besteht. Die Hitze darf nicht höher getrieben werden, als eben ausreicht, den kohlensauren Kalk ätzend zu brennen, und die Kieselerde in den sogenannten aufgeschlossenen Zustand überzuführen. Wird die Hitze zu hoch, so verbindet sich schon während des Brennens der Kalk mit Kieselerde, was doch erst in Berührung mit Wasser geschehen sollte. Diese Mergelarten sind es auch meist, welche in sehr hoher Temperatur leicht zu Schlacken fließen, in Folge von gebildetem kieselsaurem Kalke. Die Mergelarten mit vorwaltender Kieselerde im thonigen Bestandtheile sind am schwierigsten zu gutem hydraulischem Kalke zu brennen. Ist die Hitze zu schwach, so wird die Kieselerde nicht gehörig aufgeschlossen; wird sie zu hoch, so verbindet sich schon ein großer Theil der Kieselerde während des Brennens chemisch mit Kalk, und wird dadurch unwirksam für die Erhärtung unter Wasser. Will man aus Kieselerde und Kalk Cemente brennen, so darf man bekanntlich nur wenig Kalk im Verhältnisse zur Kieselerde nehmen, eben nur so viel, als hinreicht, die Kieselerde aufzuschließen (Fuchs schreibt 3 Theile Kieselerde und 1 Theil Kalk vor), welche sich dann erst auf nassem Wege in Berührung mit Kalkhydrat vollständig sättigt.

Der zweyte Fall wird seyn, wenn der thonige Bestandtheil vorwaltend aus einer Verbindung von Kieselerde und Thonerde (aus reinem Thone) besteht. Dieser braucht erstlich eine hohe Temperatur, um aufgeschlossen zu werden, darf aber dann nicht lange in diesem Zustande mit Aetzkalk geglüht werden, weil sich sonst schon im Feuer Kalk mit einem Theile des aufgeschlossenen Thones verbindet zu einem Kalk-Thonerde-Silikat, welches später mit Wasser nicht mehr bindet. (Solche Mergel halten übrigens ohne zu schmelzen ein sehr heftiges Feuer aus). Günstiger stellen sich die Verhältnisse, wenn der Mergel reich ist an Eisenoxyd. Es tritt, wie im ebenerwähnten Falle Kalk, so nun Eisenoxyd in die Zusammen-

ſetzung des Thones ein. Das entſtandene Eiſenoxyd-Thonſilikat wird auf naſſem Wege durch Kalk wieder in der Art zerſetzt, daß durch Verdrängung eines Theiles der beyden Baſen Kalk in Verbindung mit Kieſelerde tritt. Fuchs hat gezeigt, daß unſere gewöhnlichen Ziegelſteine nicht als Cemente gebraucht werden können, ſelbſt wenn ſie ziemlich ſtark gebrannt worden ſind, daß ſie aber bis zu dem Grade des Schmelzens erhitzt, wo ſich ihre rothe Farbe in eine ſchwarzgraue umwandelt, und wo ſich das Eiſenoxyd mit dem Thone verbunden hat, mit Kalk unter Waſſer erhärten. Nach dem Erhärten unter Waſſer zeigt ſich eine viel hellere Farbe, als vor dem Erhärten, ein ſicheres Zeichen, daß das im Feuer entſtandene Silikat auf naſſem Wege durch Kalk zerſetzt wird, und aller Wahrſcheinlichkeit nach zu baſiſchen Doppelſilikaten: denn wollte man annehmen, es würde durch Kalkhydrat ein nicht chemiſch mit andern Körpern verbundenes Eiſenoxyd oder Eiſenoxydhydrat ausgeſchieden, ſo müßte ſich eine rothe oder rothgelbe Farbe zeigen, was aber nicht der Fall iſt.

Die beſten hydrauliſchen Kalke werden endlich jene Mergel liefern, welche als thonigen Beſtandtheil Silikate enthalten, in denen alle Kieſelerde mit ſolchen baſiſchen Körpern hinlänglich geſättigt iſt, die im Feuer nicht durch Kalk aus der Verbindung geſchieden werden, wohl aber im aufgeſchloſſenen Zuſtande auf naſſem Wege mit Kalk cementirt von dieſem durch Subſtitution aequivalente Theile aufnehmen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ein Alkaligehalt des thonigen Beſtandtheiles vorzüglich günſtig und beſchleunigend auf die Erhärtung einwirken muß, weil dieſe Baſen ihre Stellung der Kieſelerde gegenüber auf naſſem Wege ſchnell und gänzlich dem Kalke überlaſſen, und in Waſſer gelöst austreten. Denkt man ſich in den beyden obigen analyſirten Proben den Gehalt an Kieſelerde nach dem Brennen an Thonerde, Eiſenoxyd, Kali und Natron gebunden, ſo wird man durch Vergleichung des Sauerſtoffgehaltes der Baſen mit dem der Kieſelſäure finden, daß in der engliſchen mehr von dieſen baſiſchen Körpern vorhanden iſt, als zur Bildung eines neutralen Silikates nöthig iſt, in der deutſchen hingegen weniger. Im erſten Falle hat man das Verhältniß von 1 : 2,0, im zweyten wie 1 : 3,7.

Setzt man ein Gemenge aus

22,2	Theilen	Kieſelerde
3,0	„	kohlenſaurem Natron
7,7	„	Thonerde
5,3	„	Eiſenoxyd

einem heftigen Feuer aus, ſo erhält man eine ſchwarze Schlacke, welche feingepulvert mit Kalk unter Waſſer ſehr gut erhärtet. Dieſe Schlacke befindet ſich auch im Portland-Cement, und ſie iſt auch die Urſache ſeiner dunklen, im feuchten Zuſtande ſchwärzlich grauen Farbe. Dieſes beweist, daß der Mergel, welcher den Portland-Cement liefert, ſo viel gebrannt wird, bis der darin befindliche thonige Beſtandtheil in Fluß kommt, was bey ſeinem bedeutenden Alkaligehalte ſchon bey nicht zu hohen Temperaturen geſchehen muß. — Ich verdanke der Güte des Hrn. Oberbergraths v. Fuchs ein Bruchſtück einer Mergelkugel von der Inſel Sheppey, welche den berühmten Roman-Cement liefern. Dieſes Stück ſo weit gebrannt, bis alle Kohlenſäure entwichen war, lieferte ein mehliges gelbliches Pulver, ganz vom Anſehen unſerer gewöhnlichen hydrauliſchen Kalkpulver, es erhärtete unter Waſſer raſch, und erlangte eine ſehr große Feſtigkeit. Wurde der nämliche Stein ſtärker gebrannt, ſo nahm er nach dem Erkalten eine ſchwärzliche Farbe an, war viel ſchwieriger zu pulvern, das Pulver fühlte ſich nicht mehr mehlig, ſondern ſandig an, es erhärtete unter Waſſer nun etwas langſamer, wurde aber noch viel feſter, als die ſchwächer gebrannte Probe.

Ich habe ſchon von mehreren Seiten gehört, der Portland-Cement ſey kein einfach gebrannter Mergel, ſondern ein künſtliches Produkt. — Es iſt ſehr wohl möglich, ja ſogar ſehr wahrſcheinlich, daß dieſes Gerücht wenigſtens theilweiſe gegründet iſt. — Der Natrongehalt iſt ſo groß, daß man den Verdacht nicht unterdrücken kann, daß Soda bey der Fabrikation zugeſetzt werden möchte. Ich habe mich auch überzeugt, daß manche unſerer Mergel halbgebrannt, dann in eine Sodalöſung, welche ſie begierig einſaugen, gelegt, und endlich fertig gebrannt — dem Portland-Cement ganz gleiche Produkte liefern. Durch den Grad der Concentration der Sodalauge läßt ſich die Quantität des Natrons regeln, welche zugeſetzt werden ſoll.

Dieſes Schmelzen des thonigen Beſtandtheiles der Mergel beym Brennen, wodurch der Aetzkalk gleichſam von einer Glasdecke umhüllt wird, bedingt auch die Wirkung der hydrauliſchen Kalkpulver auf die Geſchmacksnerven, worauf mich Hr. Prof. Schafhäutl zuerſt aufmerkſam machte, indem er mir mittheilte, daß die engliſchen Empiriker die gebrannten Mergel koſten, und jene vorziehen, welche am wenigſten laugenhaft ſchmecken.

Dieſes Schmelzen des thonigen Beſtandtheiles iſt ferner auch deßhalb ein weſentlicher Vorzug des Portland-Cementes vor anderen hydrauliſchen Kalken, weil dadurch eine eigenthümliche Beſchaffenheit des Pulvers bedingt iſt. Man ſollte denken, daß Pulver ähnlicher Körper, welche durch ganz gleiche Siebe geſchlagen worden ſind, einen gegebenen Raum im Verhältniſſe ihrer ſpecif. Gewichte erfüllen ſollten. Das ſpecif. Gewicht der analyſirten deutſchen Probe iſt 2,723 — das der engliſchen 3,050. Ein bayr. Cubikfuß des deutſchen hydrauliſchen Kalkes wog (durch Einklopfen in eine paſſende Form beſtimmt, bis keine Volumsänderung mehr wahrgenommen werden konnte) im Durchſchnitte vieler unter ſich ſehr genau ſtimmender Verſuche 45 bayriſche Pfunde. Nach dem Verhältniſſe der ſpecifiſchen Gewichte hätte ein Kubikfuß Portland-Cement 50 Pfunde wägen ſollen. Er wog aber 83 Pfunde, mithin 33 Pfunde pr. Kubikfuß mehr, als aus ſeinem ſpecifiſchen Gewichte im Vergleiche mit dem deutſchen abgeleitet werden konnte. Dieſe für den erſten Anblick höchſt auffallende Thatſache klärte ſich ſehr einfach und genügend auf, als ich die beyden Pulver mit Terpentinöl befeuchtet unter dem Mikroſkope betrachtete. Beobachtet man die im Terpentinöle ſchwimmenden und rotirenden Pulvertheilchen, ſo ſieht man, daß das Pulver des Portland-Cementes meiſt aus kleinen Blättchen und Tafeln beſteht, während das des andern ſich ſehr der Kugelform nähert. Denkt man ſich beyde in aufeinander liegenden Maſſen, ſo läßt ſich der eine einer Mauer von Quadern, der andere einer Schichte von Rollſteinen vergleichen; beym erſteren berühren ſich Flächen, beym letzteren Punkte, daher ſo viele Zwiſchenräume mehr, als beym erſten. Hieraus ergibt ſich, daß ſelbſt bey gleicher chemiſcher Beſchaffenheit ein Cement gut und beſſer ſeyn kann. Dieſem phyſikaliſchen Umſtande verdanken die engliſchen hydrauliſchen Kalke größtentheils ihren wohl gegründeten Ruf; ſie enthalten in gleich hohen Schichten faſt noch einmal ſo viel bindendes Material, als diejenigen, welche kuglige Pulvertheile haben. — Die Adhäſion wächst nicht im einfachen, ſondern wenigſtens im quadratiſchen Verhältniſſe (wie jede phyſikaliſche Anziehung), und ſomit erklärt ſich leicht die ſo auffallend größere Feſtigkeit. Daher iſt auch eckiger Sand im Mörtel, und eckige Bruchſtücke von Rollſteinen im ſogenannten Spritzbewurfe von den Empirikern ſo bewährt befunden worden.

Aus der Form der Pulvertheile dürfte ſich auch mit Leichtigkeit das Gefühl des Fettigen, Mehligen, Sandigen, Glaſigen u. ſ. w. erklären, welches wir beym Befühlen verſchiedener Pulver empfinden. — Die Form, welche die allergeringſte Adhäſion an unſerer Hand geſtattet, wird uns den Eindruck des Fettigen machen u. ſ. w. Hr. Oberbergrath von Fuchs hat ein für andere Zwecke angeſtelltes Experiment mit Speckſtein mitgetheilt, was aber weſentlich hieher gehört. (Siehe die gekrönte Preisſchrift von Fuchs über den hydrauliſchen Mörtel.) Bittererdeſilikate (Speckſtein z. B.) fand er unwirkſam als Cemente — ſelbſt als feinſte Pulver ſowohl im geglühten als ungeglühten Zuſtande angewendet. Er verſuchte zuletzt die Wirkung der höchſten Hitzgrade, um eine Affinität des Kalkes zu der im Speckſtein enthaltenen Kieſelerde rege zu machen. Er ſagt: „Dieſes gelang mir auch wirklich mit dem Speckſteine, den ich vor dem Gebläs einer ſo ſtarken Hitze ausſetzte, als ich nur hervorzubringen im Stande war. Er verhielt ſich nun wie ein gutes Cement, was um ſo merkwürdiger iſt, da er durch das Brennen eine ſolche Härte erlangt hatte, daß er lebhafte Funken mit dem Stahle gab.“ Offenbar haben ſich durch das Glühen nicht die chemiſche Zuſammenſetzung, ſoudern nur die Aggregationsverhältniſſe geändert. — Mit Kieſelerde habe ich ganz analoge Reſultate erhalten. Kieſelerde von der Bereitung der Kieſelfluorwaſſerſtoffſäure — bekanntlich die lockerſte Kieſelerde, die man erhalten kann — erhärtet mit Kalk unter Waſſer gar nicht. — Aus verdünntem Waſſerglas ausgeſchiedene Kieſelerde erhärtet mit Kalk ſchlecht unter Waſſer, beſſer eine aus concen-

trirtem Waſſerglaſe dargeſtellte u. ſ. w. Ich werde dieſe eigenthümlichen Beziehungen der phyſikaliſchen Adhäſion zum chemiſchen Proceſſe zum Gegenſtande einer eigenen Arbeit machen, es genügt mir, hier einige Andeutungen gegeben zu haben, daß ein Körper verſchiedene Eigenſchaften ohne Aenderung der chemiſchen Zuſammenſetzung durch bloße Aenderung der Adhäſionsverhältniſſe erlangen kann, und daß es nicht immer nothwendig iſt, an katalytiſche Kräfte und allotropiſche Zuſtände zu glauben.

Aus eben dieſer Form der Pulvertheile erklärt ſich auch eine Beobachtung von Gay-Luſſac, welche er beym Brennen des Gypſes machte, daß nämlich ein Gyps, der ſchon im Steine etwas cohärenter iſt, auch nach dem Brennen und Pulvern beſſer erhärtet, als ein aus minder cohärentem Steine dargeſtellter bey ſonſt ganz gleicher chemiſcher Zuſammenſetzung.

Das viel raſchere Verderben unſerer hydrauliſchen Kalkpulver im Vergleiche mit den engliſchen durch Anziehung von Waſſer und Kohlenſäure aus der Luft iſt gleichfalls aus dieſer Beſchaffenheit des Pulvers — wenigſtens theilweiſe — zu erklären. Unter ganz gleichen Umſtänden nahm durch Liegen an der Luft bayriſcher hydrauliſcher Kalk um 4,47 Proc. an Gewicht zu, während der engliſche nur um 0,65 Proc. zugenommen hatte.

Ich bin der feſten Ueberzeugung, daß wir bey genauerem Nachforſchen auf der langen Mergelkette vom Bodenſee angefangen bis nach Ungarn hinab gewiß die nämlichen Mergel finden werden, wie man ſie in England zur Bereitung des Portland-Cementes benützt, welches Produkt einen ſehr bedeutenden Handelsartikel der Engländer ausmacht. Ich empfehle den Gegenſtand der Commiſſion der k. b. Akademie der Wiſſenſchaften, welche für die naturhiſtoriſche Erforſchung des Königreiches niedergeſetzt iſt.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Claſſen der k. Akademie der Wiſſenſchaften im Monat Juni 1849 vorgelegten Einſendungen an Druckſchriften.

Von Hrn. Domprobſt Dr. v. Deutinger in München:

Die ältern Matrikeln des Bisthums Freyſing. 2. Band. München 1849. 8.

Von dem naturhiſtoriſchen Vereine der preußiſchen Rheinlande in Bonn:

Verhandlungen. Bonn 1848. 8.

Von dem Vereine für Geſchichte und Alterthumskunde Weſtfalens in Münſter:

Zeitſchrift für vaterländiſche Geſchichte und Alterthumskunde. X. Bd. Münſter 1847. 8.

Von der k. preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin:

Monatsberichte. April, März 1849. Berl. 8.

Von Hrn. Julius Budge, Profeſſor der Medicin zu Bonn:

Clepsine bioculata. Bonn 1849. 8.

Von der Société de l'histoire de France in Paris:

Bulletin. No. 4. Avril 1849. Paris. 8.

Von Hrn. Prof. Grunert zu Greifswald:

Archiv der Mathematik und Phyſik. 12. Th. 3. Heft. Greifsw. 1849. 8.

Loxodromiſche Trigonometrie. Ein Beytrag zur Nautik. Leipzig 1849. 8.

Von dem Koninklijk Nederlandsche Instituut van Wetenschappen, Letterkunde en Schoone Kunsten in Amſterdam:

Verhandelingen der eerste Klass. I. Th. II. St. Amsterd. 1848. 4.

Tijdschrift voor de Wis-En Natuurkundige Wetenschappen. II. Th. 3. 4. Abth. Amsterd. 1849. 8.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 30.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. September.
Nro. 185. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ferner legte der Herr Classensecretär folgende Notiz vor:

Ueber die Drüsen an den Haaren der Processionsraupe, von Professor Dr. Fr. Will in Erlangen.

Die Untersuchungen, welche ich im Sommer vorigen Jahres über den in den Haaren der Processionsraupe befindlichen Stoff anstellte, der die bekannten schädlichen Einwirkungen auf den thierischen und menschlichen Organismus ausübt, führten nothwendig auch zu der Frage, ob derselbe, ohne von einem eigenen Organ abgesondert zu seyn, im ganzen Körper der Raupe verbreitet sey, oder ob in und an den Haaren sich besondere Drüsen finden, als deren Sekret er angesehen werden müsse. In einer Abhandlung in Froriep's Neuen Notizen habe ich bereits nachgewiesen, daß der fragliche Stoff Ameisensäure ist. Diese Erfahrung mußte um so mehr darauf hindeuten, daß hier die Ameisensäure ebenfalls von besonderen, mit den Haaren in Verbindung stehenden Drüsen abgesondert werde, als dieselbe bey den Ameisen, den Bienen, Wespen, Spinnen und überhaupt, wo sie bis jetzt bey Thieren beobachtet wurde, durch eigene Drüsenapparate secernirt wird. In der That ist es mir nun auch gelungen, diese Drüsen aufzufinden, und ihre Verbindung mit den Haaren nachzuweisen.

Die Haare der Prozessionsraupe sind hohl, wie die aller anderen Raupen, die ich untersuchte, und unterscheiden sich nur in so fern von denen anderer Raupen, als sie mit der Haut ziemlich fest verbunden sind. Reißt man sie mit Gewalt los, oder schneidet sie ganz kurz ab, so sieht man auf der Haut deutlich den Ring, auf welchem die Rindensubstanz jedes Haares aufsitzt; außerhalb desselben liegt ein etwas dunklerer Ring, welcher sich durch dichtere Substanz und dunkleres Pigment von der übrigen Haut unterscheidet; innerhalb desselben findet sich aber ein heller, dem Lumen des Haarkanales entsprechender, kreisrunder Flecken oder, besser gesagt, eine Oeffnung, durch welche der Inhalt der unmittelbar unter der Haut liegenden Drüse in den Haarkanal eintritt. Die Drüse ist flaschenförmig, aus langen, blinddarmigen, am Ende etwas angeschwollenen Kanälen zusammengesetzt, und mit einer einfachen durchsichtigen Membran eingehüllt. Der Inhalt der Drüsenkanäle ist weißlich, körnig, durchsichtig, oder gegen den Ausführungsgang hin durchscheinend; er stimmt mit dem in dem Haarkanal befindlichen Stoff vollkommen überein, nur ist er etwas zarter und durchsichtiger. In geeigneten Präparaten kann man den Inhalt des Haares in die Drüse, und umgekehrt den Inhalt der Drüse in den Haarkanal hinüberdrücken, so daß über den Uebergang des Sekretes in den Haarkanal wohl kein Zweifel bestehen kann.

Was das Auffinden der Drüsen betrifft, so hat man dabey mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen. Sie sind nämlich nicht nur in das kör-

nige Gewebe eingebettet, welches unmittelbar unter der Haut liegt, sondern es lagern sich auch noch dünne Stränge des Fettkörpers an ihren kurzen Ausführungsgang. Am Besten sucht man sie in den auf dem Rücken gelegenen gelben Flecken auf, wo größere Haare dichter beysammenstehen, die Drüsen größer sind und das gelbe Pigment durchscheinender ist. — Aehnliche Drüsen habe ich auch an den Haaren der Raupe von Bombyx salicis gefunden. Durch chemische Versuche, welche mit den Haaren dieser Raupe angestellt wurden, ließen sich auch Spuren von Ameisensäure in denselben nachweisen.

Sitzung der historischen Classe am 20. Juli 1849.

Herr Legationsrath v. Koch-Sternfeld, als ordentl. Mitglied der hist. Cl. erachtet es in diesem seinem Berufe, derselben von zwey dringlichen Anträgen des platten Landes, die da seit den Ereignissen, Vorgängen, und Verheissungen des J. 1848 allgemein besprochen werden, Nachricht zu geben; und so das besondere Augenmerk der verehrl. Cl. und gleichsam ihr Mitgefühl auf diese nationale Angelegenheit zu lenken. Es sind zunächst zwey Anforderungen, deren Erfüllung ohne Verkümmerung das Volk zuvörderst erwartet: nämlich 1) eine förderliche und wohlfeile Civilrechtspflege; und 2) eine naturgemässe und volksthümliche Verwaltung; beyde auf dem platten Lande, beyde auf dem histor. Boden angestrebt. Es handelt sich hier nicht von einer theoretischen Polemik über beyde Aufgaben; Ref. bewegt sich auch nur auf dem historischen Wege, worüber er sich einstweilen in einem zur Zeit wenig gekannten Localblatt, in dessen Nähe er als Landsasse zu verweilen pflegt, ausgesprochen hat *). Es sind lediglich Wahrnehmungen und gutachtliche Andeutungen, die Ref. mit Rücksicht auf die Landes- und Staatsgeschichte, eines Theils selbst aus der lebendigen Anschauung des Volkslebens geschöpft hat; und die ihm andern Theils, vielseitig zu Nutz und Frommen anderer, von Gemeindevorständen und Vertrauensmännern, welchen die Befriedigung des Volkes in der Rechtspflege und in der Verwaltung, in der I. Instanz, als im wahren Fundament des Staatslebens, vor allem am Herzen liegt, geboten wurden. Ueberhaupt erlaubt sich Ref. zu bemerken, würde es auf dem platten Lande, wo von dem Daseyn und dem Wirken einer Akademie der Wissenschaften, von der Größe und Verwendung ihrer pecuniären Hülfsmittel ꝛc. ꝛc. ziemlich getheilte Ansichten vorwalten, einen guten Eindruck machen, in den akademischen Verhandlungen fürder auch manchesmal die Ereignisse und Bedürfnisse des Volkslebens, die innern Angelegenheiten, wie im Laufe von 1848 selbst von oben herab dazu wieder die Vollmacht gegeben wurde, mit Theilnahme besprochen, und so dem bisher gleichsam abgeschlossenen antiquirten Substrat aus längst verflossenen Jahrhunderten, die so sehr bewegte Gegenwart, und die nicht minder verhängnißvolle Zukunft belehrend gegenüber gestellt zu sehen.

Es waren die im vorigen Jahre (1848) für die Nationalversammlung in Frankfurt auch in Bayern und Oesterreich ausgeschriebenen Ur- und Uebergangs-Wahlen, welche, unter einem bisher nicht gekannten Zusammenfluß von Bürgern und Landleuten, von Vorständen, Beamten und Geistlichen ꝛc. den ersten Anlaß zur Besprechung dessen, was vor allem noth thut, gaben. Es handelte sich davon, wie für die nach Frankfurt Abzuordnenden die Mandate lauten sollten? Der Bürger und Bauer auf dem platten Lande hegte die Meynung, daß man sich mit seinen Bedürfnissen und Zuständen, welche er in den bisherigen inländischen Ständeversammlungen verabsäumt glaubte, zu Frankfurt vor allem befassen würde. In den Begriffen, Anforderungen, und Erwartungen herrschte wie in den Wahlen selbst mannigfaltiger Wirrwar. Die aus der Haupt- und Residenzstadt über das ganze Land verbreiteten Programme, Manifeste, und Zumuthungen sprachen das Landvolk we-

*) In dem zu Reichenhall erscheinenden Wochenblatte: der Gebirgsbote, und zwar im Jahrgange 1849 in der Nr. 6—9 mit Nachtrag 13; und in Nr. 15—26.

nig an; es sah seine speciellen Interessen hierin weder erkannt noch gewahrt; und der Umstand, daß sich so viele Wahlcandidaten, und darunter sehr hochgestellte Notabilitäten, von der Hauptstadt aus anboten, oder anbieten liessen, machte die Wähler vollends irre. Daß es zu Frankfurt vorzüglich einen religiösen, einen kirchlichen Kampf gelte, diese Sage bewirkte einigen Eindruck. In dieser Lage überließ das Landvolk die Wahlen nach Frankfurt lediglich den Führern von zwey Partheyen, welche aus der Bureaukratie und aus dem Clerus hervorgetreten waren. Zwischen beyden galt es in der That auch einen Kampf. Ref. fühlte unter solchen Vorgängen keinen Beruf, für sich an den Wahlen theilzunehmen; er war nur Zuschauer. Aber er wollte und konnte es in seiner nähern Umgebung dem vielfältigen Ansinnen der Betheiligten nicht versagen, ihren Anliegen, Wünschen und Anträgen Gehör zu geben. Lauter und lebhafter erhoben sich diese noch während des Landtags vom J. 1848, und während seiner legislativen Thätigkeit, die Strafrechtspflege betr. Als vollends zu Anfang Februars d. J. die Staatsregierung selbst mit Gesetzentwürfen für die Civilrechtspflege in I. Instanz hervortrat, und ähnliche für die Verwaltung ankündigte; wollte auch Ref. nicht länger anstehen, nach der Stimmung des Volks, auf den Grund von Thatsachen und in ihrem geschichtlichen Verlaufe, vorliegende Betrachtungen nieder zu schreiben. Ref. beginnt seine Betrachtungen mit einem Rückblick auf das Rechtsbuch des K. Ludwig v. J. 1346 „wie die Söhne desselben angesehen haben den Gepreßten, den sie gehabt haben, in ihrem Lande zu Bayern, an dem Rechten, und wie sie davon zu Rath worden mit ihrem Herrn und Väterlein, Kaiser Ludwigen von Rom, (und wohl auch mit den Vertretern des Volks), und wie sie gesetzt und bestätiget haben alles das, was hernach geschrieben steht, nach seinem Gebot und Heissen.“

Und fünfhundert Jahre später habe ein Urenkel K. Ludwigs, auch ein guter Fürst zu Bayern: König Maximilian I., abermals gar manchen „Gepreßten“ in seinem Lande und wohl auch in der Zeit — wahrgenommen, und er habe darum, (im J. 1818) seinen Bayern eine neue Verfassung gegeben: und hierin und hiemit auch eine bessere Zukunft verheissen. In den Grundzügen dieser Verfassung, in deren aufrichtigem und rechtem Verständnisse und fortwährendem Vollzuge unstreitig die ersten, und selbst die zeitgemässen Bürgschaften für den nachhaltigen Wohlstand des Landes begriffen sind, ist unter Anderm geboten und verheissen: „Gleichheit der Gesetze, und vor dem Gesetze; — Unpartheylichkeit und Unaufhaltbarkeit der Rechtspflege; — Gleichheit der Belegung und der Pflicht ihrer Leistung; — Ordnung durch alle Theile des Staatshaushalts, rechtlicher Schutz des Staatscredits, und gesicherte Verwendung der dafür bestimmten Mittel; — Wiederbelebung der Gemeindekörper durch die Wiedergabe der Verwaltung der ihr Wohl (ihren Haushalt, ihre Gewerbe) zunächst berührenden Angelegenheiten.“ — So meynte es, so verhieß es der König „mit dem besten Herzen“ Max I. in der That.

Und im Tit. VIII, von der Rechtspflege insbesondere, wird unter andern gesagt: die Gerichtsbarkeit gehe vom Könige aus; — sie werde unter seiner Oberaufsicht durch eine geeignete, (also ganz hinlängliche) Zahl von Aemtern und Obergerichten in einer gesetzlich bestimmten Instanzen-Ordnung verwaltet, u. s. w. Dagegen hat die (vorberathende) Reichsversammlung zu Frankfurt (1848) vorläufig in den Grundrechten der Teutschen unter andern verordnet: „§. 34. Alle Gerichtsbarkeit gehe vom Staate aus. Es sollen keine Patrimonialgerichte bestehen. Die richterliche Gewalt werde selbständig von den Gerichten ausgeübt. Cabinets- oder Ministerialjustiz sey unstatthaft. Kein Richter dürfe wider seinen Willen versetzt oder quiescirt werden.“

„§. 40. Rechtspflege und Verwaltung sollen (fürder) getrennt seyn.“

„§. 41. Die Verwaltungs-Rechtspflege (Administrativ-Justiz!) höre auf. Auf Beschwerden wegen verweigerter, oder gehemmter, (oder unzureichend organisirter) Rechtspflege: — wenn die landesgesetzlichen Mittel der Abhilfe erschöpft seyen, schreite das Reichsgericht als vollkommen zuständig ein ꝛc. ꝛc.“ Der Wendepunkt des Strafrechtsverfahrens ist in Bayern eingetreten, bemerkt Ref. weiter; Lob und Preis dafür allen, welche an dem heilsamen Werke theilgenommen. Muth und Ausdauer allen, welche es durchzuführen berufen sind. An die Stelle des ideologen und pedantischen Untersuchungsprocesses vom J. 1813, und der ihm nachgesendeten dritthalbhun-

dert Novellen, wodurch bey der Verstocktheit und List der Inculpaten die Atzungskosten allein, abgesehen von den Hunderttausenden für die übervölkerten Zucht- und Strafhäuser, von jährl. 80,000 fl. nach und nach auf 420,000 fl. gestiegen, ist, unter Mündlichkeit und Oeffentlichkeit, der Anklagsprozeß getreten.

Zum Art. I. die Civilrechtspflege betreffend. Die Begriffe von Recht, von Gerichtsbarkeit, von richterlichen Organen, von deren localer Aufstellung und ihrer zureichenden Competenz, (ohne welche Unaufhaltbarkeit der Rechtspflege, und eine Gleichheit vor dem Gesetze nicht denkbar seyen), werden besprochen; aber auch die Ursachen vielfältig verkürzter, vernachlässigter, verkümmerter Rechtspflege; z. B. im Mißkennen der Naturlage, der Geschichte, des Charakters, der Wirthschaft der hiernach sehr verschiedenen Bevölkerungen; auch wegen einseitiger Ansichten, oder, was das schlimmste wäre, aus bloß finanziellen Rücksichten! werden angedeutet. Indem Ref. den Ursprung und die Gewähr aller Gerichtsbarkeit eigentlich in dem Gewissen, in dem Bewußtseyn der an einen Gott und an eine Vergeltung glaubenden Menschheit, sohin in der Familie erblickt, ist ihm die Rechtspflege an sich kein hoheitl. Monopol, wie sie es vielfältig geworden; sie gebühre gleichheitlich der ganzen Gesellschaft unter Oberaufsicht des Monarchen, oder des Staats. Die förderliche und wohlfeile Rechtspflege sey erster Lebensbedarf, mehr noch als Brod und Arbeit; sey neben der Wehrhaftigkeit und Sicherheit nach Aussen, im Innern die erste Bürgschaft des Staats; zur Beruhigung der Massen unfehlbarer, als irgend ein Einschreiten der bewaffneten Macht.

Wie nun in der Natur alles Körperliche und Geistige nur in der Vielheit und in der größten Mannigfaltigkeit lebe und webe, und nur so sich entwickeln und gedeihen könne; und wie es dann von selbst nach oben, und von oben herab, im Läuterungsprozeße, nur allgemach zur Einheit (Wahrheit!) strebe; ganz so müsse auch die Rechtspflege aufgefaßt werden, und zwar geographisch und authentisch, auf der breitesten und vollständigsten Unterlage, zuerst im Heimath- und Familien- dann im Markt- dann im Weltleben. Die LL. der Longobarden, der Alemanen, der Bayern, dienten zum Belege, wie überhaupt das christlich germanische Element; und erst das römische Kaiserrecht, von Bologna aus zu uns gebracht, habe uns im Genusse des Familien- und Volksrechts grossen Abbruch gethan. Von unsern vielen Patrimonial- und Dorfgerichten und Gedingen ꝛc. seyen schon die Herrschafts- und Landgerichte die nothwendig höhere Potenzirung gewesen; die Bestätigung der erstern nur eine Finanzquelle der Fürsten. So sey, im Laufe des 14. Jahrh., wie gesagt, das im Eingang bemerkte Landrecht von Kaiser Ludwig zu Stande gekommen. Aber schon seit der Mitte des 13. Jahrhunderts, als ein großer Theil der Dynasten abgegangen, und ihre Gebiete dem herzoglichen Stammgut zugefallen waren, habe sich Behufs der landesfürstlichen und vollständigern Rechtspflege in erster Instanz, neben der Patrimonialgerichtsbarkeit für streitige und nicht streitige Fälle jener merkwürdige Typus ausgebildet, der im Wesentlichen sich bis zum Schluß des 18. Jahrhunderts erhalten hat; nämlich das Pfleg- und Landgericht, als Einzelrichter, mit Zu- und Unterordnung der Verwaltung der autonomen Gemeinden und Stiftungen, des Kasten-Salz-Forst-Mauth- und Bräu-Amtes ꝛc.

Das Pfleg- und Landgericht war ein großartiger, der Zeit angemessener, für Menschen und Dinge förderlicher, Totalbegriff; und so nicht nur in Bayern, auch im stammverwandten Oesterreich, in Schwaben, Franken ꝛc. Der Pfleger, an seiner Seite stand der Landrichter, oder Gerichtschreiber, pflegte sein Amt mit der vollständigsten Competenz. Im Umfang des heutigen Königreichs Bayern lassen sich, neben den 300 und mehr landesfürstlichen Pfleg- und Landgerichten, über 2000 ehemalige Burggebiete als ebensoviele Patrimonialgerichte nachweisen; und je abgelegener eine Gemeinde, in öfter kaum zugänglichen Thälern und Schluchten, desto näher saß ihr der Richter, und der Schirmer (Vogt); auch der Siegler (für die Gewähr) und der Salmann (Grundbuchführer, Hubenrichter, Hypothekenwahrer) fehlten nicht. Kurz, jede Gemeinde, ob klein oder groß, gleichviel, sollte in allen ihren Rechtsverhältnissen förderlich und wohlfeil gepflegt werden.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 31.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. September.

Nro. 186. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Classe am 20. Juli 1849.

(Schluß.)

Drey Regierungs- und Verwaltungs-Maximen lagen dieser patriarchalischen und volksthümlichen Einrichtung zu Grund; vor allem das Dogma, daß die Beamten des Volkes, und nicht das Volk der Beamten wegen da seyen, nämlich: 1) der Pfleger und Richter sollte jeder Gemeinde, jedem Rechtsuchenden, so nahe als möglich und zu jederzeit zugänglich seyn; 2) der landesfürstliche Pfleger und Richter war für alle Rechtsfälle des gemeinen Mannes vollständig competent; 3) die Kosten der Rechtspflege waren nur Ersatz, nicht Gewinn; sie waren fundirt, d. h., wie im canonischen Rechte keine Kirche ohne Fundus, so war im christlich germanischen Princip jeder Amtsitz durch Ambacht, und mit den gehörigen Emolumenten ausgestattet, in keinem Falle aber durch finanzielle Calcüle und Zuthaten bedingt. So der gute, der wahre Brauch; aber auch dem Mißbrauch ist alles Irdische unterworfen. Auch für die Minderjährigen ward gesorgt; auch das Vergleichs- und Vermittlungsamt fehlte nicht: das Institut der Gerichtsprocuratoren, allenthalben nur für die I. Instanz competent, war ein sehr zweckmässiges. So ist es begreiflich, daß sich das mannigfaltige Substrat des Rechts, gleichsam der Rohstoff, schon in erster Instanz in sich selbst hinlänglich verarbeitete; daß da rückständige Prozesse eine Ausnahme von der Regel waren; und daß selbst die höhern Gerichtshöfe, die der II. und III. Instanz im Personale nicht zahlreich, und welchen es nicht an gereifter Erfahrung und würdiger Muße gebrach, die Recurse unschwer erledigten; von Competenzconflicten und Controversen war nicht die Rede. Anderes und Unerfreulicheres boten später freylich die Reichsgerichte: eben im Gefolge der Theorien ꝛc.

Indem durch die französische Revolution das dynastische Element, und das Patrimonialprincip geächtet, alle Functionen, auch die Moral und die Humanität, nur nach dem Calcül, nach Geld und für Geld bedingt wurden: waren auch die Rechtspflege, die Anwaltschaft, das Notariat, die Curatel mehr und mehr dieser mechanischen und lucrativen Richtung unterlegen. Die Rechtspflege mit all ihren Attributen ward von nun an als ein hoheitliches Staatsmonopol betrieben; und zwar vorerst dort, wo es das Volk am schmerzlichsten fühlen mußte: im Heimat- und Familienleben. Auch in Bayern wurden, zuvörderst in den neu erworbenen Gebieten, viele Gerichtssitze eingezogen, und dafür neue Amtssprengel zu 10—20 □ Meilen gebildet, und Volksmassen von 20—30 tausend Seelen rücksichtslos dahin eingewiesen.

Selbst in dem hohen Gebirge, in dem an Bayern übergegangenen Tyrol, das über hundert landesfürstliche Gerichtssprengel zählte, wurden diese auf 29, wovon einige 30—40 □ Meilen im Umfang hatten, reduzirt, und so die Bevölkerung auf die Strasse geworfen, und gleichsam zu jeder Jahreszeit da und dorthin gebannt: ein Verfahren, das

sich mitunter in dem hierauf erfolgten Aufstand (1809) furchtbar rächte. Dadurch belehrt, ließ man es später in den fränkischen Erwerbungen bey kleinern Gerichtssprengeln bewenden. Drey Ausgangspunkte hat dieser politische Calcül in der modernen Rechtspflege unverkennbar verfolgt. 1) Im Verkennen der organischen Natur des Rechts, das, wie Luft und Licht, aller vernünftigen Creatur und in jedem Winkel der Erde das erste Bedürfniß ist. Ein mechanisches Element nicht sowohl an die Stelle, als ausserhalb der angestammten Sprengel setzend, glaubte man dem Richteramt durch eine mehr oder minder complicirte Maschine fabrikmässig genügen zu können. 2) An den Kosten dieser Maschinerie sollte möglich gespart, ihr Ertrag vielmehr mittelst der Tax- und Stempelordnung eine ergiebige Staatsrevenüe seyn. 3) Als Mittel zum Zweck diente eine oberflächliche Statistik, die nur zählt, beziffert, und nicht wägt, die aller Gebietskunde bar ist; die da nicht weiß, wie die Bevölkerung wohnt, lebt, verkehrt, haushält. Das collegialische Verfahren mittelst der beygegebenen Adjunkten, Assessoren, Actuare hatte sich als illusorisch erwiesen. Zum Glück hatten nebenher die Herrschafts- und Patrimonialgerichte noch fortbestanden. Dennoch, und aller legislativen und administrativen Palliative ungeachtet, hatten sich in der Civil,- und seit 1813, in der Strafrechtspflege, die Geschäfte (der Rohstoff!) mehr und mehr angehäuft, wovon wieder ein großer Theil der II. und III. Instanz zuwuchs, was einerseits einen stäten Mehrbedarf an Personal, und anderseits eine schnelle Abnützung so vieler geistiger und materieller Kräfte zur Folge hatte. Selbst das Vermittlungsamt hatte die erwarteten Früchte nicht getragen; da man in den erworbenen Gebieten, dem System gemäß, nur nagelneue Functionäre angestellt *) und die ältern Beamten, die Vertrauensmänner, in der Rechtspflege sorgfältig beseitigt hatte.

Als ein triftiger Beleg über diese Zu- und Mißstände in der damaligen und seitherigen Rechtspflege ist den Betrachtungen ein wohl substanzirter Auszug aus dem vom damaligen Staatsminister der Justiz für das Etatsjahr 1817 an den König erstatteter Bericht (gedruckt zu München 1819) beygefügt. Während in diesem wichtigen Documente, woraus gar manches auch zwischen den Zeilen zu lesen ist, einerseits das Tabellenwesen, die Conduitlisten, das Collegialverfahren, die Advocatur als Mittel zum Zwecke, wiewohl unter steter Rücksicht auf finanzielle Ersparungen angerühmt werden; können anderseits die Mängel, das Illusorische, die Beschwerden der Gerichtsholden auch nicht in Abrede gestellt werden. Vordersamst ist es die furchtbare Anhäufung in der Criminaljustiz, wo z. B. in manchem Jahre bey 10,000 Angriffen und Verbrechen kaum $\frac{1}{5}$ der Thäter ermittelt werden konnte; (und das mit Hülfe der Gendarmerie, während es früher, mittels der exponirten Gerichtsdiener und kleineren Gerichtssprengel der umgekehrte Fall war;) was, im dreyfachen Instanzenzug, selbst den Justizminister in Verlegenheit setzte; und hiebey, wieder aus finanziellen Rücksichten, der schlechte Zustand der Gefängnisse. Auch die Rechtspflege in der Rheinpfalz ist hier besprochen; des Unzulänglichen in der Stellung der Friedensgerichte gedacht, und insbesondere sind die möglichen Gefährden des Notariats: nach den französischen Gesetzen, ein freyes, verkäufliches Gewerbe, gegen das seiner Function benöthigte Publicum ins Augenmerk genommen.

Ungeachtet die bayerische Rheinpfalz zu 112 □ Meilen, in einer ganz andern Naturlage, unter Bevölkerungs- und Wirthschaftsverhältnissen von 4—5000 Seelen auf der □ M. zu- und ausgänglich nach allen Seiten besteht, und mehrerentheils mit Ortschaften zu 1000—3000 Seelen; so zählt sie doch 31 Friedensgerichte, 4 Bezirksgerichte, 1 Apellhof, 12 Landescommissariate, 24 Rent- und 17 Forstämter ꝛc. ꝛc. Die dortigen Friedensgerichte durften früher nur bis zum Betrag von 200 Fr. erkennen: alle höheren Klagobjecte wurden an das collegialische Bezirksgericht in I. Instanz verwiesen; was aber, der topogr. Lage nach dort eben nicht beschwerlich fällt. Wie ganz anders stellt sich dagegen das Bedürfniß in der Rechtspflege in I. Inst. für die sieben diesseitigen Kreise mit 1251 □ Meilen; oder, nach Abschlag der Sprengel der Kreis- und Stadtgerichte sicher mit 1200 □ Meilen für das platte, z. Thl. Al-

*) „Grünes Holz," sagte der Bauer.

penland: auf der □ Meile mehrentheils nur 1000—1500, höchstens 2000 S. zählend — heraus!? Nach dem Boden-, Volks- und Wirthschaftscharakter dieser 7 Kreise, und insbesondere von Ober- und Niederbayern und bayer. Wald, werden nun in den vorliegenden Betrachtungen die Consequenzen gezogen. Zwar hat sich die Regierung seit dem J. 1837, nachdem sie bis dahin die Bitten der Gemeinden um Wiederherstellung der frühern, kleinern Landgerichtssprengel ziemlich schroff zurückgewiesen, die damals emanirte Novelle erwies sich für das platte Land als ganz unzulänglich, nach und nach zu 21 neuen Landgerichten verstanden, wozu die Landstände und die Gemeinden die Geldmittel reichlich boten. Allein dem wahren Bedarf ist damit bey weitem noch nicht genügt; um so weniger, als in Folge des Gesetzes vom 4. Juni 1848 über die Aufhebung der Patrimonial- und Herrschaftsgerichte den Landgerichten, dem Notariat, dem Hypothekenamt, der Pupillarschaft ꝛc. eine ausserordentliche Geschäftslast zugewiesen und den Gemeinden eben so viele bisherige Amtssitze entrückt werden. Zur Zeit, wo es sich um Durchführung dieses Gesetzes handelt, auch der privilegirte Gerichtsstand und die Siegelmässigkeit ꝛc. aufhören, bestehen in den diesseitigen 7 Kreisen neben 26 Kreis- und Stadtgerichten und 250 Landgerichten über 80 Herrschaftsgerichte und Patrimonialgerichte I. Cl. und c. 800 Patrimonialgerichte II. Cl. Die Kreis- und Stadtgerichte werden nicht säumen, sich jener Massen von Akten zu entledigen, für welche, streitiger und nicht streitiger Natur, Seitens des Adels und der Privilegirten daselbst bisher das Forum war. Mehr als 50 Millionen fl. Schulden sollen auf dem Adelgut lasten. Die langwierigen Rückstände in den Verlassenschaften der Geistlichkeit und ihrer Baufallsprozesse, immer lauter beklagt, werden an die Land- und Bezirksgerichte übergehend nur ein neues Stadium gewinnen. Bey der Ablösung der Grundlasten sind auch mannigfaltige Prozesse unvermeidlich u. s. w. *).

*) Die Zugabe eines Assessors, eines Actuars mehr bey dem einen oder andern Landgerichte hilft der Hauptbeschwerde des Volks, der Entlegenheit der Gerichtssitze, nicht ab.

Nach Angabe des damaligen Finanzministers in der II. Kammer waren im J. 1826 9500 Fiscalprozesse anhängig. Der bayerische Fiscus hat allzutief in die Anrechte und in den Besitzstand des Volkes eingegriffen. Eine ganz unpraktische und in ihren Folgen die Gemeinden sehr benachtheiligende Maßregel ist es auch, die zufällig nicht 10,000 Seelen und mehr befassenden Landgerichte, wären sie auch sonst noch so beachtungswerth, als Landgerichte II. Cl. mit geringern Gehalten, Exigenzen und Emolumenten zu bedenken. Eines dieser Landgerichte (Titmanning) mit 9600 Seelen zählt innerhalb 23 Jahren, lediglich darum, bereits eilf Landrichter. Das Pfleg- und Landgericht Teisendorf seit 800 J. bestehend, mit 8000 Seelen im Gebirg entlegen, ward im J. 1817 gleichsam über Nacht dem Landrichter zu Laufen eingeräumt. Bey Betrachtung solcher Thatsachen und Mißstände wird nun auch der Geschichtforscher und der in der Verwaltung unmittelbar nicht betheiligte Zeitgenosse den Gemeinden, ihren Besorgnissen, ihren Anforderungen seine Theilnahme nicht versagen können. Schon die vom Justizminister im Juli d. J. in der II. Kammer summarisch gegebene Uebersicht von der bevorstehenden Justizorganisation, und seitherige Verlautbarungen, und noch mehr, die 2 vollständigern Gesetzentwürfe vom 5. März d. J. (Reg. Bl. Nr. 9.) haben gegründete Besorgnisse und förmliche Verwahrungen hervorgerufen. Unter andern soll zwar in den 7 diesseitigen Kreisen noch eine größere Anzahl von Landgerichten als Einzelrichter bestellt werden; sie sollen aber, ähnlich den Friedensgerichten in der Rheinpfalz, und der Novelle vom J. 1837 analog, nur eine sehr limitirte Competenz, etwa bis zu 200 fl. ausüben können; alle wichtigern Fälle, alle Klagen über Grund und Boden, ewige Rechte, Gantverhandlungen ꝛc. sollen in I. Instanz an ein Bezirksgericht, das aus 1 Direktor und 5 Räthen besteht, verwiesen werden. In jedem Kreise sollen nur zwey Bezirksgerichte, (also etwa 14 diesseits des Rheins, auf 1200 □ Meilen?) bestehen. Analog dem Rheinkreise und nach dem Bedarf dürften kaum 50 genügen. Von den Landgerichten ginge die Berufung an die Bezirksgerichte, als zweyte und letzte Instanz. „Commissorio modo“ sollten zwar die Landgerichte auch vielfältig für die Bezirksgerichte functioniren, was

wäre damit gewonnen? Von den Bezirksgerichten ginge die Berufung an das Kreisgericht, bisher Appellationsgericht geheissen; und von demselben endlich an das Oberlandesgericht, bisher das Oberappellationsgericht.

Sehr zweckmäßig bliebe die Personal- und Sicherheits-Polizey, die Zuchtpolizey gleichfalls den Landgerichten vorbehalten. Sie hätten die Instruirung über Vergehen und Verbrechen u. s. w. Demnach sollte dem Landrichter, mit kaum zulänglich bemessener Besoldung und Exigenz, in der Person eines Gerichtsschreibers nur ein untergeordneter Functionär, nicht ein Stellvertreter zur Seite stehen; und nur ausnahmsweise hie und da ein Adjunkt, der selbständig amtiren kann, beygegeben werden. Hat sich die frühere Sparsamkeit in Bestellung einer ganz hinlänglichen Anzahl von Landgerichten als ein völlig verunglücktes Rechnungsexempel herausgestellt, indem dagegen die höhern Gerichtsbehörden an Personale und Exigenzen einen ungleich grössern Aufwand in Anspruch nehmen; so möchte ein ähnliches Resultat unter den beschränkenden Verhältnissen des neuen Organismus, in der That zu besorgen seyn; abgesehen von der offenbaren Einbusse der Landgerichte an Autorität, und gegenüber der Kostspieligkeit der in genügender Anzahl aufzustellenden Bezirksgerichte, die das platte Land in der Civilrechtspflege, unter Beybehaltung der bisherigen Stellung der Landgerichte und Kreisgerichte, unmittelbar gegeneinander, ganz beseitigt wünscht.

Schließlich fällt der Art 8. des Gesetzentwurfes den Landbewohnern besonders schwer aufs Herz. Demselben zufolge soll unter andern über die künftigen Gerichtssitze und Gerichtssprengel ꝛc. im Verordnungswege entschieden werden. Da nun, wie die Erfahrung lehrt, die bisherigen Wehen und Mißstände in der Rechtspflege und Verwaltung des platten Landes, wiewohl nicht absichtlich, eben vom Verordnungswege herrühren, so wünscht das platte Land, daß dießmal der Gesetzweg eingeschlagen, daß sofort ein detaillirtes Schema über Gerichtssprengel, Gerichtssitze, und Competenz in die Kammern, und so zur gehörigen Läuterung auf der Capelle der Erfahrung gebracht werden möchte.

Was den Art. II. einer naturgemässe und volksthümliche Verwaltung auf dem platten Lande, anbelangt, so bemerkt Ref. vorläufig, daß die Lösung dieser Aufgabe für die Wohlfahrt und Wirthschaft des Landes, den bisherigen Verheissungen und Anforderungen entsprechend, und gegenüber den Ein- und Uebergriffen des modernen Polizeistaats, der sogenannten Curatel, die Autonomie der Gemeinden und ihre geistlichen und weltlichen Stiftungen, ihre öffentlichen Arbeiten, und pecuniären Gebahrungen so fühlbar berührend und beirrend, nicht minder wichtig als die Rechtspflege sey; und zu einer noch umfassendern Substanzirung der Betrachtungen hierüber mittels Aufzählung von Thatsachen führte. Den Totalbegriff von einem bayerischen Pfleg- und Landgericht festgehalten, handelt es sich nun, nach Trennung des Richteramts von der Verwaltung, von deren Pflege, von der Aufstellung einer höchst wichtigen politischen Behörde dem Landgerichte gegenüber; sohin, wie es im Antrag zu stehen scheint, von Landescommissariaten mit grössern Bezirken; wofür aber die Gemeinden das altehrwürdige, und so viel aussprechende Prädicat Pflegamt, (wie in Oesterreich), und eine mehr genügende Anzahl derselben beybehalten wissen wollen. Die derselben nothwendig gebührende Competenz werde diesen Wunsch rechtfertigen, dagegen dürften die höhern und höchsten Behörden zu $\frac{2}{3}$ Theilen ihres bisherigen Ein- und Ueberlaufs enthoben werden, insbesondere, wenn endlich eine der wohlthätigsten Verheissungen der Constitution vom J. 1818, „die Wiederbelebung der Gemeindekörper durch die Wiedergabe der Verwaltung der ihr Wohl zunächst berührenden Angelegenheiten“ — in Erfüllung gehen würde.

Ob dem Ref. gestattet wäre, aus seinen dießfälligen Betrachtungen *) für diese Blätter auch einen kurzen Auszug zu liefern, möge dem Ermessen der verehrl. hist. Cl. anheimgestellt bleiben.

*) Gebirgsbote (Nr. 15—26).

Q.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. September.

Nro. 187. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Acts of the Government of India, from 1834 to 1848. Ordered by the House of Commons, to be printed. London 1849.

Die oberste Gewalt in allen bürgerlichen und militärischen Angelegenheiten der angloindischen Regierung beruht, nach einer Satzung des letzten Freybrieses der ostindischen Gesellschaft (1833. Aug. 28), in dem Oberstatthalter und seinen vier Räthen. Sie verfügen unter der Formel: der Oberstatthalter von Indien im Rathe. Die andern zwey Präsidentschaften, aus einem Statthalter und drey Räthen bestehend, sind ihnen untergeordnet. Die neu eingerichtete dritte Präsidentschaft für die nordwestlichen Kreise erhielt bald, um die Kosten zu mindern, bloß einen Vicestatthalter, welcher zu Agra residirt. Der Oberstatthalter im Rathe kann die bestehenden Verordnungen und Gesetze aufheben und neue erlassen, welche die Kraft von Parlamentsbeschlüssen haben. Deßhalb heißen sie auch nicht mehr, wie in den letzten vierzig Jahren (1793 — 1833) Verordnungen, sondern Acte der obersten Regierung. In frühern Zeiten mußten die Verordnungen von dem obersten königlichen Gerichtshof eingetragen werden; nur dann hatten sie Gesetzeskraft, nur dann waren sie von allen Gerichten anerkannt. Auch war eine Berufung nach England gestattet und der König konnte jede Verfügung aufheben. Alles dieß ist jetzt geändert. Der Oberstatthalter im Rathe hat, gleichwie die Legislatur der Heimath, die gesetzgebende Gewalt. Um die Thatsachen zu sammeln und die Vorarbeiten zu besorgen, wurde ein Gesetzgebungsausschuß für Indien eingerichtet. Er möge überdieß zu einer allgemeinen Polizeyordnung, für Einheimische wie für Engländer, die nothwendigen Einleitungen treffen. Der Hof der Direktoren ist verpflichtet, jährlich einen Rechenschaftsbericht über Einnahmen und Ausgaben, über das Schulden- und Pensionswesen des indischen Reiches, so wie die Akten oder Gesetze des Oberstatthalters im Rathe dem Parlamente vorzulegen. Alle diese Papiere werden dann dem Drucke übergeben, und bilden von nun an eine Hauptquelle der Geschichte.

Wir wollen aus dieser selbst in England wenig beachteten und auf dem Continente sehr seltenen Gesetzsammlung, die uns vollständig von ihrem Beginne 1834 bis zum Ende des Jahres 1848 vorliegt, die wichtigsten Akte hervorheben und, wo es nöthig scheint, kurze Bemerkungen hinzufügen. Aus ihnen ersieht man am sichersten, in welchem Geiste die Engländer Indien regieren und wie sie sich bestreben, das Volk nach und nach auf eine höhere Stufe der Kultur zu erheben. Wir haben, bey der nachfolgenden Darstellung überdieß, einige die indische Gesetzgebung betreffende Aufsätze des Calcutta Review (No. XVI. Dec. 1847. — No. XVII. März 1848. — No. XVIII. Juni 1848 und XXI. März 1849) zu Rathe gezogen, und ihnen einige Erläuterungen entnommen. Die indische Gesetzsammlung, welche die Aufschrift führt: The law relating to India and the East-India Company, with notes and an appendix, wovon in England schnell nacheinander mehrere Auflagen erschienen — wir besitzen die vierte vom Jahre 1842 — ersetzt aber keineswegs, wie man wohl glauben könnte, diese Aktensammlung.

Sie enthält bloß einige dieser Gesetze und ist im Ganzen nur auf den praktischen Gebrauch eingerichtet. Alle Documente, alle einzelnen Satzungen der Parlamentsbeschlüsse und Freybriefe, welche jetzt bloß einen historischen Werth haben, wurden weggelassen, so daß die ältere Sammlung von Russel: A collection of Charters and Statutes relating to the East-India Company; with an appendix. London 1817. (ein Band in Quarto von 1490 enggedruckten Seiten) immer noch unentbehrlich ist. Wie schwierig aber eine gründliche Kenntniß der im anglo-indischen Reiche bestehenden Gesetze ist, erhellt schon aus der bloßen Aufzählung der in den fünf obersten königlichen Gerichtshöfen der drey Präsidentschaften, in den bürgerlichen, peinlichen, schiedsrichterlichen, geistlichen und Admiralitätsgerichten geltenden Rechte. Es sind deren nicht weniger als sieben:

1) das gemeine Recht (Common Law) Englands, so weit es nicht durch die besondere indische Gesetzgebung aufgehoben ist;
2) das statutarische Recht (Statute Law) Englands, so weit es nicht durch die besondere indische Gesetzgebung aufgehoben ist;
3) das besondere statutarische Recht für Indien seit dem Jahre 1726, so weit es nicht wieder aufgehoben wurde und die einzelnen Satzungen (Statutes), welche durch Regierungsbeschlüsse auf Indien ausgedehnt wurden;
4) das bürgerliche Recht, gültig für die geistlichen und Admiralitätsgerichtshöfe in England;
5) die Verordnungen und Gesetze des Oberstatthalters im Rathe;
6) die einheimischen Gesetze der Hindu in allen bürgerlichen Streitsachen, wo ein Hindu der Beklagte ist, welche wieder unter sich verschieden sind in den verschiedenen Ländern Hindostans;
7) das muselmanische Gesetz in allen bürgerlichen Streitigkeiten, wo ein Muselman der Beklagte ist.

In allen Fällen, wo der Gegenstand 10,000 Rupien (22,000 fl. unseres Geldes) übersteigt, findet eine Berufung von den obersten indischen Gerichtshöfen nach England statt, an Ihre Majestät im Rathe. Dieselben verschiedenen Gesetze gelten in den Gerichtshöfen der Kompagnie. Ueberdieß wird in den peinlichen Fällen nach dem muselmanischen Rechte entschieden, und in allen Klagen gegen europäisch-britische Unterthanen so wie in einigen andern bestimmten Fällen gilt die Lex loci.

Das wichtigste und folgenreichste Gesetz der am Eingange unseres Artikels angeführten Sammlung ist sicherlich das über die Presse, weßhalb wir länger dabey verweilen.

Während der Zeit von der Rückkehr Lord Bentincks bis zur Ankunft des neuen Statthalters — es war beynahe ein Jahr (1835 März 17 — 1836 März 5) verflossen — regierte Charles Metcalfe als Stellvertreter mit Kraft und Einsicht ganz im Sinne des großen Reformators, seines Vorgängers im Amte. Seine wichtigste, folgenreichste Maßregel ist die Begründung der gesetzlichen Preßfreyheit. Die Presse erfreute sich von ihrem Beginne in Indien derselben Freyheit wie im Mutterlande. Die Akte, welche der Krone eine Oberaufsicht über alle Drucksachen zuerkennt, war in England seit 1693 nicht mehr erneuert, und somit die Preßfreyheit zur Thatsache erhoben. Dem Unfug des freyen Wortes konnte in Indien, wie in England selbst, nur vermittelst einer Libel- oder Injurienklage gesteuert werden. Die endlosen Zwiste und Gemeinheiten während Warren Hastings Statthalterschaft sind von einem gewissen Hickey, dem Begründer der indischen Zeitung, der Bengal Gazette, trefflich ausgebeutet worden. Sein Blatt erfreute sich eines großen Leserkreises; die viel geschmähte indische Regierung konnte den kühnen gefährlichen Gegner bloß durch wiederholte gerichtliche Verfolgungen zu Grunde richten. Das Unternehmen fand bald viele Nachahmer. Die Regierung half sich nun in anderer, in schnellerer Weise. Lord Cornwallis machte von dem unbedingten Rechte des Oberstatthalters Gebrauch; dem Herausgeber des bengalischen Journals wurde die Erlaubniß zum Aufenthalte entzogen; er mußte nach England zurückkehren. Dasselbe Loos traf andere Zeitungsschreiber in den folgenden Jahren. Später suchte die indische Regierung durch einige Verordnungen den Mißständen abzuhelfen und sich zugleich der gehässigen Maßregel der Ausweisung zu entle

digen. Buchdrucker, Eigenthümer und Herausgeber der Zeitung mußten ihre Namen angeben; jedes Blatt mußte vor der Ausgabe einem hiezu beorderten Beamten vorgelegt werden. Die Mißachtung dieser Vorschriften hat die augenblickliche Abführung nach Europa zur Folge. Marquis Wellesley verhängte neue Beschränkungen. Es wurde der Presse verboten, die Erlasse der Regierung, ihre Seeunternehmungen, dann die Ankunft und Abfahrt der Schiffe, vor der Meldung in der amtlichen Gazette mitzutheilen. Man konnte damals mit Recht befürchten, die französischen Kriegsschiffe und Kaper, welche zahlreich in den indischen Meeren umfuhren, möchten derley Angaben zum Nachtheile Englands benützen. Als auch diese Verordnungen nicht ausreichten, wurde eine förmliche Censur eingeführt. Der Censor hatte das Recht und die Pflicht, jede mißliebige Aeußerung, jede dem Statthalter unangenehme Nachricht zu streichen. Geschah dieß nicht, so erfolgten Verweise und am Ende wohl auch Strafen. Der Censor von Bombay hätte, nach dem Sinne des Marquis, die Angabe der Ernennung des Lord Cornwallis zu seinem Nachfolger nicht gestatten sollen, indem sie auf die schwebenden Unterhandlungen nachtheilig rückwirken könnte. Die bereits gedruckten Parlamentsverhandlungen mußten wieder zurückgezogen werden, weil sie mehrere Maßregeln der indischen Regierung in scharf tadelnder Weise besprachen. So wird auch von den tüchtigsten, wackersten Männern, wenn das Gesetz sie nicht zügelt, die Macht zum Unfug verkehrt. Lord Minto fand es, von höherem politischem Standpunkte, nothwendig gegen die herausfordernde Sprache der evangelischen Sendboten einzuschreiten; die Werke, Flugschriften und Predigten der Missionäre zu Serampore wurden unter strenge Aufsicht gestellt. Der Marquis von Hastings hat die Censur aufgehoben und an deren Stelle ein ziemlich beschränkendes Preßgesetz erlassen, welches nicht selten übertreten wurde. Herr Buckingham, Herausgeber des Calcutta Journals, stützte sich auf einige freysinnige Aeußerungen des Marquis, und schrieb in der Weise der englischen Zeitungen. Der innere Gehalt, die anziehende Sprache und die Rücksichtslosigkeit des Journals verschafften ihm bald einen großen Leserkreis. Herr Buckingham hatte sich durch Unparteylichkeit, durch muthvollen Tadel jedes Fehlers, jedes Unrechts, mochten sie auch von den höchsten Behörden kommen, zu einer Macht erhoben und überdieß ein einträgliches Besitzthum erworben. Die wiederholten Warnungen wurden mißachtet. Der folgende Statthalter griff endlich zum letzten Mittel; die Erlaubniß des Aufenthalts wurde zurückgenommen; Buckingham mußte nach England zurückkehren. Alle Schritte des verfolgten Mannes beym Hofe der Direktoren und der Versammlung der Eigenthümer der ostindischen Compagnie, bey dem geheimen Rathe und dem Parlamente führten zu keinem glücklichen Ergebniß. Herr Buckingham ward allenthalben abgewiesen; jede Entschädigung für die großen Verluste wurde ihm verweigert.

Während der Regierung des Lord William Bentinck genoß die Presse thatsächlich einer vollkommenen Freyheit. Zur Zeit seiner Statthalterschaft in Madras hatte der Lord ganz anders gehandelt. „Die Presse," hieß es damals, „müsse in Indien unter die strengste Aufsicht gestellt werden." Selbst der Druck einer gerichtlichen Anrede an die Geschwornen wurde verweigert. In Madras hatte auch immer eine schärfere Censur statt gefunden als in den übrigen Ländern des indischen Reiches. Der Presse blieb nun nichts zu wünschen übrig, als daß der thatsächliche Zustand zum Gesetz erhoben würde. Dieß ist auch, einige Monate nach der Rückkehr des Lord, durch die berühmte Akte des Oberstatthalters im Rathe (1835 Aug. 3) geschehen. Alle frühern beschränkenden Verordnungen wurden aufgehoben. Drucker und Herausgeber hatten bloß die Verpflichtung, der betreffenden Behörde Anzeige zu machen; jedes Werk, jede Zeitschrift mußte mit ihrem Namen und dem Druckorte, dem Namen des Druckers und Herausgebers versehen seyn. Auf die Uebertretung dieser Vorschrift steht im höchsten Falle die Buße von fünftausend Rupien oder eine Freyheitsstrafe von zwey Jahren.

Seit der Zeit hat die periodische Presse in englischer Sprache, in den verschiedenen einheimischen Sprachen und Mundarten einen großen Aufschwung erhalten. Man findet hier sogar, was wohl sonst

nirgendwo auf Erden, eine Polyglottenzeitung „die indische Sonne“ in fünf verschiedenen Sprachen: Persisch, Hindi, Englisch, Urdu und Bengali. Der Regierung und dem Lande ist keines der Uebel erwachsen, welche man von der Freygebung der Presse verkündete. Das angloindische Reich kam durch auswärtige Umtriebe und einheimische Verschwörungen, durch die Kriege in Afghanistan und mit den Sikh in die peinlichste, gefährlichste Lage; niemals zuvor hatten die Engländer solche Verluste erlitten. Die freye Presse hat die Verlegenheiten der Machthaber nicht vermehrt; sie stand ihnen im Gegentheile rathend, helfend und warnend zur Seite. Man pflegt in England, wohl nicht ohne politische Absicht, eine düstere Schilderung der indischen Presse zu entwerfen; sie gefalle sich in niedrigen Ausfällen, ihre Herausgeber seyen verrufene Leute. Dies ist aber keineswegs, wenigstens nicht im Allgemeinen der Fall. Das englisch lesende Publikum in Indien besteht aus wohlerzogenen gebildeten Männern und Frauen, aus Angloindiern und einer kleinen Anzahl Muselman und Hindu. Die indische Presse schreibt nicht für niedere Klassen, die sie anlocken, die sie befriedigen müßte. Die Vorwürfe der Gemeinheit treffen wohl ebensosehr die englische Presse der Heimath wie die der asiatischen Besitzungen. Die großen Blätter sind zwar gewöhnlich frey davon, dagegen gibt es eine Anzahl kleiner, von den gebildeten Klassen wenig beachteten Zeitungen in Großbritanien, die sich durchgängig in Unflath, Verläumdungen und Lügen gefallen. Dieß Alles und vieles Andere wurde bey der glänzenden Jahresfeyer des Preßgesetzes zu Kalkutta, der Metcalfe noch beywohnte, besprochen. Es war das erhabenste, freysinnigste Fest, welches jemals in der „Stadt der Paläste“ gegeben wurde. Alle edeln für die sittliche Erhebung der indischen Völkerschaften wirkenden Männer, Einheimische und Engländer, hatten sich eingefunden, und auch der edlen Todten, wie Rammohun Roy, gedachte man in erhebender, rührender Weise. Das Lob der freyen Presse, das Lob Metcalfes erscholl von allen Seiten. Ein Hindu suchte die Furcht zu bekämpfen: das Erziehen der Eingebornen zu denkenden Menschen, ihre Heranbildung zur Selbstregierung, würde die englische Oberherrlichkeit gefährden.

Die kurze Verwaltung Metcalfes glänzt auch noch durch ein anderes, wenn auch minder folgenreiches Gesetz. Bis zu der Zeit mangelte Indien, was freylich auffallend genug, einer allgemeinen gesetzlich anerkannten Münze. Metcalfe bestimmte einen normalen Münzfuß in Gold, Silber und Kupfer für sämmtliche drey Präsidentschaften. Die Rupien, Mohur und Peice haben auf der rechten Seite den Kopf der regierenden Majestät von Großbritanien, auf der linken den Namen der Münze in englischer und persischer Sprache mit den Worten: East-India Company. Man ließ Wilhelm IV., auch nach der Thronbesteigung der Königin Viktoria, aus Furcht der Kopf einer Fürstin würde zu sehr gegen die Vorurtheile der Bevölkerung verstossen.

Die unaufhörlichen Kriegsläufte während der Verwaltung der Lords Aukland und Ellenborough hinderten alle durchgreifende Reformen. Man begnügte sich mit der Ausführung einzelner Anordnungen des neuen Freybriefes und mit der Abschaffung gewisser Mißstände, namentlich derjenigen, welche aus dem Uebertragen englischer Gesetze auf östliche Völker und Zustände hervorgiengen. Die früheren Nachtheile der Geburt und des Glaubens sind aufgehoben; es kann jeder gewisse niedere Richterstellen bekleiden; die höhern unterliegen dem Patronat des indischen Hauses. Die Binnenzölle wurden nach und nach abgeschafft; endlich auch in der Präsidentschaft Madras, wo gewöhnlich alle Neuerungen später Eingang finden. Der Ankauf von Grund und Boden ward jedem Engländer gestattet. Dieser Erlaß, so freysinnig und fördernd er scheint, hat die Kultur Indiens nur wenig gefördert. Der Bauern bedarf Hindostan nicht; auch werden des Klimas wegen niemals viele europäische Ackersleute dorthin ziehen. Die wichtigsten Einwanderer wären Mechaniker mancherley Art: Ingenieure, Landmesser, Baumeister, dann wissenschaftliche Männer und Kundige des europäischen Fabrikwesens.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. September.

Nro. 188. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Acts of the Government of India, from 1834 to 1848.

(Schluß.)

Diesen allen steht aber ebenfalls das Patronat entgegen. Es ist der indischen Verwaltung ausdrücklich verboten, kenntnißreiche Leute dieser Art, welche nicht in irgend einem Dienstverhältniß zur Kompagnie stehen, für die öffentlichen Arbeiten zu verwenden! Diese gemeine Selbstsucht trägt vorzüglich die Schuld der geringen Fortschritte im bürgerlichen und gewerblichen Gemeinwesen. Die persische Sprache, bis dahin die amtliche in gerichtlichen und finanziellen Angelegenheiten, soll nach Gutdünken des Oberstatthalters im Rathe beseitigt und die örtlichen Mundarten eingeführt werden können.

Ueber die Eidesleistung der mannigfachen Religionsgenossen galten auch in Indien zu verschiedenen Zeiten verschiedene Ansichten. Man vereinigte sich endlich dahin, der Hindu solle beym Wasser des Ganges und der Muselman beym Koran schwören. Den Gläubigen beyder Art war diese Weise sehr mißfällig. Der Eid wurde nun ganz abgeschafft und an dessen Stelle eine Versicherung eingeführt in folgender deistischer Formel: Ich erkläre feyerlich in der Gegenwart des allmächtigen Gottes, daß das, was ich jetzt sage, Wahrheit ist, die ganze Wahrheit und nichts als Wahrheit. Zu gleicher Zeit wurde auch die Wallfahrtsabgabe den englischen Frommen so anstössig, namentlich zu Jagarnath in der heiligen Stadt Puri des Landes Orissa aufgehoben, und jede andere unmittelbare Verbindung der Regierung mit dem Brahmanenthum beseitigt. Die Abgabe der Pilger zum Tempel Jagarnaths, d. h. des Herrn der Welt, wurde von den Muselman eingeführt, welche sich gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts Orissas bemächtigten. Die nachfolgenden Eroberer, Mahratten und Engländer haben die Pilgersteuer beybehalten. Ein kleiner Theil der Erträgnisse wurde auf die Erhaltung der heiligen Gebäude und für die religiösen Festlichkeiten verwendet. Es mochte jährlich ein Lakh Rupien als reiner Gewinn in die indische Staatscasse fließen. Die Aufhebung aller Abgaben dieser Art zu Gaya, Allahabad und Jagarnath wurde ebenfalls bereits zu den Zeiten Lord Bentinks angeregt. Nur fiscalische Vortheile haben die Ausführung des Vorhabens auf einige Jahre verschoben. Die englische Regierung hat sich seit der Zeit verpflichtet jährlich eine Summe von ungefähr 24,000 Rupien zur Erhaltung des Tempels beyzusteuern.

Wilberforce und seine Genossen verfolgten sicherlich ein edles, menschenfreundliches Ziel. Ihre Schuld ist es nicht, daß die englischen Staatsmänner und Speculanten die Aufhebung der Sklaverey zum Vortheile des ganzen Gemeinwesens und zu ihrem eigenen auszubeuten suchten. An die Stelle öffentlich erkaufter Sklaven traten scheinbar freywillig Angeworbene; an die Stelle der Neger kamen andere Barbaren oder Halbbarbaren. Der geringe Taglohn und die Arbeitsfähigkeit der Kuli waren ganz geeignet zum Ersatze der Negerarbeit. Sie wurden nun nicht selten unter eiteln Versprechungen bewo-

gen, nach Mauritius, nach Jamaica und dem britischen Guiana überzusiedeln, wo sie in der That als Sklaven behandelt und mißhandelt wurden. Die armen Leute erhoben bittere Klagen; endlich ist diese neue Weise des Sclavenhandels in der Presse wie im Parlamente mehrmals zur Sprache gekommen. Die indische Regierung sah sich dadurch veranlaßt, alle Verträge um Kuli nach andern Ländern zu ziehen, für ungesetzlich zu erklären. Einige Jahre hernach wurde jedoch die Auswanderung wieder gestattet mit einigen Vorkehrungen gegen Mißbräuche, welche jedoch nur selten ihren Zweck erreichen. Ein anderes Gesetz zielt, wenn auch in mittelbarer Weise, auf Abschaffung der Sclaverey in allen Ländern Hindostans. Sklaven, die am Grunde und Boden hasten, mit diesem verkauft oder vertauscht werden, waren in den alten Zeiten des Brahmanenthums nicht vorhanden. Solche finden sich jetzt nur in einigen Gegenden des Südens, in wenigen Gauen Bengalen's, Bihar's und in den südöstlichen Gebirgen Guzerat's und zwar in sehr geringer Zahl. Familienhörige, im Hause des Herrn Geborene oder als Kinder Erkaufte, sind über ganz Indien verbreitet und werden gewöhnlich sehr mild behandelt. Man wagte es nicht, das ganze Institut mit einem Schlage aufzuheben; die Gerichte sollten bloß, so bestimmte das Gesetz, alle auf Sclaverey bezüglichen Anliegen und Händel der Herren zurückweisen; dem Sklaven hingegen müßte jeder Schutz geleistet werden. Diese wichtige Maßregel wurde von Auckland vorbereitet und ihm gebührt das ganze Verdienst. Lord Ellenborough war bloß zufällig Oberstatthalter zur Zeit ihrer Ausführung. Er that nichts, nichts in keiner Beziehung, für die Reform. Die Besserung der Finanzen während seiner Verwaltung hat man nicht ihm, sondern den äußeren Umständen zu verdanken. Um den Klagen zu begegnen, daß höhere Richter nicht selten untergeordneten Einheimischen ihre Geschäfte anvertrauen, wurden sie verpflichtet, die Gründe der Urtheile in ihrer Muttersprache auszuführen. Beyde, die Urtheile und die Gründe, werden dann von Zeit zu Zeit dem Drucke übergeben, — ein erfolgreiches Mittel zur Verbreitung der Rechtskenntniß, wie zur Kontrole für die Richter. In einigen Jahren sind bereits viertausend Fälle mit den Entscheidungsgründen bekannt gemacht, von dem rechtskundigen William Morley gesammelt und mit Erläuterungen versehen worden *). Zu gleicher Zeit wurde, um die mit Geschäften überladenen Beamten zu erleichtern, namentlich den bey der Polizey und den peinlichen Gerichtshöfen angestellten, eine Anzahl theils englischer, theils einheimischer Stellvertreter beygegeben, welche nicht in den regelmäßigen Dienst eingereiht sind, und einen geringen Sold erhielten.

Lord Hardinge hatte sich in jungen Jahren einen bedeutenden Namen erworben; seinem militärischen Blick, seinem Rathe hatte England vorzüglich den folgenreichen Sieg bey Albuera zu verdanken. Andre Schlachten, die bey Ligny, wo er eine Hand verlor, und Waterloo erhöhten seinen Ruhm. Im Parlament, und als Kriegsminister zweyer Toryverwaltungen, zeigte Henry Hardinge, neben seinem Freunde Wellington, große Geschäftskenntniß dabey aber eine streng conservative, den von der Nation angestrebten Reformen abgeneigte Verstandesrichtung. Dieser „Soldatenfreund“ erhielt die Stelle seines Verwandten, des zurückgerufenen Lord Ellenborough. Der neue Oberstatthalter eilt nach Indien und noch am Tage seiner Ankunft zu Kalkutta (1844 Juli 23.) leistet er den vorgeschriebenen Eid.

Das Reich bedurfte des Friedens, um sich von den Nachwehen der letzten Kriege zu erholen. Der Oberstatthalter suchte die immer besorgten Lehensfürsten von Aud und Nipal, so wie den Nisam zu beruhigen; „die indische Regierung denke nicht daran ihre Rechte zu schmälern, sie mögen und sollen ihre ganze Aufmerksamkeit auf die gute Verwaltung ihrer

*) An analytical Digest of the reported cases decided in the supreme Courts of Iudicature in India, in the Courts of the H. East-India Company, and an appeal from India by H. M. in Council, together with an introduction, Notes illustrative and explanatory, and an Appendix. Die zwey Bände des Herrn Morley füllen bereits 1200 Seiten und sind noch nicht vollendet. Calcutta Rev. No. XXI. März 1849.

Länder richten.“ Die Aufstände in den zwey kleinen Lehnsfürstenthümern der Maharatten Kolapore und Wari und Sawant-Wari schienen im Anfange ganz unbedeutend. Englische Beamte, welche dem Volke ungeeignete Gesetze und Ordnungen aufdringen wollten, trugen die Schuld der Empörung. Eine Kriegführung von sechs Monaten, 10,000 Mann und Oberst Outram, ein tüchtiger Mann in jeder Beziehung, waren nothwendig um sie niederzuschlagen. Die zahlreichen Burgen des gebirgigen, mit Moorgebüsch überwachsenen Landes wurden geschleift, die Bevölkerung entwaffnet und die Anführer des Aufstandes streng gezüchtigt, nach dem im Morgenlande gangbaren despotischen Sprüchworte: Ohne Strenge keine Regierung.

Der erste Akt des neuen Oberstatthalters im Rathe (1845) hob ein früheres Gesetz auf, wonach das Land, ist die Grundsteuer nicht gleich am Abend des Verfalltages entrichtet, alsbald gerichtlich verkauft wurde. Ehemals waren von dem Finanzministerium bestimmte Tage festgesetzt, an welchen alle Güter dieser Art im Wege öffentlicher Versteigerung veräußert wurden; nur die Steuereinnehmer, deren Unterbeamte und die betreffenden Parteyen wußten, welche Ländereyen diesem Loose verfielen. Nach dem neuen Gesetze müßen alle Grundstücke zuerst öffentlich ausgeschrieben und ein Tag bestimmt werden, an welchem die Rückstände zu bezahlen sind. Erst dann, wenn der Termin nicht eingehalten wird, kommt es zum öffentlichen Verkaufe des Landes. Ein anderes Gesetz schafft alle Strafen des Ehebruches ab, das Sühnegeld und Gefängniß ausgenommen, welche dem Gutdünken der Gerichtshöfe unterliegen. Nur dem Gemahl steht die Klage frey, und zwar gegen die Frau wie gegen den Geliebten. Dieses Gesetz, wenn auch den europäischen Begriffen angemessen, verstößt gegen die Interessen der einheimischen Bevölkerung der Hindu wie der Muselman. Das Recht der Klage sollte allen Verwandten namentlich den Vätern und Brüdern zustehen, denn ihnen liegt es ob, die Verbrecherin zu ernähren. Die Eingaben bey den Gerichtshöfen müssen auf Stempelpapier geschrieben seyn; Lord Hardinge hat die eingeborenen Officiere und Soldaten durch ein eigenes Gesetz hievon ausgenommen. Auch andere Akte des Oberstatthalters erzielen eine sonderrechtliche Stellung des Heeres, worüber in Indien häufige Klagen erhoben wurden. Die Gleichstellung der Sipahis in Betreff der Strafen mit den europäischen Soldaten geschah aus höhern politischen Rücksichten. Zum Verständnisse dieses Gesetzes, müssen wir auf frühere Anordnungen zurückgehen.

Es ist eine bemerkenswerthe Erfahrung, daß die südlichen und östlichen Völker, ungeachtet der tausendjährigen Willkürherrschaft, sich durch körperliche Strafen mehr entwürdigt fühlen als die meisten Bewohner des Westens und Nordens. Der indische Soldat, der einmal die Peitsche erhalten, kann sich niemals von der Schmach erheben. Dienstesentlassung ist die nothwendige Folge. „Das ruhige und ordentliche Benehmen des einheimischen Heeres,“ erklärte bereits der Feldzeugmeister Indiens, Lord Combermere in einem Armeebefehle (19. März 1827), „macht auch, mit höchst seltenen Ausnahmen, die Peitschenstrafe ganz überflüßig; künftig soll kein Sipahi einer körperlichen Züchtigung unterworfen werden, außer wegen Diebstahls, Plünderung und groben Ungehorsams. In diesem Falle werden die Verbrecher überdieß davongejagt. Man könnte der körperlichen Strafen bey den einheimischen Truppen ganz entbehren.“ Auch Lord Bentinck huldigte dieser Ansicht. Ein Befehl ergieng (24. Febr. 1835), wonach der Sipahi künftig nur durch Dienstentlassung bestraft werden könnte; für Verbrechen gelten die gewöhnlichen Strafgesetze; zu gleicher Zeit wurde eine Erhöhung des Soldes, im Verhältniß zu den Dienstjahren angeordnet. Die nachtheilige Herabsetzung des englischen Soldaten hinter den Sipahi ward wenig oder gar nicht beachtet. Auch mochte Lord Bentinck glauben, das Parlament, welches die Abschaffung körperlicher Züchtigung immer noch der militärischen Ordnung und Disciplin gefährlich hält, werde ihm endlich nachfolgen. Dieß ist jedoch nicht geschehen. Die Anordnung erregte im Gegentheil, in der Heimath großes Mißfallen; und deßhalb wurde sie (1847) von dem Oberstatthalter Lord Hardinge wieder aufgehoben, obgleich sie sich in Indien vortrefflich bewährt hatte. Die Kriegsgerichte waren

in Folge des Erlasses schnell auf ein Viertel herabgesunken; die guten Soldaten wurden noch sorgfältiger, und die schlechten nahmen sich mehr zusammen. Sie wußten: jetzt tritt keine Gnade mehr ein, gewöhnliche Vergehen bringen sie um ihr Brod, und außerordentliche in Ketten, zu harter Arbeit an Straßen und Brücken. Diese Maßregel Bentincks verbreitete allgemeine Zufriedenheit unter den einheimischen Truppen, auf welchen das große angloindische Reich erbaut und wodurch es erhalten wird. Die indischen Heere sind die einzigen, welche vollständig aus freywilliger Anwerbung hervorgehen; sie können jeden Tag die Waffen niederlegen; hiemit zerfiele das Reich in Trümmer, von welchen höchstens einige durch europäische Truppen behauptet werden könnten. Dieß ist aber, wenigstens in der nächsten Zeit, schon der großen Anzahl indischer Familien wegen, welche von den Soldersparnissen und den Pensionen der ausgedienten Krieger leben, nicht zu befürchten. Der gewöhnliche Sipahi erhält eine monatliche Löhnung von acht bis neun, und nach Verlauf der 16 jährigen Dienstzeit eine monatliche Pension von 4—5 Gulden. Ein Hawildar oder Sergeant das Doppelte, und in ähnlichem Verhältniß steigt der Sold des Jemadar und Subadar, (einheimische Namen für Lieutenant und Hauptmann). Der Orden des britischen Indiens zweyter Klasse trägt täglich einen halben, der ersten Klasse, einen ganzen Dollar. Um die Höhe dieses Soldes zu ermessen wisse man, daß der beste Taglöhner Hindostans im Durchschnitte nur 3 bis 4 Gulden monatlich verdient. Die Pensionäre, über deren Stellung eine eigene Norm gegeben ist, sind sehr zahlreich. Sie belaufen sich gewöhnlich auf mehr als ein Viertel der aktiven Heeresmacht. Ein eigenes Gesetz bestimmt (1845), daß auf die Pensionen keine Schulden gemacht und daß sie nicht verkauft werden können. Dieses Militärwesen, dann die Sicherheit der Beamten in ihren Stellen und Einkommen, die Aussicht auf Beförderung, die regelmäßige und reichliche Bezahlung: dieß Alles entschädigt eine große Anzahl Hindu und Muselman für manche andere Verluste und Kränkungen, und befreundet sie der fremden, christlichen Herrschaft.

Will der leitende Ausschuß der Kompagnie irgend eine neue Ordnung in Indien einführen, so erhält die indische Regierung den Auftrag, sie *als* eine Akte des Oberstatthalters im Rathe bekannt zu machen. Viele indische Gesetze sind, gleichwie das über die Prüfungen (1844) auf diesem Wege ins Leben gerufen worden. Wer immer seine Kenntnisse und Fähigkeiten durch öffentliche Prüfungen beurkundet, erlangt dadurch eine Antwartschaft auf eine Anstellung. Herkunft und religiöses Glaubensbekenntniß soll künftig keinen Unterschied mehr machen. Auch sey es gleichviel, wo und wie man seine Bildung erlangt, ob in einer Staatsanstalt, durch einzelne Lehrer oder Privatinstitute. Junge Männer von Erziehung und Talenten werden allenthalben vor andern den Vorzug erhalten.

Die Einsetzung eines aus sieben Mitgliedern bestehenden, jährlich wechselnden Gemeinderathes zu Kalkutta (1847), wovon drey von der Regierung ernannt, und vier von den Häuserbesitzern gewählt werden, verdient noch aus der Menge unbedeutender Gesetze im Gerichts- und Polizeywesen, in Handels- und Steuerangelegenheiten besonders hervorgehoben zu werden, weil sie ein vortheilhaftes Zeugniß giebt für die Einsicht und Befähigung der einheimischen Bevölkerung. Hindu und Muselman hielten zusammen und wählten kundige Männer von guter Erziehung und gutem Leumund; nur ein einziger Engländer wurde, und dieß, wie es scheint nicht ganz mit rechten Dingen, in den Gemeinderath gewählt. Dieß Ergebniß, so natürlich es ist, erregte großes Mißbehagen bey der englischen Bevölkerung und stimmte sie gegen jede Ausdehnung der Municipalverfassung in den andern Städten Hindostans. Man sah in diesen Wahlen, und zwar nicht mit Unrecht, einen bedeutsamen Fingerzeig für die ganze Zukunft des angloindischen Reiches.

Neumann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. September.

Nro. 189. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Ueber Platons Phädros. Von Prof. Dr. Aug. Bernh. Krische. (Besonderer Abdruck aus Göttinger Studien. II. Abth.) Göttingen bey Vandenhöck und Ruprecht. 1848.

De primordiis Phaedri Platonis. Prolusio qua ad celebranda publica discipulorum examina — nomine Scholae Thomanae patronos et fautores invitat Godofredus Stallbaumius, Rector. Lipsiae 1848. Prodiit ex officina Staritzii, Academiae typographi.

Mag während der politischen Stille verflossener Decennien vielleicht auch mancher Begeisterte Alterthumsforscher eingestimmt haben in die Klage, daß unser Volk, in Kunst und Wissenschaft keinem nachstehend, und in der Kenntniß des Alterthums wohl allen überlegen, doch an politischer Rührigkeit diesem ferner stehe als viele andere, und namentlich manche Vorzüge der bürgerlichen Einrichtung, deren sich jene erfreuten, noch immer vermisse: so darf die jüngste Epoche unseres vaterländischen Lebens wohl Anspruch machen auf den Ruhm, solchen Vorwurf nach Kräften von sich abzuwenden; ja, wer dankbarer und anerkennender Natur ist und nicht ein zu schwärmerischer Bewunderer des Alterthums, der wird sich's nicht verhehlen, daß die Deutschen bereits einen recht ersprießlichen Ansatz gemacht haben, mit der im Ernst und Scherz gepriesenen Redevirtuosität der Athener in die Schranken zu treten. Gedächte derselbe in dem Wonnerausch dieses schwelgerischen Vergnügens auch noch seines Platon, und fiele ihm etwa gerade jenes Gespräch in die Hand, zu dessen erneuerter Betrachtung uns die beyden oben verzeichneten Schriften einladen, so müßte er, falls er es über sich gewänne, dasselbe ganz und in der rechten Seelenstimmung zu lesen, nothwendiger Weise auch viel lebendiger in sich selbst die Wirkung einer reinigenden Arzney empfinden — einer Arzney, die er sich freylich um so eher gefallen lassen dürfte, als sie unbestreitbar von außerordentlicher Lieblichkeit und Würze des Geschmacks ist wie vielleicht selten eine. Mit dem letzten Theile dieser Behauptung fürchten wir weniger auf Widerspruch zu stoßen als mit dem ersten. Denn wer, der sich auch auf's Aeußerste dem Zugeständniß einer heilkräftigen Wirkung widersetzte, gäbe nicht gern die Schönheit und Anmuth der platonischen Schriften überhaupt, und insonderheit auch des Phädrus zu, mit dem man ja nur ein kleines Stück Weges zu lustwandeln braucht, um sich in die lieblichsten Gärten der Poesie versetzt zu sehen. Wem es aber um mehr als um die bloße Einrahmung zu thun wäre, und wer mit der Fähigkeit, den künstlerischen Werth zu beurtheilen, diese und die übrigen Schriften Platons durchläse, der würde vielleicht auch nicht Bedenken tragen, Hrn. Krische's Urtheil beyzustimmen, daß der Phädrus „das geistreichste Werk Sokratisch-Platonischer Kunst“ ist.

Jeder, der des Verfassers bisherige Leistungen auf diesem Gebiete kennt, besonders den ersten Band seiner Forschungen, welcher eine Prüfung der Darstellung Cicero's, betreffend die theologischen Lehren der griechischen Denker, enthält, wird von selbst auch hier nur die gründlichste Untersuchung erwarten,

und ſich in ſeiner Erwartung auch nicht getäuſcht ſehen. Ueberall begegnen wir dem umfaſſendſten Quellenſtudium und einem Reichthum combinatoriſcher Gelehrſamkeit, deren Aufwand uns nur zu groß, und hie und da ſogar ſein Ziel zu verfehlen ſcheint. Dieſe Bemerkung trifft beſonders die Art, wie Hr. K. die dramatiſche Einkleidung des Geſprächs behandelt. Oder iſt es nicht ein komiſcher Anblick, wenn der Interprete dem atheniſchen Barfüßer und ſeinem redebegierigen Freunde auf ihrem Spaziergange am Iliſſos geſtiefelt und gepanzert mit Gelehrſamkeit bis an die Zähne nachgeht, und ſelbſt da die Rüſtung nicht ablegt, wo jene ſich in der Hitze des Mittags unter der ſchattigen Platane hinſtrecken, ſondern mit Karte und Zirkel bewaffnet den Weg, den ſie zurückgelegt, nachmißt und nachrechnet. Und möglicher Weiſe könnte ſich der Verf. dabey immer noch verrechnet und einen ganz falſchen Weg eingeſchlagen haben! Denn offenbar iſt es voreilig, wenn aus der Stelle 227 D, wo S. ſagt, er würde mit Ph. bis Megara und wieder zurück gehen, geſchloſſen wird, ſie hätten anfangs die Richtung nach Megara eingeſchlagen. Bedenkt man noch überdieß, daß die beyden Freunde ſich bald darauf zum Iliſſos wenden, der durch die doppelte Mauer und die beyden Straßen nach dem Piräus und Phaleron von der megariſchen Straße getrennt iſt, dagegen dieſe unmittelbar zum Kephiſſos führt, ſo wird es vollends unwahrſcheinlich, daß Platon den Weg nach Megara im Sinne gehabt. Damit fallen denn auch manche andere ſorgfältig ausgedachte Beſtimmungen des Verf. weg, von denen wir nur eine erwähnen wollen, wo Hr. K. mit Aſt in einer nach unſerer Ueberzeugung ſprachlich unrichtigen Deutung zuſammentrifft. Er lieſt nämlich aus den Worten: *ῥᾷστον οὖν ἡμῖν, κατὰ τὸ ὕδατιον βρέχουσι τοὺς πόδας ἰέναι* heraus, daß ſie durch den Fluß gegangen, während nur darin liegt, daß ſie in dem zur Sommerszeit ſeichten Wäſſerchen die Füſſe benetzend einhergehen, wobey die Präpoſition *κατὰ* durchaus nicht an die Richtung quer durch den Fluß, ſondern vielmehr, ihrer Grundbedeutung entſprechend, dem Laufe des Fluße entlang denken läßt, um ſo mehr, als unmittelbar vorhergeht *κατὰ τὸν Ἰλισσὸν ἴωμεν*, was auch Aſt überſetzt: wir wollen am J. hingehen, noch beſtimmter Schleiermacher: am J. hinuntergehen. Daß aus einer ſpäteren Stelle allerdings mit großer Wahrſcheinlichkeit hervorgeht, daß ſie ſich am jenſeitigen Ufer befinden, thut nichts zur Sache bey der Auffaſſung dieſer Stelle. Denn Platon war ja nicht verpflichtet, den Periegeten zu machen, und jeden Weg und Steg genau anzugeben, damit ja noch nach Jahrtauſenden die gelehrte Curioſität ihre Rechnung finden möchte. Und dieß iſt es, warum wir überhaupt dieſen Punkt berührten. Nicht, als ob wir uns vermäßen, beſſer als Hr. Friſche wiſſen zu wollen, zu welchem Thore S. und Ph. hinausgegangen und wo ſie den J. überſchritten! Behüte Gott! Nur dieß wollten wir bemerken, daß man dem Dichter nicht mit der hiſtoriſchen Elle nachgehen darf, und daß die Schilderung der Scenerie nichts an ihrer Schönheit verlöre, ſelbſt wenn ſie ohne allen Werth für den Topographen wäre! Dieſe übergründliche Manier, der ſich der Verf. befleißigt, hat auch an andern Stellen das richtige Verſtändniß eher erſchwert als gefördert. Das finden wir z. B. unter andern da, wo Hr. K. „die einzelnen Züge des wirklichen Sokrates zu entziffern“ verſucht. Hr. K. ſagt, S. erſcheine hier überall „als ein hochbejahrter, aber dabey ganz ſeiner ſpäteren Richtung gemäß als ein ſtarker Erotiker.“ Iſt nicht jedes Wort hier falſch und ſchief und übertrieben? Erſtens das „hochbejahrt,“ welches nicht nur durchaus mehr ſagt als in der angezogenen Stelle 227 C., in der ſich S. eben nur nicht mehr für einen jungen Mann gibt, enthalten iſt, ſondern auch gar nicht einmal mit der eigenen Rechnung des Verf. übereinſtimmt, wenn er „als äußerſten Zeitpunkt, in welchen das Geſpräch künſtleriſch verſetzt wird,“ die Mitte der 93. Olymp. annimmt. Damals aber war S. höchſtens 61 oder 62 Jahre alt, alſo nach gewöhnlichem Sprachgebrauche noch keineswegs „hochbejahrt,“ wie er ja nicht einmal im Phädon das Bild eines hochbejahrten Greiſes bietet. Eben ſo wenig gefällt uns der Ausdruck: „ein ſtarker Erotiker,“ der in dieſer Verbindung geradezu etwas Widerliches hat, und ganz den Zug der Ironie überſieht, welche unverkennbar durch alle Aeußerungen in den platoniſchen Geſprächen durchgeht, wo Sokrates als Liebhaber des Alcibiades und anderer Jünglinge auftritt. Was aber die Worte: „ganz ſeiner ſpäteren Richtung gemäß“ in

dieſer Verbindung bedeuten, iſt uns nicht gelungen zu verſtehen. Durch die Verkennung des Tones, in welchem einzelne Aeußerungen des Geſpräches aufzunehmen ſind, werden mitunter ſogar weſentlich richtige Bemerkungen ſchief und entſtellt. So was der Verf. über die Religioſität des Sokrates ſagt. Wer wollte ihm dieſe beſtreiten? Gewiß nicht Ref., der vielmehr mit der innigſten Beyſtimmung die ſchöne Darſtellung las, welche Gerlach in ſeiner Abhandlung: „Sokrates und die Sophiſten“ (Hiſtor. Studien I. S. 48 — 136) über dieſen Gegenſtand gibt. Allein wenn Hr. Kriſche auch ſolche Stellen, wie 238 D., wo S. ſagt: „dafür wird Gott ſorgen,“ zum Beweiſe für „ſeinen tiefen religiöſen Sinn“ anführt, ſo wird die Akribie zur Karrikatur, und man könnte eben ſo gut heut zu Tage Einem jedes „Gott ſey gedankt!“ oder „Helf' Gott!“ als Beweis eines „tiefen religiöſen Sinnes“ anrechnen. Eben ſo wenig kann man das Gebet zu dem beleidigten Eros (257 A. B.) und zu den Göttern des Ortes (262 und 263 D.) hieherziehen, ohne die ganze Feinheit und Anmuth des Tones, welche in dieſen Stellen wie im ganzen Geſpräche herrſcht, zu verwiſchen. Eine derartige Auffaſſung und Behandlung würde viel beſſer zu der Darſtellung Xenophons paſſen, als zu der mimiſchen Charakteriſtik des Sokrates, wie wir ſie in den platoniſchen Schriften finden, deren weſentliche Verſchiedenheit ſonſt der Vf. wohl zu würdigen verſteht, wie er auch im Allgemeinen die durchgreifende Wirkung der Ironie im ganzen Geſpräche ausdrücklich anerkennt.

Sehen wir nun ab von ſolchen Einzelheiten, ſo verdient das, was der Verf. von der äußeren Zurüſtung und der Dispoſition des Geſprächs ſagt, meiſtentheils volle Beyſtimmung; wobey noch freylich die Frage bleibt, ob es wirklich dazu dienen kann, eine genügende Grundlage zu gewinnen für die Durchführung der von Hrn. K. vertretenen Anſicht über die ganze Stellung und Bedeutung des Dialogs. Dieß iſt denn auch der Punkt, worin die gemeinſame, aber in verſchiedenem Sinne gelöste, Aufgabe der beyden vorliegenden Schriften beſteht, indem Hr. Stallbaum von der Aufforderung zu einer neuen Bearbeitung des Dialogs Gelegenheit nimmt, die viel beſprochene Frage nach der Entſtehungszeit des Phädrus einer wiederholten Prüfung zu unterwerfen. Ehe wir jedoch unſere Anſicht hierüber ausſprechen, haben wir unſere Aufmerkſamkeit noch einigen anderen Punkten zuzuwenden, die bey der Beurtheilung dieſes Gegenſtandes in nothwendige Berückſichtigung kommen. Da iſt denn vor Allem die dem Lyſias beygelegte Rede in Betrachtung zu ziehen. Bekanntlich wird ſchon lange darüber geſtritten, ob dieſelbe ein ächtes Produkt lyſianiſcher Beredſamkeit, oder nur von Platon ſelbſt künſtlich nachgebildet ſey. Erſtere Anſicht, die bereits im Alterthum herrſchend war, und von Schleiermacher adoptirt wurde, fand in neuerer Zeit eifrige Vertheidiger an Hänisch (Lysiae Amatorius. Lipsiae 1827) und Spengel (Artium Scriptores. Stuttg. 1828, aber vier Jahre früher geſchrieben), denen ſich nun auch Hr. Kriſche beygeſellt. Die entgegengeſetzte Anſicht, beſonders durch Aſt und K. Fr. Hermann vertreten, wird nunmehr in der oben bezeichneten Schrift S. 32, auch von Hrn. Stallbaum, der ſich in der Ausgabe des Phädrus (Gothae 1832) noch etwas zweifelnd ausgeſprochen, mit voller Entſchiedenheit angenommen. Die Begründung bleibt einer ſpäteren Gelegenheit vorbehalten, wie es ſcheint, der verſprochenen neuen Bearbeitung des Dialogs. Wir ſind ſehr begierig darauf, indem wir hoffen, daß Hr. St. dem wichtigſten und nach unſerer Meinung für die Authenticität der Rede entſcheidenden Momente eine gründlichere Würdigung widmen werde, als dieß bisher von den Beſtreitern der Authenticität geſchehen iſt. Wir meinen die Art, wie Platon die Rede des Lyſias einführt, nämlich nicht als eine Wiederholung aus dem Gedächtniſſe, welche auch bey der Sorgfalt eines ſo eifrigen Verehrers, wie Phädrus war, doch eher den Gedanken an eine leiſe Umbildung aufkommen ließ, ſondern als eine Vorleſung der Schrift ſelbſt. In dieſer Motivirung können wir nichts anders als eine der dialogiſchen Kunſtform entſprechende Andeutung finden, daß hier nicht etwa eine künſtleriſche Nachbildung, ſondern das urſprüngliche Werk des Lyſias ſelbſt geboten werde. Mit Recht macht Hr. Kriſche noch auf die zweymal wiederholte Vorleſung des Anfangs aufmerkſam, wodurch dieſe Wirkung noch ver-

ſtärkt wird. Was Hr. St. zur Entkräftung dieſes Beweiſes (S. 22 der Goth. Ausg.) beybringt, iſt ohne alles Gewicht, ja enthält vielmehr einen Beytrag zur Beſtätigung dieſer Auffaſſung. Denn im Sympoſion iſt nicht nur keine derartige verführeriſche Andeutung zu finden, ſondern die ganze Motivirung verräth dort unverkennbar die entgegengeſetzte Abſicht; es iſt eine Erzählung, und zwar nicht etwa aus dem Munde des Sokrates ſelbſt oder eines anderen bey dem Gaſtmahl anweſenden Zeugen, ſondern aus zweyter Hand und nach Verlauf mehrerer Jahre unternommen; alſo lauter Andeutungen, daß man ſich hier auf urkundliche Genauigkeit nicht gefaßt machen dürfe. Hätte Platon dasſelbe im Phädrus zu erkennen geben wollen, ſo lag es nahe, dem Bewunderer das ſehnlich gewünſchte Vergnügen einer Redeübung nicht zu entziehen. Auch das, was Hermann in der Recenſion von Häniſch's Ausgabe (Heidelberger Jahrbb. 1828 S. 260) gegen dieſen bemerkt, daß „die Beſtimmtheit, mit welcher Plato ſelbſt dieſe Rede dem Lyſias beylege," während er ähnliche Mittheilungen in andern Geſprächen nur mit einem ὡς ἐγῷμαι oder ἦσαν οἱ λόγοι τοιοίδε τινές einführe, „zu dem dramatiſchen Charakter der Einkleidung gehöre" — ſpricht, genau beſehen, für das Gegentheil. Denn ſo unkünſtleriſch iſt gewiß Platon nicht zu Werke gegangen, daß die dramatiſche Einkleidung unabhängig von der Abſicht des Ganzen, ja ſogar dieſer widerſtrebend, ſich hätte geltend machen dürfen. Wichtiger möchten einige andere Gründe ſcheinen, welche Hermann für ſeine Anſicht vorbringt. Er meint, Platon würde, wenn er eine wirkliche Rede des L. zum Gegenſtande ſeiner Kritik gemacht hätte, und ſcheinbar nicht mit Unrecht, den gewöhnlichen Vorwurf erfahren haben: „er tadelt es, weil er es nicht nachzuahmen im Stande iſt, weil er nur in dem nüchternen Gewande einer einförmigen Dispoſition zu ſchreiben verſteht, ohne ſich zu der kunſtreichen Verwickelung, zur tiefſinnigen Andeutung eines Meiſters wie L. erheben zu können." Doch auch dieſer Grund ſcheint uns mehr fein ausgedacht, als innerlich wahr und treffend. Denn wem, der überhaupt ein Urtheil über dieſe Dinge beſäße, — und ein ſolcher müßte es doch ſeyn, um auch nur die Aehnlichkeit der Nachbildung würdigen zu können — ſollte es in den Sinn kommen, die platoniſche Compoſition in Vergleich mit der lyſianiſchen als nüchtern und einförmig auszugeben? Am wenigſten freylich wäre dieß denkbar, wenn, wie Hermann annimmt, Platon damals ſchon eine ſolche Reihe von Schriften veröffentlicht hatte; aber ſelbſt wenn der Phädrus die erſte geweſen, ſo konnte dieſe ſchon zur Genüge das Gegentheil darthun, und wer auch etwa noch nicht durch die erſte der beyden Reden, welche Platon dem Sokrates in den Mund legt, überzeugt worden wäre, der mußte es billig durch die zweyte werden und, mochte er auch ein noch ſo begeiſterter Bewunderer des Lyſias ſeyn, doch dem Phädrus beyſtimmen in der Beſorgniß, daß ihm Lyſias wohl möchte in Zukunft trocken und dürftig dagegen erſcheinen. Somit verliert denn auch die Schlußfolgerung ihre Kraft, wenn H. ſagt: „Erſt mußte Plato zeigen, daß er auch, wenn er wolle, wie L. ſelbſt ſchreiben könne, und daß, wenn er es nicht thue, nicht Mangel der Fähigkeit die Urſache ſey, ehe er auf einen Erfolg ſeiner Kritik hoffen konnte." Selbſt dem, worauf der Verf. in dem ſpäteren Werke (Geſch. u. Syſt. der Pl. Ph. I. S. 518) den Hauptnachdruck legt, nämlich wie angemeſſen es geweſen ſey, vor allen Dingen zu zeigen, „daß ein Sokratiker ſolche Reden, wie die, worin jene Schulen glänzten, nöthigenfalls auch aus dem Stegreife erſchaffen könne" — ſelbſt dieſer neuen Wendung und Steigerung können wir kein Gewicht beylegen, weil wir nicht abſehen, worin ſich dieſer Charakter einer augenblicklichen Erfindung ſollte zu erkennen gegeben haben. So bleibt nun nur noch ein Grund übrig, den wir freylich für den beachtenswertheſten halten. Derſelbe iſt aus dem Umſtande geſchöpft, daß Platon eigentlich nur die Fehler der erſten Periode aufzeigt und die ganze übrige Rede unerörtert läßt.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. September.

Nro. 190. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Ueber Platons Phädros.
De primordiis Phaedri Platonis.

(Fortsetzung).

Dieß begreife sich wohl, wenn das Ganze eine Persiflage sey, wodurch die Manier des Lysias „bereits auch im Einzelnen widerlegt und in ihrer ganzen Blöße dargestellt“ sey, „so daß es der Mühe nicht mehr bedurfte, sie nochmals in allen ihren Theilen einer Specialkritik zu unterwerfen.“ Allein bey näherer Ueberlegung erweist sich auch dieser Grund als unhaltbar. Denn erstlich spricht sich ja Sokrates gleich nach Vorlesung der Rede bestimmt genug über das Ganze aus; er rühmt die Diktion, tadelt aber die Erfindung, die ihre Armuth unter mehrfachen Wiederholungen verhülle; und in dem späteren theoretischen Theile rügt er noch besonders den Mangel an fester Begriffsbestimmung und künstlerischer Anordnung. Nun frage man sich selbst, ob nach diesem Allem noch eine Detailkritik erträglich gewesen wäre, und ob eine solche nicht den künstlerischen Charakter des ganzen Werkes gestört hätte? Darum bietet ja eben Platon die beyden andern Reden als die Gegenstücke, in denen sich das fehlerhafte der lysianischen Manier in Form und Inhalt gleichsam widerspiegeln soll. Unsere Meinung in dieser Sache geht sonach dahin, daß, so lange die Art, wie Platon die Vorlesung motivirt, worin wir eine direkte Andeutung von der Authenticität der Rede erblicken, keine andere genügende Erklärung gefunden hat, wie uns bisher keine bekannt geworden ist, wir uns nicht berechtigt halten, der Rede den lysianischen Ursprung streitig zu machen.

Eine weitere Frage ist, in welchem Verhältnisse diese Rede steht zu den übrigen uns noch erhaltenen desselben Verfassers. Diese sind mit wenigen Ausnahmen sämmtlich Advokatenschriften, ausgezeichnet nach dem Urtheile der Kenner durch Trefflichkeit der Charakterzeichnung, Anschaulichkeit der Darstellung und eine unübertreffliche Klarheit, Reinheit und Anmuth der Diktion. Man legte es deßhalb dem Platon als eine Gehässigkeit aus, daß er, unbekümmert um so viele weit trefflichere Leistungen, eine verhältnißmäßig geringfügige Schulübung — eine declamatiuncula — herauswählte, um daran seine Kritik auszuüben. Gegen diesen Vorwurf vertheidigt ihn Spengel mit Hinweisung auf den frühen Ursprung des Dialogs, der aus einer Zeit stamme, wo jene vorzüglicheren Leistungen des Lysias, deren erste, die Rede gegen Eratosthenes, mit ziemlicher Gewißheit in das Jahr 403 fällt, noch gar nicht vorhanden gewesen seyen, wobey die Jugendlichkeit des Verfassers zugleich die Entschuldigung biete, daß er eine in Briefform abgefaßte Rede nach dem Maßstab einer ordentlichen Rede kritisirt. Schwieriger ist natürlich die Sache für diejenigen, welche dem Phädrus einen weit späteren Ursprung zuerkennen. Hr. St. geht darum in der vorliegenden Abhandlung ausführlich auf die Gründe ein, die Platon bewegen konnten, den damals 70jährigen Greis anzugreifen, und gerade eine Rede epideiktischen Inhalts zu Grunde zu legen. Im Wesentlichen stimmen wir mit der hier vorgetragenen Ansicht vollkommen über-

ein. Denn, auch abgesehen von der Entstehungszeit des Phädrus, so ist durchaus anzunehmen, daß Lysias, wofür ja schon die Chronologie der freylich verdächtigten Leichenrede so wie der olympischen sprechen, sich auch in seiner späteren Periode keineswegs der epideiktischen Gattung entschlagen habe, und daß weder er selbst noch seine Bewunderer unter den Mitlebenden diese Leistungen seiner Beredsamkeit geringer geachtet haben mögen, als die gerichtlichen Reden, denen wir einen vorzüglichen Werth beymessen; daß man also auch keineswegs berechtigt ist, ohne nähere Beweise die von Platon kritisirte Arbeit als eine damals bereits vergessene, aus einer früheren Zeit stammende Schulübung zu betrachten. Ist dieses richtig, — und der Beweis vom Gegentheil wäre erst zu erwarten, — so war Platon offenbar in seinem guten Rechte, wenn er gerade diese, dem Umfange nach angemessene und der höheren Intention seines Werkes so wohl entsprechende Arbeit wählte, um daran seine Polemik gegen die Rhetorik und deren weit greifenden Einfluß auf die damalige Bildung zu knüpfen. Auch glauben wir nicht, daß das Mißverhältniß zwischen dieser und den übrigen, auch den besseren der erhaltenen Reden, in der That so groß ist, als man gewöhnlich anzunehmen scheint, und daß Platons eigentlich doch sehr gemäßigter Tadel nur mit Unrecht auch auf diese angewendet werden könnte. Gesteht doch selbst der eifrigste Kenner und Vertheidiger des Lysias, Cäcilius aus Kalakte, nach einer von Spengel angeführten Ueberlieferung, die Mangelhaftigkeit der lysianischen Oekonomie zu. Wir unserer Seits wollen nicht verhehlen, daß wir uns dem überaus günstigen Urtheile des neuesten Herausgebers ausgewählter Reden des Lysias nicht anzuschließen vermögen. Was nun besonders Platons Kritik betrifft, so ist nicht zu übersehen, daß seine Polemik der ganzen damals herrschenden, der Philosophie widerstrebenden, Rhetorik gilt, und daß, indem er sich an Lysias hält, er diesen eben nicht als einen der geringeren, sondern vielmehr als den vorzüglichsten Vertreter derselben anerkennt. So viel steht fest, daß das hier gefällte Urtheil über L. die nothwendige Consequenz seiner ganzen Ansicht über Werth und Bedeutung der Wissenschaft und Kunst, und insbesondere der Rhetorik ist, und daß, wer die Consequenz verwirft, folgerecht auch die Principien bestreiten muß.

Mehr Schwierigkeit in dieser Hinsicht bietet Platons berühmte Weissagung über Isokrates am Schluße des Dialogs. Daß daraus keine wirkliche innere Uebereinstimmung beyder Männer hervorgeht, dieß ist durch Spengels und Sauppe's Erörterung zur Genüge dargethan, und namentlich bewiesen, daß man sich durch den vielfältigen Gebrauch des Wortes *φιλοσοφία* nicht verleiten lassen darf, dem J. ein wirkliches Herz für die Ph. zuzutrauen, die ihm eben nichts mehr und nichts weniger war als die Theorie der Redekunst, und zwar einer solchen, welcher Platon weder nach seinen dialektischen noch ethischen Principien Beyfall geben konnte. Daß somit die Weissagung jedenfalls als eine in Wahrheit nicht in Erfüllung gegangene betrachtet werden muß, ist auch unsere innigste Ueberzeugung. Ob dieser Grund aber auch mitzählen darf als Beweis für die frühe Abfassung des Dialogs, dieß scheint uns darum noch keineswegs ausgemacht. Ohne also dieser Frage nach irgend welcher Seite zu präjudiciren, glauben wir uns an den Wortlaut der Stelle selbst genauer halten zu müssen, als dieß meistentheils geschieht, und erkennen darum vor Allem mit Hrn. Krische an, daß die Gültigkeit des von Sokrates ausgesprochenen Urtheils sich auf den im Gespräche künstlerisch fixirten Zeitpunkt beschränke; daß ferner dieses Urtheil nur als eine Hoffnung ausgesprochen wird, und daß nach Allem, was wir von Isokrates wissen, diese Hoffnung in der That nicht in Erfüllung gegangen; daß demnach, wenn sich auch wirklich der Ausspruch Platons als aus einer viel spätern Zeit stammend erweisen sollte, derselbe doch keineswegs noch die Kraft eines vaticinium ex eventu besitzen würde, sondern sich vielmehr in den künstlerisch motivirten Vorwurf umgestalten würde, daß Isokrates seiner von Sokrates gewürdigten besseren Natur ungetreu geworden, wofür sich im Gespräche selbst in der That hinreichende Andeutungen finden. Denn abgesehen von der Aeußerung 267 A, auf welche Sauppe im Zusammenhalt mit Stellen in des Isokrates Reden mit Recht großes Gewicht legt, so trifft doch jedenfalls denselben der

Vorwurf, der in Platons Munde keine geringe Bedeutung hat, daß er das Höhere dem Niedrigeren untergeordnet, und im Dienste des letzteren sein ganzes Leben hingebracht.

Nachträglich erinnern wir, daß Hr. Stallb., welcher früher Spengels Ansicht von der Briefform der lysianischen Rede beygetreten war und Ast's Widerspruch dagegen mit ausdrücklichem Tadel belegt hatte, jetzt selbst diese Ansicht verwirft, und zwar aus dem Grunde, weil, wenn die — wirkliche oder fingirte — Arbeit des Lysias als Brief, nicht als eigentliche Rede hätte gelten sollen, ihr auch von Sokrates keine eigentlichen Reden hätten entgegengesetzt werden können. Allein was ist denn ein Brief anderes als eine nicht vor einer Versammlung gesprochene, sondern an Einen oder Mehrere schriftlich gerichtete Rede? Die Verschiedenheit beyder ist demnach in keinem Falle eine so durchgreifende, generische, wie zwischen den verschiedenen Arten der Rede, z. B. der historischen und oratorischen, sondern mehr nur eine graduelle, indem der Brief weniger auf Strenge der Kunstform, als auf ungezwungene Leichtigkeit Anspruch macht, und im Uebrigen, je nach dem Gegenstande, an der Natur der einen oder anderen Art Theil nimmt. Es ist die Frage, ob und in wie weit die damalige Theorie bereits diesen secundären Unterschied erkannt, und ob Lysias denselben in seiner Rede mit Bewußtseyn in Anwendung gebracht habe. Letzteres scheint Spengel anzunehmen, und darauf den oben erwähnten Tadel gegen Platon zu begründen. Jedenfalls aber muß die Thatsache zugegeben werden, daß die lysianische Rede im Ganzen und Einzelnen, besonders im Eingange und Schluße alle Kennzeichen der Briefform trägt, und so wohl mit einer vorausgehenden als nachfolgenden in Verbindung gestanden zu haben scheint. Es ist demnach sehr wahrscheinlich, was Hr. Krische im Anschluß an Spengels Untersuchung vermuthet, daß „nach Lysias sophistischer Dichtung der Knabe immer durch seine Zweifel und Bedenken dem Logographen das Thema zu einer neuen Rede liefern mußte, gleichwie sich Antiphons Schularbeiten tetralogisch als erste und zweyte Rede des Anklägers und des Vertheidigers entsprachen," und daß somit die durch Platons Benutzung erhaltene Rede der mittlere Theil eines größeren aus fünf zusammengehörigen Reden bestehenden Ganzen gewesen sey.

In Bezug auf das folgende Zwischengespräch, welches den Uebergang bildet zu der ersten Rede des Sokrates, bemerkt Hr. Krische: „Weniger künstlerisch vollendet lockt uns auch Phädros die Rede des Sokrates hervor, wobey sich die Weise der Herausforderung zum Reden sehr weitläufig ausnimmt." Diese durch nichts motivirte Bemerkung scheint weniger aus einer wirklichen Wahrnehmung hervorgegangen zu seyn, als dem Zwecke zu dienen, die von älteren und neueren Beurtheilern ausgesprochene Jugendlichkeit des Werkes in einzelnen Zügen nachzuweisen. Im vorliegenden Falle aber verfehlt dieses Bestreben offenbar sein Ziel. Denn wer diesen Theil des Gespräches unbefangen liest, der wird anerkennen, daß in ihm das mimisch-dramatische Element in der höchsten Kunstvollendung hervortritt, und der Charakter der Jugendlichkeit, wenn er sich darin zeigen soll, nur darin könnte gefunden werden, daß der Urheber einen zu großen Werth auf diese Seite der Darstellung lege. In wie weit ein solcher Schluß begründet wäre, bliebe nun freylich noch zu prüfen durch Vergleichung mit solchen Werken, deren Zeitbestimmung sicherer ist, wie z. B. des Gastmahls. Für unrichtig halten wir die Erklärung der Stelle 235 A, die allerdings im Ausdrucke etwas zweydeutig erscheint, und wohl nach dem Maaßstabe der mündlichen Rede, deren Verständniß durch den Ton des Sprechenden unterstützt wird, beurtheilt werden will. Hr. Krische, die Auffassung Schleiermachers und Stallbaums adoptirend, findet eine Steigerung ausgedrückt, „welche aus drey Gliedern besteht, die mit vielem Aufwande Sokratischer Ironie gestellt sind. Das Richtige nämlich, eine erschöpfende Darstellung des Gegenstandes, hatte S. gar nicht erwartet; das Rhetorische, worin Lysias vorzüglich stark zu seyn wähnte, suchte er vergeblich auf, da ihm vielmehr die Rede sehr arm und nüchtern vorgekommen sey; der künstlich gedrehte Ausdruck, auf welchen Phädros großen Werth gelegt, war ihm entgangen." Schade, daß es Hr. K. unterlassen

hat, dieſe dreyfache Steigerung auch wirklich in den Worten nachzuweiſen, aus denen wir ſie mit aller Bemühung nirgends herauszuleſen vermochten. Vielmehr finden wir hier durchaus noch bloß zwey Elemente der Rede unterſchieden: Form und Inhalt, und darauf führt auch der ganze Zuſammenhang der Stelle. S. ſtimmt — freylich mit ironiſcher Uebertreibung — in die Bewunderung ein, welche Ph. dem ſprachlichen Ausdrucke zollt, läßt ſich aber nicht darauf ein, auch die Erfindung zu loben, wie Ph. will, da ſich L. vielfache Wiederholungen habe zu Schulden kommen laſſen. Uns ſcheint demnach Aſt's Erklärung die einzig richtige, der unter dem ῥητορικόν die λέξις oder elocutio verſteht, und τοῦτο δέ nicht auf dieſes, ſondern auf das vorausgehende ὡς τὰ δέοντα εἰρηκότος τοῦ ποιητοῦ bezieht. Die Worte: τῷ γὰρ ῥητορικῷ αὐτοῦ μόνῳ τὸν νοῦν προσεῖχον müſſen daher auch mit ironiſcher Beymiſchung verſtanden werden, wofür die Aeußerung des S. in dem Vorausgehenden (234 D) den Maaßſtab gibt. Es iſt ſomit nichts anderes geſagt, als: wenn man die Rede des L. loben will, ſo muß man die Redekunſt lediglich in das Stiliſtiſche und Onomatologiſche ſetzen, worin der einzige Werth dieſes Schauſtückes beſteht, deſſen Inhalt ein äußerſt dürftiger und gehaltloſer iſt, und namentlich um die innere Wahrheit ſich wenig kümmert.

Es iſt eine wohl berechtigte Erinnerung Schleiermachers, man möge nicht etwa aus Vorliebe für die zweyte ſokratiſche Rede die erſte überſehen, da nur durch die genaueſte Vergleichung beyde recht könnten verſtanden werden. Vortrefflich charakteriſirt derſelbe den ſprachlichen Ausdruck und den Rhythmus, der „in beſtändigem Steigen, ſo daß er, wo von weitem ausgeholt wird, in kurzen Sätzen mit raſchem Gange beginnt, und wie die Rede vom Allgemeinen zum Beſonderen fortſchreitet, auch die Sätze ſich mehr entwickeln und gliedern, bis endlich der Redner, wo er an einem Hauptpunkt angekommen iſt, in einer ſich langſam im Kreiſe herumwälzenden Periode über demſelben ſchwebt und gleichſam ſtill ſteht.“ Den Vers am Schluße will Hr. Kr. weder als aus einem Dichter entnommen, noch als einem beſtimmten Verſe eines Dichters, z. B. des Homer, wie manche annehmen, ironiſch nachgebildet gelten laſſen, ſondern betrachtet ihn wohl mit Recht als von Platon ſelbſt gebildet, um den höchſten Grad der in der ganzen Rede mit bewußter Ironie beabſichtigten Steigerung des Rhythmus auszudrücken, wofür ſowohl der Eingang der Rede, als auch wiederholte Andeutungen in den Zwiſchengeſprächen, welche im Verlauf und nach dem Schluß der Rede eingeſchaltet werden, deutlich genug ſprechen. Außer dem Rhythmiſchen zieht Hr. Kr. noch das Methodiſche und den Inhalt in Erwägung als das dreyfache Element, in dem der Unterſchied dieſer Rede von der des L. zum Vorſchein komme. Welch großes Gewicht Platon ſelbſt auf die methodiſche Seite legt, dieß geht nicht nur aus den Beyſpielen ſelbſt, ſondern auch aus der folgenden theoretiſchen Erörterung deutlich hervor.

Der eigentlich philoſophiſche Inhalt des Geſprächs concentrirt ſich ohne Frage in der zweyten Rede des Sokrates, die zwar nicht in rein philoſophiſcher Darſtellung auftritt, aber auch in der mythiſchen Form die tiefſten Gedanken der platoniſchen Philoſophie berührt. Die Liebe iſt hier nicht die ſinnliche Leidenſchaft, ſondern der göttlichſte Trieb der menſchlichen Seele, in welchem ſich deren urſprüngliche Natur und Beſtimmung am wirkſamſten erweiſt. Es iſt dieß der Beruf zur Gottähnlichkeit, welcher aus ihrem vorirdiſchen Daſeyn hergeleitet wird, und mit weſentlicher Naturnothwendigkeit auch die ewige Fortdauer der Seele einſchließt. Die mythiſche Darſtellung ſelbſt unterwirft Hr. Kr. einer ausführlichen Unterſuchung und zieht daraus wichtige Schlüſſe für die Beurtheilung des ganzen Werkes.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. September.

Nro. 191. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Ueber Platons Phädros.
De primordiis Phaedri Platonis.

(Fortsetzung.)

Er unterscheidet zwey Arten der philosophischen Anwendung bey Platon: die erste als Vorstufe der dialektischen Kunst, in so weit diese noch nicht im Stande ist, die Begriffe in reiner Form auszuprägen; und die zweyte für das Gebiet des Werdens und veränderlichen Daseyns, das die platonische Philosophie auch in ihrer reifsten Ausbildung von dem Bereiche der Dialektik ausschließt und in das der δόξα verweist. „Nach diesen Sätzen," sagt Hr. K. „die sich uns aus einer tieferen Erforschung der Sokratisch-Platonischen Kunst ergeben haben, eignet sich der philosophische Mythos des Phädros die Priorität in der zeitlichen Entwicklung der Platonischen Methoden zu, und leihet uns in so fern ein höchst bedeutendes Kriterium wie für die Beurtheilung des geschichtlichen Standpunktes des Dialogs überhaupt, so für die Entzifferung und Auffassung des philosophischen Gedankens im Besondern. Platon spricht die Summe seiner Lehre gerade in einem Mythos aus, weil sich seine Philosophie nur noch in der Gährung befindet; er kann weder die Natur der Seele, noch den Inhalt des Wissens dialektisch darlegen; was er später in der höchsten Blüthe der Sokratischen Hebammenkunst erringt, zeigt sich hier in der ersten Ahnung, aber in vollem Glanze einer für die Philosophie als den wahren Lebensberuf begeisterten Jugend." Die weiter gehende Tendenz dieser Worte vorläufig unberührt lassend, fragen wir zunächst nur, ob sich in der That keine andern Gründe ergeben für die mythische Darstellung im Phädrus, als die damalige Ungeübtheit des Verf. in Handhabung der dialektischen Methode? Oder ist nicht auch der Inhalt selbst, als zum Theil der Physik angehörend, nahe genug verwandt mit dem Timäus und berührt Gegenstände, wie die himmlische Herrlichkeit, das frühere Verhältniß der Menschen zu den Göttern, das Gericht nach dem Tode, die Seelenwanderung u. s. w., welche auch in andern Dialogen, z. B. dem Gorgias, Phädon, Politikus, Staat ꝛc. der mythischen Behandlung unterliegen? und werden nicht diejenigen Fragen, welche anderwärts der dialektischen Behandlung zufallen, auch hier in dialektischer Weise erörtert, z. B. die Unsterblichkeit der Seele? Es bleibt also nur noch die Art, wie über die Beschaffenheit der Seele gesprochen wird, übrig als der einzige Punkt, der für Hrn. Krische's Ansicht zu sprechen scheinen könnte. Aber beweist dieser nicht gerade aufs Schlagendste das Gegentheil? kann man auch nur im geringsten bey Lesung dieser Darstellung zweifeln, daß der Urheber schon damals die später ausführlicher entwickelte Ansicht von den drey Grundvermögen der Seele im Wesentlichen klar ausgebildet besaß; spricht dafür nicht die Stelle 253 C., welche Hr. Kr. selbst ausdrücklich anführt? oder sollten wir wirklich glauben, daß seine Sprache damals noch nicht vermögend gewesen sey, die später gebrauchten Begriffsworte auszuprägen, und sich darum genöthigt gesehen habe, zum bildlichen Ausdruck ihre Zuflucht zu nehmen? Wir unsererseits sind überzeugt, daß diese Form der Darstellung, so

weit sie nicht auf derselben Nothwendigkeit beruht, wie in den Werken aus der späteren Zeit, aus Platons freyer Wahl hervorgegangen ist, und daß sie deßwegen gewählt worden, weil sie dem Charakter des ganzen Werkes und der besonderen Intention dieser Rede als eines Gegenstückes gegen die rhetorischen Schaureden seiner Zeit vorzüglich entsprechend schien, wofür wir nur Beyspiels halber die Bezeichnung des ὑπερουράνιος τόπος anführen wollen, den Hr. Kr. mit Recht dem νοητὸς τόπος im Staate gleichsetzt; ferner halten wir für billig, auch das mit in Anschlag zu bringen, was Platon gerade in diesem Gespräche von dem Werth und Zweck der schriftlichen Darstellung sagt, die er als bloß vergängliche Ziergärten betrachtet im Vergleich mit der fruchtbringenden Saat der mündlichen Belehrung.

Von größerem Gewichte scheint die eben dahin zielende Bemerkung Schleiermachers, daß dieser Mythus im Phädrus „der Grundmythos ist, aus welchem alle folgende in das Ganze der platonischen Philosophie eingreifende sich entwickeln, so daß je länger je mehr von seinem Gehalt aus dem mythischen in das wissenschaftliche übergeht, das übrige aber immer anspruchloser und lebendiger mythisch ausgebildet wird.“ Das Richtige an dieser Behauptung finden wir darin, daß dieser Mythus allerdings eine ausgezeichnete Stelle einnimmt, indem er, wie kein anderer, den Mittelpunkt des ganzen Gespräches ausmacht und mit dessen Hauptinhalt auf's Innigste verflochten ist — eines Gespräches, das selbst jedenfalls eine höchst bedeutende Stelle in der Reihe der platonischen Schriften anzusprechen hat.

Sehr beachtenswerth ist Alles, was Hr. Krische zur geschichtlich-philosophischen Erklärung der mythisch-philosophischen Dichtung beybringt. Der Verf. bewegt sich hier auf seinem eigentlichen Felde, auf dem sich schon in seinen früheren Arbeiten seine reiche Belesenheit und Gründlichkeit der Untersuchung glänzend bewährt hat. Da es unzuläßig wäre, wenn auch nur in kurzem Auszuge dem Verf. hier in's Einzelne nachzugehen, so mag es genügen, hauptsächlich dasjenige hervorzuheben, was auf die noch zu besprechende Frage Bezug hat.

Die im Phädrus vorgetragene Lehre von der Ewigkeit der Seele, welche mit der Darstellung im zehnten Buch der Gesetze übereinstimmt, leitet Hr. K. in materieller Beziehung von Alkmäon aus Kroton her, die formelle Beweisführung dagegen aus der eleatischen Dialektik. Der Verf. nimmt bey dieser Gelegenheit seinen früheren Vorschlag zur vermeintlichen Verbesserung der Worte: εἰ γὰρ ἐκ τοῦ ἀρχὴ γίγνοιτο, οὐκ ἂν ἐξ ἀρχῆς γίγνοιτο — zurück und erklärt die handschriftliche Lesart, in der man, durch Cicero's Uebertragung verleitet, an den Worten ἐξ ἀρχῆς Anstoß nahm, mit Recht für unverdorben; ja, er bringt sogar eine bisher übersehene Erklärung bey, die wir jedenfalls für sehr beachtenswerth halten, obgleich wir nicht einsehen, in wie fern die von den Vertheidigern des urkundlichen Textes bis jetzt angenommene Auslegung „die Argumentationsreihe verfehlen“ soll. Diese finden wir in folgenden Sätzen: Alles, was entsteht, entsteht aus dem Ursprünglichen, dieses aber aus *Nichts*; denn wenn es aus Etwas entstünde, würde es nicht aus dem Ursprünglichen entstehen, was gegen die Hypothesis ist, daß Alles, was entsteht, aus dem Ursprünglichen entsteht. Hr. K. dagegen will als Subject zu γίγνοιτο aus dem früheren πᾶν τὸ γιγνόμενον verstanden wissen, indem „die einfache eleatische Schlußweise“ diese sey, „daß, wenn die ἀρχή aus etwas entstände, alles Entstehende nicht aus der ἀρχή, aus der es doch dem aufgestellten Grundsatz gemäß entspringen muß, entstehen würde.“ Es möchte schwer auszumachen seyn, welche von beyden Auslegungen der Absicht des Schriftstellers mehr entspricht, da die erste natürlicher in den Worten zu liegen scheint, die zweyte dagegen vielleicht den geschichtlichen Zusammenhang für sich hat. Uebrigens darf bey der ganzen historischen Herleitung dieses Unsterblichkeitsbeweises nicht übersehen werden, was der Verf. gleich darauf in Erinnerung bringt, daß man nämlich nicht zu weit gehe in der Sucht alter und neuer Erklärer, dem Platon überall bestimmte Vorbilder und Vorgänger zu leihen.

Diese Warnung bezieht der Vf. vorzüglich auf den folgenden physiologisch-astronomischen Mythus von der Beschaffenheit und dem vorirdischen Leben der Seele,

für den er jede pythagoreiſche Einwirkung ablehnt. Hr. K. gibt auch hier eine eigenthümliche Auslegung der Worte (246 D): *κεκοινώνηκε δέ πη μάλιστα τῶν περὶ τὸ σῶμα τοῦ θείου*, indem er *τῶν περὶ τὸ σῶμα* nicht nach der ſonſt geläufigen Bedeutung gleich *τὰ σωματοειδῆ*, verſtanden haben will, ſondern als das, „was um den Körper herum iſt, wie die Schwingen, welche den Körper nach oben tragen.“ Was der Verf. damit meint, iſt uns nicht deutlich geworden. Denn da er das Gefieder als Subject denkt, ſo kann er doch unter dem Genitiv nicht wieder dasſelbe denken; und was er dann unter dem „am Körper Befindlichen“ ſich vorſtellt, iſt ſchwer einzuſehen, wenn nicht etwa die Haare. Aber die ſind doch nicht bloß am Körper, ſondern gehören auch zum Körper, haben die Natur des Leiblichen im Gegenſatz mit der Seele; und ebenſo auch das Gefieder. Der natürliche Zuſammenhang iſt alſo offenbar der: das Gefieder, obwohl leiblicher Natur, hat doch unter allem Leiblichen den meiſten Antheil an dem Göttlichen. Das, wie es ſcheint, von allen Handſchriften beygefügte *ψυχῆ* verwirft Hr. K. natürlich wie andere mit vollem Recht als ſinnſtörend; ebenſo auch die Aenderung *ψυχῇ*, und zwar ſowohl nach Schleiermachers als nach Stallbaums Auffaſſung. Auch iſt es nicht unbegründet, wenn derſelbe Kritiker der plutarchiſchen Stelle keine unbedingte Beweiskraft zugeſteht, da ſie die Worte des Platon nicht unverändert wiedergibt. Uebrigens ſind die Erklärungsverſuche des Plutarchus ein hübſches Beyſpiel für einen Ausleger, der den Wald vor lauter Bäumen nicht ſieht.

Bezüglich der merkwürdigigen Anordnung der verſchiedenen Lebensberufe nach neun Abſtufungen, durch welche Platon nicht weniger gegen die jetzt noch gültigen Rangbegriffe anſtößt, als er zu ſeiner Zeit mit den herrſchenden Vorſtellungen von Glückſeligkeit in Widerſpruch gerathen ſeyn mag, bemerkt Hr. K. gegen Brandis, daß als leitende Norm dabey die Art gelte, wie nach den Grundſätzen der platoniſchen Lehre die Menſchen mehr oder weniger von der Idee erfüllt ſind. Dieß zugegeben, möchte es doch nicht gerade richtig ſeyn, jede ironiſch-polemiſche Beziehung auszuſchließen.

In der folgenden Schilderung der Schönheit, der himmliſchen als der urbildlichen und der irdiſchen als der nachbildlichen, unterſcheidet der Verf. ein doppeltes Element der mythiſchen Behandlungsweiſe, das religiöſe und das phyſiologiſche. Jenes in der Myſterienſprache wurzelnde, ſey jedoch keineswegs dazu beſtimmt, der platoniſchen Lehre ein myſtiſches Gewand anzulegen, um ihr ein höheres Anſehen zu verſchaffen; ſondern ſey vielmehr aus dem Bedürfniß hervorgegangen, „bey der Unmündigkeit der dialektiſchen Methode das Geahnete, die Unentſchiedenheit des Inhaltes zu verbildlichen.“ Wir können auch dieſe Bemerkung wie eine frühere von gleicher Abzweckung nur mit der Beſchränkung gelten laſſen, daß auch wir ferne davon ſind zu glauben, Platon habe ſeiner Philoſophie durch Anwendung der Myſterienſprache eine höhere Weihe verleihen wollen, wogegen nicht nur die ganze platoniſche Anſchauungsweiſe, ſondern auch beſtimmte Aeußerungen im Phädrus ſelbſt deutlich ſprechen; vielmehr ſcheint es, Platon habe die Myſterien ebenſo für ein Mittleres zwiſchen der philoſophiſchen Erkenntniß und der gemeinen Denkungsweiſe geachtet, wie er der Schriftſtellerey ihren Platz zwiſchen dem wahrhaft philoſophiſchen Beruf und der gemeinen Ergötzung anweiſt, ſo daß er alſo wohl die Sprache der Myſterien für beſonders geeignet halten möchte, die höhere philoſophiſche Betrachtung mit der gemeinen Vorſtellung zu vermitteln. Dabey iſt auch noch dieß zu erwägen, daß die Sprache an ſich ſchon mit bildlichen Anſchauungen erfüllt iſt und daß ſich derſelben auch die philoſophiſche Darſtellung gar nicht entſchlagen kann. Wer wollte ihr auch verargen zu ſagen: die Liebe beflügelt die Seele in ihrer Erhebung zu dem Ueberirdiſchen; ſie ertheilt ihr die höchſte Weihe in dem Streben nach Gottähnlichkeit?

In der ſchönen Stelle, wo das innere Stechen der Liebesſehnſucht bey dem erſten Keimen des Gefieders mit dem Jucken und Stechen im Zahnfleiſch beym Zahnen verglichen wird, hat man ein Gloſſem zu finden geglaubt in den Worten: *ὅταν μὲν οὖν βλέπουσα πρὸς τὸ τοῦ παιδὸς κάλλος, ἐκεῖθεν μέρη ἐπιόντα καὶ ῥέοντα, ἃ δὴ διὰ ταῦτα ἵμερος καλεῖται, δεχομένη τὸν ἵμερον ἄρδηταί τε καὶ θερ-*

μαίνηται, λφφᾷ τε τῆς ὀδύνης καὶ γέγηθεν. Die meiſten neueren Ausgaben ſchließen τὸν ἵμερον in Klammern, während Aſt vorzieht, die Worte von ἐκεῖθεν bis καλεῖται auszuwerfen. Hr. K. will ſich nichts, gar nichts nehmen laſſen, auch τὸν ἵμερον nicht. Faſt ſcheint es, zu viel diplomatiſcher Geiz, während er doch oben mit ψυχή freygebiger war! Die etymologiſche Einſchaltung halten auch wir feſt als ganz im Geiſt der Darſtellung begründet. Aber τὸν ἵμερον ſieht doch gar zu ſehr einer Randgloſſe ähnlich, und der Ausdruck wird dadurch üppiger und überfließender, als ſelbſt die Schilderung der Liebesüberſchwänglichkeit verträgt! Man vergleiche nur einmal Schleiermachers Ueberſetzung, die alles mit großer Geſchicklichkeit nachbildet. Dagegen ſind wir in dem gleich darauf folgenden ganz einverſtanden mit der Erhaltung des Dativs ἑκάστῃ, welchen die Zürcher Ausgabe nach Aſt's Vorſchlag in den Nominativ ἑκάστη, auf βλάστη bezogen, verändert hat; wohl mit Unrecht, da man ſich das Sprießen des Gefieders doch richtiger als das eine und allgemeine zu denken hat, das an vielen Stellen hervorbricht.

Die phyſiologiſche Anſicht, welche dieſer Schilderung von der Macht der Schönheit zu Grunde liegt, führt Hr. K. auf Empedokles zurück, wozu nicht nur die Gleichheit und Aehnlichkeit gewiſſer Ausdrücke und Anſchauungen (ἀπορρόαι und διέξοδοι = πόροι) das Recht gibt, ſondern auch und vorzüglich die phyſiologiſche Erklärung des Geſichtes (251 B), welche S. ſelbſt in der höchſt merkwürdigen Stelle im Menon (76 D) ausdrücklich von Empedokles herleitet. Daß damit noch keine innere Uebereinſtimmung oder auch nur Verwandtſchaft der philoſophiſchen Anſchauung Platons, wie ſie ſich im Phädrus offenbart, mit der phyſikaliſchen Lehre des Empedokles gegeben iſt, verſteht ſich von ſelbſt, wie ja auch die Liebe bey Platon eine ganz andere Bedeutung hat als bey Empedokles. Am meiſten Annäherung mochte in dem religiöſen Theile, in der Lehre von der Seelenwanderung Statt gefunden haben.

Nicht beypflichten können wir wir dagegen dem Verf. in der Annahme, daß die Verſe 252 B, welche den Eros in der Götterſprache Pteros heißen laſſen, wirklich aus einem der homeriſchen Sängerſchule angehörigen Hymnus auf Eros entlehnt ſeyen, da der ganze Ton der Stelle ſichtbar ein ſcherzhaft-ironiſcher iſt und durch jedes Wort: οἶμαι — τινὲς τῶν Ὁμηριδῶν — ἐκ τῶν ἀποθέτων ἐπῶν — das Apokryphiſche der Abſtammung angedeutet wird. Auch wäre es in der That ſonderbar, wenn wirklich ein homeriſcher Dichter dem Platon ſo hübſch in dieſer eigenthümlichen Verbindung der Liebe mit dem Gefieder der Seele entgegen gekommen wäre, oder Platon ſie überhaupt aus einem ſolchen entlehnt hätte. Ueberdieß würde auch der beygefügte Tadel ganz ſeine anmuthig humoriſtiſche Wirkung verlieren, und in eine etwas ungeſchickt pedantiſche Schulmeiſterey umſchlagen. Ob derſelbe übrigens ein doppelter ſey, in Bezug auf Inhalt und Form, wie Hr. K. will, oder ob beydes, das ὑβριστικόν und das οὐκ ἔμμετρον, auf den Inhalt ſich bezieht, iſt faſt ſchwer zu entſcheiden; ſo wenigſtens, wie der Verf. thut, möchten wir das Mangelhafte der metriſchen Compoſition nicht nachweiſen. Von der anderen Seite aber ſcheint es uns zu weit gegangen, eine Lasciviität darin zu finden, da es ja vollkommen genügt, ὑβριστικός in der Bedeutung zu denken, welche die von Platon ſelbſt im Politikus gegebene Erklärung, wo es mit μανικός zuſammengenommen wird, an die Hand gibt. Wir verſtehen es alſo einfach von der tollen und verwegenen Etymologie, in welchem Sinne ja auch das Wort im Kratylus gebraucht wird in Verbindung mit γελοῖος. Das Ganze möchte demnach als ein gelegentlich eingeflochtener ſcherzhafter Spott auf die damaligen Homeromanen zu betrachten ſeyn, nicht aber, wie Hr. K. es anſieht, als die Eröffnung eines ernſthaften Kampfes gegen die Homeriden, wie ſpäter gegen Homer ſelbſt.

(Fortſetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. September.

Nro. 192. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Ueber Platons Phädros.
De primordiis Phaedri Platonis.

(Fortsetzung.)

Als philosophischen Gehalt dieser Schilderung von dem Verhältniß des Liebenden zu dem Geliebten, dem ersten Erwachen und der unwiderstehlichen Gewalt der Liebesbegeisterung erkennt der Verf. den Satz, „daß die Liebe zu Gemüths- und Geistesverwandten hinführe, wobey der Denker den Charakter und die geistige Anlage des Menschen als etwas Ursprüngliches betrachte und von Gott ableite; darum leihe er auch sonst einem jeden Menschen bey seiner Geburt einen Dämon, welcher den im Menschen vorgebildeten Gott darstelle.“ Die Bedeutsamkeit dieser Lehre hebt auch Schleiermacher hervor, obwohl sie mehr nur das Problem andeutet als einen befriedigenden Aufschluß gewährt — aber freylich ein Problem, das noch immer eins der wichtigsten und schwierigsten für die Philosophie ist, das Problem der menschlichen Freyheit, an welches sich die bedeutendsten Fragen auch der christlichen Philosophie anknüpfen. Das Schönste aber, was wir in dieser platonischen Darstellung finden, ist die Erkenntniß, daß alle menschliche Liebe, insofern sie ächt und edel und wahr ist, auf der Gottesliebe beruht; darum der von solcher Liebe Ergriffene nichts mehr weiß von Eigennutz und nichts anderes begehrt als bey dem Geliebten zu seyn, über den er Alles vergißt, was ihm sonst das Theuerste gewesen, Aeltern und Geschwister und Freunde, eben weil ihm nur in dem Geliebten das Bild des Gottes erscheint, dem die Seele in ihrem vorirdischen Leben angehangen. Und offenbar ist dieses der Kern des ganzen Werkes, dasjenige, in dem sich die zwey scheinbar ganz getrennten Theile verknüpfen, und zwar nicht bloß äußerlich, wie das Beyspiel zur Theorie sich verhält, sondern auch innerlich und dem wesentlichen Gehalte nach. Denn der ganze Kampf gegen die Rhetorik, was hat er für einen andern Sinn und Zweck, als auf die Dialektik hinzuweisen, die höhere Kunst, die Kunst der Philosophie, welche, als die Liebe der Weisheit, die in Gott ist, dem wahren Berufe des Menschen dienet, dem Berufe zur Gottähnlichkeit? Diesen innersten Zweck verfolgt das Gespräch mit großer Kunst in den mannichfachsten Wendungen, auch da, wo es ganz harmlos zu spielen scheint, wie z. B. in dem anmuthigen Mährchen von den Cicaden. Mit Recht erinnern dabey die Ausleger an die bekannte Stelle im Phädon, welche die Philosophie als die höchste Musenkunst preist. Zu Vorsteherinnen derselben macht er mit freygestaltender Dichtung die Kalliope und Urania, letztere mit ausdrücklicher Beziehung auf den Himmel, als den bereits verherrlichten Ort der Ideen. Ob aber bey den λόγοι θεῖοί τε καὶ ἀνθρώπινοι, welche wohl zumeist auf Kalliope zielen, Platon gerade die Dreytheilung der Philosophie als Dialektik, Ethik und Physik im Sinne gehabt habe, wie Hr. K. annimmt, scheint mehr als zweifelhaft, ja sogar in hohem Grade unwahrscheinlich. Viel eher mag die Vermuthung begründet seyn, daß die Stoiker zu ihrer Definition der Weisheit als der Wissenschaft der göttlichen und menschlichen Dinge vielleicht durch diese Stelle des Phädrus angeleitet worden seyen; wenn nicht etwa Platons Meinung darauf ging, die gesammte Redekunst, so weit sie

höherer Weise theilhaftig, damit zu bezeichnen. Daß übrigens Hr. K. wie auch St. in seiner Ausgabe die ganze Stelle gegen Heindorfs und Schleiermachers ungünstige Beurtheilung vertheidigt, hat unsere volle Beystimmung. Wir geben zu, daß die ganz platonische Aeußerung über den Werth der gemeinen Lustbarkeiten in dem Munde eines Mannes wie Phädrus, der sich nichts Besseres weiß als Reden zu hören, gleichviel welche, sich etwas komisch ausnimmt. Allein warum sollte das nicht Platons Absicht gewesen seyn, mit fein verhüllter Ironie nicht bloß die unersättliche Redekunst der Athenienser, sondern mehr noch und hauptsächlich die Ueberhebung derer zu verspotten, die sich als sogenannte Gebildete auf ihre höheren Vergnügungen etwas einbilden.

In dem zweyten Haupttheile, der den vorausgehenden Reden in dialogischer Form gegenüber tritt, sondert der Verf. wieder zwey Theile aus, deren erster die Theorie der Rede, der zweyte den Werth der Schriftstellerey zum Gegenstande hat. Platon läßt die Redekunst nur dann als solche gelten, wenn sie nicht bloß auf den Schein ausgeht, sondern sich auch um die Wahrheit der Sache kümmert; außerdem sey sie im besten Falle bloß Routine. Offenbar berührt diese Auffassung den Dialog Gorgias, der dieselbe Ansicht mit besonderem Nachdrucke durchführt. Man wird demnach bey der Zeitbestimmung beyder Werke jedenfalls eingehen müssen auf die Frage, welcher Darstellung die zeitliche Priorität zukommt. Wichtiger ist in dieser Beziehung die Stelle 260 E, welche darum Hr. K. in nähere Erwägung nimmt. Mit Recht versteht er unter den Reden, welche gegen die Rhetorik auftreten, „nicht etwa fremde Behauptungen, welche andere Kritiker der Gorgianischen Rhetorik geltend gemacht, sondern nur die Sätze, welche sich dem Platon selbst in seiner eignen Beurtheilung derselben Rhetorik ergeben.“ Wenn Hr. K. nun gleich hinzusetzt, daß Platon dieselben Sätze nachher im Gorgias ausführlich entwickele, so vermissen wir nur die Begründung für dieses „nachher,“ wenn nicht etwa das beygefügte „ausführlich“ als solche gelten soll, wie man in der That aus mehreren derartigen Andeutungen abnehmen möchte. Doch kann erstens dieser Maaßstab überhaupt nicht gelten, da aus demselben Grunde gerade so gut das Gegentheil gefolgert werden könnte; und zweytens ist die Behauptung an sich einigermaßen zu modificiren; denn die größere Ausführlichkeit ist nur eine äußere, nicht etwa eine erschöpfendere Behandlung; vielmehr ist der Standpunkt ein verschiedener, indem der Gorgias mehr die praktisch-ethische Seite mit sichtlicher Beziehung auf das Schicksal des Sokrates in's Auge faßt, der Phädrus dagegen die Frage mehr von der logisch und ästhetisch wissenschaftlichen Seite behandelt. Es ist daher ein richtiger Blick, wenn Hermann zwischen dem Ph. und G. dasselbe Verhältniß findet, wie zwischen dem Theätet und Protagoras; eine Auffassung beyder Dialoge, die natürlich nicht günstig für Hrn. Krische's Ansicht stimmt. Irren wir nicht, so sprechen für jene mehrere Andeutungen in unserer Stelle selbst, welchen Hr. K. nicht die gebührende Berücksichtigung schenkt. Erstens mußte die Rechtfertigung, die Platon der Rhetorik selbst in den Mund legt, an die ganz ähnliche Wendung im Theätet bezüglich des Protagoras erinnern. Der Sinn dieser wiederholt gebrauchten Wendung kann wohl schwerlich ein anderer seyn, als daß damit zusammengefaßt werde, was etwa bey der früheren Behandlung derselben Frage unerörtert oder unerschöpft geblieben und jetzt in einer neuen tiefer gehenden oder ergänzenden Untersuchung nachgeholt werden soll. Zweytens deuten die Worte: *ὥσπερ γὰρ ἀκούειν, δοκῶ τινων προειόντων καὶ διαμαρτυρομένων λόγων, ὅτι ψεύδεται καὶ οὐκ ἔστι τέχνη, ἀλλ' ἄτεχνος τριβή* höchst wahrscheinlich etwas ganz anderes an, als Hr. K. darin finden will, nämlich nur die bekannte sokratische Ironie des Nichtwissens, da vielmehr kaum eine der dialogischen Kunstform angemessene Beziehung auf eine frühere Darstellung zu verkennen ist. Daß diese keine andere seyn könnte, als die im Gorgias, versteht sich von selbst. Und sollte nicht eine ähnliche Beziehung auf denselben Dialog in der Stelle 269 B. enthalten seyn, wo Platon gleichsam den zu heftigen Ton in der Bekämpfung der Rhetorik zu entschuldigen scheint? Der Verf. kommt dann noch einmal später auf diesen Punkt zurück in Bezug auf die Verschiedenheit des von Platon im Phädrus und im Gorgias über Perikles ausgesprochenen Urtheils. Allerdings hat Hr.

K. Recht, auf die Verschiedenheit des Gesichtspunktes, von welchem in dieser und in jener Stelle ausgegangen wird, aufmerksam zu machen, und daß demnach kein direkter Schluß daraus gezogen werden kann. Allein so viel muß doch zugegeben werden, daß die Beurtheilung im Phädrus eher darnach aussieht, die spätere zu seyn, als die im Gorgias, nämlich nach Maaßgabe des Verhältnisses, das wir oben für beyde Dialoge überhaupt geltend gemacht haben. Uebrigens erklärt sich Hr. K. mit Recht gegen Schleiermachers Ansicht, in so fern dieser glaubt, Platon habe es nicht so ernstlich gemeint mit dem Werthe, den er auf den Unterricht des Anaxagoras zu legen scheine.

Die vielfachen geschichtlichen Beziehungen auf die frühere Redekunst sowohl in praktischer als theoretischer Bedeutung, welche der platonischen Erörterung eingeflochten sind, finden eine gründliche und umfassende Besprechung und Erklärung in Spengels mehrerwähnter Preisschrift. Es ist daher ganz natürlich, daß Hr. K. wiederholt auf dieselbe Bezug nimmt, theils beystimmend, theils mit Widerspruch. Letzterer scheint uns jedoch nicht immer gerechtfertigt. So z. B. will Hr. K. den Gorgias nicht aus der Zahl derjenigen gestrichen haben, welche eine Theorie der Redekunst geschrieben. Allein wie die ausdrückliche Versicherung des Aristoteles, auf welche sich Spengel beruft, zu entkräften sey, hat er nicht gezeigt. Und da nun die platonische Stelle 261 B. C. keineswegs eben so bestimmt das Gegentheil behauptet, so ist es doch wohl eine unumstößliche richtige Folgerung Spengels, daß die minder klare Stellung des Phädrus aus der vollkommen deutlichen des Aristoteles erläutert werden müsse und nicht umgekehrt. Gegenüber diesen beyden Gewährsmännern können aber alle übrigen nicht in Betracht kommen; wobey nicht zu übersehen, daß Spengel gar nicht behauptet, Gorgias habe überhaupt keine theoretische Schriften über Rhetorik verfaßt, vielmehr ausdrücklich die von Dionysius erwähnte Schrift *περὶ καιροῦ* zugibt, und nur bestreitet, daß er eine vollständige Theorie geschrieben, wie Tisias. Jenes reicht aber vollkommen hin, um sowohl die erwähnte Stelle des Phädrus als auch andere desselben Dialogs und sonstige Zeugnisse für des Gorgias theoretische Leistungen in der Rhetorik gebührend zu würdigen.

Bey der großen diplomatischen Gewissenhaftigkeit des Verf. nimmt es uns wunder, daß er in der bemerkenswerthrn Stelle 269 D. die urkundlich allein beglaubigte Lesart *οὐχ ἧ Λυσίας τε καὶ Θρασύμαχος πορεύεται*, welche in neuerer Zeit außer Bekker nur noch Hermann und die Zürcher Herausgeber schützen, so leicht gegen den zu bereitwillig angenommeneu Vorschlag Schäfers: *Τισίας* zu lesen, in den Kauf gibt. Diese Aenderung beruht auf einer gänzlichen Verkennung des wahren Sinnes und Zusammenhanges. Die Frage, ob Lysias eine vollständige Theorie geschrieben oder nicht, bleibt dabey ganz unberührt; dieß zeigt unmittelbar der Gegensatz, zu welchem Perikles das Beyspiel bietet. Der Sinn ist demnach: die wahre Redekunst — in Theorie und Praxis — darf nicht den Weg des Lysias und Thrasymachos gehen, sondern muß vielmehr dem Beyspiele des Perikles folgen, der seine anerkannt überragende Tüchtigkeit dem Studium der Philosophie verdankt. Ueberdieß könnte aber auch Lysias ganz wohl neben Thrasymachos als Theoretiker stehen, wie beyde ja z. B. Dionysius in der von Spengel p. 94 angeführten Stelle in Verbindung bringt. Lysias steht offenbar in ganz gleichem Verhältniß zur Theorie wie Gorgias; beyde verfaßten kein vollständiges Lehrbuch, sondern schrieben nur einzelne Abhandlungen, indem sich ihr Unterricht vorzüglich auf selbst verfertigte Beyspiele stützte. Ein solches war sicherlich auch der *ἐρωτικὸς λόγος*, dessen polemische Benutzung von Seiten Platons aus diesem Gesichtspunkte vollkommen gerechtfertigt ist. Eine strenge Scheidung von Theorie und Praxis beobachtet Platon überhaupt nicht in seiner Kritik, und betrachtet den L. offenbar mehr als Theoretiker.

Die schöne Stelle, in welcher Platon der Rhetorik ihre höhere Aufgabe zeigt, rechtfertigt Hr. K. genügend gegen Schleiermachers mißfälliges Urtheil, das beynahe unbegreiflich wäre, wenn nicht denkbarer Weise ein kleiner Groll über die unerwünschte Einmischung der Pythagoreer, denen Schleiermacher im Phädrus durchaus keinen Zutritt verstatten will, mit in's Spiel kommt. Der Sinn ist der, was offenbar die Spitze der ganzen Erörterung ist, daß die Re-

dekunst nur dann einen Werth habe, wenn sie nicht mehr, wie bisher, den Schein über die Wahrheit setze und Gott höher achte, als die Menschen. Wie Platon das versteht, darüber gibt ebenfalls der Gorgias näheren Aufschluß in einer Weise, welche den direkten Gegensatz bildet gegen das aus Tisias entlehnte Beyspiel, das seinerseits verdient als klassisches Vorbild zu gelten für jede Art advokatischer Durchtriebenheit.

(Fortsetzung folgt.)

Die neue Armengesetzgebung Englands und Irlands in ihrem zehnjährigen Vollzug, nebst allgemeiner Betrachtung über die Arbeiterfrage und Massenverarmung von L. Th. v. Kleinschrod. Augsburg, Riegersche Buchhandlung 1849.

Wir haben vor zwey Jahren über den „Pauperism in England" von demselben Verfasser berichtet, und freuen uns nun, über obgenanntes Werk, eine Fortsetzung des frühern, gleichfalls unsre Anerkennung aussprechen zu können. In zweckmäßigem Auszug, zum Theil auch vollständig, sind hier die neuern englischen Armengesetze wiedergegeben, hie und da mit scharfsinnigen Bemerkungen durchwebt. In der ersten Abtheilung findet sich das Armenwesen in England und Wales vom legislativen Standpunkt geschildert, und zwar im ersten Abschnitt die betreffende Gesetzgebung, im zweyten die Verwaltung der Centralarmencommission, im dritten tabellarisch das Hauptergebniß dieser Verwaltung. Man begegnet in dieser Abtheilung interessanten Bestimmungen über Armenlehrlinge, uneheliche Kinder ꝛc. ꝛc. Die zweyte Abtheilung ist dem Armenwesen in Irland, ein Anhang dem neuen schottischen Armengesetz gewidmet. Beygegeben sind lehrreiche Tabellen, sowie zwey Lithographieen, die perspektivische Ansicht und den Grundriß eines englischen Armenhauses darstellend.

Die Behauptung des Herrn Verfassers, daß all die schönen Gesetze das Uebel nur hie und da lindern, dem Pauperismus selbst aber nicht Abbruch thun können, bestätigt sich durch die Wahrnehmung leider nur zu sehr. Sie hat ihn wohl auch zu den einleitenden schätzbaren Betrachtungen, auf die wir kaum zurückkommen, vermocht. Die Wissenschaft kann in dieser Zeit sich nicht entschlagen, den socialen Zuständen ein Augenmerk zuzuwenden, um mit ihrem Lichte Verkehrtes zu berichtigen oder Nützliches zu empfehlen und zu verbreiten. Noch ist in dieser Beziehung, wobey statistische Grundlagen so nöthig sind, bey uns allzuwenig geschehen; um so mehr verdient daher Hr. v. Kleinschrod unsern Dank für seine treffliche Bemühung. Er schildert in kurzen, klaren Zügen die noch junge, aber welterschütternde Geschichte des Socialismus, von dem man nur sagen kann: abyssus abyssum invocat, er tadelt mit vollem Fug die bisherige Nationalökonomie, insofern sie das ethische Moment allzu sehr außer Acht gelassen hat, er zeigt die Nachtheile der überreizten Industrie und giebt dann bezüglich der Arbeiterfrage folgende Rathschläge: 1) Festsetzung eines Minimums der Löhne; 2) Verpflichtung der Fabrikanten zum Unterhalte unfreywillig nicht beschäftigter Arbeiter; 3) Aufkündtermine; 4) Anlegung von Sparkassen; 5) Decentralisation des großen Manufacturbetriebes, d. h. Verlegung von Fabriken aufs Land. Auch wir möchten letztere empfehlen, doch zu bedenken geben, daß der Fabrikarbeiter den Landbau nicht so leicht wie der geübte Landmann betreibt. Gegen die Eintheilung des Arbeiterlebens in 5 Klassen, welche der Verfasser nach Villereck anführt, hätten wir nur zu bemerken, daß die heranwachsenden Kinder selten sich hinlänglich ernähren, während neben ihnen meist noch jüngre Geschwister aufzuziehen sind, Klasse 4 und 3 also ziemlich zusammenfallen. Seite 21 Z. 17 muß es „auf" statt „gegen" heißen.

Auch die theilweise Unnatürlichkeit des neuern Steuerwesens bespricht die Einleitung in Kürze, endlich giebt sie noch Rathschläge zur möglichsten Minderung der eigentlichen Armuth, wobey jedoch auf die Auswanderung wohl zu wenig Gewicht gelegt ist. Indem wir dem geehrten Herrn Verfasser nochmals unsre volle Anerkennung für seine ersprießliche literarische Thätigkeit ausdrücken, möchten wir auch andre fähige Köpfe auffordern, den gleichen Weg in diesem Fache zu betreten, da die systematische Erkenntniß die richtige Diagnose eine Vorbedingung zur Heilung des Uebels ist, wir möchten zugleich die Regierung bitten, die einschlägigen Kenntniße in sorgsame Pflege und Obhut zu nehmen; denn wahrlich man würde sich sehr täuschen, wenn man glaubte mit der jüngsten Besiegung des Socialismus in Frankreich sey die Sache schon abgethan. —

L. M.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. September.

Nro. 193. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Ueber Platons Phädros.
De primordiis Phaedri Platonis.

(Fortsetzung.)

In der Erörterung über den Werth und Unwerth der Schriftstellerey, welche Platon mit einer ägyptischen Erzählung einleitet, will Hr. K. keinerley apologetische Zwecke anders als höchstens beyläufig anerkennen. Mehr hat jedoch auch Schleiermacher nicht gewollt, gegen den sich die Bemerkung des Verf. richtet; vielmehr ist es ja gerade Schleiermachers Absicht, im Interesse seiner Hypothese jede Annahme apologetischer Beziehungen auf frühere Schriften Platons ferne zu halten, während die Rechtfertigung des sokratischen Philosophirens mit jener Enthaltung von schriftlicher Aufzeichnung eben ganz von selbst und ungesucht darin liegt. Ja nicht einmal die Apologie der eigenen Schriftstellerey ist bey Seite zu schieben, mag nun der Phädrus der erste Versuch seyn oder nicht, da sich's Platon so sichtlich angelegen seyn läßt, die Bedeutung derselben nach jeder Richtung hin festzustellen. Hr. K. legt einen besonderen Nachdruck darauf, daß Platon diese Literaturgattung als eine neue und sich als den Urheber derselben geltend zu machen suche. Wir wollen diese Ansicht nicht bestreiten, ungeachtet der Versicherung des Athenäus, der in seiner Mißgunst gegen Platon nicht versäumt, mit Berufung auf ein Zeugniß des Aristoteles die Ehre der Erfindung einem gewissen Alexamenos aus Teos zuzuwenden. Mehr jedoch als darin liegt, liest der Verf. wiederum aus den Worten *καλλίων σπουδή* (276 E) heraus. Sie sollen ihm die Neuheit der Kunst bewähren und damit alle Beziehungen „auf falsche Beurtheilungen bereits bekannt gemachter Dialoge," welche Ast zu finden glaubte, ausschließen. Wie sie das vermögen, begreift man um so weniger, als Hr. K. dieselbe Andeutung in dem Ausdrucke des Philebos: *καλλίων ὁδός*, von der analytischen und synthetischen Methode gebraucht, finden will. Offenbar ist in der Stelle des Phädrus nicht mehr enthalten als eine Vergleichung der wahren philosophischen Thätigkeit, des lebendigen Unterrichtes in mündlicher Rede, mit den schriftstellerischen Bestrebungen, denen höchstens ein secundärer Werth beygemessen wird, als brauchbar zur Erholung und Erinnerung, und auch dieses nur dann, wenn sie aus jener ächten Quelle ihre Nahrung ziehen. Ob aus dieser Stelle ein direkter Schluß auf die Form und Weise des platonischen Unterrichts sich ergibt, bleibt unentschieden, und nur das gewiß und unzweifelhaft, daß, mag sich auch die mündliche Lehre nicht durchaus in der dialogischen Form bewegt haben, doch jedenfalls die dialektische Kunst in immer fortschreitender Tüchtigkeit die belebende Seele seiner Methode ausgemacht habe. Dem ist nicht entgegen, wenn auch, wie der Verf. vermuthet, der mündliche Unterricht in ähnlicher Weise, wie wir das an seinen schriftlichen Aufzeichnungen wahrnehmen, einen Stufengang von der strengsten Art der dialektisch-erotematischen Behandlung bis zur fortlaufenden Rede in aristotelischer Gesprächsmanier zurückgelegt haben mag.

Wir sind nun an dem Punkte angelangt, wo wir uns darüber auszusprechen haben, welchen Fort-

schritt nach unserer Ansicht die Lösung der schwierigen Frage über die Abfassungszeit des Phädrus durch die beyden vorliegenden Arbeiten gemacht hat. Bekanntlich hat diese Frage eine hervorragende Bedeutung in der platonischen Literatur gewonnen, indem sie den Mittelpunkt bildet eines Kampfes, der unter der Firma zweyer berühmter Namen mit fast erbitterter Hartnäckigkeit fortgesetzt wird. K. Fr. Hermann hat nahezu das Gelingen seines umfassenden Werkes über „Geschichte und System der platonischen Philosophie," von dem wir leider noch immer den zweyten Theil vermissen, von der Entscheidung dieser Frage und überhaupt seines Widerspruches gegen Schleiermacher abhängig gemacht. Auch die hier angezeigten Schriften theilen sich in diese beyden Feldlager, indem Hr. Krische die Schleiermacher'sche Ansicht verficht, und Hr. Stallbaum, der schon vor Hermann in seiner 1827 herausgegebenen „Disputatio de Platonis vita, ingenio et scriptis" der Ansicht Sochers folgend die spätere Abfassung des Phädrus behauptet hatte, seiner damals ausgesprochenen Meinung im Wesentlichen treu bleibt, nur mit der Aenderung, daß er dem Phädrus jetzt die Priorität vor dem Gastmahle zuerkennt. Hr. K. hofft, daß diejenigen, welche seiner Forschung ruhig gefolgt sind, das Opfer eigner Meinung nicht scheuen werden. Ref. glaubt, sich zu diesen nicht Eigensinnigen rechnen zu dürfen, muß aber gestehen, daß bey ihm die Hingebung an die Beweisführung des Verf. einen der beabsichtigten Wirkung vielmehr entgegengesetzten Erfolg gehabt habe. Wir sind zwar noch immer der Ueberzeugung, daß sich Schleiermacher um das Verständniß Platons die allerwesentlichsten Verdienste erworben hat, indem er mehr als irgend einer seiner bisherigen Ausleger den Vorzug geistesverwandter Genialität für sich hat. Schleiermacher war es, der nicht nur die Bahn gebrochen zu einer angemessenen Auffassung der platonischen Schriften im Ganzen und Einzelnen, sondern auch viele der wichtigsten Punkte mit einer fast unbezweifelten Sicherheit festgestellt hat, wogegen die jetzt noch bestrittenen Fragen, mögen sie auch sämmtlich in entgegengesetztem Sinne entschieden werden, von verhältnißmäßig geringerer Bedeutung sind. Am meisten möchte wohl die Art, wie er die kleineren Gespräche einordnet und verwendet, Widerspruch verdienen. Wir sind überzeugt, daß, will man diese nicht insgesammt Ast's Verwerfungsurtheile anheimfallen lassen, keine andere naturgemäße Auffassung übrig bleibt, als die, welche Stallbaum und Hermann vertreten, nämlich sie als die frühesten schriftstellerischen Arbeiten Platons zu betrachten. Diese Ansicht ist denn auch von unmittelbarem Einfluße auf die Beurtheilung des Phädrus, der demnach nothwendig auf den Anspruch der absoluten Priorität verzichten müßte. Somit würde sich vor Allem die Vergleichung mit dem Protagoras, Gorgias und Theätetus nebst den an letzteren ausdrücklich anknüpfenden Gesprächen darbieten. Und gerade in dieser Beziehung scheint die Untersuchung des Verf., so weit sie unbefangen historisch fortschreitet, mehr das Gegentheil von dem zu erweisen, was seine kritischen Folgerungen beabsichtigen, denen wir eine gleiche Unbefangenheit nicht beymessen können. Am Schluße faßt er noch einmal alle Momente zusammen, um das Resultat zu gewinnen, daß der Phädrus „an die Spitze aller Darstellungen des platonischen Geistes" zu setzen sey. Es mögen ungefähr zehn Punkte seyn, die der Verf. als charakteristische Hauptmomente hervorhebt. Mehrere derselben haben wir gleich an betreffender Stelle erörtert und ihre unzulängliche Beweiskraft darzuthun gesucht. Andere verdienen wohl kaum eine besondere Erwähnung und machen wohl von selbst nur den Anspruch, ἐν προσθήκης μέρει zu gelten. In der Hauptsache concentriren sie sich doch alle in den Merkmalen, die Schleiermacher bereits für die frühe Abfassung des Phädrus angeführt hat. Vor Allem ist es der jugendliche Charakter der Schrift selbst, der sich durch mehrfache Spuren zu erkennen geben soll. Ein vorzügliches Gewicht legt Hr. K. auf die mimische Zeichnung des Sokrates, „die sich durch ihre geschichtliche Reinheit ganz besonders auszeichne." Allein ist dasselbe nicht auch im Theätet und Symposion wahrzunehmen? so daß dieser Grund nicht gegen die Stelle zwischen beyden genannten Dialogen spricht. Ferner „die Ueppigkeit der künstlerischen Zurichtung des Ganzen!" Ist diese vielleicht größer als im Protagoras? und worin findet sie der Verf.? „Abgesehen von der Abschweifung im Ein-

gange," in der „Selbstbildung des Mythos von der Cicade, der Erzählung von der Erfindung des ägyptischen Gottes." Quod posuisse est explosisse. Denn wie viele Dialoge hätten nicht dann gleichen Anspruch! „Und die Unbeholfenheit in den Uebergängen!" — die wir geradezu in Abrede stellen müssen — „so wie die Ungeübtheit im Gebrauche der Dialektik, welche zu der mythischen Behandlung Veranlassung gegeben hat!" — versteht sich, wenn diese keinen andern Grund hätte! „Und der Reichthum an etymologischen Scherzen und Sprüchwörtern, nebst den poetischen Reminiscenzen!" — welche so wenig beweisen als die Ueppigkeit der künstlerischen Zurüstung, da die Absichtlichkeit dieser stilistischen Haltung von Platon selbst hinlänglich angedeutet ist. Also bleibt nur noch der Grund übrig als Beweis für die Jugendlichkeit, welcher aus dem innersten Wesen des Gesprächs geschöpft ist, als dessen Kern Hr. K. „die Lehre von der Dialektik als Kunst des Denkens und des Seyns, oder von der Methodik des Wissens und dem Inhalte desselben" bezeichnet. Darin, daß diese beyden Elemente sich in dem Begriffe der Dialektik durchdringen, sieht der Verf. das charakteristische Merkmal des ächt Sokratischen! Und nicht des ächt Platonischen? In der That, die Art, wie hier Hr. K. den allerdings einnehmenden und blendenden Gedanken Schleiermachers wiedergiebt, ist seine beste Widerlegung. Von wirklicher Bedeutung für die chronologische Bestimmung des Dialogs ist nur die Art, wie Lysias und Isokrates genannt werden, was aber begreiflicher Weise nur die fingirte Zeit ergibt. Diese setzen aber auch die Vertheidiger der späteren Abfassung vor Ol. 93, 3, wobey wir nur nicht gelten lassen können, daß alle, auch Hr. St., die Stelle 268 C, wo Sophokles und Euripides erwähnt werden, als Beweis mit aufführen. Denn wenn man diese nothwendig noch lebend denken müßte, so würde die gleiche Nothwendigkeit auch für Perikles und Adrastus eintreten, sey nun unter letzterem der wirkliche Heros, wie Spengel glaubt, oder Antiphon, wie die meisten Herausgeber annehmen, gemeint, da beyde gleich darauf in ganz ähnlichem Zusammenhange genannt werden. Sogar die Erwähnung des Polemarchus (257 B) spricht nicht unbedingt dafür, daß derselbe noch am Leben war. Genau genommen ist nur die Art, wie von Isokrates gesprochen wird, maaßgebend; denn selbst, daß Lysias als Logograph erscheint, beweist nichts, weil wir nicht als bewiesen annehmen können, daß ihm, der ja auch später noch fortwährend gerichtliche Reden für andere schrieb, nach der von ihm selbst und für sich selbst gesprochenen Rede gegen Eratosthenes nicht mehr dieser Name zukam. Halten wir nun also des Isokrates wegen den oben bemerkten Zeitpunkt fest, so ist die Frage, ob aus der fingirten Zeit des Gespräches sofort ein Schluß auf die Abfassungszeit desselben verstattet ist. Daß dieses nicht der Fall, geben wohl alle im Allgemeinen zu und man muß es zugeben, schon um des Sokrates willen, dem ja sonst nicht eine Rolle könnte übertragen werden auch in den spätesten Gesprächen, die vielleicht über 40 Jahre nach seinem Tode geschrieben worden. So ist denn wohl auch ein Abstand von 17 bis 20 Jahren, wie Hr. St. annimmt, an sich verstattet. Die einzige Schranke, welche wir in dieser Beziehung für den mimischen Künstler gelten lassen, ist die, daß er nicht eine Situation fixire, welche mit der schriftstellerischen Tendenz des Werkes nicht in Einklang stände. Die Bekämpfung des Lysias als Logographen und Vertreters jener Rhetorik des Scheines wäre für jene spätere Zeit nur dann unzuläßig, wenn nachgewiesen werden könnte, daß L. von dem mehr erwähnten Zeitpunkte an, wo er sich vorzüglich durch seine gerichtlichen Reden berühmt machte, aufgehört habe, dergleichen logographische Schaustücke auszuarbeiten, wie das von Platon censirte, und sich dafür einer den platonischen Anforderungen mehr entsprechenden Rhetorik gewidmet habe. Das wird wohl schwerlich behauptet werden können, man mag noch so günstig denken von den uns erhaltenen Reden. Auch diese gehören der von Platon bekämpften unphilosophischen Rhetorik an, und es ist wohl eine gegründete Vermuthung Hrn. Stallbaums, daß L. gerade damals ihr berühmtester Vertreter war, als Platon versuchte, in der Metropole der Rhetorik der Philosophie ein Terrain zu erobern. Diese Ansicht, welche auch Hermann zu der seinigen gemacht hat, empfiehlt sich allerdings durch große innere Wahrscheinlichkeit. Mißlicher wäre die Rechtfertigung die-

ses Zeitpunktes bezüglich des Isokrates, wenn keine andere Wahl bliebe, als ein vaticinium ex eventu anzunehmen, d. h. zu glauben, daß Platon sein späteres Urtheil über Isokrates nur um der fingirten Zeit willen in diese Form der hoffenden Voraussetzung gekleidet habe. Liest man aus den Worten des Platon nicht mehr heraus als darin enthalten ist, so vereinigt sich Alles, was von beyden Seiten mit Recht geltend gemacht wird, sowohl das, was für eine günstige Beurtheilung des Isokrates und ein persönlich freundschaftliches Verhältniß zwischen ihm und Platon spricht, als auch das, was uns verbietet, eine wirkliche und dauernde Billigung der Bestrebungen des Isokrates von Seiten Platons anzunehmen. Wir können auch jetzt noch nach Maaßgabe des uns zu Gebote stehenden Materials wohl begreifen, wie Platon veranlaßt seyn mochte, bessere Hoffnungen auf J. zu setzen, als dieser nachmals erfüllte, und es ist kein Grund vorhanden anzunehmen, daß Platon bereits damals, als er selbst eine Schule der Philosophie eröffnete, genöthigt gewesen sey, diese Hoffnung gänzlich aufzugeben; wohl aber mochte er sich getrieben fühlen, eine kräftigere Mahnung zur Philosophie an ihn ergehen zu lassen, um ihn von jener Bahn der Halbheit abzuziehen, auf der J. dann doch verharrte und zuletzt zu jener Gesinnung gelangte, die wir namentlich in seinen späteren Reden ausgeprägt sehen, und die Platon gewiß ganz und unbedingt verwerfen mußte. Etwas Anderes aber und mehr liegt auch nicht in der besprochenen Stelle des Phädrus. Ist man damit im Reinen, so verzichtet Hr. K. wohl selbst auf jede Folgerung aus der Bemerkung, daß keine der wahrgenommenen geschichtlichen Andeutungen die Mitte der 93. Ol. überschreite; d. h. nur so viel, daß kein nachweislicher Anachronismus in dem Gespräche zu finden ist. Solche kommen wohl anderwärts in den platonischen Schriften vor und sind willkommene Anhaltspunkte für den Chronologen, können aber in keinem Falle für jedes Gespräch, dessen fingirte Zeit weit vor der Abfassungszeit liegt, postulirt werden.

Vergessen wir jedoch nicht, daß diese Frage sich ganz auf dem unsichern Gebiete der Wahrscheinlichkeit bewegt und daß es eine Versündigung wäre an dem Geiste Platons, diesen Erörterungen einen größeren Werth beyzumessen, als sie verdienen, oder gar das Hauptgewicht darauf zu legen. Darin besteht ja gerade ein herrlicher Vorzug der platonischen Schriften, daß sie uns in so ursprünglicher Weise anleiten, die verschiedenen Stufen der Wahrheit zu erkennen und darnach den Grad der Gewißheit, der jeder gebührt, zu bemessen, also den rechten Wahrheitssinn zu bilden und zu schärfen. Damit hängt denn auch der Grundgedanke des hier besprochenen Werkes auf's Innigste zusammen, die Grundidee der gesammten platonischen Philosophie, welche alle Schriften durchdringt, und sich nach den mannichfachsten Beziehungen eben so vielseitig als tiefeindringend entwickelt. Halten wir fest an dieser Ueberzeugung, so gewinnen wir zugleich ein untrügliches Kriterium für eine jetzt vielbesprochene und für die Erhaltung der klassischen Bildung höchst bedeutende Frage. Wir behaupten und wissen es zu vertreten, daß, wer den Platon aus unseren Gymnasien verdrängt, dem Baume die Blüthe abbricht und die Krone, und zwar die Blüthe, welche nicht bloß zur Schönheit diente, sondern die wahrhaft fruchtverheißende war. Um so mehr ist es zu bedauern, daß gerade in jenem Lande, das bislang als der Mittelpunkt klassischer Bildung galt, diese Gesinnung selbst unter den Vertretern der höheren Schulen das Uebergewicht bekam; daß selbst ein Mann, wie Hr. Stallbaum, so schüchtern seyn konnte, nur für ein kleineres Gespräch und etwa noch „die Einrahmung des Phädon" ein günstiges Wort einzulegen. Nimmt man uns das eigentliche Kunstwerk, nun so wollen wir auch den Rahmen missen, der, mag er auch noch so schön und kunstreich gearbeitet seyn, doch ein unnütz lächerlich Ding wird, wenn man darin nichts als die öde Wand oder das leere Nichts erblickt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. September.

Nro. 191. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1849.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

Atti della ottava riunione degli scienziati Italiani tenuta in Genova dal XIV. al XIX. Settembre 1846. Genova 1847.

J. Müller, Ueber die Larven und Metamorphose der Ophiuren und Seeigel. Berlin 1848.

Dr. M. Deben, Beyträge zur Lebens- und Entwickelungsgeschichte der Rüsselkäfer aus der Familie der Attelabiden. 1. Abth. Der Trichterwickler Rhynchites Betulae Gyll. Bonn 1846.

Dr. H. Rathke, Ueber die Entwickelung der Schildkröten. Braunschweig 1848.

Dr. H. Meckel, Zur Morphologie der Harn- und Geschlechtswerkzeuge der Wirbelthiere in ihrer normalen und anomalen Entwickelung. Halle 1848.

Gr. R. Gray, The genera of birds. Part 44 — 46. Lond. 1849.

Dr. E. O. Schmidt, Neue Beyträge zur Geschichte der Würmer. Jena 1848.

Dr. R. Leuckart, Ueber die Morphologie und die Verwandtschaftsverhältnisse der wirbellosen Thiere. Braunschweig 1848.

E. F. Gurlt, Anatomie der Hausvögel. Berl. 1849.

Entomologische Zeitung. Jahrg. 1 — 8. Leipzig 1841 — 1847.

C. Wesmael, Mantissa ichneumonum Belgii. Brux. 1848.

J. Lindley, The vegetable kingdom or the structure classification and uses of plants. Lond. 1846.

Fr. v. Biedenfeld, Wörterbuch der Synonymen sämmtlicher Pflanzen des Zier-, Gemüse- und Landschaftsgartens. Th. 1. 2. Weimar 1848.

J. G. Agardh, Species, genera et ordines algarum. Vol. I. Algas fucoideas complectens. Lundae 1848.

Dr. K. Koch, Beyträge zu einer Flora des Orients. Heft 1. Berl. 1848.

T. S. Ralph, Opuscula omnia botanica Thomae Johnsoni. Lond. 1848.

Torrey and Asa Gray, A flora of North-America. Vol. I. II. New-York 1838 — 1843.

M. Tenore, Flora Napolitana. T. I — V. Napoli 1811 — 1838.

Patze, Meyer und Elkan, Flora der Provinz Preußen. Lief. 1. Monokotyledonen und Apetale Dikotyledonen. Königsb. 1848.

G. Th. Fechner, Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen. Leipzig 1848.

Alph. de Candolle, Prodromus systematis naturalis regni vegetabilis. T. 12. Par. 1848.

Dr. G. G. Walpers, Annales botanices systematicae. T. I. fasc. 1. Lips. 1848.

D. Viviani, Florae Libycae specimen. Genuae 1824.

Symbolae literariae. Edid. doctorum in gymnasiis Batavis societ. Fasc. 7. 8. Traj. ad Rh. 1846.

Nic. Turczaninow, Flora Baicalensi-Dahurica. P. I. Mosquae 1842 — 45.

F. J. Ruprecht, Bemerkungen über den Bau und den Wachsthum einiger großen Algen-Stämme. Petersburg 1848.

C. A. Meyer, De cirsiis Ruthenicis nonnullis comment. botanica. Petrop. 1848.

C. Fr. G. Jessen, Prasiolae generis Algarum monographia. Kiliae 1848.

A. Grisebach, Spicilegium florae rumelicae et bithynicae exhibens synopsis plantarum quas aest. 1839 legit. Vol. 1. 2. Brunsvigae 1843 — 46.

Synopsis Hepaticarum. Conjunctis studiis scripserunt et edi curaverunt Gottsche, Lindenberg et Nees ab Esenbeck. Fasc. 1 — 5. et ultimus. Hamburgi 1844 — 47.

Dr. H. K. Göppert, Zur Kenntniß der Balanophoren, insbes. der Gattung Rhopaloenemis Jungh. Breslau 1848.

Dr. R. Caspary, De nectariis. Bonn 1848.

M. Bojer, Planches relatives au genre Gaertnera. Neuchâtel 1847.

Dr. L. Meyn, Geognostische Beobachtungen in den Herzogthümern Schleswig und Holstein. Kiel 1848.

Dr. Goldfuß, Beyträge zur vorweltlichen Fauna des Steinkohlengebirges. Bonn 1848.

Ch. Daubeny, A description of Activ and Extinct Volcanos of Earthquakes of Thermal Springs etc. Lond. 1848.

Dr. E. F. Germar, Die Versteinerungen des Steinkohlengebirges von Wettin und Löbejün im Saalkreise. Heft 5. Halle 1848.

Dr. C. F. Neumann, Lehrbuch der Geognosie. Bd. I. Abth. 1. Leipzig 1848.

H. R. Göppert, Abhandlung, eingesandt als Antwort auf die Preisfrage: Man suche durch genaue Untersuchungen darzuthun, ob die Steinkohlenlager aus Pflanzen entstanden sind, welche an den Stellen, wo jene gefunden werden, wuchsen. Gekrönte Preisschrift. Leiden 1848.

Agricola, Meine 50jährigen Erfahrungen im Gebiete der Landwirthschaft. Leipzig 1848.

Dr. Fr. C. Knapp, Die Nahrungsmittel in ihren chemischen und technischen Beziehungen. Braunschweig 1848.

C. Stölzel, Ueber Entstehung und Fortentwickelung der Rübenzucker-Fabrikation. Berl. 1848.

Dr. Fr. Schmalz, Meine Ansichten und Erfahrungen über Race-Bildung. Königsberg 1848.

J. F. G. Reinhard, Die Bewirthschaftung des Berkheimer-Hofes. Stuttg. 1843.

Dr. v. Pabst, Landwirthschaftliche Erfahrungen von Hohenheim. Stuttg 1848.

C. F. W. Jeppe, Die Cultur der Weiden, so wie deren Futterkräuter und Gräser. Rostock 1848.

J. G. Trog, Die Schwämme des Waldes als Nahrungsmittel. Bern 1848.

H. Schober, Lehrbuch der Landwirthschaft. Bd. 1. Dresden 1848.

Dr. F. J. Otto, Lehrbuch der rationellen Praxis der landwirthschaftlichen Gewerbe. Lief. 1 — 4. Braunschweig 1848.

H. H. Krelle, Die Fabrikation der Hefen. Quedlinb. 1848.

W. Keller, Die Branntwein-Brennerey aus Kartoffeln und Getreide. Bd. 1. Berlin 1848.

M. Beyer, Land- und stadtwirthschaftliche Düngerfabrikation. Leipzig 1849.

J. C. L. Schultze, Verwaltungs- und Geschäftskunde im Forst- und Jagdwesen. Prag 1849.

H. Schmidt, Schutz der Waldungen bey Eisenbahnbauten. Magdeburg 1848.

J. B. Bremer, Die Gewinnung, Zubereitung und Verarbeitung des Kautschucks oder Federharzes. Quedlinb. 1848.

K. Krötke, Anweisung zur vortheilhaften Fabrikation der Kartoffel-Stärke. Quedlinb. 1848.

W. Bohne, Gutta Percha in seiner technischen Bedeutung. Elberfeld 1848.

R. Werner, Beschreibung der Brenner zur Erzeugung des Solar- und Lunarlichts. Leipzig 1848.

W. Gelpke, Beyträge zur Kenntniß des Handels- und Wechselrechts. Heft 1. Berlin 1848.

Verhandlungen des Berliner Freyhandelsvereins. Berlin 1848.

Dr. C. F. W. Dieterici, Statistische Uebersicht der wichtigsten Gegenstände des Verkehrs und Verbrauchs im preuß. Staate und im deutschen Zollvereine. III. Fortsetzung, von 1843 — 1845. Berlin 1848.

Dr. A. Nischwitz, Handels- und Industriegeschichte von der ältesten Zeit bis auf unsere Tage. Leipzig 1848.

Denkschrift des böhm. Gewerbevereins über den Anschluß Oesterreichs an den deutschen Zollverein. Prag 1849

Ed. Warwick, Nasology or hints towards a classification of noses. Lond. 1848.

J. Jordan, Spuren und Andeutungen der uranfänglichen Sabbathfeyer in mehreren Einrichtungen und Gebräuchen der alten Welt. Basel 1845.

J. de Wal, Over de Beoefening der Nederlandsche Mythologie. Utrecht 1847.

Dr. A. Drechsler, Der Selbstmord, betrachtet im Verhältniß zum allg. sittlichen Wesen des Geistes. Basel 1848.

J. Schmidt, Geschichte der Romantik in dem Zeitalter der Reformation und der Revolution. Th. 1. 2. Leipzig 1848.

E. Pick, Mnemonik und ihre Anwendung auf das Studium der Geſchichte. Winterthur 1848.

M. Hamburger, Theoretiſch-praktiſche Mnemonik. Königsb. 1846.

J. A. Köhler, Das Schullehrer-Seminar zu Grimma. Grimma 1848.

Dr. Th. Heinſius, Grundſtriche zu einer conſtitutionellen Schul- und Volksbildung in Deutſchland. Berlin 1848.

Dr. F. J. Ennemoſer, Ueber Erziehung und Unterricht des weiblichen Geſchlechts. Mannheim 1848.

Dr. C. Otto, Praktiſches Lehrbuch der Mnemotechnik. 2. umgearb. Aufl. Stuttg. 1848.

R. Blakey, History of the philosophy of Mind. Vol. 1 — 4. Lond. 1848.

A. Reder, Beytrag zur Sophiſtik der Griechen. München 1847.

Wilh. Buſſe, J. G. Fichte und ſeine Beziehung zur Gegenwart des deutſchen Volkes. Th. 1. Fichte der Philoſoph. Bd. 1. Halle 1848.

Dr. A. Cornill, Kritik des Abſoluten und der ſpeculativen Denkweiſe. Leipzig 1848.

J. H. Lentzen, Erkennen und Glauben mit beſ. Berückſichtigung des Klemens von Alexandrien und des Anſelmus von Kanterbury. Bonn 1848.

Dr. J. Ennemoſer, Der Geiſt des Menſchen in der Natur oder die Pſychologie in Uebereinſtimmung mit der Naturkunde. Stuttg. 1849.

T. Colany, Essai sur l'idée de l'absolu. Strasb. 1847.

E. A. von Schaden, Ueber den Gegenſatz des theiſtiſchen und pantheiſtiſchen Standpunktes. Erlangen 1848.

Dr. J. E. Erdmann, Grundriß der Logik und Metaphyſik. 3. verb. Aufl. Halle. 1848.

D. Greve, Grundriß der Ethik. Kiel 1848.

Marc-Jérome Vida, Le ver a soie. Trad. en vers français avec le texte latin en regard par M. Bonafous. 2. Edit. Par. 1846.

J. Bazzoni, Il Castello di Trezzo. Milano 1835.

— —, La bella Celeste degli Spadari. Milano 1830.

Mass. d'Azeglio, Ettore Fieramosca o la disfida di Barletta. Milano 1841.

T. Vallauri, Il cavalier Marino in Piemonte. Torino 1847.

Magistri Reneri de Bruxella tragoedia, ed. L. Tross. Hamm 1848.

C. G. Pullé, Alba Barrozzi ovvero una congiura sotto il doge Pierro Gradenigo. T. 1 — 3. Venezia 1846.

Mar. Jos. de Larra, El Doncel de Don Enrique el Doliente. Par. 1848.

M. de Custine, Romuald ou la vocation. Vol. 1—4. Par. 1848.

C. Monnard, De Gallorum oratorio ingenio, rhetoribus et rhetoricae Romanorum tempore scholis. Bonn 1848.

Blätter aus dem Tagebuche eines Phyſiognomikers. Leipzig 1848.

Kunig Tyrel von Schotten und sin sun Vridebrant, didaktiſches Gedicht des 12. Jahrhunderts, herausgegeben von F. W. Ebeling. Halle 1848.

Aus dem poetiſchen Nachlaſſe von E. W. Ackermann. Leipzig 1848.

Bauernfeld, Republik der Thiere. Wien 1848.

Des Soester Daniel oder eine gemene bicht oder Bekennung der praedicanten tho Soest, bewys et wo un watt manneren sey dar thor Stede dat wort Godes hegen ingerort up dat allerkörteste beschriwen doreh Daniel von Soest 1534. Soest 1848.

E. Sileſius, Ewiges im Zeitenwechſel. Dresden 1848.

K. Simrock, Das deutſche Kinderbuch. Altherkömmliche Reime ꝛc. Frankf. 1848.

A. Henninger, Sagen. Geſchichten und Lieder aus Gießen und ſeiner Umgegend. Gießen 1848.

Fr. Gerſtäcker, Die Regulatoren in Arkanſas. Leipzig 1846.

P. Grimblot, Letters of William III. and Louis XIV. and of their Ministers. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

Horace Walpole, Letters addressed to the Countess of Ossory from the year 1769 to 1797. Ed. with notes by Vernon Smith. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

B. de Stassart, Dix-huit lettres de Frédéric-Guillaume de Brandebourg. Bruxelles 1848.

G. Heine, Cartas al emperador Carlos V. escritas en los annos de 1530 — 1532 por su confesor. Berl. 1848.

de Reiffenberg, Mémoires sur les sculpteurs et architects des Pays-Bas par Ph. Baert. Bruxelles 1848.

Dr. G. Rathgeber, Beredeneerde geschiedenis der Nederlandsche Schilder-Houtsnij-en Graveerkunst van de gebroeders van Eyck tot op Albrecht Durers aanwezigheid in de Nederlanden. Naar het hoogduitsh door A. van Lee. Amsterd. 1847.

Dr. Fr. Kugler, Handbuch der Kunstgeschichte. 2. Aufl. Mit Zusätzen von Dr. J. Burckhardt. Lief. 2. 3. Schluß. Stuttg. 1848.

L. Viardot, Les Musées d'Espagne, d'Angleterre et de Belgique. Par. 1843.

— —, Les Musées d'Allemagne et de Russie. Par. 1844.

J. Fergusson, An historical Inquiry into the true principles of beauty in architecture and the arts. P. I. Lond. 1849.

Ch. Lock Eastlake, Materials for a history of Oil Painting. Lond. 1847.

— —, Contributions to the literature of the fine Arts. Lond. 1848.

L. Blanc, Le socialisme. Droit du travail. Par. 1848.

J. Michelet, Cours professé au Collège de France. 1847 — 1848. Par. 1848.

C. Hinrichsen, Die Germanisten und die Wege der Geschichte. Copenhagen 1848.

J. H. Fichte, Beyträge zur Staatslehre. Halle 1848.

H. Escher, Die neue Phönixperiode der Staatswissenschaft. Lief. 1. 2. Zürich 1848.

A. Thiers, De la propriété. Par. 1848.

de Potter, La réalité déterminée par le raisonnement ou questions sociales. Bruxelles 1848.

J. Stuart Mill, Principles of political Economy. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

E. G. v. Maltitz, Vorschläge zur Gefängnißreform. Aachen 1848.

Th. Hilgard, Zwölf Paragraphen über Pauperismus und die Mittel, ihm zu steuern. Heidelb. 1847.

Dr. F. Schmitthenner, Ueber Pauperismus und Proletariat. Frankf. 1848.

R. Heym, Maschinen oder Handarbeit? Chemnitz 1848.

H. Leemann, Die Milizeinrichtungen der Schweiz als Vorbild der Volksbewaffnung mit, bes. Hinsicht auf Deutschland. Zürich 1848.

Der Feldzug des Corps des Generals Grafen Ludwig v. Wallmoden-Gimborn an der Nieder-Elbe in Belgien in den Jahren 1813 und 1814. Altenb. 1848.

E. M. Arndt, Bilderkriegerische Spiele und Vorübungen. Bonn 1848.

R. Brommy, Die Marine. Berlin 1848.

C. Möring, Armee und Flotte der Vereinsstaaten. Wien. 1848.

Dr. S. Frankenberg, Geschichte der Heilkunst und der Heilschwärmerey. Leipzig 1848.

Dr. C. A. Zipser, Die Versammlungen ungarischer Aerzte und Naturforscher. Neusohl 1846.

Dr. J. Oswa, Das Medizinalwesen. Leipzig 1848.

A. W. E. Th. Henschel, Das medizinische Doctorat, seine Nothwendigkeit und seine Reform. Breslau 1848.

Ch. J. B. Williams, Principles of Medecine. Lond. 1848.

Fil. Pacini, Nuove ricerche microscopiche sulla tessitura intima della retina nell' uomo. Bologna 1844.

Dr. W. Gruber, Vier Abhandlungen aus dem Gebiete der medizin. chirurgischen Anatomie. Berlin 1847.

Dr. L. Mercklin, Die Cooptation der Römer. Eine sacralrechtliche Abhandlung. Mitau 1848.

F. v. Bärensprung, Beyträge zur Anatomie und Pathologie der menschlichen Haut. Leipzig 1848.

Dr. F. Weber, Kurze Bemerkungen über die Section der Leiche zu pathologischen Zwecken. Kiel 1848.

Dr. H. M. J. Desruelles, Briefe über die venerischen Krankheiten. Leipzig 1848.

Dr. A. Siebert, Mittheilungen aus der medizinischen Klinik zu Jena. Jena 1848.

Dr. J. J. Bühring, Die Heilung der Eyerstock-Geschwülste. Berlin 1848.

Dr. Th. Fleischer, Die Cholera. Leipzig 1848.

Dr. C. J. Heidler, Die epidemische Cholera. Abth. 2. Leipzig 1848.

Bibliothèque du medecine-praticien. Vol. VIII. Traité des maladies de la peau et des appendices. Par. 1848.

Fr. C. Stahl, Neue Beyträge zur Physiognomik und pathologischen Anatomie der Idiotica endemica (genannt Cretinismus). Erlangen 1848.

Fr. A. Kiwisch Ritter v. Rotterau, Klinische Vorträge über specielle Pathologie und Therapie der Krankheiten des weiblichen Geschlechts. Abth. 1. Prag 1847.

Dr. J. A. Schubert, Die asiatische Cholera. Leipzig 1848.

Dr. J. Schlesinger, Therapeutisches Repertorium der Syphilidologie. Leipzig 1848.

Dr. Kos'ciakiewicz, Mémoire pratique sur la pleuroperipneumonie aiguë. Par. 1848.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. September.

Nro. 195. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Zweytes Quartal. April — Juni 1849.

(Schluß.)

Villemain, Litérature du Moyen Age. — Westminst. and foreign quart. Review 1849 July.

Friederich (R.), The language and literature of the island of Bali. (Cont.) — Journ. of the Indian Archipelago. 1849 April.

Bonivard (Franc. de), L'advis et devis des langues, traité de philologie composé en 1563. — Biblioth. de l'Ecole des chartes 1849 Mai — Juin.

The lost writings of Antiquity. The remains of Stesichorus. — Christ. Remembr. 1849 July.

The works of Qu. Horatius Flaccus illustrated chiefly from the remains of ancient art. By H. Hart Milman. Lond. 1849. — English Review 1849 June.

Rousseau (Alph.), Extrait de l'histoire de la dynastie des Benihafss. — Journal asiat. 1849 Avril — Mai.

Extrait de la chronique de Michel le Syrien; traduit de l'arménien par Ed. Dulaurier. (Suite.) — Ebendaſ.

Antar en Perse; traduit de l'arabe par Gustave Dugat. (Suite.) — Ebendaſ.

Fragments du Humaïoun-nameh, publ. et trad. par Adrien Royer. — Ebendaſ.

Jomard sur une carte sino-japonaise. — Bulletin de la Soc. de géogr. 1848 Janv. et Févr.

Davies (Eb.), American scenes and christian slavery. New-Amsterdam 1849. — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1849 Juin.

Venture de Paradis, Itinéraires sur les pays compris entre le Maroc, Tounbouctou et le Sénégal. — Bulletin de la Soc. de géogr. 1849 Janv. et Févr.

Jomard, Voyage du lieutenant Lynch à la mer morte. — Ebendaſ.

Ross (Jam. Clark), Notice of, and citations from a voyage of discovery and research in the southern and antarctic regions during the years 1839 — 43. 2 vols. Lond. 1847. — Amer. Journal of science and arts 1849 May.

Sketches at the Nicobars. — Journ. of the Indian Archipelago 1849 April.

Curzon (Rob.), Visits to monasteries in the Levant. Lond. 1849. — Christ. Remembr. 1849 July. Dublin Review 1849 July.

Lyell (Charl.), A second visit to the United States in the years 1845—46. 2 vols. 1849. — Quart. Rev. 1849 June.

Wilkins Kendall (G.), Narrative of the Texan Santa-Fé Expedition. 2 vols. Lond. 1849. — Revue des deux Mondes 1849 Tome II. Livr. 6.

Meyer (M.), Etudes sur le théâtre latin. (3 art.) — Journ. des Savants 1849 Juin.

Layard, Nineveh and its remains. 2 vols. Lond. 1849. — Westminst. and foreign quart. Review 1849 July.

Macé (A.), De l'inscription No. 527 du recueil d'Orelli. — Revue archéol. Année VI. Livr. 4.

Leemans (C.), Gedenkteekens van Hercules Magusanus. — Ebendaſ.

Delgabio (A.), Sur un disque de Théodose trouvé en Espagne. — Ebendaſ.

Merimée (Prosp.), De l'histoire ancienne de la

Grèce. — Revue des deux Mond. 1849 Tom. II. Livr. 5.

Dennis (G.), The cities and cemeteries of Etruria. 2 vols. Lond. 1848. — Edinb. Review 1849 July.

Tyndale (J. Wallis), The island of Sardinia. 3 vols. Lond. 1849. — Ebendaſ.

— — (John Warre), The island of Sardinia. 3 vols. — Blackwood's Mag. 1849 July.

Petigny (J. de), Sur une charte inédite de la reine Isabelle de Bavière. — Biblioth. de l'Ecole des chartes 1849 Mai — Juin.

Tocqueville, Histoire philosophique du règne de Louis XV. Par. 1847. — Edinb. Rev. 1849 July.

Audiganne, L'industrie française depuis la révolution de Février. — Revue des deux Mond. 1849 T. II. Livr. 6.

Pinard, Le chateau de Chenonceaux. — Revue archéol. Année VI. Livr. 4.

Baude (J. J.), Les côtes de Roussillon. Port-Vendres. Revue des deux Mondes 1849 T. III. Livr. 1.

Thiers, Histoire du consulat et de l'empire. T. 8. — Corresp. T. XXIII. Livr. 25.

Souvenirs de 1813 à 1815, extraits principalement des ouvrages de E. M. Arndt. — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1849 Juin.

A statistical outline of the present condition and progress of the Anglo-saxon race. — The Anglo Saxon P. II.

Warburton (Eliot), Memoirs of Prince Rupert and the Cavaliers, including their private correspondence. Lond. 1849. — Christ. Remembr. 1849 July.

Macaulay's history of England. Vols. 1. 2. Lond. 1849. — Dublin Review 1849 July.

Macaulay (Thom. Babington), The history of England from the accession of James the Second. Lond. 1849. — Edinb. Review 1849 July.

Billings and Burn, The baronial and ecclesiastical antiquities of Scotland. P. 1—27. Edinb. 1847—49. — Quart. Rev. 1849 June.

Wright's (Thom.), England under the house of Hanover, illustrated from the caricatures and satires of the day. Lond. 1849. — Revue des deux Mond. 1849 T. II. Livr. 4.

Langsdorff (E. de), La Transylvanie depuis la fin du XVII siècle jusqu'en 1843. — Ebendaſelbſt Livr. 6.

The romance of Russian empire. — Blackwood's Mag. 1849 June.

Spencer (St. John), Piracy in the Indian Archipelago. — Journ. of the Indian Archipel. 1849 April.

The manners and customs of the Malays. (Contin.) — Ebendaſ.

Juynboll (Th. Guil. Joh.), Commentarii in historiam gentis Samaritanae etc. (3 art.) — Journ. des Savants 1849 Juin.

Indian Pandits, Priests and missions. — English Review 1849 June.

Fresnel, Mémoire sur le Waday. — Bulletin de la Soc. de géogr. 1849 Janv. et Févr.

Renseignements géographiques sur une partie de l'Afrique central, en reponse à la demande d'instruction pour le projet de voyage de M. Raffenel. — Ebendaſ.

D'Avezac, Etudes de géographie critique sur l'Afrique intérieure occidentale. — Ebendaſ. Mars et Avril.

Chronologie des rois de Borno, de 1512 à 1677. — Ebendaſ.

Jomard, Antiquités américaines. — Ebendaſ. Janv. et Févr.

Pridham (Ch.), An historical political and statistical account of Ceylon and its dependencies. Lond. 1849. — Dublin Review 1849 July.

Examen des travaux des nouveaux Bollandistes. (3 art.) — Univers. cathol. 1849 Juin.

J. G. Orelli. — Bibliothèque univ. de Genève. (Litt.) 1849 Juin.

Beattie (Will.), Life and letters of Thomas Campbell. 3 vols. 1849. — Quart. Review 1849 June.

Etude sur Daguesseau. — Univers. cathol. 1849 Juin.

Alexander (Steph.), On the fundamental principles of mathematics. — Amer. Journ. of sc. and arts 1849 May.

Cockle (Jam.), On the symbols of Algebra and on the theory of tessarines. — Philos. Mag. 1849 June.

Rowan Hamilton (W.), On quaternions: or on a new system of imaginaries in algebra. — Ebendaſelbſt.

Drach (S. M.), An easy rule for formulizing all epicyclical curves with one moving circle by the binomial theorem. — Ebendaſ.

Poole and Freeman on the history of architecture. — Christ. Remembr. 1849 July.

Lowe (Ed. Jos.), Remarkable solar halos and mock suns seen at the observatory of Henry Lawson. — Philos. Mag. 1849 June.

Young (J. R.), On an improvement in the analysis of equations. — Ebendaſ.

Herschel (F. W.), Results of astronomical observations made during the years 1831 — 1838 at the Cape of Good Hope. — Quart. Review 1849 June.

Fizeau et Foucault, Sur le phénomène des interférences entre deux rayons de lumière dans le cas de grandes différences de marche. — Annal. de Chimie et de Physique 1849 Juin.

Delesse, Sur le pouvoir magnétique des minéraux. — Ebendaſ.

La Rive (Aug. de), Nouvelles recherches sur les mouvements vibratoires qu'éprouvent les corps magnétiques et les corps non magnétiques sous l'influence des courants électriques extérieurs et transmis. — Ebendaſ.

Observations météorologiques du mois d'Avril 1849. — Ebendaſ.

Plantamour (E.), Resumé météorologique de l'année 1848 pour Genève et le Grand Saint-Bernard. — Bibl. univ. de Genève (Sc. phys.) 1849 Juin.

Challis (J.), Determination of the velocity of sound on the principles of hydrodynamics. — Philos. Mag. 1849 May.

Glaisher (Jam.), Remarks on the weather during the quarter ending March 31, 1849. — Ebendaſelbſt

Barlow (W. H.), On the cause of the diurnal variations of the magnetic needle. — Ebendaſ.

Stokes (G. G.), On the theory of sound, in reply to Prof. Challis. — Ebendaſ.

Airy (G. B.), On a difficulty in the problem of sound. — Ebendaſ. June.

Duhamel (M.), On the multiple sounds of bodies. — Ebendaſ.

Matteucci (M. Ch.), Further researches on electrophysiology. — Ebendaſ.

Plücker, On the magnetic relations of the positive and negative optic axes of crystals. — Ebendaſ.

Geology and revelation. — Christ. Remembr. 1849 July.

Earthquakes in New Zealand. — Westminst. and foreign quart. Rev. 1849 July.

Clerget (T.), Analyse de substances saccharifères au moyen des propriétés optiques de leurs dissolutions et évaluation de leur rendement industriel. — Annal. de Chim. et de Phys. 1849 Juin.

Fresenius (R.), Sur la quantité d'ammoniaque contenue dans l'air atmosphérique. — Ebendaſ.

Melsens, Mémoire sur l'emploi de l'iodure de potassium pour combattre les affections saturnines et mercurielles. — Ebendaſ.

Rose (H.), On the isomeric modifications of phosphoric acid. — Philos. Mag. 1849 May.

Herapath (Thornton J.), On some combinations of boracic acid with oxide of lead. — Ebendaſ.

Milne Edwards et J. Haime, Recherches sur les polypiers. 4 Mémoire: Monographie des Astréides. (Suite.) Annal. des scienc. natur. (Zool.) 1848 Déc.

Blanchard (E.), Recherches sur l'organisation des vers. (Suite.) — Ebendaſ. 1848 Déc. 1849 Févr.

Flourens, Nouvelles expériences sur les deux mouvements du cerveau. — Ebendaſ. 1849 Janv.

Van Beneden (J. P.), Note sur le développement des Tétrarhynques. — Ebendaſ.

Quatrefages (A. de), Mémoire sur le genre Taret (Teredo Lin.) — Ebendaſ. Janv. Févr.

Blanchard, Recherches sur l'organisation des Mollusques gastéropodes, de l'ordre des Opistobranches. (Suite.) — Ebendaſ. Févr.

Dufour (Leon), Sur quelques Hyménoptères nouveaux ou peu connus de l'Espagne. — Ebendaſ.

— — Sur une nouvelle espèce du genre Dyctiophora. — Ebendaſ.

Clark (W.), On the animal of Kellia rubra. — Annals and Mag. of nat. hist. 1849 June.

Reid (John), An account of a specimen of the Vaagmaer or Vogmarus Islandicus (Trachypterus Bogmarus of Cuvier and Valenciennes), thrown ashore in the Firth of Forth. — Ebendaſ.

Mac Andrew (Rob.), On the mollusca of Vico Bay in the North-west of Spain. — Ebendaſ.

Newport (George), On the identification of a new genus of parasitic insects, Anthophorabia. — Ebendaſelbſt.

Planchon (J. E.), Sur les Ulmacées etc. (Suite.) — Annal. des scienc. natur. (Botan.) 1848. Déc.

Desmazières, Seizième notice sur les plantes cryptogames récemment découvertes en France. — Ebendaſ.

Crouan (frères), Etudes sur l'organisation, la fructi-

fication et la classification du Fucus Wigghii de Turner et de Smith, et de l'Atractophora hypnoides. — Annal. des scienc. natur. (Botan.) 1848 Déc.

Saint-Hilaire (Aug. de), Voyage dans la province de Goyaz. — Ebendaſ.

Thuret (G.), Note sur les anthéridies des Fougères. — Ebendaſ. 1849 Janv.

Martins (Ch.), Mémoire sur la végétation de l'archipel de Féroe, comparée à celle des Shetland et de l'Islande méridionale. — Ebendaſ.

Kralik (L.), Tribulorum aliquot orientalium diagnoses. — Ebendaſ.

Montagne (C.), Sixième centurie de plantes cellulaires nouvelles. — Ebendaſelbſt.

Babington (Ch. C.), Sur l'Anacharis alsinastrum, plante anglaise supposée nouvelle. — Ebendaſelbſt Févr.

Tulasne (L. R.), Podostemaceearum synopsis monographica. — Ebendaſ.

Leszczyckuminski et Wigand, Sur le développement des Fougères. — Ebendaſ.

Babington (Ch. C.), On the British species of Plumbaginaceae. — Annals and Mag. of nat. hist. 1849 June.

Miers (John), Contributions to the Botany of South America. — Ebendaſ.

Spruce (R.), The musci and hepaticae of the Pyrenees. (Cont.) — Ebendaſ.

Greville (R. K.), Algae orientales: Descriptions of new species belonging to the genus Sargassum. (Cont.) — Ebendaſ.

Wood (Edward T.), Note on the composition of Shea Butter and Chinese vegetable tallow. — Philos. Mag. 1849 May.

Botany. — Westminst. and foreign quart. Rev. 1849 July.

Favre (A.), Notice sur la géologie de la vallée du Reposoir en Savoie et sur des roches contenant des ammonites et des bélemnites superposées au terrain nummulitique. — Bibl. univ. de Genève (Sc. phys.) 1849 Juin.

Free trade. — Edinb. Rev. 1849 July.

Königswarter, Etudes historiques sur les développements de la Société humaine. (P. II.) — Revue de legislation etc. 1849 Mai — Août.

Chess. — Quart. Rev. 1849 June.

Morell (J. D.), The philosophy of religion. Lond. 1849. (Rationalism.) — Christ. Remembr. 1849 July.

Villemain, Tableau de l'éloquence chrétienne au quatrième siècle. Par. 1849. — Biblioth. univ. de Genève (Litt.) 1849 Juin.

Sainte-Beuve, Poètes et romanciers modernes de la France. LII. Chènedollé. I P. — Revue des deux Mond. 1849 T. II. Livr. 5.

Chaucer and Wicliffe. — The Anglo-Saxon. P. II.

The poetry of recent Indian warfare. — Calcutta Review 1849 June.

Shakspeare's critics: english and foreign. (Hudson, Deschamps, Ulrici, Birch, Chasles, Knight.) — Edinb. Rev. 1849 July.

Bulwer Lytton (E.), King Arthur. Lond. 1849. — Ebendaſ.

Didron, Stalles gothiques et de la renaissance en Allemagne. — Annal. archéol. 1849 Mai et Juin.

Laborde (Le comte de), Gisors. (Artistes des XV et XVI siècles en Normandie.) Documents inédits tirés des archives de Saint-Gervais et Saint-Protais. — Ebendaſ.

Didron, Iconographie des cathédrales de France. Cont. (Quatrième jour de la creation.) — Ebendaſelbſt.

Michal (H.), Du caractère de la musique grecque, d'après les derniers traxaux de Vincent. — Revue archéol. Année VI. Livr. 4.

Colonization and emigration. — Dublin Review 1849 July.

Democracy. — Quart. Review 1849 June.

Laboulaye (Ed.), Cours d'histoire générale et philosophique de législations comparées. — Revue de législation 1849 Mai — Août.

Freehold assurance and colonization. — Westminster and foreign quart. Review 1849 July.

Transportation as it now is. — Edinburgh Review 1849 July.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. October.

Nro. 196. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Results of Astronomical Observations made during the years 1833—38 at the Cape of Good Hope, by Sir John F. W. Herschel. London 1847. Gedruckt auf Kosten des Herzogs Hugh v. Northumberland.

Zehn Jahre verflossen seit der Rückkehr Herschels von seiner astronomischen Expedition nach Südafrika, bevor die wissenschaftlichen Resultate derselben vollständig veröffentlicht wurden, und bald nach der Bekanntwerdung seines großen Werkes erhoben sich auf dem Kontinent politische Bewegungen, welche die Aufmerksamkeit des Publikums vom wissenschaftlichen Gebiet auf ein andres hinüberlenkten, und für dieses fast ausschließlich in Anspruch nahmen. So nur ist es zu erklären, daß noch kein einziges kritisches Organ der deutschen Presse dieses Werk nach seiner wahren Stellung gewürdigt hat, ja kaum einzelne Referate darüber erschienen sind.

Um seine eigenthümliche Stellung innerhalb der Wissenschaft richtig aufzufassen, wird es nöthig seyn, auf die Richtung der astronomischen Forschungen, wie sie sich in der Familie Herschel seit fast achtzig Jahren ausgesprochen, aufmerksam zu machen. Die Thätigkeit des beobachtenden Astronomen ist im Allgemeinen eine zwiefache, entweder sucht er die Lage der am Himmel erscheinenden Objekte gegen gewisse ideelle feste Punkte und Kreise der Sphäre zu bestimmen: oder er untersucht die Beschaffenheit der einzelnen Himmelskörper und andre damit zusammenhängende Fragen. Ausschließlich auf diesem letztern Felde haben William, Caroline und John Herschel gearbeitet. Keine der öffentlichen königlichen Sternwarten des brittischen Reichs war und ist noch heut auf solche Beobachtungen eingerichtet, ihr Statut schreibt ihnen nur die Verfolgung des erstern Zweckes vor, und allerdings gewähren jene absoluten Ortsbestimmungen nicht allein die nothwendige allgemeine Grundlage der gesammten Wissenschaft, sondern sie befriedigen auch das einem seefahrenden Staate zunächst liegende praktische Bedürfniß.

Auf dem Continent hat man eine solche strenge Sonderung nicht immer durchgeführt. Mehrere öffentliche Sternwarten der beyden vergangenen wie des gegenwärtigen Jahrhunderts sahen wir mit Mitteln ausgerüstet, welche die gleichzeitige Verfolgung beyder oben angegebenen Richtungen gestatten. Läugnen läßt sich indessen nicht, daß diese Verbindung nur dann der Wissenschaft zum wahren Vortheile gereicht, wenn ein verhältnißmäßig starkes Beobachtungspersonal an solchen Universal-Instituten thätig ist. In andern Fällen ist dagegen die Trennung unbedingt vorzuziehen, und wo, wie dieß in England allerdings der Fall ist, eine nicht kleine Anzahl vermögender unabhängiger Privaten, mit den Regierungsanstalten wetteifernd, die Wissenschaft fördert, wird man nie in dem Falle seyn, ein andres Verhältniß als wünschenswerth zu bezeichnen.

William Herschel (geb. 1738 zu Hannover) war im 20. Lebensjahre ganz unbemittelt nach England gekommen, wo sein musikalisches Talent ihm eine Organistenstelle verschaffte, die ihm zwar nur geringe äußere Mittel aber doch Muße darbot,

seiner Neigung für Mathematik und Astronomie zu folgen. Außer Stande sich größere Instrumente anzuschaffen, versuchte er sich selbst in deren Anfertigung, und mit so unerwartetem Glück, daß seine Teleskope sehr bald alle andern, früheren wie gleichzeitigen, übertrafen. Schon 10 Jahr lang hatten diese Arbeiten und in Folge derselben seine wichtigen Entdeckungen die öffentliche Aufmerksamkeit erregt, als seine welthistorische Entdeckung des Uranus den König Georg III., der ihn bisher schon unterstützt, veranlaßte, ihn ganz unter seinen persönlichen Schutz zu nehmen, und ihm aufs freygebigste die Mittel zu bieten, noch mächtigere Werkzeuge zu schaffen, noch umfassendere Arbeiten zu beginnen. So war die Anstalt in Slough gleichsam eine besondre astronomische Krondomaine, gegenüber den Staatsanstalten in Greenwich, Dublin u. a. Orten, von denen sie völlig getrennt blieb, und mit denen sie in keiner amtlichen Beziehung stand.

Bey aller Vielseitigkeit der astronomischen Thätigkeit William Herschels können doch zwey Hauptgegenstände ausgezeichnet werden, denen er den größten Theil seiner Zeit, die längste Reihe von Jahren widmete, nämlich die Doppelsterne und die Nebelflecken. So wichtig und erfolgreich auch seine Arbeiten und Entdeckungen im Planetensystem, an der Sonne und andern Objekten waren, die beyden obengenannten, trotz ihres ungemeinen Reichthums noch fast ganz unangebauten Felder der Sternwissenschaft, werden stets als diejenigen genannt werden, wo er sich die größten Verdienste erwarb, die reichsten Lorbeeren erntete. Anders seine Schwester Caroline, die außer thätiger Hülfe bey den Arbeiten des Bruders sich selbstthätig den Kometenentdeckungen widmete, von denen sie 9 auffand *).

Die verschiednen Verzeichnisse, womit Herschel von 1775 bis 1804 die Philosophical Transactions bereicherte, sind als die wahre und bleibende erste Grundlage unsrer Doppelstern- und Nebelfleckskunde zu betrachten. Von ersterer waren vor Herschel etwa 12—15 Paare bekannt, aber fast ganz unbeachtet geblieben: durch ihn stieg die Zahl auf 700; von denen vier Fünftheile sorgfältig und wiederholt von ihm gemessen und beschrieben waren. Von Nebelflecken hatte vor ihm selbst das geübte Auge des unverdrossen thätigen Messier nur 102 aufgefunden: Herschel entdeckte und beschrieb deren 2000. Nur wo der eiserne Fleiß von den kräftigsten Hülfsmitteln unterstützt wird, sind solche Fortschritte erklärlich. Konnte der würdige Sohn eines großen Vaters sich ein schöneres und angemesseneres Feld seiner Thätigkeit wählen, als eben dieses? Im Geiste seines dahingeschiedenen Ahnen, mit seinen Hülfsmitteln und seiner rüstigen Ausdauer hat der Sohn dessen Arbeiten fortgesetzt: William und John sind durch die gleiche Geistesrichtung, die gleich unermüdliche Ausdauer, die Unzertrennlichkeit ihrer beyderseitigen Arbeiten nicht minder innig verbunden als durch die Bande des Blutes.

Aber der zwey und fünfzigste Breitengrad, wo Vater und Sohn ihren Wirkungskreis gefunden hatten, setzte diesen Forschungen, wenn sie je zu einem Gesammtresultat führen sollten, eine unübersteigliche Schranke. Mehr als $\frac{1}{4}$ des Himmelsgewölbes bleibt im südlichen England ganz unsichtbar, oder wird nur unter ungünstigen Umständen gesehen, und ist der genaueren Forschung unzugänglich. Als daher, meistens durch eigne Entdeckungen zu Anfang der dreyßiger Jahre das Herschelsche Nebelflecksverzeichniß auf 2308 und das der Doppelsterne auf 3346 angewachsen war, entschloß er sich, unter einer andern Zone die in Europa unzugänglichen Regionen des Himmels durchzumustern, also einen mehrjährigen Aufenthalt auf der Südhalbkugel der Erde zu nehmen, und einen Theil der Instrumente, mit denen sein Vater und er in der nördlichen gearbeitet hatten, dorthin zu transportiren. Das Cap der guten Hoffnung erschien als der geeignetste Punkt. Hier wehte seit 1815 das brittische Banner; hier bestand schon seit mehreren Jahren eine wohlausgerüstete Sternwarte, entschieden die beste der Südhalbkugel; hier endlich konnte unter einem heitern und verhältnißmäßig milden Klima, welches nur mäßige Ungleichheiten der Tageslängen und in keiner Jahreszeit

*) Sie ist am 10. Januar 1848 im 98. Lebensjahre in ihrem Geburtsorte Hannover verstorben; ihr Bruder hat das 84. erreicht.

bloße Dämmernächte kennt, ein raſches Fortſchreiten der Arbeiten erwartet werden.

Herſchel verließ Portsmouth am 15. November 1833, und landete in der Tafelbay am 16. Januar 1834. Die Inſtrumente hatten keinen Schaden erlitten, und hätten ſofort aufgeſtellt werden können, wenn der dazu auserſehene Ort — Feldhauſen, 6 engl. Meilen von der Capſtadt, eine Beſitzung des Holländers Schomberg — nicht vorher einiger baulichen Einrichtungen bedurft hätte. Doch ſchon am 22. Februar konnte Herſchel eine erſte Probebeobachtung machen, und am 5. März die regelmäßige Reihe ſeiner Unterſuchungen beginnen. Die genaue geographiſche Lage dieſes Punktes behandelt ein beſondrer Abſchnitt des Werkes; er liegt 1′ 1″,6 weſtlich und 2′ 53″,55 nördlich von der Capſternwarte, alſo in — 33° 58′ 56″,5 Breite, welche Zahl zugleich die geringſte Höhe bezeichnet, die irgend ein Punkt der Südhemiſphäre des Himmels beym Meridiandurchgange erreicht. Anfang Januar 1838 kehrte Herſchel nach England zurück.

Wir würden unſrer Aufgabe ſehr wenig entſprechen, wenn wir uns begnügen wollten, anzuführen, daß die Anzahl der Nebelflecken und Doppelſterne nunmehr auf reſp. 4023 und 5449 angewachſen ſey. Solche numeriſche Reſultate ſind uns erfreuliche Zeugniſſe von dem glücklichen Erfolge einer beharrlichen wiſſenſchaftlichen Thätigkeit: einen Anſpruch auf irgend welche abſolute Geltung können ſie jedoch nicht machen. Nie werden unſre Zahlen im Stande ſeyn, einen richtigen Maßſtab zu gewähren für den Reichthum, die Größe und die Mannichfaltigkeit der Natur. Die laufende Nummer der Objekte wird jeder künftige Forſcher auf dieſem Gebiete vergrößern; keiner von ihnen wird je ans Ende gelangen.

„Zähle die Sterne am Himmel; kannſt du ſie zählen?“

iſt ein Ausſpruch, der nicht dem Erzvater Abraham allein galt, ſondern der durch alle Jahrtauſende ſeine Bedeutung behaupten wird. Sehen wir daher die vorliegende Arbeit uns etwas näher an.

Zu den merkwürdigſten Gegenſtänden der Südhalbkugel, denen in der nördlichen kein ähnlicher entſpricht, gehören die beyden Magellaniſchen Wolken. Dem bloßen Auge erſcheinen ſie als große bleiche Nebelflecken, in denen gleichwohl einzelne Sterne ſchon ohne Fernglas geſehen werden, und die auch ſonſt kein gleichförmiges Anſehen bieten. In Herſchels Teleſkop erſcheinen ſie als zuſammengeſetzt aus mehreren Hunderten einzelner Nebelflecken, Sternhaufen, Doppel- und einzelnen Sternen im dichteſten Gedränge. In der kleinen Wolke hat Herſchel 224, in der großen 919 ſolcher Gegenſtände beobachtet, gemeſſen und in einer Karte verzeichnet; in dem eigenthümlich geformten Nebelfleck um η Argus 1216 Sterne unterſchieden und ihrem Orte nach genau beſtimmt; unter ihnen 3 dreyfache und 18 Doppelſterne. — Ein prachtvoller Sternhaufen iſt 47 Toucani. Das Innerſte (etwa $1\frac{1}{2}$′ Durchmeſſer) erſcheint durch die unzählbare Menge von Sternen wie eine vereinigte, ſchwach roſenfarbige Lichtmaſſe. Eine etwas weniger gedrängte Maſſe, in der aber doch nicht alles Einzelne unterſchieden werden kann, umgiebt dieſen innern Kern, und nach außen bis zu 9′ Diſtanz vom Mittelpunkte hin zeigen ſich radienartig verbreitete Sternregionen, unter ihnen ein ſchöner Doppelſtern. — Nr. 2534 hat ganz das Anſehen eines Cometen „a perfect miniature of Halley's Comet“ (der gleichzeitig ſichtbar war). 2785 iſt ein gegen 4′ langer und $2\frac{1}{2}$′ breiter Nebelfleck, deſſen ſüdlicher Theil ſich in einzelne Sterne auflöſen läßt, der nördliche nicht, während in ſchwächeren Inſtrumenten beyde Theile das gleiche Anſehen zeigen. — 2878 iſt einer der 919 in der Nubecula Major beobachteten Gegenſtände, der im Teleſkop daſſelbe Anſehen gewährt, wie die ganze große Wolke dem bloßen Auge. „Beſäßen wir Teleſkope von unvergleichbar größerer Kraft als die jetzigen, ſo würde vielleicht dieſer einzelne Theil eine eben ſo große Mannichfaltigkeit der Bildungen darbieten, als gegenwärtig das Ganze.“ — Nr. 3063 iſt ein Doppelnebel, der vorangehende ſchwach, der nachfolgende weit heller, beyde rund und in der Mitte verdichtet, umgeben von einer großen Sternenfülle, worunter noch ein dritter gleichzeitig im Felde ſichtbarer Nebelfleck. — 3075 hat faſt ganz das Anſehen einer Büſte (Kopf, Hals und Schultern ſind ganz deutlich). Er ſteht in einem ſchwächeren Theile der Milch-

ſtraße. — 3010 iſt einer der kleinſten planetariſchen Nebel (wie Herſchel die von ſchärferer Begränzung und Abrundung bezeichnet); nur 4—5″ im Durchmeſſer, und von einer Menge kleiner Sterne umgeben. — 3111 iſt dem bloßen Auge ſchon ſichtbar; das Teleſkop zeigt einen dichtgedrängten Haufen von 250 Sternen, in deren Mitte ein ſchöner orangefarbiger die andern an Helligkeit übertrifft. — 3163 bezeichnet Herſchel als den ſchönſten planetariſchen Nebelfleck, den er jemals geſehen. Er zeigte ihn mehreren Freunden, und darunter dem Cap-Aſtronomen Maclear. Man hätte ihn geradezu für einen Planeten halten können, wenn er nicht unabänderlich denſelben Ort behauptet hätte. — 3248 iſt ein blauer, faſt runder Nebelfleck, den Piazzi für einen Fixſtern angeſehen und beobachtet hat. — 3365 ſieht faſt ganz wie Uranus aus, iſt aber entſchieden von blauer Farbe; 10′ nördlich von ihm ein orangefarbiger Stern. — 3435. Ein ſchön hochrother Stern (x Crucis) ſteht in der Mitte eines Sternhaufens von etwa 100. — 3504. Auf einem Raume von 20′ Durchmeſſer mehrere Tauſend Sterne, großentheils in Reihen geordnet. An einigen Stellen ſtehen ſchwächere Sterne ringförmig um einen etwas helleren, wodurch das Anſehen einer Höhlung entſteht. — 3594 erſchien dem Mitbeobachter wie der Mond mit bloßem Auge geſehen, nur kleiner.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber Platons Phädros.
De primordiis Phaedri Platonis.

(Schluß.)

Aber glaubet nur, mit Platon habt Ihr auch dem Homer und Sophokles und Herodot und Demoſthenes das Urtheil geſprochen. Bald wird man Euch beweiſen, daß auch dieſe Alle viel zu ſchwierig ſind für unſere Jugend, und die auf ſie gewendete Mühe nicht hinlänglich oder nicht ſchnell genug belohnen. Ja, Ihr vermöget ſie nicht einmal zu vertheidigen gegen etwaige tiefer eindringende Angriffe, ſo Ihr durch die Verſtoßung Platons die weſentlich beſtehende ſolidariſche Verbindung aufhebt. Darum, ehe Ihr Euer Ja und Amen ſprechet zu dem in Leipzig gefaßten Beſchluße, nehmet noch einmal Eueren Phädrus zur Hand, nicht den fabulirenden, ſondern den philoſophirenden, und gehet mit ihm und Euerem Gewiſſen zu Rathe, ob es recht und wohlgethan iſt, in einer Zeit, wo es gilt, die bürgerliche Freyheit nicht auf eine windige Grundlage zu bauen, das Fundament der ſittlichen und intellectuellen Bildung zu erſchüttern und freywillig das Mittel wegzuwerfen, woraus wir das beſte Präſervativ ſchöpfen könnten gegen das Ueberhandnehmen einer eitlen, trügeriſchen und gehaltloſen Rhetorik. Am wenigſten aber wollen wir den Lyſias für den Sokrates eintauſchen, und ſollte er uns auch ſo ſehr wegen ſeiner Klarheit und Leichtigkeit und des anziehenden Inhaltes empfohlen werden! Wollen wir denn darein den Werth und die Aufgabe der klaſſiſchen Bildung ſetzen, daß ſie uns allerley intereſſante Aufſchlüſſe gibt über das heroiſche und politiſche und häusliche Leben der Alten? Da wäre nun freylich die Rede über die Ermordung des Eratoſthenes mit ihrer allerliebſten Eheſtandsgeſchichte nur ſchwer zu vermiſſen in den für Schulen veranſtalteten Auswahlen! Nur wüßten wir dann nichts zu erwidern auf die Rede derjenigen, die uns den Vorwurf machen, daß wir uns in Rom und Griechenland beſſer umſehen als in unſerem eigenen Vaterlande und in dem, was rings um uns vorgeht und uns zunächſt betrifft. Damit ſey unſerem hochgeſchätzten Freunde, der kürzlich in dieſen Blättern Rauchenſteins Ausgabe des Lyſias angezeigt, die Hand geboten zu freundſchaftlicher Fehde!

Cron.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. October.

Nro. 197. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Results of Astronomical Observations made during the years 1833—38 at the Cape of Good Hope, by Sir John F. W. Herschel.

(Fortsetzung.)

Aehnlich 3675. — 3778 ist ein reicher Sternhaufen, in welchem aber, ganz gegen die sonstige Regel, die Mitte aus schwächeren Sternen besteht als die äußern radienartig verlaufenden Theile.

Gegen 3—400 von Herschel dem Vater beobachtete, sämmtlich als sehr schwach bezeichnete Nebelflecken hat J. Herschel nicht wieder gesehen. Manche von ihnen mögen auf einer optischen Täuschung beruhen, doch kann auch eine besonders günstige Nacht Gegenstände gezeigt haben, die bey nur etwas geringerer Durchsichtigkeit der Luft schon verschwinden. Dagegen müssen die von Dunlop in Paramatta mit schwächeren Instrumenten gesehenen Nebelflecken, von denen Herschel nur etwa $\frac{1}{4}$ als solche auffand, dem größern Theile nach auf Täuschung beruhen. Der merkwürdigste dieser Nebelflecken ist der große, welcher η Argus umgiebt, und den man in Herschels vortrefflicher Abbildung betrachten muß, da keine Beschreibung diese wunderbare Mannichfaltigkeit erreicht. Er bildet eigentlich einen Nebentheil der Milchstraße, und ist von dunklen Zwischenräumen unterbrochen, deren einer, nahe dem Hauptstern, sich auffallend scharf gegen den lichten Nebel abgränzt, und in dieser Begränzung eine fast regelmäßige aus 3 Ovalen zusammengesetzte Figur bildet. Die oben angeführte Zahl von 1216 Sternen innerhalb eines Raumes von etwa einem Quadratgrade sind bey weitem nicht alle hier sichtbaren, sondern nur die von Herschel gemessenen: die wahre Anzahl steigt weit über das Doppelte. Aber der Stern η Argus selbst bietet eine eigenthümliche und am ganzen übrigen Himmel merkwürdige Erscheinung. Seit 1677, wo Halley ihn zur vierten Größe rechnete, hat sein Licht zugenommen, nicht allmählich und dauernd, sondern von Stillständen und Abnahmen unterbrochen. Herschel hatte ihn stets von der zweyten, oder höchstens (1. 2.) Größe gefunden. Am 16. December 1837 fand er ihn unerwartet als einen Stern erster Größe. Bis zum 2. Januar nahm er an Glanz so zu, daß er nur noch vom Sirius und Canopus übertroffen ward. Später nahm er langsam ab, und war am 14. April 1838, dem letzten der Herschelschen Beobachtungen, nur noch etwas heller als Aldebaran. Die Aufmerksamkeit der Capbeobachter wandte sich nun natürlich diesem Sterne zu, und so ward unser Verfasser in den Stand gesetzt, folgende Zusammenstellung seiner beobachteten Helligkeit zu geben:

η Argus.

1677. Halley. 4.	1822. Fallows. 2.
1751. Lacaille. 2.	1822—26. Brisbane. 2.
1811—15. Burchell. 4.	1827. Fbr. 1. Burchell. 1.

1828. Fbr. 29. Burchell. (1. 2.)	1838 Jan. 2. Herſchel > 1 nahe gleich α Centauri.
1829—33. Johnſon. 2.	1842 Mz. 19. Maclear < 1 ſchwächer als α Crucis.
1832—33. Taylor. 2.	1843 April Maclear > 1 etwa gleich dem Sirius.
1834—37. Herſchel (1. 2).	1843 April 11—14 Mackay gleich dem Canopus.

Eine beſtimmte Periode läßt ſich aus dieſen Angaben nicht entnehmen, auch haben Zu- und Abnahme ſich offenbar nicht compenſirt, ſondern die erſtern bedeutend überwogen. Wie wird ſich die Lichtveränderung ferner geſtalten, und wird es je gelingen, irgend einen urſächlichen Zuſammenhang mit andern bekannten Phänomenen aufzufinden?

Wir verlaſſen dieſen erſten Theil des Werkes, um zu dem zweyten, von den Doppelſternen des ſüdlichen Himmels handelnden Kapitel überzugehen. Hierzu wurden außer dem 20 füßigen Teleſkop, das bey den Nebelflecken ausſchließlich gedient hatte, noch ein von Tulley verfertigtes 7 füßiges achromatiſches Fernrohr von 5 Zoll Oeffnung angewandt. Mit dem Teleſkop wurden die Doppelſterne aufgeſucht und vorläufig gemeſſen: das kleinere Inſtrument diente hernach zu genauern und ſorgfältigeren Meſſungen, wozu Achromate ſich viel bequemer anwenden laſſen als ein, wenn gleich lichtſtärkeres Teleſkop. Auch iſt begreiflicher Weiſe nicht die ganze Maſſe der neu entdeckten Doppelſterne genau und wiederholt durchgemeſſen, wozu allein ein Decennium erforderlich geweſen wäre, ſondern nur etwa der 6. Theil. Doch ſind auch die vom Teleſkop erhaltenen Beſtimmungen, wenn gleich flüchtiger ausgeführt, doch bey einem ſo geübten Beobachter keineswegs von geringem Gewicht, und ſie werden für die Zukunft mindeſtens denſelben Werth anſprechen können, der den Beſtimmungen Herſchels des Vaters gegenwärtig zukommt. Schwerlich wird jemals eine Zeit kommen, wo die Südhalbkugel, auch ſelbſt die geſammte heiße Zone noch mit hinzugenommen, ſo reich als die nördliche mit Sternwarten verſehen iſt: um ſo werthvoller iſt jeder Beytrag zur Himmelskunde, der uns von dorther geboten wird.

Wir müſſen uns auch hier begnügen, nur einige der intereſſanteſten Objekte aus ſo vielen hervorzuheben. Nr. 3356, ein ſchwacher Doppelſtern von 3″ Diſtanz, bildet den Kern eines großen Nebelflecks. — In 3390 iſt ein heller orangefarbiger mit einem ſchwächern blauen Stern auf 15″ Diſtanz verbunden. — 3395, von 10″ Diſtanz, zeigt ein hohes Roſenroth. — 3662 iſt ein vierfacher Stern, einigermaßen dem bekannten Trapezium im Orion ähnlich, doch ſind die Sterne merklich ſchwächer. — In 3679 (20″ Diſtanz) hat der Hauptſtern eine faſt blutrothe Farbe. — 3796 iſt ein 7 facher Stern in der großen magellaniſchen Wolke; der Hauptſtern bildet das Centrum eines beträchtlichen Nebelflecks. — In 4087 findet ſich ein heller enggeſchloſſener Doppelſtern (1″ Diſtanz), der noch zwey andre ſchwächere Begleiter hat, alſo einen 4 fachen Stern bildet. — 4173 iſt ein gleichſeitiges Dreyeck von 3 gleich hellen Sternen, die Diſtanz 5.″ — In 4397 findet ſich ein ſehr enger Doppelſtern und neben ihm ein dreyfacher von einem gemeinſchaftlichen Nebelfleck umgeben. — In α Crucis ſind zwey Sterne zweyter Größe 5″ von einander entfernt, ähnlich wie Caſtor in der Nordhemiſphäre, nur daß bey dieſem der Begleiter etwas ſchwächer iſt. Noch viel enger ſtehen die beyden Sterne 4ter Größe, welche γ Centauri bilden, nämlich nur $\frac{2}{3}$ Sekunden. Allein der ſchönſte Doppelſtern nicht des ſüdlichen allein, ſondern des ganzen Himmels iſt α Centauri, wo einer der hellſten Sterne 1ter Größe einen der zweyten in 20″ Entfernung zum Begleiter hat. Aus Mac lears Unterſuchungen wiſſen wir zugleich, daß dieſer Stern der wahrſcheinlich nächſte Fixſtern iſt, deſſen Lichtſtrahl nur 3 Jahre braucht, um zu unſrer Erde zu gelangen. — Enggeſchloſſene Doppelſterne kommen verhältnißmäßig weniger als am nördlichen Himmel vor, und in den 6 letzten Sternſtunden faſt gar keine. Doch iſt anzunehmen, daß ein achromatiſches Fernrohr größter Dimenſion ſolche Gegenſtände leichter als das Spiegelteleſkop erkennen

läßt, denn Herschel hat schon Mühe gehabt, Sterne von 1″ Distanz zu unterscheiden, was bey günstiger Luft im Dorpater Fernrohr ein Leichtes ist. Wir dürfen aus diesem Grunde gewiß noch auf eine beträchtliche Nachlese rechnen, wenn einst ein Münchner Riesenrefraktor in jenen Regionen aufgestellt seyn wird, und möchten für jetzt noch keinen Schluß über das gegenseitige Verhältniß der Doppelsternzahl in beyden Halbkugeln wagen.

Die Mikrometermessungen sind nicht unter gleich günstigen Umständen angestellt. Die Fäden zeigten mancherley Unvollkommenheiten, die mit der Zeit zunahmen, und zu einer Aenderung des Beobachtungssystems nöthigten. Fäden, welche der Astronom Maclear eigenhändig angebracht hatte, zeigten sich anfangs sehr brauchbar, und ließen eine größere Sicherheit der Messungen hoffen, allein nach einiger Zeit zeigte sich auch hier, daß beym Uebereinanderschieben im Nullpunkte die Fäden aneinanderhingen, und erst nach einigem Weiterdrehen der Mikrometerschraube sich durch einen plötzlichen Sprung trennten. Herschel glaubt zwar, daß sie vermöge ihrer Elasticität dennoch den richtigen Stand hernach eingenommen haben, gesteht aber, daß eine völlige Sicherheit über diesen Punkt nicht zu erlangen gewesen. So werden wir denn auch in diesen Messungen den Distanzen ein geringeres Vertrauen als den Positionswinkeln zu schenken haben, was freylich mehr oder weniger von den meisten übrigen Doppelsternmessungen gilt.

In einigen Fällen, namentlich bey Sternen in der Nähe des Südpols, hat Herschel die Distanz der beyden Glieder eines Doppelsterns durch Passagen bestimmt, und dieß in den Anmerkungen besonders bezeichnet. Wir zweifeln nicht, daß bey geschickter Anwendung dieser Methode brauchbare Bestimmungen erhalten werden können, möchten jedoch — einen guten und scharf geprüften Mikrometer-Apparat vorausgesetzt — direkte Messungen durch Anwendung beweglicher Fäden unter allen Umständen vorziehen.

In Bezug auf die Positionswinkel vergleicht H. die am Teleskop erhaltenen mit denen am Achromat gemessenen, um ein Gesetz für die Differenzen beyder zu ermitteln, und giebt eine Tafel dieser Differenzen. Die hieraus für die teleskopisch bestimmten Winkel sich ergebende Correction ist vorherrschend positiv, und sie steigt für 0° bis 20°, so wie für 210° bis 220° auf $2\frac{1}{2}$ Grad.

In pag. 169 sind die wahrscheinlichen Ursachen dieser Abweichung angeführt: als die hauptsächlichste erscheint wohl der Umstand, daß man im Achromaten aufwärts, im Teleskop dagegen abwärts oder in Horizontalrichtung sieht.

Den Schluß machen Vergleichungen des Positionswinkels für verschiedne Epochen bey solchen Doppelsternen, die schon jetzt eine Bewegung verrathen. In einigen Fällen hat Herschel trotz der wenigen Jahre, die seine Beobachtungen umfassen, schon aus ihnen allein die Bewegung erkannt: so bey γ Centauri, dessen wir schon vorhin erwähnten, und der sich jetzt jährlich um 5° 26′ (also $\frac{1}{67}$ des Umkreises) bewegt. In andern Fällen verband er seine Capbeobachtungen mit früheren europäischen, von ihm selbst und Andern angestellten, oder mit Dunlop's in Paramatta erhaltenen. Mit besondrer Ausführlichkeit ist γ Virginis behandelt. Die früher von Herschel und Andern berechneten Elemente gaben eine Bahn von 5—600 Jahren, hauptsächlich durch Schuld der irrthümlich reducirten ersten Beobachtung Bradley's von 1718. Herschel hat Beobachtungen bis 1845 benutzt; bey meinen eignen Rechnungen erstreckt sich die Reihe bis 1848, und ich stelle beyde Bahnen hier zusammen.

	Herschel	Mädler.
Halbe große Axe	3″,69	3″,86
Umlaufszeit	182,12 Jahre	169,45
Neigung der Bahn	23° 35′,7	25° 25′,4
Aufsteigender Knoten	5° 33′	62° 8′,7
Excentricität	0,87952	0,88064
Epoche des Perihels	1836,43	1836,29
Bewegung	rückläufig	rückläufig.

Der Zukunft muß es überlassen bleiben zu entscheiden, wer von uns der Wahrheit näher gekommen sey. Was indeß die Lage des Knotens betrifft, so dürfte die starke Abweichung ein Irrthum bey Herschel seyn, da die Auflösung meiner Bedingungsgleichungen einen Fehler über 10° ganz aus-

zuschließen scheint, und auch Henderson 1845 für dieses Element 70° 48′ erhielt.

Den prachtvollen α Centauri, von dem Herschel ein schönes und scharf begränztes Bild auf einem weißen Papier, 4 F. vom Ocular erhielt, untersucht er gleichfalls, doch sind leider die frühern Data zu wenig genau. Er stellt eine interessante Vergleichung zwischen ihm und 61 Cygni an. „Beyde bestehen aus nahezu gleichen Sternen, die Farbe beyder ist eine stark ins Röthliche spielende. Beyde haben eine ungewöhnlich starke Eigenbewegung, so wie meßbare Parallaxen. Beyde sind unzweifelhaft physische Doppelsterne, und zwar von ungewöhnlich großer scheinbarer Distanz.“ Es hätte noch hinzugefügt werden können, daß beyden Systemen auch eine nur wenig verschiedene Masse zukomme, so viel sich bis jetzt beurtheilen läßt.

Die beyden vorstehend betrachteten Kapitel enthalten den größten Theil der gewonnenen Resultate, da ja auch, wie oben erwähnt, die Nebelflecken und Doppelsterne das Hauptmotiv der ganzen Expedition bildeten. Allein H. hat sich gleichwohl darauf nicht beschränkt, sondern gibt uns in noch fünf folgenden Abschnitten von p. 304 — 437 Untersuchungen über die Sterngrößen, über die Vertheilung der Sterne und die Gestaltung der Milchstraße, über den Halley'schen Kometen, über die Saturnssatelliten und die Sonnenflecken. Fast überall lag die Veranlassung, gerade diese Gegenstände auf der Südhalbkugel zu beobachten, nahe genug. Durch die im Cap. III. gegebenen Untersuchungen sind wir jetzt im Stande, die Zahl der am gesammten Himmel vorkommenden Sterne der ersten 3 oder 4 Größen vollständig und genau anzugeben. — Das IV. Capitel vervollständigt eines der wichtigsten Elemente aller weitern Fortschritte in der Firsternkunde, und es bleibt nur zu wünschen, daß ein gleich geübter astronomischer Zeichner in einer nördlichen geographischen Breite von höchstens 48° (um das ganze Jahr hindurch vollständige Nächte zu haben) auch den nördlichen Theil in ähnlicher Weise darstelle. — Halley's Comet war in den ersten Monaten des Jahres 1836 für die europäischen Beobachter unsichtbar: die Geschichte seiner dießmaligen Erscheinung würde eine schmerzlich empfundene Lücke darbieten, hätten Herschels Beobachtungen sie nicht so trefflich ausgefüllt. — Ebenso war Saturn um jene Zeit auf der Südhalbkugel und namentlich am Cap besser zu beobachten, als im europäischen Norden. — Zur Beobachtung der Sonnenflecken (die bloß im J. 1837 vorkommen) ward er durch das besonders häufige Erscheinen derselben aufgefordert, und sie standen in Verbindung mit physischen Untersuchungen über das Klima der dortigen Gegenden. — So rechtfertigt sich die Wahl der Gegenstände hinreichend, wie es von einem mit den Erfordernissen der Wissenschaft so vertrauten Astronomen auch nicht anders zu erwarten war. Von jenen kostbaren am Cap zugebrachten 4 Beobachtungsjahren durfte keine einzige Nacht dazu vergeudet werden, Objecte zu untersuchen, die auf der Nordhalbkugel eben so gut oder gar noch besser zu Gesicht kommen. Nur der gröbste Unverstand konnte wähnen, ein Herschel werde nach dem Cap gehen, um dort die Mondoberfläche zu untersuchen, und nur die gewissenloseste Buchmacherei konnte es über sich gewinnen, dem großen Publikum einen schalen Roman, in dem Herschels Name gemißbraucht war, als Wahrheit anzubieten.

Das dritte Capitel behandelt die Sterngrößen, richtiger Sternhelligkeiten. Wenn wir uns aufs entschiedenste gegen die Raschheit erklären müssen, mit der man die Helligkeit der Sterne zur fast ausschließlichen Basis für die allerwichtigsten Folgerungen gemacht hat, so ist dadurch diesen Untersuchungen nicht das Geringste von ihrer Wichtigkeit geraubt. Vielmehr werden wir, sobald nur auf andern Wegen eine sichere Basis für die Gestaltung des Fixsternsystems im Ganzen wie im Einzelnen gewonnen ist, von den beobachteten Helligkeiten einen trefflichen Gebrauch für weitere Schlüsse, die eigentliche Physik des Himmels betreffend, machen können.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. October.

Nro. 198. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Results of Astronomical Observations made during the years 1833 — 38 at the Cape of Good Hope, by Sir John F. W. Herschel.

(Fortsetzung.)

Herschels Methode der Sequenzen — wie er sie benennt — beruht wesentlich auf Schätzungen, aber auf consequent geordneten. In einer völlig heitern Nacht sucht er den hellsten Stern auf, und nimmt von ihm aus eine Reihenfolge andrer, die in gleicher oder doch wenig verschiedener Höhe über dem Horizont stehen. Diese Reihe ordnet er in einer Scala, in der die Zwischenräume beyläufig dem wahrgenommenen Unterschiede des Glanzes proportional gesetzt werden. So erhält er eine in ihrer Grundlage allerdings willkührlich angenommene, aber in ihrer speciellen Ausführung möglichst streng geregelte numerische Gradation für eine genügende Anzahl von Normalsternen, mit denen er dann in andern Nächten die übrigen vergleicht, und ihre in der beschriebenen Scala einzunehmende Stelle bezeichnet. Die Nähe des Mondes mußte vermieden werden, da jedoch die mondfreyen Nächte sämmtlich für die Nebelflecken in Beschlag genommen wurden, so wurden auch in mondhellen diejenigen Gegenden untersucht, von denen unser Trabant entfernt stand. Auch noch auf der Rückfahrt setzte Herschel diese Beobachtungen, die natürlich kein Fernrohr erforderten, so viel thunlich fort.

Das Nähere über diese Sequenzen, ihre Interpolation und Correction, muß im Werke selbst nachgelesen werden, wo die Resultate jeder einzelnen Nacht im Detail aufgeführt sind.

Unabhängig von diesen Sequenzen hat übrigens Herschel auch einen von ihm sogenannten Astrometer angewandt, doch nur in wenigen Nächten. Durch eine besondere Vorrichtung ward nämlich das durch eine feine Oeffnung fallende Mondlicht mit dem eines Sternes verglichen. Durch Näherung und Entfernung jener Oeffnung konnte das Mondlicht zur Helligkeit des Sterns herabgestimmt werden, und die Entfernung, in welcher Mond und Stern gleich hell erscheinen, gibt demnach umgekehrt einen Maßstab für die Helligkeit des Sternes. Herschel hat nach seiner Rückkunft dieselben Methoden auch auf Sterne der Nordhalbkugel angewandt.

Wie nöthig eine solche Bearbeitung der Erngrößen sey, wird Jeder wissen, der die vorhandenen Cataloge und Sternkarten in dieser Beziehung benutzt hat. So findet sich bey Bode und noch später α Hydrae von der ersten Größe. Herschel findet ihn $= 2{,}31$. ϑ Scorpii ist in mehreren Catalogen 5^m, er ist aber in der That etwas heller als α Hydrae, nämlich $= 2{,}27$. λ Scorpii hat in den Verzeichnissen gewöhnlich die 3. Größe, bey Herschel ist er $= 1{,}87$. — Argelanders neue Uranometrie hat allerdings, so weit der Bonner Horizont es gestattete, den gröbsten herkömmlichen Fehlern ein Ende gemacht und gezeigt, wie wenig das zweyhundertjährige Vertrauen auf Bayers Karten gerechtfertigt war. Aber noch immer ist hier nur ein erster Anfang gemacht, und namentlich ist das Licht

der 19 Sterne, welche man zur ersten Größe zählt, in einzelnen Fällen um mehr als das Zehnfache verschieden. So ist, nach Herschel, Sirius 11mal heller als Aldebaran und 16mal heller als Regulus; und gleichwohl zählt man alle drey zur ersten Größe.

Eine unbesiegbare Schwierigkeit bleibt bey solchen Sternen übrig, welche eine merklich verschiedene Farbe haben. Schwerlich wird uns jemals ein Photometer bestimmte Auskunft geben, ob Arcturus oder Capella heller sey. Der individuelle Eindruck ist ein viel zu ungleichartiger, und wir bemühen uns vergebens, die Farbe bey der Vergleichung zu eliminiren, und unabhängig von ihr nur die Lichtstärke im Auge zu haben. Glücklicher Weise haben nur wenige Fixsterne eine so entschieden rothe Farbe, daß diese Schwierigkeit fühlbar werden könnte.

Im vierten Capitel werden die bereits von Herschel dem Vater begonnenen Stern-Aichungen (Gauges) durch den südlichen Himmel hin fortgesetzt. Natürlich kann der ganze Sternenhimmel nicht durchgezählt werden. Es kommt darauf an, eine Auswahl zu treffen, bey der die Willkühr möglichst vermieden wird, und H. setzt das von ihm angenommene System auseinander. Von 10 zu 10 Minuten der Rectascension fortschreitend, werden in jedem dieser Segmente einzelne unter verschiedenen Parallelen gelegene Felder nach einem festen Schema ausgewählt, und in jedem derselben die Sterne gezählt. In 2299 Gesichtsfeldern zählte Herschel 68948 Sterne; wären sie in demselben Verhältniß am ganzen Himmel vertheilt, so erhielten wir $5\frac{1}{3}$ Million. Aber der Verf. bemerkt, daß diese Zahl viel zu klein sey, da in der Milchstraße sehr viele Stellen vorkommen, wo jede Möglichkeit des Zählens aufhört. Wo die Zahl, die durchschnittlich 30 für Ein Feld beträgt, über 200 stieg, hat H. gar nicht mehr gezählt, sondern dieß durch innum(erabilis) bezeichnet, ein Fall, der zwischen $17^h\,50'$ und $18^h\,30'$ häufig vorkommt, während andrerseits einzelne Felder mit 2, 1 oder selbst gar keinem Sterne vorkommen.

Herschel gruppirt hierauf diese Aichungen nach ihrem Abstande von der Milchstraße. Vom Südpole derselben, den er in $0^h\,47'$ AR und $-\,26^\circ\,0'$ annimmt, geht er mit je 15 Graden weiter zur Milchstraße fort und findet

vom Südpol der Milchstraße bis zu $-\,75^\circ$ Abstand 43 Felder, enthaltend 260 Sterne, also 6,05 auf jedes Feld.

$-\,75^\circ$ bis $-\,60^\circ$	144	953	6,62
$-\,60$ bis $-\,45^\circ$	218	1980	9,08
$-\,45$ bis $-\,30$	375	5060	13,49
$-\,30$ bis $-\,15$	472	12409	26,29
$-\,15$ bis 0	442	26105	59,06 *)
0 bis $+\,15$	321	16461	51,28 *)
$+\,15$ bis $+\,30$	195	4576	23,47
$+\,30$ bis $+\,45$	68	982	14,46
$+\,45$ bis $+\,60$	21	162	7,71

Der Fall, daß ein Feld des Teleskops (von 30′ Durchmesser) keinen wahrnehmbaren Stern zeigt, kommt 52mal vor, also etwa 1 unter 44 Feldern. Die große Ungleichheit der Sternenfülle (Himmelsbevölkerung, wie es H. p. 373 bezeichnet) tritt am meisten hervor bey den schwächeren Sternen, so daß bey den mit bloßen Augen sichtbaren so gut wie kein Unterschied Statt findet. Herschel gibt die folgende Zusammenstellung.

*) Diese Zahlen sind noch zu klein, da die mit innum. bezeichneten Felder nur zu 200 (der höchsten noch gezählten Summe) angesetzt sind. Nimmt man für diese 6 Felder die doppelte Anzahl, so erhält man in der letzten Columne 73 und 64.

Auf 100 Felder

	Ueber 8^m	8^m u. 8,5	9^m u. 9,5	10^m u. 10,5	11^m u. 11,5	12^m u. f. w.
— 90 bis — 75	Abſt. 5	—	7	47	72	474
— 75 bis — 60	5	6	22	38	56	535
— 60 bis — 45	5	7	17	39	76	764
— 45 bis — 30	3	6	18	42	109	1171
— 30 bis — 15	3	7	23	57	161	2378
— 15 bis 0	6	11	38	88	248	5515
0 bis + 15	4	9	28	70	215	4802
+ 15 bis + 30	6	8	21	46	121	2145
+ 30 bis + 45	3	1	21	51	130	1240
+ 45 bis + 60	—	5	5	24	81	656

Für die helleren Sterne iſt offenbar die Anzahl der Felder zu gering. So iſt die 5′ der oberſten Reihe geſchloſſen aus nur 2 Sternen, die in 43 Feldern vorkommen. Für ſolche Sterne muß ein anderes Verfahren eingeſchlagen werden, nämlich das von G. Fuſſ in Pulkowa befolgte, der alle helleren Sterne, nach Milchſtraßenparallelen geordnet, durchzählte, freylich nur ſo weit es der Horizont von Pulkowa und Hardings Charten geſtatten. Abgeſehen von der gänzlich verſchiedenen Methode in beyden Bearbeitungen wird eine Vergleichung zwiſchen Herſchel und Fuſſ auch noch dadurch unſicher, daß erſterer eine ganz andre Größenſkala als die Pulkowaer Aſtronomen anwendet, indem er Sterne, welche bey Struve und ſeinen Mitarbeitern 7^m ſind, mit 8^m und 9^m bezeichnet, eine Differenz, die bey ſchwachen teleſkopiſchen Sternen auf 4 bis 6 Größenklaſſen ſteigt. Herſchel ſchließt hieraus, daß die Entfernung unſerer Sonne vom ſüdlichen Rande der Milchſtraße eine ſolche iſt, wie ſie durchſchnittlich einem Stern 10. Größe zukommt.

Hierauf folgt eine Beſchreibung des ſüdlichen Zuges der Milchſtraße, die übrigens erſt durch die treffliche graphiſche Darſtellung auf Pl. XIII. ihr rechtes Verſtändniß erhält. Sie weicht von den bisher in den Sternkarten gegebenen, und namentlich der ausführlichſten, welche wir Laſſel verdanken, nicht unerheblich ab, und iſt namentlich noch viel mannichfaltiger. Während ſie in einzelnen Stellen doppelt und dreyfach hinzieht, und eine Geſammtbreite von 15° bis 20° Graden einnimmt, verengt ſie ſich an andern, wie zwiſchen Kreuz nnd Argo, bis auf 3° und 4°. Im Allgemeinen beſtätigt ſie jedoch noch mehr als die frühere Darſtellung die Behauptung, daß unſere Sonne, vom gemeinſamen Schwerpunkte der Milchſtraße aus geſehen, nach Süd und zugleich nach der Herbſtnachtgleiche hin liege, folglich der Schwerpunkt von unſerm Sonnenſyſtem aus nach der entgegengeſetzten Seite hin zu ſuchen ſey, wie Ref. es in ſeinen Unterſuchungen über die Fixſternſyſteme ausführlicher gezeigt hat *).

*) Zu einer wiſſenſchaftlichen Polemik iſt hier allerdings der Ort nicht, und es muß Jedem, der in ſolchen Dingen ein ſelbſtſtändiges Urtheil hat, freyſtehen, ob er in Beziehung auf meine Centraltheorie dem beyfälligen Urtheile der meiſten brittiſchen und amerikaniſchen Aſtronomen, ſo wie eines Schubert u. a. anſchließen, oder die von einer andern Seite her dagegen erhobenen Zweifel gelten laſſen will. Aber wenigſtens kann man von Jedem verlangen, daß wenn er die Meinung eines Andern anführt, er dieſe treu und ohne willkührliche Zuſätze anführe. Der Verf. des Aufſatzes in einer bekannten Zeitſchrift: „die Gegenwart der Aſtronomie und die Nebelfrage" läßt dagegen Struve etwas behaupten, wovon bey dieſem kein Wort vorkommt: „Es ſey voreilig und zu gewagt, den Mittelpunkt eines Ganzen beſtimmen zu wollen, deſſen Grenzen noch nicht bekannt ſeyen." Da Struve in den hier angezogenen Etudes d'astronomie stellaire Dieß oder etwas Aehnliches nirgend ſagt, ſo kann ich den ganzen vermeintlichen Einwurf nur dem anonymen Verfaſſer zuſchreiben und ihn bitten, denſelben genialen Gedanken doch auch gegen Copernicus Sonnenſyſtem geltend zu machen, der ſchon vor 300 Jahren den Mittel-

Herſchel findet in der Milchſtraße auflösliche Stellen neben unauflöslichen in mannichfachſter Verbindung, und neben und zwiſchen beyden nicht ſelten ganz ſternleere Räume, ſo wie knotenartige Verdichtungen, die man als große Sternhaufen betrachten kann. Nirgend zeigt ſich auch nur annähernd eine Gleichmäßigkeit des Zuges. In 9^h, zwiſchen Scorpion und Argo, erſcheint der hier dreyfache Zug der Milchſtraße ſogar unterbrochen, ſo daß nur äußerſt ſchwache Spuren von Nebelmaterie, aber nichts von einer merklichen Sternenfülle gefunden wird. Jenſeit der Unterbrechung ſetzen ſich die drey Züge faſt in gleicher Weiſe fort, vereinigen ſich aber, noch bevor ſie das Sternbild des Kreuzes erreichen.

Der bloße Anblick der Herſchelſchen Zeichnung belehrt uns zur Genüge, daß es ein vergebliches Bemühen ſey, die nach der Milchſtraße hin wachſende Sternenfülle durch eine Formel darzuſtellen, welche die Milchſtraße ſelbſt mit begreift, und daß die Anzahl der in einem gegebenen Fernrohr ſichtbaren Sterne ſich auf dieſem analytiſchen Wege auch ſelbſt nur annähernd nicht ermitteln laſſe. Die Milchſtraße iſt jedenfalls etwas Anderes als eine blos optiſch größere Fülle der Fixſterne, wie ſie nothwendig die äußerſte Randgrenze eines linſenförmigen Sternhaufens, aus dem Innern desſelben betrachtet, darſtellen müßte. Immerhin mögen die Fixſterne, welche das Innere des von den Milchſtraßenringen umkreiſeten Raumes einnehmen, als ein Ganzes für ſich betrachtet eine linſenförmige Geſtalt haben, ohne daß dadurch die Selbſtſtändigkeit jenes großen Gürtels aufgehoben wird; eben ſo wenig als Saturn, obgleich er ſtark abgeplattet iſt, deßhalb mit ſeinen Ringen zuſammenhängt, und mit ihnen Eins iſt.

punkt eines Ganzen beſtimmte, deſſen Grenzen weder er kannte, noch wir jetzt kennen; und die auch unſre Nachkommen ſchwerlich jemals kennen werden. Der ungenannte Verf. möge mein Werk, was er nur aus dem Bericht über dasſelbe in der A. Z. zu kennen ſcheint, ſelbſt einer aufmerkſamen Anſicht würdigen, um nicht wieder in den Fall zu kommen, mißverſtandene Aeußerungen anderer Autoren in wenig geeigneter Weiſe anzuführen, und eine eben ſo wohlfeile als werthloſe Kritik zu üben. M.

Die im 5. Capitel gegebenen Beobachtungen des Halleyſchen Kometen werden dem einſtigen Monographen desſelben als ein höchſt weſentlicher Beytrag erſcheinen. Einen Auszug hier zu geben unterlaſſen wir, da zum vollen Verſtändniß derſelben es nöthig ſeyn würde, auch die übrigen in Europa vor und nachher gemachten Beobachtungen mit in Betracht zu ziehen. Die höchſt inſtruktiven, auch in artiſtiſcher Beziehung trefflich gelungenen Figuren könnten wir hier ohnehin nicht reproduciren, und doch iſt deren fortwährende Anſicht beym Studium dieſes Kapitels unerläßlich.

In Cap. 6. kommen Meſſungen der Satelliten Saturns, ſo wie ſeines Durchmeſſers und ſeines Ringes vor. In der Zahlbezeichnung dieſer Monde herrſchte bisher eine nicht geringe Verwirrung, da einige die Zeitfolge der Entdeckung, andre den wachſenden Abſtand vom Hauptplaneten als Grundlage der Zählung betrachteten. Bey den mit einemmale zuſammen entdeckten Jupitersmonden war eine ſolche Verwirrung nie entſtanden; jedermann weiß, was er unter dem zweyten, vierten u. ſ. w. Trabanten zu denken hat. Aber welches iſt z. B. der ſechſte Saturnsmond? Um den Verwechſelungen und Mißverſtändniſſen in Zukunft gründlich vorzubeugen, ſchlägt nun Herſchel für ſie Eigennamen vor:

Japetus, Titan, Rhea, Dione, Tethys, Enceladus, Mimas;

wobey wir bemerken, daß nach Erſcheinen dieſes Werks Laſſell in Starfield noch einen Saturnsmond zwiſchen den beyden äußerſten Japetus und Titan entdeckt und ihn Hyperion genannt hat.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. October.

Nro. 199. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Results of Astronomical Observations made during the years 1833—38 at the Cape of Good Hope, by Sir John F. W. Herschel.

(Schluß.)

Die Messungen sind ausschließlich Positions-

	Titan.	Rhea	Dione	Tethys.
Excentricität	0,02385	0,02269	0,02066	0,04217
Perisaturnium	270°0′	95 0	42 30	53 40.

Indeß sind diese Zahlen nicht als das Ergebniß vollständiger Berechnungen anzusehen, da Herschel weder die Lage der Bahn untersucht, noch die Umlaufszeiten neu abgeleitet, sondern letztere so angenommen hat, wie sie aus Cassini und andern früher angenommen worden. Auch hat er keine Distanzen gemessen, sondern die Mittelpunktsgleichung so angenommen, wie jene Vergleichung sie forderte. Wir mögen gleichwohl die für Rhea, Dione und Tethys ermittelten Excentricitäten als brauchbare Näherungen betrachten: für Titan besitzen wir bereits Elemente von Bessel, die zu dem Vorzüglichsten gehören, was jener Meister gegeben hat, und deren Schärfe noch zu übertreffen sehr schwer seyn wird. Ueber Japetus, Enceladus und Mimas sind zwar einige Beobachtungen, aber keine weiteren Schlußfolgen gegeben, da die Zahl der Daten zu gering war.

Den Beschluß dieses Kapitels machen einige Distanzmessungen der beyden äußersten Satelliten, wofür Herschel 177″,53 und 514″,8 erhält.

Die Sonnenflecken beabsichtigte Herschel ursprünglich nicht zu beobachten. Doch die überraschende Häufigkeit und Größe derselben, welche in der letzten Decemberhälfte 1836 bemerkt ward, veranlaßte ihn dazu. Den Ort der Flecken bestimmte er durch Projection auf einer Papiertafel, während der Beobachter mit der Hand die tägliche Bewegung des Instruments so regulirte, daß der vorangehende Sonnenrand stets mit einer festen Linie zusammenfiel. Mit der andern Hand zeichnete er die Umrisse der so projectirten Flecken auf der Tafel nach. Doch ward diese Projection nur benutzt, um den im größeren Fernrohr erhaltenen ausführlichen Zeichnungen ihren richtigen Ort auf der Sonnenoberfläche anzuweisen. 13 sehr ausführlich dargestellte Figuren von Flecken werden hier mitgetheilt, allerdings nur ein kleiner Theil der wirklich erhaltenen, allein wie wäre es auch möglich, eine längere Reihe von Sonnenfleckszeichnungen in extenso zu veröffentlichen? Werden wir je von den vielen Tausenden, welche Schwabe in Dessau bey seinen nur 23. Jahre hindurch täglich fortgesetzten Beobachtungen erhalten hat, etwas andres als eine kleine Auswahl erhalten können?

Den Winkel, aus denen die saturnicentrischen Längen hergeleitet und mit den mittleren Längen verglichen werden. Der Gang dieser Differenzen zeigte, daß Excentricitäten, freylich von geringem Belange, gefunden werden müßten. Herschel hat für 4 Monde diese abgeleitet und findet:

Dieß der übersichtliche Inhalt der sieben Kapitel des Herschelschen Werkes. Doch folgen p. 439—452 noch 5 Anhänge, von denen in astronomischer Beziehung namentlich A und D auszuzeichnen sind. In A giebt er nämlich die Resultate seiner in England, nach der Rückkehr vom Cap, angestellten Helligkeitsbeobachtungen. Viele der hier aufgeführten Sterne sind am Cap gleichfalls, aber großentheils nicht häufig genug, beobachtet, und so dient die hier gegebene Tafel auch zur Rectification der im 3. Capitel gegebenen. Als das Wichtigste erscheint uns die nunmehr ziemlich definitiv bestimmte Reihenfolge der Sterne erster Größe. Nehmen wir 1^m, 5 als untere Grenze für den Glanz eines zur ersten Größe zu rechnenden Sternes an, so haben wir folgende Reihe:

Sirius	α Eridani
Canopus	β Centauri
α Centauri	α Crucis
Arcturus	Aldebaran
Capella	Antares
α Orionis (im Maximo)	α Aquilae
Rigel	Spica
Wega	Pollux
Procyon	Fomalhaut,

wozu noch für die Gegenwart η Argus (s. oben) zu zählen ist; überhaupt also 19 Sterne erster Größe, und darunter 6 im mittlern Europa unsichtbare. Sonach scheiden Regulus und α Cygni aus, und werden nebst Denebola und Alphard, deren Degradation schon früher entschieden war, zur zweyten Größe gerechnet, wogegen Pollux, den alle bisherigen Karten und Kataloge zur zweyten oder allenfalls (1. 2.) Größe zählten, in den ersten Rang einrückt. Ueber den hochrothen Arctur werden manche Astronomen (und der Ref. möchte sich auch zu ihnen rechnen) nicht mit Herschel übereinstimmen, und ihn höchstens zwischen Rigel und Wega rangiren; doch die Entscheidung wird schwer seyn aus den bereits oben angegebenen Gründen.

In B. wird die Höhendifferenz der Barometer-Stationen zwischen Feldhausen und dem Cap-Observatorium zu 112,23 Engl. Fuß ermittelt.

Appendix C. giebt uns Resultate über die unter direkter Einwirkung des Sonnenstrahls erhaltene Bodenwärme, die in einzelnen Fällen bis zu 162° F. (+ 57° R.) stieg; und H. schließt aus diesen und andern hier mitgetheilten Untersuchungen, daß die Sonnenhitze an ihrer eignen Oberfläche hinreichend sey, in Einer Minute eine 43½ F. dicke Eisschicht zu schmelzen.

D giebt uns ein Verzeichniß von 76 hochrothen meist einfachen Sternen aus beyden Hemisphären, doch vorherrschend aus der südlichen, wie sie ihm im Verlaufe seiner „sweeps“ zu Gesicht kamen. Die größte Intensität des Blutrothen fand H. bey einem Sterne der 8. Größe nahe bey β Crucis.

Endlich giebt Anhang E die Resultate der geodätischen Operationen, durch welche die Lage von Feldhausen gegen das Observatorium der Capstadt, und dadurch die geographische Position des Beobachtungspunktes, wie sie oben bereits angegeben, erhalten worden.

Die typographische Eleganz des Druckes, wie die höchstgelungene Ausführung der Kupfer verdienen alle Anerkennung. Indeß würde selbst in England sich schwerlich eine Verlagshandlung entschlossen haben, das Werk so wie es jetzt vorliegt, auszustatten; und wir haben es der Freygebigkeit des Herzogs von Northumberland zu danken, daß es als ein Gesammtwerk, und zwar in so würdiger Form, erscheinen konnte.

Wenn man die Fülle des hier Gebotenen überblickt, und dabey bedenkt, daß ein Zeitraum von nicht völlig vier Jahren zu sämmtlichen Hauptarbeiten ausreichen mußte, so wird man gestehen, daß hier auch dem äußern Umfange nach Außerordentliches geleistet worden. Allerdings muß man auch noch die Jahre hinzuzählen, welche die in Europa ausgeführten Reduktionen der zahlreichen Beobachtungen, so wie die Ausarbeitung des Werkes erforderten, aber bey alle dem ist eine solche Fülle nur dadurch erklärlich, daß ein Mann, der die Astronomie schon von der Kinderstube an liebgewinnen und kennen lernen mußte, und in der astronomischen Praxis bewandert und geübt wie kaum noch ein Zeitgenosse, vier Jahre des reifen kräftigen Mannesalters mit vollster Energie seines Geistes an eine solche Aufgabe setzt. Für die Südhemisphäre ist es als das erste Unternehmen

dieſer Art zu bezeichnen, denn das, was zehn Jahr früher Dunlop in Paramatta zwar mit rühmlichem Eifer, aber mit unzureichenden Mitteln unternommen hatte, verſchwindet faſt gegen Herſchels Werk, und kann überdieß nur mit großer kritiſcher Vorſicht benutzt werden. Und wie lange dieß erſte Unternehmen das einzige bleiben wird, wer mag es beſtimmen? Die wenigen mit guten Meridianinſtrumenten verſehenen Sternwarten der Südhalbkugel und der angrenzenden nördlich tropiſchen Gegenden haben noch lange vollauf zu thun mit dem Erſten und Nothwendigſten, den Ortsbeſtimmungen, und wir werden uns Glück wünſchen können, wenn ein Catalog von gleicher Güte, wie ihn Beſſel aus Bradley's Beobachtungen für 1755 aufſtellen konnte, ein Jahrhundert ſpäter von der Südhalbkugel zur allgemeinen Kenntniß kommt. Vielleicht erſteht ein zweyter Lord Roſſe, der ſich mit dem erſten in den Himmel theilt; allein wir haben geſehen, daß dieſer auf der Nordhalbkugel 15 Jahre bedurfte, ehe mit ſeinem großen Teleſkop am Himmel die Arbeiten beginnen konnten. Erfreuen wir uns alſo deſſen, was die Gegenwart bietet auf einem Felde friedlichen Strebens, wo zwar Bewegung und lebendiger Fortſchritt, aber weder Anarchie noch Reaktion herrſchen.

An einen künftigen Weiterförderer der von John Herſchel begründeten Topographie des ſüdlichen Himmels wird man allerdings die Forderung ſtellen können, daß er das Einzelne mit noch größerer Sorgfalt und in öfterer Wiederholung beobachte, daß er die verſchiednen kleinen inſtrumentalen und andern Correctionen und Reduktionen durch noch tiefer eingehende Unterſuchungen ermittle, daß er endlich beſonders in Beziehung auf den mikrometriſchen Apparat eine noch weiter gehende Vorſorge treffe. Aber das hier Geſagte iſt nicht im Entfernteſten ſo gemeint, als ſolle Herſchels großes Verdienſt dadurch in ein geringeres Licht geſtellt werden. Wo auf einem ſo unermeßlichen Felde nicht allein bisher gar nichts geleiſtet worden, ſondern auch vorausſichtlich in geraumer Zeit nichts weiter geleiſtet werden wird, da iſt eine verhältnißmäßige Eile nicht allein gerechtfertigt, ſondern geboten. Haben doch ſelbſt auf unſrer Hemiſphäre die Lalande, Beſſel und Argelander bey ihren Zonenbeobachtungen ſich genöthigt geſehen, in möglichſter Eile die 50—100000 Sterne zu beobachten, die ſich innerhalb der von ihnen angenommenen Grenzen der Unterſuchung zeigten. Was zu einer möglichſt genauen und ſichern Beſtimmung erforderlich iſt, weiß Herſchel eben ſo gut als jene franzöſiſchen und deutſchen Aſtronomen, aber freylich konnte er in Feldhauſen nicht, wie Beſſel in Königsberg, 500 genaue Beobachtungen der Parallaxe eines einzigen Fixſterns oder der Bahn eines einzigen Saturnstrabanten widmen. Herſchel hat künftigen Beobachtern die ſehr zeitraubende Mühe des Aufſuchens jedenfalls erſpart, und er hat noch weit mehr als dieß gethan. Es wird möglich ſeyn ihn zu übertreffen, aber es wird dieß nur möglich ſeyn mit ſeiner Hülfe, mit gewiſſenhafter Benutzung nicht allein ſeiner Reſultate, ſondern auch ſeiner gemachten Erfahrungen.

Doch nicht allein denen, die in ähnlicher Weiſe und mit ähnlichen Mitteln ausgerüſtet, ſeine Forſchungen unmittelbar weiter zu führen ſich berufen fühlen möchten, hat er vorgearbeitet: auch die zunächſt oder ausſchließlich zu andern Zwecken beſtimmten Sternwarten werden veranlaßt ſeyn, Herſchels Arbeiten zu einer Grundlage der ihrigen zu machen. Die Veränderlichkeit mehrerer Sterne, die er zuerſt als ſolche aufgefunden, vor allem des oben erwähnten η Argus, wird aufmerkſam verfolgt werden: die Obſervatorien von Trevandrum, S. Helena, Paramatta und vor allem die Capſternwarte ſelbſt, werden uns abſolute Ortsbeſtimmungen der von Herſchel aufgefundenen Doppelſterne liefern, und für diejenigen, welche ſchon früher gut beobachtet waren, die Eigenbewegungen unterſuchen. Sie werden ferner die Größen der von ihnen beobachteten Sterne durch Vergleichung mit den von Herſchel in Cap. 3 aufgeführten genauer bezeichnen können, als dieß bisher durch einfache ungeregelte Schätzung möglich war. Dieß und noch vieles Andre, was ohne die von Herſchel gegebene Anregung, ohne die von ihm ermittelten Data wahrſcheinlich noch lange Zeit unbeachtet geblieben wäre, wird jetzt Aufgabe derjenigen Aſtronomen ſeyn, die das Kreuz des Südens und die glänzenden Regionen der Argo hoch über ihrem Horizont erblicken. Die mannichfache Hülfe, welche der hochverdiente Maclear unſerm Herſchel

bereits geleiſtet, indem er ihm bey Aufſtellung und Einrichtung ſeines Inſtruments wiederholt thätigen Beyſtand gewährte, und bereitwillig die bedeutende Zahl von 670 Sternen, deren genaue Oerter in Feldhauſen gebraucht wurden, aber dort nicht erhalten werden konnten, auf der Capſternwarte beſtimmte, iſt uns Bürge dafür, daß er auch ferner in dem angedeuteten Sinne thätig ſein werde.

Wahrhaft klaſſiſche Werke fördern die Wiſſenſchaft nicht allein durch das, was ſie uns unmittelbar darbieten, ſondern auch durch nachfolgende Leiſtungen, zu denen ſie die Bahn brechen, ſo wie Anregung und Veranlaſſung geben. Und als ein ſolches klaſſiſch-aſtronomiſches Werk begrüßen wir die Results of Cape Observations, wahrſcheinlich das Letzte, was wir der unmittelbaren beobachtenden Thätigkeit ſeines Urhebers verdanken, da die Worte, mit denen er p. 439 den Anhang A. einleitet, uns die Hoffnung rauben müſſen, ſeinem geübten Auge noch ferner die Enthüllung neuer Geheimniſſe des Himmels zu verdanken.

Quae potuit, fecit; faciant majora potentes!

Mädler.

Atlas des Aetna von W. Sartorius von Waltershauſen. Mit Beyhülfe von S. Cavallari, C. F. Peters und C. Roos. Erſte Lieferung. Göttingen 1848. 3 Blätter Text und 7 Kupfertafeln in Querfolio.

Ein höchſt wichtiges naturhiſtoriſches Werk hat zu erſcheinen begonnen, dem wir mit dieſer kurzen Anzeige die rege Theilnahme unſerer Leſer zuwenden möchten. Es iſt dieß das große Werk, welches Sartorius von Waltershauſen unter dem Titel: „der Aetna und ſeine Umwälzungen," herauszugeben im Begriffe ſteht, und von dem einſtweilen ein Heft des Atlas erſchienen iſt. Der Verfaſſer hat zur möglichſt vollſtändigen Ausführung ſeiner Aufgabe vom Jahre 1836 bis 1843 ſich in Sicilien der Erforſchung der phyſikaliſch-geographiſchen Verhältniſſe des Aetna hingegeben, und von dieſer vieljährigen Ausdauer ſind wir berechtigt, eine großartige Leiſtung erwarten zu dürfen.

Der beſchreibende Theil ſoll ſich, wie uns der Verf. ankündigt, zuerſt mit den geodaetiſchen Vermeſſungen, welche ſeiner Karte zu Grunde liegen, und der Art ihrer Berechnung beſchäftigen. Es werden darauf die wichtigſten phyſiſch-geographiſchen Verhältniſſe des Aetna zur Sprache gebracht, und namentlich wird den barometriſchen Höhenmeſſungen ein ziemlich umfangsreicher Abſchnitt gewidmet ſeyn. Alsdann will der Verf. zu einer detaillirten topographiſchen Beſchreibung des ganzen Terrains übergehen, und vermittelſt der Karte ein treues Bild dieſes Berges entwerfen. Zunächſt an dieſelbe ſchließen ſich die hiſtoriſchen Unterſuchungen über die Ausbrüche dieſes Vulkans, und indem der Verf. die Gegenwart und die Geſchichte, ſo weit ſie hinaufreicht, befragt, will er aus analogen Erſcheinungen über Ereigniſſe zu unterrichten verſuchen, die zeugenlos jenſeits aller menſchlichen Erfahrung liegen, deren unauslöſchliche Spuren aber in dem Gebäude des Berges geſchrieben ſtehen. Im letzten Theile ſeiner Arbeit wird er die geologiſche Theorie des Aetna entwickeln.

Der Atlas ſoll in 7 oder 8 Heften erſcheinen, und wird eine topographiſche und geognoſtiſche Karte des Aetna in dem Maaßſtabe von 1 zu 50000, ein Ueberſichtsblatt, ſo wie eine Auswahl der merkwürdigſten Anſichten des ganzen Berges oder einzelner Theile desſelben, und eine ziemlich große Anzahl von Durchſchnitten und topographiſchen Details enthalten. Die Karte, welche in 12 Hauptblättern erſcheinen wird, iſt auf eine ſorgfältige, um den ganzen Berg geleitete Triangulation gegründet. Bey der Triangulation und den mit derſelben im Zuſammenhange ſtehenden Arbeiten wurde der Verf. vier Jahre lang von Dr. Peters aus Flensburg unterſtützt, während an dem topographiſchen Zeichnen C. Roos aus Mainz und S. Cavallari aus Palermo Theil genommen haben.

Die vorliegende erſte Lieferung des Atlas enthält von der Karte 2 Blätter: das Titelblatt mit dem kleinen Bezirk um Aci-Caſtello und das Blatt von Nicoloſi. Außerdem noch 5 landſchaftliche Anſichten, nämlich eine Anſicht des Aetna von der Südſeite und eine andere von der Nordweſtſeite, ferner eine Darſtellung eines Theils des ſüdlichen und ſüdweſtlichen Randes des Valle del Bove, nebſt der Rocca Muſarra in demſelben Thale; dann die Zeichnung des großen Cyclopenfelſen, nebſt einer Anſicht der Gruppe der Cyclopenfelſen im Zuſammenhange; endlich das Thal von S. Giacomo in der Nähe von Zafarana. Alle Tafeln ſind in Kupfer geſtochen und prächtig ausgeführt, in dieſer Beziehung mit den beſten engliſchen Werken wetteifernd.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. October.

Nro. 200. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Notice of the external characters and habits of Troglodytes Gorilla, a new species of Orang from the Gaboon River, by Thomas S. Savage, M. D. — Osteology of the same, by Jeffries Wyman M. D. (Boston Journal of Natural History V. p. 4. December 1847. p. 147; read Aug. 18, 1847).

Osteological Contributions to the Natural History of the Chimpanzees (Troglodytes Geoffr.), including the description of the Skull of a large species (Troglodytes Gorilla, Savage) discovered by Thomas S. Savage M. D., in the Gaboon country, West Africa. By Prof. Owen (Transactions of the Zoological Society. III. part. VI. p. 381; read February 22, 1848).

Obwohl unter der ganzen Ordnung der Affen keine Gattung derselben wegen ihrer fatalen Aehnlichkeit mit der menschlichen Leibesform so viel Aufmerksamkeit erregt hat, als die, welche die asiatischen Orang-Utans und die afrikanischen Schimpansés in sich begreift, so hat eine genauere naturhistorische Kenntniß dieser merkwürdigen Thiere doch erst mit dem vorigen Jahrzehent begonnen, und der berühmte englische Anatom und Physiolog Owen ist es, welchem wir die wichtigsten Aufschlüsse hierüber verdanken. Auch bey der Bekanntmachung einer neuen zweyten Art des Schimpansé's hat er sich wieder wesentlich betheiligt, und diese gleichzeitig mit J. Wyman, Professor der Anatomie an der Harvard Universität, als eigenthümliche Spezies unterschieden, während die Ehre ihrer Entdeckung dem protestantischen Missionär Dr. T. S. Savage gebührt. Die unterscheidenden Merkmale haben Owen und Wyman vom Schädel, letzterer auch noch von einigen andern Skelettheilen hergenommen; über die äußere Beschaffenheit und Lebensweise des Thieres hat Savage, jedoch nur nach den Berichten der Eingebornen, Aufschlüsse ertheilt.

Angaben über das Vorkommen einer zweyten Art von Schimpansé in Westafrika sind allerdings schon in frühern Reisebeschreibungen enthalten, aber viel zu unbestimmt und mit Uebertreibungen vermengt, als daß ihnen der Naturforscher eine Verlässigkeit hätte einräumen können. So z. B. spricht A. Battell, ein englischer Schiffer, der sich einige Zeit als Gefangener der Portugiesen in Angola aufhielt, von zwey Ungeheuern, dem „Pongo und Engeco.“ Letzterer, oder wie er bey den Eingebornen am Gabun heißt, der Encheeco, ist der gewöhnliche Name für den Schimpansé, und der Pongo könnte daher bey Battell wohl die neue Art bedeuten. Diese könnte auch Bowdich in seiner Reise zu den Aschantis unter dem Namen Ingena meinen, denn bey den Eingebornen am Gabun heißt sie Enge-ena. Wie dem aber auch seyn möge, mit Sicherheit weiß man erst von dieser neuen Art etwas durch ihre Entdeckung von Savage, der sie gleich als besondere Spezies bezeichnete, und ihr den systematischen Namen Troglodytes Gorilla beylegte; eine Bezeichnung, die von dem berühmten karthagischen Seefahrer Hanno

entlehnt ist, der in seiner Reise von wilden Menschen, *Γορίλλας* genannt, spricht, und unter denen wohl eine Art von Schimpanse verstanden seyn dürfte.

Zur Entdeckung des Troglodytes Gorilla kam Savage in folgender Weise. Auf der Heimreise vom Kap Palmas wurde er im Gabun-Fluße aufgehalten, und brachte den Monat April 1847 im Hause des Missionars Wilson zu. Bey diesem sah er den Schädel eines Affen, in dem er alsbald eine neue Art Orang-Utans vermuthete, und er trachtete demnach ein vollständiges Thier zu erhalten. Wenn ihm auch dieses nicht gelang, so acquirirte er doch mehrere Schädel verschiedenen Alters und Geschlechtes und einige andere nicht unerhebliche Skelettheile. Ueber die äußere Beschaffenheit und die Lebensweise verschaffte er sich von den Eingebornen die nöthigen Aufschlüsse, von denen wir hier das Wichtigste mittheilen.

Der Stamm, von welchem Savage seine Nachrichten einzog, ist der Mpongwe, der beyde Ufer des Gabun von seiner Mündung bis 50 oder 60 Meilen landeinwärts bewohnt. Obschon dieser Fluß des Handels wegen nicht selten von Europäern und Nordamerikanern besucht wird, so blieb diesen doch bisher das Vorkommen des Gorilla unbekannt, was davon herrührt, daß sein Wohnort erst in einiger Entfernung von der Küste beginnt, und seine Lebensweise und Wildheit der Art ist, daß er nicht oft angetroffen wird, auch die Einwohner vor ihm gewaltige Furcht haben. Sein Wohnbezirk ist im Innern von Nieder-Guinea, während der des eigentlichen Schimpanse näher an der Küste liegt.

Seine Höhe beträgt fünf Fuß, über die Schultern ist er unverhältnißmäßig breit, und er ist dicht mit schwarzen Haaren bekleidet, die im Alter grau werden. Das Gesicht ist sehr breit und lang, die Nase platt, die Schnauze breit und vorspringend, die Unterlippe sehr beweglich und großer Verlängerung fähig, Gesicht und Ohren nackt und von dunkelbrauner, ins Schwarze ziehender Farbe; besonders auffallend ist ein hoher Haarkamm längs der Mitte des Scheitels, welcher hinten an einen queren, von einem Ohr zum andern verlaufenden Kamm anstößt. Das Thier kann seine Kopfhaut nach Belieben vor und rückwärts bewegen, und im Zorne soll es dieselbe mit dem Haarkamme ganz vorwärts schieben, wodurch es ein äußerst wildes Ansehen erlangt. Brust und Schultern sollen doppelt so stark als beym Schimpanse seyn, und die Arme reichen etwas unter das Knie. Weder Schwanz, noch Gesäßschwielen sind vorhanden.

Die Gorillas leben in Gesellschaften, sind aber nicht so zahlreich als die Schimpanses; die Weibchen übertreffen an Anzahl das andere Geschlecht. Nach den übereinstimmenden Erzählungen der Eingebornen wird in einem Trupp nur ein einziges altes Männchen gesehen; wenn die jungen Männchen heranwachsen, entsteht ein Wettkampf um die Herrschaft, und das stärkste vertreibt oder tödtet die andern, und wird so das Haupt der Gesellschaft. Ihre Wohnungen, wenn man sie so nennen darf, sind ähnlich denen der Schimpanses, und bestehen lediglich aus einigen Reisern und Blattzweigen, die von den Baumästen getragen werden; sie werden bloß bey Nacht benützt, und haben keine Bedachung, weßhalb die Eingebornen den Gorilla einen Thoren nennen, der sich in einem Lande, wo es so viel regnet, ein Haus ohne Dach baue. Die Enge-ena's sind überaus wild und fliehen den Menschen nicht, sondern greifen ihn an, und sind daher von den Eingebornen sehr gefürchtet, die niemals, außer zur Vertheidigung, mit ihnen anzubinden wagen. Die wenigen, die gefangen wurden, wurden von Elephantenjägern und auch einheimischen Händlern, die in den Wäldern unvermuthet auf sie stießen, getödtet. Die Erlegung eines Enge-ena wird als Zeichen großer Geschicklichkeit und Muthes angesehen, und gewährt dem Sieger ausgezeichnete Ehre. Ein Sklave, der das erwachsene Männchen und Weibchen, deren Knochengerüste theilweise Savage erhielt, erlegte, erlangte deshalb seine Freyheit. Ihre hauptsächlichste Nahrung besteht in Amomums, Zuckerrohr, den Früchten der Elais guineensis, Carica papaya, Musa sapientum und andern Gewächsen. Von den Eingebornen werden sie fast allgemein als degenerirte menschliche Wesen, als „wilde Waldmenschen“ angesehen. Gleichwohl werden sie allenthalben gegessen, und ihr Fleisch, nebst dem der Schimpanses und anderer Affen, nimmt einen Hauptplatz in ihrem Küchenzettel ein.

So weit reicht der Bericht von Savage, und an diesen reiht Professor Wyman seine Beschreibung der Schädel und einiger anderer Skelettheile des Gorilla an. Die Stücke, die er von ersterem zur Ansicht erhielt, bestanden in 4 Schädeln, von denen 2 von erwachsenen Männchen und 2 von erwachsenen Weibchen herrührten, und die sämmtlich in vollkommenem Zustande sich befanden; hiezu kamen noch ein männliches und ein weibliches Becken, die Röhrenknochen der obern und untern Gliedmassen und etliche Wirbel und Rippen. Die männlichen Schädel übertrafen in ihrem längsten Durchmesser einen ausgezeichneten Negerschädel um $2\frac{1}{4}$ Zoll, und im Querdurchmesser zwischen den Jochbögen fast um einen Zoll.

Wir können hier nicht die genaue Beschreibung, welche Wyman von den erwähnten Theilen giebt, wiederholen, sondern wir müssen uns begnügen, die Merkmale hervorzuheben, durch welche er den Troglodytes Gorilla von Troglodytes niger als besondere Art unterscheidet. Es sind dieß folgende Charaktere.

1. Die beträchtlichere Größe des Gorilla.

2. Die Größe und Form der Supercilliar-Wülste, welche bey T. niger schwächer, gekrümmter und glatter sind.

3. Das Vorkommen von starken Hinterhaupts- und Scheitelleisten bey den Männchen, und Rudimenten derselben bey den Weibchen. Beyde Leisten erheben sich bis zu $1\frac{1}{2}$ Zoll über den Scheitel, während sie dem T. niger abgehen.

4) Die große Stärke und gekrümmte Form der Jochbögen.

5) Die Form der vordern und hintern Nasenlöcher. An 4 Schädeln des Schimpanse fand Wyman die vordere Nasenöffnung von dreyseitiger Form mit aufwärts gerichteter Spitze; an 3 Schädeln des Gorilla zeigte sie sich fast quadratisch, und am vierten näherte sie sich zwar der dreyseitigen Form, aber mit abwärts gekehrter Spitze. Bezüglich der hintern Nasenlöcher übertrifft beym Schimpanse der quere Durchmesser den senkrechten, während beym Gorilla der senkrechte zweymal so groß als der quere ist.

6) Die Struktur des Unter-Augenhöhlen-Kanals. Bey dem Schimpanse bildet dieser eine tiefe, durchgängig gleich weite Grube, die sich in die fissura spheno-maxillaris endigt; beym Gorilla wird dieser Kanal rückwärts allmählig enger, und an der Fissur ist er kaum merklich.

7) Der Ausschnitt in der Mittellinie des hintern Randes des knöchernen Gaumens, während beym Schimpanse ein solcher Ausschnitt fehlt, oder der Rand hier sogar in eine Spitze verlängert ist.

8) Die Alveolen der Schneidezähne ragen nicht über den übrigen Gesichtstheil hervor, wie es dagegen beym Schimpanse und Drang-Utang der Fall ist.

9) Die Entfernung zwischen der Nasenöffnung und dem Alveolenrande der Schneidezähne ist geringer als beym Schimpanse.

10) Die Nasenbeine sind oben schmäler und mehr zusammengedrückt.

11) Das Schulterblatt ist mehr gleichseitig; beym Schimpanse hat es eine schmale und gestreckte Form.

12) Die Ulna ist kürzer im Verhältniß zum Oberarmbein.

13) Die Hüftbeine sind breiter, auf der Vorderfläche concaver und die vordern Stacheln ragen weiter vor.

Von den asiatischen Drang-Utans unterscheidet Wyman den Gorilla durch folgende Merkmale:

1) durch die großen Supercilliar-Wülste;
2) die gerade Gesichtslinie;
3) das Vorkommen eines fünften Höckers am letzten Backenzahn des Unterkiefers;
4) die Existenz des runden Ligaments am Hüftgelenke;
5) die mehr menschenähnliche Form des Beckens;
6) die stärkere Zusammendrückung der Hirnhöhle hinter dem Gesichte;
7) die Ulna ist kürzer als das Oberarmbein.

Wir gehen nun über zu Owen's Abhandlung über denselben Gegenstand, wobey wir gleich im Voraus zu bemerken haben, daß dieselbe von ihm bereits zu einer Zeit verfaßt wurde, wo ihm die Arbeit von Wyman noch nicht zu Gesicht gekommen seyn konnte; erst in einem Nachtrage hatte er noch

Gelegenheit gefunden, einige Bemerkungen über letztere beyzufügen.

Die erste Nachricht von dem Vorkommen der hier in Rede stehenden Art erhielt Owen durch Savage selbst, der ihn noch vom Gambunfluße her davon brieflich in Kenntniß setzte, und ihm Abbildungen vom Schädel mittheilte. Ein erwünschteres Material lieferte ihm sein Freund S. Stutchbury von Bristol, dem Kapitän Wayflaff vom Gabun 3 Schädel der großen Art und einen der kleinern Art vom Schimpanse, sämmtlich erwachsen, mitgebracht hatte, jedoch alle ohne Unterkiefer. Zwey von den Schädeln der größern Art rührten von Männchen her, wovon der eine ein sehr hohes Alter anzeigte, und eine Länge von $11\frac{1}{2}$ Zoll hatte. Der Schädel der kleinern Art (des Troglodytes niger) war von einem erwachsenen Weibchen und $7\frac{1}{4}$ Zoll lang; später kam noch der Schädel eines erwachsenen Männchens derselben Art dazu, der eine Länge von $8\frac{1}{2}$ Zoll hatte.

Somit hatte Owen hinlängliches Material, um die genauesten Vergleichungen durchführen zu können, welche er nach drey Seiten hin mit seiner bekannten Gründlichkeit und Präcision vornahm. Zuerst vergleicht er den Schädel des Troglodytes Gorilla mit dem des Tr. niger, dann mit dem des Pithecus Wurmbii, und zuletzt mit dem des Negers, wobey stufenweise nach diesen Abtheilungen die Differenzen immer größer werden. Troglodytes Gorilla ist noch mit Tr. niger in derselben Gattung verbunden; von Pithecus Wurmbii ist er bereits generisch geschieden, und noch größer ist der Abstand vom Menschen.

Owen macht bey dieser Gelegenheit darauf aufmerksam, daß mit der Annäherung der generischen Formen der Vierhänder an die Zweyhänder sie durch eine geringere Anzahl Arten repräsentirt werden. Die Gibbons zählen kaum mehr als ein halb Dutzend Arten; Pithecus nur 2 oder höchstens 3, und Troglodytes ist mit 2 Arten vertreten; „der Mensch ist die einzige Art seiner Gattung, der einzige Repräsentant seiner Ordnung.“

Ohne Owen hier in das reiche Detail seiner Vergleichungen folgen zu können, wollen wir nur bey dem seiner Abhandlung beygefügten Nachtrage verweilen, in welchem er seine Bemerkungen über die von Wyman angegebenen Differenzen zwischen Troglodytes Gorilla und Tr. niger mittheilt. Die von jenem unter Nr. 5, 7 und 9 bezeichneten Differenzen erklärt Owen für diejenigen, die an seinen Exemplaren vom Gorilla am deutlichsten wiederholt sind, und zugleich am wenigsten dem Alter oder der Wirkung äußerer Umstände zur Hervorbringung einer größern Varietät des Schimpanse zugeschrieben werden können. Der von Wyman gewählten Ordnung folgend, macht Owen über dessen Angaben der specifischen Differenzen nachstehende Bemerkungen.

1) Die ansehnlichere Größe des Gorilla ist durch die von Owen verglichenen Schädel bestätigt.

2) Die Superciliar-Wülste sind bey einem erwachsenen Weibchen des Schimpanse verhältnißmäßig eben so stark entwickelt als bey dem des Gorilla, und sie sind beym erwachsenen Männchen des erstern eben so winkelig und rauh oder uneben als bey dem des letztern.

3) Während Wyman an 6 Schädeln des Tr. niger die Schläfeleisten durch einen Zwischenraum von $\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll von einander getrennt, und an keinem ein Rudiment einer Scheitelleiste fand, sah Owen bey einem erwachsenen, aber der Beschaffenheit seiner Zähne nach noch nicht alten Männchen die Schläfeleisten zusammenstoßen, und dadurch das Rudiment einer Scheitelleiste bilden, die bey längerer Wirkung der starken Schläfemuskeln wohl über den rudimentären Zustand hinaus sich entwickelt haben würde.

4) Das von den Jochbögen hergenommene specifische Merkmal findet Owen mehr in der Höhe und der converen oder winkeligen obern Contur des Schuppentheils des Bogens begründet.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. October.

Nro. 201. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Cours de Chimie générale. Par J. Pelouze, Membre de l'Institut, professeur de chimie au Collège de France, vérificateur des essais à la Monnaie de Paris et E. Fremy, professeur de Chimie à l'Ecole polytechnique. Ouvrage accompagné d'un Atlas de 46 planches gravées en taille douce. 2 volumes in 8. Paris chez Victor Masson, Libraire, Place de l'Ecole de Médecine 1848.

Nachdem Thenard sein sehr ausgedehntes Lehrbuch der Chemie, dessen 6. Auflage bereits vergriffen ist, veröffentlicht hatte, schien es auf den ersten Blick ein etwas gewagtes Unternehmen, ein analoges Werk herauszugeben, obgleich es kürzer gefaßt als jenes, sich einer mehr praktischen, als theoretischen Tendenz hinneigt; wenn man aber weiß, daß die beyden Verfasser des vorliegenden Werkes aus Thenard's Schule hervorgegangen, mit ihm stets in freundlichen Verhältnissen geblieben, und nun auch die von Thenard verlassenen Lehrstühle im Collège de France und in der polytechnischen Schule einnehmen, so kann man sich mit dem Unternehmen wohl befreunden, und dasselbe als eine willkommene Erscheinung begrüßen.

Die Verf. geben in dem vorliegenden Werke das, was sie in ihren Vorlesungen angedeutet haben; sie treffen eine Wahl aus dem so sehr angehäuften Material, womit sich die Chemie seit einigen Decennien bereichert hat, und heben von diesem nur die bewährten Thatsachen hervor, wobey sie sich bemühen, die Aufstellung von Hypothesen so viel als möglich zu vermeiden.

Einer von ihnen, nämlich Pelouze, hat sich das Verdienst erworben, nach dem Vorbilde einiger Universitäten Deutschlands, in Paris ein Laboratorium zu errichten, in welchem den mit der theoretischen Chemie schon vertrauten jungen Männern Gelegenheit geboten wird, sich ganz den praktischen Uebungen zu widmen, eine Anstalt, welche bis dahin vor Pelouze in Frankreich noch nicht ins Leben getreten war.

Dieser Umstand, so wie die von ihm seit 12 Jahren gehaltenen Vorträge vor einem zahlreichen zum Theil sehr hoch gebildeten Auditorium waren Veranlassungen, welche ihn zur Herausgabe des vorliegenden Werkes bewogen, wozu er sich mit Fremy, einem ebenfalls mit großen Erfahrungen ausgerüsteten Gelehrten und von allgemein anerkannter Autorität vereinigte.

Der gegenwärtige Zustand der Wissenschaft deutet auf 2 natürliche Abtheilungen hin, welche auch von den Verf. befolgt wurden, die der unorganischen und der organischen Chemie. Die erste Abtheilung, die der unorganischen Chemie, welche in 2 Bänden vorliegt, ist es, von der hier die Rede seyn wird.

In der Einleitung, und bevor die Beschreibung der einfachen und zusammengesetzten Körper beginnt, werden die chemischen Aequivalente, die Crystallographie und die Geologie abgehandelt. Für beyde letztere Gegenstände wurde die Beyhülfe der Geolo-

gen Laprovostaye und Debette benützt und in Anspruch genommen.

Die Entdeckung der Aequivalente, welche einen großen Einfluß auf die Fortschritte der Chemie ausgeübt hat, und wodurch die Zahl oder Menge der wägbaren Stoffe, woraus die Körper zusammengesetzt sind, angedeutet wird, und welche sich in den chemischen Verbindungen gegenseitig ergänzen können, gehört der neueren Forschung an, denn die älteren Chemiker waren der Meinung, daß die Körper in allen möglichen Verhältnissen sich zu vereinigen geeignet seyn dürften.

Die Aequivalente wurden vorzüglich erkannt und in die Wissenschaft eingeführt durch die nach einander veröffentlichten Arbeiten von Wenzel, Richter, Bergmann, Berzelius, Dalton, Wollaston, Gay-Lussac ꝛc. Das von Wenzel entdeckte Gesetz war indessen schon durch einige früher angestellte Versuche vorbereitet worden, denn gegen Mitte des 17. Jahrhunderts, zu einer Zeit, da man von der Zusammensetzung der Körper nur noch sehr unvollkommene Begriffe hatte, erkannte schon Glauber, daß die Schwefelsäure die im Salpeter und Kochsalz enthaltenen Säuren ersetzen könne, und daß das Ammoniak aus seinen Verbindungen durch die feuerfesten Alkalien ausgeschieden werde, wodurch Wenzel in seinen Arbeiten auf die proportionellen Zahlen oder chemischen Aequivalente hingeleitet wurde. In dem von Wenzel 1777 herausgegebenen Werke unter dem Titel: „Theorie der Affinitäten“ bezeichnete er die Capacität der relativen Sättigung unter Basen und Säuren, und gab eine gründliche Erklärung von der beharrenden Neutralität in der Doppelzersetzung oder gegenseitigen Zersetzung zweyer Salze.

Richter in Berlin bestätigte die von Wenzel aufgestellte Theorie der Aequivalente, und fand das Gesetz, daß bey den Salzen von der nämlichen Art während der gegenseitigen Zersetzung ein unveränderliches Verhältniß besteht zwischen der Quantität der Säure und zwischen der Quantität des Sauerstoffs der Basis, womit auch die Versuche Bergmanns übereinstimmten. Berzelius, Dalton und Wollaston erweiterten diese Ansichten noch mehr. Hiezu kam endlich noch, daß auch die Gasarten nach Gay-Lussac sich nur in bestimmten Verhältnissen mit einander verbinden, und daß, wenn zwey Gase sich mit einander vereinigen, niemals eine Verbindung entsteht, deren Raum beträchtlicher wäre, als die Summe oder das ursprüngliche Volumen der beyden Gasarten.

Das Gesetz über den Isomorphismus verdanken wir Mitscherlich; es besteht vorzüglich in Folgendem: Isomorphe Körper sind diejenigen, welche auf die nämliche Weise krystallisiren, und sich in dem nämlichen Krystall gegenseitig ersetzen können, ohne daß dadurch die Grundform modificirt wird, obgleich die Winkel unbedeutende Veränderungen in ihrem Werthe erleiden. Die isomorphen Verbindungen haben eine gleiche Zusammensetzung, und sind im Allgemeinen aus der nämlichen Zahl von Aequivalenten gebildet.

Nachdem die Verf. die Bildung der Krystalle, sey es vermittelst Schmelzen, durch Verflüchtigung oder durch Auflösung der festen Körper beschrieben, geben sie einige Notizen über Geologie, was bisher in den rein chemischen Werken nicht häufig vorgekommen ist. Die einfachen Gebirgsarten (roches simples) haben bis auf gewisse Strecken constante chemische Zusammensetzung, wie die Lager von compactem Quarz oder Quarzit, die verschiedenen Kalksteine, der Gyps, das Steinsalz ꝛc. Die zusammengesetzten Gebirgsarten in Masse betrachtet, haben ebenfalls eine gewisse Beständigkeit in ihrer Zusammensetzung, die man zum Theil als mechanische Gemenge bezeichnen kann, wie der Granit, der Porphyr, die Conglomerate ꝛc., erstere ein Gemeng von Quarz, Feldspath und Glimmer enthaltend im krystallisirten Zustande. Hier werden die Versuche über die innere Wärme der Erdmasse angeführt, so wie die von Elie de Beaumont und anderen gemachten Beobachtungen über die verschiedenen Erhebungen. Durch Bohrversuche ist dargethan worden, daß in der größten Tiefe, zu welcher man gelangt, die Temperatur auf eine beynahe gleichförmige Weise zunimmt, etwa 1 Grad auf 30 Meter, so daß in Folge dieser Zunahme bey einer Tiefe von einem Myriometer, die Temperatur sich über 3000 Grade erheben würde, eine Temperatur, welche die durch unsere Oefen hervorgebrachte Wär-

me-Intensität bey weitem überschreitet, und alle uns bekannten Gebirgsarten zum Schmelzen bringt. Hierauf gestützt neigen sich die Verf. der Meinung zu, daß die Erdkugel ursprünglich vollkommen flüssig gewesen, und jetzt noch aus einer nur auf geringe Tiefe fest gewordenen Rinde bestehe, deren Inneres mit geschmolzenen Körpern angefüllt ist, eine Ansicht, die bekanntlich eine allgemeine Anerkennung nicht gefunden hat.

Die Mineralien, welche die wesentlichen Gebirgsarten der Erdrinde ausmachen, sind nicht zahlreich; die übrigen aber und vorzüglich die metallischen Mineralien befinden sich in Lagern, Schichten, Gängen, Adern, Haufen ꝛc., und sind gewöhnlich in ihrer Lage von fremden, werthloseren Substanzen begleitet, welche mit dem Namen Gangarten belegt werden.

Die Ordnung, in welcher die Verf. den chemischen Theil des Werkes im ersten Bande abhandeln, ist so getroffen, daß sie mit den Metalloiden beginnen, dann die atmosphärische Luft, Wasser, Wasserstoffsäuren, Sauerstoffsäuren, die Verbindungen der Metalloide mit Wasserstoff, mit Stickstoff, Chlor, Schwefel, Cyan ꝛc. folgen lassen. Der ganze zweyte Band umfaßt die Lehre von den Metallen.

Wir haben nicht die Absicht, den Verf. in den Einzelnheiten ihres Werkes zu folgen, sondern werden uns damit begnügen, nur einige Gegenstände daraus besonders hervorzuheben. Vor allem müssen wir bemerken, daß die Fälle häufig vorkommen, wo bey neuen Thatsachen oder Ansichten der Name des wirklichen Entdeckers, wenn er nicht in Frankreich lebt, nicht genannt, sondern derjenige bezeichnet wird, durch welchen die gemachten Beobachtungen bestätigt wurden, ein Verfahren, woran wir indessen von Seiten unserer wissenschaftlichen französischen Nachbarn schon längst gewöhnt sind; so wird z. B. gleich beym Wasserstoffgas die Thatsache, daß es durch Platinschwamm sich entzündrt und überhaupt das Platinfeuerzeug Gay Lussac zugeschrieben, während doch ganz offenkundig diese Entdeckung Döbereiner und Davy angehört, deren Namen aber hiebey gar nicht erwähnt werden.

Beym Stickstoff wird aus Boussingault's Versuchen hervorgehoben, daß der in den Pflanzen enthaltene Stickstoff aus der Luft genommen werde, indem einige Pflanzen, welche in einem stickstofffreyen Erdreich wachsen, dennoch eine nicht unbeträchtliche Menge Stickstoff enthalten, daß der in den thierischen Substanzen enthaltene Stickstoff hingegen von den Nahrungsmitteln herrühre, weil bey warmblütigen Thieren während der Respiration kein Stickstoff absorbirt wird. Bey der Auflöslichkeit des Chlorgases wird angegeben, daß 1 Volumen Wasser bey 8° 3 Vol. Chlorgas aufnimmt, daß aber die Auflöslichkeit bey einigen Graden über, so wie unter der angegeben Temperatur schnell abnimmt. In den meisten Fällen entzieht das Chlor den organischen Stoffen, mit welchen es in Berührung gebracht wird, den Wasserstoff, es ereignet sich aber auch, daß durch das Chlor in Folge einer Zersetzung des Wassers eine Oxydation herbeygeführt wird, wodurch sich Chlorwasserstoffsäure bildet, der Sauerstoff des Wassers in Freyheit gesetzt wird und sich nun mit einem andern Körper verbindet.

Daß Tellur und Arsenik unter die Metalloide aufgenommen, und von den Metallen getrennt werden, dafür scheinen uns nicht Gründe genug vorhanden zu seyn, denn beyde stehen hinsichtlich ihrer Dichtigkeit dem specifischen Gewicht von 6 sehr nahe. Arsenik kann in Glasröhren nicht geschmolzen werden, wohl aber nach Cloez in kleinen eisernen Röhren, deren innere Fläche mit dem geschmolzenen grünen Glase einer Glasröhre überzogen ist. Nachdem die mit Glas im Inneren überzogene eiserne Röhre, welche an beyden Seiten geschlossen ist, der Glühhitze ausgesetzt worden ist, findet man den Arsenik nach dem Abkühlen vollkommen geschmolzen.

Bey dem Phosphor wird die von Berzelius aufgestellte Ansicht erwähnt, daß die Phosphorescenz oder das Leuchten des Phosphors nicht das Resultat seines langsamen Verbrennens in Sauerstoff sey, wie man bisher angenommen hatte, sondern daß er auch in reinem Stickstoffgas und Wasserstoffgas, so wie im leeren Raume einer Barometerröhre leuchte und nur dann zu leuchten aufhöre, wenn diese Räume mit Phosphordämpfen gesättigt sind. Hieraus geht hervor, daß das Leuchten des Phosphors als eine Lichterscheinung betrachtet werden kann, welche das Verdampfen des Phosphors begleitet, und nicht die

Folge einer Oxydation desselben ist, obgleich Fischer die Phosphorescenz, und auch wohl mit Recht, einer Oxydation zuschreibt. Zur Reinigung des Phosphors ist sehr geeignet eine mit Schwefelsäure versetzte Auflösung von doppelt chromsaurem Kali, wodurch das rothe Phosphoroxyd in auflösliche Phosphorsäure verwandelt, und der Phosphor sehr weiß und durchsichtig hergestellt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Notice of the external characters and habits of Troglodytes Gorilla etc. Osteological contributions to the Natural History of the Chimpanzes etc.

(Schluß.)

5) Der Unterschied in der Form der hintern Nasenlöcher wird nicht wesentlich dadurch alterirt, daß Owen bey einem alten Weibchen des Schimpanse den senkrechten Durchmesser gleich dem queren, und an den 3 Schädeln des Gorilla ihn nur um die Hälfte größer fand.

6) Den Unter-Augenhöhlenkanal sah Owen bey Tr. niger selbst so mannigfaltig differiren, daß er auf dieses Merkmal wenig Gewicht legen will.

7) Desto sicherer ist die siebente Differenz, da sie Owen auch bey seinen 3 Schädeln vom Gorilla wahrnahm.

8 — 10) Die geringere Vorragung der Schneidezahn-Alveolen beym Gorilla kann Owen ebenfalls nach seinen Exemplaren bestätigen, und sie rührt von der größern Kürze der Zwischenkiefer zwischen der Nasenöffnung und dem Alveolenrande der Schneidezähne her. Besondern Werth legt er darauf, daß beym Gorilla der Zwischenkiefer durch die bleibenden Näthe von den angrenzenden Knochen geschieden erscheint, und dadurch ersehen läßt, daß er im untern Theile der Nasenbeine jederseits mit einer dreyseitigen Platte an selbigen aufsteigt, während beym Tr. niger der Zwischenkiefer die Nasenbeine entweder kaum erreicht, oder doch wenigstens sich an ihnen nicht wie beym Gorilla ausbreitet, und ohnedieß die Näthe bey ihm mit dem Alter bald verschwinden.

Als wichtige Unterscheidungsmerkmale hebt zuletzt noch Owen beym Gorilla die relativ größeren Dimensionen der Eck- und Backenzähne im Vergleich zu den Schneidezähnen hervor, so wie die complicirtere Kaufläche des letzten Backenzahns und dessen Gleichheit in der Größe mit dem ersten ächten Backenzahne.

Nach diesen genauen, von Wyman und Owen angestellten Vergleichungen ist es zur Evidenz erwiesen, daß Troglodytes Gorilla wirklich eine selbstständige Art bildet.

Noch haben wir zum Schluße der Abbildungen zu gedenken, die eine sehr werthvolle Beygabe zu beyden Abhandlungen bilden. Wymans Arbeit ist von 4 Tafeln begleitet, welche die Schädel des Männchens und Weibchens, jeden in doppelter Ansicht, nämlich von der Seite und von vorn, darstellen. Sie sind ziemlich gut gezeichnet, erlangen aber kein gefälliges Ansehen, da sie auf schlechtem dünnem Papiere abgedruckt sind. In aller Beziehung untadelich und von der höchsten Meisterschaft sind dagegen die von Owen gegebenen 6 Abbildungen, welche ein ausgezeichneter Künstler J. Erxleben gefertigt, und theils auf Stein, theils auf Zink ausgeführt hat, und die auf dem schönsten englischen Papiere abgedruckt sind. Die 3 ersten Tafeln stellen den Schädel des alten Troglodytes niger von der Seite, von vorn und von der Grundfläche dar; die 3 folgenden liefern dieselben Ansichten vom Schädel des alten Tr. Gorilla.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. October.

Nro. 202. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Cours de Chimie générale.

(Fortsetzung.)

Die Versuche Jacquelain's über den Diamant haben zu folgenden interessanten Resultaten geführt. Der Diamant dem Einfluß der starken Hitze einer Bunsen'schen Säule ausgesetzt, erweicht sich, zerfällt in Stücke, verliert seine Durchsichtigkeit, vermehrt sein Volumen, wird endlich schwarz und verwandelt sich in eine dem Coak sehr ähnliche Kohle. Der auf diese Weise modificirte Diamant ritzt zwar noch das Glas, ist aber so zerbrechlich geworden, daß man ihn zwischen den Fingern zerreiben kann. Der Diamant, welcher vor dem Versuch mit der Säule ein specif. Gewicht von 3,336 hatte, war nun durch seine Verwandlung in Coak auf das specif. Gewicht von 2,677 zurückgeführt worden. Jacquelain ist der Meinung, daß einige schwarze Diamante, bekannt unter dem Namen Savojarden, unter den eben beschriebenen Umständen entstanden seyn dürften.

Nachdem die Eigenschaften und die Zusammensetzung der Luft, des Wassers und der Wasserstoffsäuren beschrieben sind, folgt die Lehre von den Sauerstoffsäuren. Der Stickstoff, welcher sich mit dem Sauerstoff vereinigt, bildet eine vollkommene Reihe von Verbindungen, in welchen das Dalton'sche Gesetz der multiplen Proportionen, so wie das von Gay-Lussac aufgestellte Gesetz über die Volumtheorie eine merkwürdige Bestätigung erhalten. Wenn wir eine unveränderliche Menge Stickstoff, nämlich ein Aequivalent 175 mit Sauerstoff verbinden, so ergeben sich folgende Formeln:

			Azot.		Sauerstoff.
Azotoxydul	AzO	=	175	+	100
Azotoxyd	AzO^2	=	175	+	200
Azotige Säure	AzO^3	=	175	+	300
Hyperazotige Säure	AzO^4	=	175	+	400
Azotsäure	AzO^5	=	175	+	500.

Werden die angegebenen Volumina des Stickstoffs und Sauerstoffs mit dem Volumen der dargestellten Verbindung verglichen, so bemerkt man, daß unter diesen Volumens sehr einfache Verhältniße statt finden.

Die Verf. geben an, daß die Salpetersäure in wasserfreyem Zustande nicht bekannt sey, sondern in ihrer concentrirtesten Form immer aus $AzO^5\,HO$ bestehe, und alsdann ein specif. Gewicht von 1,510 habe. Hierüber haben wir zu berichtigen, daß im Anfange des laufenden Jahres, also nach dem Erscheinen des vorliegenden Werkes, Professor Deville in Besançon die interessante Entdeckung machte, eine bis dahin unbekannte wasserfreye Salpetersäure darzustellen. Er wendete dazu das vollkommen ausgetrocknete Chlorgas an, welches er auf geschmolzenes salpetersaures Silberoxyd einwirken ließ. Hiedurch gelang es ihm, die wasserfreye Salpetersäure zu isoliren. Sie krystallisirt in weißen, leichten 6 seitigen Säulen, welche glänzend und durchsichtig bey 29,5° schmelzen, und bey 45° ins Kochen gerathen. Mit Wasser in Berührung gebracht, erwärmt sie sich bedeutend, löst sich im Wasser schnell auf, ohne es zu färben und ohne ein Gas zu entwickeln.

Durch die Berührung mit Chlorwasserstoffsäure erleidet die wasserhaltige Salpetersäure eine partielle

Zersetzung, und wird in eine neue Säure umgewandelt, Chlorazotsäure oder Königswasser mit der Formel $AzO^3 Cl^2$. Diese neue Säure ist ein gelbrothes Gas, welches sich durch Abkühlen zu einer Flüssigkeit condensirt und schon bey 7° unter dem Gefrierpunkt kocht.

Bey den Verbindungen des Chlors mit Sauerstoff werden nicht weniger als 7 verschiedene Säuren aufgestellt, unter welchen diejenige, welche das Maximum der Oxydation erreicht hat, 7 Atome Sauerstoff auf 1 Atom Chlor enthält.

Auch der Phosphor verbindet sich mit dem Sauerstoff in vier verschiedenen Verhältnissen zu vier eigenthümlichen Säuren. Die an Sauerstoff reichste PhO^5 in weißen Flocken ist so begierig nach Wasser, daß sie mit concentrirter Schwefelsäure erwärmt, derselben ihr gebundenes Wasser entzieht, und sie dadurch in wasserfreye Schwefelsäure umwandelt. Die Erscheinungen, welche man bey der Einwirkung des Wassers auf diese Säure beobachtet hat, haben zu einem interessanten Gegenstand der chemischen Theorie, zu Clarke's Entdeckung der Isomerie Veranlassung gegeben, eine Entdeckung, welche man aber in dem vorliegenden Werke dem französischen Chemiker Chevreul zuzuschreiben bemüht ist, und zwar aus dem einzigen Grunde, weil Chevreul gezeigt hatte, daß der durch Wärme geronnene Eyweißstoff und der im leeren Raume abgedampfte, die nämliche Zusammensetzung zeigen, obgleich sie ganz verschiedene Eigenschaften besitzen. Graham lieferte indeß den Beweis, daß die Phosphorsäure, so wie das phosphorsaure Natron nach dem Glühen eine andere Zusammensetzung hatten, woraus sich ihre verschiedene Einwirkung auf Eyweiß und Silbersalz erklären läßt; er zeigte nämlich, daß sich die Phosphorsäure in 3 verschiedenen Verhältnissen mit Wasser verbinden könne, und zwar mit einem, mit zwey und mit drey Mischungsgewichten Wasser: PhO^5 HO, PhO^5 2 HO, PhO^5 3 HO. Diese drey wasserhaltigen Säuren zeichnen sich durch verschiedene Sättigungs-Capacitäten aus, welche dem darin enthaltenen Wasser proportional sind.

Die Kohlensäure CO^2, entdeckt im 16. Jahrhundert, ist das erste Gas, welches die älteren Chemiker von der atmosphärischen Luft zu unterscheiden wußten; die Gegenwart derselben in der Luft wurde aber erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts von Priestley erkannt. Außer im gasförmigen Zustande läßt sich die Kohlensäure auch in flüssiger und fester Form darstellen. Faraday war der erste, welcher beobachtete, daß sich das kohlensaure Gas bey einem Druck von 36 Atmosphären in eine Flüssigkeit umwandelt, aber Thilorier, die Versuche Faradays benutzend, gelangte vermittelst doppelt kohlensauren Natrons und Schwefelsäure in einem Cylinder von Gußeisen dahin, dieselbe auch in festem Zustande darzustellen. Diese feste Kohlensäure bringt bey ihrem Rücktritt zum gasförmigen Zustand eine so tiefe Temperatur hervor, daß dadurch Ammoniakgas und viele andere Gasarten flüssige Form annehmen. Das Stickstoffoxydgas sowie das Kohlenoxydgas beharrten aber in ihrer Gasgestalt, und konnten nicht in eine Flüssigkeit herübergeführt werden.

Unmittelbar nach der Kohlensäure folgen nun die Säuren des Arseniks, eine Methode, welche wir nicht billigen können, weil dafür weiter keine Gründe geltend gemacht werden, als daß, wenn Arsenik und Phosphor sich mit Wasserstoff verbinden, zwey Gasarten entstehen, $AS H^3$ und $Ph H^3$, welche die nämliche Analogie in ihren Verbindungen mit dem Sauerstoff haben, indem die arsenige Säure und Arsenikfäure $AS O^3$ und $AS O^5$ mit der phosphorigen Säure und Phosphorsäure $Ph O^3$ und $Ph O^5$ in ihren Verbindungen identisch sind. Als Gegengift bey Vergiftungen mit arseniger Säure wird statt des rothen Eisenoxydhydrats die schwach calcinirte kohlensaure Magnesia empfohlen, welche auch gewiß den Vorzug verdient, indem die Magnesia sogleich mit der arsenigen Säure eine unauflösliche Verbindung bildet, welche keine nachtheiligen Wirkungen mehr hervorbringt. Obgleich die arsenige Säure sich beym gewöhnlichen Druck der Luft leicht verflüchtigen läßt, so schmilzt sie doch vollkommen zu einer farblosen durchsichtigen Flüssigkeit, wenn man sie in einer hermetisch geschlossenen Röhre erhitzt. Der in Deutschland zuerst wahrgenommene isomerische Zustand der arsenigen Säure wird hier dem französischen Chemiker Guibourt zugeschrieben.

Bey der Borsäure werden deren charakteristische Kennzeichen, die Einwirkung derselben auf Curcuma ꝛc. nicht erwähnt, dagegen ein von Ebelmen entdecktes Verfahren vermittelst Borsäure Krystalle zu bilden, welches darauf gegründet ist, daß die Borsäure auf trockenem Wege alle Erden und Metalloxyde auflöst, und bey einer sehr hohen Temperatur wieder davon getrennt werden kann, indem sie sich verflüchtigt. So hat Ebelmen gefunden, daß, wenn man in geschmolzener Borsäure ein Gemeng aus Thonerde und Magnesia in den Verhältnissen, wie sie sich im Spinell befinden, auflöst und dann die Verbindung in einem Porcellanofen anhaltend glüht, die Borsäure sich allmählig verflüchtigt und nun Krystalle in regelmäßigen Oktaedern zurückbleiben, welche alle physischen und chemischen Eigenschaften des Spinell's haben. Auch hat Ebelmen auf diese Weise die Verbindung der Thonerde mit Mangan, mit Kobalt und Glucin dargestellt, wodurch in letzterem Fall der krystallisirte Chrysoberyll oder Cymophan erzeugt wird. Da verschiedene bey der Temperatur unserer Oefen unschmelzbare Silikate auch auf die angegebene Weise in Krystallen dargestellt worden sind, so wird die Aussicht eröffnet, daß viele andere mineralische Substanzen durch das von Ebelmen angegebene Verfahren in krystallisirtem Zustande dargestellt werden können.

Das Grubengas oder Protokohlenwasserstoffgas $C^2 H^4$ war bisher im reinen Zustande nicht dargestellt worden; ganz rein erhält man es aber, wenn man nach Persoz und Dumas essigsaures Kali unter Zusatz von Kali einer Destillation unterwirft, wodurch sich kohlensaures Gas bildet, und das Grubengas entwickelt wird. Das erstere wird durch das Kali zurückgehalten. Es wird auch ganz rein erhalten, wenn man ein Gemeng von 10 Thln. krystallisirtem essigsaurem Natron mit 40 Thln. kaustischem Baryt in einer Glasretorte erwärmt.

Das Deutokohlenwasserstoffgas oder Leuchtgas $C^4 H^4$ wurde 1785 von Lebon durch die Destillation des Holzes dargestellt, man fand aber bald, daß durch das Erhitzen von Steinkohlen ein Gas von besserer Qualität erhalten werde; später wurden Harze, Fette, Schieferöl, Theer ꝛc. statt der Steinkohlen angewendet. Das Gas aus Fetten und Harzen hat eine größere Leuchtkraft, als das Gas aus den Steinkohlen und ist außerdem von Schwefel und Ammoniak frey, welche beyde letztere Substanzen sich in dem nicht vollkommen gereinigten Gas aus Steinkohlen befinden; auch ist das aus den Steinkohlen entwickelte Gas in der ersten Periode der Destillation am reichsten an Leuchtgas. Die beyden Gasarten, welche weniger leuchten beym Verbrennen, und sich gegen Ende der Destillation in größerer Menge entwickeln, sind Grubengas und Kohlenoxydgas. Das Leuchtgas enthält außerdem stets brennbare Dämpfe, welche durch den Kalk und in den Röhren nicht vollkommen condensirt werden, aber die Leuchtkraft des Gases vermehren; diese brennbaren Dämpfe bestehen aus verschiedenen Verbindungen von Kohlenwasserstoff, vorzüglich Benzine oder Benzole. Der Stickstoff in den Steinkohlen wird bey der Destillation größtentheils in Ammoniak verwandelt; nur eine geringe Menge desselben giebt zu Cyan-Verbindungen Veranlassung. Jacquemyes hat aus 4 Hektoliter des condensirten Wassers aus dem Gase 750 Gramme Berlinerblau dargestellt. Die Stadt Paris besitzt gegenwärtig 8 Werkstätten, in welchen das Leuchtgas aus Steinkohlen bereitet wird; die Leitungsröhren sind von Gußeisen, seltener von Eisenblech, welche mit einer dicken Schicht von Bitumen überzogen sind. In jeder Werkstatt befinden sich ungefähr 100 Retorten von Gußeisen oder von feuerfester Erde; letztere sind den anderen vorzuziehen. 100 Kilogramme in kleine Stücke zerschlagene Steinkohlen liefern 25 Kubikmeter Gas. Die gasartigen Produkte werden durch weite Röhren geleitet, welche auf gewissen Entfernungen mit Wasserbehältern in Verbindung stehen. Hiedurch wird die Condensation des Ammoniaks, der Ammoniaksalze, des Theers ꝛc. bezweckt. Wenn die Condensation vollendet ist, wird das Gas in die Reinigungsapparate, welche gelöschten Kalk enthalten, geleitet und hierauf gelangt es in den Gasometer, um in den verschiedenen Vierteln der Stadt vertheilt zu werden. Im Jahre 1846 wurden in Paris 25 Millionen Kubikmeter Leuchtgas verbraucht, wofür ein Aufwand von einhunderttausend Tonnen Steinkohlen erforderlich war. Die Menge der bey diesen Operationen entstandenen Am-

moniakſalze ſchlägt man jährlich auf einhunderttauſend Kilogramme an.

Außer den Verbindungen der Metalloide unter ſich folgen nun die allgemeinen Eigenſchaften der Metalle, der metalliſchen Oxyde, ihrer Salze und Hydrate, ohne dabey dieſe Subſtanzen im Einzelnen zu beſchreiben, eine Methode, welche das Studium ſehr erſchwert, und deßhalb nicht zu billigen iſt. Mit dieſer allgemeinen Betrachtung der eben erwähnten metalliſchen Verbindungen wird der erſte Band geſchloſſen.

Der zweyte Band enthält die Metalle in specie, und beginnt mit denjenigen, welche aus den Alkalien und Erden abgeſchieden werden, als Kalium, Calcium, Natrium ꝛc. Da bey dem Kalium nun auch das Kali, ſo wie alle Verbindungen und Salze, welche Kali zur Baſis haben, vorkommen, was auch bey Natrium, Calcium ꝛc. der Fall iſt, ſo mußte dieſer zweyte Band ſehr voluminös ausfallen. Auch das Ammoniak und deſſen Verbindungen haben unter den Metallen ihren Platz gefunden. Bey Gelegenheit des Kalks werden hydrauliſcher Kalk, hydrauliſcher Mörtel und die künſtlichen Cemente beſchrieben, ohne jedoch die Arbeiten, die außer Frankreich über dieſen Gegenſtand vorgenommen worden ſind, zu berückſichtigen; alle Verbeſſerungen, welche hinſichtlich der Theorie und praktiſchen Ausführung über die genannten Verbindungen bekannt geworden, ſind den franzöſiſchen Chemikern Vicat und Berthier zugeſchrieben.

Es folgen nun die eigentlichen oder ſchweren Metalle, und aus dieſem Abſchnitte werden wir nur noch dasjenige hervorheben, was als neu betrachtet werden dürfte.

Bey der Beſchreibung des Mangan werden außer dem in der Natur häufig vorkommenden Braunſtein (Manganhyperoxyd) noch drey auf einer niederern Stufe der Oxydation ſtehende Verbindungen angenommen, nämlich Protoxyd, ein rothes Oxyd und ein Sesqui-Oxyd. Das rothe Oxyd, welches im Hausmannit enthalten iſt, kann ſich mit Säuren nicht zu Salzen vereinigen, und dürfte als eine Verbindung des Protoxyd's mit dem Sesquioxyd zu betrachten ſeyn.

Von dem Eiſen werden drey Oxyde angenommen, das Protoxyd oder Eiſenoxydul = FeO, das magnetiſche Oxyd = $Fe^3 O^4$ oder $FeO, Fe^2 O^3$ und das rothe Peroxyd, welches auch als Sesquioxyd bezeichnet wird = $Fe^2 O^3$. Dieſem folgt die Eiſenſäure = $Fe O^3$, die von einem der Vf. des vorliegenden Werkes, Fremy, entdeckt wurde. Sie iſt nur in Verbindung mit Baſen bekannt, und konnte bis jetzt im iſolirten Zuſtande nicht dargeſtellt werden. Die Verbindungen der Eiſenſäure mit Kali oder Natron ſind unlöslich in einem Ueberſchuß von Kali, löſen ſich aber in Waſſer leicht auf, und ertheilen demſelben eine roſenrothe oder lebhaft rothe Farbe ebenſo wie dieß mit der vollkommenen Manganſäure der Fall iſt. Nach einer ſtatiſtiſchen Ueberſicht werden in Europa jährlich etwa 18 Millionen metriſche Zentner Eiſen dargeſtellt, wovon auf England allein 9 Millionen, auf Frankreich 3 Millionen kommen; alle übrigen Staaten, ſelbſt Rußland, Schweden, Oeſtreich und Preußen liefern eine weit geringere Quantität. In Bayern werden jährlich 130000 metriſche Zentner Eiſen producirt *).

Als eine Anwendung des Zinks wird angeführt, daß Leclaire zu Batignolles bey Paris in einer neu errichteten Fabrik täglich über 1000 Kilogramme Zinkoxyd darſtellt, indem er das im Handel vorkommende Zink in irdenen Cylindern deſtillirt, und die Dämpfe durch einen Luftzug verbrennt. Man erhält auf dieſe Weiſe ein ſehr weißes Zinkoxyd, welches ſich in Kammern, wohin die Dämpfe geleitet werden, abſetzt. Dieſes Oxyd mit 15 bis 16 Prozenten erwärmten Leinöls vermengt und mit einer geringen Menge Manganhyperoxyd verſetzt, giebt einen Teig, welcher in der Malerey ebenſo gut deckt, als Bleyweiß, vor welchem es den Vorzug hat, daß es durch Schwefelwaſſerſtoff bekanntlich nicht geſchwärzt wird.

(Schluß folgt).

*) Ein metriſcher Zentner = 178,18 bayeriſche Pfund.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. October.

Nro. 203. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Untersuchungen über thierische Electricität von Emil Du Bois-Reymond.

(Fortsetzung von Nro. 180.)

Der zweyte Abschnitt handelt von der „Methode," von einigen durchgängig gebrauchten Vorrichtungen, und der Art und Weise der Untersuchung im Allgemeinen.

Der Multiplicator, der Froschschenkel und die Elektrolyse sind die drey Mittel, die hier zur Sprache kommenden schwachen elektrischen Ströme zu prüfen.

Jedes dieser Mittel hat seine Vorzüge und Schwächen, jedes bedarf bey der Anwendung besondere Rücksichten. Zuerst der Multiplicator. Seine Vorzüge bestehen in seiner großen Empfindlichkeit, in der unmittelbaren und unzweydeutigen Anzeige der Richtung und bis zu einem gewissen Grad auch der Stärke des Stroms. Schnelle Veränderungen der Stromstärke ist er dagegen nicht so geeignet anzuzeigen als das Froschpräparat, und endlich gibt er kein absolutes Maaß der Stromstärke ab, was das elektrochemische Verfahren zu leisten vermag. Die Nothwendigkeit, Metalle in die thierische Kette einzuschalten, bringt bey beyden letzteren Methoden viele Schwierigkeiten mit sich.

Der Verfasser bediente sich eines von Kleiner in Berlin gebauten Multiplicators, bey welchem nur die Breite des Rahmens (37^{mm}) im Verhältniß zur Länge der Nadel ($58{,}4^{mm}$), ferner die Höhe des Spielraumes für die untere Nadel (4^{mm}) geringer als gewöhnlich ist; das erstere, um die Einwirkung so schwacher und unbeständiger Stromeskräfte auf langsam schwingende Nadeln durch das Hindrängen der Windungen an die Längsmittelebene des Rahmens zu verstärken, das zweyte ebenfalls zur Erhöhung der Empfindlichkeit, was aber nur dadurch möglich gemacht ist, daß das Centriren des Aufhängepunktes der Nadeln mit der Drehungsaxe des Rahmens ohne Hülfe von Stellschrauben geschehen kann.

Die Länge des Drahts beträgt in 4650 Windungen 1000^{m} bey $0{,}17^{mm}$ Durchmesser, wobey experimentell nachweisbar der Widerstand der Windungen noch völlig gegen den der thierischen Ketten verschwindet.

Die gegen die Enden hin allmählich sehr spitz sich verjüngenden Nadeln wiegen 226^{mgr}, und sind mit einem 130^{mgr} schweren plattirten Kupferdraht verbunden; der Bestand ihrer Astasie wird ihrem größeren Gewicht dem anderen gebräuchlichen gegenüber zugeschrieben. Bey dem Streichen der Nadeln bis zur Gleichheit soll man nicht die schwächeren zu verstärken, sondern die stärkern mit einem äußerst schwachen Magnetstäbchen durch entgegengesetzte Striche zu schwächen suchen; ohne jedoch dieselbe bis unter den Zustand der Sättigung zu demagnetisiren. Die Stärke eines Nadelpaares prüft man durch den Abstand, in dem dasselbe durch ein und dieselbe bis zur Sättigung magnetisirte Nadel um einen und denselben Winkel abgelenkt wird. Die Schwingungsdauer bestimmt man aus der Zeit, welche zwischen zweyen aufeinander folgenden Durchgängen der Na-

del durch ihre Gleichgewichtsstellung außerhalb des Multiplicatorrahmens verfließt.

Nach Matteucci ist die Astasie hinreichend, wenn die Nadel in einer Minute eine Schwingung vollzieht.

Außerhalb des Multiplicators stellen sich auch schon sehr astatische Systeme nicht in den Meridian ein, sondern nehmen eine beliebige Lage in einigem Abstand von demselben ein, in die sie, daraus gebracht, stets wieder zurückkehren. Diese freywillige Ablenkung leitete schon Nobili von dem nie ganz vollkommnen Parallelismus der Azimuthebenen der beyden magnetischen Axen ab, der Verfasser glaubt einen weiteren Grund davon in etwas querem Magnetismus finden zu müssen, welchen eine runde Nadel leicht beym Streichen bekommen kann. Uebrigens ist diese freywillige Ablenkung ohne Belang, indem man eben der Nadel mit der Nullinie folgt, bis sie in derselben einsteht, gleichgültig ob man sich dann in dem Meridian befindet oder nicht. Der erste Grund macht eine feste, wenn auch darum etwas massenhaftere Verbindung beyder Nadeln unter einander wünschenswerth. In Beziehung auf die Aufhängung der Nadeln räth der Verf. Fäden eines Seidenpräparates an (zweymal in französischer Seife ausgekochte rohe Seide).

Der beste Ort der Aufstellung ist auf einem fest in die Mauer mit hölzernen Zapfen eingefügten Consol, vor einem nach N. gerichteten Fenster zur Linken des Experimentators. Mittelst einer genau centrirten Nadel bestimmt man vor dem Gebrauch die Stellung des Rahmens, bey welcher die Nullinie mit dem Meridian zusammenfällt, und markirt dieselbe; ebenso sorgt man für vollkommen wagrechte Aufstellung mittelst einer kreisförmigen Wasserwage.

Neben der freywilligen Ablenkung der Nadeln außerhalb des Rahmens kommt nun aber noch eine weitere Ablenkung bey der Zusammenstellung des Multiplicators zu Stande in Folge der Anziehung der Drahtmassen, wodurch es unmöglich wird, die Windungen parallel der Nadel zu stellen. Je größer die Astasie der Nadeln, um so größer ist der Einfluß der Anziehung der Drähte. Nach einer mathematisch physikalischen Deduction der Ursachen dieser Ablenkung schreitet der Verf. zur Methode ihrer Beseitigung. Die Einen suchen sich anziehungsfreye Drähte zu verschaffen; so erbaute Nobili einen Multiplicator aus Silberdrähten; diese schienen Melloni noch magnetischer; Prof. Schellbach räth galvanoplastisch niedergeschlagenes Kupfer zu Drähten auszuziehen, was am ersten auf diesem Weg zum Ziel führen könnte, wenn der Ausführung bey der verlangten Feinheit der Drähte nicht zu große technische Hindernisse in dem Weg stehen. Eine andere Methode besteht darin, durch Gestaltveränderung des Drahtgewindes eine Vermeidung des calcülen Gleichgewichtes auf der Nullinie zu erzielen. Der Verf. suchte das letztere durch Einschieben von Kupferklötzen in den Spalt des Gewindes vor und hinter dem Verbindungsstück der Nadeln zu erzielen. Besser noch zu empfehlen ist dagegen die von Nobili angeregte, von Melloni vervollkommte Berichtigungsmethode mittelst eines kleinen dritten Magnetstäbchens. „Stellt man einen Magnetstab in der Azimuthebene, in der ein astatisches System sich im Gleichgewicht befindet, so auf, daß seine Axe mit der die senkrechte Entfernung beyder Nadeln halbirenden wagerechten zusammenfällt, so wirkt er mit gleichen und entgegengesetzten Kräften auf beyde Nadeln, und die Astasie des Systems bleibt unverändert. Hebt oder senkt man den Stab, so wirkt er hingegen beschleunigend oder verzögernd auf dessen Schwingungen, je nachdem die einander am nächsten liegenden Pole des Stabes und des Systems gleichnamig oder ungleichnamig sind.“ Die Größe der Einwirkung hängt natürlich mit der aufs feinste regulirbaren Entfernung des Berichtigungsstabes ab.

So sehr man es nun auch mittelst dieses Hülfsmittels in der Gewalt hat, momentan die Nadel nahe dem Nullpunkt oder auf demselben einzustellen, so treten doch noch oft ganz spontane Ablenkungen ein; der Grund derselben liegt in Schwankungen der Stücke der einen oder anderen Nadel, welche von Temperaturveränderungen in dieser oder der umgebenden Luft und damit hervorgerufenen Strömungen in der Glocke abhängen; ein dem Beobachter zugekehrter Schirm von athermanem Staniol-

oder Goldpapier mit einem Schlitz beugt einer Quelle solcher Wärme-Differenzen im Innern der Glocke wenigstens vor, und außerdem sucht man, wenn eine solche Schwankung der Nadel eingetreten ist, durch eine geringe seitliche Bewegung des Richtungsstabes die Nadel auf ihren früheren Stand wieder zurückzuführen, was sehr leicht gelingt.

Da bey den meisten der wichtigsten Versuche eine möglichst große Empfindlichkeit zu wünschen ist, auf dieß aber Verzicht geleistet werden muß, wenn die Graduirung des Instruments (zur Erkennung der relativen Stromstärken) einigen Werth haben soll, so ist dieselbe nicht vorgenommen worden.

(Fortsetzung folgt.)

Cours de Chimie générale.

(Schluß.)

Das Zinkweiß wird vermittelst der hydraulischen Presse sehr hart und klingend. In Clichy bey Paris ist eine Fabrik errichtet, in welcher täglich 6000 Kilogramme Zinkweiß dargestellt werden können. Es ist einleuchtend, daß durch Errichtung dieser Anstalten die der Gesundheit mehr nachtheilige Bleyweißfabrikation zum Theil verdrängt wird.

Es werden gewöhnlich nur 2 Bleyoxyde angenommen, die untere Stufe, das gelbe Oxyd (Massicot) oder im geschmolzenen Zustande Bleyglätte und das braune Bleyhyperoxyd (Bleysäure); aus der Verbindung dieser beyden entsteht die rothe Mennige oder das Minium, welches früher als eine Zwischenstufe, als ein Hyperoxydul betrachtet wurde. Die Entdeckung des braunen Bleyhyperoxydes, welche bekanntlich Scheele angehört, wird hier Proust zugeschrieben.

Die noch etwas problematische von Fremy entdeckte Kupfersäure wird ausführlich abgehandelt; man kennt sie nur in Verbindung mit Alkalien, indem sie sich bildet, wenn man Kupfer mit einem Gemeng von Kali und Salpeter glüht. Das kupfersaure Kali ist sehr leicht zersetzbar, da schon bey schwacher Erwärmung Sauerstoffgas entwickelt und schwarzes Kupferoxyd niedergeschlagen wird. Die Verf. haben ferner noch die neu entdeckten Metalle Ilmenium, Pelobium, Neobium ꝛc., Metalle auf welche bis jetzt noch ein geringer Werth zu legen seyn dürfte, in den Kreis der Betrachtung gezogen.

Während das flüssige Quecksilber ein specif. Gewicht von 13,596 hat, so ist dagegen das nach Thilorier's Versuchen durch feste Kohlensäure und Aether in festen Zustand versetzte Quecksilber specifisch leichter; es hat ein specif. Gewicht von 13,391. Die Verbindung des Quecksilbers mit Stickstoff ist von Plantamour dargestellt worden. Zu dem Ende läßt er ein auf nassem Wege bereitetes rothes Quecksilberoxyd einige Stunden mit Ammoniakgas in Berührung. Wenn das Oxyd bey einer niederen Temperatur mit Ammoniak gesättigt ist, wird es in einem Oelbad bis 130° erwärmt, während man noch Ammoniakgas in einem schnellen Strom darüber hinstreichen läßt, und zwar so lang, bis sich kein Wasser mehr bildet. Durch sehr verdünnte Salpetersäure läßt sich das etwa noch darin enthaltene Quecksilberoxyd auflösen. Das Azot-Quecksilber ist ein Pulver von dunkelbrauner Farbe, beym Erwärmen fulminirt es mit großer Heftigkeit, ebenso detonnirt es durch den Schlag mit dem Hammer und durch Berührung mit concentrirter Schwefelsäure. Vermittelst verdünnter Schwefelsäure und Salzsäure wird es langsam zersetzt und aufgelöst, wodurch Quecksilbersalze und Ammoniaksalze gebildet werden. Daß der Calomel durch die Chlorüre der Alkalien und durch Salmiak zum Theil in Sublimat umgewandelt wird, ist eine in Deutschland seit vielen Jahren ganz bekannte Sache; da nun aber die Veränderung, welche der Calomel durch Salmiak erleidet, vor Kurzem von Mialhe und Selmi bestätigt wurde, so werden natürlich auch diese französischen Chemiker als die Entdecker jener Erscheinung bezeichnet, ohne von den früheren Arbeiten über diesen Gegenstand Notiz zu nehmen. Der in der Natur vorkommende Cinnober wird als rother und schwarzer bezeichnet, beyde sollen jedoch ganz die nämliche Zusammensetzung haben, und die Unterschiede nur in 2 verschiedenen isomerischen Zuständen bestehen. Daß der in Idria

vorkommende Cinnober (Queckſilber Lebererz) eine ſchwarze organiſche Subſtanz (Idrialin) = $C^3 H^2$ enthält, ſcheint den Verf. nicht bekannt geworden zu ſeyn.

Das Silber iſt an ſich wenig flüchtig, wird aber bey einem anhaltenden Luftſtrom mehr verflüchtigt, vorzüglich durch ein Löthrohr mit Waſſerſtoffgas und Sauerſtoffgas. Beym Glühen des Silbers in einem heſſiſchen Tiegel werden oft kleine metalliſche Kügelchen am Deckel wahrgenommen, welche von der Verflüchtigung des Silbers herrühren. Das Silberoxyd = AgO iſt eine kräftige Baſis, löſt ſich etwas in Waſſer auf, welches dadurch alkaliſche Eigenſchaft erhält, und den Veilchenſaft grün färbt. Da einer der Vf., Pelouze, in der Münze angeſtellt iſt, ſo ſind die Silberproben mit vieler Umſicht beſchrieben, beſonders die Beſtimmung des Silbers auf trockenem und auf naſſem Wege. Der Blick oder dieſer plötzliche Glanz, welchen man am Ende der Cupellation wahrnimmt, wird dem aus dem Silber bey ſeinem Feſtwerden entwickelten Sauerſtoff zugeſchrieben, welcher nun an das Kupferoxydul der Cupelle übertritt. Obgleich durch die Cupellation eine abſolute Sicherheit hinſichtlich des Gehaltes an Silber nicht erreicht wird, ſo kann ſie doch durch einen geſchickten Probirer geleitet, eine Genauigkeit von 2 bis 3 Tauſendtheilen Verluſt geben. Das Probiren auf naſſem Wege iſt darauf gegründet, daß die zu unterſuchende Legirung in Salpeterſäure gelöſt und nun mit einer Kochſalzlöſung vermengt wird, wodurch ſich das Silber vollkommen herausſchlägt, ohne auf die übrigen Metalle einzuwirken. Durch die hiezu verwendete Menge der Kochſalzlöſung wird der Gehalt des Silbers beſtimmt. Da die Silberſalze durch Aldehyd und andere organiſche Subſtanzen zu glänzenden Metallſchichten reducirt werden, welche feſt auf Glas adhaeriren, ſo hat der engliſche Chemiker Drayton ſtatt des Amalgams aus Zinn und Queckſilber das ſalpeterſaure Silber mit Ammoniak, Weingeiſt und ätheriſchen Oelen verſetzt zur Spiegelfabrikation verwendet. In Paris befindet ſich eine ſolche Anſtalt, aus welcher mit Silber belegte Spiegel von der größten Schönheit hervorgehen.

Zur Bereitung des Goldpurpurs ſind nur die allgemeinſten Vorſichtsmaaßregeln angegeben, mit Umgehung der zahlreichen in Deutſchland über dieſen Gegenſtand angeſtellten Verſuche. Die Bereitungsmethode eines ſchönen Goldpurpurs wird einem Hrn. Buiſſon zugeſchrieben.

Die galvaniſche Vergoldung haben Elkington und zum Theil Ruolz zu einem Gegenſtand der Induſtrie erhoben, indem ſie dazu die Golddoppelſalze, Kali oder Natron enthaltend, mit Erfolg anwendeten. Auch für die Verſilberung hat Elkington einen wichtigen Fortſchritt herbeygeführt, da es ihm gelang dazu eine Auflöſung von Chlorſilber in Cyankalium mit Vortheil zu benützen.

Dieſer zweyte Band ſchließt mit kurzen Angaben über den Gang der qualitativen Analyſe und den Gebrauch des Löthrohrs bey vorläufigen Unterſuchungen.

Wenn wir nun zum Schluße unſere Meinung über den Werth des vorliegenden Werkes ausſprechen ſollen, ſo läßt ſich zwar nicht verkennen, daß in demſelben vorzüglich in praktiſcher Beziehung viel Gutes und Brauchbares enthalten iſt; beſonders kann dieß geſagt werden von der Darſtellung der Metalle, welchem Gegenſtande die Verf. eine lobenswerthe Aufmerkſamkeit zugewendet haben. Betrachten wir aber andrerſeits die Literatur und überhaupt die mehr wiſſenſchaftliche und gründliche Durchführung in den Umriſſen, ſo bleibt uns ſehr viel zu wünſchen übrig, und dieß um ſo mehr, da wir ein mit Literatur ſo reich ausgeſtattetes deutſches Werk in Leopold Gmelin's Handbuch der Chemie beſitzen, welches über das vorliegende franzöſiſche Werk in jeder Beziehung weit hervorragt.

A. Vogel sen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. October.

Nro. 204. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Untersuchungen über thierische Elektricität von Emil Du Bois-Reymond.

(Fortsetzung.)

Um die absolute Empfindlichkeit eines Multiplicators zu messen, bedient man sich der Ermittlung der in bestimmter Zeit galvanoplastisch auf der negativen Elektrode niedergeschlagenen Metall-Mengen aus einer Metallsalzlösung, in welche die Elektroden aus dergleichen Metall tauchen, im Vergleich zu der Größe der durch den Strom hervorgerufenen beständigen Ablenkung der Nadel. Diese Gewichtszunahme der Elektroden ist natürlich in derselben Zeit um so geringer, je empfindlicher die Nadel ist; dabey ist das Constanthalten des Stromes, je länger es dauern soll, um so schwieriger, so daß auch das absolute Maaß der Empfindlichkeit für das Instrument nicht bestimmt werden konnte.

Als Hemmung wurden an dem 90° Punkte mehrfache Kokonfäden durch Löcher der Theilung von dem Aufhängepunkt der Nadel aus durchgezogen, und unterhalb des Spielraums der unteren Nadel mit Platindrähtchen beschwert.

Außer diesem beschriebenen Multiplicator dienten zu einzelnen Versuchen noch andere: der Eine mit einem 888^m langen in 4100 Windungen aufgewickelten ebenso dicken Draht wie der vorige, und ein zweyter mit einem Draht von 38^m Länge, 0,24^{mm} Durchmesser und 224 Windungen.

Der nächste Paragraph handelt von dem Verfahren, thierische Theile mittelst des Multiplicators auf Stromentwicklung zu untersuchen.

Die Aufgabe besteht darin, die thierischen Theile so in den Multiplicatorkreis einzuführen, daß dabey keine anderen Stromeswirkungen zum Vorschein kommen als die aus den thierischen Theilen selbst entsprungenen. Die Elimination anderer hängt somit erstens von der Herstellung möglichst gleicher Oberflächen ab. Vor allem bedarf man negativer Multiplicatorenden, also Platinplatten, um sie gleichartig zu machen. Dieß geschieht durch Abwaschen zuerst mit einem Gemisch von Alkohol und Aether, dann mit Kalilösung, endlich mit Königswasser; dazwischen werden sie reichlich mit destillirtem Wasser abgespühlt, und so viel als möglich jede Berührung derselben mit den Händen vermieden; schließlich glüht man sie etwa $\frac{1}{2}$ Minute stark und gleichmäßig, und walzt sie zwischen Fließpapier mit einem Glasstab aus. Dann ist zu empfehlen, 2 Paare Multiplicatorenden anzuwenden statt einem; ihre Größe sey unter 25 — 30^{mm} Breite bey 65^{mm} Länge. Man taucht dann die Platten in eine Flüssigkeit, und läßt sie zur Kette geschlossen immer auch in den kleinsten Zeiträumen (später auch noch z. B. zwischen je zwey Versuchen) stehen, bis sie darin nahezu gleichartig geworden sind. Nun kommt zweytens die Art und Weise in Betracht, die thierischen Theile mit den Multiplicatorenden in Verbindung zu bringen. Es gibt zwey Methoden dieß auszuführen. Die eine besteht darin, die Platten aus der Flüssigkeit, in der sie gleichartig geworden, herauszuheben, und

sie an die thierischen Theile anzulegen. Dadurch entstehen aber leicht durch Oberflächenveränderung neue Ströme, außerdem wirken die an der Oberfläche der thierischen Theile vorhandenen Ungleichartigkeiten stärker elektromotorisch, wenn sie unmittelbar mit den metallischen Multiplicatorenden in Contact gebracht werden, als wenn sie durch eine Schicht gleichartiger Flüssigkeit davon getrennt sind. Bey dem Wachsen der Widerstände an der Grenze fester und flüssiger Leiter, das im umgekehrten Verhältniß der Größe der benetzten Oberflächen steht, ist es nothwendig, die letzteren möglichst auszudehnen. Alle diese Anforderungen werden aber nicht durch jene Methode, sondern durch die zweyte erfüllt, welche darin besteht, die Platten in der Flüssigkeit stehen zu lassen, diese von vorn herein in zwey gesonderten durch einen feuchten mit der Flüssigkeit gleichartigen Leiter verbundenen Gefässen stehen zu lassen, bey dem Versuch den Leiter zu entfernen und die thierischen Theile an dessen Statt zu interpoliren. Diese letztere Methode hat auch noch den mechanischen Vortheil, daß man nach geschehenem Eintauchen die Hände zu weiteren Manipulationen vollkommen frey hat.

Unter den nothwendigen Vorrichtungen sind zuerst die Zuleitungsgefäße zu nennen. Das physikalische Princip bey ihrer Construction ist einen möglichst geringen Widerstand von Seiten der Flüssigkeit selbst und an den Grenzen derselben und der Multiplicatorenden bey dem Eintauchen der thierischen Theile zu erzielen. Dazu gehören Multiplicatorenden von beträchtlicher Ausdehnung, eine Flüssigkeitssäule von möglichst großem Querschnitt und eine möglichst große Annäherung der thierischen Theile an die Multiplicatorenden. Demgemäß besteht das Zuleitungsgefäß für je ein Multiplicatorende aus einem cylindrischen mit Bernsteinlack gefirnißten Glas von 76^{mm} Durchmesser und 61^{mm} Höhe in ein Brettchen eingefügt, welches ebenfalls gefirnißt und vorn abgerundet ist. Hinter dem Glas ist ein Stativ in dem Brettchen befestigt mit isolirter metallener senkrechter Stange, an welcher sich eine Querstange in horizontaler sowohl als vertikaler Richtung bewegen läßt. Am hinteren Ende derselben befinden sich die umsponnenen Drahtspiralen, welche zum Multiplicator führen, am vorderen Ende hängen mittelst Blechklemmen befestigt die Platinbleche in die mit ganz gesättigter Kochsalzlösung gefüllten Gefäße herab. Um das Anwogen dieser Flüssigkeit gegen die Platinbleche und damit „die Ströme wegen ungleichen Eintauchens“ zu vermeiden, werden dieselben mit einem dichten Mantel von schwedischem Filtrirpapier, aus dem sorgfältig alle Luftblasen ausgeschlossen sind, bis über die Oberfläche der Flüssigkeit eingehüllt, höher hinauf bis an die Blechklemmen hin sind die Platten gefirnißt. Dieser ganze Apparat wird, um den Uebelstand des Effloresciren des Salzes zu vermeiden, der bey diesem Concentrationsgrad sehr leicht eintritt, außer der Zeit der Versuche in der sogenannten „feuchten Kammer“ aufbewahrt; dieß ist ein passender Glassturz über einem gefirnißten Brett, in dem eine mit Wasser gefüllte Rinne sich befindet, in welcher der Glassturz steht. Die Flüssigkeit in beyden Gefäßen ist durch einen feuchten, der metallische Theil der Vorrichtung mit einem metallischen Bogen geschlossen. Die Flüssigkeitsbrücke beyder Gefäße wird nicht durch getränkte Dochte und dergl. gebildet, sondern durch Glasröhren von größerem oder kleinerem Kaliber, um an dem Gesammtfrosch oder dem galvanischen Präparat zu experimentiren; diese Glasröhren sind ebenfalls mit gesättigter Kochsalzlösung gefüllt und mit thierischen Membranen geschlossen. Um das etwa zufällige Anspritzen der Flüssigkeit an die oberen Theile der Platinplatten zu verhindern, sind Sicherheitsplatten von Glas von oben über einen Theil der Platinplatten herabhängend angebracht.

Häufig müſſen ſehr nahegelegne Punkte einzelner Froſchtheile auf ihr elektromotoriſches Verhalten geprüft werden. Dazu ſind Verlängerungen der zuleitenden Gefäße nöthig, welche durch „die Bauſchen“ hergeſtellt ſind: Compreſſen aus ſehr vielen Lagen mit der Salzlöſung getränkten Fließpapiers, welche im Innern der Gefäße auf kleinen hölzernen Vorſprüngen geſtützt über den Rand derſelben hervorragen; darüber wird dann ſtatt des Schließungsrohres von Glas wiederum ein ebenſo zugerichteter Bauſch Fließpapier als „Schließungsbauſch“ gelegt. Daß Luftblaſen vollkommen ausgeſchloſſen ſeyn müſſen, verſteht ſich von ſelbſt. Bey dieſer Vorrichtung liegen an den hinteren Flächen der Zuleitungsbauſchen die Platinplatten compreß an. Das Ätzen der thieriſchen Theile durch die Salzlöſung wird durch die „Eyweishäutchen“ verhindert: das ſind am äußerſten Ende der Bauſche aufgelegte Stückchen ſorgfältig gereinigter, getrockneter und dann in der dünnflüſſigen Schicht des Hühnereiweißes vollkommen aufgeweichter Schweinsblaſen.

Nachdem der Verf. einige Handgriffe angegeben, um die verloren gegangene Gleichartigkeit der Vorrichtung wieder herzuſtellen, geht er zu Matteucis neuerem Verfahren bey thieriſch elektriſchen Multiplicatorverſuchen über, und rügt dabey unter Anderen ſeine Methode „des Anlegens,“ das Verſäumen des Einhüllens reizbarer Theile mit Haut und Blaſe, die Methode durch Aufbauen von Froſchſäulen nach dem Vorbild der Voltaiſchen couronne de tasses größere Ausſchläge zu erhalten.

Der §. 4. handelt von der allgemeinen Erſcheinungsweiſe der thieriſch elektriſchen Ströme am Multiplicator. Sie iſt ganz die nämliche, die man bey Einſchaltung einer Kette aus mehreren flüſſigen Leitern von beträchtlichem Widerſtand zwiſchen gleichartige Flüſſigkeitsmaſſen, in welche bereits leicht polariſirbare Elektrodenflächen tauchen, oder eines Voltameters mit ziemlich ausgedehnten Platinenden in den Kreis einer ſchwachen Säure-Alkalikette, wahrnehmen würde.

Folgendes nun iſt im Allgemeinen die Methode des Verſuchs. Die Nadel wird durch den Berichtigungsſtab auf Null gehalten. Die Zuleitungsgefäße oder Bauſche durch Schließungsrohr oder Bauſch geſchloſſen. Der Multiplicator eingeſchaltet; höchſtens ein gegen den zu beobachtenden Effekt verſchwindende kleine Ablenkung der Nadel darf eintreten. Abheben des Schließungs-Bauſches oder Rohres. Auflegen der Eyweishäutchen auf die Bauſche. Abermaliges Schließen mit dem Schließungsbauſch um ſich von der Gleichartigkeit der Vorrichtung zu überzeugen. Abheben desſelben und „Auflegen“ der thieriſchen Theile. Verzeichnen des Ausſchlags der Nadel in Beziehung auf ſeine Größe und Richtung. Bey Beobachtung der „beſtändigen Ablenkung“ iſt ein möglichſt ſchnelles Stillſtehen der Nadel mit dem Berichtigungsſtäbchen hervorzurufen. Nach Vollendung der Beobachtung möglichſt ſchnelles Entfernen der thieriſchen Theile, und letztes Auflegen des Schließungsbauſches. Dabey erfolgt ein Ausſchlag der Nadel im entgegengeſetzten Sinn von dem urſprünglichen Strom, der von der Polariſation in den thieriſch elektriſchen Multiplicatorverſuchen herrührt, wovon zunächſt jetzt die Rede iſt. Die Polariſation oder Ladung der Elektroden durch einen primären Strom, welcher durch ſie hindurch geht, hängt von den Zerſetzungsproducten ab, welche die Oberflächen der Elektroden ſelbſt ſo verändern, daß hauptſächlich die negativen Metalle durch die Adhäſion des Waſſerſtoffgaſes poſitive Ladung bekommen; dadurch wird ein ſecundärer Strom erzeugt, welcher in Verbindung mit dem erſten dieſen nur ſchwächen kann, der aber ſelbſtſtändig auftretend an dem Multiplicator ſich zu erkennen gibt, ſobald der primäre aufgehoben wird. Dieſes alſo findet auch bey den

thierisch elektrischen Versuchen häufig genug statt, um eine besondere Berücksichtigung zu verdienen.

Die dadurch bedingten Ausschläge der Nadel im entgegengesetzten Sinne nach Entfernung des thierischen Elektromotors und Auflegen des Schließungsbausches treten nach jedem auch dem schwächsten primären Strom auf. Dadurch gewähren sie große Vortheile bey der Controlle desselben. Ihr Auftreten an sich verräth schon die Gegenwart eines vorausgegangenen wirklich von den thierischen Theilen herrührenden Stromes. Diese selbst aber läßt sich mit Hülfe der secundären dadurch noch deutlicher machen, daß man im Momente der ersten Rückschwingung der Nadel die thierischen Theile „umlegt:" also einen neuen primären Strom von gleicher Richtung mit dem vorher erzeugten secundären hervorruft, wodurch der Ausschlag der Nadel natürlich beträchtlich vergrößert wird.

Die durch solche Ladungen erzeugte stetige Abnahme des Stroms im Multiplicator darf natürlich nicht verführen, daraus auf eine entsprechende Abnahme der elektromotorischen Wirkung der thierischen Theile nach dem Tod zu schließen; um diese zu ermitteln, müssen die Ladungen möglichst verhindert werden. Das geschieht durch Vertauschen der Salzlösung mit einer geeigneten Metallsalzlösung, deren Metall sich gut auf Elektroden desselben Metalls galvanoplastisch niederschlägt, z. B. Cu S̈ Lösung mit Kupferelektroden. Dabey wird der H zur Reduction des sich niederschlagenden, der O zur Oxydation des sich auflösenden Metalls verwendet; und so werden die zur Ladung Veranlassung gebenden Gase auf diese Weise unschädlich gemacht.

Zuletzt ist noch von der Methode der Compensation die Rede. Diese beruht darauf, daß man die zwey Ketten in ein und demselben Kreis aufeinander wirken läßt. Wenn beyde elektromotorischen Kräfte gleich sind, so bleibt die Nadel eines in den gemeinschaftlichen Kreis eingeschalteten Multiplicators auf Null; wenn sie dann in Folge einer neu eingeführten Bedingung, die nur den einen elektromotorischen Erreger trifft, ungleich werden, so ergibt sich aus der Richtung des Ausschlages leicht, auf welcher Seite die Oberhand ist. Diese Wirkung kann nie durch Veränderung des Widerstandes hervorgerufen werden. Dieser Vortheil der Compensations-Methode, nämlich der der Elimination des Widerstandes, ist der bey den thierisch elektrischen Versuchen wesentlichste. Die Methode der Compensation erleidet durch die Eigenthümlichkeit der thierischen Theile, daß kaum je zwey derselben sich als Elektromotore das Gleichgewicht halten, in diesem speciellen Fall eine Modification dahin, daß man eine muthmaßlich kraftverstärkende Bedingung auf den ursprünglich schwächeren, eine muthmaßlich schwächende auf den stärkeren Elektromotor einwirken läßt; dann wird bey einfachen Elektromotoren der Widerstand eben so sehr eliminirt, als wenn das Gleichgewicht vollkommen gewesen wäre. Da Schwankungen des Widerstandes die Nadel immer nur in Einem Sinne bewegen, können Veränderungen der elektromotorischen Kraft eine entsprechend wechselnde Richtung des Ausschlages der Nadel bedingen; so hat man, indem man die Bedingung bald auf den einen bald auf den anderen Elektromotor einwirken läßt, dadurch ein Hülfsmittel, die Folge dieser Bedingung von der des veränderten Widerstandes zu unterscheiden. Da nun aber die thierischen Erreger keineswegs einfachen Ketten oder Säulen analog sind, für welche diese Betrachtungsweise allein gilt, so muß diese Methode und das, was sie zu leisten im Stande ist, späteren Betrachtungen vorläufig überlassen bleiben.

(Fortsetzung später.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 32.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. October.
Nro. 205. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung vom 7. Juli las Hr. Hofbibliothekcustos Krabinger:

Ueber Synesios von Kyrene und seinen Aufenthalt zu Constantinopel (in den J. 397 — 400 nach Chr.).

Die kyrenaische Pentapolis, die westlichste Landschaft des oströmischen Reichs, zwischen Marmarika und der großen Syrte in überaus anmuthiger und fruchtbarer Gegend Afrika's liegend [1]), einst mächtig und reich durch den ausgebreiteten und blühenden Handel, den sie mit den mannichfaltigsten Erzeugnissen des üppigen Bodens [2]) und des regen Kunstfleißes ihrer Bewohner trieb, so daß sie selbst mit der stolzen Karthago wetteiferte [3]), sank durch gewaltige Unruhen im Innern erschüttert [4]) und unter römischer Herrschaft in späterer Zeit ganz verwahrlost, immer mehr von seinem Wohlstande herab.

Ihre Hauptstadt, die alte und einst so berühmte Kyrene [5]), die Heimat der Karneaden und Aristippe [6]), war unter der Regierung des Kaisers Julianus, im J. 362. n. Chr., bereits verödet [7]). Noch unglücklicher war sie zu Ende des vierten Jahrhunderts daran [8]); denn sie wurde von Zeit zu Zeit durch die Einfälle der Ausurianer und an-

[1]) S. Thrige: Res Cyrenensium pag. 14. seqq. [2]) Besonders mit dem berühmten Silphion. Synesios Br. 131. S. 271. C. ed. Petav. 2.: *Τρίφωνι τὰ δῶρα παρεσκευάσαμεν, ὀπὸν σιλφίου πολύν· Βάττου γὰρ ἀκούεις αὐτὸ δήπου καὶ χρόχον ἄριστον· ἀγαθὸν γὰρ ἡ Κυρήνη καὶ τοῦτον ἐκτρέφει.* Ausführlich handelt hierüber Thrige in dem angef. Werke S. 304 ff. [3]) Thrige S. 323. ff. [4]) Im Jahre 115. nach Chr. unter der Regierung des Kaisers Trajanus empörten sich in Kyrenaika die dort ansässigen sehr zahlreichen Juden unter der Anführung eines gewissen Andreas und mordeten nach dem Zeugnisse des Dion Kassius (LXVIII. 32.) 220000 Einwohner, sowohl Römer, als Griechen, so daß die Provinz ganz entvölkert wurde (Orosius VII. 12.). Um ihr wieder aufzuhelfen, schickte der Kaiser Hadrianus im Jahre 122. Pflanzer dahin. S. Euseb. Chronic. p. 211. mit Scaligers Anm. daselbst und Orosius a. a. O. Bey der gewaltigen Erschütterung, welche unter eben diesem Kaiser (im J. 133.) im ganzen Römerreiche durch die Juden, welche aus allen Ländern schaarenweise nach ihrer Heimath aufbrachen und den Römern großen Schaden zufügten, herbeygeführt wurde, dürfte es auch in Kyrenaika nichts weniger, als ruhig abgelaufen seyn. S. Dion Kass. LXIX. 12. und Euseb. Chronic. p. 81. u. 212. Vergl. Clausen de Synesio philosopho pag. 9. [5]) Synes. über das Königth. S. 2. C. [6]) Synes. Br. 50. S. 188. D.: *Ὀδύρομαι δὲ τὸ κλεινὸν ἔδωφος τῆς Κυρήνης, ὃ πάλαι μὲν εἶχον Καρνεάδαί τε καὶ Ἀριστιπποι.* [7]) Ammian. Marcell. XXII. 16. §. 4. [8]) Synes. Br. 103. S. 241. D.: *Εἰ λέγοιμι φιλοσοφίαν ἱκανὴν εἶναι τὰς πόλεις ὀρθοῦν, ἐλέγξει με Κυρήνη, κειμένη πολὺ δήπου τῶν ἐν τῷ Πόντῳ πόλεων ἀκρι-*

derer dieſen benachbarter Völker verwüſtet [9]), durch die unerſättliche Habſucht der Statthalter ausgeplündert [10]), durch gewaltige Schwärme von Heuſchrecken, welche, von dem Mittagswinde herbeygeführt, Saaten und Rinde der Bäume verzehrten [11]), durch Erdbeben, Hungersnoth, Peſt und Brand zu Grunde gerichtet [12]); ſie glich fürwahr einer großen Ruine [13]).

In dieſer drangvollen Lage ſandte ſie im J. 397. [14]) den edelſten und gelehrteſten ihrer Söhne, den Philoſophen Syneſios, an das Hoflager nach Conſtantinopel, um dem Kaiſer Arkadius eine goldene Krone zu überreichen [15]) und ihn um Nachlaß der Steuern zu bitten [16]).

Syneſios wurde wahrſcheinlich unter der Regierung des Kaiſers Valens zu Kyrene um das J. 375. [17]) geboren. Er ſtammte dort aus einem uralten Geſchlechte, welches von dem Herakliden Euryſthenes, der eine doriſche Colonie nach Sparta geführt hatte, und ſonach vom Herakles in ununterbrochener Folge ſeinen Urſprung ableitete [18]). Geſchmückt mit den herrlichſten Gaben des Geiſtes und Herzens, voll der regſten Wißbegierde [19]) und im Beſitze eines anſehnlichen Vermögens [20]) (ſein Vater ſcheint dort die Würde eines Senators bekleidet zu haben [21])) kannte er keinen andern Wunſch, als ſeiner Lieblingsneigung, den Wiſſenſchaften, zu leben [22]).

Nachdem er ſeine Vorbildung in ſeiner Vaterſtadt erhalten [23]), begab er ſich, noch ſehr jung, nach Alexandria, der berühmten Metropole helleniſcher und orientaliſcher Wiſſenſchaft [24]). Dort verlegte er ſich mit raſtloſem Eifer auf das Studium der Poeſie und Beredſamkeit, und brachte es in beyden zu einer bewunderswürdigen Vollendung [25]). In der Philoſophie und in den mathematiſchen Wiſſenſchaften genoß er des Unterrichts der geiſtvollen Hypatia, der Tochter des Mathematikers Theon, welche mit dem Philoſophenmantel bekleidet zu Alexandria nicht bloß in Hörſälen, ſondern auch durch die Straßen der Stadt wandelnd, platoniſche und ariſtoteliſche Philoſophie lehrte [26]) und wegen ihrer ausnehmenden Gelehrſamkeit, Schönheit und Tugend allgemein bewundert ward.

Ihre begeiſterte Vorliebe für Platon und Ariſtoteles [27]) theilte auch Syneſios [28]), ihr geiſtreichſter und berühmteſter Schüler [29]), welcher ihren gefeyerten Namen glanzvoll auf die Nachwelt hinabtrug. Die hohe Verehrung und innige Dankbarkeit, welche er gegen ſie hegte, und in allen Briefen, die er aus der Heimat an ſie ſchrieb und in andern Schriften auf die zartſinnigſte Weiſe an den Tag legte, zeigen uns ſeinen Charakter im ſchönſten Lichte [30]).

βέστερον. [9]) Syneſ. Br. 57. S. 193. A—B. Br. 78. S. 221. B. Catast. S. 299. B. 301. C. u. Br. 130. S. 265. A. Vergl. Clauſen S. 212 ff. [10]) Clauſen S. 199. ff. [11]) Syneſ. Br. 57. S. 192. B. 193. A—B. u. Br. 58. S. 201. B. Vergl. Plinius Naturgeſch. XI. 35. T. I. pag. 609. ed. Harduin. und Thrige S. 299. [12]) Syneſ. Br. 58. S. 201. B. [13]) Syneſ. üb. d. Königth. S. 2. D. [14]) S. unten S. 613. [15]) Syneſ. üb. d. Königth. S. 2. C. Vergl. Clauſen S. 14. [16]) Syneſ. ebendaſ. S. 2. D. u. 32. C. Vgl. deſſen Schrift üb. d. Vorſehung S. 113. B. [17]) S. Clauſen S. 3. f. [18]) Syneſ. Br. 57. S. 197. C—D. u. Catast. S. 303. A. [19]) Nikephoros Gregoras z. Syneſ. über d. Träume S. 353. ff. [20]) Syneſ. im Dion S. 59. C.: *Τί γὰρ ἂν καὶ χρήσαιτο* (näml. *ὁ Συνεσίου παῖς*) *τοῖς κτήμασι τοῖς πατρῴοις; τοὺς μὲν γὰρ ἀγροὺς ἐλάττους ἐποιησα, καὶ συχνοί μοι τῶν οἰκετῶν ἰσοπολῖται γεγόνασι, χρυσίον δὲ οὔτε ἐν φαλάροις ἔχω γυναικῶν, οὔτε ἐν νομίσμασιν· ὅ τι γὰρ καὶ ἦν, ἅπαν αὐτὸ, ὥσπερ Περικλῆς, εἰς τὸ δέον ἀνάλωσα· τὰ βιβλία δὲ πολλαπλάσια τῶν ἀπολειφθέντων ἀπέδειξα.* [21]) Nach dem in der vorigen Anmerkung angegebenen Vermögensſtande zu urtheilen. [22]) Syneſ. Br. 11. S. 171. A—B. Br. 57. S. 193. D. u. 194. A. Br. 91. S. 231. B. u. Br. 105. S. 247. C—D. [23]) Syneſ. Br. 60. S. 201. A. [24]) Wernsdorf. Dissert. I. de Hypatia philosopha Alexandrina p. 4. seqq. u. P. Erasm. Müller. de genio etc. aevi Theodos. P. I. p. 66. sq. [25]) Syneſ. im Dion S. 61. C. u. 62. [26]) Syneſ. in der Schrift an Päon. S. 311. A. Suidas unter d. Art. Ὑπατία u. Wernsdorf. Diss. I. p. 15. sq. Ueber das Folgende ſ. Wernsd. Diss. I. p. 10. [27]) Suid. a. a. O. [28]) Ueber d. Königſ. S. 8. A. [29]) Wernsd. Diss. I. §. 13. [30]) Wernsd.

Durch die Macht seiner Beredsamkeit, durch seine vielseitige wissenschaftliche Bildung und seine liebenswürdigen Sitten erregte er bald die Bewunderung seiner Mitbürger in solchem Grade, daß sie das unbegränzte Vertrauen in ihn setzten, er werde die Interessen seiner unglücklichen Vaterstadt am Hofe zu Constantinopel mit der ihm eigenen Einsicht und Würde und mit allem Nachdruck vertreten [31]).

Synesios unterzog sich diesem ehrenvollen Auftrage mit der größten Bereitwilligkeit und rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen vollkommen [32]).

Nicht nach Art süßschmeichelnder Lobpreiser, sondern mit der edelsten Freymüthigkeit an dem kaiserlichen Hofe auftretend [33]), wagte es der feurige Redner, die Philosophie in den Pallast einzuführen [34]) und dem jungen Kaiser (Arkadius zählte damals zwanzig Jahre), wie einst Aristoteles seinem königlichen Zögling, dem zwanzigjährigen Alexandros von Makedonien [35]), die Grundsätze ächter Staatsweisheit in das Herz zu prägen.

„Mich sendet," spricht er [36]), „zu dir Kyrene, eine hellenische Stadt, ein alter und ehrwürdiger Name, und gefeyert in unzähligen Gesängen alter Dichter; jetzt arm, herabgesunken und eine große Trümmer, und eines Königs bedürfend, sollte sie etwas unternehmen können, was ihres alten Ruhmes würdig ist, damit ich mit Gold das Haupt die Krone, mit Philosophie den Geist."

„Doch bedürfen jetzt die Reden nicht der Stadt, um frey zu sprechen und sich vertrauensvoll an den König zu wenden; denn Wahrheit ist der Rede Adel, und noch nie hat ein Ort einer Rede mehr Schande oder Ruhm gebracht. Laß uns also unter Gottes Geleitung fortfahren und die schönste der Reden, oder, um mich richtiger auszudrücken, das schönste der Werke beginnen! Denn wer für den Einen Mann, den König, sorgt, daß er recht gut werde, der geht den kürzesten Weg, um das Wohl aller Familien, aller Staaten und aller Völker, kleiner und größerer, naher und entfernter, zu gründen; denn auf alle diese hat der Geist des Königs, wie er immer geartet seyn mag, nothwendig Einfluß" [37]).

Synesios entwirft nun das Bild des rechtmäßigen Alleinherrschers oder des Königs [38]), den Principien des Platon und Aristoteles und anderer Weisen des Alterthums folgend, und macht besonders darauf aufmerksam, daß „eines Königs Sitte das Gesetz, eines Gewaltherrschers Gesetz hingegen die Sitte ist [39]); beyde aber die Macht mit einander gemein haben, wenn sich auch ihre Lebensweisen widerstreiten."

Dem vielgepriesenen platonischen Grundsatze [40]) huldigend, daß kein Staat glücklich seyn könne, so lange nicht in demselben die Freunde der Weisheit herrschen oder die jetzt sogenannten Könige und Machthaber wahrhaft und eifrig der Liebe zur Weisheit obliegen und Macht im Staate und Liebe zur Weisheit in der nämlichen Person vereint sind, ermahnt er den Beherrscher des Orients, vor allem nach Weisheit zu streben und Macht und Weisheit gehörig in Einklang zu bringen.

Diesen Gegenstand weiter nach aristotelischer und platonischer Weise durchführend, verlangt er, daß der irdische Herrscher den überirdischen sich zum Muster nehme, einer Seits die Staaten mit allem Guten überströme, anderer Seits jeden der Unterthanen mit Glückseligkeit so viel als möglich überhäufe [41]).

Diss. I. p. 16. und 21. und Clausen S. 61. [31]) Clausen 7. Anm. 7. [32]) Synes. über d. Träume S. 148. D. [33]) Ueb. d. Königth. S. 1. C. [34]) Ebendas. S. 1. B. [35]) In der verloren gegangenen Schrift *περὶ βασιλείας*. Ammonios oder Philoponos, wie Einige glauben, bemerkt vor seinem Commentar zu den Kategorien des Aristoteles S. 1. Z. 3. v. u.: *Τῷ δ' Ἀλεξάνδρῳ καὶ περὶ βασιλείας ἔγραψεν ἐν ἑνὶ μονοβίβλῳ, παιδεύων αὐτὸν ὅπως δεῖ βασιλεύειν.* Vgl. Diogenes von Laërte V. 22. [36]) Ueb. d. Königth. S. 2. C. [37]) S. 2. D. [38]) S. 5. C—D. u. 6. A. [39]) S. 6. D. Diotogenes der Pythagoreer bey Stobäos Serm. XLVI. S. 329, 48. sagt: *Ὁ δὲ βασιλεὺς ἤτοι νόμος ἔμψυχός ἐστι ἢ νόμιμος ἄρχων. Διὰ ταῦτ' οὖν δικαιότατος καὶ νομιμώτατος.* Vergl. Musonios ebendas. Serm. XLVI. S. 337, 47. ff., Themistios Red. V. S. 64. B. u. Red. XIX. S. 228. A. u. Cicero v. d. Gesetz. III. 1. u. üb. d. Staat I. 34. [40]) In d. Politeia S. 473 C—D. [41]) S. 9. C.

„Gottesfurcht," sagt er [42]), „sey fürs Erste die Grundfeste des Königthums. Demnach müsse der König unter Gottes Leitung zuerst sein eigner König seyn und eine Alleinherrschaft in seiner Seele errichten [43]), er müsse der Alles durchdringenden Mittelnatur, Vernunft genannt, folgen und die Pöbel- und Volksgewalt der Leidenschaften auflösen; denn so wird er recht eigentlich herrschen, da seine Herrschaft eine der Natur angemessene Grundlage hat" [44]).

„Das Erste und Königlichste ist, daß er sich selbst beherrsche [45]). Daher wird er, von sich selbst ausgehend, zuerst mit den ihm Nahestehenden und Freunden Umgang pflegen. Er wird sie aufrichtig Freunde nennen, nicht hinterlistig, wie Gewaltherrscher, mit ihnen umgehend, und sie wahrhaft glücklich machen. So wird er auch in der Ferne beliebt seyn und in Guten den Wunsch erregen, königlicher Freundschaft theilhaftig zu werden" [46]).

„Doch muß er vor allem mit ganzer Seele wachen, daß die Schmeicheley sich nicht unvermerkt einschleiche, in die Larve der Freundschaft gehüllt; denn sie greift den edelsten Theil der Könige, das Herz selbst an" [47]).

„Die zweyten Freunde seyen ihm die Krieger. Er gehe häufig mit ihnen um; er musterе sie und nehme Theil an allen ihren Waffenübungen, damit er sie zu lebendiger Freundschaft anziehe und ihr Wohlwollen sich erwerbe [48]); denn kein Königreich ist dauerhafter, als das, welches von der Liebe befestigt wird" [49]).

Dieß im Allgemeinen.

Auf die damaligen unheilvollen Zustände des Reiches übergehend, klagt der Redner zuvörderst [50]) über den asiatischen Luxus und die sklavische Adoration, welche, durch frühere Herrscher in den Römerstaat eingeführt, auf ihre Nachfolger sich fortpflanzten. Er räth dem jungen Kaiser, nicht träge zu weilen im Pallaste, wo er das Wenigste sieht und das Wenigste hört, wodurch man sich praktische Einsicht erwirbt; sich nicht unedlen Vergnügungen hinzugeben, noch Gauklern und Possenreißern den Zutritt zu verstatten, ihm zu Bedenken gebend, daß Alles durch die nämlichen Mittel errungen und vergrößert werde [51]); daß nur durch Mühen und Anstrengung jede Macht zur Größe hinaufgeführt worden und Alles durch das Gegentheil von Dem, wodurch es gegründet worden, untergehe [52]).

„Der Herrscher," sagt er [53]), „überschreite nicht der Römer Vätersitte. Für Vätersitte der Römer aber halte er nicht, was sich seit einiger Zeit in den bereits entarteten Staat eingeschlichen, sondern Das, wodurch sie die Herrschaft errungen haben."

Bitter tadelt dann der Philosoph [54]) den prunkhaften Anzug und die Ueppigkeit und Trägheit der damaligen Herrscher im Gegensatze zur einfachen und natürlichen Tracht und zur nüchternen und natürlichen Lebensweise der ältern, welche voll kriegerischen Muthes über den Euphrat setzten gegen den Parther und über den Ister gegen den Geten und Massageten.

„Du," spricht er dem Arkadius zu [55]), „führe den König zur Vätersitte zurück; denn ist das Leben geregelt und kehrt die Mäßigkeit zurück, so muß auch der alte Wohlstand mit ihr zurückkehren und eine Umwandlung alles Entgegengesetzten eintreten. — Bey unserer Lage ist es nicht mehr möglich, der Trägheit nachzugeben, noch weiter darin fortzuschreiten; denn jetzt stehen Alle auf der Schärfe des Messers und es bedarf Gottes und Königs für die öffentlichen Angelegenheiten, um das schon lange kreißende Geschick des Römerreichs vor der Zeit wegzuscheiden."

(Fortsetzung folgt.)

[42]) S. 9. D. [43]) S. 10. A. [44]) S. 10. B. [45]) S. 11. A. [46]) S. 11. B—C. [47]) S. 12. A. [48]) S. 12. B—D. [49]) S. 13. A. [50]) S. 14. C. [51]) S. 15. C. [52]) S. 15. C—D. [53]) S. 15. D. f. [54]) S. 16. A. ff. [55]) S. 21. A—B.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 33.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. October.

Nro. 206. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber Synesios von Kyrene und seinen Aufenthalt zu Constantinopel (in den J. 397 — 400 nach Chr.).

(Fortsetzung).

Der Verfasser hat hier die wirrsalvolle Lage, in die der Staat durch die unselige Aufnahme der Gothen oder Skythen in das Reich und durch das mit ihnen geschlossene Schutzbündniß [56]) versetzt worden, im Auge. So lange noch Theodosius, der Stifter dieses Bündnisses, der den Hochsinn und Geistesadel, wie Synesios sagt [57]), in Milde verkehrte, mit kräftiger Hand das Staatsruder lenkte, hielten sich die Barbaren ruhig. Kaum aber war er von dem Schauplatze der Welt abgetreten, so wurden sie durch ihre ungestümen Foderungen und fortwährenden Empörungen dem Reiche immer gefährlicher. Sie waren „der Stein des Tantalos, der über dem Staate an zarten Fäden hing [58]).“

Der patriotische Redner fordert demnach den Arkadius auf [59]), ein einheimisches Heer auszurüsten, und, ehe man Skythen im Lande Waffen tragen läßt, die Ackerbauer aufzubieten, den Philosophen der Schule, den Handwerker der Werkstatt zu entreißen und den Krämer der Bude, und den Dronenpöbel, der vor lauter Muße in den Theatern lebt, aufzuregen, den Römergeist zu wecken und selbst Siege zu erkämpfen, keine Gemeinschaft mit den Barbaren duldend, sondern von jedem Posten sie entfernend. Er räth [60]), sie zuerst von obrigkeitlichen Aemtern und Senatorswürden auszuschließen. Als eine große Verkehrtheit tadelt er es [61]), daß jedes nur etwas wohlhabende Haus skythische Sklaven hält, als wenn sich dieses Volk vom Anbeginn geschickt und am würdigsten bewiesen hätte, den Römern zu dienen. Er erinnert sodann an den unglücklichen Sklavenkrieg, den einst Crixus und Spartacus erregten.

„Doch waren,“ setzt er bey, „ihre Aufruhrgenossen weder mit ihnen, noch mit einander verwandt; aber die Theilnahme an dem Geschicke machte sie einträchtig, weil sie einen günstigen Augenblick gefunden; denn von Natur sind alle Sklaven feindlich gesinnt, wenn sie Hoffnung haben, über ihre Herrn zu siegen. Verhält es sich bey uns ebenso, oder nähren wir durchaus in höherem Grade den Grundstoff des Unheils? Weder bloß zwey sind es, noch unangesehene Menschen, welche bey uns Aufruhr erregen dürften; große, verruchte und mit unsern Sklaven verwandte Heere, die durch ein unseliges Loos eingedrungen in das Römerreich, haben Feldherrn, welche das größte Ansehen besitzen bey ihnen selbst und bey uns durch unsere eigene Schuld. Hiezu werden sich auch, wenn sie es wünschen, unsere kühnsten und verwegensten Sklaven gesellen, um sich durch ruchlose Thaten an der Freyheit zu sättigen.

[56]) Vergl. Gibbon's Geschichte des Verfalles und Unterganges des röm. Weltreiches von Sporschil. S. 883. ff. [57]) S. 25. C. [58]) S. 22. B. [59]) S. 22. C. u. 23. B. [60]) S. 23. B. [61]) S.

Niederreißen müßt ihr also jenes Bollwerk [62]) und reinigen das Heer von dem Fremdartigen, bedenkend, daß ihr über Römer herrschet, welche, ausgezeichnet durch Tapferkeit und Einsicht, als Sieger einst die Welt durchzogen." „Wenn wir," spricht er [63]), an den Kaiser sich wendend, „eigene Heere haben, so gib du dem Reiche, woran es ihm gebricht." Homeros weihte es den Edelsten. „Furchtbar," sagt er [64]), „ist der Eifer der gottbeseligten Herrscher." Des Eifers also bedarf es gegen diese Menschen, und sie werden auf Befehl das Land bauen, wie einst die Messenier, nachdem sie die Waffen gestreckt, den Lakedämoniern Helotendienste leisteten, oder zurückfliehen den nämlichen Weg und Denen, welche jenseits des Stromes sind, verkünden, daß nicht mehr jene Milde bey den Römern herrsche, sondern ein Mann sie anführe, jung und hochherzig, „heftigen Sinns, der leicht Unschuldige selber beschuldigt [65])."

Hierauf geht nun der Redner zur Schilderung des friedlichen Königs über.

„Der kriegerische König," sagt er [66]), „wird vor Allem friedlich seyn; denn des Friedens zu genießen, ist nur Dem vergönnt, der im Stande ist, den Frevler zu strafen. Ich möchte behaupten, daß jener König durchaus mit allem zum Frieden Erforderlichen versehen sey, welcher, ohne ein Unrecht zufügen zu wollen, die Macht besitzt, das Unrecht abzuwehren; denn er wird bekriegt werden, wenn er nicht Krieg führen will. Doch ist der Friede seliger, als der Krieg, weil man sich auch des Friedens wegen zum Kriege rüstet. Als Zweck wird er billig dem Mittel vorgezogen."

„Nach den Kriegern gehe der König [67]) abwechselnd mit den Staaten und Völkern um, denen er durch die Krieger Ruhe für den Landbau und Sicherheit des Staats gewährt. Demnach bereise er häufig seine Staaten und sorge auch für Die, zu denen er der weiten Entfernung wegen nicht gelangt, sich der Gesandtschaften bedienend, durch die er nicht minder das Entfernte, wie das Nahe erfahren wird; er begränze nicht mit dem Sinne des Gesichts seine Obsorge für das Reich, sondern richte das Gefallene auf, ohne es zu sehen, gebe bedrängten Unterthanen Geschenke, erlasse den mit Staatsleistungen gedrückten die Staatsleistungen, beuge dem drohenden Kriege vor, tilge den ausgebrochenen und treffe sonst noch Fürsorge. Den Gesandtschaften sey er leicht zugänglich und freundlich, wie ein Vater, und zwar gegen Nahe und Entfernte [68])."

„Zuvörderst," heißt es, „sollen die Krieger beauftragt und unterrichtet seyn, sich schonend zu benehmen gegen Stadt- und Landbewohner und sie nicht im Geringsten zu belästigen, eingedenk der Mühen, die sie ihretwegen ertrugen; denn wahrer Friede herrscht nur dann, wenn die Krieger mit Wehrlosen, wie mit Brüdern umgehen, sich mit dem Festgesetzten begnügend [69])."

„Auch ist es nicht königlich," sagt er [70]), „die Staaten mit Abgaben zu drücken; denn ein Guter bedarf nicht des Ueberflusses, da er keinen unmäßigen Aufwand macht, noch in die Nothwendigkeit geräth, viele und kostspielige Kriege zu führen. Habsucht sey fern von ihm und von seinen Unterthanen, damit er ein Guter über Gute herrsche [71]). Er erwecke den Tugendeifer und sey selbst hierin Wettstreiter und Kampfrichter. Wenn die Staaten dieser Gemüthsstimmung des Königs folgen, so werden sie jenes alte, goldene und gefeyerte Leben leben, nicht dem Bösen, sondern dem Guten huldigend, und vor allem der Gottseligkeit. Hierin leuchte ihnen der König selbst als Muster vor. Dadurch wird er sich Gott befreunden. Daher ist er außerdem, daß er gottliebend ist, ganz besonders menschenliebend, sich so gegen seine Unterthanen zeigend, wie er jenen überirdischen König findet. Ein Solcher aber wird jede Pflicht erfüllen."

„Die Hauptsache ist, daß er nicht ermüde Gutes zu thun [72]). Sich selbst in diese Lebensart einführend, ordne er selbst Alles, worauf sich seine Herrschaft erstreckt, und stelle die Nächsten am Throne so, daß sie, jeder nach dem Maaße der ihm zugetheilten Macht, den Menschen nützen. So breitet sich die Sorge für die Menschen sogleich weiter aus, wenn Mehrere sie handhaben."

„Ferner ist es nothwendig bey einer solchen Größe des Reichs, in die entferntesten Theile Statthalter zu schicken und sorglich Pfleger der Gerechtigkeit zu wählen, da diese Fürsorge göttlich und weitumfassend ist [73]). Der König verleihe die Würden den Gerechtesten und Besten, auf Verdienste, nicht auf Reichthum sehend [74]), und zeichne weise und tugendhafte Männer aus, wenn sie auch arm sind. So wird er ein Muster glücklicher Regierung der Nachwelt hinterlassen [75])."

„Möchte es mir vergönnt seyn," heißt es am

---

23. D. — 24. C. [62]) S. 24. C—D. [63]) S. 26. A. [64]) Il. II. 196. [65]) Il. XI. 654. [66]) S. 26. C. [67]) S. 26. D. f. [68]) S. 27. B. nach Homer. Il. XXIV. 770. u. Odyss. II. 47. u. 234. V. 12. u. XV. 152. [69]) S. 27. B—C. [70]) S. 27. D. [71]) S. 28. C. [72]) S. 29. B—C. [73]) S. 29. D. [74]) S. 30. A—B. [75])

Schluße [76]), „den Kaiſer Philoſophie mit dem Königthume vereinigen zu ſehen [77]) und ihn ſo zu finden, wie ich den König geſchildert, wenn ich über Das, um was die Staaten flehen, meinen Vortrag mache und Beſcheid erhalte [78])."

Dieß und Anderes ſprach Syneſios, als er dem Kaiſer vor verſammeltem Rathe die goldene Krone überreichte, kühner, wie er ſelbſt ſagt [79]), als je ein Hellene, ſich äußernd.

Ueber den Zeitpunkt, wann er dieſe Rede gehalten, ſind die Gelehrten nicht einig. Mehrere ſtimmen für das Jahr 397 [80]), oder für das darauffolgende. Daß Syneſios im Jahre 397. oder 398. nach Conſtantinopel gekommen, erhellt daraus, daß er unter dem Conſulate des Aurelianos [81]), im Jahre 400., die Kaiſerſtadt verließ, nachdem er dort, wie er ſagt, drey unſelige Jahre [82]), die er ſo gern aus ſeinem Leben hätte austilgen mögen, zugebracht hatte. Die nämlichen Gelehrten ſind der Anſicht, er habe ſeine Rede in demſelben Jahre, in welchem er dort angekommen, gehalten. Doch muß man bedenken, daß den Abgeordneten der Provinzen unter der Regierung des Arkadius der Zutritt zu dem Kaiſer ſehr erſchwert war, und die Praefecti Praetorio die Geſuche derſelben nicht nur annahmen und prüften, ſondern ſich ſogar erlaubten, ihnen Beſcheid zu geben, da es ihren Abſichten nicht zuſagte, daß der Kaiſer von dem kläglichen Zuſtande der Provinzen in Kenntniß geſetzt würde [83]), weßhalb Syneſios, wie wir oben geſehen haben, dem Kaiſer den Rath ertheilte, „er möchte den Geſandtſchaften leicht zugänglich und freundlich, wie ein Vater ſeyn [84])." Auch gegen die Annahme, daß Syneſios, wenn auch nicht in der erſten Zeit ſeines Aufenthalts zu Conſtantinopel (397.), doch im Laufe des nächſten Jahrs ſeine freymüthigen Rathſchläge dem Kaiſer zu Gemüthe geführt habe, ergeben ſich nicht unerhebliche Bedenken. Wie hätte er es wagen dürfen, unter der Willkührherrſchaft des Oberkämmerlings Eutropios, der es in dieſem Jahre zu dem Range eines Patriciers [85]) gebracht und ein ſo gewaltiges Anſehen erlangt hatte, daß man ihn nächſt Byzas und Conſtantinus als den dritten Gründer Conſtantinopels [86]) pries und für das folgende Jahr zum Conſul des Orients [87]) beſtimmte, die Gebrechen der damaligen Verwaltung, beſonders den ſchändlichen Aemterverkauf und das ruchloſe Erpreſſungsſyſtem [88]) ſo unumwunden zu ſchildern, wie er es gethan, hätte er nicht den unverſöhnlichen Haß des Verſchnittenen auf ſich laden und den Zweck ſeiner Sendung ganz vereiteln wollen? Dazu kommt, daß diejenigen Stellen, in welchen er die gefahrvolle Lage des Staates ſchildert, auf eine ſpätere Zeit hindeuten. Wir glauben demnach nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß er im Jahre 399. nach dem durch die gothiſchen Häuptlinge Tribigild und Gainas [89]) bewirkten Fall des Eutropios [90]), als der edle Praefectus Praetorio Aurelianos an das Staatsruder kam, zur Zeit, während der verrätheriſche Gainas in Aſien ſtand und aufs Neue auf

---

S. 31. A—B. [76]) S. 32. A. [77]) S. Anm. 40. [78]) S. 32. C. [79]) Ueb. d. Träume S. 148. D. [80]) Nämlich Fabric. Biblioth. Gr. Vol. IX. p. 191., Le Beau Hist. du bas-empire par Saint-Martin. T. V. p. 143., Gibbon Geſch. d. Verf. u. Unterg. d. röm. Weltr. S. 978., Ludw. Theob. Koſegarten Geſch. d. oſtröm. Kaiſerth. Bd. II. S. 146. u. Stolberg Geſch. d. Relig. Jeſu Chr. Th. XV. S. 15.; für 397. od. vielmehr für 398. Petau z. Syneſ. Ausg. 2. S. 6., Gothofr. z. Cod. Theodos. L. IX. Tit. XIV. 3. T. III. p. 114. u. Tillemont Mémoires pour servir à l' hist. eccles. des six prem. siècl. T. XII. p. 509 u. 683.; für 399. Pagi Crit. in Annales eccl. Baron. Antwerp. 1727. T. II. p. 30., Saxe Onomast. T. I. p. 467. u. Clausen de Synes. p. 21. sq. [81]) Syneſ. Br. 61. S. 204. CD. [82]) Syneſ. üb. d. Träume S. 148. C. u. Hymn. III. 430. ff., Br. 101. S. 241. A. u. Br. 123. S. 260. A. [83]) Cod. Theod. T. IV. p. 632. sqq. u. 636. sq. u. Gothofr. daſ. [84]) S. Anm. 68. [85]) Claudian. in Eutrop. I. 109. mit Gesners Anm. u. Zoſim. V. 17. [86]) Claudian. in Eutrop. II. 82. sq. [87]) Claudian. in Eutrop. I. 8. u. 284. sqq. [88]) Ueb. d. Königth. S. 30. B—D., Claudian. in Eutrop. I. 192. sqq., Zoſim. V. 10., Suid. unt. d. Art. Εὐτρόπιος u. Gothofr. z. Cod. Theodos. T. III. p. 224. sq. u. 113. sq. [89]) Claudian. in Eutrop. II. 176. sqq., Zoſim. V. 13. ff., Sokrat. VI. 6. u. Sozom. VIII. 4. [90]) Zoſim. V. 18., Claudian.

Umſturzpläne ſann, ſeine Rede vorgetragen habe. Damals konnte er mit Recht ſagen: „Jetzt ſtehen Alle auf der Schärfe des Meſſers, und es bedarf Gottes und des Königs für die öffentlichen Angelegenheiten, um das ſchon lange kreißende Geſchick des Römerreichs vor der Zeit wegzuſchneiden [91]),“ und wieder an einer andern Stelle: „Man muß glauben, der Stein des Tantalos hänge über dem Staate an zarten Fäden; denn die Skythen werden heranſtürmen, ſobald ſie glauben, der Verſuch werde ihnen gelingen. Hievon haben ſchon einige Vorſpiele Statt, und es ſind einige Theile des Reiches, wie eines Körpers, entzündet, weil ſich das Fremdartige nicht zu geſunder Harmonie mit ihm vereinigen kann [92]).“ Daß er in der Schlußſtelle die von Tribigild in dem genannten Jahre in Phrygien erregte Empörung und ſeine Raubzüge durch Phrygien, Piſidien und Pamphilien, durch die er der Schrecken Aſiens ward [93]), andeuten wollte, kann keinem Zweifel unterliegen.

War es auch dem Feuereifer des Syneſios nicht gelungen, den Kaiſer von der gewohnten Weiſe abzubringen und ihm Liebe zur Weisheit einzupflanzen [94]), ſo ward ihm doch der ſchönſte Lohn in dem Beyfall der Einſichtvollen und Edelſten, und in der Bewunderung aller Zeiten [95]).

Zu gleicher Zeit ſchrieb er ſeine ſchöne Epiſtel an Päonios, einen Mann von gediegener Gelehrſamkeit, der bey dem Kaiſer in großem Anſehen ſtand [96]). Päonios wußte die ſeit langer Zeit durch mächtige Schranken von einander geſchiedenen Wiſſenſchaften, Philoſophie und Kenntniß des Kriegsweſens, harmoniſch zu verbinden [97]) und zeigte nicht minder Neigung für Aſtronomie [98]). Dieß bewog den Syneſios, ihm ein Aſtrolabion von ſeiner eigenen Erfindung zum Geſchenke zu machen und ihn für das Studium dieſer hehren Wiſſenſchaft zu begeiſtern [99]); und er war ſo glücklich, durch dieſe Schrift und dieſes Geſchenk der Pentapolis nicht geringen Nutzen zu verſchaffen.

Wie man aus dieſem Sendſchreiben [100]) und aus der Schrift über die Träume [101]) erſieht, hatte er viel mit dem Neide und der Eiferſucht der Sophiſten oder geiſterbeſchwörenden Gaukler zu kämpfen; denn er war ihrem Treiben abhold und buhlte nicht um das Lob der Menge, ſondern begnügte ſich, im Bewußtſeyn der Lauterkeit ſeines Strebens, mit dem Beyfall Weniger, aber einſichtvoller und geachteter Männer [102]). Doch gelang es ihm, ihre Anſchläge zu hintertreiben und allen Gefahren zu entgehen [103]).

(Fortſetzung folgt.)

---

in libr. II. in Eutrop. Prolog. v. 52, 62, 72 u. 76., Cod. Theod. L. IX. Tit. 40. Leg. 17. T. III. p. 339. ed. Ritt. u. not. 342. u. L. X. Tit. 6. Leg. 18. T. c. p. 442., Sokrat. VI. 5. u. Philoſtorg. XI. 6. [91]) S. 21. B. [92]) S. 22. B. [93]) S. Anm. 89. [94]) Dem Arkadius fehlte es zu ſehr an Hochſinn, Geiſtesregſamkeit und Willenskraft und er ließ ſich meiſt von den Launen ſeiner gebieteriſchen Gemahlin und von ränkeſüchtigen Höflingen beherrſchen. S. Zoſim. V. 12. 14. 21. [95]) Man ſehe hierüber Evagrios I. 15. Photios Cod. XXVI., Theodoros Metoch. Miscell. philosoph. Cap. 19., Nikephor. Kalliſt. Kirchengeſch. XIV. 55.; unter den Neuern Petau's Anm. z. dieſer Rede S. 6. f., Tillemont Mémoires pour serv. à l'hist. eccl. des six prem. siècl. T. XII. p. 509. Der Engländer Cave (Scriptorum ecclesiast. histor. litter. Oxon. 1740. T. I. p. 389.) bedient ſich des Ausdrucks: Oratio de Regno omni auro carior. Ausführlicher handeln darüber Le Beau Hist. du bas-empire T. V. p. 143. seqq., Gibbon a. a. O., Koſegarten a. a. O. u. Stolberg in d. angef. Werke Th. XIV. S. 51. f. Auffallend iſt es, daß Evagrios annimmt, Syneſios habe dieſe Rede an Theodoſios (den Großen) gehalten; Nikephoros Kalliſt. hingegen dafür den jüngern Theodoſios ſetzt, obgleich aus der Rede ſelbſt zur Genüge erhellt, daß ſie an Arkadios gerichtet iſt; ein Irrthum, welcher ſich nur daraus erklären läßt, daß beyde in der Aufſchrift nach den Worten *εἰς τὸν αὐτοκράτορα* die nähere Bezeichnung *Ἀρκάδιον*, welche in mehreren Codd. nicht vorkommt, während andere ſie haben, in ihren Handſchriften nicht fanden. [96]) Syneſ. Br. 154. a. E. [97]) Serm. ad Paeon. p. 308. B. [98]) Ebendaſ. p. 310. C. [99]) Ebendaſ. p. 310. D. sq. [100]) Ebendaſ. P. 307. sq. [101]) S. 148. C. [102]) Serm. ad Paeon. p. 307. D. sq. [103]) S. d. Schrift üb. d. Träume a. a. O.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 34.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. October.
Nro. 207. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber Synesios von Kyrene und seinen Aufenthalt zu Constantinopel (in den J. 397 — 400 nach Chr.).

(Fortsetzung.)

Wie anderwärts, ebenso kommt er auch hier wieder auf seine Lieblingsidee zurück, daß die Staaten nur dann glücklich sind, wenn ihre Lenker Liebe zur Weisheit und Macht mit einander verbinden [104]).

„Als einst," sagt er [105]), „in Italien die Zuhörer des Pythagoras die Staaten verwalteten, wurde es mit vollem Rechte die große Hellas genannt; denn damals gaben dort Charondas und Zaleukos Gesetze, Archytas und Philolaos führten Heere an und der größte Sternkundige, Timäos, stand an der Spitze der Staatsverwaltung, übernahm Gesandtschaften und bekleidete andere Aemter; und unter ihnen war von Pythagoras an bis zu dem neunten Geschlechte Italien glücklich. Fürwahr, auch die eleatische Schule zu Athen sorgte gleich ehrenvoll für Wissenschaft und Führung der Waffen." Hierauf der Großthaten Zenons, Xenophons und Dions, des Liebhabers und Lieblings des Platon gedenkend, setzt er bey: „So waren einst Philosophie und Staatsverwaltung vereint, und wenn sie zusammengetroffen, bewirkten sie Großes."

An dem vortrefflichen Päonios und besonders an dem Praefectus Praetorio und Patricier Aurelianos, dessen milde und segensvolle Verwaltung der so lange von Uebeln aller Art schwer bedrängte Orient freudig begrüßte [106]), hatte Synesios eine mächtige Stütze gefunden [107]). So sehr er sich aber wegen dieser Auszeichnung glücklich schätzen mochte, so wurde doch diese Freude bald in tiefe Trauer verwandelt. Denn was er in prophetischem Geiste vorausgesagt hatte, sollte jetzt in Erfüllung gehen.

Im Frühlinge des Jahrs 400. [108]), unter dem Consulate des Aurelianos, pflanzten Gainas und Tribigild gemeinschaftlich die Fahne des Aufruhrs auf, nachdem sie bey Thyatira in Lydien ihre Heere vereinigt hatten, und rückten gegen die Hauptstadt an. Gainas lagerte sich bey Chalkedon, Tribigild besetzte die Umgegend von Lampsakos. Constantinopel und das ganze Reich schwebten in der größten Gefahr. Gainas verlangte, daß der Kaiser selbst zu ihm komme; denn er könne, sagte er, mit keinem andern unterhandeln. Da Arkadius darauf einging, so fand die Zusammenkunft in dem Tempel der h. Euphemia vor Chalkedon Statt. Dort ward beschlossen, daß Gainas und Tribigild aus Asien nach Europa übersetzen und ihnen die erlauchtesten Männer des Staats, der Consul Aurelianos, der Consular Saturninos und der Comes Johannes, der Vertraute des Kaisers, ausgeliefert werden soll-

[104]) P. 309. B—D. [105]) P. 308. C. [106]) Synes. über die Vorsehung 103. A. u. C—D. f. [107]) Ebendas. S. 113. A—B. u. 114. B. [108]) S. Tillemont Hist. des empereurs T. V. p. 781.

ten. Arkadius willigte, zwar sehr ungern, aber nothgedrungen, in diese tyrannische Foderung [109]).

Bereit, für den Kaiser und das Reich ihr Leben zu opfern [110]), zogen nun die drey Männer, begleitet von Johannes Chrysostomos, nach Chalkedon, wo sie den Wütherich im Hippodromos trafen, und verdankten es nur der erschütternden Beredsamkeit des Chrysostomos [111]), daß der Barbar, nachdem er ihre Nacken mit der Schärfe des Schwertes berührt hatte, sie bloß mit der Verbannung strafte.

Laut des von den Empörern mit Arkadius geschlossenen und von beyden Seiten eidlich bekräftigten Vertrages sollten die Aufrührer die Waffen niederlegen, die Krieger in die Hauptstadt einziehen und Gainas Oberbefehlshaber der römischen Heere bleiben und mit der Consulwürde geschmückt werden [112]). Kaum aber war Gainas mit seinen Truppen triumphirend in die Hauptstadt eingezogen, als er sogleich seine Genossen und Günstlinge durch Ehrenstellen und Belohnungen auszuzeichnen suchte.

Unter den Einheimischen übernahm einer der Verruchtesten, welcher im Bunde mit den Gothen und durch die Ränke seiner herrschsüchtigen und verwegenen Gemahlin sich zu Macht und Ansehen emporgeschwungen hatte [113]), die Oberleitung der Staatsgeschäfte. Dieser, ein entschiedener Gegner und Hasser des Aurelianos, war ebenso verrätherisch und habsüchtig, wie Rufinus und Eutropios, und bemühte sich auf mancherley Weise, die Herrschaft des Aurelianos ganz aus dem Andenken der Menschen zu vertilgen [114]).

Da schrieb nun Synesios, um dem Drange seines Herzens freyen Lauf zu lassen, zur Verherrlichung seines edlen Freundes und Wohlthäters den ersten Theil seines ägyptischen Mythos über die Vorsehung. Diese merkwürdige Schrift, in welcher der Verfasser, Dichtung mit Wahrheit mischend, den Consul Aurelianos als Muster eines weisen Staatsmanns und als Wohlthäter der Menschheit unter dem Namen des Osiris, des Princips des Guten, aufführt; seinen verruchten Nebenbuhler hingegen als Typhos oder als Princip des Bösen bezeichnet [115]), ist um so wichtiger, als Synesios in derselben die damaligen Wirren, die dabey betheiligten Persönlichkeiten, das Treiben der Parteyen und die öffentlichen und häuslichen Zustände als Augenzeuge und großer Menschenkenner meisterhaft schildert und über so manches, worüber kein anderer Schriftsteller etwas berichtet, die erwünschtesten Aufschlüsse gibt, so daß sie von Seite der Geschichtsforscher und der Lebensbeschreiber des Synesios größerer Aufmerksamkeit gewürdigt zu werden verdient, als sie bisher gefunden.

Bemerkenswerth ist in Bezug auf die kyrenaischen Angelegenheiten, was der Vertreter derselben dort von den Verfügungen des neuen Gewalthabers erzählt.

„Sogleich," sagt er [116]), „wurden den Staaten weit größere Steuern auferlegt, nicht bestehende Schulden ersonnen, in Vergessenheit begrabene hervorgezogen. — Er schickte feile Statthalter und Beamte in die Provinzen, öffentlich die Staaten feilbietend."

Noch deutlicher bezeichnet er das traurige Loos, welches ihm zu Theil geworden, etwas unterhalb, wo er sich so ausdrückt [117]): „Den Gesandtschaften gab er (Typhos) andere Bescheide, und unter ihnen

n. 22. [109]) Zosim. V. 18.; vergl. Sokrat. VI. 6. u. Sozom. VIII. 4. [110]) Synes. üb. d. Vorseh. S. 111. A., Sokrat. a. a. O. u. Nikeph. Kalliſt. XIII. 5. T. II. p. 355. C. [111]) Auffallend ist, daß Synesios, nicht der Fürsprache des Chrysostomos erwähnend, die Verschonung mit der Todesstrafe der Ehrfurcht der Gothen vor der Tugend des Aurelianos zuschreibt (S. 111. B.), obgleich das Zeugniß des Chrysostomos selbst (Bd. III. S. 405. ed. Montfauc.) damit im Widerspruche steht. Sehr treffend bemerkt daher Neander in seinem Werke: Der heilige Johannes Chrysostomos. Bd. II. S. 90. nach d. 3. Aufl.: „Hier mag ihn wohl der Wunsch, seinen Freund Aurelian recht zu verherrlichen, verleitet haben, mehr Dichtung, als Wahrheit zu geben." [112]) Zosim a. a. O., Sozom. a. a. O. und Theodoret. V. 32. [113]) Synes. üb. d. Vorseh. S. 105. A—D. 107. C. ff.

[114]) Ebendaſ. S. 112. B. ff. [115]) S. Neander in dem angef. Werke Bd. II. S. 89. u. Clausen S. 27. Anm. 2. [116]) S. 111. C—D. f. [117]) S. 112. C. [118]) S. 113. A. Vgl. Clau-

galt Der als Feind, der von jener göttlichen Zunge (nämlich von Aurelianos) Nutzen gezogen; und er, sein Staat und seine Familie mußten mit dem Unglücke hausen."

„In mißlichen Dingen," fährt er dann fort, „gab es zwey Mittel, ihn zu gewinnen, wenn man entweder seiner Frau Geld darbrachte. Sie saß nämlich ganz öffentlich da, wie in einem Hurengemache, zur Befriedigung ihrer Lust und zu ihren Geschäften der Bubldirnen als Kupplerinnen sich bedienend, und machte die einst von den Aegyptiern sogenannte Gerichtsstätte zu einer Bude feiler Richtersprüche. Wer mit ihr gesprochen, fand Gnade bey Typhos; denn auch sonst war er zahm und folgsam den Frauen und wußte ihnen Dank, weil sie ihm die Herrschergewalt verschafft hatten. Dieß war in schwieriger Lage Ein Mittel für Diejenigen, welche ihn hart fanden; ein anderes, wenn man zu einem von Denen aus jener verruchten Schaar, nämlich von den Tischgenossen des Typhos, ging. Diese nannte man mächtig und beglückt, — armselige und heillose Menschen! Zu diesen also mußte man gehen und seinen Spott über Osiris ausgießen. So machten es Die, Denen ganz und gar nichts an der Tugend lag und die es nicht für Schande hielten, aus Allem Gewinn zu ziehen. Sogleich änderte sich ihr Geschick mit ihrer Gesinnung; denn der Spruch drang in den Pallast des Wütherichs und fand Beyfall bey Tische. Wer dem Typhos sich gefällig zeigte, Dem zeigte er sich wieder gefällig. Dieß that der Eine und Andere, und sie hatten Nutzen davon, obgleich sie wußten, daß sie sich bey den Göttern und edlen Menschen verhaßt machten; die Meisten aber blieben standhaft."

Zu diesen gehörte auch Synesios; denn kein Anderer, als Er ist jener Eine Unerschütterliche, aber von der Philosophie etwas ländlich Gebildete und städtischer Sitte Unempfängliche, dessen Persönlichkeit hierauf in ganz eigenthümlicher Weise den Lesern lebhaft vor Augen gestellt wird [118]).

„Dieser," heißt es, „hatte von Osiris, wie überhaupt alle Menschen, sehr viel Gutes erhalten, nicht nur, daß er selbst keine Leistungen zu machen hatte, sondern, daß auch seine Vaterstadt geringere zu machen hatte [119]). Als damals gar Viele, um Osiris zu preisen, Gesänge dichteten und Reden verfaßten und ihm, so zu sagen, Wohlwollen mit Wohlwollen erwiederten, war auch er dankbar, wie jene, und verfaßte um so mehr Gedichte und Reden, je mehr er es im Stande war, und sang zur Lyra die dorische Weise, welche allein, wie er glaubte, die Tiefe der Empfindung und des Ausdrucks fassen konnte [120]). Doch machte er sie nicht öffentlich bekannt, sondern, wenn er ein für männliche Reden empfängliches Ohr fand, das sich nicht kitzeln ließ und durch Gänge bis zu dem Herzen durchbrochen war, diesem vertraute er seine Reden an. Er wußte zwar, daß Osiris der feinste Beurtheiler sowohl solcher Tagesaufsätze, als lange Dauer versprechender Reden sey; doch wollte er ihm nichts über ihn selbst vortragen, einerseits, weil er glaubte, die Rede gewähre keinen vollen Ersatz für die That, andererseits, weil er vor Ländlichkeit, in der er erzogen ward, den Schein der Schmeicheley scheute. Als aber Typhos Aegypten mit Gewalt an sich gerissen hatte und den Wütherich spielte, da war er noch ländlicher; damals machte er seine Reden bekannt, damals trug er sie vor [121]), zum Schrecken aller Zuhörer; ja er hielt es für Frevel, wenn er nicht öffentlich als Hasser Derjenigen aufträte, welche seinen Wohlthäter mißhandelt hatten. Er stieß die grauenvollsten Flüche gegen Typhos aus, in Reden und Schriften; und zu Hause und auf dem Markte war er redselig, obgleich man ihm früher das Schweigen zum Vorwurfe gemacht hatte. In allen Reden sprach er von Osiris, in allen Versammlungen, denen er beywohnte, wurden Osiris Thaten gepriesen, und

---

sen a. a. O. [119]) Diese Stelle ist besonders merkwürdig, weil wir hier mit Bestimmtheit erfahren, daß er durch Aurelianos Einfluß für sich Befreyung von den Staatsleistungen (vgl. Br. 100. S. 238. C.) und für seine Vaterstadt eine geringere Besteuerung erlangt hatte. [120]) Als ächter Dorier (s. Br. 57. S. 197. C—D. u. Catast. S. 303. A.) wählte er in seinen Preisgesängen auf Aurelianos, wie in seinen Hymnen (I. 1—5.), die dorische Gesangsweise, als den Ausdruck der feyerlichen, ernsten und männlichen Gemüthsstimmung (s. Aristid. Quintil. de musica L. II. bey Meibom. Bd. II. S. 96. f.; vgl. Ast z. Plat. Politeia S. 454. f. u. Wyttenb. z. Plutarch. mor. Schriften Bd. I. S. 179. f.). Bemerkenswerth ist, daß er bloß hier dieser Erzeugnisse seiner schriftstellerischen Thätigkeit während jener Zeitperiode erwähnt. [121]) Vermuthlich in dem sogenannten Panhellenion, dem Sammelplatze der gelehrtesten Hellenen, wo der ehrwürdige Greis Markianos, das Musterbild der Gelehrsamkeit, alte und neue Geisteserzeugnisse, welche dort vorgetragen wurden, der

Denen, welche seine Erzählungen nicht ertragen konnten, drang er sie auf und achtete nicht der Warnungen der Greise und Freunde, noch schreckte ihn Furcht von seinem Eifer ab, und er raſete offenbar, so zu ſagen, eine edle Raſerey. Er ruhte nicht, bis er dem Typhos ſelbſt ſo nahe als möglich ſtehend, als gerade allenthalben her erleſene Männer bey ihm verſammelt waren, eine lange Lobrede auf ſeinen Bruder gehalten und ihn ermahnt hatte, der ihm ſo nahe verwandten Tugend nachzueifern. Dieſer aber entbrannte und war offenbar von Wuth ergriffen; doch enthielt er ſich aus Scheu vor den Verſammelten der Gewaltthat, nothgedrungen ſich mäßigend. Aus ſeiner Miene konnte man ſeine Geſinnung errathen, die verſchiedene Arten von Leidenſchaften wechſelte. So nahm er in kürzeſter Zeit alle Farben an. Seitdem nun war er ihm verhaßter und unglücklicher. Geſchwunden war nicht nur das Gute, was ihm unter Oſiris zu Theil geworden, ſondern Typhos that ihm noch Anderes zu Leid, die Städte, für die er geſprochen [122]), drückend und ein beſonderes Uebel für ihn ausſinnend: daß er nimmermehr nach Hauſe käme, ſondern bleiben müßte, unter dem Zwange [123]) ſeufzend, Diejenigen glücklich ſehend, die er haßte.

In dieſer Lage ſtärkte den Fremden [124]) die zuverſichtliche Hoffnung, daß die beklagenswerthen Zuſtände nicht in die Länge andauern werden; denn der Uebermuth der Machthaber griff immer weiter um ſich, und ſuchte ſich über die beſtehenden Geſetze und Einrichtungen hinwegzuſetzen.

(Schluß folgt.)

ſorgfältigſten Kritik unterwarf. S. Syneſ. Br. 101. S. 240. D. u. 241. A. [122]) D. i. die libyſche Pentapolis, näml. Berenike, Teucheira (Arſinoe), Ptolemais, Apollonia und Kyrene. S. die Rede über das Königth. a. E., d. Schrift über d. Träume S. 148. C. u. Br. 154. S. 293. B. [123]) S. Anm. 82. [124]) S. 114. B. Daß unter τὸν ξένον Syneſius, nicht der verbannte Conſul Aurelianos, wie Neander in d. angef. Werke Bd. II. S. 90. (ſelbſt in der neueſten Aufl. noch) annimmt, zu verſtehen ſey, hat Clauſen a. a. O. gezeigt.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Claſſen der k. Akademie der Wiſſenſchaften im Monat Juni 1849 vorgelegten Einſendungen an Druckſchriften.

(Schluß.)

Von der Académie des sciences, belles lettres et arts in Rouen:

Précis analytique des travaux, pendant l'année 1848. Rouen 1848. 8.

Von der Imprimerie nationale in Paris:

Journal des Savants, Janvier — Avril 1849. Paris 1849. 4.

Von der Provincial Utrechtsch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen in Utrecht:

Verlag van het verhandelde in de algemeene vergadering voor het jaar 1847. 1848. Utrecht. 8.

Aanteekeningen van het verhandelde in de Sectievergaderingen, ter gelegenheid van de algemeene vergadering, gehouden in het jaar 1847. 1848. Utrecht 1847. 48. 8.

Von dem Verein für Geſchichte und Alterthumskunde in Wetzlar:

Wetzlar'ſche Beyträge, von Dr. Paul Wigand. 3. Bd. II. Heft. Wetzlar 1848. 8.

Von der Academie of natural sciences of Philadelphia:

Proceedings. Vol. IV. No. VI. u. VII. Philadelphia 1849. 8.

Von der k. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Göttingen:

Göttingiſche gelehrte Anzeigen. I. II. III. Bd. auf das Jahr 1848. Göttingen. 8.

Nachrichten von der Georg-Auguſts-Univerſität und der k. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Göttingen. Vom Jahre 1848. Nro. 1 — 14. Göttingen. 8.

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 35.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. October.

Nro. 208. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber Synesios von Kyrene und seinen Aufenthalt zu Constantinopel (in den J. 397 — 400 nach Chr.).

(Schluß.)

Gegen Anfang des Monats May [125]) verlangte Gainas, der Arianer, auf Anstiften des Typhos [126]) von dem Kaiser eine Kirche für sich und seine Glaubensgenossen innerhalb des Bereiches der Stadt; denn „es sey ungerecht," sagte er, „und unziemlich für ihn, den Heerführer der Römer, außerhalb der Stadt sein Gebet verrichten zu müssen [127])." Arkadius hätte aus Furcht vor dem Zorne des Barbaren gerne nachgegeben; allein da trat Johannes Chrysostomos mit männlicher Freymüthigkeit der Forderung des Gainas entgegen, hinweisend auf die Verordnung des Kaisers Theodosius [128]), der er einst Treue geschworen, und die den Andersgläubigen verbiete, innerhalb der Mauern kirchliche Versammlungen zu veranstalten, und ermahnte den Kaiser, das von seinem Vater gegebene Gesetz in Kraft zu erhalten.

Synesios, ein erklärter Gegner des Arianismos [129]), den er als einen sehr argen Schlag des Aberglaubens und als eine Fälschung der gottesdienstlichen Feyer bezeichnet [130]), hielt diesen Neuerungsversuch für den größten Frevel und erwartete deßhalb, daß die Urheber dieses ruchlosen Wagstücks, von den Strafgöttinnen verfolgt, bald durch sich selbst werden entfernt werden [131]).

Nach Verlauf weniger Wochen, am 1. Juli [132]), trat wirklich der entscheidende Zeitpunkt ein, wo die Kaiserstadt durch besondere Fügungen der Vorsehung,

---

[125]) S. Tillemont Histoire des empereurs T. V. pag. 462. [126]) Synes. S. 115. B. [127]) Sozom. a. a. O. u. Theodoret. a. a. O.; vgl. Tillemont Mémoires pour serv. à l'hist. eccl. T. XI. p. 156. sq. [128]) Vom 10. Jäner des J. 381. S. Cod. Theodos. L. XVI. Tit. V. Nr. 6. T. VI. P. I. p. 130.; vgl. ebendas. Nr. 8. T. c. P. c. p. 136. [129]) Hymn. III. 253. stellt er ihn als das frevle Streben, das Unaussprechliche in das Zeitliche und Sinnliche herabzuziehen dar. Vgl. Br. 5. S. 167. C. u. Neander a. a. O. [130]) Ueber die Vorseh. S. 115. B. [131]) Ebendas. S. 114. D. [132]) S. d. Chronic. Pasch.

welche auch Syneſios [133]) gleich den griechiſchen Kirchenhiſtorikern [134]) anerkennt, von ihren Drängern befreyt wurde. Sein Bericht [135]) über die Vertreibung der Gothen aus Conſtantinopel iſt um ſo glaubwürdiger, als der Verfaſſer den Ereigniſſen am nächſten ſtand und als genauer Beobachter der Begebenheiten und zugleich als Vertrauter der angeſehenſten Männer des Staats von Allem am Beſten unterrichtet war.

Bald darauf kamen, wie Zoſimos [136]) erzählt, Aurelianos und die übrigen Verbannten, von Johannes Chryſoſtomos begleitet, ganz unerwartet nach Conſtantinopel zurück, wo ſie ſich dem Kaiſer, dem Senate und allen Uebrigen vorſtellten. Die Rückkehr des Aurelianos, des Lieblings des Volks, glich einem wahren Triumphe.

Da Typhos nach der Vertreibung der Gothen noch eine Zeit lang dem Scheine nach die Gewalthерrſchaft beſaß [137]), ſo dürfte die Zurückkunft des Aurelianos und ſeiner Leidensgenoſſen vielleicht gegen das Ende des Sommers Statt gehabt haben [138]). Daraus, daß Syneſios in der Kaiſerſtadt hierauf noch eine Zeit lang verweilte, während welcher er, dem Wunſche der edelſten Männer entſprechend, den zweyten Theil ſeiner Schrift über die Vorſehung verfaßte [139]), läßt ſich abnehmen, daß die Verhandlungen über ſeine vaterländiſchen Angelegenheiten, welche unter der Willkührherrſchaft des Typhos eine unglückliche Wendung genommen hatten [140]), noch nicht geſchloſſen waren. Doch erhellt aus ſeiner Schrift über die Träume [141]), daß er den Zweck ſeiner Sendung glücklich erreichte.

Seine Abreiſe von Conſtantinopel fiel, wie es ſcheint, in den Spätherbſt, weil er Br. 61. bemerkt, er habe, als er von dort abging, mit thraciſchem Schnee zu kämpfen gehabt. Er verließ die Hauptſtadt plötzlich während eines dort entſtandenen heftigen Erdbebens [142]) und warf ſich in ein Schiff, weil er die See für ſicherer hielt, als das Land, ohne daß er bey ſeinem Freunde, dem Conſul Aurelianos, Abſchied nehmen konnte.

Faßt man das Reſultat der Sendung des Syneſios näher in das Auge, ſo muß man es in jeder Hinſicht als ein ſehr günſtiges und auch für die Zukunft folgenreiches bezeichnen. Mochte auch dem an ſein voriges Stilleben gewöhnten Philoſophen der Aufenthalt am Hoflager beſchwerlich und drückend ſeyn, ſo bot er ihm doch die herrlichſte Gelegenheit, mit den Staatsverhältniſſen ſich vertraut zu machen und die Lehren der Philoſophie auf das praktiſche Leben anzuwenden. Dort war es ihm beſchieden, ſich das unſchätzbare Wohlwollen der edelſten und angeſehenſten Männer, eines Aurelianos und Päonios, zu erwerben. Von dem traulichen Verhältniſſe, welches zwiſchen ihm und Aurelianos beſtand, zeugen die zwey ſchönen Empfehlungsſchreiben (Br. 34. u. 38.), welche auf uns gekommen. Der an den nämlichen Staatsmann gerichtete Brief 31. athmet die innigſte Dankbarkeit und die feu-

---

T. I. pag. 507. ed. Dindorf. [133]) S. 116. A. C—D. 120. C. 121. B. u. d. Proth. zu dieſer Schrift. S. 88. B. [134]) Sozom. VIII. 4.; vgl. Sokrat. a. a. O. u. Philoſtorg. XI. 8. [135]) S. 116. B—C. u. 117. A. ff. [136]) V. 23. [137]) S. 121. D. [138]) Vergl. Clauſen S. 26. Anm. 3. [139]) S. d. Proth. a. a. O. [140]) Ueb. d. Vorſeh. S. 111. C. 112. B. u. 114. B. [141]) S. 148. C. [142]) Mehrere Schriftſteller nehmen zwar an, dieſes Erdbeben ſey zu Anfang dieſes Jahrs (ſ. Le Beau du bas-empire T. V. p. 212. entſtanden; doch iſt zu erwägen, daß Conſtantinopel häufig den Erdbeben ausgeſetzt geweſen und

rigſten Wünſche für das Wohl des ihm ſo theuren Hauptes. Außerdem knüpfte er dort mit den berühmteſten Gelehrten freundſchaftliche Verbindungen an, welche für ihn von großem Nutzen waren. Unter ihnen müſſen wir vor allen den Sophiſten Troïlos nennen, an den ihn gemeinſame Studien feſſelten. Dieſer Troïlos war einer der weiſeſten und ſtaatskundigſten Männer. Ihn zog, nach dem Zeugniſſe des Sokrates [143]), der große Anthemios, der während der Minderjährigkeit des Theodoſios des Jüngern mit ausgezeichnetem Ruhme das morgenländiſche Reich verwaltete, in allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe. Syneſios ſchrieb in der Folge mehrere Briefe [144]) aus ſeiner Heimat an ihn und bat ihn, wenn es das Wohl des Vaterlandes oder ſeiner Freunde galt, um ſeinen Beyſtand. Erſprießliche Dienſte leiſteten ihm in dieſer Hinſicht außer Troïlos der Dichter Theotimos [145]), Tryphon [146]), den er von Kyrenaika her kannte, und der Dichter Nikandros [147]); ferner Anaſtaſios [148]), der Erzieher der Kinder des Arkadius und Simplikios [149]), der Vorſteher des Kriegsweſens. Den ſtärkſten brieflichen Verkehr aber unterhielt er mit dem Rhetor und Philoſophen Pylämenes, an dem er einen eifrigen Fürſprecher für ſeine Angelegenheiten fand [150]).

Durch dieſe Verbindungen ward Syneſios der bedeutendſte Mann der Provinz, und er benutzte den großen Einfluß, den er beſaß, auf eine Weiſe, daß man von ihm wahrhaft ſagen kann, was Ammonios an Ariſtoteles rühmt [151]), er habe ſich des Anſehens, in dem er ſtand, ſo bedient, wie es ſich geziemte, um Jedem insbeſondere und Allen insgeſammt Gutes zu thun.

---

daß nicht alle von den Hiſtorikern aufgezeichnet worden. Ueber das Schwankende in dieſen Zeitangaben ſehe man Montfaucons Vorrede zu Chryſoſt. Homil. in Acta Apost. T. IX. p. VII. sq. [143]) VII. 1. u. 27. S. auch Synef. Br. 70. S. 220. A. Br. 118. S. 256. und Br. 47. S. 187. B. [144]) Der erſte iſt der Zeitfolge nach der hundert und drey und zwanzigſte. Was Achilleus bey Homeros (Il. XXII. 389. f.) in Bezug auf Patroklos äußert, auf ſich und Troïlos anwendend, rühmt hier Syneſios an dem vortrefflichen Manne, daß er während ſeines Aufenthalts in Conſtantinopel einen wahren Vater an ihm gefunden habe. Gern, ſagt er, würde er ſich ſchwereren Kämpfen für das Vaterland unterziehen, wenn ſich ihm eine neue Gelegenheit böte, dahin zu reiſen, und ihn wieder ſehen und umarmen zu können. An Troïlos gerichtet ſind ferner Br. 26, 118, 73. u. 91. Der 111. ſollte nach den Handſchriften und ältern Ausgaben τῷ αὐτῷ d. i. τῷ ἀδελφῷ, näml. *Εὐοπτίῳ*) ſtatt *Τρωΐλῳ* überſchrieben ſeyn. Der 112. ſcheint unächt zu ſeyn. Auch haben mehrere Codd. ἄλλῳ für *Τρωΐλῳ*. Der 119. wird von den Handſchriften und ältern Ausgaben dem Tryphon, nicht dem Troïlos zugeeignet.

Vgl. Clauſen S. 71. Anm. 1. [145]) Br. 49. u. 47. Vgl. Br. 99. [146]) Br. 134. S. 271. A—C. u. Br. 129. S. 263. D. [147]) Br. 75. Vergl. Br. 1. [148]) Br. 22, 43, 79 u. 46. Vergl. Br. 26. [149]) Br. 130. Vgl. Br. 134. S. 271. A. [150]) Unter den auf uns gekommenen Briefen des Syneſios ſind ſechszehn an Pylämenes gerichtet. [151]) In dem oben Anm. 35. angeführten Leben des Ariſtoteles, wo es heißt: *Πολλὰ ἐδυνήθη παρὰ τῷ βασιλεῖ* (näml. *Ἀλεξάνδρῳ*) *καὶ τῇ δυνάμει δεόντως ἐχρήσατο, εὖ ποιῶν καὶ ἑκάστῳ ἰδίᾳ καὶ πᾶσι κοινῇ.*

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monate Juli 1849 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der patriotisch ökonomischen Gesellschaft des Königreichs Böhmen in Prag:

Verhandlungen und Mittheilungen. I. Band. Prag 1849. 8.

Von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien:

Sitzungsberichte der Akademie. V. Heft. Wien 1849. 8.

Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Classe. Jahrgang 1849. I. Heft. Jänner.

Sitzungsberichte der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe Jahrgang 1849. I. Heft. Jänner. Wien 1849. 8.

Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. IV. V. Heft. Wien 1849. 8.

Von Hrn. Dr. Joelix, Advokaten in Paris:

Revue de droit français et étranger. Tom. VI. 5. und 6. livr. Mai, Juin 1849. Paris 1849. 8.

Von der Geological Society in London:

Quarterly Journal. No. 17. 18. London 1849. 8.

Von der Society of Natural History in Boston:

Boston Journal of natural history. Vol. V. No. 4. Boston 1847. 8.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht. May 1849. Berlin 1849. 8.

Von Hrn. Dr. Kościakiewicz in Lyon:

Compte-rendu du service medico-chirurgical fait à l'hôpital de Rive-De-Gier pendant le premier trimestre de 1849. Lyon 1849. 8.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Zürich:

Nachtrag zu Heft I. der Mittheilungen. Enthaltend: Meteorologische Beobachtungen, May bis December 1847.

Nachtrag zu Heft II. der Mittheilungen. Meteorologische Beobachtungen Januar bis December 1848. 8.

Von Hrn. Dr. Albert Mousson in Zürich:

Die Land- und Süßwasser-Mollusken von Java. Zürich 1849. 8.

Von Hrn. Xavier de Quinto in Madrid:

Discursos politicos sobre la legislacion y la historia del antiguo reino de Aragon. Madrid 1848. 8.

Von der geographical Society in Bombay:

Transactions from February to December 1846. Bombay 1846. 8.

Von der Société de l'histoire de France à Paris:

Bulletin. No. 5. 6. Mai, Juin 1849. Paris 1849. 8.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances No. 15 — 20. Tom. XXVIII. Avril — May 1849. Paris 1849. 4.

Von dem Lyceum of Natural History in New-York:

Annals. Vol. IV. No. 10. 11. 12. July 1847. Septbr. 1848. New-York 1847. 48. 8.

Von dem naturwissenschaftlichen Vereine in Hamburg:

Die Insel Helgoland. Untersuchungen über deren Größe in Vorzeit und Gegenwart vom Standpunkt der Geschichte und Geologie von W. M. Wiebel, Prof. Hamb. 1848. 4.

Von der Royal Observatory in Oxford:

Astronomical observations made at the radcliffe observatory Oxford in the year 1849, by Manuel J. Johnson. M. A. Radcliffe Observer. Vol. VIII. Oxford 1849. 8.

Von Hrn. Prof. Kittel in Aschaffenburg:

Skizze der geognostischen Verhältnisse der nächsten Umgebung Aschaffenburgs. Aschaffenburg 1840. 4.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. October.

Nro. 209. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Auswahl aus ULFILAS' gothischer bibelübersetzung. Mit einem wörterbuch und mit einem grundriss zur gothischen buchstaben- und flexionslehre. Von K. A. Hahn. Heidelberg. Akademische Verlagshandlung von J. C. B. Mohr. 1849. VIII. u. 110 S. 8.

Dr. Hahn (in Heidelberg) ist bis jetzt nur auf dem Gebiete des Mittelhochdeutschen aufgetreten, dem er sich vorzugsweise zugewendet zu haben schien und das er durch mehr oder minder sorgfältige Ausgaben oder Abdrücke mittelhochdeutscher Gedichte, so wie durch eine sauber gearbeitete mittelhochdeutsche Grammatik bereichert hat. Auch eine neuhochdeutsche hat er neuerdings geliefert; auf dem Gebiete des Gothischen begegnet er uns hier zum ersten Male. Er spricht sich darüber in dem beygegebenen Vorworte in Bezug auf historischen Unterricht in der Muttersprache (auf Universitäten, Lyceen und Gymnasien) selbst so aus: „Hiebey pflegt der mittelhochdeutsche Dialect bevorzugt zu werden. Ich trage von Tag zu Tag mehr Bedenken, mich damit einverstanden zu erklären. So geneigt ich auch bin, wo es sich um die Geschichte unserer Literatur handelt, den Werken dieses Dialectes eine überwiegende Bedeutung einzuräumen, so scheinen sie mir doch für das Studium der Sprache keine solche Auszeichnung ansprechen zu können. Mehr Rücksicht verdient in dieser Beziehung schon der althochdeutsche Dialect, in welchem noch so viel der alten Kraft und Fülle aufbewahrt ist, daß die Sprachforschung durch ihn wesentlich gefördert wird. Nur eins ist dabey für den Unterricht allerdings störend: daß neben so vollen, klangreichen Formen häufige Spuren einer in späterer Zeit allgemein gewordenen Abgeschliffenheit und Eintönigkeit bemerkbar sind. Der Schüler, der aus dem Griechischen und Lateinischen an ein scharfes und festes Gepräge gewöhnt ist, kann hier keine volle Befriedigung finden. Er findet sie nur bey dem gothischen Dialect“ (S. III. IV).

Indem wir, das ferner Gesagte (von der Stätigkeit des letzt genannten Dialectes in den Verhältnissen der Buchstaben und Flexionen, von der darauf begründeten Fülle und Unterscheidbarkeit der Formen, von seinen sinnlichen Vorzügen in der ungestörten Ordnung jener) gern unterschreiben, möchten wir jener Behauptung von dem scharfen festen Gepräge des Griechischen und Lateinischen nicht unbedingt unsere Zustimmung geben. Bleibt z. B. der Unterricht in ersterem nicht geradezu bey der leblosesten oder unlebendigsten Auffassung und Einprägung des mundartlichen Formenreichthumes stehen, welche alsdann nur dazu gemacht seyn würde, den Schüler zu verwirren und zu ermüden; geht die Berücksichtigung und Betrachtung jener Formenabweichungen vom attischen Dialecte vielmehr, wie der Verf. ja in seinem Vorworte selbst bedingt, auf historischem Wege vor sich, so werden alle jene disjecta membra, besonders in den älteren und kräftiger gebliebenen Mundarten, auch ohne weitergehende Sprachenvergleichung, gegenüber dem bereits sehr abgeschliffenen attischen Dialecte, im Durchschnitte wesentlich älter, ursprünglicher, or-

ganischer erscheinen. Viel fester, stätiger, ja spröder ist das Latein geblieben und doch auch hier — welche Lücken, welche Einbrüche schon in das Ebenmaß und das Gleichgewicht früheren Zustandes oder Zuschnittes!

Doch lassen wir das. Ist man vielmehr mit Dr. Hahn auch darüber einverstanden, daß man aus den oben und weiter von ihm geltend gemachten Gründen den gothischen Dialect im grammatischen Unterrichte an höheren Lehranstalten nicht nur synoptisch mit den beyden andern genannten Dialecten (des Alt- und des Mittelhochdeutschen) zusammenzustellen, sondern auch einer eigenen und unabhängigen Betrachtung zu unterwerfen habe (S. V), so liegt das von ihm ausgesprochene Bedürfniß einer geeigneten Ausgabe der gothischen Sprachdenkmäler oder auch einer „gothischen Chrestomathie“ (S. V) nahe.

Unwillkürlich aber fällt jedem Beystimmenden dabey der erst im vorigen Jahre erschienene Abdruck des ganzen Ulfila von Ignaz Gaugengigl (Ulfilas Urschrift, Sprachlehre, Wörterbuch. Passau, gr. 8.) ein, über dessen Werth aber auch Jeder mit Dr. Hahn's Urtheile übereinstimmen wird, wenn dieser davon (S. V) sagt, daß „andrer Uebelstände zu geschweigen, der Text desselben so fehlerhaft sey, als ob man mit dem guten Willen des Schülers spielen wolle. Im ersten Cap. des Marcus sind allein 9 Fehler und zwar kein einziger davon verzeichnet. Der Leser soll sie selbst berichtigen.“ Dieß ist vielleicht ein absichtlich angewendeter didaktischer Kunstgriff (ein Stück der Passauer Kunst), den Dr. Hahn nicht angewendet hat, indem er uns bis auf einige theils von ihm selbst S. 110 nachgewiesene, theils später von uns aufzuführende Druckfehler einen guten, bereinigten Text liefert, der sich zugleich durch mäßige und im Allgemeinen besonnen angewendete Unterscheidungszeichen vor jenem Nachdrucke der Altenburger Ausgabe auszeichnet, während dieser nur den Punkt der genannten anwendet, der verwirrt und hemmt.

Dr. Hahn hat die im Gothischen sonst gebräuchliche Bezeichnung des die Wörter anfangenden i oder I durch zwey Punkte (ï. Ï), herbeygeführt durch das unabgesonderte Fortschreiten der Wörter in den Zeilen, fallen lassen in seiner lateinischen Schrift. Wir werden darüber mit ihm nicht rechten, obschon atïm anschaulicher für den Lernenden seyn würde, als atim; und wäre dem Herausgeber selber z. B. in vor Augen geschwebt, so würde diesem Joh. 15, 24 (oder S. 37 unten, das letzte Wort der Seite) nicht in (statt ni) entschlüpft seyn *). — Nach Grimm's Untersuchungen und Ergebnissen hat der Herausgeber auch dem u keine Länge mehr zugestanden und zugefügt, während er aber ê und ô bezeichnet. Da er jedoch dem áu und ái (vgl. S. 49 und 73) seine grammatische Bezeichnung nahm (nur aih, air – auh, aúr behielt er bey und ai und au in den fremden Eigennamen, während er air S. 86 und air S. 102 oder Thessal. 5, 3 schreibt), so wäre auch jene Hervorhebung der Länge in ê und ô nicht nöthig gewesen; über ihre Währung oder Geltung konnte und kann bey jenen Unterscheidungsmitteln kein Zweifel herrschen. Uebrigens ist uns nur ein Setzerverstoß gegen jene Längenbezeichnung vorgekommen: Mk. 14, 6. steht lêtith. — Ueber die Wahl des q für den gothischen Doppellaut qv oder qu möchten wir mit dem Herausgeber, obschon die Altenburger Herausgeber, Grimm und Schulze ihm darin Vordermänner sind, rechten, da er doch die andern beyden gothischen Zeichen für Doppellaute durch die Auflösungen *hv* und *th* wieder giebt. Wem das im Lateinischen gebräuchliche qu nicht behagt, der schreibe *hv*, was dem *hv* (neben hl, hr, hn) wie dem sv besser entspräche. Wollte aber Dr. Hahn q allein gebrauchen, so hätte er auch Löbe's w (für hv) sich aneignen sollen. Es ist sogar nicht zu läugnen, daß duhvê zu Irrungen Anlaß geben könnte (duh-vê, was freylich keinen Sinn gibt) und daß thatahvah (J. 15, 7. 16) eigen aussieht. Würde für *th* ein einfaches Zeichen (das bekannte Þ) angewendet worden seyn, dann würden Druckfehler stehen geblieben seyn, wie Mk. 9, 24 (mit tagrann), während Mk. 1, 25. 26 *th*ahan und *t*ahida glücklich unterschieden wurden.

*) Ein andres in steht müßig S. 60, 8 v. unten.

In der Anwendung und Weglaſſung von Unterſcheidungszeichen iſt ſich Dr. Hahn nicht allwegs gleich geblieben. Setzt er im Allgemeinen vor ith und ak, akei kein Komma, ſo er hat es doch in vielen andren Stellen wieder angewendet, ſelbſt Semikolon (z. B. 1. Kor. 13, 8). Röm. 13, 12, wo ith zweymal erſcheint, hätten wir auch das zweyte Mal ein Komma erwartet; auch bey niu (Luk. 15, 4). Huldigt der Verf. im Allgemeinen mit Recht dem Grundſatze, daß ſich die Sprache und das Verſtändniß des Satzes, wo er leicht und licht iſt, von ſelbſt helfen werde, ſo müſſen wir uns über Vorkommniſſe übermäßiger Unterſcheidung wie Mark. 10, 21 (jah hiri, láiſtjan mik; nimands galgan, wo das Altenburger Vorbild gar kein Zeichen hat), und Mark. 13, 21 (Jah than jabái hvas izvis qvithái: sai, hêr Xriſtus, aiththáu sai, jáinar, ni galáubjáith, wo Gabelentz und Löwe nur nach jáinar ihren Zwiſchenpunkt ſetzen) wundern. Mark. 14, 66 iſt ein Punkt wenigſtens unnöthig geſetzt. —

Im Abbrechen der Wörter am Ausgange der Zeilen bleibt ſich der Herausgeber auch nicht gleich. Wir würden dieß nicht hervorheben, wenn er vorzugsweiſe dem gewöhnlichen Gebrauche gehuldigt hätte. Aber neben Vorkommniſſen wie ſi-pônjôs, vi-tôda, galei-than, gara-þana, afaír-zidái, leih-vid, bligg-vandans, viſan-dam, vi-ſandein, thram-ſteins, unhul-thôno, val-dufni, gaſal-hôdêdun, inſan-didêdun, gablin-dida, gahauſi-dêdun, rô-didêdi, lai-ſida, usbauh-têdun, ſaúh-tim, uttáitô-keina, Iakô-báus, galáu-beith, auhu-miſt, thaúr-bun, gathor-sana, ſei-namma, tham-mei, kun-nands u. ſ. w. zeigt der Druck auch gavalidêduth, andvaſid-êdun, gagg-ainna, gagg-ands, brigg-andei, ſit-andans, grêd-andans, vis-andein, gahab-andans, inngagg-andans, ſtand-andans, gabind-andans, usvairp-ands, bifaihv-andans, nehvjandans (oder ungalaub-jandans), qviſt-andans; man-agáizê, brôthr-ahans, brôthr-jus, thiuth-eigs, vitôd-eigô, galaub-eins, fôd-einái, timr-einái, feináizôs, hlaib-an, blind-áim, unſar-amma, vaúrthanamma, thiud-an u. ſ. w., ſo daß in dieſen Beyſpielen die Abſicht, nach den Bildungs- und Beugungsſylben abzubrechen, nicht verkannt werden kann. Dann aber iſt zweyen ſich widerſtrebenden Weiſen gehuldigt oder der Noth, der Preſſe theilweiſe nachgegeben worden. — Die vereinende und doch wieder trennende Schreibung von uh oder uth than führt dem Auge eigene Bilder vor, z. B. bidjumuth than, bidjáithuth than oder gar thvaírháith than (Epheſ. 4, 26). —

Die Hahn'ſche „Chreſtomathie“ oder „Auswahl“ bietet uns größere und kleinere Abſchnitte aus den vier Evangelien und den pauliniſchen Briefen, auch aus dem alten Bunde; dagegen aus der Skeireins nichts. Aus dem A. B. und den Briefen Pauli wurden nur kleinere Stücke aufgenommen, aus dem Evangelium Johannis die größeren Hauptſtücke 10 und 15, aus Lukas Hptſt. 6. 15. 18. 19, das Evangelium des Markus aber ganz, ſo weit dasſelbe uns überkommen iſt d. i. Hptſt. 1 — 16, von denen Hptſt. 12 zu 13, 13 zu 14, ſo wie dieſes u. 16 u. 6 Lücken enthalten, welche der Herausgeber S. 22. 23. 27. 28 mit Sternen bezeichnet hat. Was S. 11 im Mk. 7 die Gedankenſtriche am Ende der Verſe 2 und 4 mitten im Texte bedeuten ſollen, iſt unklar. — Dem Herausgeber iſt weſentlich erſchienen, daß die Wahl der Textſtücke reichlich genug ausfiele, um wenigſtens das Bedürfniß „eines halbjährigen Curſes“ zu decken. „Im Uebrigen (ſagt er weiter S. VI) war ich der Anſicht, lieber auf wenige Abſchnitte mich zu beſchränken und darunter einen vollſtändig, wie er uns erhalten iſt, mitzutheilen, als mich nach vielerley kleinen Proben aus den geſammten gothiſchen Ueberreſten umzuſehen. Ich habe mich alſo an die Ulfila'ſche Bibelüberſetzung gehalten, und zwar vorzugsweiſe an die Evangelien. Unter ihnen habe ich das von Marcus unverkürzt gegeben. Seine Einfachheit und der glückliche Zufall, daß es ſo wenig verſtümmelt iſt, ſprachen für dieſe Bevorzugung. Darum ſteht es auch mit Recht voran.“ Die getroffene Auswahl — auf der einen Seite Markus, Matthäus und Lukas, auf der andern der geiſtigere Johannes und die ſchwierigeren Briefe Pauli trägt den beyden Hauptanforderungen des fraglichen Sprachunterrichtes Rechnung, der von einfacherem Satzbau in ſchlichter Geſchichtserzählung aus-

zugehen hat, dann aber ſchon im ſchwierigeren Gebiete abgezogenerer Begriffe ſich bewegen darf. Den auch hierin Geübten hätte aber dann wohl ein Theil der Skeireins, der kein griechiſcher Text zur Seite ſteht, zur ſelbſtändigeren Uebung hinzugefügt werden ſollen. Freylich war und iſt hier immer noch Manches ſchwankend und unſicher.

Oben iſt bereits hervorgehoben worden, daß der Hahn'ſche Text im Allgemeinen treu und rein wiedergegeben worden ſey. „Beym Text (ſagt der Herausgeber ſelber), der mir Hauptſache geweſen, bin ich vor Allem auf Genauigkeit ausgegangen, die bey grammatiſchen Uebungen, je älter und wichtiger eine Sprache iſt, um ſo entſchiedener verlangt werden darf. Ich hoffe, daß man meine Sorgfalt durch ein erfreuliches Reſultat beſtätigt und belohnt finden werde“ (S. V).

Dr. Hahn hat ſich ſtreng an den allmählig einander gefolgten Vereinigungen des gothiſchen Textes durch ſeine Vorgänger gehalten. Wir finden daher Mth. 6, 30 giſtradagis (für eras!) wieder, wo man aftra — oder *afar*dagis vermuthen oder wagen durfte, wie letztres auch Mk. 16, 2. anzunehmen ſein wird, wo der Herausgeber es nur S. 85 im Wörterbuche wagt, während L. 7, 11 (in thamma afardaga) dazu das Recht gibt. — Mk. 3, 26. hat der H., ganz wie Joh. 13, 27. 2 Cor. 2, 11. 14 (u. Tit. 2, 18?), richtig ſatana; darnach hätte er aber Mk. 3, 23 ſatanas *satanan* wohl abändern ſollen. Ueber die Mk. 10, 37 beybehaltene räthſelhafte Form ſitáiva für den Pluralis *καθίσωμεν* wollen wir nicht rechten, auch nicht in ſitaiva in vulthâu ein Schreibverſehen (ſtatt ſitaima) vermuthen, da das Gothiſche hier wie im folgenden Verſe (38) bidjats und maguts (gegen das griechiſche *οἴδατε* u. *δύνασθε*) den Dualis verlangt, der in jenem ſitáiva liegen muß S. 74, wie er auch im folgenden Verſe (39) in magu (gegen *δυνάμεθα*) zu Tage tritt, das wie ſiju (Joh. 10, 30. 17, 22) ausgeht. Es iſt überall von den beyden Brüdern Zebedäi die Rede. — Mk. 11, 1. hat der H. bithaniin beybehalten, da doch 11, 11. 12. wie 8, 22. béthaniin, béthania ſteht. Das wieder aufgenommene zweymalige béths ſagein (ſ. S. 64) laßen wir unangetaſtet, da es Zeugniß für an's *s* anklingende Ausſprache des gothiſchen *th* ablegt, wofür ich in den gothiſchen Urkunden von Neapel und Arezzo Sp. 24. ein bezeichnendes Beyſpiel beygebracht habe und wofür auch die Völkernamen Vago*th*, Gáutigo*th*, Vinoviło*th* etc. bey Jornandes 3. (ſtatt Vagós, Gáutigós, Vinovilós), eben ſo Sehudericus (ſt. Theudericus) bey Muratori 412, 4, nicht minder Si*ſe*waldus (bey Aimoin. 2, 34) ſtatt Sin*d*wald (bey Agathias 1, 20. 2, 7. 9. Evagr. H. eccles. 4, 24. Paul. Diak. H. langob. 2, 3. Sigebert. Gembl. u. ſ. w.) angeführt werden können, in welchem letzteren Beyſpiele ein ſächſ. Si*th*wald zwiſchen liegen muß; dieß vielleicht auch ſchon in dem Namen des in Kaiſer Leo's Dienſten ſtehenden Gothen Si*d*imund (bey Malchus). — Mk. 16, 9. hätte ich zu atáugida unbedenklich ſik gefügt: Dr. Hahn richtete ſich nach dem löbeſchen apparuit *ἐφάνη*, während er doch S. 88. im Wörterbuche einſetzt „*atáugjan*, vor augen bringen.“ Einer ähnlichen Herübernahme der vorgefundenen Deutung und Auslegung werden wir weiter unten zu erwähnen haben. — Auch bey gaſatida grunduvaddjau (Lk. 6, 48) würde ich keinen Anſtand genommen haben, das gleich im folgenden Verſe richtige grunduvaddju herzuſtellen; nicht minder Mk. 7, 32 ei lagidedi imma handau zu ändern, ſo gut wie Dr. H. Röm. 13, 4. das richtige hairu der wolfenbüttler Hdſchr. an Stelle des ambroſ. hairau aufnahm. Doch ſtanden ihm die bey Gabelenz und Löbe zu Mk. 7, 32 und 1 Tim. 1, 10 geſammelten Stellen zur Seite, während von ſolchen Luk. 15, 17 (uſaraſſáu haband = Philipp. 4, 12) immer eher zu begreifen iſt als 1 Tim. 1, 16 Xriſtaus Iêſus. Auch gegen fairrinôth Gal. 5, 15 würden wir nichts haben, wohl aber gegen naſſeináis 1 Theſſ. 5, 8, wo Cod. A. doch das richtigere oder reinere bot. Freylich hatten jenes die Altenburger auch aufgenommen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. October.

Nro. 210. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1849.

Auswahl aus ULFILAS gothiſcher bibelüberſetzung.

(Schluß.)

*H*alsagga (Mk. 9, 42) und vulthrizans (Mtth. 6, 26) hat der H. ſtillſchweigend aufgenommen. Wagte er letzteres, ſo durfte er auch plapja, wenn auch nicht drauhsna ändern, ſo gut wie Nehem. 5, 18 (S. 46 u. 93) gaits. n. ſtatt des ganz ungothiſchen gaitsu. Ueber das nicht minder ſeltſame un Biarja (Joh. 1, 12) erhalten wir kein neues Licht; Mk. 11, 45 ward ni qvam at andbahtjam, nk andbahtjan ruhig aufgenommen, dem Mtth. 27, 7 du usfilham (die Hdſchr. hat usfilha˜) entſpricht.

Die Stelle Luk. 9, 7 (*du* fravaúrhtis mans jaláith *in gard* ussaljan: *παρὰ ἁμαρτωλῶ ἀνδρὶ εἰσῆλθε παταλῦσαι*) hätte ich ſo ungeheilt nicht herübergenommen; entweder iſt *du* falſch, oder *in gard* (Gloſſe?) mußte weichen; *du* mit dem Genitive (ſc. garda) ließe ſich wohl denken. Ich reihe hieran ein andres *du* in Mk. 10, 13: ïth thái ſipônjôs ïs sôkun tháim háirandam *du*. 14. Gaſnihvands (*προσφέρουσιν. Ἰδὼν*), wo Dr. H. wieder Dugnaſihvands aufnahm, obgleich ähnliches Nachſchlagen der zum Verbum gehörigen Präpoſition nicht ſelten iſt: Mk. 15, 36 galagjands *ana* | ráus, drugkida ïna (= Mtth. 27, 48), Mth. 9, 16 aththan ni hvashun lagjith *du* (*ἐπιβάλλει*) platafanan tharihis *ana* ſnagan faírnjana *), *at*gaggandei *du* (*προσελθοῦσα*) Luk. 8, 44 oder Mk. 8, 23 *at*lagjands *ana* | handuns feinôs (*ἐπιθεις τὰς χεῖρας*), wo freylich für das beyſtehende *αὐτῷ* wohl ana ïna geleſen werden müßte, wie Mk. 14, 16 *us*lagidêdun handuns *ana* ïna oder Mk. 4, 21 *at*lagidêdun *ana* ïna thaurneina vipja, Mk. 10, 16 lagjands handuns *ana thô* (barna). Die hier mitwirkende Präpoſition könnte man auch in ana lukarnaſtathan fatjáidáu (*ἐπὶ τὴν λυχνίαν ἐπιτεθῇ*: Mk. 4, 21) vermuthen ſtatt lukarnaſtath anaſatjáidáu, wenn nicht Mtth. 5, 15 nk ana lukarnaſtathan jah liuteith und gar Lk. 8, 16 nk ana lukarnaſtathin fatjith (*ἐπὶ λυχνίας ἐπιτίθησιν*) ſtünde. Lukarnaſtatha widerſtrebt freylich neben hunslaſtaths, môtaſtaths, hvairneins ſtaths, und der Unterſchied der Bedeutung iſt nicht ſo groß und wirkſam, wie zwiſchen gards (*οἶκος*) und garda (*αὐλή*: Joh. 10, 1), wozu gaírda (*ζωνήν*) ſich geſellt. —

Nach dieſer Abwägung des Textes wenden wir uns zu dem beygegebenen Grundriße zur Buchſtaben- und Flexionslehre (S. 49 — 82). Von ihm wie von dem Wörterbuche ſagt der Vf. (S. VI) ſelbſt aus, daß ſie keinen andren Zweck hätten, als daß ſie die nächſten und nöthigſten Bedürfniſſe des Schülers befriedigen und gemeinſchaftlich mit dem Texte ihm als bequemes Elementarbuch beym erſten Unterrichte im Gothiſchen dienen ſollen. — Die „Grammatik“ (S. VI.) umfaßt die Buchſtaben (S. 49), die Flexionen (S. 54) und zwar Declination (des Subſtantivs und Adjectivs ſammt des letzteren Steigerung, der Participia, der Nominapropria, der Zahlwörter und Pronomina)

*) Sieh Gelehrte Anzeigen 1848, Sp. 569.

und Conjugation (S. 70). In einem Nachtrage ist der Zahlenwerth der Buchstaben angegeben, wo für 90 u. 900 leicht Zeichen hätten geschnitten werden können, wie denn auch das gothische ABC. hätte mitgetheilt werden sollen. S. 82. holt das Participium Prateriti nach. Aus Anlaß dieses Nachtrages können wir nicht umhin, eine eigenthümliche Breite der sonst knapp und klar gehaltenen Schreibart hervorzuheben! Von jenem heißt es S. 82. „Was das Participium Präteriti betrifft, so ist zu bemerken daß;“ ganz auf gleiche Weise heißt es S. 76. „Wir wollen jetzt die Abwandlung an Paradigmen nachweisen“ und „Von Verbis mit langer Wurzel braucht nur folgendes angegeben zu werden;“ eben so S. 74. „Wir gehen jetzt zu den Flexionen der starken Verba über,“ endlich S. 64. „Zuletzt ist zu erwähnen, daß.“ Man glaubt einer Vorlesung beyzuwohnen oder das Heft des Docenten zu hören. Dahin fallen vielleicht auch Unebenheiten oder Flüchtigkeiten des Styls, wie S. 72 die Ueberschrift „Das Participium des Präteritum“ und gleich darunter „Vor ihrem Ablautsvocal“ oder umgekehrt S. 61 „Steigerung der Adjectiva“ und unmittelbar darunter „Die Bildung desselben.“ Pedantisch klingt „das Präteritum des Verbum“ neben „Participium Präsentis und wieder Plurals, Singulars, Comparativ;“ sogar „adverbieller.“ Was S. 52 — 54 von der Lautverschiebung im Vergleich zum Lateinischen und Griechischen gesagt ist, gehört eigentlich streng genommen nicht an jenen Ort; am wenigsten aber ist der S. 53 gezogene Schluß ganz richtig, daß die „Lautverschiebung unsrer Sprache ursprünglich fremd gewesen.“ Gerade diese Verrückung oder Fortschiebung der Mitlaute, in Verbindung mit dem Ablaute der Selbstlaute gegenüber den urverwandten Sprachen drückt dem germanischen Wesen von Anfang an ein eigenthümliches Gepräge auf, indem hier zum Strome wird, was im Sanskrit schon, noch mehr im Zend ꝛc. aus Wohllautsgründen gesetzlich zu wirken begonnen. Wie anders hat darüber erst jüngst wieder Grimm in seiner Geschichte der deutschen Sprache geurtheilt. —

Das in der Formenlehre Gesagte gibt uns wenig Anlaß zu Bemerkungen. Gut als zweyfache Präterita sind bezeichnet kann und kuntha (S. 78); S. 60 hätte skáuns zugefügt werden können; S. 54 fehlen unter den Beyspielen solche wie anabu'sns, usbei'sns, auch vei's(s); überhaupt fehlt die Wortbildung; S. 59 fehlt bisitands, eben so frumabaúr. S. 63 ist bey den nominibus propriis nicht an die ächt gothischen Stáins (für Petrus in der Skeireins) und die übrigen in der arezzischen Urkunde, ferner bey Marini, Jornandes, Procopius ꝛc. gedacht worden. — S. 65 hätte bajôths (statt baiôths) gedruckt werden sollen, wobey gelegentlich bemerkt sey, daß sich im Wörterbuche *adj.*, *adjectivisch*, *conj.* etc. eigen ausnehmen. — Nicht richtig scheint uns die Aufstellung des Comparatives als –iz, –oz; schon die Neutra sprechen dagegen (batis etc.). Andiz-uh ist doch andis; eben so hätte nicht riqviz angesetzt werden sollen, das Mth. 7, 22 freylich riqviz ist heißen muß, wie das Adjectivum rigvizeins; aber auch riqviz *hvan* filu widerspricht nicht. — Eben so mußte wohl ais, nicht aiz, angesetzt werden, womit sich aizasmitha und áiz, *ak* (Mk. 6, 8. 9) so gut verträgt wie diz-uh than (Mth. 16, 8), Filippauz-uh (Lk. 3, 1), dagegen richtig Filippaus jah (Mk. 8, 27), Alfaiaus jah (Mk. 3, 18).

Was das Wörterbuch betrifft, so ist solches in streng alphabetischer Folge gehalten worden, wodurch den Anfängern zwar unter die Arme gegriffen, nicht aber von Anfang an der Einblick in den Gliedbau der Sprache geweckt und gewährt wird. Meines Erachtens muß jedes solche Wörterbuch beyden Anforderungen genügen. Es ist in vorliegendem ein reiner Zufall, daß die zusammengehörigen airthei, airtheins oder aigan, aihts, aihtrôn, oder noch weiter band, bandi, bandvjan, banſts sich rasch folgen: von bindan aber stehen die letzteren schon weit ab; eben so werden von einander gerissen aiveins und aivs, avêthi und avistr; dazwischen stehen erst noch aviliud, aviliudôn. Verkümmert stehen unter A: afvagjan und afvandjan; von einem Zusammenhange mit vigan, vindan ist gar nicht die Rede; so sind entrückt *Ana*fulhanô, *Ala*tharba; *ga*vairthi von vairths (S. 119), *ga*batnan von batizô (zu geschweigen bôta, bôtjan);

vereinsamt stehen uslitha, usvêns und vêns sehnt sich fern ab nach ihnen. — Ganz im Gegensatze zu jener todten ABC-Ordnung sind sis und sik unter *seina*; is und ist unter *ïm*; sijum, sijuth, sijáu und selbst *sind* unter *siju* gestellt und sonst nicht aufgeführt. Wird die Kenntniß ihres Zusammenhanges beym Aufschlagen vorausgesetzt, so müßte dieß auch bey *faúra-ga*-Satjan, *faúra-ga*-Teihan u. s. w. geschehen, die aber unter F. stehen, während unter T. kein teihan zu finden ist. Dieser Fälle sind aber sehr viele. Auf solche Weise fehlt im Wörterbuche selbst *thata*, das nur unter *sa* steht, während aber thatei, thatein besonders aufgeführt sind. So fehlt uns(is) S. 107, während unsar da ist; Formen wie *himma* (daga), *hina* (dag) fehlen, weil ein nicht vorkommendes his S. 96 angesetzt ist, unter dem jene dienen. War dabey das vorausgegangene Lernen der S. 68 aufgestellten Formen vorausgesetzt? Und durfte darum vêhs st. vaihs (Mk. 5, 26. 27) S. 109 fehlen, weil es S. 51 aufgeführt wurde? Wurde aber uzôn (S. 68) besonders aufgeführt, warum nicht auch gan*auh*, mahta und alle ablautenden oder abweichenden Präterita? Sonderbar begriffsmäßig ist das Nominativ-s in der alfabetischen Buchstabenfolge nicht mitgezählt worden, so daß var*s* vor varei, varjan steht, zwischen die obenein erst noch vargitha sich keilt; eben so steht áiv*s* vor áiveins, dem natürlich auch áivagêli-jô und áiviskôn vorhergeht. So steht abr*s* vor abraba, aglu*s* vor agluba, áin*s* und áinshun vor áinfalth*s* und dieß vor áinfalth*ei* u. s. w. u. s. w. Dann hätte wohl der gaugengiglische Absonderungsstrich angebracht werden sollen. Ueber den Ansatz gewisser Formen ließe sich auch noch streiten: so midum*s* (S. 200) oder midum*a*; bleidum*ei* hätte ein midum*ei* erwarten lassen. Faíhugeirô und Vaggar*eis* sind gleichfalls angestritten worden. Vgl. Gelehrt. Anz. 1848. Sp. 576. Mitadjô (Luk. 6, 38) neben mitaths im selben Verse wird man bestehen lassen müssen, obgleich das nachfolgende mit*ad*, mitada auch einen Fehler enthält und weiteren Schreiberirrthum vermuthen läßt.

Was die Worterklärungen im Wörterbuche betrifft, so hätte S. 102 zu sáun nicht nur das befragezeichnete Sühne gesetzt werden sollen. Die Bemerkung zu astana (S. 85) ist nicht streng richtig; zu fastubni aber hat sich der H. bey seinen Vordermännern vergriffen: Gabelentz und Löbe führen nämlich in ihrem Wörterbuche S. 203 zwey Fastan und unter jedem fastubni auf; das Auge fiel auf das erste, wo Haltung (τήρησις: 1 Cor. 7, 19. Col. 2, 23) steht; bey der Stelle Mk. 9, 29 aber, um die es sich handelt, steht Fasten, jejunium (gleich Luk. 2, 37. 9, 43). — Tainjô, gleich auf táins folgend, hätte doch wohl durch „Korb aus Zweigen, Gerten" erklärt werden sollen (wie snôrjô aus Schnüren, snôrim); bey assarjus aber könnte das gebrauchte „Kreuzer" dem norddeutschen Schüler einen andren als den gewollten Sinn unterschmuggeln. Bey letztrem Worte, wie bey aurkeis, azymê, paraklêtûs, paúrpura, pistikeins, paskâ, psalmô, smyrn, spyreida, synagogê etc. fehlt der Beysatz „fremdes Wort," was bey praufêtês spaikulator, aípistaúlê steht, wie bey kaúrban, rabbauni, sabakthani „hebräisch Wort," bey taleitha „chaldäisch." Wenn aber letztres aufgeführt wurde, warum nicht kumei, das Mk. 5, 41 doch dicht daneben steht; eben so zu sabakthani (Mk. 15, 34) nicht aílôê und limá? Wenn auch die nicht gothischen Eigen- ond Ortsnamen nicht aufgenommen werden sollten, so hätte saurinofynik*iska* (Mk. 7, 26) mit seiner deutschen Endung (vergl. funisks Eph. 6, 16) es doch wohl so gut verdient, wie pistik*eins*, dem kein Taufschein mitgegeben worden ist, wie doch einigen andren Wörtern, denen H. kleine etymologische Bemerkungen beyfügen zu müssen geglaubt hat. So bey lithus, fráuja, bláuthjan, silba, aíhvatundja (vergl. amsa

und hveihts). Warum nicht auch bey váifaírhvjan, wo es so nahe lag? Silba war viel gefährlicher und verfänglicher, sey es nach Grimm-Schulze, sey es nach Wackernagel gedeutet, welche Gewährsmänner Hahn hier und einige andre Male genannt hat. Bey gáits hat er dieß unterlassen; wenn wir seine besondere Aufführung von hvaírneins staths (S. 97) richtig auffassen, so auch hier. Ich füge in Betreff dieses Falles zu dem in den Gelehrten Anzeigen des v. J. Sp. 578. 579 Gesagten noch hinzu, daß für meine dort gegebene Auffassung das ganz nahe stehende thaúrn*eina* vipja (Mk. 15, 17 *ἀκάνθινον στέφανον*) spricht; daß aber von einem gleich gaírns (und viduv-aírns, thivaírna, Gugerni, Basternae) angenommenen hvaírns sich ableiten würden 1) hvaírni, n. Hirn, 2) hvairnei, f. Hirnschale (unterschieden wie barnifki und barnifkei), 3) das Adj. hvairneins, schädelig. — Ferner halte man zu dem Sp. 580 der Gelehrten Anz. v. J. geltend gemachten bôkeinô bant in (Bucinobantes) auch die Caninufates: vielleicht ein haneinô fatha?

Außer den im Verlaufe dieser Beurtheilung bereits geltend gemachten Druckversehen wären nur noch zu bemerken la*n*nê (Luk. 6, 34) und *us-táig* (Mk. 3, 13) statt usstáig, die S. 110 nicht aufgeführt stehen. Der Gebrauch eines langen ſ hätte letzteres Versehen vermieden: usstôditk, usstôth, usskavái, usstiuriba, disskreitandans, faúrstassjans nehmen sich häßlich aus. Beym Anwenden des langen Anfangs-ſ hätte man dann das oben besprochene nasseins eher dulden können. — Die S. 110 angegebene Verbesserung vais*t*ins ist selber ein Druckversehen, da Mk. 2, 10 wie S. 118 richtig vaihst steht. Dem S. 110 zu Mk. 14, 5 bemerkten *s kattê* gesellt sich Mtth. 27, 4 *bl ôth*. Bri*n*gith (Lk. 15, 22 = tha*n*keith 14, 31, tha*n*k 17, 9. ïnqvis 19. 31) ist kein Druckfehler; eben so wenig aggélê (Luk. 15, 10 = Joh. 9, 26).

Schließlich noch einige neuhochdeutsche Bemerkungen. Wer über Sprache schreibt, muß zu seinen Eigenthümlichkeiten historische Gründe haben. „Beim Unterricht," „mit einem Grundriß," „in ihrem Verfall," „beym Text," „von Erfolg ist" können wir uns denken; härter erscheint schon „aus einem andren Grund," „zu Grund legt." Bey „von Tag zu Tag" könnte man an mittelhochdeutsche Gesetze gedacht denken, aber es steht „ich trage von Tag zu Tag." Und wie ist „Plans, Testaments, Singulars, Plurals, Sprachgebiets, Begriffs" zu begreifen neben unseres, unsere?" Umgekehrt wieder „höhern, andern, letztern, ersterm, am weitsten?" Daneben aber wieder „vornen" (S. 73). In der Rechtschreibung lasseu wir „leztern (S. 67), jezt, nötigsten" gelten; sogar „verwant" (S. 53); Manigfaltigkeit" (S. 58) aber steht nicht im Verhältnisse zu „betrifft," und zu „gibt" (S. 70) stimmt nicht „viel, dieser, dieß, erzielen." Eben so wenig paßt S. 96 „Loos" zu dem streng festgehaltenen und durchgeführten sz, das sich übrigens typographisch sehr häßlich ausnnimmt; man erlaube zum Schluße eine Reihe solcher Mißgestalten vorzuführen: diesz, stoszen, grösze, bloszen, schlieszen, gleichmäszig, laszen, laszt, verfaszen, wiszen, bisz, dasz, *unpaszend*.

H. F. Maßmann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. October.

Nro. 211. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Khlesl's des Cardinals, Directors des geheimen Cabinets Kaisers Matthias Leben. Beschrieben von Hammer-Purgstall. II. Bd. Wien 1847.

Der vorliegende zweyte Band der Lebensgeschichte Khlesl's enthält 333 Seiten Text und 405 Seiten Documente. Diese sind eine wirkliche Bereicherung der Geschichte Oesterreichs und Deutschlands, und würden es noch in ungleich höherem Maße seyn, wenn es dem Hrn. Verfasser gefallen hätte, größere Sorgfalt auf die Correctur derselben zu verwenden. Nicht selten sind selbe bis zur Unverständlichkeit entstellt.

Was aber die Benützung des vorliegenden Materials betrifft, so müssen wir unsere in der Anzeige des ersten Bandes gemachte Aeußerung wiederholen, daß Text und Urkunde gar oft in entschiedenstem Widerspruche stehen, daß diese fast durchgängig mißverstanden, immer aber unvollständig benützt worden seyen.

Wir können uns hier um so kürzer fassen, da wir diese Beschuldigung früher weitläufig genug belegt haben. Wir erlauben uns nur einige Beyspiele, wie wir sie fast auf jedem Blatte finden, herauszuheben.

Am Schluße des Jahres 1606 ordnete der Kaiser den Bischof v. Olmütz Cardinal Dietrichstein und den Frhrn. v. Lamberg an seinen Bruder Matthias nach Wien ab. Die hierauf bezüglichen Documente verdienen die höchste Beachtung, indem sie über das Verhältniß beyder Brüder das hellste Licht verbreiten. Unter andern Fragen, deren Beantwortung dem Erzherzoge abverlangt wurde, war nach Hammer auch die: in wie weit es wahr sey, daß der Erzherzog die ungarische Krone wirklich angenommen habe? Worauf er diesem antworten läßt: Die Ungarn hätten ihm das Königreich angeboten und einige geheime Räthe des Kaisers ihn zur Annahme ermuntert. So Hammer.

Die Instruction der Abgeordneten hingegen besagt wörtlich: . . Sej uns glaubwürdig fürbracht, Das S. L. (seine Liebden) consentirt habe die Hungerische Cron von vns abzufodern. Hierauf entgegnet Matthias: „. . Seye Ja nit anderſt, dan das die hungharn starkh darauf (auf die Krone) getrunghen und gleichſamb die ganze tractation ſich deßwegen zerſtoßen . . . dahero mit obgemelten Gehaimer räth . . Affens darein verwilligt.“ Da aber der Kaiser begehrt, „das bej Ir Mtſt die Cron verpleibe“ habe er bewirkt, daß sich die Ungarn zur Ruhe begeben. — Es handelte sich also hier augenscheinlich um die materielle Krone, die Kaiser Rudolf mit sich nach Prag geführt hatte und Matthias nach dem Kriegszuge von 1608 nach Ungarn abführen ließ.

Nach Hammers Darstellung erwiederte der Erzherzog auf die Frage wegen des Geschäftes des Abts von Kremsmünster in Rom: „der Abt von Kremsmünster habe ein Briefstein an den Papst erhalten, um sich bey diesem zu entschuldigen, wenn bey der Verhandlung wegen des ungarischen Friedens

Etwas in Religionssachen versehen worden seyn sollte," während er zufolge der Relation Dietrichsteins die Antwort ertheilte: der Abt soll den Papst über den Gang des Ereignisses gehörig aufklären, da, wie der Erzherzog vernommen, Etliche ihm den Vorwurf machen, etwas vergeben oder übersehen zu haben.

Auf S. 21 ist fast jeder Satz unrichtig oder wenigstens sehr mangelhaft. Wir können uns nicht darauf einlassen, dieses in den einzelnen Fällen nachzuweisen.

Der Erzherzog hatte sich zweymal ausdrücklich gegen die Abgeordneten verpflichtet zur völligen Geheimhaltung des Gegenstandes, über welchen verhandelt wurde, oder vielmehr ohne Beyziehung irgend eines Dritten seine Antwort abzugeben. Hammer behauptet indessen ohne Bedenken, daß Matthias am 23. December von Lachsenburg, wo er sich damals aufhielt, nach Wien gekommen sey, um sich von Khlesl die mündliche und schriftliche Antwort ertheilen zu lassen. Für diese Anschuldigung eines doppelten Wortbruches sucht man vergebens einen Beweis, vielmehr kam der Erzherzog öffentlich in die Stadt, schickte seinen Kämmerer Cavriani mit einem Gruß an die Abgesandten und blieb überhaupt nur ganz kurze Zeit, um, wie Dietrichstein in der Relation bemerkt, Schriften abzuholen, deren er zur Verantwortung bedurfte.

Dietrichstein und Lamberg hatten den Auftrag erhalten, vom Erzherzoge die augenblickliche Entfernung Khlesls, Krenberg's und Cavriani's zu verlangen. Würde sich derselbe dessen weigern, oder würden diese selbst sich nicht sofort entfernen wollen, so haben sie ihnen ein Handgelübd bey Treuen und Ehren anstatt eines leiblichen Eides abzunehmen, daß sie sich jederzeit an dem Orte einstellen wollen, dahin sie berufen werden.

Der Erzherzog erklärte in Betreff Khlesls, daß er zwar des Kaisers Rath sey, aber zugleich auch das Predigtamt auf sich habe. Ohne in des Papstes Excommunication zu fallen, dürfe er ihn daher nicht wegweisen. Es gehe auch darum nicht an, weil eine solche Verweisung Infamiam auf sich trüge und den Privilegien entgegen sey.

Khlesl wurde daher ebenfalls vor die Abgesandten gefordert. Hammer läßt ihn denselben gegenüber sagen: es frage sich, ob sie diese Gesandten seyen? — Eine solche Rede aus Khlesl's Mund unter diesen Umständen überstiege denn doch alles Maß von Thorheit und Unsinn. Schon das hätte den Hrn. Verf. aufmerksam machen sollen. Die betreffende Stelle in der Relation lautet, wie folgt: fraget sich aber hoch, das wir dieselben (Abgesandte) wären und von uns Jr Mst. willen Er vernemme, weill er mich Cardinalen für sein Geistliche Obrigkheit erkhennet . . Es liegt hier auf der Hand, daß „fraget" ein Fehler ist, statt dessen gelesen werden muß „freuet." Nach Hammer sagt Khlesl ferner, schon vor zwey Jahren habe er sich nach Prag begeben wollen und würde sich davon nicht haben abwendig machen lassen, wenn ihn nicht Unverzagt durch ein Brieflein gewarnt hätte und wenn ihm nicht auch General Roßwurm die (Khlesl's Gewahrsam betreffenden) erhaltenen Befehle mitgetheilt hätte.

Die Relation sagt abermal das gerade Gegentheil. Dieser zufolge erklärte Khlesl, daß er ungeachtet der Warnungen von Seite der beyden genannten Herren sich eingefunden haben würde, wofern ihn nicht eine schwere Krankheit zurückgehalten hätte. Es geschieht ihm vollkommen Unrecht, wenn Hammer keinen Anstand nimmt, ihn des offenbarsten Ungehorsams gegen den Kaiser zu beschuldigen. Was man von ihm forderte und fordern konnte, das hat er ohne Zaudern versprochen und geleistet. Er erbot sich, jedesmal auf Erfordern zu erscheinen, wohin ihn der Kaiser berufen möge, wenn es nur nicht seiner geistlichen Jurisdiction zuwiderlaufe; er erbot sich ferner auf ein einfaches Briefchen des Cardinals hin: daß es der Kaiser gerne sehen würde, wenn er sich entfernte, Wien sogleich zu verlassen; nur wegweisen will er sich nicht lassen. Das wäre eine Infamie, die er nicht verdient. Wir werden in der Folge zeigen, daß sowohl Khlesl als Cavriani sich wirklich von Wien und vom Hofe des Erzherzogs entfernt haben. Uns scheint Khlesl, mit Hammers Erlaubniß sey es gesagt, genau so geantwortet zu haben, wie er sollte und mußte: In den Angelegenheiten, welche den kais. Dienst

betreffen und seine Unterthanspflichten, wolle er sich jederzeit und bereitwillig verantworten; in den Dingen aber, welche mit seinem Stand als Priester und seiner Lehre in Verbindung stehen, erkenne er nur seine geistliche Obrigkeit als competenten Richter an. Von Wien werde er sich freywillig nicht entfernen; er sey vom Papste in seinen Beruf eingeführt. Nur ein ordnungsmäßig geführter Proceß könne ihn hinweg bringen. Das sey Ehrensache, der Gewalt aber werde er weichen.

In wie ferne Khlesl's Schrift, welche er Namens der katholischen Stände dem Erzherzoge überreichte und worin die Anfänge und die Ausbreitung des Protestantismus in Oesterreich dargestellt werden, auch nur einigermaßen erschöpfend und richtig ausgelegt sey, überlassen wir der Beurtheilung jedes nur einigermaßen unterrichteten Lesers. Wir sind der Meinung, daß ein etwas einläßliches Eingehen auf diese wichtige Darstellung in einer Lebensgeschichte Khlesl's gefordert werden müsse.

Es wurde und wird auch noch gegenwärtig allgemein angenommen, daß vorzüglich Khlesl es war, welcher den unheilvollen Zwist zwischen den Brüdern Rudolf und Matthias anfachte und nährte. Darauf deutet Khevenhiller, dieses wirft ihm auch Herzog Maximilian von Bayern vor. Hr. v. Hammer nimmt die Sache als ausgemacht an, obgleich aus den von ihm mitgetheilten Urkunden das Gegentheil hervorgeht.

Gewiß ist, daß Khlesl und Cavriani auf Befehl des Kaisers im Anfange des Jahres 1607 kurz nach der Anwesenheit der kaiserlichen Abgesandten in Wien den erzherzoglichen Hof und Wien verlassen haben. Khlesl schreibt in einem zur Mittheilung an die Schwester des Matthias, die Erzherzogin Margaretha, bestimmten Briefe: „Daher Ir Kay. Mst. mich vnd den Ottavio (Cavriani) gar abgeschafft . . dann wären wier im Landt gewesen, so hetten Ir Kön. M. (Mathias) gewißlichen auf andere weeg Ir billich Intentum erhalten.“ *)

*) Urkunde Nr. 256.

Zum Kaiser selbst sagt er in einer Audienz am 14. März 1608: „Euer Mst. haben Uns bäde abgeschafft, was in unserer abwesenheit geschehen, gibt unserer Unschuldt Zeugnuß.“ Khlesl wurde wahrscheinlich nach Prag berufen. Gewiß ist, daß er zwischen dem 27. Jäner 1607, an welchem Tage er der Erzherzogin Maria in Grätz aus Wien schrieb, und dem Anfang des Juli, wo er in München auftaucht, in Prag war. Der Kaiser wies ihn weg. In der schon berührten Audienz spricht er vor den geheimen Räthen des Kaisers: „do (daß) mich Ir Mtt. unschuldig und ungehört abgeschafft, hette ich billich mit schmerzen empfundten; mit grösserem aber, als ich, vor Gott“ — hier muß etwas ausgefallen seyn — „do ich mich schon resolvirt und diesen spott überwundten, mit gwalt in patriam getriben worden.“

Khevenhiller meldet ebenfalls zum Jahre 1607 die Anwesenheit Khlesl's in Prag. Der Erzherzog habe ihn nach Wien berufen. Als der Kaisee hievon Kunde erhalten, habe er ihn festsetzen lassen wollen. Khlesl sey drey Tage bey einem guten Freunde im Versteck gelegen, dann verkleidet nach Regensburg entkommen und von da auf der Donau nach Wien gefahren. Das scheint wohl ein Mährchen zu seyn. Wir hörten ja eben aus Khlesl's Mund, daß er 1607 ausgewiesen wurde. Hammer behauptet zwar, daß dieses Ereigniß, welches Khevenhiller berührt, in das Jahr 1605 gehöre, lediglich aus dem Grunde, weil sich Khlesl in diesem Jahre einige Zeit in Passau aufhielt — auf der Rückreise nach seiner Flucht aus Prag, wie er meint. Allein damals kam Khlesl nicht von Regensburg nach Passau, sondern von Linz, welches er am 28. April verlassen hatte. Am 17. August treffen wir ihn noch daselbst.

Vor dem Ende des August 1607 kehrte Khlesl jedenfalls nicht nach Oesterreich zurück. Allem Anscheine nach begab er sich sogleich nach Neustadt. Gewiß war er nicht in der Umgebung des Erzherzogs, als die Vorbereitungen zum Kriege gegen den Kaiser getroffen wurden. Hätte er zum Kriege geschürt, wie hätte er im März 1608 vor den kais. Räthen in Prag, wo man gar wohl unterrichtet war, be-

haupten können, ohne Widerspruch besorgen zu müssen: daß er wider seine Durchlaucht und derselben Räthe gewesen und auch gegen das Kriegführen? Er war der Ansicht, „daß ihrer Durchlaucht Proceß wider ihre Majestät gar unrecht sey.“ Im Anfange des Jahres 1608, als eben die Verhandlungen zu Preßburg eingeleitet wurden und im besten Gange waren, berief der Kaiser Khlesln nach Prag. Er lag, als der Ruf zu ihm gelangte, krank darnieder in Neustadt. Kaum genesen begab er sich auf die Reise, ungeachtet zweyer Schreiben des Erzherzogs, welcher ihn wahrscheinlich zurückzuhalten suchte. Man empfieng ihn in Prag, wo er am 8. März eintraf, nicht wie einen Mann, welcher der Mitschuld an einer Empörung verdächtig ist, sondern um aus seinem Munde genaue Nachricht von dem wahren Stand der Dinge und Vorschläge zur Stillung zu vernehmen. Khlesl hat ein Tagebuch über seinen Aufenthalt in Prag hinterlassen, welches hier abgedruckt ist. Es ist dieses ein höchst merkwürdiges Actenstück und zugleich das glänzendste Zeugniß für Khlesl's Reinheit und Ehrenhaftigkeit. Khlesl bemüht sich, die Täuschungen am kais. Hofe zu zerstreuen, indem er die Sachlage mit einer Freymüthigkeit und Aufrichtigkeit schildert, die seinem Charakter zur Ehre gereicht. Freylich muß das Actenstück selbst gelesen werden, da aus der Darstellung Hammers manches in einem ganz falschen Lichte erscheint. So äußerte Khlesl nach Hammer: Wurmbrand sey der Rädelführer der Stände, aber auch Meggau, Khuen und Preiner hätten sich der Absicht des Kaisers widersetzt. Khlesl's Worte selbst aber besagen: Diejenigen aus den Protestanten, welche zu Prag gegen den Erzherzog Klage geführt, haben sich gegen diesen erklärt, daß, wenn er Religionsfreyheit bewillige, sie ihm das Land völlig übergeben wollen. „Es haben sich aber Herr Khuen, Meggau und Preiner ihrem Intent eifrig widersetzt.“

Eine schwere Versündigung gegen den Mann, dessen Leben zu beschreiben Hammer unternommen, hat er sich erlaubt, wenn er ihm am 14. März mit allerley Seitenbemerkung dem Kaiser gegenüber die Worte in den Mund legt: der Kaiser möge ihn an einen solchen Ort stellen, wo er sein aufrechtes Gemüth erzeigen und sich an seinen Feinden rächen könnte. Wir lassen Khlesl's eigene Worte folgen: . . . „bitte E. M. unterthenigst, weil ich mich an meinen Feinden nicht rächen kann und als ein Geistlicher nicht rächen darf, sie wollen mich an einen solchen Ort und an eine Spitze stellen, wo ich meine Treue und mein aufrichtiges Gemüth zeigen kann. Auf diese Weise werde ich meine Feinde zu Schanden machen und mich an ihnen rächen können.“ — Es bedarf wahrlich keiner weitern Auseinandersetzung, welches der wahre Sinn dieser Aeußerung sey.

Wie es Khlesl'n ganz um etwas anderes als um persönliche Rache zu thun war, beweist der Schluß seiner Ansprache an den Kaiser, worin er diesem zu Gemüthe führt, daß der Erzherzog von Natur aus gutmüthig sey und leicht versöhnlich, wenn ihm Rudolf nur einigermaßen entgegen kommen wollte, und daß in diesem Falle Cavriani, Meggau und Khuen redlich ihr Scherflein zur Erzielung einer Versöhnung beytragen würden.

Bey der Stimmung Rudolfs gegen seinen Bruder gehörte einiger Muth dazu, eine solche Aeußerung zu machen. Ueberhaupt aber verdienten solche Züge in der Geschichte Khlesl's wohl auch hervorgehoben zu werden, und nicht bloß jene, durch welche man seinem Charakter eine Mackel anhängen zu können glaubt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. October.

Nro. 212. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Khlesl's des Cardinals, Directors des geheimen Cabinets Kaisers Mathias, Leben.

(Fortsetzung.)

Wohin sich Khlesl von Prag wieder begeben habe, wissen wir zwar nicht — aber unzweifelhaft ist uns, daß er sich ferne gehalten habe von dem Lager des Erzherzogs, welcher selbst in einem Briefe an seinen Abgesandten in Rom unter dem 2. Mai schreibt: a Kleselio . . nihil exspectandum est, cum nihil hactenus tractaverit neque nobis constat, illum aliquid ad tractandum in mandatis habuisse. Hammer macht ihn dessenungeachtet zum Verfasser des Manifestes, welches der Erzherzog am 26. April 1608 aus Znaim erließ, findet aber wenige Zeilen später in der Fernhaltung Khlesl's während dieses Zuges ein glänzendes Zeugniß der Klugheit und fügt ein Paar Seiten zurück noch hinzu: „Tags darauf beschwerte sich Mathias in einem Schreiben (das, wie alle in diesem Feldzuge von Mathias ausgehende Memoriale, nicht aus Khlesl's Feder floß) . . ."

Als nach dem Vertrage vom 25. Juni 1608 Mathias als König von Ungarn und regierender Fürst von Mähren und Oesterreich nach Wien zurückgekehrt war, trat ihm Khlesl wieder zur Seite, eifrigst sich bemühend, jene verderblichen Folgen der jüngsten Ereignisse abzuwenden, welche sich aus dem Gange derselben nothwendig entwickeln mußten.

Das Schreiben Khlesl's vom 11. October 1608 ist sicher nicht an K. Mathias, sondern an Erzherzog Ferdinand gerichtet, was schon aus der Titulatur „Euer Durchlaucht ꝛc." und dann aus dem Inhalte selbst erhellt. Gewiß ist der ganze Sinn verfehlt, wenn Hammer den Bischof sagen läßt: werde Mathias auf dem bevorstehenden Landtage in Wien in eine Verhandlung wegen der Religionssache gezogen, so hätten die Ungarn die Waffen in den Händen . . . Ist es dem Hrn. Verfasser gefällig, die Stelle nochmal anzusehen, so wird er ohne Zweifel diesen Sinn in ihr finden: Werden seine königl. Würde also verlassen d. h. hilflos gelassen *), so müssen sie von Land und Leut weichen oder sich eine ungarische Tractation gefallen lassen, d. h. mit den evangelischen Ständen Oesterreichs sich in eine Verhandlung einlassen, wie jene mit den Ungarn im J. 1606, wobey der König unbewaffnet, seine Gegner hingegen gerüstet sind.

Ganz mißverstanden vom Anfange bis zum Ende, zum Theile ganz willkührlich ergänzt ist die Urkunde 261 — nebst dem, daß sie auch noch sehr fehlerhaft abgedruckt ist. Nicht der Nuntius in Wien, wie Hammer meint, sondern der am Hofe zu Grätz hat sich einen Uebergriff erlaubt, wegen dessen sich der Erzherzog Ferdinand entweder beym Kaiser in Prag oder bey K. Mathias in Wien Raths erholte. Khlesl war damals in Neustadt. Auch sein Gutachten wurde eingeholt, welches dahin ging: Vorläufig soll der Erzherzog dem Nuntius bemerken, daß sein Benehmen den

*) Mathias hatte sich in Salzburg, München, Passau und Grätz um Unterstützung gegen seine rebellischen Stände vergebens beworben.

Rechten des Erzhauses zuwiderlaufe ꝛc. Indessen seyen die alten Acten genau zu durchsuchen und gründliche Berichte einzuholen beym Klosterrathe, der Regierung und Kammer. — Mit dieser Deutung fällt auch die wirklich ganz halsbrecherische Hypothese Hammers hinweg, auf welche bedeutendes Gewicht gelegt wird, daß Khlesl im Eifer den Mathias im Eingange Erzherzog genannt und sich erst gegen das Ende an die königliche Würde erinnert habe. Noch weit ärger ist die folgende Urkunde, ein Brief des Frhrn. v. Eggenberg an Erzherzog Ferdinand, mißhandelt. Der ganze Sinn ist mißverstanden.

Margaretha, an welche Khlesl's Brief Nr. 263 gerichtet ist, kann unmöglich die Gemahlin Philipps III. von Spanien, Erzherzog Ferdinands Schwester seyn. Diese würde Khlesl nicht mit „Euer Durchlaucht" angeredet haben. Zudem sagt Khlesl an einer andern Stelle Nr. 256, daß des Mathias Mutter auch die Mutter der Margaretha sey. Es ist also diese die Tochter Maximilian II., welche mit ihrer Mutter der Kaiserin Maria, 1580 nach Spanien ging, wo sie sich mit dieser 1583 in das Kloster Des Calcas in Madrit zurückzog, in dem sie am 5. Juli 1633 starb. Man scheint sie, wie ihre Tanten, die Töchter Ferdinand I. zu Hall, im gewöhnlichen Leben „Königin" genannt zu haben. Sie war eine staatskluge Dame, bey der sich die beyden Khevenhiller, Johann und Franz Christoph, in schwierigen Umständen oft Raths erholten. An diese war der Brief Khlesl's gerichtet. Damit fällt auch die aus der Luft gegriffene Behauptung Hammers zu Boden, daß die Königin von Spanien auf das Ansinnen ihres Bruders Ferdinand von Steiermark den König Mathias mit Vorwürfen bestürmt habe. Khlesl beantwortet eigentlich einen Brief der Erzherzogin an K. Mathias in dessen Namen und ist bemüht, sowohl den König als auch sich selbst gegen die Vorwürfe zu vertheidigen, welche man in Spanien beyden insbesondere der am 19. März 1609 geschlossenen Capitulations-Resolution wegen gemacht hatte. Um seiner hohen Wichtigkeit wegen und da Hammer diesen Brief, wie gewöhnlich, wieder eben so mangelhaft als unrichtig benützt hat, erlauben wir uns einige Stellen anzuführen.

Khlesl betheuert, daß der König katholisch sey und es bleiben werde; daß er seinen Beichtvater aus dem Orden des hl. Franz beständig um sich habe *). Nur weil der Kaiser die Unterthanen des Königs wieder zu verlocken getrachtet und man ihn von allen Seiten hilflos gelassen, habe er nothgedrungen jenen Vertrag eingegangen, der eigentlich auch nichts anderes als die Concession Maximilians II. enthalte, und bloß für die Lebensdauer des Königs Kraft habe. Dann wird die Geschichte der projectirten Heirath mit der Prinzessin Magdalena von Bayern sehr umständlich besprochen. Hammer würde sehr wohl gethan haben, wenn er die hier vorliegende Relation seiner Erzählung zu Grund gelegt hätte.

Verwandten Inhaltes und ebenso merkwürdig und inhaltsreich ist ein Schreiben Khlesl's an Anna Grünberger, eine Nonne im Kloster zur Himmelpforte in Wien. Es ist ebenfalls in der Absicht geschrieben, der Erzherzogin mitgetheilt zu werden, um die besorgte Schwester wegen der Rechtgläubigkeit des Bruders zu beruhigen, ungeachtet der den Protestanten Oesterreichs gemachten Zugeständnisse.

„Ungarn, Mähren und Oesterreich haben sich gegen den König verschworen, alle Sektischen im Reiche standen auf ihrer Seite und selbst die Böhmen fiengen zu rebelliren an. Der Kaiser selbst handelte gegen Mathias **). Aus eben diesem diesem Grunde wurde er überall, wo er Beystand suchte, abgewiesen. Geistliche und weltliche Fürsten des Reichs riethen ihm, unter diesen Umständen einen Vertrag zu suchen, wenn anders die katholische Religion nicht völlig ausgetilgt werden soll. Die Katholischen im Lande seyen verzagt, kalt, kleinmüthig und getrennt gewesen, nur der kleinste Theil habe sich dem König eifrig angeschlossen, während die Ketzer mit Volk und Obristen versehen stündlich bereitet gewesen seyen, über die schwächern Gegner herzufallen. Bey dieser Lage der Dinge haben die Räthe den König Tag und Nacht dermassen geängstigt, getrieben, belästigt und ihm weder zum Essen, Schlafen noch sich zu be-

*) Also nicht einen Jesuiten, wie Hammer behauptet.

**) Statt „vnd" muß wohl „wider" gelesen werden.

denken Zeit gelaſſen, ſondern ihn bey dieſen Beängſtigungen alſo übereilt, daß er nach ſeiner eigenen Verſicherung ſelbſt nicht gewußt, wie ihm geſchehen und was er unterſchrieben. Auch Erzherzog Maximilian habe geſtanden, keinen andern Ausweg zu wiſſen. Es ſey übrigens die Abſicht des Königs, Zeit zu gewinnen, ſich mit dem Kaiſer zu verſöhnen, den Lutheriſchen die Waffen zu entwinden — und nach hergeſtelltem Frieden die Artikel zurückzunehmen.

In Anbetracht ſeiner ſelbſt verſichert Khleſl, daß er zwar einige Monate hindurch die erſte Stelle im geheimen Rathe eingenommen und die Kanzley geführt habe *). Sobald aber durch die Räthe die Angelegenheit auf jene Spitze gebracht worden ſey, haben ſie gegen ihn Einwendungen gemacht und nicht mehr neben ihm ſitzen wollen. Sobald ſie den König allein gehabt und Niemand mehr auf ſeiner Seite geſtanden, ſey das Werk in drey Tagen beendigt worden.

In dieſem Schreiben ſagt Khleſl auch: daß die Mutter der Erzherzogin bey ihrem Abſchiede ihn aufgefordert habe, ihren Söhnen treu zu dienen. Das habe er ehrlich gethan. Auch der Königin Margaretha ſoll dieſer Brief mitgetheilt werden, die ihn wohl kenne und wiſſe von dem vertraulichen Verhältniſſe, in welchem er zu ihrer ſeligen Mutter geſtanden ſey und jetzt zu ihren Brüdern ſtehe.

Wunderbar aufgefaßt iſt eine Stelle aus der Rede, welche der berüchtigte aber talentvolle Wühler Erasmus Thernembl am 19. Jäner an die mähriſchen Stände zu Olmütz hielt. Nicht die ſteyriſchen Stände hatten Interceſſion für die proteſtantiſchen Stände Oeſterreichs bey den Mährern eingelegt, ſondern ſie ſuchten dieſelbe für ſich. Dieſe empfiehlt Tſchernembl den mähriſchen Ständen. Mittels einer am 24. Nov. 1609 ausgeſtellten Credenz fertigte der Ausſchuß der evangeliſchen Stände Inneröſterreichs den Chriſtoph v. Scherfenberg, Karl v. Egg und Dietrich v. Auersberg mit einer weitläufigen Schrift, welche in einer ſehr heftigen Sprache eine große Anzahl politiſcher und Religionsbeſchwerden enthielt, nach Wien ab, ſowohl an den K. Mathias als auch an die Stände der augsburgiſchen Confeſſion. Dieſe baten auch wirklich den König um Verwendung bey Erzherzog Ferdinand. Eine ganz ähnliche Beſchwerdeſchrift wurde am 4. Nov. dem in Preßburg verſammelten ungariſchen Reichstage übergeben ebenfalls mit dem Erſuchen um Verwendung bey K. Mathias. Indeſſen hatte der Erzherzog Ferdinand von dieſen Umtrieben Nachricht erhalten. Auf ſeinen Befehl ddo. 12. Jäner 1610 mußten die Abgeordneten zurückkehren. Darauf ſpielt auch Tſchernembl an.

Am 19. April 1610 hatte der Kaiſer an die öſterreich. Stände ein Patent erlaſſen, worin er ihnen in Anſehung der Tücke, Hinterliſt und Verführung, welche aufgewendet worden, um ſie ſeiner Regierung zu entziehen, im Falle der Rückkehr nicht nur volle Vergebung, ſondern auch Freylaſſung der Religion, einen Majeſtätsbrief nebſt noch andern Begünſtigungen verheißt. Schon im vorigen Jahre während der Verhandlungen mit den Ständen in Horn hatte er es an mancherlei Umtrieben nicht mangeln laſſen. Das Kriegsvolk, welches der Kaiſer durch den Erzherzog Leopold hatte werben laſſen, bekannt unter dem Namen des Paſſauervolks, ſollte den Planen des Kaiſers Nachdruck geben. Es fragte ſich alſo darum, ob K. Mathias ſich in Gegenverfaſſung ſetzen oder ob er ſich ohne Widerſtand ſoll austreiben laſſen?

Darüber begutachtete nun Khleſl: was unter den gegebenen Umſtänden dem Könige zu thun obliege und wie er ſich den Umtrieben *) und Rüſtungen des Kaiſers gegenüber ſicher ſtellen könne? Sein Gutachten faßt ſich in dem Satze zuſammen, daß ſich der König zwar rüſten, aber nicht angriffs- ſondern nur vertheidigungsweiſe verfahren dürfe.

*) Vor dem 19. März 1609.

*) Daß übrigens Mathias in den Ländern des Kaiſers auch nicht müßig war, iſt erſichtlich aus den Abhandlungen der böhm. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften IV. 163.

Wie man ihm deßhalb vorwerfen kann, er habe es in diesem Gutachten darauf angelegt den König gegen seinen Bruder „zu verhetzen“ ist uns nicht begreiflich. Vor zwei Jahren hatte sich Khlesl fern gehalten. Damals sah er das Unternehmen des Erzherzog gegen seinen Kaiser und Herrn als ein ungerechtes und verderbliches an. Gegenwärtig standen die Dinge anders. Der Kaiser hatte die Länder, welche er wieder an sich nehmen wollte, förmlich und feyerlich an Mathias abgetreten. Das Unrecht war in diesem Falle auf seiner Seite. Die seltsamsten Unrichtigkeiten kommen auch in Bezug auf das Document, das hier in Rede steht, wieder vor. Nach Hammers Darstellung soll unter andern Khlesl gerathen haben: Die Stände der abgetretenen Länder seyen aufzufordern, als redliche Leute bey ihrer Pflicht als treue Unterthanen des Königs zu stehen, ihre Antwortschreiben an den Kaiser dem Könige mitzutheilen. — Verstehen wir die Stelle richtig, so enthält sie folgendes: die böhmischen Landesofficiere und die Andern, welche den Vertrag (vom 25. Juni 1608) gesiegelt haben, seyen aufzufordern, über Beobachtung desselben zu wachen und den Kaiser zu seiner Erfüllung zu bestimmen. Hierüber soll man ihnen Antwort abverlangen. Die Länder aber — Oesterreich, Mähren und Ungarn — seyen zu veranlassen, dem Kaiser ebenfalls zu schreiben, d. h. ihm auf das an sie gerichtete Patent Antwort zu geben, damit sich der König nicht allein des Kaisers Unwillen auflade, doch sollen sie den Aufsatz der Antwort vor der Ausfertigung zur Durchsicht und Genehmhaltung mittheilen, so wie auch der König seine Entgegnung den Ländern vorlegen wolle. — Ebenso heißt es bey Hammer, daß vorzüglich Ernst v. Molart dem Kaiser zu den Waffen rathe. Khlesl aber sagt genau das Gegentheil: „daß Niemand aus den Räthen (des Kaisers) insbesondere Ernest von Molart die arma rathen werde.

Was Hammer den Verfasser des geheimen Memorials Nr. 269 über Breuner sagen läßt, klingt doch gar zu lächerlich: „er habe mit eigener Hand Marschrouten geschrieben —“ statt: er habe die Instruction dem Strassen (so) in optima forma von eigener Hand gestellt.

Uebrigens, wenn die Randglossen wirklich von Khlesl geschrieben sind, woran nicht zu zweifeln, so kann er unmöglich der Verfasser des Memorials sein. Die Glossen stellen bisweilen eine ganz entgegengesetzte Meinung auf, beschränken und berichtigen auf eine Weise, welche die Identität des Glossators mit dem Verfasser selbst mehr als bloß unwahrscheinlich machen.

Für die Behauptung Hammers, daß Wolf v. Hofkirchen und Georg Ehrenreich v. Puchheim an der Spitze derjenigen Katholischen gestanden haben, welche sich vom Kaiser gegen den König haben brauchen lassen, finden wir in dem Documente Nr. 272 keinen Beleg, wohl aber wird dort gesagt, daß der Kaiser diese beyden, welche Haupträdelsführer in der (evangelischen) Religion seyen, zu sich erfordert habe, während Mathias mit Aufwendung aller Kräfte stets bemüht war, die Resolutionen des Kaisers handzuhaben. Dem päpstlichen Nuntius ist dieses Memorial nebst den übrigen katholischen Fürsten, welche den Fürstentag zu Prag, der eine Aussöhnung zwischen den Brüdern bewirken sollte, besuchten, zweifelsohne gezeigt worden; die schlaue Vermuthung Hammers aber, da ßes Khlesl vornehmlich auf den Nuntius abgesehen habe, um den Wünschen seines Ehrgeitzes zuzusteuern, ist durch gar nichts gerechtfertigt. K. Mathias wollte dem Vorwurfe der kathol. Fürsten, daß er die Religion verrathen habe, begegnen. Das ist der natürlichste, vollkommen genügende Schlüssel zum Verständnisse der Schrift.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. October.

Nro. 213. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

M. Tullii Ciceronis orationes selectae duodecim. Alteram suam recensionem recognovit Dr. Jo. Nicolaus Madvig. Hauniae MDCCCXLVIII. Sumptibus F. M. Soldenfeldtii. VIII u. 246 S. 8.

Wenn es der Unterzeichnete unternimmt, die vorliegende neue Ausgabe eines Werkes, welches in der Kritik der Ciceronischen Reden Epoche gemacht hat, einer eingehenden Beurtheilung zu unterwerfen, so geschieht es weniger aus dem Grunde, weil die hohen Verdienste, welche sich Madvig um den Text dieser Schulreden erworben hat, noch immer nicht die gebührende Anerkennung gefunden haben, als deßhalb, weil der Unterzeichnete zu mehreren der vorliegenden Reden neue handschriftliche Quellen benützt hat, und so besser als andere im Stande zu seyn glaubt, Madvigs Verdienste zu würdigen. Daß die reformatorische Kritik, die derselbe, mit allen Gaben eines großen Kritikers ausgerüstet, bis jetzt nur erst geringen Einfluß auf die Texte unserer Schulausgaben geäußert hat, darf um so weniger Wunder nehmen, da weder in der kritischen Gesammtausgabe der Reden von Klotz noch in den Spezialausgaben einzelner Reden, die seit der ersten Bearbeitung von Madvig erschienen sind, seinen Verdiensten die volle Anerkennung geworden ist, und der Text dieser Reden durch dessen Nachfolger fast nichts gewonnen, wohl aber unter den Händen Einiger bedeutende Rückschritte gemacht hat. Ref. kann es daher Herrn Madvig nicht als stolzen Eigendünkel anrechnen, wenn er über das Verhältniß der neuen Ausgabe zur zweyten Bearbeitung vom Jahre 1841 bemerkt: Alteram recensionem cum cura retractavi examinatamque libero animo, si perpauca excipias, eandem reliqui. Nam neque novi subsidii quidquam admodum interea accessit neque iudicii mei me rationisve aut in tota re aut in singulis locis poenituit. Ne aliorum quidem studia in has orationes his annis magnopere ulla collata sunt, quorum in scriptura recognoscenda ratio habenda videretur, nisi si quid disperse adnotatum, ut quaedam a Wesenbergio meo. Denn wie weit Ref. mit den handschriftlichen Quellen bekannt ist, so muß er Herrn Madvig das Zeugniß geben, daß er das Mögliche bey den vorhandenen Hilfsmitteln, und zwar bedeutend mehr als alle seine Vor- und Nachgänger geleistet hat. Sein Verdienst ist es, daß er mit dem sichersten Takte den Werth der bekannten Handschriften gewürdigt, mit beharrlichem Fleiße die zerstreuten Quellen der Kritik verfolgt und eine ziemliche Anzahl von verschollenen Lesarten aus ihrem Dunkel hervorgezogen, daß er endlich verborgene Schäden zuerst aufgedeckt und nicht wenige verderbte Stellen durch ganz sichere Verbesserungen geheilt hat. Dieses Verdienst wird erst dann vollständig anerkannt werden, wenn es, wozu freylich wenig Aussicht vorhanden ist, gelingen sollte, noch bessere handschriftliche Mittel zu mehreren Reden zu erhalten. Die zum Theil sehr guten Quellen, die dem Ref. zu einigen der vorliegenden Reden zu Gebote standen, sprechen alle dafür, daß der Weg, den Hr. Madvig eingeschlagen hat, der richtige ist, und daß die von ihm geschaffene Grundlage, wenn auch noch mancher

Nachbesserung im Einzelnen fähig, so doch kaum mehr eine völlige Umgestaltung erleiden wird.

Die erste Rede, mit welcher die Sammlung beginnt, die pro Sex. Roscio Amerino, gehört bekanntlich zu denjenigen, zu denen es an guten Handschriften völlig gebricht. Die vorhandenen stammen alle aus einer Quelle, wie aus den mehrfachen Lücken, besonders der großen in cap. 45, 132 hervorgeht, und diese Quelle ist sicherlich nicht so lauter, wie anzunehmen man sich einmal gewöhnt hat. Daß auch aus den Pariser-Handschriften für die Rede wenig zu gewinnen ist, hat die Ausgabe von Steinmetz gezeigt, wenn er auch in seiner bekannten Manier keine vollständigen Collationen gegeben hat. Unter diesen Umständen muß um so mehr bedauert werden, daß die Lagomarsinischen Collationen zu dieser Rede, der dreyzehn Handschriften verglichen hat, nicht bekannt geworden sind; denn Niebuhr bezeichnet (Orationum fragm. pag. 83) von diesen zwey als „ceteris longe praestantes“ und einen dieser Codices als den „optimus omnium, qui hactenus collati sunt.“ Ein Auftrag, den Ref. deßhalb nach Rom ertheilt hatte, traf unglücklicher Weise gerade in den Tagen ein, wo im vorigen Jahre der Sturm gegen die Jesuiten losbrach, so daß alle Bemühungen fruchtlos geblieben sind. Für eine kritische Bearbeitung dieser Rede war auch der Umstand bis jetzt nachtheilig, daß auch von den mittelmäßigen Handschriften, die man hat, nicht eine einzige in vollständiger Collation bekannt war. Denn daß sich aus genauen Collationen wenigstens ein kleiner Gewinn ziehen läßt, davon hat sich Ref. überzeugt, der zur Rosciana eine Vergleichung des jetzt in Wolfenbüttel befindlichen codex Helmstadtiensis Nr. 304. und die doppelte Abschrift dieser Rede in dem Salisburgensis aulicus Nr. 34. (jetzt Monac. cod. Lat. 17934.) besitzt. Durch beyde Handschriften oder eine derselben sind mehrere Emendationen Madvigs bestätigt worden, so vor allem die vortreffliche §. 8., die noch Jordan in der Zeitschr. f. Alterth. Wiss. 1845. S. 660 gänzlich verworfen hat: ut spoliis ex hoc iudicio ornati auctique discedant, wie wörtlich im Helmst. steht; ferners §. 70. a maleficio summoverentur für maleficio s. durch den Salisb. (ist Conjectur Wesenbergs); §. 77. ex iis quaereretur st. ex his (gleichfalls von Jordan a. a. O. angezweifelt); §. 82. ibi quoque nos für ibi nos quoque, durch den Sal. und Helmst. bestätigt; §. 108. iis gratias agi. So sind auch mehrere Lesarten, die Madvig bloß auf das Zeugniß einer einzigen Handschrift oder der editio Veneta von 1472 aufgenommen hat, jetzt gesichert. So fehlt im Helmst. §. 40. das zweyte placebat und §. 54. das zweyte cogitabat (beyde Verbesserungen von Jordan S. 661 f. verworfen); der Sal. hat §. 48. das richtige ac non modo für at non modo, womit wir noch verbinden, daß der Helmst. §. 110. deutlich aliqua fretus (nicht fretum) mora hat; ferners bestätigt der Sal. §. 113. die Umstellung von mandati nach negligentia, wie Puteanus und Grnevius schreiben wollten; durch die Lesart desselben Codex §. 77. meministine T. Roscium recusare ist ein ganz sicheres Zeugniß für die treffliche Verbesserung Lambin's meministisne T. Roscium recusare gegeben, von der es uns Wunder nimmt, daß Madvig ihre Nothwendigkeit nicht erkannt hat, die dem scharfsinnigen Garatoni in seinen handschriftlich hinterlassenen Curae secundae nicht entgangen ist; vgl. auch Büchner p. 246. Eine nothwendige Verbesserung ist auch §. 11. talem te nobis et rei publicae hoc tempore impertias für et populo Romano, wie eine genaue Beachtung des Zusammenhangs deutlich lehrt. Auch diese hat Garatoni auf das Zeugniß des Grammatikers Arusianus Messius p. 237 ed. Lind. mit Recht geschützt; Ref. kann sie jetzt durch eine sonst sehr fehlerhaft geschriebene Handschrift, von der er eine Probe besitzt, den Gudianus Nro. 68. bestätigen.

Die bedeutendste Aenderung, die H. Madvig in der neuen Ausgabe der Rosciana vorgenommen hat, findet sich in der schwer verdorbenen Stelle c. 5, 11, in der er schreibt: Omnes hanc quaestionem te praetore e manifestis maleficiis quotidianoque sanguine dimissui sperant futuram. Die Aenderung ist so leicht als möglich, indem sie bloß in der Einsetzung von e nach praetore beruht; dimissui selbst liegt in den Handschriften deutlich zu Tage; 3 Pariser bey Steinmetz haben dimissm,

was man eben so gut dimissui lesen kann; der cod. St. Victoris dimissiui; der Helmst. und Sal. dimissius oder dimissuis (vor s!) und ähnlich die übrigen Handschriften. Auch der von Madvig in den Worten gesuchte Sinn entspricht völlig dem Zusammenhange, indem er dimissui erklärt: liberationi, d. h. ut aliquando ex his malis dimittamur et exsolvamur, welchen Gedanken schon frühere Erklärer in der Stelle gesucht, aber keine wahrscheinliche Verbesserung aufgefunden hatten. Madvig zeigt auch, daß das Wort wirklich im Gebrauche gewesen ist; es wird von Charisius II, 14, 23. mit ähnlichen Dativen angeführt, von denen Madvig mit Recht bemerkt, daß mehrere derselben sich äußerst selten finden, wie z. B. despicatui, das außer bey Plautus nur einmal bey Cicero vorkommt. Er verhehlt jedoch nicht, daß ähnliche Wortbildungen mit esse gewöhnlich nur so gebraucht werden, daß sie in passiver Bedeutung vom Subjecte zu verstehen sind, wie z. B. despicatui, irrisui, contemptui esse. Ref. fügt noch bey, daß auch der Begriff dimittere dem Gedanken nicht recht zu entsprechen scheint, glaubt jedoch, daß es weit leichter ist, die Möglichkeit dieser Verbesserung anzustreiten als einen besseren Ersatz dafür zu geben, weßhalb er dieselbe keineswegs geradezu verwerfen möchte. — Eine andere Vermuthung, die H. Madvig früher bloß in einer Anmerkung beybrachte, ist jetzt in den Text aufgenommen *).

(Fortsetzung folgt.)

*) Mit Recht bemerkt der Herausgeber p. IV: Uno in genere nonnihil hoc exemplum nostrae recensionis a superiore differt non sententiae varietate, sed quod quae vera esse iam antea sentiebam, nunc liberius secutus sum. Dixi enim iam alibi, scholarum discipulorumque rationibus non optime consuli mihi videri, si multa quae ut vera probaremus in interpretandoque ipsi sequenda putaremus, in marginibus adnotata relinquerentur. Itaque compluribus locis, quae antea illic posueram probarique mihi significaram, nunc in ipsa oratione posui . . . aliae tamen emendationes nunc quoque inferiorem illum tenent locum.

Khlesl's des Cardinals, Directors des geheimen Cabinets Kaisers Matthias Leben.

(Schluß.)

Als Beleg der Leichtfertigkeit in Behandlung der Urkunden wollen wir zum Schlusse das Schreiben Khlesls an K. Mathias Nr. 347 etwas genauer besehen und herausheben, was Khlesls Person insbesondere betrifft. Auf den October des Jahres 1611 war ein Kurfürstentag nach Nürnberg angesetzt. Als Kurfürst von Böhmen und Competent für die Krone des deutschen Reiches mußte sich auch Mathias daselbst vertreten lassen. Unserm Khlesl ward in dieser Vertretung die erste Stelle aufgetragen. Indem er nun seinem Herrn die Bereitwilligkeit, das Geschäft zu übernehmen erklärt, sagt er unter andern: „Ungeachtet seines Alters und seiner Leibesschwachheit und selbst der Gefahr des Lebens an einem Orte, wo sich viele lutherische und calvinische Fürsten versammeln werden, denen er wegen der Religion, und viele kaiserlich Gesinnte, welchen er aus diesem Grunde äußerst verhaßt sey; ungeachtet der ihm so empfindlichen Winterkälte weigere er sich keinen Augenblick, das Geschäft auf sich zu nehmen. Sollte er während dieser Reise sterben, so bitte er noch vor seiner Abreise um die königliche Versicherung, daß, da er, wie alle nicht Klostergeistlichen, über sein Vermögen frey verfügen könne, K. Mathias seine letztwillige Anordnung handhaben, schützen und schirmen wolle, um so mehr, als sein Vermögen redlich und ehrlich mit Mühe und Anstrengung erworben, die Einkünfte seiner Pfründen hingegen zur Abzahlung der (auf ihnen haftenden) Schulden und zur Herstellung der in Verfall gerathenen Gebäude seyen verwendet worden. Der König wisse wohl, daß er sonst keine Gnaden empfangen habe.

Das Bisthum Neustadt habe er ganz verödet übernommen und hinterlasse es als zweyter Stifter. Die Stadt sey durch ihn zum katholischen Glauben zurückgeführt worden. Deßhalb erbitte er sich

die Bewilligung, einen Coadjutor ernennen zu dürfen, den sich der König auf den Fall seines Todes vor allen Uebrigen wolle empfohlen seyn lassen. Wenn er diese Kirche wohl versorgt wisse, werde er leichter sterben.

Auf dem Tage in Nürnberg soll er den höchsten der Könige, der zugleich Bewerber um die Kaiserkrone ist, vertreten. Diese Stellung fordert einen gewissen äußern Glanz. Wie er hoffe, werde man ihn mit Leuten versehen. Ihm selbst und seinen wenigen Dienern mangeln Winterkleider; er besitze nur einen alten Wagen. Wenigstens eine Carosse zur Auffahrt bey den Kurfürsten, zwey Kutschen für seine Leute und ein Heerwagen nebst einigen Reitrossen (für das Weiterkommen in unwegsamen Gegenden) seyen ihm nothwendig; ebenso bedürfe er eines guten Secretair's und einiger Personen zum Schicken (um sie als Boten verwenden zu können). Arzt, Barbier und Apotheker fordere er nicht, unerachtet er in Orte kommen werde, wo er Niemanden trauen dürfe. Gott sich empfehlend hoffe er das Nöthige zu finden, da so viele Katholische zugegen seyn werden. Der König wolle überzeugt seyn, daß kein Pfennig unnöthig ausgegeben werde, doch könne er selbst durch anderweitige Geschäfte gehindert sich mit der Verrechnung nicht befassen.

Zum Schlusse ermahnt er den König, das Erforderliche und Nöthige schleunigst zu veranstalten und schlägt vor, den Herren v. Meggau mit diesem Geschäfte zu betrauen. Er selbst könne es nicht thun, weil es sich um seine Person handle und weil er mit den Reisevorbereitungen vollauf zu thun habe." —

Hammer macht hiezu die ebenso hämische als unwahre Bemerkung: Dieses Schreiben . . . ist zugleich kein unwichtiges Zeugniß von Khlesl's eifriger Bedachtnahme auf die Interessen seiner Person. Er bedingt sich darin . . . den nöthigen Aufwand von Kleidern und Wägen, die Beygebung eines eigenen Secretairs, Arztes, Barbiers und Apothekers ꝛc.

Zugleich schlägt er dem Könige vor, während seiner Abwesenheit die Leitung der Geschäfte dem Oberstkämmerer Freyherrn von Meggau anzuvertrauen.

Zum Schlusse müssen wir das im Eingange ausgesprochene Urtheil wiederholen, daß der Werth des Buches lediglich in den Urkunden liege; wir würden ihn noch weit höher anschlagen, wenn sie nicht gar oft durch Fehler aller Art bis zur Unverständlichkeit entstellt wären. Dem geschichtlich seynsollenden Texte können wir keinen Werth beylegen.

Von Verarbeitung des schönen Materials, von Uebersichtlichkeit, von irgend einer Sorgfalt findet sich nirgends eine Spur. Will sich der Herr Verfasser zu allgemeinen Betrachtungen, zu einem Zusammenfassen der gewonnenen Resultate erheben, so geschieht es in einer Weise, daß man um seinetwillen wünschen muß, daß er es unterlassen hätte. Am wenigsten begreift man warum das Werk den Titel: Khlesls Leben — an der Stirne trägt, da über dieses eigentlich nie verhandelt wird. Darauf, welchen Einfluß er geübt, in welcher Weise er an den Ereignissen Theil genommen habe, wird außer in allgemeinen und daher nichts sagenden Phrasen und kühnen Machtsprüchen nie insonderheit Bedacht genommen.

Wir müssen übrigens noch beyfügen, daß uns der Character Khlesls, je öfter er uns in seinen Schriften und Handlungen entgegen tritt, desto achtungswürdiger erscheint. Die Vorurtheile, welche wir bisher gegen ihn gehegt, verschwinden immer mehr. Hammer sieht in ihm nichts weiter, als einen schlauen, ehrgeitzigen Intriganten, der vom brennendsten Ehrgeitze beherrscht den Wünschen desselben alles unterordnet und über die zum Ziele führenden Mittel nie übermäßig verlegen ist. Den Nachweis hiefür ist er bisher noch schuldig geblieben.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. October.

Nro. 214. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

M. Tullii Ciceronis orationes selectae duodecim.

(Fortsetzung.)

Er schreibt nämlich §. 81. qui non modo Romae non fuit, sed omnino, quid Romae ageretur, nescivit, wo in den Handschriften steht nescierit. Daß in der Verbindung von non modo — sed die verschiedenen Modi fuit und nescierit unvereinbar sind, ist klar; nur scheint dem Ref. in paläographischer Beziehung die Aenderung nescius erat (aus nesci'erat) leichter. — Hingegen können wir einer neuen Vermuthung, die §. 106. in der Anmerkung vorgebracht ist, keinen Beyfall schenken. Dort haben alle bekannten Handschriften die unlateinische Wendung: hic nihil est quod suspicionem hoc putetis. Daß sich Madvig mit der nichtssagenden Aenderung quod suspicionem hanc putetis nicht befriedigt hat, ist ganz zu billigen; allein was er neu vermuthet: hic nihil est quod suspicione occupetis, ist ein gesuchter Ausdruck, in dem Ref. auch das römische Colorit zu vermissen meint. Ref. ist überzeugt, daß hier ein tieferer Fehler versteckt liegt; er vermuthet, daß Cicero geschrieben habe: Hic nihil est quod suspicioni esse locum putetis, welche Aenderung auch in paläographischer Hinsicht nicht zu kühn erscheinen wird, indem suspicioni c̄c̄ locū von dem, was die Handschriften bieten suspicionē hoc nicht zu ferne liegt.

Eine genauere Besprechung wird Ref. der Rede pro Rege Deiotaro widmen, von welcher H. Madvig in der Vorrede p. VIII bey Gelegenheit bemerkt: Sed in Deiotariana non uno hoc loco dubitatio residet. Worin die Schwierigkeit der Kritik dieser Rede beruht, hat Madvig in der Vorrede zur zweyten Ausgabe der Orationes selectae pag. X. (wieder abgedruckt in den Opuscula altera p. 307) vortrefflich auseinandergesetzt. Durch die genauere Kenntniß der Handschriftenfamilie, zu welcher in dieser Rede der codex Erfurtensis gehört, die Ref. der Kürze halber die Familie A nennen will, während er die sogenannte deterior familia mit B bezeichnet, sind zwar mehrere Stellen der Rede richtig verbessert worden; allein die blinde Ueberschätzung der Familie A und der Mangel an Urtheil, den man hiebey an den Tag gelegt hat (wer möchte z. B. die treffliche Recension der Pompeiana im Erfurt. mit der Rec. der Deiotariana in demselben Codex auf gleiche Linie stellen?), hat anderseits so verderblich gewirkt, daß es keine zu harte Behauptung ist, wenn man sagt, daß die Kritik dieser Rede durch die Bearbeitungen von Klotz und besonders von Soldan nicht geringe Rückschritte gemacht hat. Denn der Text, den diese Kritiker geliefert haben, ist nicht viel mehr als ein bloßer Abdruck des in dieser Rede ziemlich stark interpolirten Erfurtensis mit allen seinen Vorzügen und Fehlern, und kann auf den Namen einer Recension, bey welcher doch auch die ratio ein Wort mitzureden hat, kaum einen Anspruch machen. Es bleibt das Verdienst Madvigs, diesem einseitigen Verfahren durch die scharfe Kritik, die er in der Vorrede zur zweyten Ausgabe der Oratt. sell. geübt hat, wohl für immer den Stab gebrochen zu haben. Man ist dabey so blind gewesen, daß man selbst solche Lesarten der Familie B, die durch Zeugnisse alter Grammatiker und des Scholiasten bestätigt sind, verworfen, daß man dem

Erfurt. zu lieb auch die wenigen Lesarten, die Fr. Modius aus seinen zwey ausgezeichneten Kölner Handschriften bekannt gemacht hat, unbeachtet gelassen, daß man sich endlich wenig darum gekümmert hat, daß sich unter den Handschriften der Familie B ein Codex, der Gudianus 335 (Gud. I. bey Soldan) befindet, der an Alter wohl alle Handschriften dieser Rede, vielleicht mit einziger Ausnahme des noch unverglichenen Ambrosianus (s. Ang. Mai in Schol. Cic. Vol. II. p. 369 ed. Orell.) übertrifft. Und doch hat Klotz selbst den hohen Werth dieses Codex im Lälius (s. dessen Ausg. S. 210 ff.), wo er keinen Anstand nimmt ihn für den besten zu erklären, in vollem Maaße anrrkannt, wozu Ref. noch fügen kann, daß die Handschrift eben so vorzüglich auch in den zwey Declamationes in Ciceronem et in Sallustium ist. So lange man diesen trefflichen Führer hat, sind die Schwierigkeiten in der Kritik dieser Rede bey dem starken Abweichen der zwey Hauptfamilien noch erträglich; allein von dem Ende des §. 26., wo der Gudianus schließt *), häufen sich dieselben sehr bedeutend, wie sich Ref. zu Genüge überzeugt hat. Da er nämlich von der Ansicht ausging, daß dem Gud. in den §§. 1—26. der Rede der erste Rang gebühre, so hat er sich die Mühe gegeben, die Lesarten aller bekannten Handschriften, die in diesem Theile mit dem Gud. in entscheidenden Stellen übereinstimmen, für das im Gud. fehlende Stück vom Neuen zusammenzustellen. Das Resultat war, daß trotz der Menge von Interpolationen und Verderbnissen sich doch mehrere Stellen fanden, an welchen auch die geringeren Handschriften der Familie B einen entschiedenen Vorzug vor der anderen Familie verdienen; doch erscheint eine Entscheidung an mehreren Stellen überaus schwierig und um so bedenklicher, je schlechter dieselben Handschriften in andren Stellen sind. Was bey diesem Befunde der Quellen zu leisten war, hat Madvig geleistet; Ref. kann dafür insoferne ein Zeugniß ablegen, als er in jüngster Zeit durch einen glücklichen Zufall und die besondere Gefälligkeit des H. Professor Osann zur Benützung einer noch unverglichenen Handschrift gelangt ist, welche in dieser Rede von ganz besonderem Werthe erscheint. Diese Handschrift, ein sehr schön geschriebener Pergamentcodex aus dem 14. Jahrhundert, wurde erst kürzlich von H. Prof. Osann bey einem Antiquar in Frankfurt für die Bibliothek des philologischen Seminars in Gießen erworben. Sie stammt aus dem Nachlasse des bekannten Literaten Dr. Theodor Oehler, der sie 1839 auf seiner wissenschaftlichen Reise wahrscheinlich in England gekauft hat, wie sich wenigstens daraus schließen läßt, daß die Handschrift 1823 von einem englischen Buchbinder, dessen Namen eingeschrieben steht, neu gebunden worden ist. Dieser Codex zeichnet sich nun in der Rede pro Deiotaro dadurch auch, daß, während sich in den übrigen Handschriften die Familien A und B gewöhnlich schroff gegenüberstehen, und nur selten der Fall eintritt, daß richtige Lesarten der einen Familie durch einen und den anderen Codex der anderen Familie bestätiget werden, der codex Oehleri in den meisten Fällen die guten Lesarten der beyden Familien aufweist, und ganz unbe-

*) Wegen der Ungenauigkeit Soldans bemerkt Referent, der eine neue Collation des ganzen Codex seinem Freunde Alf. Fleckeisen in Weilburg verdankt, daß in dem Gud. die Rede mit den Worten ab ineunte aetate schließt, und zwar am Ende eines Blattes, nicht etwa auf der Mitte einer Seite. Wir haben also einen verstümmelten Codex, wie auch äußerlich noch zu sehen ist, welche Notiz aus dem Grunde für die Kritik von Belang ist, weil es mehrere Handschriften gibt, die an gleicher Stelle der Rede schließen, und somit als Abschriften oder Ausflüsse von diesem einen Codex auch nicht die mindeste Beachtung verdienen. Einen solchen Codex hatte z. B. P. Pithoeus, dessen mit dem Gudianus fast wörtlich stimmende Varianten Graevius mittheilt, was man aus der Ausgabe von Soldan freylich nicht ahnen kann, der, weil Graevius das Aufhören der Varianten nicht ausdrücklich angibt, durch die ganze Rede Lesarten des cod. Pithoeanus, ex silentio schließend, mittheilt. Ref. kann durch die eigene Benutzung des in Heidelberg befindlichen Pithöanischen Exemplares versichern, daß von den Worten an, wo der Gud. schließt, auch nicht eine einzige Variante von Pithöus mehr bemerkt ist, so reichhaltig dieselben auch in den früheren §§. sind. Einem andern Orte behält Ref. den Nachweis der von Pithöus benützten Handschriften vor, den er für die meisten, wenigstens für seine besten Handschriften ganz sicher geben kann.

ſtreitbar unter allen bekannten Handſchriften den Text der Deiotariana verhältnißmäßig am reinſten erhalten hat *). Daß die Handſchrift bey dieſer Eigenſchaft in jenen Stellen, wo die Entſcheidung zwiſchen den Lesarten der beyden Familien zweifelhaft erſcheint, von ganz beſonderem Gewichte iſt, bedarf wohl kaum der Erwähnung; ſie beſtätigt in den meiſten Fällen die richtige Wahl und den feinen Takt des däniſchen Kritikers. Nach dieſen Vorbemerkungen über die Quellen der Kritik unternimmt es Ref. einige Stellen der Rede zu beſprechen, wobey es ihn freut, auch aus dem ungedruckten Commentare Garatoni's, der für dieſe Rede ganz abgeſchloßen in ſeinem Nachlaß vorliegt, einige treffliche Beyträge zur Kritik mittheilen zu können.

Cap. 3. §. 9. Quamquam cui sunt inauditae eum Deiotaro querelae tuae? Numquam tu illum accusavisti ut hostem, sed ut amicum officio parum functum, quod propensior in Cn. Pompei amicitiam fuisset quam in tuam: cui tamen ipsi rei veniam te daturum fuisse dicebas, si, cum auxilia Pompeio vel etiam filium misisset, ipse aetatis excusatione usus esset. Wenn hier Madvig die handſchriftlich ſehr ſchlecht begründete Lesart vel etiam aufgenommen hat, ſo beruht dieß vielleicht auf dem Grunde, daß er ſich durch den ſehr unverläſſigen kritiſchen Apparat bey Soldan hat irre führen laſſen. Dieſer bemerkt nämlich, daß der cod. Erf., Gud. 2., Par. 11., 2 codd. Lamb. und der Oxon. S vel etiam ohne si, alle übrigen Handſchriften vel si etiam hätten. Dieſe Angabe iſt wenigſtens von dem Erf. und Gud. 2. falſch, wie Ref. von dem letzterem nach ausdrücklicher Berichtigung ſeines Freundes Fleckeiſen, dem er auch eine neue Collation dieſes Gudianus verdankt, verſichern kann; ſie iſt gewiß auch von dem Paris. 11., einem Coder der Familie A, unrichtig, und vielleicht eine falſche Folgerung ex silentio, womit man noch vergleichen möge, was Soldan ſelbſt über die von ihm benützte Collation dieſes Coder pag. XII. bemerkt hat. So bleiben für die Auslaſſung von si, was alle Handſchriften in dem Apparate des Ref. haben, nur die 2 codd. Lamb. (woher weiß H. Soldan von zwey codd.?) und der eine Oxon. übrig, wozu wir noch eine von Muret in den Var. Lectt. II. c. 16. angeführte Handſchrift fügen. Abgeſehen von dieſer geringen handſchriftlichen Beglaubigung ſtößt ſich Ref. in der aufgenommenen Lesart beſonders an dem ſteigernden vel etiam, welches wohl in einem Conditionalſatze ſeine paſſende Stelle hat, nicht aber in einem Temporalſatze. Da nun cum vor auxilia noch weniger paßt, wenn man der faſt einſtimmig beglaubigten Lesart vel si etiam folgt, wiewohl ſich Klotz auch gegen eine Verbindung dieſer beyden Lesarten nicht geſträubt hat, ſo fand die Variante des Coloniensis Graevii si tantum auxilia den Beyfall vieler Herausgeber, wie man ſchon vor Kenntniß dieſer Handſchrift aus Conjectur ſchreiben wollte. Allein es iſt dieß die einzige Handſchrift, die ſo lieſt, deren Werth Ref., ſo vortreffliche Lesarten ſie auch in der Ligariana hat, in dieſer Rede deßhalb nicht ſo hoch anſchlagen möchte, weil Grävius aus dem Coder nur Lesarten zu den 26 erſten Paragraphen mittheilt *), ſo daß in demſelben der nämliche Theil

*) Ref. glaubt den Werth des Coder um ſo weniger zu überſchätzen, als er ſelbſt erklärt, daß in den übrigen Schriften, welche er enthält (Officia, Laelius, Cato maior, Paradoxa, or. p. Marcello und pro Ligario), ſein Werth bey weitem nicht ſo hoch anzuſchlagen iſt, wiewohl er auch in mehreren von dieſen, ſo beſonders in den Paradoxa und in den zwey genannten Reden, troß vielfacher Interpolationen als eine keineswegs verächtliche Quelle erſcheint. Über die Recenſion der Deiotariana ragt in dem Coder eben ſo ſehr hervor, wie die der Cluentiana in dem Salisb. Nr. 34. (ſ. Claſſen pag. XIV) ſich vor allen übrigen Reden derſelben Handſchrift auszeichnet.

*) In der Sylloge Var. Lectt. bey Graevius in dem Anhange ſeiner Ausgabe p. 142 sqq. erſcheint zwar auch nach §. 26. noch hie und da ein Coloniensis; dieß ſind aber, wie leicht zu erweiſen iſt, die Lesarten der von Gulielmius und Modius benützten Colonienses mit einziger Ausnahme der Variante posteaquam für postquam §. 36., wo ſich Grävius offenbar in der Angabe des Codex geirrt hat, und es für Col. wahrſcheinlich Dresd. heißen muß. Oder ſollte Grävius in dem letzten Theil der Rede dieſe einzige Lesart aus einem Coder mitgetheilt haben, von dem er zu §§. 1—26. ſo überaus zahlreiche Varianten anführt?

der Rede gefehlt zu haben scheint, der in dem Gud. 335 vermißt wird. Die Mehrzahl der Handschr. hat nun allerdings cum, allein mehrere, wie 4 Pariser bey Steinmetz, 2 Münchner bey Soldan, mehrere Orforder, ferners ein cod. Fuldensis, dessen Lesarten kürzlich Dronke veröffentlicht hat, tum, was die frühere Vulgata gewesen ist, gegen deren Richtigkeit sich kaum eine gegründete Einwendung vorbringen läßt. Wenn Cicero sagt: si tum auxilia Pompeio vel si etiam filium misisset, ipse aetatis excusatione usus esset, so liegt in diesen Worten ganz derselbe Sinn, als wenn man mit dem Colon. si tantum liest, indem das rhetorische Asyndeton so zu erklären ist: si tum auxilia illo quidem . . . misisset, sed ipse . . . usus esset. An der Verwechslung von cum und tum wird sich Niemand stossen, da es bekannt ist, daß die Buchstaben c und t in vielen Handschriften oft auch das geübteste Auge nicht unterscheiden kann, wozu an dieser Stelle noch kommt, daß cum auch durch Interpolation wegen des Conjunctivs misisset und des folgenden Asyndetons verderbt werden konnte. — Cap. 5, 13. Ad eum (Pompeium) igitur rex Deiotarus venit hoc misero fatalique bello . . . et venit vel rogatus ut amicus vel accersitus ut socius, vel evocatus ut is qui senatui parere didicisset, postremo venit ut ad fugientem, non ut ad insequentem, id est ad periculi, non ad victoriae societatem. Eine treffliche Verbesserung verdankt diese Stelle dem Scharfsinne Garatoni's, von der es zu wundern ist, daß sie der Aufmerksamkeit der frühern Kritiker entgangen ist. Er streicht nämlich nach den Spuren einiger Handschr. ut vor ad fugientem und vor ad insequentem, indem er bemerkt: Facillime ut, quia erat in superioribus, addi etiam ad haec potuit, quamvis non aeque quadret. Ut vor ad fugientem fehlt in einem cod. Barberinus, den Garatoni benützt hat, der zu den besseren der Familie B gehört; in dem cod. Oehl. ist es über der Zeile ergänzt: für non ut ad inseq. steht im cod. Erf., Col., Par. 11 und Mon. c, richtig non ad inseq.; der Gud. 335, Oehl., Bern. 256, Barberinus und noch einige andere Handschr. der Familie B haben das leichte Verderbniß non ut insequentem, so daß die treffliche Verbesserung der Stelle auf diese Zeugnisse hin keinem Zweifel unterliegen kann. — Cap. 6, 16. At, credo, haec homo inconsultus et temerarius non videbat. Quis consideratior illo? quis tectior? quis prudentior? Madvig hat sich an dieser vielbesprochenen Stelle für die Lesart quis tectior entschieden, die jedoch nur die sehr geringe handschriftliche Autorität von 2 Parisern, 2 Münchnern (worunter Mon. c, der ebenfalls nur bis §. 26. reicht) und dem Oxon. H für sich hat. Ist es Herrn Madvig auch gelungen das Unpassende der anderen Lesart quis rectior? in den Opusc. alt. p. 318 not. gegen deren neuesten Vertheidiger Stürenburg zu erweisen, so wird man doch auch den Gründen, welche die Gegner der Lesart quis tectior? geltend gemacht haben, Rechnung tragen müssen; wenigstens scheinen sie dem Ref. durch die Gegenbemerkungen Madvigs nicht erschüttert zu sein. So wird man durch die Widerlegungen der beyderseitigen Lesart von selbst darauf hingewiesen das Urtheil Ernestis zu billigen, der bemerkt: ego quis tectior (vel rectior) delendum puto: neutrum facit sensum h. l. aptum etc. Von früher bekannten Handschriften läßt nur der cod. Car. Stephani quis rectior aus; ein neues Zeugniß bringt dafür Garatoni aus einem von ihm als codex meus bezeichneten bey, der wie der Bern. 256 hat: quis consideratior? quis quis prudentior? dazu kommt jetzt noch das gewichtige Zeugniß des cod. Oehleri, in welchem das Glied quis rectior? gänzlich fehlt. Garatoni, der die Stelle ausführlich bespricht, bemerkt treffend: Cum antecedat „homo inconsultus et temerarius," satis est ad oppositionem „quis consideratior? quis prudentior?" ut quidquid adieceris plane redundet. — 6, 17. Cum, inquit, in castellum Luceium venisses et domum regis, hospitis tui, devertisses, locus erat quidam etc. Es ist zu bedauern, daß sich H. Madvig über die kritische Schwierigkeit, welche diese Stelle darbietet, nirgends näher ausgesprochen hat.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. October.

Nro. 215. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

M. Tullii Ciceronis orationes selectae duodecim.

(Fortsetzung.)

Erstlich ist der Name des Castells unsicher, da es bey Strabo XII, 5, 2. heißt: *φρούρια δ'ζαὐτῶν (τῶν Τολιστοβωγίων) ἐστι τό τε Βλούκιον καὶ τὸ Πήιον, ὧν τὸ μὲν ἦν βασίλειον Δηιοτάρου, τὸ δὲ γαζοφυλάκιον.* Es hat nun größere Wahrscheinlichkeit, daß man aus dieser Stelle im Cicero Blucium zu verbessern habe, wie Garatoni und Orelli wollen, als im Strabo aus Cicero *Λουκήιον* zu schreiben habe, wie Cramer Vol. II. p. 564. mit Groskurd vorschlägt, indem Blucium leichter in ein Wort römischen Anklangs Luceium oder Lucium, wie ein cod. Mureti liest, verderbt werden konnte. Die Stelle bietet aber auch noch eine andere Schwierigkeit. Die Worte stehen nämlich im Widerspruch mit §. 21., wo es heißt: In posterum, inquit, diem distulit, ut, cum in castellum Luceium ventum esset, ibi cogitata perficeret. Non video causam mutandi loci etc. Daß dieser starke Widerspruch, da ausdrücklich zwey verschiedene Orte angedeutet sind, den Herausgebern nicht entgangen ist, läßt sich denken; allein da die vorgeschlagenen Aenderungen in §. 17. von venisses in voluisses oder in veniras ganz ungenügend waren, so ließen die späteren Erklärer und Kritiker die Sache hängen, bloß Matthiä hat durch eine nicht genügende Erklärung die beyden Stellen zu vereinbaren gesucht. Eine neue Verbesserung hat Garatoni versucht, der an der ersten Stelle ad castellum für in castellum lesen will, und sich sodann unter der domus regis nicht das eigentliche *βασίλειον*, sondern ein domus suburbana des Königs denkt. Allein mehr Wahrscheinlichkeit hat eine Vermuthung, die dem Ref. H. Director H. Sauppe mitgetheilt hat, daß an der zweyten Stelle in castellum poium aus der oben angeführten Stelle des Strabo zu schreiben sey. Denn wäre dasselbe Castell gemeint, so hätte Cicero wohl nicht ohne irgend eine Andeutung nochmals gesagt in castellum Luceium (Blucium); man hätte wenigstens in ipsum castellum erwartet. — §. 18 hat Madvig jetzt mit Recht mit dem Gud. 335 und anderen (so auch im Oehl.) geschrieben: Quid ait medicus? Nihil de veneno. At id fieri potuit primum occultius in potione, in cibo. Noch die zweyte Ausgabe hatte die falsche Lesart primo. Daß das aufzählende primum, um den ersten Punkt des Einwurfes einzuführen, herzustellen sey, hatte schon Wesenberg in den Observationes ad or. p. Sestio p. 24 not. bemerkt. Hingegen hat Madvig an derselben Stelle eine andere Lesart der Familie B, die sich auch in dem Gud. 335 und Oehl. befindet, nicht aufgenommen: in potione vel in cibo. Ref. möchte vel, wenn es auch den Schein einer Glosse trägt, oder vielmehr das ganze zweyte Glied in cibo etwas verdächtig macht, nicht geradezu verwerfen; denn liest man in potione in cibo, so erscheinen die beyden Glieder ganz parallel; tritt aber vel (oder auch) dazwischen, so wird die zweyte Art der Giftmischung mehr als die seltenere, die aber doch immer zur Wahl vorlag, bezeichnet. — 7, 20. Num quae trepidatio? num qui tumultus? num quid nisi

moderate, nisi quiete, nisi ex hominis gravissimi disciplina? Beachtung verdient die Lesart des Gud. 335, Colon., Mon. b, und von 2 Oxf., wozu jetzt noch das gewichtige Zeugniß des Oehler. kommt, welche für quae und qui quid haben, so daß vielleicht zu schreiben ist: num quid trepidationis? num quid tumultus? num quid nisi etc. — 8, 23. At misit ad Caecilium nescio quem (cod. Oehl. richtiger ad nescio quem Caecilium; Gud. 335 ad nescio quem Caelium), sed eos, quos misit, quod ire noluerunt, in vincula coniecit. Non quaero, quam verisimile sit, aut non habuisse regem quos mitteret, aut eos quos misisset non paruisse, aut qui dicto audientes in tanta re non fuissent, eos vinctos potius quam necatos. Es ist das Verdienst Garatoni's, daß er an dieser Stelle eine evidente Verbesserung, die ganz unbeachtet geblieben ist, zur Anerkennung gebracht hat, wie überhaupt wohl kein Herausgeber des Cicero mit größerer Gewissenhaftigkeit die Leistungen seiner Vorgänger verfolgt und gewürdigt hat. Heumann bemerkt nämlich zu den Worten aut non habuisse regem: Olim iam sensi, non hic eiiciendum esse. Nunc in ista sententia confirmor, cum video, etiam Cardenum in Comment. ad h. l. omissam velle negationem. Der Redner läugnet die drey Punkte der Thesis der Ankläger, 1) daß der König überhaupt habe Truppen schicken wollen, 2) daß wenn er solche geschickt, sie nicht gehorcht hätten, 3) daß wenn sie nicht gehorcht, man sie bloß verhaftet und nicht vielmehr hingerichtet habe. Was soll aber nun in der Erwiederung heißen: ich will die Unwahrscheinlichkeit nicht untersuchen, daß der König keine Leute zu schicken gehabt habe? der Redner konnte nur sagen aut habuisse, indem er die erste Thesis der Ankläger durch die Behauptung in Abrede stellt, daß Dejotarus, nachdem er zuerst dem Pompejus, später dem Cn. Domitius Calvinus, dann wieder dem Cäsar gegen Pharnaces seine Truppen gestellt hatte, noch so viel Macht sollte besessen haben, um einem Partheygänger des Pompejus eine Mannschaft zuführen zu können. Das non vor habuisse ist wahrscheinlich durch den folgenden Infinitiv non paruisse, wo die Negation nothwendig ist, eingeschwärzt werden. — Cap. 9, 26. schreibt Madvig in der neuen Ausgabe; Haec (frugalitas) in illo est ab ineunte aetate quum a cuncta Asia, tum a magistratibus legatisque nostris, tum ab equitibus Romanis, qui in Asia negotiati sunt, perspecta et cognita, während er in der zweyten Ausgabe quum a magistratibus geschrieben hatte. Ref. zweifelt, ob dieß eine Verbesserung ist, muß aber H. Madvig etwas entschuldigen, da er vielleicht die Aenderung im Vertrauen auf die Ausgabe von Soldan, die allein mit einem größeren kritischen Apparate ausgestattet ist, aufgenommen hat. Denn dieser liest gleichfalls: cum a cuncta Asia, tum a magistratibus, ohne zu tum auch nur eine einzige Variante in den kritischen Noten beyzubringen; daß es ihm jedoch an solchen nicht gefehlt hat, ist aus seiner eigenen Ausgabe S. 85. zu ersehen. Da auch Steinmetz und die Oxforder-Collatoren schweigen, so ist Ref. auf seinen Apparat gewiesen. In diesem haben 3 Handschr. cum — cum — tum, 2 an allen drey Stellen tum, so daß auch das Zeugniß der Handschriften gegen die Vornahme der Aenderung spricht. Ref. zweifelt überhaupt an sicheren Stellen für den Gebrauch von cum — tum — tum, der besonders durch die nicht seltenen Beyspiele, wo auf zwey oder drey Vorderglieder mit cum ein abschließendes mit tum vero folgt, sehr in Frage gestellt ist; vgl. die Stellen bey Stürenburg zur R. p. Archia ed. I. S. 174., der übrigens diesen Punkt in seiner bekannten Erörterung nicht berührt hat. Allein sollten sich auch sichere Beyspiele nachweisen lassen, so wird man doch an dieser Stelle nach dem Zeugnisse der Handschr. nur im dritten Gliede tum setzen und so dieses besonders hervorheben wollen, da diejenigen Römer, mit denen der König, wie es weiter heißt, res rationesque iungebat, d. h. die römischen Ritter es zumeist gewesen sind, welche Gelegenheit hatten, die Tugend der frugalitas am Dejotarus kennen zu lernen. Noch weniger kann es Ref. gutheißen, daß Madvig in der neuen Ausgabe dieselbe Aenderung auch p. Rosc. Am. §. 62. vorgenommen oder vielmehr dort die alte Vulgata zurückgeführt hat. Er schreibt nämlich: Quum multa antea commissa maleficia, tum vita hominis perditissima, tum singularis audacia ostendatur necesse est etc. Ab-

geſehen von dem Gedanken, der durchaus räth cum vita zu ſchreiben, ſo hat Ref. auch bloß für dieſe Lesart eine ſichere handſchriftliche Beſtätigung; ſo ſteht nämlich in der doppelten (verſchiedenen) Abſchrift des Salisb., im Helmst. und in 5 Oxforder Handſchr., während er die Lesart cum — tum — tum durch kein ausdrückliches Zeugniß einer Handſchrift beſtätigen kann, ſondern ſie bis jetzt nur in alten Ausgaben, wie z. B. in der Ascensiana vom J. 1511. und in der von Cratander vom J. 1528 gefunden hat. — 10, 29. ſchreibt H. Madvig in der neuen Ausgabe: Quum vero exercitu amisso ego, qui pacis semper auctor, post Pharsalicum proelium suasor fuissem armorum non deponendorum, sed abiiciendorum, hunc ad meam auctoritatem non potui adducere etc., während er früher quum . . . suasor fui geſchrieben hatte. Allein warum hat er nicht auch qui pacis semper auctor fui mit den beſten Quellen hergeſtellt? Denn wenn auch die Stelle nach der obigen Leſung, wie H. M. in der Vorrede pag. VII. mit Recht bemerkt, noch immer ihre Bedenklichkeiten darbietet, wozu wir namentlich auch die Wiederholung in den W. post Pharsalicum proelium rechnen, nachdem ſchon exercitu amisso vorangegangen iſt, ſo dürfte doch dieß keinem Zweifel unterliegen, daß die Copula in dem Relativſatz qui pacis semper auctor unmöglich fehlen darf. Die Auslaſſung von fui iſt hier eben ſo falſch, als was noch in der Rede p. Sulla §. 42 in den Texten ſteht: cuius generis in senatu facultas maxima, wo aus den neuen Collationen des Ref. cuius generis erat in senatu f. m. herzuſtellen iſt. Aus demſelben Grunde hat H. Madvig auch §. 36. nach der Conjectur von Lambin aufgenommen: Etenim si Antiochus Magnus ille, rex Asiae, quum, posteaquam a L. Scipione devictus est, Tauro tenus regnare iussus esset omnemque hanc Asiam . . . amisisset, dicere solitus est etc., wo est nach devictus in den Handſchriften fehlt, und H. M. mit Recht die Anſicht derjenigen verwarf, welche die Zuſetzung von est für entbehrlich anſahen. Allein bey dieſer Stelle erhebt ſich, da mehrere Handſchriften, worunter auch der cod. Oehl., iussus est, nicht i. esset haben, die Frage, ob es nicht richtiger iſt mit Garatoni zu ſchreiben: eum, posteaquam a L. Scipione devictus Tauro tenus regnare iussus est, omnem hanc Asiam . . . amisisset etc., welche Vermuthung durch Valerius Maximus IV, 1. ext. 9., der die Stelle faſt wörtlich aus Cicero in ſeine Compilation aufgenommen hat, eine ſehr große Wahrſcheinlichkeit erhält. — 10, 29. Felix ista domus, quae non impunitatem solum adepta sit, sed accusandi etiam licentiam; calamitosus Deiotarus, qui ab eo, qui in iisdem castris fuerit, non modo apud te, sed etiam a suis accusetur! So ſchreibt H. Madvig im Texte; in der Note bemerkt er jedoch: quoniam codd. habent: qui et ab eo qui etc., excidit alterum membrum, quod huic responderit, ab et incipiens. Ref. hätte gewünſcht, daß ſich H. M. etwas deutlicher ausgeſprochen hätte; denn nimmt er an, daß an der Stelle nur ein Satzglied ausgefallen ſey, und ſonſt alles ſeine Richtigkeit habe, ſo kann Ref. nicht zuſtimmen, indem es ſchwer abzuſehen iſt, was für einen Gedanken der Redner noch weiter ſollte angebracht haben. Richtiger ging Orelli von der Anſicht aus, daß der Text durch eine Gloſſe entſtellt ſey, und ſchlug folgende Verbeſſerung vor: qui non modo ab eo, qui in iisdem castris fuerit, apud te, sed etiam a suis accusetur. Gleicher Anſicht iſt Garatoni in ſeinem ungedruckten Commentare, nur daß er mit größerer Wahrſcheinlichkeit in non modo — sed etiam eine Erklärung von et — et erkennt und demnach leſen will: qui et ab eo, qui . . . fuerit, apud te et a suis accusetur. Allein Ref. glaubt, daß man einen Schritt weiter gehen und noch ein anderes Bedenken hinwegräumen müſſe. Lieſt man nämlich die Stelle nach der Anordnung Garatoni's, ſo muß man ſich von vornherein an der Stellung des an ſich müßigen apud te ſtoſſen, das man als beyden Gliedern gemeinſchaftlich angehörend entweder vor et ab eo oder hinter et a suis erwartet. Die beyden Worte erſcheinen auch dadurch verdächtig, daß der Redner an dieſer Stelle nicht wohl auch den Umſtand als ein Unglück des Dejotarus geltend machen konnte, daß er vor dem Cäſar angeklagt werde; ſein Unglück beſteht darin, daß er von einem Manne derſelben politiſchen Parthey und von einem Verwandten angeklagt wird. Auch wird es immer auffällig erſcheinen, daß ein Abſchrei-

ber auf den Gedanken ſollte gerathen ſein, eine ſo häufige Wendung wie et — et durch non modo — sed etiam oder umgekehrt erklären zu wollen. Die Entſtehung der ganz offenbaren Gloſſe wird erſt dann erklärlich, wenn man annimmt, daß an dem Rande nicht eine grammatiſche, ſondern eine Sinnerklärung beygeſchrieben war, die ſodann in den Text gekommen iſt und die richtige Lesart verdrängt hat. Ref. glaubt nämlich, daß zu den Worten: „qui et ab eo qui in iisdem castris fuerit et a suis“ die an ſich unrichtige Erklärung beygeſchrieben wurde: non modo apud te (vor dir, gegen den er die Waffen getragen) sed etiam a suis. Dieſe Annahme wird durch die Lesart des vortrefflichen cod. Oehleri unterſtützt, der an dieſer Stelle die Spuren des Aechten reiner als die übrigen Handſchriften erhalten hat. In ihm heißt es nämlich: qui et at eo, qui in iisdem castris fuerit, et non modo apud te sed etiam a suis accus. Hier liegt die Gloſſe ohne weitere Entſtellung des Textes zu Tage; man braucht nämlich nur die Worte non modo apud te sed etiam auszuſcheiden, um den urſprünglichen Text in ſeiner Reinheit wieder zu erhalten. Das zweyte et vor non modo ſteht auch in dem cod. Helmstadt., der in dieſer Rede ſehr gute Lesarten hat, und in 3 Orfordern, was jedoch kein Herausgeber beachtet hat; in der Familie A fehlt es bereits; noch weiter iſt die Interpolation in den geringeren Handſchriften gegangen, in welchen auch das erſte et fehlt, und die ganze Stelle in folgender argen Verunſtaltung vorliegt: qui ab eodem, qui in iisdem castris fuerit, non modo a peregrinis sed etiam a suis accusetur. — Cap. 11, 31. cum . . . Scauri servus ad eum clam domum venisset et crimina in dominum delaturum se esse dixisset, apprehendi hominem iussit ad Scaurumque reduci. Wir zweifeln nicht, daß H. Madvig zu der früheren Vulgata prehendi hominem iussit, wie man aus einem Coloniensis Guilielmii und dem cod. Dresd. geſchrieben hat, zurückkehren werde, wenn er erfährt, daß dieſe richtige Lesart auch durch den cod. Oehl., der prendi hat, beſtätigt wird. So hat derſelbe Codex, um nur einige ausgezeichnete Lesarten desſelben aus demjenigen Theile der Rede, in dem der Gud. 335 fehlt, anzuführen, §. 32 impotens . . . inhumanitas, §. 33. optimi viri mit Priſcian, ebendaſelbſt te in invidia esse, tyrannum existimari, was man bis jetzt nur aus den codd. Modii *) kannte; §. 37. ab omnibus est enim iis ornatus, was H. M. nicht gewagt hat auf das bloße Zeugniß des einen Coloniensis aufzunehmen; man vergl. über die Stellung von enim Hand im Tursell. II. p. 399. Damit verbinden wir noch eine bedeutende Abweichung, die, weil ſie nur auf einem unſicheren Zeugniſſe beruhte, völlig unbeachtet geblieben iſt. Es heißt nämlich c. 13, 35. in den bisherigen Texten: Nihil a me arbitror praetermissum, sed aliquid ad extremam causae partem reservatum. Id autem aliquid est, te ut plane Deiotaro reconciliet oratio mea. Zu dieſer Stelle bemerkt Orelli, daß ein Gelehrter (vielleicht Cujacius oder Bongarsius) einem Exemplare der Lambiniſchen Ausgabe, das ſich auf der Bibliothek zu Bern befindet, folgende Lesart aus einer Handſchrift beygeſchrieben habe: Nihil a me arbitror praeteritum, sed aliquid ad extremum causae reservatum. Id autem quid est? te ut plane D. rec. o. mea. Die Lesart praeteritum für praetermissum, die auch Lambin ſchon kannte, iſt vortrefflich, da gerade eine Zeile vorher praetermissus vorangegangen iſt, und wird ſicher künftig in dem Texte Aufnahme finden, nachdem ſie auch durch den cod. Oehl. beſtätigt iſt; dieſer hat auch ad extremum causae, was gleichfalls ſchon Lambin aus einer ſeiner Handſchriften beybrachte und auch in dem cod. Helmst. ſteht.

(Fortſetzung folgt.)

*) Ueber dieſe bemerkt Garatoni zu §. 29. mit Recht: Vellem Modius Colonienses diligentius excussisset, ex quibus unum suspicor eximium fuisse: nunc locis compluribus in hac oratione incerti sumus. Der Verluſt dieſer Handſchriften iſt jetzt großentheils für dieſe Rede durch den cod. Oehleri erſetzt; denn dieſer beſtätigt mit Ausnahme einer einzigen Lesart (§. 36. multam sustulerat) alle von Modius mitgetheilten Verbeſſerungen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. October.

Nro. 216. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1849.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Schluß.)

Dr. Genth, Die Anämie in ihrer Beziehung zu den Mineralquellen Schwalbachs. Wiesbaden 1848.

Dr. Fr. R. Fählmann, Die Ruhrepidemie in Dorpat im Herbst 1846. Dorpat 1848.

Dr. J. W. H. Conradi, Bemerkungen über die Selbstständigkeit der Fieber. Göttingen 1848.

Dr. J. J. Cazenave, Choix d'observations sur le coryza chronique, la punaisie, sur quelques maladies des voies urinaires chez l'homme et sur la lithotritie. Par. 1848.

Dr. F. Th. Berg, Ueber die Schwämmchen bey Kindern. Bremen 1848.

Dr. R. Virchow, Mittheilungen über die in Oberschlesien herrschende Typhus-Epidemie. Berl. 1848.

Dr. J. Putzer, Die Erweichung des Magens, Gastromalacia, und deren Behandlung mit reinem Wasser. Dresden 1847.

Dr. H. Lebert, Abhandlungen aus dem Gebiete der praktischen Chirurgie und pathologischen Physiologie. Berlin 1848.

N. Jovanovits, Zahn-Diätetik. Linz 1848.

Dr. C. Haas, Die Polypen und fremden Körper im Ohre und die Mittel zu ihrer Entfernung. Linz 1848.

E. Zeis, Die Abtragung des Gelenkknorpels bey Exartikulationen. Marb. 1848.

C. Brunner, Ueber die Wirkungen, welche verschiedene Substanzen durch Berührung auf nervenkranke Personen ausüben. Bern 1848.

N. Gräger, Die Aequivalentgewichte und zugehörigen Logarithmen und Formeln der einfachen und zusammengesetzten Körper. Halle 1848.

Dr. H. Saar, Die Heilquellen Böhmens. Prag 1848.

Robiano, Neururgie oder der thierische Magnetismus. Uebers. von W. Schöttlen. Stuttg. 1849.

Dr. L. Verhaeghe, Die Seebäder zu Ostende. Berl. 1848.

W. J. Merriman, Arguments against the indiscriminate use of Chloroform in Midwifery London 1848.

Dr. G. C. Haubner, Die inneren und äußeren Krankheiten der landwirthschaftlichen Hausäugethiere. Anclam 1848.

Dr. E. Falke, Die veterinär-chirurgische Instrumenten-, Verband- und Operationslehre. Leipzig 1848.

Dr. H. Gerold, Die contagiöse Lungensucht des Rindviehes. Magdeburg 1848.

Dr. R. Schmid, Theorie und Methodik des bürgerlichen Rechts. Jena 1848.

A. Goßler, Von der Bedeutung der Jurisprudenz und der Philosophie. Breslau 1848.

Dr. C. H. L. Brinckmann, Das Gewohnheitsrecht im gemeinen Civilrechte und Civilprocesse und die Handelsüsancen. Th. 1. Heidelberg 1847.

Gesetze für den Kanton Luzern. Bd. 1. 2. Luzern 1841 — 1842.

Dr. C. F. Gerber, System des deutschen Privatrechts. Abth. 1. Jena 1848.

Dr. G. Geib, Die Reform des deutschen Rechtslebens. Leipzig 1848.

Dr. H. A. Meißner, Eine Gewerbeordnung für Deutschland. Leipzig 1848.

Dr. G. Emminghaus, Pandekten des gemeinen sächsischen Rechts. Lief. 1. Jena 1848.

Sammlung der Gesetze und Regierungs-Verordnungen für den Kanton Luzern. Band 1 — 6. Luzern 1831 — 1840.

Bibliographie administrative ou Nomenclature méthodique et raisonnée de lois et d'arrêts. Par. 1848.

de Lezardière, Théorie des lois politiques de la Monarchie française. Vol. 1 — 4. Par. 1844.

Dr. A. v. Daniels, System und Geschichte des französischen und rheinischen Civilproceßrechtes. Bd. 1, Berlin 1848.

Code civil du Canton de Vaud. Lausanne 1821.

Collezione completa dei moderni codici civili degli stati d'Italia. Disp. 1 — 6. Torino 1845.

E. W. Cox, The law and practice of the County Courts in England and Wales. Vol. I. London 1848.

H. Dieſtel, Das Problem der Todesſtrafe. Königsberg 1848.

A. Baumgarten-Cruſius, Das Forſtſtrafgeſetz für das Königreich Sachſen. Leipzig 1848.

Dr. A. O. Krug, Die Grundſätze der Geſetzauslegung in ihrer Anwendung auf die neueren deutſchen Strafgeſetzbücher. Leipzig 1848.

Strafgeſetzbuch für das Großherzogthum Baden nebſt dem Einführungs-Edikt. Carlsruhe 1845.

Strafprozeßordnung für das Großherzogthum Baden. Carlsruhe 1845.

Dr. A. Möhl, Ueber das Geſchwornengericht. Heidelberg 1848.

G. Mehring, Die Zukunft der peinlichen Rechtspflege aus dem Standpunkte der Seelenlehre. Schwäb. Hall 1848.

Dr. L. Lippert, Theoretiſch praktiſche Anweiſung zur Einführung und Anwendung des öffentlichen und mündlichen Strafverfahrens in Deutſchland. Mainz 1848.

Dr. O. Elben, Zur Einführung der Schwurgerichte in Deutſchland. Stuttg. 1848.

Dr. A. v. Daniels, Grundſätze des rheiniſchen und franzöſiſchen Strafverfahrens. Berlin 1848.

Dr. A. H. Röbbelen, Zur geheimen Inquiſition Deutſchlands. Leipzig 1848.

Jaup, Ueber den Werth des Schwurgerichts. Darmſtadt 1848.

Filangieri, Ueber den Anklageprozeß und das Geſchwornengericht. Berlin 1849.

J. Zentner, Das Geſchwornengericht mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in Gerichtsverfahren. Heidelberg 1848.

C. Ph. Th. Schwenken, Die Amtsvergehen, ihre Unterſuchung ꝛc. Herausg. von E. J. Kulenkamp. Abth. 1. Caſſel 1848.

Dr. A. W. Hefftter, Lehrbuch des gemeinen deutſchen Criminalrechts. 4. Aufl. Halle 1848.

J. Horwitz, Die Verfaſſungen der conſtitutionell-monarchiſchen und republikaniſchen Staaten der Gegenwart. Lief. 1. 2. Berlin 1848.

Die Urkunden der Friedensſchlüſſe zu Osnabrück und Münſter v. J. 1648 nebſt den dazu gehörigen Aktenſtücken. Nach offiziellen Quellen. Zürich 1848.

M. F. Blaunfeld, Staatsrechtliche Stellung des Herzogthums Schleswig und Einfluß einer Aufhebung der bisherigen adminiſtrativen Verbindung dieſes Herzogthums mit Holſtein auf ſchleswigiſche Zuſtände. Copenhagen 1848.

A. F. Krieger, Antiſchleswigholſteiniſche Fragmente auf Verfügung des akad. Senats zu Kopenhagen herausgegeben. Heft 1 — 6. Kopenhagen 1848.

Fr. Bülau, Wahlrecht und Wahlverfahren. Leipzig 1849.

Staatsrechtliche Bemerkungen über die Penſionsrechte der Staatsdiener nach deutſcher und preußiſcher Verfaſſung. Berlin 1848.

E. M. Arndt, Reden und Gloſſen. Leipzig 1848.

Aktenſtücke zur Schleswig-Holſteiniſchen Frage: insbeſ. zu dem Waffenſtillſtand von Malmö am 26. Auguſt 1848. Frankfurt 1848.

Aktenſtücke zur neueſten Geſchichte Deutſchlands. Heft 1. Hannover 1848.

A. Ziegler, Republikaniſche Licht- und Schattenſeiten. Leipzig 1848.

H. Wuttke, Deutſchlands Einheit, Reform und Reichstag. Leipzig 1848.

C. M. Wolff, Ueber die Volksſouveränität und die Grundlagen der conſtitutionellen Staatsverfaſſung. Berlin 1848.

A. Vahlkampf, Ueber Heimathgeſetze. Frankf. 1848.

J. P. Steverlys, Geſpräche über Staat und Kirche. Herausg. von Dr. Sylveſter Jordan. Frankfurt 1848.

L. Stein, La question du Schleswig-Holstein. Par. 1848.

Das preußiſche Poſtweſen. Elberf. 1847.

Fr. Hedde, Die Gefahren der däniſchen Geſammtconſtitution. Kiel 1848.

R. Heym, Die deutſche Nationalverſammlung bis zu den September-Ereigniſſen. Frankf. 1848.

D. Hanſemann, Die deutſche Verfaſſungsfrage. Frankfurt 1848.

Dr. Grävell, Die Volksſouveränität und der Reichsverweſer. Frankf. 1848.

Dr. C. F. Wegener, Ueber die unzertrennliche Verbindung Schleswigs mit Dänemark in ſtaatsrechtlicher Beziehung. Copenhagen 1848.

Staatsgrundgeſetz für die Herzogthümer Schleswig-Holſtein. Kiel 1848.

Noten zur Beleuchtung der angeblichen Thatſachen in dem „Memoir on the constitutional Rigths of the Dutchies of Schleswig and Holstein by Bunsen.“ Kopenhagen 1848.

Dr. H. K. Briegleb, Rechtsfälle zum akademiſchen Gebrauche. Heft 1. Göttingen 1848.

E. U. Weimann, Beytrag zur Reform des Hypothekenweſens. Merſeburg 1848.

Th. Fachtmann, Das außergerichtliche Sühneverfahren in Norddeutſchland. Osnabrück 1849.

Dr. J. W. Planck, Die Lehre von dem Beweisurtheil. Göttingen 1848.

Dr. L. Höpfner, Entwurf einer bürgerlichen Gerichtsordnung für Deutſchland. Leipzig 1848.

J. Dunton, Remains. Lond. 1684.

Dr. C. Tiſchendorf, Novum testamentum graece. Editio Lipsiensis secunda. Lips. 1848.

W. St. Gilly, The romaunt version of the gospel according to St. John. Lond. 1848.

J. B. Weigl, Theologiſch-chronologiſche Abhandlung über das wahre Geburts- und Sterbjahr Jeſu Chriſti. Sulzbach 1849.

H. W. Norman, The Anglo-Saxon Version of the Hexameron of St. Basil and the Saxon Remains of St. Basil's admonitio ad Filium Spiritualem. Lond. 1848.

Theodori Antiocheni quae supersunt omnia ed. A. F. V. a Wegnern. Vol. I. Berl. 1834.

Irenaei Episcopi Lugdunensis quae supersunt omnia. Ed. Ad. Stieren. T. I. 1. II. 2.

J. B. Malou, Das Bibelleſen in der Volksſprache. Ueberſ. v. H. Stoeveken. Th. 1. Schaffhauſen 1849.

Dr. Chr. F. Bellermann, Inhalt und Verfaſſer der einzelnen Bücher der heiligen Schrift. Berlin 1848.

H. A. Hävernick, Vorleſungen über die Theologie des alten Teſtaments, herausg. von H. A. Hahn. Erlangen 1848.

Fr. Chr. Oetinger, Bibliſches Wörterbuch. Neu herausg. von Dr. J. Hamberger. Stuttg. 1848.

J. v. Gumpach, Ueber den altjüdiſchen Kalender zunächſt in ſeiner Beziehung zur neuteſtamentlichen Geſchichte. Brüſſel 1848.

C. L. W. Grimm, Institutio theologiae dogmaticae evangel. hist. critica. Jenae 1848.

C. Agenor de Gasparin, Christianisme et Paganisme. Vol. 1. 2. Par. 1848.

H. W. J. Thierſch, Vorleſungen über Katholicismus und Proteſtantismus. 2. verb. Aufl. Abth. 1. 2. Erlangen 1848.

Th. Walker, A vindication of the discipline and constitutions of the church of Scotland. Edinb. 1774.

Dr. P. J. Elvenich, Pius IX., die Hermeſianer und der Erzbiſchof von Geiſſel. Breslau 1848.

Th. Gale, Theophilie. Lond. 1671.

Dr. K. F. Gaupp, Praktiſche Theologie. Th. 1. Berlin 1848.

G. Th. Dithmar, Beyträge zur Geſchichte des katechetiſchen Unterrichts in Deutſchland. Marburg 1848.

Dr. G. Baur, Grundzüge der Homiletik. Gießen 1848.

Dr. B. Hölſcher, Das deutſche Kirchenlied vor der Reformation. Mit alten Melodien. Münſter 1848.

Th. Campbell, Scriptures on the eccles. and literary history of Ireland. Lond. 1790.

Dr. J. C. L. Gieſeler, Lehrbuch der Kirchengeſchichte. 4. verm. Aufl. Bd. 2. Abth. 2. Bonn 1848.

Dr. L. Lange, Tabellen der Kirchen- und Dogmengeſchichte. 2. verm. Aufl. Jena 1848.

Vinc. Gioberti, Apologia del libro intitolato il Gesuita moderno. P. I. Brussele 1848.

Abbé Leone, Conjuration des jésuites. Par. 1848.

Bar. de Reiffenberg, Etablissements de l'ordre des Jésuites aux Pays-Bas au commencement du dix-septième siècle. Bruxelles 1848.

H. Dorpius, Die Wiedertäufer in Münſter. Magdeb. 1848.

F. G. E. Anders, Statiſtik der evangeliſchen Kirche in Schleſien. Glogau 1848.

Die Verhandlungen der Wittenberger Verſammlung zur Gründung eines deutſch evangeliſchen Kirchenbundes im September 1848. Lief. 1. Berlin 1848.

D. Eaton, A narrative of the proceedings of the society of Baptists in York. Lond. 1823.

C. G. Bretschneider, Corpus Reformatorum. Vol. XV. Hal. Saxonum 1848.

J. S. M. Anderson, The history of the church of England in the colonies and foreign dependencies of the British Empire. Vol. II. Lond. 1848.

Th. Stephen, The history of the church of Scotland. Vol. I — IV. Lond. 1848.

G. Schubring, Einführung der reformirten Confession in Anhalt. Leipzig 1848.

E. Hoffmann, Ausſichten für die evangeliſche Kirche Deutſchlands. Stuttgart 1849.

J. Szaberinyi, Corpus maxime memorabilium Synodorum evangelicarum Augustanae confessionis in Hungaria cum praefatione historica in singulas. Pesthini 1848.

Dr. E. R. Redepening, Vorſchläge zu einer Kirchenordnung für das proteſtantiſche Deutſchland. Göttingen 1848.

Dr. Th. Preſſel, Zuſtände des Proteſtantismus in Frankreich. Tübingen 1848.

Dr. A. Neander, Der heilige Bernhardt und ſein Zeitalter. 2. umgearb. Aufl. Gotha 1848.

A. O. Kunze, Praecipua patrum ecclesiasticorum testimonia quae ad mortem Pauli apostoli spectant. Gotting. 1848.

Dr. A. Neander, Der heilige Johannes Chryſoſtomus. 3. verb. Aufl. Bd. 1. 2. Berlin 1848.

Mar. Marini, Diplomatica pontificia. Roma 1841.

Zweytes Quartal. April — Juni.

L. Ilari, Indice per materia della biblioteca communale di Siena. Disp. 87 — 108. Ende des Werkes. Siena 1847.

Dr. O. Klopp, Die Reform der Gymnaſien in Betreff des Sprachunterrichts. Leipzig 1848.

D. Nisard, Histoire de la littérature française. T. III. Par. 1849.

T. B. Shaw, Outlines of English Literature. Lond. 1848.

A. Vinet, Etudes sur la littérature française au dix-neuvième siècle. T. I. Mad. de Staël et Chateaubriand. Par. 1840.

E. G. Squier and E. H. Davis, Ancient monuments of the Mississippi valley. Lond. 1848.

Report of the 17. Meeting of the British association for the advancement of science, held at Oxford in June 1847. Lond. 1848.

Natuurkundige Verhandelingen van de Hollandsche Maatschappij der wetenschappen te Haarlem. Deel III. St. 2. Haarlem 1847.

Transactions of the royal society of Edinburgh. Vol. 17. p. 2. containing the Makerstoun magnetical and meteorological observations for 1843. Lond. 1847.

Archiv für Kunde öſterreichiſcher Geſchichtsquellen. Herausg. von der zur Pflege vaterländiſcher Geſchichte aufgeſtellten Commiſſion der k. Akademie der Wiſſenſchaften. Heft 1 — 3. Wien 1848 — 49.

Sitzungsbericht der kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften. Heft 1 — 4. Wien 1848 — 49.

Petits traités publiés par l'Académie des sciences morales et politiques. Livr. 1 — 4. Par. 1848 — 49.

Weſtphäliſche Provinzialblätter. Verhandlungen der weſtphäliſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Cultur. Bd. 1 — 3. Minden 1828 — 1843.

W. Cowper, Works, his life, letters and poems. Ed. by Grimshawe. Lond. 1848.

J. T. Krebsius, Opuscula academica et scholastica denuo recognita. Lips. 1778.

H. Welsford, Mithridates Minor or an Essay on Language. Lond. 1848.

R. K. Rask, Undersögelse om det gamle Nordiske eller Islandiske Sprogs Oprindelse. Kjöbenh. 1817.

H. J. Chavée, Lexicologie indo-europeenne. Paris 1849.

A. de Biberstein-Kazimirski, Dictionnaire Arabe-francais. T. I. II. Par. 1846.

J. J. Marcel, Vocabulaire Français-Arabe des dialectes vulgaires Africains d'Alger, de Tunis, de Marock et d'Egypte. Par. 1845.

J. L. Bresnier, Chrestomathie arabe vulgaire. Alger 1846.

Bled de Braine, Cours synthétique analytique et pratique de la langue arabe. Par. 1846.

J. H. Delaporte, Guide de la conversation française-arabe. 3. ed. Alger 1846.

C. A. Holmboe, Det Oldnorske verbum, oplyst ved samenligning med Sanskrit og andre sprog af samme aet. Christiniania 1848.

M. Harrison, The rise, progress and present structure of the English Language. Lond. 1848.

A. Moigno, Traité de Télegraphie electrique. Par. 1849.

Dr. A. Poppe, Die Telegraphie von ihrem Urſprunge bis zur neueſten Zeit. Frankf. 1848.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. October.

Nro. 217. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Drittes Quartal. Juli — September 1849.

(Fortsetzung).

Cherbonneau (A.), Définition lexicographique de plusieurs mots usités dans le langage de l'Afrique septentrionale. (Suite.) — Journ. asiat. 1849 Juin.

Peyron (Arn.), Grammatica linguae copticae. Taurini 1841. — Journ. des Savants 1849 Juillet.

Bibliothèque des classiques grecs, avec la traduction latine en regard, publiée par A. F. Didot. — Ebendaſ.

Defrémery, Fragments de géographes et d'historiens arabes et persans inédits, relatifs aux anciens peuples du Caucase et de la Russie méridionale. — Journ. asiat. 1849 Juin.

Ross (Sir James Clark), Notice of and citations from a voyage of discovery and research in the southern and antarctic regions (Cont.) — American Journal of science and arts 1849 July.

Attempts to find a Northwest passage. — North American Review 1849 July.

Parkman (Francis), The California and Oregon Trail; being sketches of Prairie and Rocky Mountain life. New York 1849. — Ebendaſ.

Longpérier (Ad. de), Note sur les phalères et les enseignes militaires des Romains. — Revue archéolog. Année VI. Livr. 5.

Beneeh, De l'influence respective des laboureurs ou des habitants de la campagne et des habitants de la ville sur les élections romaines. — Revue de législation et de jurisprudence 1849 T. II. Juillet.

Duchalais (A.), L'Apollon Sauroctone. (2 partie.) — Revue archéolog. Année VI. Livr. 5.

Mariette, Note sur un fragment du papyrus royal de Turin et la VI dynastie. — Ebendaſ.

Rénier (L.), Sur l'inscription de Corseul. — Ebendaſelbſt.

Layard (Austen Henry), Nineveh and its remains. New-York 1849. — North Amer. Review 1849 July.

Bazancourt, Histoire de la Sicile sous la domination des Normands. Par. 1846. 2 vols. — Ebendaſelbſt.

Barthélemy (A.), Lettre sur les armoiries et les monnaies des anciens comtes de Goello et de Penthièvre. — Revue archéol. Année VI. Livr. 5.

Pinard (T.), Villeneuve-Lès-Avignon et le mausolée d'Innocent VI. — Ebendaſ.

Cenac-Moncaut, Saint Bertrand de Comminges. Parallèle de la civilisation catholique et de la barbarie au moyen-âge. — Univ. cathol. 1849 Juillet.

Carlyle et Montlosier (sur la révolution française.) — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1849 Juillet.

Caussin de Perceval (A. P.), Essai sur l'histoire des Arabes avant l'islamisme, pendant l'époque de Mahomet etc. Par. 1847 et 1848. 3 vol. — Journ. des Savants 1849 Août.

Squier (E. G.), A monograph of the ancient monuments of the state of Kentucky. — Amer. Journ. of science and arts 1849 July.

Rosas and the Argentine Republic. — North Amer. Review 1849 July.

Louyet (M. P.), Life and writings of Berzelius. — Edinb. new philos. Journ. 1849 July.

Charles Lamb. — Blackwood's Mag. 1849 Aug.

The life and writings of Dr. Peabody. — North Amer. Review 1849 July.

Luce (J. B.), On the theorie of numbers. — Amer. Journ. of science and arts 1849 July.

Hargreave (Ch. Jam.), Analytical researches concerning numbers. — Philos. Mag. 1849 July.

Earnshaw (S.), On the transformation of linear partial equations with constant coefficients to fundamental forms. — Ebendaſ.

Cayley (A.), Note on the theory of permutations. — Ebendaſ. Suppl.

Appendix to Mr. Drach's paper on epicyclic curves. — Ebendaſ.

Struve (F. G. W.), Description de l'Observatoire astronomique central de Poulkova. Petersb. 1845. North Amer. Review 1849 July.

Regnault (V.), Note sur les températures d'ébullition de l'acide carbonique et du protoxyde d'azote sous la pression ordinaire de l'atmosphère etc. — Annal. de Chim. et de Phys. 1849 Juillet.

— —, Note sur la chaleur spécifique du potassium. — Ebendaſ.

— —, Note sur la chaleur spécifique et la chaleur latente de fusion du brome et sur la chaleur spécifique du mercure solide. — Ebendaſ.

Acosta (F.), Observations udométriques recueillies sur divers points de la Nouvelle-Grenade. — Ebendaſ.

Bertin (A.), Note sur la mesure des indices de réfraction des lames transparentes et des liquides à l'aide du microscope ordinaire. — Ebendaſ.

Observations météorologiques du mois de Mai 1849. — Ebendaſ.

Lorieux (Th.), Notice sur les explosions et ruptures d'appareils à vapeur, dont les procès-verbaux sont arrivés depuis l'année 1846 etc. — Annales des Mines 1849. Livr. I.

Daubrée, Notice sur la température des sources dans la vallée du Rhin, dans la chaine des Vosges at au Kaiserstuhl. — Ebendaſ. Livr. II.

Quetelet, De l'électricité de l'air. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1849 Juillet.

Plucker, Des rapports magnétiques des axes optiques positif et négatif des cristaux. — Ebendaſ.

Norton (Will. A.), On the diurnal variations in the declination of the magnetic needle etc. — Amer. Journ. of sc. and arts 1849 July.

Rankine (Will. John Macquorn), On an equation between the temperature and the maximum elasticity of steam and other vapours. — Edinb. new philos. Journ. 1849 July.

Bunsen, On the colour of water. — Ebendaſ.

Martins (Ch.), On trees cleft by the direct action of electrical storms. — Ebendaſ.

Sturgeon (Will.), A description of several extraordinary displays of the Aurora borealis, as observed at Prestwich, during the winter of 1848 — 1849; with theoretical remarks. — Ebendaſ.

Fleming (John), On a simple form of rain-gauge. — Ebendaſ.

Boutigny, Quelques faits relatifs à l'état sphéroïdal des corps, épreuve du feu, homme incombustible. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1849 Juillet. Philos. Mag. 1849 July.

Becquerel, On the développement of electricity in the act of muscular contraction. — Philos. Mag. 1849 July.

Despretz (M. C.), Note relative to the electricity developed by muscular contraction. — Ebendaſelbſt.

Bertin, On circular magnetic polarization. — Ebendaſ. Suppl.

Stokes (G. G.), On the theory of sound. — Ebendaſelbſt.

Phillips (Reuben), On the magnétism of steam. — Ebendaſ.

Challis (J.), On some points relating to the theory of fluid motion. — Ebendaſ.

Grove (W. R.), On the effect of surrounding media on voltaic ignotion. — Ebendaſ. August.

Glaisher (Jam.), On the weather during the quarter ending June 30, 1849. — Ebendaſ.

Guyot (Arn.), The earth and man: lectures on comparative physical geography in its relation to the history of mankind. Translated by Felton. Boston 1849. — North Amer. Review 1849 July.

Reynoso (Alvaro), Nouveau procédé pour reconnaître l'iode et le brome. — Annal. de Chim. et des Phys. 1849 Juillet.

Corenwinder (B.), Note sur la préparation de l'azote. — Ebendaſ.

Regnault et Reiset, Recherches chimiques sur la respiration des animaux des diverses classes. — Ebendaſ. Juill. Août.

Bull (B. W.), Some observations upon Emulsine and its composition. — Amer. Journ. of science and arts 1849 July.

Hunt (T. S.), On some principles to be considered in chemical classifications. — Ebendaſ.

Davy (John), Some remarks on the claims to the discovery of the composition of water. — Edinb. new philos. Journ. 1849 July.

Soubeiran et Mialhe, Note sur le chloroforme. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1849 Juillet.

Strohl, Action de l'hyposulfite sodique sur le chlorure antimonique sous l'influence de l'eau. — Ebendaſelbſt.

Lefort, Analyse de l'eau minerale de l'enclos des Célestins, à Vichy. — Ebendaſ.

Girardin, Analyse comparative de plusieurs espèces de courges. — Ebendaſ.

Wochler, Sur quelques combinaisons de la série quinone. — Ebendaſ.

Summers (Eust. C.), On a simple apparatus for washing precipitates. — Philos. Mag. 1849 Aug.

Fresenius (C. Rem.), Practical application of the law pointed out by Dr. R. D. Thomson, of the proper balance of the food in nutrition. — Ebendaſ.

Blanchard (Émile), Recherches sur l'organisation des vers. (Suite.) Classe des Helminthes. — Annales des scienc. natur. (Zool.) 1849 Mars. Avril.

Quatrefages (A. de), Mémoire sur l'embryologie des Tarets. — Ebendaſ.

Dufour (Léon), Nôte sur trois espèces de genre Anthicus. — Ebendaſ.

— —, Note sur le Buprestis pulchra. — Ebendaſelbſt.

Milne Edwards et Jules Haime, Recherches sur les Polypiers. IV. Mémoire. Monographie des Astréides. — Ebendaſ.

Hancock and Embleton, Account of a ribbon fish (Gymnetrus) taken off the coast of Northumberland. — Annals and Mag. of nat. hist. 1849 July.

Blackwall (John), Ornithological notes. — Ebendaſelbſt.

Clarke (W. B.), Notice of a bottle-nosed dolphin (Delphinus Tursio, Fabr.) upon the Suffolk coast. — Ebendaſ. Aug.

Gray Sandie and G. Padley, On entozoa found in the lungs of a sheep. — Ebendaſ.

Newport (Gl.), On the identification of the parasitic genus of insects, Anthophorabia. — Ebendaſ.

Benson (W. H.), Descriptions of four new asiatic species of the genus Pupa of Draparnaud. — Ebendaſ.

Clark (W.), On the animal of Kellia rubra. — Ebendaſ.

Westwood (J. O.), On the identification of a genus of parasitic Hymenoptera. — Ebendaſ.

Alder (Johsua), On the animal of Kellia rubra. — — Ebendaſ.

Orbigny (Alc. d'), On living and fossil molluscs. — Edinb. new philos. Journ. 1849 July.

Verneuil (Ed. de), The carboniferous Fauna of America compared with that of Europe. — Ebendaſelbſt.

Morton (Sam. G.), Account of a craniological collection, with remarks on the classification of some families of the human race. — Ebendaſ.

Oceanic infusoria, living and fossil. — Ebendaſ.

Wigand (Alb.), Sur le développement des Fougères. (Suite.) — Annal. des scienc. natur. (Botan.) 1849 Mars.

Tulasne (L. R.), De Aubletianis generibus Quiina et Poraqueiba. — Ebendaſ.

Spach (Ed.), Conspectus generis Hapophyllum. — Ebendaſelbſt.

Weddell (H. A.), Note sur le Cephaëlis ipecacuanha, son mode de végétation et son exploitation dans la province de Matto-Grosso, au Brésil. — Ebendaſ. Avril.

Planchon (J. E.), Observations sur les Ulex, et description d'une nouvelle espèce de ce genre, commune à la Bretagne et à la région sud-ouest de l'Angleterre. — Ebendaſ.

Kunth, Species novae horti regii botanici Berolinensis. — Ebendaſ.

Berkeley (M. J.) et C. Montagne, Sixième centurie de plantes vasculaires tant indigènes qu'exotiques. — Ebendaſ.

Description de plantes nouvelles, extraites des Catalogues de graines des Jardins botaniques pour 1848. (Delectus seminum horti botanici Monacensis, Halensis, Heidelbergensis, Göttingensis, Genuensis.) — Ebendaſ.

Ball (John), On odontites rubra, and the allied forms, including a notice of a new species. — Annals and Mag. of nat. hist. 1849 July.

Miers (John), Contributions to the botany of South America. — Ebendaſ.

Carter (H. J.), A descriptive account of the freshwater sponges (genus Spongilla) in the island of Bombay. — Ebendaſ. Aug.

Spruce (Rich.), The musci and hepaticae of the Pyrenees. — Ebendaſ. Aug.

Scott (Rob.), Remarks on the growth of Bambusa

arundinacea in the large Conservatory, Chatsworth. — Ebendaſ.

Voelker (A.), On the chemical composition of the fluid in the Ascidia of Nepenthes. — Ebendaſ.

Anderson (Thom.), On a new species of Manna from New South Wales. — Edinb. New philos. Journ. 1849 July.

Statistics of Nutmegs. — Ebendaſ.

Balfour (J. H.), Notice of plants which have recently flowered in the royal Botanic Garden (of Edinburgh.) — Ebendaſ.

Durocher (J.), Observations sur les gîtes métallifères de la Suede, de la Norwège et de la Finlande. P. 1. 2. — Annales des Mines 1849 Livr. I. II.

Damour et Descloizeaux, Notice sur l'arkansite. — Ebendaſ. Livr. II.

Chambers (R.), On ancient sea margins. — Amer. Journ. of science and arts 1849 July.

Bouvé (Thom. S.), Review of M. Tuomey's final report on the geological survey of South Carolina. — Ebendaſ.

Dana (Jam. D.), Observations on terraces. — Ebendaſelbſt.

Hunt (T. S.), Chemical examination of Algerite, a new mineral species. — Ebendaſ.

On the relations of trap-rocks with the ores of copper and iron, and the similarity of the schalstein of Dillenburg etc. — Edinb. new philos. Journ. 1849 July.

Hunt (T. S.), On the acid springs and gypsum deposits of the upper part of the silurian system (Onondaga salt group.) — Ebendaſ.

Giraud (Herb.), An account of two aërolites, and a mass of meteoric iron, recently found in Western India. — Ebendaſ.

Favre, On the geology of the German Tyrol and the origin of dolomite. — Ebendaſ.

Geological changes from alteration of the earth's axis of rotation. — Ebendaſ.

Collomb (Ed.), On the downward progress of the glaciers of the Alps. — Ebendaſ.

La Beche (H. de), The Flora of the Silurian system. Fossil plants, as illustrative of geological climate. — Ebendaſ.

Maclaren (Ch.), On grooved and striated rocks in the middle region of Scotland. — Ebendaſ.

New adamantine mineral from Brazil. — Ebendaſ.

Williams (D.), Cliff section of Lundy island, from the Sugar-Loaf to the Devil's Limekiln. — Philos. Mag. 1849 July.

Murchison (Rod. I.), Note on the geological structure of the Asturias, particularly in reference to the nummulitic eocene, and the carboniferous palaeozoic rocks of that province. — Ebendaſ.

— —, On the distribution of the superficial detritus of the Alps, as compared with that of Northern Europe. — Ebendaſ. Suppl.

Bryce (Jam.), On the lignites and altered dolomites of the island of Bute. — Ebendaſ. Aug.

Recent theories in geology. (Rob. Chambers. Charl. H. Davis.) — North Amer. Review 1849 July.

Phillips (John), Thoughts on ancient metallurgy and mining in Brigantia, suggested by a page of Pliny's Natural History. — Amer. Journ. of science and arts 1849 July.

Secrétan (Charl.), La philosophie de la liberté. 2 vols. Paris 1849. — Bibl. univ. de Genève. (Litt.). 1849 Juillet.

Montegut (Émile), De la maladie morale du XIX. siècle. — Revue des deux Mondes 1849 Août.

Girardin (Saint-Marc), L'épopée chrétienne depuis les premiers temps jusqu'à Klopstock. (II. P.) — Ebendaſ.

Christus patiens, Ezechieli et christianorum poetarum reliquiae dramaticae. Ex cod. emend. Dübner. Par. 1847. — Journ. des Savants 1849 Août.

Henry Heine. — North Amer. Review 1849 July.

Texier, Statuaire chrétienne. (Monument funéraire du XIV siècle.) — Annales archéologiques 1849 Juillet — Août.

Laborde, Gisors (artistes des XV et XVI siècles en Normandie.) — Ebendaſ.

Didron, Iconographie des cathédrales. (Cinquième jour de la Création.) — Ebendaſ.

Jouve, Essai sur le chant ecclésiastique (deuxième série.) — Ebendaſ.

Ozanam (A. F.), Les origines de la monarchie. — Correspondant 1849 Livr. 26.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. November.

Nro. 218. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

M. Tullii Ciceronis orationes selectae duodecim.

(Fortsetzung.)

Durch diese Beglaubigung zweyer Lesarten ist wohl aller Zweifel beseitigt, daß die von Orelli mitgetheilten Varianten wirklich aus einer Handschrift herstammen, so daß künftighin auch die dritte und wichtigste dieser Varianten quid für aliquid, die sonst aus keiner Handschrift bekannt ist, bey Feststellung des Textes in Frage kommen wird. Ref. kann nicht glauben, daß sich Cicero so unbehilflich sollte ausgedrückt haben: „Dieses etwas ist aber von der Art, daß dich meine Rede noch völlig mit D. aussöhne." Wie ganz anders lautet der Gedanke, wenn man der Lesart quid? folgt: „Was ist nun dieses? daß dich nämlich meine Rede noch völlig mit D. aussöhne.." — Eine andere unzweifelhafte Verbesserung aus Handschriften ist noch §. 41. vorzunehmen, wo in den gewöhnlichen Texten steht: Quod nomen hi reges ne amitterent te victore timuerunt: retentum vero et a te confirmatum posteris etiam suis tradituros esse confido. Schon Patricius verlangte, daß man eine von Lambin angeführte Lesart se esse confidunt herstelle; diese vortreffliche Verbesserung des Sinnes ist jetzt auch durch den cod. Oehl. und Helmst. gesichert, wozu noch 2 Handschriften von Garatoni kommen, der auch hier wieder das Richtige treffend erkannt hat.

Geringere Schwierigkeit bietet die kritische Behandlung der Rede pro Ligario, wiewohl es nicht an manchen noch streitigen Stellen fehlt. Auch in dieser Rede lassen sich mit ziemlicher Bestimmtheit zwey Familien scheiden. Der kritische Apparat des Ref. umfaßt die Varianten von sechs Handschriften, von denen je drey der einen Familie angehören. Dazu kommen noch Excerpte von Muret aus einem cod. Ursini, die Garatoni in Rom abgeschrieben hat. Dieser Codex stimmt gewöhnlich mit dem Erfurtensis, hat aber manches Eigenthümliche, so daß sehr zu bedauern ist, daß dieselben nicht reichhaltiger sind. Kann es nun auch keinem Zweifel unterliegen, daß in dieser Rede die Familie des Erfurt. (= fam. A) weit besser ist als in der Deiotariana und einen entschiedenen Vorzug vor der anderen Familie verdient, so darf doch auch diese keineswegs unbeachtet gelassen werden, wie sich schon aus den ziemlich zahlreichen Anführungen der alten Rhetoren und Grammatiker ergibt, die bald die Lesarten der einen, bald der andern Familie bestätigen. Der cod. Oehleri ist in dieser Rede nicht von gemischter Recension wie in der R. p. Deiot., sondern folgt mit ziemlicher Consequenz der Familie B; er hat aber bey starken Interpolationen einige vorzügliche Lesarten erhalten, von denen sich in anderen Handschriften nur spärliche Spuren vorfinden. Zwey der ältesten Handschriften der Rede sind noch unbenützt, nämlich ein Ambrosianus, den Ang. Mai (s. Schol. Cic. ed. Orell. II. p. 369.) in das 10. Jahrhundert setzt, und ein Mediceus XLV. Plut. L. angeblich aus den 11. Jahrh., aus dem sich eine Abschrift der Rede pro Marcello in dem Garatonischen Nachlasse befindet. Von letzterer Handschrift hat Ref. durch die Gefälligkeit des H. Dr. Leopold Schmidt aus Berlin eine Probe erhalten, die es wünschenswerth macht den Codex vollständig kennen zu lernen;

er folgt der Recenſion der Familie B. Wie weit man nun bis jetzt die handſchriftlichen Quellen kennt, ſo laſſen ſich zu der von Madvig gegebenen Recenſion, die auch in dieſer Rede von allen die beſte iſt, nur wenige Verbeſſerungen nachtragen. §. 3. ſchreibt H. Madvig: si tamen illud imperium esse potuit, wo Ref. an der Richtigkeit von tamen zweifelt, welches in den meiſten Handſchriften, ſo in den beſten der Familie A fehlt, und ſchon dadurch verdächtig wird, daß es einige Handſchriften vor illud, wie auch der cod. Oehl., andere nach illud, wie der Col. Graevii, haben. Es beruht ſicherlich auf Interpolation, indem man dem beſchränkenden si (wenn anders) eine Erklärung geben zu müſſen glaubte. — §. 7. nimmt es uns Wunder, daß H. M. in den Worten hoc ipso C. Pansa mihi nuntium perferente die Lesart des Colon. und einiger anderen Handſchriften, zu denen jetzt auch noch der Oehl. kommt, verſchmäht hat, die hunc vor nuntium einſchieben, wie die Stelle auch in dem Lemma des Gronoviſchen Scholiaſten angeführt wird. — Cap. 4, 11. ſchreibt H. M. nach der Conjectur von Modius und Wunder: externi isti mores, usque ad sanguinem incitari odio, aut levium Graecorum aut immanium barbarorum. Die Abweichungen der Handſchriften in dieſer Stelle ſind ſehr bedeutend; Modius bemerkt (der jedoch sunt nach isti nicht ausläßt), die Stelle ſtehe wörtlich ſo, wie er ſie hergeſtellt habe, in ſeinen drey Handſchriften; er habe bloß solent nach incitari geſtrichen. Der Erf., Gud. 2. und ein von H. Prof. Baiter verglichener Brüßler-Codex Nro. 5345. haben externi isti mores usque ad sang. incitari solent odio etc.; der Col. Graevii und Oehl. externi isti sunt mores, qui usque ad sang. incitari solent odio; in anderen Handſchriften finden ſich noch die Varianten odium und incitare und einige andere; alle bekannten aber halten an solent feſt. Wollte man nun auch die Richtigkeit der Emendation von Modius zugeben, ſo darf doch sunt nach isti in keinem Falle fehlen, was auch durch den Scholiaſten beſtätigt wird und bloß dann fehlen könnte, wenn der Satz einen allgemeinen Gedanken enthielte. Daß sunt in der Mehrzahl der Handſchriften fehlt, iſt von keiner Bedeutung, ſondern bloß eine ſichere Spur, daß die Stelle eine Interpolation erlitten hat; denn sunt wurde ſinnlos, nachdem einmal solent eingeſetzt war. So vielfachen Beyfall nun auch in der ſchwierigen Stelle die Verbeſſerung von Modius gefunden hat, ſo muß doch Ref. bekennen, daß er ſich mit folgendem Gedanken nicht recht befreunden kann: „dieß ſind ausländiſche Sitten, die du einführen willſt (isti), bis zum Blutdurſt von Haß geſtachelt zu werden, entweder von leichtfertigen Griechen oder unmenſchlichen Barbaren.“ Ein ſo ſchwerfällig ausgedrückter Gedanke ſcheint uns der klaren und durchſichtigen Darſtellungsweiſe des Cicero, die ſich gerne in behaglicher Breite und Fülle zu ergehen pflegt, wenig zu entſprechen. Da nun der Scholiaſt in dem Lemma bloß die Worte hat: externi isti mores sunt aut Graec. aut barbarorum, ſo dürfte vielleicht der ganze erklärende Zuſatz als eine Gloſſe anzuſehen und nur die Worte „externi isti sunt mores, aut l. Graecorum aut i. barb.“ als die Hand des Cicero zu erkennen ſein. Bey dieſer Annahme würden ſich dann auch am leichteſten die bedeutenden Abweichungen, die ſich gerade auf den angenommenen Zuſatz erſtrecken, erklären laſſen. — In demſelben §. heißt es in allen Ausgaben fehlerhaft: Non tu ergo hunc patria carere, sed vita vis. Was ſoll nämlich hier hunc, womit der abweſende Q. Ligarius bezeichnet iſt? das Pronomen hic wird von dem Q. Ligarius nirgends in der ganzen Rede angewendet, und Ref. kennt nur eine einzige Stelle, durch die es ſich zur Noth ſchützen ließe, näml. p. Deiot. §. 8. teque cum huic (dem abweſenden Dejotarus) iratum, tum sibi amicum esse cognoverant. Allein dieſe ganze Stelle hat Madvig (Opusc. I. p. 148 sq.) durch ſo gewichtige Gründe als Interpolation verdächtigt, daß man erſt dieſe widerlegen müßte, ehe eine Berufung auf dieſelbe könnte zugegeben werden. Indeſſen ſteht hunc in der R. p. Lig. nach dem Zeugniſſe der Handſchriften nichts weniger als völlig feſt. Das Wort wird ſchon dadurch etwas verdächtig, daß es einige Handſchriften nach, andere vor ergo haben; allein in mehreren fehlt es gänzlich, wie in dem cod. Oehl., dem Bruxell., im Monac. c. bey Soldan, in dem von Orelli benützten Leidensis, der ſonſt gewöhnlich wie auch der Salisb., in welchem hunc übergeſchrieben iſt, mit dem Erfurt. ſtimmt. Das durch den Sprachgebrauch verlangte eum hat

ſich von bekannten Handſchriften bloß in dem Helmſtadt. erhalten, iſt aber völlig geſichert durch die Anführung der Stelle bey Martianus Capella V. §. 520. pag. 447 ed. Kopp. und im Pseudo-Asconius zur Divin. in Caecilium §. 23. — Cap. 5, 13., wo in den Ausgaben ſteht: Res enim eo spectat, ut ea poena, in qua adhuc Q. Ligarius sit, non videamini esse contenti, iſt es Herrn M. wohl nur entgangen, daß ſein trefflicher Schüler Weſenberg in den Oservationes ad orat. p. Sestio p. 45. est für sit verbeſſert hat. Derſelbe bemerkt richtig: Coniunctivum eo, quod verba in qua etc. sententiae effectivae (ut . . . videamini) interiecta sunt, non excusari notum est. — Cap. 5, 14. Quanto hoc durius, quod nos domi petimus, id a te in foro oppugnari et in tali misericordia multorum perfugium misericordiae tollere. Ref. muß es billigen, daß H. M. hier ſeine frühere Conjectur te (für et) in tali etc., der Orelli in den Orationes selectae gefolgt iſt, zurückgenommen hat. Denn hätte Cicero tu wiederholt, ſo würde er es wohl beym Aſyndeton in gleicher Form (a te — tolli) wiederholt oder et te geſchrieben haben. Aber anderſeits können wir auch die Wiederherſtellung der Vulgata nicht gutheißen. Man iſt zwar ſchnell mit Citaten bey der Hand, um zu beweiſen, daß Cicero bey Infinitiven nicht ſelten vom Paſſiv in das Activ übergegangen iſt; allein man ſehe die reichſte Sammlung dieſer Art bey Madvig zu Cic. de finibus b. et m. pag. 178 s., und frage ſich, ob nur ein einziges Beyſpiel als ähnlich und das vorliegende rechtfertigend bezeichnet werden kann. Eine ferne Aehnlichkeit würde nur dann beſtehen, wenn es in der Stelle ohne a te hieße: Quanto hoc durius . . . id in foro oppugnari et . . . tollere. Dabey kommt auch noch der Umſtand in Betracht, daß ſich die philoſophiſche Sprache gar viele Nachläſſigkeiten und Unebenheiten erlaubt, welche im rhetoriſchen Stil unzuläſſig ſind. Daher muß Ref., bis man zur Entſchuldigung der harten Verbindung ein ganz ähnliches Beyſpiel aus den Reden beygebracht hat, die Emendation Lambins id te . . . oppugnare für richtig erkennen. Denn te im zweyten Satze nach et einzuſchieben wäre minder gefällig, und hätte auch das Lemma des Scholiaſten gegen ſich. — Eine vortreffliche Verbeſſerung iſt Herrn M. Cap. 6, 17. entgangen, wo man bisher las: Ac primus aditus et postulatio Tuberonis haec, ut opinor, fuit, velle se de Q. Ligarii scelere dicere. Non dubito, quin admiratus sis, vel quod de nullo alio quisquam, vel quod is, qui in eadem causa fuisset, vel quidnam novi sceleris afferret. Für quisquam hat M. Haupt in Schneidewin's Philologus I. p. 389 quicquam vorgeſchlagen, und wohl nur überſehen, daß ſo in einem Oxforder-Codex geſchrieben ſteht. Ref. kann für quicquam jetzt auch das Zeugniß des cod. Oehl. anführen, und iſt überzeugt, daß ſich dieſe ſichere Verbeſſerung auch noch in andren Handſchriften vorfindet, und nur von den Collatoren überſehen worden iſt. — Cap. 7, 20 ſteht in allen Ausgaben: Atque ille eo tempore paruit, cum parere senatui necesse erat: vos tunc (wohl richtiger tum) paruistis, cum paruit nemo qui noluit. Statt nemo qui noluit hat der cod. Ursini nemo nisi qui voluit, welche Lesart Soldan auch aus dem Monac. b, der in dieſer Rede manche gute Lesarten hat, und aus einem cod. P. Victorii beygebracht hat. Daß durch Aufnahme dieſer Lesart der Gedanke gewinnt, iſt offenbar; denn Cicero will andeuten, daß wer nach dem Ausbruche des Bürgerkriegs noch einem Befehle des Senates Folge leiſtete, der freyen Eingebung ſeines Willens folgte und damit gewiſſermaſſen einen Partheyſchritt that. — Die nach Anſicht des Ref. ſchwierigſte Stelle der Rede, findet ſich Cap. 7, 22, wo H. Madvig aufgenommen hat: Tardius iter fecit (L. Tubero): itaque in Africam venit iam occupatam. Hinc in Ligarium crimen oritur vel ira potius. Nam si crimen est ullum, voluisse, non minus magnum est, vos Africam, arcem omnium provinciarum, natam ad bellum contra hanc urbem gerendum, obtinere voluisse, quam aliquem se maluisse. Atque is tamen aliquis Ligarius non fuit. Die Schwierigkeit beruht in den Worten nam si crimen est ullum voluisse, bey welchen H. Madv. der Lesart zweyer Palatini (VI. et IX.) bey Gruter folgte. Statt ullum fand Modius in ſeinen Handſchriften illam, woraus er illa voluisse zu ſchreiben vorſchlug; andere Lesarten ſind illum und illud voluisse, um derjenigen Handſchriften nicht zu gedenken, in denen durch Interpolation prohibere nach crimen est eingeſchoben iſt. Gegen die von

Madvig aufgenommene Lesart, die seit Gruter fast allgemeinen Beyfall gefunden hat, hat Ref. zunächst die Einwendung, daß ullum mit crimen est verbunden hier ein ganz unnöthiger Zusatz ist; noch mehr befremdet das so nackt hingestellte voluisse, wofür wohl Cicero einfacher „si crimen est voluntas“ geschrieben hätte; den größten Anstoß findet aber Ref. darin, daß der Gedanke „wenn der bloße Wille ein Verbrechen ist“ durch das was vorausgegangen ist nichts weniger als motivirt erscheint. Denn wenn Cicero sagt „hinc in Ligarium crimen oritur,“ so wird dieß aus dem Umstande „quod Africa iam occupata erat“ gefolgert. Wie kann aber dann Cicero fortfahren „nam si crimen est ullum voluisse,“ da ein solches Wollen in dem Vorausgehenden noch nicht angedeutet liegt? Eine eben so geringe Wahrscheinlichkeit hat die von Klotz aufgenommene, und auch von L. Jan (Jahns N. Jahrb. f. Philol. Bd. 23. S. 88.) vertheidigte Lesart illum voluisse, gegen welche sich der gleiche Einwand, daß eine derartige Folgerung nicht erwartet wird, erheben läßt, wozu noch der Umstand kommt, daß der Redner auch nicht bedingungsweise ein derartiges Zugeständniß vom Ligarius machen konnte, von dem er überhaupt läugnet, daß er sich in den Besitz von Afrika habe setzen wollen. Ref. weiß für die Stelle keine Hilfe, als daß man sich für die Lesart illud voluisse, die auch der cod. Ursini hat, entscheidet (illum zu lesen mit Ergänzung von Africam occupare scheint zu hart); so erhält man doch wenigstens eine richtige Folgerung durch Wiederaufnahme der Wort: in Africam venit iam occupatam. Tubero war darüber entrüstet, daß er seine Provinz bereits besetzt fand. Wenn es sich, sagt nun der Redner, tadeln läßt, dieß gewollt zu haben, so trifft der Tadel im gleichen Grade euch wie irgend einen anderen, der euch in diesem Wunsche zuvorgekommen ist. Doch will Ref. nicht fest behaupten, daß Cicero so, und nicht anders geschrieben habe; er kann sich nur nicht einreden, daß durch die Aufnahme von ullum oder von illum ein passender Sinn hergestellt sey, und wünschte sehr, daß die schwierige Stelle einer neuen Prüfung unterworfen würde. — Zu §. 25. bemerken wir, daß die treffliche Verbesserung Madvigs „Etiamsi . . . prohibiti estis“ für essetis und Berichtigung der Interpunction ganz in gleicher Weise auch von Garatoni gemacht worden ist, von dessen Commentar zur Ligariana sich leider nur der erste Entwurf in seinem Nachlasse vorgefunden hat. — §. 28 schreibt H. Madvig: Quid? cum ista res nihil commovisset eius animum, ad quem veneratis, languidiore, credo, studio in causa fuistis; tantummodo in praesidiis eratis, animi vero a causa abhorrebant: an, ut fit in civilibus bellis, ** nec in vobis magis quam in reliquis; omnes enim vincendi studio tenebamur. Mit Recht hat an dieser Stelle Madvig (Opusc. I. p. 156 sq.) eine Lücke nach in civil. bellis angenommen; allein da gerade diese Annahme sehr unrichtige Erklärungen hervorgerufen hat, gegen die H. Madvig selbst in den Opuscula altera p. 326. sehr eindringlich protestirt hat, so hätten wir gewünscht, daß er sich in einer Schulausgabe nicht damit begnügt hätte in der Note zu bemerken „Exciderunt quae proprie de Tuberonum studio dicta erant,“ sondern selbst den Versuch einer Ergänzung gemacht hätte. Denn auch nach der längeren Erörterung, die Madvig zweymal in den Opuscula gegeben hat, bleibt es noch immer sehr schwierig zu bestimmen, wie etwa das ausgefallene Satzglied mochte gelautet haben. Ref. glaubt nur soviel sicher annehmen zu dürfen, daß dasselbe eine negative Fassung hatte, wie aus dem folgenden nec magis hervorgeht; er erwartete etwa den Gedanken: „oder fand, wie es in Bürgerkriegen zu geschehen pflegt, keine Nachgiebigkeit (keine Neigung zurückzutreten) statt, und zwar bey euch eben so wenig als bey andern?“ — §. 30 schreibt Madvig mit allen neueren Herausgebern: Causus, Caesar, egi multas, et quidem tecum, dum te in foro tenuit ratio honorum tuorum; certe numquam hoc modo: Ignoscite, iudices: erravit, lapsus est etc. Ref. zieht jedoch die Lesart equidem, welches Wort so häufig in et quidem verderbt wurde, vor, indem er es passender findet, daß sich Cicero hier nur auf diejenigen Processe beruft, die er mit Cäsar geführt hatte, nicht auf alle überhaupt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. November.

Nro. 219. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Germaniens Völkerstimmen. Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Mährchen, Volksliedern u. s. w. herausgegeben von Johannes Mathias Firmenich. Erster Band 544 und IV S. Großoctav. Zweyten Bandes Lieferungen 1 — 5, 416 S.

Zweiter Artikel.

(Der erste findet sich in den Nummern 11 — 13 dieses Jahrgangs.)

Geraume Zeit ist verflossen, seit jener erste Artikel niedergeschrieben wurde. Der Gedanke, welcher ihn hervorgerufen, der Gedanke an ein endlich einmal wieder einiges deutsches Vaterland legte es so nahe, sich mit dem, was mehr als alles Andere den Deutschen eben zum Deutschen macht, zu beschäftigen. Aber gerade dieser Gedanke wars, der dem Eingehen auf die in jenem Artikel angekündigten Einzelheiten störend in den Weg trat. Unter den zumtheil blutigen Kämpfen zwischen altem Hochmuth und jungem Uebermuth, die die Verwirklichung des großen Gedankens fort und fort, und am meisten als das Ende erreicht schien, in peinliche Frage, ja die ein zweytes Polen in Aussicht stellten, war es nicht leicht, den nöthigen Gleichmuth zu behaupten, der zu wissenschaftlichen, jenen Kämpfen gegenüber kleinlich erscheinenden Untersuchungen nöthig ist. Auch wenn, um auf Augenblicke die trübe Stimmung zu verscheuchen, ein in seine Stube Gebannter statt unter Gottes blauem Himmel sich unter diesen Völkerstimmen ergehen und da an den ihm neuen Blumen und Kräutern ergetzen mochte, er konnte keineswegs hoffen, draußen in der lesenden Welt sonderlicher Liebhaberey gleicher Art zu begegnen. Allerdings soll die Wissenschaft erhaben seyn über Fragen der Zeit. Aber wo ihr Gegenstand selbst und sein ganzer Werth fürs Leben so innig mit diesen zusammenhängt, versteht sich solch eine Ausnahme wohl von selber.

Damit hat Ref., als guter Deutscher, um die Verspätung zu entschuldigen, hier wieder anheben zu müssen geglaubt. Als ein solcher hat er ohne die Vorfrage, ob er den obern Landen oder den niedern angehöre, das Buch, um daraus zu lernen, in die Hand nehmen dürfen. Aber, um über das, was es in dem erwähnten Theile darbietet, über Niederdeutsches zu urtheilen, dazu möchte dem Oberdeutschen die Berechtigung beanstandet werden. Allein die ganze Sammlung kann nicht blos für Niederdeutsche, sondern eben so gut für Oberdeutsche und umgekehrt in ihrem oberdeutschen Theile nicht anders als auch für Niederdeutsche angelegt seyn. Ob sie ihrem Zweck entsprechend behandelt erscheine, wird gerade darin liegen, daß, wie umgewendet, so über das Niederdeutsche auch ein Oberdeutscher, bey dem es freylich auf einigen Beruf seinerseits ankommen wird, sie zum Gegenstand seiner Betrachtung machen könne. Jedenfalls ergibt sich bey solcher gegenseitigen Betrachtung der kleine Vortheil, den vor jedem selber in irgend einem Kreise Befangenen derjenige voraus hat, welcher außerhalb dieses Kreises steht, der Vortheil, daß

ſich ihm manches auffallender, und darum beſtimmter ausnimmt.

Wenn dem Oberdeutſchen, der ſich nicht allenfalls durch längern Aufenthalt in den niedern Landen dazu befähigt weiß, allerdings kein Urtheil zuſteht über das thatſächlich Gegebene, und ob es treu und richtig dargeſtellt ſey, ſo darf er ſich doch berechtigt glauben, von ſeinem Standpunkt aus zunächſt über die Mittel und Wege zu ſprechen, auf welchen Niederdeutſches meiſt von Niederdeutſchen auch ihm dem Oberdeutſchen geboten wird, das heißt über die Bezeichnung der dialektiſchen Ausſprache. Und dieſe, die beſondere Ausſprache iſt es, was weit mehr als beſondere grammatiſche Formen, und mehr als beſondere Wörter und Ausdrücke die Verſchiedenheit der deutſchen Dialekte begründet.

Zwar werden Viele, wohl die Meiſten, die das Buch zur Hand nehmen, über einiges Unbeſtimmte und Zweifelhafte in der Bezeichnung leicht hinwegſehen; aber immerzu wird es Einige geben, denen es nun einmal Bedürfniß iſt, ſich, mit Hinſicht auf ältere Sprachzuſtände und auf andre Dialekte, über jedes vorkommende Wort ſo viel möglich klar zu werden; und dieſes Klarwerden fußt oft genug auf ganz geringen, obenhin genommen ganz müßig ſcheinenden Unterſcheidungen.

Können nun ſolche dem Ohr ſo merkliche Unterſcheidungen auch dem Auge dargeſtellt werden in Zeichen eines Alphabets, das nur für die Laute der gebildeten Geſammtſprache ausreicht, Zeichen, die ſelbſt nicht durch alle Gegenden Deutſchlands in ganz gleicher Geltung gebraucht und genommen werden.

Das hochdeutſche Alphabet bietet nur ein a für drey, ein e für vier, abgeſehen von Länge oder Kürze, akuſtiſch ungleiche Laute, deren beſtimmtere Unterſcheidung in der einen oder andern Mundart von der größten Bedeutung ſeyn kann. Aehnliches gilt von den übrigen Vocalen und den Vocalverbindungen oder Diphthongen, für deren einige gerade im Hochdeutſchen den einzelnen Zeichen ganz unentſprechende Laute üblich geworden ſind. Nicht geſicherter, auch unter Gebildeten, iſt allen Conſonantzeichen durch ganz Deutſchland die gleiche Ausſprache; ſo kommt z. B. das b unter drey, das g unter vier verſchiedenen Geltungen vor.

(Fortſetzung ſpäter.)

M. Tullii Ciceronis orationes selectae duodecim.

(Schluß.)

Will man den Gedanken nach der gewöhnlichen Lesart ganz ſtrenge nehmen, ſo konnte ſich Cicero kaum ſo ausdrücken, indem es das Anſehen hat, als hätte Cicero, ſo lange Cäſar als Sachwalter thätig vor, alle Proceſſe mit ihm, ſey es als deſſen Gegner oder als Vertreter derſelben Parthey, geführt. Freylich darf man, wenn man der Lesart equidem folgt, dieſes Wort nicht im Sinne vor „ich wenigſtens, ich meines Theils“ faſſen, ſondern equidem ſteht im beſchränkenden Sinne ſtatt des einfachen quidem nach dem bekannten Sprachgebrauche, den Madvig ſo vortrefflich in den Opusc. altera p. 314 sq. erörtert hat. — Durch einen bedeutenden Fehler iſt noch der Schluß der Rede §. 38 entſtellt, wo in allen Ausgaben ſteht: Longiorem orationem causa forsitan postulat, tua certe natura breviorem. Anſtößig iſt hier zunächſt die Verbindung von forsitan mit dem Indicativ, für welche aus Cicero noch keine ſichere Stelle nachgewieſen iſt. Hand führt zwar im Turſellinus II. p. 716. außer dieſer Stelle noch drey andere an; aber in dieſen iſt die Lesart theils unſicher, theils entſchieden falſch. Nämlich in den ep. ad Fam. I, 8, 4. lieſt Orelli ut forsitan quibusdam videar ohne Variante, und man darf ſo lange keinen Zweifel hegen, daß ſo auch im Mediceus ſteht, bis nicht das Gegentheil nachgewieſen iſt. Im Brutus c. 13, 52 hat Ellendt in der 2. Bearbeitung aus Handſchriften forsitan fuerint hergeſtellt; ebenſo Zumpt in den Verrinen IV, §. 124. nimirum forsitan haec illi mirentur atque efferant, der dabey noch ausdrücklich bemerkt, daß ſo auch deutlich im Erfurt.

ſtehe. Hand ſucht zwar dieſes Zeugniß dadurch zu entkräften, daß er bemerkt Wunder führe keine Variante an, was er aus dem einfachen Grunde nicht konnte, weil auch in der Erneſtiſchen Ausgabe, nach der Wunder den Erf. verglichen hat, der richtige Conjunctiv ſteht. Bey ſolchem Sachverhalt ſtehen wir nicht an, die Lesart des ſehr guten cod. Ursini und Mon. b fortasse als die richtige zu erkennen, und zwar um ſo weniger, als durch dieſelben Handſchriften noch ein zweyter weit ſchlimmerer Fehler beſeitigt wird. Iſt es nämlich glaublich, daß Cicero faſt in den letzten Worten der Rede ſollte geſagt haben: tua certe natura breviorem orationem postulat? Eine ſolche Aeußerung war allenfalls am Eingange der Rede ſtatthaft, aber nimmerhin am Schluſſe derſelben. Soldan hätte wenigſtens dieſen argen Fehler wegſchaffen ſollen, da außer dem Mon. b noch zwey Wienerhandſchriften postulabat für postulat haben, wozu jetzt noch der cod. Ursini kommt. Wird aber das durch den Sinn nothwendig verlangte Imperfect aufgenommen, dann wird wohl Niemand mehr forsitan gegen fortasse in Schutz nehmen wollen.

Ref. hat bereits zu viel Raum in Anſpruch genommen, um auch auf die übrigen Reden, welche die Sammlung des H. Madvig umfaßt, noch eingehen zu können; doch kann er nicht umhin, ſich noch einige Bemerkungen über die Catilinariſchen Reden zu erlauben. Unter allen Reden ſind vielleicht keine häufiger abgeſchrieben worden als dieſe; keine haben aber auch mehr Interpolationen erfahren, weil dieſelben ſchon ſeit ſehr früher Zeit im Mittelalter auf Schulen geleſen wurden, und ſo die Interpolation auch ſchon die älteſten der bekannten Codices mehr oder minder ergriffen hat. Allein unerachtet ſo viele Handſchriften dieſer Reden vorliegen, ſo fehlte es doch gerade in dieſen noch bis auf die letzte Zeit an genauen und vollſtändigen Collationen, weil man wahrſcheinlich meinte, daß die Kritik in dieſen Reden, die jeder auf ſeiner Schule geleſen hat, ſchon längſt eine abgeſchloſſene ſey. Steinmetz hätte ſich ein weſentliches Verdienſt um die Feſtſtellung des Textes erwerben können, wenn er bloß die Collation des alten Tegernseensis (jetzt Monac. cod. Lat. 17934.) und des Salisburgensis monast. ad D. Petrum (jetzt Monac. 15964.), dieſe aber vollſtändig mitgetheilt hätte; ſo aber hat er mit ſeinem eklektiſchen Verfahren, welches keine vollſtändige Einſicht in die von ihm benützten Quellen gewährte, ſelbſt den Nachtheil gewährt, daß durch die Ueberſchätzung eines der älteſten der von ihm benützten Codices, des Tegerns. theilweiſe wieder ein ſtarker Rückſchritt in der Kritik gemacht worden iſt. Da nämlich Steinmetz, vielleicht geblendet durch die treffliche Verbeſſerung, welche der cod. Tegern. II. §. 27. durch die Lesart conivere possum gewährte *), dieſem die erſte Stelle unter den Handſchriften der Catilinarien eingeräumt hatte, ſo hat Orelli die Handſchrift **) neuerdings verglichen, und ſeine genauere Collation in den Orationes selectae XV nebſt der eines cod. Rhenaugiensis und Parcensis mitgetheilt, wobey er aber auch an manchen Stellen den hohen Werth des Salisburg., durch welchen die ausgezeichneten Lesarten des codex Car. Stephani ihre volle Beſtätigung erhalten haben, gebührend anerkannt hat. Weiter iſt Klotz zurückgeſchritten, der ſich zwar an einigen Stellen genauer als Orelli den Handſchriften angeſchloſſen, aber leider dem Tegerns. zu lieb die Autorität des Salisb. faſt ganz auf die Seite geſchoben hat; ein Verfahren welches in dieſen Reden um ſo verkehrter iſt, als Madvig (Opusc. II. p. 334.) mit Recht bemerkt hat: principatum in his orationibus potius ad Salisburgensem et Coloniensem videri deferendum esse quam ad Tegernseensem et Rhenaugiensem. Ref. iſt feſt überzeugt, daß wenn einmal ſeine vollſtändige Collation des

*) Ref. hat dieſe Lesart ſonſt nirgends gefunden als etwas verderbt in einem von ihm zuerſt verglichenen cod. Windbergensis (Mon. lat. n. 22281), in welchem ſie nebſt der interpolirten ſteht: conuiuere uel consulere sibi possunt.

**) Auch dieſe läßt noch manches zu wünſchen übrig; H. Prof. Prantl, dem Ref. eine nochmalige Collation verdankt, hat an nicht wenigen Stellen Gelegenheit zu Berichtigungen und Nachträgen gefunden.

Salisb. und eines zweyten Codex derselben Quelle, der zwar nachlässiger geschrieben, aber an einigen Stellen noch besser als der Salisb. ist, des von ihm zuerst verglichenen Monacensis 4611 *), bekannt gemacht sein wird, Niemand mehr in das richtige Urtheil Madvigs einen Zweifel setzen werde. Eben so richtig ist, was Madvig a. a. O. p. 331. bemerkt: Postremo haec interpolatio codices aetate et bonitate coniunctos ita alios aliis locis invasit, ut in magna similitudine tamen non leviter interdum discrepent nec uni aut duobus fidem addicere liceat, sed omnium, qui recentissimam depravationem aetate excludunt, testimonia conquiri et comparari debeant; in qua re molestum est, quod codicis praestantissimi Coloniensis, quo Modius et Gulielmus usi sunt, et Salisburgensis tot locis scripturae ignorantur. Ref. besitzt die genaue Collation von acht Handschriften, von denen er noch keine einzige wissen möchte, da auch Handschriften zweyten und dritten Ranges an mehreren Stellen allein das Richtige geben. Es würde zu weit führen, wollte Ref. durch genauere Besprechung einzelner Stellen eine durchgreifende Textesrevision dieser Reden anbahnen; einstweilen möge die Bemerkung genügen, daß auch in diesen Reden die von Madvig gelieferte Recension ganz entschieden den Vorzug vor allen übrigen verdient.

Zum Schlusse bemerkt noch Ref., daß die neue Ausgabe des H. Madvig leider nicht so correct gedruckt ist als die früheren; es ist uns eine ziemliche Anzahl von kleineren Druckfehlern aufgestossen, aber ein sehr schlimmer in der Rede p. Lig. §. 8., wo ein ganzer Satz vel quod eius ingenio studiisque delector ausgefallen ist.

Nachschrift. Durch den verzögerten Abdruck der schon vor ein Paar Monaten eingesendeten Recension ist Ref. in den Stand gesetzt noch eine kurze Mittheilung über eine reichhaltige unbenützte Quelle zur Kritik der Ciceronischen Reden zu geben. Er erhielt nämlich durch die ausnehmende Güte des H. Professor Dr. Classen zu Lübeck die sämmtlichen noch nicht benützten Abschriften, die Niebuhr von den Lagomarsinischen Collationen zu den Reden während seines Aufenthaltes in Rom gemacht hat. Dieselben erstrecken sich von den Reden de lege agraria bis auf die Planciana; die Varianten hat Niebuhr zu einigen Reden vollständig abgeschriebeu, zu anderen eine Auswahl aus den besseren Codices und bemerkenswertheren Lesarten geliefert. Vollständig hat der unermüdlich thätige Mann den Apparat unter anderen zu den Catilinarien abgeschrieben, zu denen Lagomarsini nicht weniger als 25 Handschriften verglichen hat, von denen mehrere von vorzüglichem Werthe sind, namentlich der Codex Num. 62, von dem Niebuhr in der kurzen Charakteristik, die er seiner Abschrift voranschickt, bemerkt: Codex 62 antiquissimam exhibet orthographiam et quod ad recensionem attinet una cum 10. et 22. praestantissimae indolis est. Der Codex folgt derselben Recension wie der oben erwähnte Salisburgensis und Benedictoburanus, so daß auch durch Niebuhr das Urtheil, welches oben Ref. über den Werth dieser besten Recension gefällt hat, vollkommen bestätigt wird. — Von der Rede pro Roscio Am. hat Niebuhr leider nur zu Cap. 1—9. die Varianten der von Lagomarsini benützten Handschr. excerpirt; der beste Codex (s. oben S. 667.) trägt die Numer 26, der §. 11. die wichtige Lesart hat: cum huic eidem quaestioni praeesses, wo die meisten übrigen Handschriften idem haben, alle aber iudex nach quaestioni einschieben.

Karl Halm.

*) So hat dieser aus dem Kloster Benediktbeuern stammende Codex allein von allen bekannten Handschriften in der or. IV. §. 12. mit dem Scholiasten die richtige Lesart purpuratum esse huic Gabinium für hunc Gabinium, und in demselben §. am Schlusse praebeo für praebebo, wie Madvig Opusc. II. p. 336 not. verlangt hat, und auch bey Arusianus Messius p. 241. in einer von Lindemann nicht nachgewiesenen Stelle steht. Es muß daselbst im Arusianus heißen: Cic. in Catil. IIII. statt III. — Die so reiche Münchnerbibliothek hat noch einen dritten unverglichenen Codex derselben Familie, von dem Ref. als Probe eine sehr genaue Collation der ersten Rede der Güte des H. Custos Krabinger verdankt; es ist dieß der Cod. lat. 7809 sec. XIII.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. November.

Nro. 220. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Germaniens Völkerstimmen.

(Fortsetzung).

Bey solcher Unzulänglichkeit und Mehrdeutigkeit der vorhandenen Zeichen durfte der Zusammensteller so vieler und verschiedener Mundarten auf den Gedanken kommen, durch Beigabe ganz neuer oder durch Modificirung vorfindlicher Zeichen ein bestimmteres sich allen Vorkommnissen anschmiegendes alphabetisches System in Anwendung zu bringen. Gewiß aber ist es, daß eine in der Art genaue Bezeichnung mehrerer Mundarten nicht wohl das Werk von mehrern Vereinzelten seyn kann, deren jeder nur sich selber hören wird und hören kann, sondern daß sie von einem Einzigen ausgehen müßte, der aller dieser Mundarten in eigner Person durch Ohr und Zunge ganz mächtig wäre. Wo fände sich dieser Einzige, oder wo Der, dem man, wäre er auch ein Moriz Rapp, ein Bindseil u. s. w., allgemein solche gesetzgeberische Berechtigung zugestehen würde? Oder wäre etwa seine Stelle durch einen Zusammentritt von lebenden Mustern aller Dialekte zu ersetzen? Welch ein seltsamer Congreß zu den vielen, die wir erleben! Gerade ihm wäre von allen leicht der am wenigsten dankeswerthe Erfolg zu prophezeyen.

Unser Sammler, sich wohl hütend, als solch ein Einziger auftreten zu wollen, hat sich weislich an das vorerst allein Mögliche gehalten. Er läßt seine zahlreichen Beitragspender jeden was er gibt und wie er's gibt, selber verantworten. Kein Zweifel, daß jeder derselben die einmal vorhandenen Zeichen in der Bedeutung nimmt, die ihnen eben unter den Gebildeten seines Landstriches eigen ist, und daß er damit seiner Aufgabe vollkommen genügt zu haben glaubt. Wer mit einer Mundart ohnehin vertraut ist, wird ja Alles, selbst was z. B. rein hochdeutsch geschrieben wäre, derselben entsprechend vorzutragen vermögen. Dieser Vortheil aber kann einem Fremden, in dem Maße als er ein entfernterer ist, weniger zu gute kommen. Darum, und weil, wie wiederholt werden muß, die vorhandenen Zeichen selber (auch unter Gebildeten, versteht sich) nicht in allen Gegenden die gleiche Geltung haben, hebt nicht einmal die kurze Anweisung, durch die mancher der Beyträge (S. 1. 22. 35. 45. 67. 71. 74. 93. 111. 182. 217. 323. 334. 340. 351. 390. 392. 394. 432. 447. 478. 496. 518. 534. 537) in dieser Hinsicht erläutert ist, alle und jede Schwierigkeit. Was bedeutet, so kann z. B. zu S. 1 der Mundartfremde fragen, „tiefgedehnt, flachgedehnt," was ist (zu S. 447) für ein Unterschied zwischen nam und ahm?

Am wenigsten können wir uns mit der Weise befreunden, auf welche in vielen, wohl den meisten dieser niederdeutschen Beiträge die Länge oder Dehnung der Vocale bezeichnet ist. Wenn, da einmal eigene, etwa circumflectirte Zeichen wollten vermieden werden, die Verdoppelung des Vocalzeichens, nach Vorgang der Holländer, wohl als das einfachste Mittel zu diesem Zwecke gelten kann, so ist die Nachsetzung eines e oder h nach einer leider im Hochdeutschen aus früherer Zeit beybehaltenen und wohl für immer gesetzlich bleibenden Mißschreibung bey Anwendung nicht wieder auf Hochdeutsches, sondern

auf bestimmt Dialectisches darum ungeeignet, weil im südlichen Deutschland, wenn von Dialecten die Rede ist, ein solches e in der Regel, und oft auch ein solches h nicht auch als ein an sich bedeutungs- und lautloses Zeichen genommen wird. Selbst einen nicht eben Oberdeutschen müssen Formen wie bieten, dienen, Lieb, Ries, wie, Wiede, Wien, Wiese einen Augenblick anstehen lassen, ob er gewöhnliche hochdeutsche Wörter oder die niederdeutschen Formen für heißen, deinen, Leib, Reis, wir, Weide, Wein, Weise vor sich habe. Ob z. B. in woher, Dah, Schauh (wahr, Tag, Schuh) das h auch einen Laut habe oder nicht, liegt dem Oberdeutschen gar nicht außer allem Zweifel.

Von diesem übertreuen Halten an der herkömmlichen hochdeutschen Schreibweise ist, und zum Anstoß freylich mehr des Sprachforschers abgegangen z. B. da, wo das b, welches man in ähnlicher Lage vor Vocalen wohl ohnehin allenthalben wie w ausspricht, also unnöthigerweise durch w, das dem Etymologen eine durchaus andre Geltung hat, ausgedrückt und mancher Wortstamm ohne Noth verdunkelt wird. Während man sich dieses w z. B. in Bruwwer 275. Fruwwe 250. flöwwen 284. schrewwen 250. röuwen 321 (Brauer, Frau, flauen, schreyen, ruhen) leicht erklärt, kann es in blöwen 99. lawen 59. Raiwen 321. 357. äwa 109. Auwen 118. laiwer 287. urweggen 269 (bleiben, loben, Rüben, über, Abend, lieber, arbeiten) kaum anders als stutzig machen. Den auf anderm Gebiete geltenden Regeln der Inclination und Attraction scheint gleichfalls ohne Noth und zum Nachtheil des Verständnisses gehuldigt durch Rattenkönige wie dattedicket 158. ickunnet 157. funeweent 161 (daß er dich das, ich konnte es, so geweint). Selbst für Fälle, wie issen, watten 157. junke 161. säe 160. wirte 157 (ist denn, was denn, gieng er, sagte er, wird die) gäbe es Mittel, die beyden Bestandtheile, ohne die Aussprache zu gefährden, erkennbar seyn zu lassen. (Findet doch auch der Franzose nicht für nöthig zu schreiben vousavez.)

Wir meinen, wo die Wissenschaft sich eines Stoffes annimmt, der bisher nur dem gemeinsten Leben überlassen war, müsse sie immer ihres Hauptstrebens eingedenk seyn, das im Leben Zerstreute, Zerfahrene, für die Betrachtung möglichst zur Einheit zu bringen. Zerfahren sind wir Deutschen und sind unsre Dinge leider in erklecklichem Maße. Es kommt denn auch auf solchem Felde darauf an, nicht uns noch mehr von einander verschieden darzustellen, sondern auf alle Weise zu zeigen, daß auch unsre Zunge eines Fleisches, eines Blutes ist. Unter hundert Wörtern von denen, die z. B. eine solche Sammlung bieten kann, sind nicht zehn, die sich nicht auf ein uns allen noch jetzt gemeinsames oder doch gemeinsam gewesenes zurückführen ließen. Und diese Zurückführung auch dem Auge zu erleichtern, nicht sie ihm zu erschweren muß wohl mit eine Hauptrücksicht bey derley Unternehmungen seyn.

Wie Großes wir demnach auf eine genaue Bezeichnung des wirklichen Lautes halten, dennoch möchten wir sie fort und fort durch billige Rücksicht auf die Etymologie beschränkt und geregelt wissen. Dabei muß natürlich der Sprachstamm, in welchem eine heutige Mundart sich bewegt, in seinem frühern Zustand, noch mehr als etwa die jetzige aus zwei solchen Stämmen erwachsene und an mancher Inconsequenz leidende Schriftsprache zu Grunde gelegt seyn. Die vorliegenden niederdeutschen Dialecte haben in der Regel, was die langen Vocale i, u betrifft, noch die frühere einfache Form, ohne die im Oberland vor sich gegangene Auflösung in Diphthonge, bewahrt. Von den Consonanten werden, wo sie im Worte voranstehen, die weichen b. d noch bestimmt von den harten p. t unterschieden. g wird in der Aussprache vieler Gegenden gar zu j oder h erweicht. Das d ist noch nicht in t verhärtet, die harten p. k. t nicht in die pf. ch. z des hauchenden und zischenden Oberdeutschen vergröbert. Wie unrecht würde man diesen Dialekten thun, wenn man sie zunächst nach hochdeutschen jetzigen oder ältern Zuständen beurtheilen wollte. Das Richtmaß für sie liegt in ihrem eigenen ältern Bestande und in den, wenn auch wenigen, Denkmälern, die von diesen übrig sind.

Was demnach die Aussprache betrifft, diesen wirksamsten lebendigen Hebel, durch welchen die Spra-

chen fort und fort und mehr und mehr in Dialecte auseinander getrieben werden, so wird vielleicht durch fortgesetzte Bemühung dereinst eine schriftliche Darstellung zu erreichen seyn, die den beyden anscheinend sich entgegenstehenden Erfordernissen genügt, dem einer genauen Bezeichnung des wirklichen Lautes und dem einer möglichsten Evidenthaltung der geschichtlichen Wesenheit eines Wortes. Jeder Versuch solchem Ziele näher zu kommen, ist dankenswerth.

Nächst der Aussprache kann die, mitunter gerade durch sie bestimmte Haltung rücksichtlich der grammaticalen Formen als maßgebende Eigenheit betrachtet werden, wodurch die Sprachen in Dialecte auseinander gehen. Erst in dritter Reihe erscheint der Vorrath an ganz eigenthümlichen Wörtern und Ausdrücken.

Unsre Sammlung gewährt reichliche Ausbeute nach diesen drey Richtungen. Aber dieselbe zu gewinnen ist nicht ohne Mühe. Und kaum abweisen läßt sich unter solcher Mühe der Gedanke, ob es nicht möglich seyn sollte, dem Forscher das, um was es ihm zu thun seyn kann, in einer bequemen, leichter überschaubaren Weise zurecht zu legen, wenn auch der Leser, der blos auf Unterhaltung ausgeht, darüber etwas zu kurz kommen sollte. Denn ihm zulieb würde ein wissenschaftlicher Mann die wissenschaftliche Seite eines solchen Unternehmens schwerlich zur Rückseite machen wollen.

Wäre vor allem eine nach Obgesagtem für sämmtliche Dialecte wenigstens je eines Hauptstammes gültige genaue und zugleich wortgeschichtlichtreue Schreibung festgestellt, so müßte unsers Erachtens an eine Reihe von Muster-Aufsätzen gedacht werden, die dann in die verschiedenen Dialecte des Stammes von Wort zu Wort zu übertragen kämen. Diese Aufsätze, je inhaltreicher, sinniger, unterhaltender an sich, so besser, müßten, wie es bereits so manche in den gewöhnlichen praktischen Grammatiken sind, rein nach dialectologischen Rücksichten fortschreitend eingerichtet seyn. Zuerst müßten in hinreichenden Beyspielen alle bezeichnendern Fälle der Aussprache — der der Vocale kurzen, langen, doppellautigen —, dann der der Consonanten und ihrer Verbindungen Platz finden. Sofort käme die Reihe an die Formen, nach der Ordnung wie die Grammatik sie abzuhandeln pflegt. Endlich würde es auf eine onomastische Zusammenstellung von Ausdrücken für die besonders dem gemeinen Leben zunächst liegenden Dinge nach gewissen Kategorien ankommen, etwa wie der Orbis pictus sie aufführt. Form der Aufsätze könnte nach Gutdünken seyn die des Gesprächs, der Erzählung u. s. w. Besonders dankbar möchten Sprüchwörter und Sentenzen sich erweisen. Alles in einfacher Prosa; denn Gereimtes würde bey wörtlicher Uebersetzung doch meist in Ungereimtes ausschlagen müssen.

Zu unsrer vorliegenden und zu allen bisherigen Sammlungen der Art würde sich ein nach dieser im Allgemeinen ausgesprochenen Idee ausgeführtes Mundartenbuch verhalten wie zu einem Haufen ungeordneter Bausteine ein wirklicher Bau. Auch er wird, das hoffen wir, da die Wirren des Tages, wenn sie auch für den Augenblick die Einheit und Freyheit in Frage zu stellen scheinen, der deutschen Völker unversenkbarsten Hort, ihre Sprache, nicht gefährden können, auch er wird früher oder später seine Unternehmer finden. Einstweilen freuen wir uns billig der gerade in Firmenichs Sammlung so reichlich und einladend bereit gelegten Bausteine. Und wir können der Versuchung nicht widerstehen, eben mit Rücksicht auf solch einen Bau, einzelne derselben hier auszuheben, und sie, als Beyspiele I) besonderer Aussprache, II) besonderer Formen, III) besonderer Wörter und Ausdrücke geordnet, hier folgen zu lassen.

I. Aussprache. 1) Vocale auf die altniederdeutsche (altfächsische) Bezeichnung und Geltung derselben als maßgebend zurückgeführt *):

*) Die beygesetzten Zahlen gehen auf die Seiten des ersten Bandes der Firmenichschen Sammlung, deren Stücke darum auch in den Nummern 11—13 dieser Anzeigen verzeichnet sind. Diese Zahlen geben also zugleich den Dialectbezirk an, in welchen jedes Citat einschlägt. Angabe der übrigen Bezirke, denen irgend eine Eigenheit gleichfalls zukommt, also mehr als die eine Zahl anzusetzen, haben wir, des Raumes wegen, hier in der Regel unterlassen. Die in unsern eigenen Notaten in Form von Exponenten jeder Zahl beygesetzten auf die in

Altsächs. a erscheint als

e	Weeter 4. 7 Wasser, wett 234 was.
o	wot 306 was.
u	Lunn 7 Land.
au	Waute 119 Wasser.
iä	Schiäd 539 Schatten.
oa	Woata 127 Wasser.
oi	Noicht 541 Nacht.
ua	wuat 336 was.

Altsächs. â

ee	Reed 1 Rath.
i	Kihs 445. 462 Käse.
o	Roth 263 Rath.
ai	naimen 288 nahmen.
au	Jaue 119 Jahr.
ei	neimen 278 nahmen.
(BM. oə?)	Jober 305 Jahr.
oa	Roath 371 Rath.

Altsächs. e

a (BM. á?)	Wata 112 Wetter.
i	Minsch 42.
o	rogt 1 recht.
ö	Mönsch.
u	numme 530 nehmen.
ü	fülf 51 selbst.
ai	Fail 255 Feld.
ei (BM. êi?)	Keïssel 491.
ia	iaben 274 eben.

Altsächs. ê (althochd. ê)

i	Sihl 446 Seele.
ö	Öhre 173 Ehre.
ei (BM. êi?)	Schnei 365.
eu (BM. êu? áü?)	Euhestand 264 Ehestand.
oi	Soile 341 Seele.

Altsächs. ê (althochd. ei)

aa (BM. á?)	Flaasch 534 Fleisch.
ii	Biin 516 Bein.
o	wofs 461 weiß (scit).
ö	wöhnt 162 weint.
ai (BM. ái?)	Bain 161 Bein.
ei (BM. êi?)	Weite 114 Waizen.
eu (BM. êu? êü? áü?)	Steun 263 Stein.
oi	woit 340 weiß (scit).

Altsächs. ē (althochd. ia. ie)

ee	heel 78 hielt.
o	foll 354 fiel.
ö	lööt 250 ließ.
u	full 20 fiel.
ai	raip 343 rief.

Altsächs. i

a (BM. á?)	mat 537 mit.
e	Fesch 541.
o	mot 477 mit. vol 373 viel.
ö	mött 111 mit. Fösch 110 Fisch.
u	vull 254 viel.
ü	fück 15 sich.
ei (BM. êi ái?)	eich 528 ich. Feisch 480 Fisch.
eu (?)	euch 532 ich.
oa	Foanger 504 Finger.
ui	muie 302 mit. mui 262 mich.
üö	füöl 370 viel.

Altsächs. î

e	wett 399 weiß (albus). bee 500 bey.
i	Winn 389. Rinn 394. witt 7 Wein, Rhein, weiß (albus)
ö	wöl 506 weil.
ü	Wüf 5 Weib. fün. bü 155 fein, bey.
ai (BM. âi? BM. ái?)	laicht 537.
iei	Briei 353 Brey.
oi	schnoiden 324. lois 539 leise.
oui	rouiden. Ouiren 324 reiten, Eisen.
ui	Wuif 342 Weib. frui 341 frey. Uis 349 Eis.

(Fortsetzung folgt.)

Firmenichs Anmerkungen bezüglichen Ziffern haben wir hier für eben so unnöthig gehalten. Gerne hätten wir als Beleg überall ein und dasselbe Wort gewählt. Allein wir haben angestanden, was nicht im Buche wirklich zu finden, nach bloßer Analogie einzuführen. So ist denn auch überall die Schreibung beybehalten, die, wie unbestimmt sie mitunter erscheine, im Buche gewählt ist. Die Sigle BM. will auf den Versuch über „die Mundarten Bayerns“ verweisen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. November.

Nro. 221. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Germaniens Völkerstimmen.

(Fortsetzung.)

Doch es wäre unbescheiden, wollten wir hier einen Raum in Anspruch nehmen für Beyspiele auch der übrigen Vocale und ihrer Verbindungen, wie sie in Stammsylben sodann wie sie, besonders das e (BM. o), in unbetonten Vor- und Nachsylben sich verhalten. Was

2) die Consonanten und ihre dialektischen Schicksale betrifft, wollen wir uns eben deshalb beyspielsweise auf einen, das d, beschränken. Die Belege sind natürlich in ihrer niederdeutschen Gestalt zu denken.

d am Anfang eines Wortes erscheint als

j jäpp. junk 14 tief, dunkel,

t tenk 1 denken. Tönner 11 Donner. toh 102 doch.

Es ist hier das ursprüngliche th, dessen eigenthümlicher Laut im übrigen nichtenglischen deutschen Sprachgebiet, nur noch nicht auf Wangeroog, verlernt ist, nicht in d, sondern auf dänisch-schwedische Weise in t (wahrscheinlich mit dem Nachhauch h) verwandelt.

d im Innern eines Wortes erscheint als

g Longe. Spoage 142 Lade, Spaten. Enge 322 Ende. Bengel 442 Bändel. Kingere 315 Kinder.

gg. k. ck. wögger 503 weiter. lieke 469 leiden. stricke 473 streiten.

r Vaare. Broore. Moore 78 Vater, Bruder, Mutter. Frer 72 Friede. Stäär Stätte. grar 78 gerade. noirig 334 nöthig. baire 342 beide. Borrn 520 Boden. liäbre. kukre 338 lebte, guckte. flicker 350 flickte. frogeren 353 fragten. lürren 344 läuteten.

wird verhalten, verschwiegen

hüh 488 heute. Lü 343 Leute. Siy 496. 500 Seide. hau 489 hatte.

spieh 492 späte. men 492 müde. Loa. Spoa 142 Lade, Spaten.

Rüe 367, Röue 300 Rüde. Raue 161 Ruthe. Free 159 Friede. Stee, Stie 142. 247 Stätte. Aal 250 Adel (Jauche). leeg, lieg 245 ledig (leer). iel, eil 88. 321 eitel,

Tien 356 Zeiten. Keel 396 Kittel. Büül 341. 393 Beutel. Boom 403 Boden

Aohm 288 Athem. Bliär 358 Blätter. Suerland 335 Süderland.

Nearing 100 Niederung. Fieren 250 Federn. Währ 256 Wetter. Klohr 9 Kleider. Oijers 387 Adern.

Mäken 367 Mädchen. Brügem 273 Bräutigam. lellik, quellik 392 häßlich (ledlic), böslich (kwaedlic). Jaren 159 Garten. Here 182 Hirte.

wird dagegen unberechtigt eingefügt

eerder 60, oder 60. 484 eher. fröder 463 früher. myder 484 mehr. nöder 439 näher. Kerdel 100 Kerl. Talder 142 Teller. Schölder 167 Schüler. keender 142 Leiner. Hohnder 444 Hühner.

d am Ende des Wortes wird verwandelt in

g bing 321 binden. Grong 446 Grund. Keng 446 Kind. Fröng 518 Freund.

k Tank. ronk 409 Zahn, rund. Lank 428 Land. Wink 429 Wind.

Stank uf 437 ſtehe auf. Verſtank 491 Verſtand.

Zick, Zöck 501, 505 Zeit. Löck 501 Leute. hock, hück 448, 505 heute. Krock 517 Kraut. Knick 417. 456. 510 Kreide.

d wird verhalten

kuul 2 kalt. hol 2 hold (gerne). ruh 493 roth. ree 45 ritt.

Häuv, Höhf 54: 474 Haupt. me. 1. 8. 311 mit.

harr 13 hart. Burr 13 Bord. Peer 134 Pferd. Lunn 9 Land. Senn 539 Sünde.

Der dialektiſchen Zunge wohnt faſt immer ein mehr oder minder deutliches Gefühl des Richtigern bey. Und dieſem zulieb corrigirt ſie ſich mitunter ſelbſt, des Guten gerne zu viel thuend. Daher z. B. Wingd, Wengd 112. 439 Wind. Hangd 416 Hand. Winkter 485 Winter. Hönkt 517 Hund. herd. harrde 351 hat, hatte.

II. Formen. Ueber dieſe konnten ſich aus den eben nur zufällig zuſammengebrachten Texten auch nur vereinzelte Ergebniſſe gewinnen laſſen. Hier nur ein paar Worte über die auffallendſten Vorkommniſſe.

Unter den Fürwörtern hat ſich das urſprünglich allen germaniſchen Dialekten gemeinſame für den Dual der zweyten Perſon, das uns, zwar auch für den Plural verwendet, nur aus der altbayriſchen. und oberpfälziſchen Mundart bekannt geweſen, in gleicher Anwendung auch in einigen niederdeutſchen Bezirken lebendig erhalten. Dieſes bayriſche eß (BM. és) begegnet als at 4. gät, get 427—430. jit 366. git 372—3. jött 419. 423. gött 416; das bayriſche enk als enk 428. 430. ink 366. 368. 373. önk 416. 419.

Wir lernen übrigens aus S. 1., daß jener alte Dual und zwar noch ausſchließlich als ſolcher, ja ſogar an allen perſönlichen Fürwörtern noch heute unter den Frieſen der ſchleswigiſchen Inſel Sylt im Leben iſt, wo unterſchieden wird

zwiſchen Dual	wat	und Plural	wü	d. h.	zwiſchen	wir beyde und wir mehrere,
	unk	„	„	üüs	„	„ uns beyden und uns mehrern,
	at	„	„	i	„	„ ihr beyde und ihr mehrere,
	junk	„	„	ju	„	„ euch beyden und euch mehrern,
	jat	„	„	ja	„	„ ſie beyde und ſie mehrere.

In Betreff des in den niedern Dialekten meiſt ſehr verkrüppelten Artikels heben wir aus die ſeltſamen 488—508 vorkommenden Formen: für der jen, gen; für dem jäm, jem, gen; für die (ſing.) jen; für der (fem. ſing.) jer, gen: für das jät, je, ge, gen; für die (plur.) jen, jän, gen; für den (plur.) jem, jen. Iſt hier das weſentliche d durch j erſetzt wie 14, oder wäre (wie im Isländiſchen und daraus im Schwediſchen, Däniſchen) das nachgeſetzte hinn, hin, hitt (jener. e. es, gothiſch jain-s) an die Stelle des einfachen Artikels getreten?

Einen Vortheil haben dieſe Dialekte, daß ſie das Neutrum ſingular. des Adjectivs von dem übrigens auch im Norden ſelten gewordenen Genitiv ſcharf unterſcheiden können. Soitet (nom. acc.). wat ſoites (gen.) 365 ſüßes. nix angeres (gen.) 313 nichts anders. deinet 533 tuum. Wenn 95 zu leſen iſt dynet Himels Huus, 316 Begrefniſs enet Buhrn, dat Lof det Koheren, 432 et morgens (ſtatt dines, enes, des), ſo könnte man verſucht ſeyn, den Beytrag jemanden zuzutrauen, der, des Dialekts noch nicht ganz ſicher, geglaubt habe, alle derley hochdeutſchen Endungen es in et umſetzen zu dürfen. Auch 109. 110 loot los, vielleicht auch blatt blaß laſſen eine ſolche Vermuthung zu.

Sehr beliebt iſt die Diminutivform. Es gibt ſogar ein dem franzöſiſchen Soleil entſprechendes

Sinnke, Sönnchen 101. 538, ja gar ein Gottke 106. Zu -ke verhält ſich als noch vollere Form -kin, -ken: Lamkin 121. 143. Zärtlicher (dem ſchweizeriſch-ſchwäbiſchen zweyſilbigen ele, bayr. a-l entſprechend) ſcheint -ekin, -eken: Köppekin. Steinekin. Blömiken. Kingiken. Hönneken 124. 143. 290. Ob das nackte s vor dem -ken ähnliche Kraft verleihe z. B. in Bieksken, Klöcksken 289, Jüngsken 351 iſt zweifelhaft, da darneben noch ein Jüngesken vorkommt. Dieſes -sken geht mitunter in förmliches ſchen über: Vögelſchen. Kendſchen. Perdſchen. Bötſchen (Bischen). Schmettſchen (Schmiedchen) 396—7. 428. Seltnere wohl nur durch die Ausſprache vermittelte Diminutionen ſind die auf -ing: Voogling. Beting. Oging. Matting. Vading. Hanning 85—89, die auf -zien: Dierzien, Kniekelzien 358. Als Adjectiv-Diminutiv kann wohl gelten lütk 266. 268 klein, wie ſelbſt ſchon das gothiſche leitil ein ſolches zu ſeyn ſcheint Gerne erſcheint auch das Adverb in Diminutionsform: efkes 367. 377. 384. 387. 399 eben. nettkes. nettſches 293. 384. 416. 485. ſöötkes 286. 461. ſtillekes 399. hööſchges 472 hübſch d. h. leiſe (ſchweizeriſch hübſcheli). nökes 438 beynahe. glickskens 500 ſogleich. fixkens 98. gröwche 458 grob. wachting 88.

Viel wäre natürlich zu bemerken über das Verbum. Hier erwähnen wir bloß der Eigenheit der frieſiſchen Dialekte 2—7, dem Infinitiv, wo er nicht gleichſam als Subſtantiv auftritt, ſondern von einem der Hülfsverbe: können, mögen, ſollen, wollen, laßen ꝛc. abhängt, die Endung en, in oder doch das n derſelben zu entziehen, eine Eigenheit, die ſich weit oben am Main wieder findet, und gründlich verſchieden iſt von dem Wegfall des n, den in andern Bezirken jede Endſylbe -en erleidet. Dagegen zeichnen ſich die Dialekte 503—540 dadurch aus, daß ſie das Particip. präterit. ablautender Verbe ohne das ſchließende -en geben: zereſs zerriſſen. verdroſs. jähs gegeſſen. wor geworden. gegriſch geweint. Seltſam erſcheint 370—462 das Endungs-en ſtatt e im Präterit. 1. und 3. Perſon ſingular nicht-ablautender Verbe: z. B. ſchödden ſchüttelte. ſöchten ſeufzte. fröten fragte.

Die Vorſilbe ge vor dem Präterit. particip., in vielen Landſtrichen zu je verdünnt, wird in andern zum bloßen e: eſchrebbn. eholln 166 geſchrieben, gehalten. eſungen. egan 171 geſungen, gegangen. emahkt 202 gemacht. ehat 312 gehabt, edohn 337 gethan; in manchen fällt es ganz und gar weg: weſen. leeſt 7 geweſen, geglaubt. lehrt. makt 196 gelehrt. gemacht. ſtorben 211. roopen 253 gerufen.

Wie am Ende andrer Wörter das d, ſo bleibt als Endung der 3. Perſon ſing. das t oder d, und noch gewöhnlicher die Präterit-Endung de. d unablautender Verbe verſchwiegen, wodurch dieſe Formen das befremdende Anſehn von Ablautverben erhalten: haff. häff 291 hat. laöp. ſug: ſtig 289 läuft, ſaugt, ſteigt. liek 465 leidet. riek 469 reitet; lewe 202 lebte. wake 186 wachte. heure 263 hörte. brenn. ſüng 208 brannte, ſengte. häüp 49 hoffte. back 58 buk. dach. ſoch 352 dachte, ſuchte; geloof. gerich 391 gelobt, gerichtet. gelehv 471 geliebt. Für machte findet ſich make 187, aber auch mauk 91. meik 305. meuk 207. mok. mook 292. 299 möök 63. mick 398. miek 377 (was an das bayriſche miach erinnert); für that: de. deh. dai. dei. döh. deu. deg. dog; für ſagte ſäe. ſä. ſee. ſia. (Geht ja auch im gemeinen Schwediſchen z. B. ſa. plocka. ſkratta für ſade, plockade, ſkrattade).

Doch wohl ſchon mehr als genug für dieſen Ort über die Formen. Nun noch Einiges über

III. beſondere Wörter und Ausdrücke.

Als anderswo, unſers Wiſſens mehr oder minder verſchollene Wörter der bekannten ältern theils nieder- theils hochdeutſchen Sprache heben wir unter vielen andern hier aus:

Uchte 283. 344 frühe Morgenzeit (altſ. u. angelſ. uhta, goth. uhtwo, althochd. uohta. isl. otta).

eckerſch. eckeſch. äckes. ocker 325. 439 etc. nur (althd. ekkorodo).

ialeng 7. 10 Feurung, Brennmaterial (wohl zum altſ. eld, agſ. ăled, isl. eld-r vom goth. alan nähren gehörig).

en Negationspartikel, die ſich vor das Verb ſtellt, 179. 452—3. — 5. 462—7. 473—5. 6. ꝛc.;

in ein bedeutungsloſes Füllſel verſchwommen 379. 448. 452. 458. 469 ꝛc.

blide 30. 52. 175. 177 froh (altſ. blithi. ahd. blidi).

rike-dage, riekdag 58. 178 Reichthum. Wehdag 50. 240 Schmerz (auch noch bayriſch).

ſöihig 217 wenig (altſ. ſâh. althd. ſôh. angelſ. feaw. goth. fau-s).

gelp 407 geil (altſ. gelp arrogantia).

hals 419 Mann, Menſch (blos figürlich, oder dem isl. hals zu vergleichen?).

heimaddel 517 Verſammlung der Gemeinde beym Schöffen. (Dürfte dabey noch an das gothiſche mathl ἀγορά, mathleins Rede, und das Wort als heim-maddel, wie heim-gart, gedacht werden? Das ſonſtige niederländiſche heymaell Hegemahl liegt mindeſtens nicht näher).

kühmen 463. 469 ſeufzen (altſ. cumian plangere, lugere).

kweer 179 kirre (noch ganz dem gothiſchen qwairrus ähnlich).

ſemm 8 Schnur (altſ. simo Strick).

ſköel 12 caterva, Haufe (altſ. ſcôla. agſ. ſcólu).

ſwöögen 45. 78. 249 lärmen, rauſchen (altſ. ſwôgan).

ſwaar 49 geehrt, geachtet (wie das gothiſche swêr-s).

ſwett 10 ſüß (altſ. snôti d. h. ſwôti. agſ. ſwête).

telg 410 Zweig (altſ. telg. agſ. telga).

wô, wau, wouh 52. 198. 249. 253 531 etc. wie. (altſ. hwô d. h. hwô. agſ. hwu. hu).

Wräke 174 Rache wie in den alten Dialekten noch mit dem weſentlichen w voran, das aber z. B. in Frasen 307 (der Raſen), frangeln 362 (ſich balgen), frihven 498 (reiben) und andern als f gehört wird.

Wahnten 7. Handſchuhe (ſpricht für die deutſche Abkunft der romaniſchen guanti, guantos, gants; auch dän. ſchwed. vante, isl. vöttr).

gewährden laſsen 465 gewähren laſſen, in Frieden laſſen mahnt an das gothiſche gawairthi Friede.

Wies werden 51—2. 207—8. 213. 232. gewahr werden, erkennen (altſ. werthan wis).

Wett 385—6 Geſetz, Sitte (altſ. agſ. goth. witod. witoth).

Dieſen fügen wir kürzlich noch einige andre Ausdrücke bey, unter denen etliche, uns wenigſtens, hinſichtlich ihres Urſprungs noch unklar ſind.

Band, Bend, Bönd 418. 485. 490. 509 Wieſe (etwa das alte biunda, bayr. Beund eingezäunte Wieſe). — bören, büren heben. — Baas Meiſter. — verbaſsen, -baſtern, -biſtern verſtören. — böten zünden, anſtecken (mahnt an das ſpan. franz. bota-fuego. boute-feu). — blicken 344. 444. 492 bellen, etwa durch Verſetzung aus bälken, bolken (ſchreien) entſtanden. — Blage (oft) Kind (etwa mittels Verſetzung mit Balge, Balg zuſammenhangend). — Brook 65. 105. 179 Hoſen (vrgl. unten). — brüden, brüen (oft) necken, höhnen ſcheint das ältere oberdeutſche bräuten obſcön genommen, vergl. beien im b. Wrtb. II. 132. — dauen 404. 455. 470—3. 506. 512—4. drücken (altſ. dûhan. bayr. dauhen). — deg, dög, degt, wozu wohl auch deftig gehört (öfter) tüchtig. Vrgl. degano dechiſto Hildebr. 26. (wohl zu dîhan. gedeihen gehörig). — dune 302. 308 326. 272 ſtramm, ſtraff, dicht (vrgl. donen geſpannt ſeyn). — Dörnse 175, Dönſse 191. 213, Dönz 298. 220, Döuſk 11 Stube (vrg. bayriſch Dürniz. Dinſeltag). — Deert 83. 92. 96. 206—7. 213. 219. 228 Thier. — drummig 420 drückend ſchwül (vrgl. altſ. thrimman). — driten 403. 405 407, drieſsen 432. 458 Ablautverb cacare. drit 288. engl. dirt. — fuake. fauken 4. 94. 220. 340—375 oft (neben dickes, döckes, ä. Sp. dicke); 349 indeſſen ſagt ein Sprüchwort: oft is nit fake. — felig 178 ſicher. holländ. veilig. — verfeeren 48. 69. 159. 179 erſchrecken. — fraud werden gewahr werden. unfraudig unachtſam 75 (vrgl. goth. fröd-s und oben wis werden. — gau. gawwe (öfter) ſchnell (gähi?). — geben von 528 bis 543 öfter in der auffallenden Bedeutung werden. — Godd (das bair. Got) Pathe, auch 447. 459 üblich. — gelden, gäilen 431. 451. 461. 494. 516 kaufen. — Gören 63. 88. 178. 258 Kinder. — güſſen 176. 249 vermuthen, rathen, engl. to gueſs, ſchwed. giſsa. — glad 32—3. 180 munter (altſ. agſ. glad, glâd). —

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. November.

Nro. 222. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Germaniens Völkerstimmen.

(Schluß.)

Gröjen, gruien 384 — 5 wachsen, angelf. grôwan, engl. to grow. — griddig 267. 341 gierig altf. agf. grâdag, grâdig — grummeln 291—2. 300, 371 rummeln donnern (vielleicht noch vom slawischen grom, hrom Donner). Auch für Pält-rock 150. 170. 426, Suek 46. 47. 64—5 vermuthen wir slawische Abkunft, die für Podwood 97 sicher ist. — Graune 382 Bart (alth. gran.., isl. grön.) — heel, heil 17. 21. 174. 219. 386. 449 ganz. — Halbe 158. 177. 169. 257. 264 Seite. — Hosen, Hossen, Heosen 7. 403—4. 5—7. 452—9. 497. 505 Strümpfe. — kiken, praeterit. keek, keik, kohk (öfter) sehen. — kören, küren (oft) reden, schwatzen. — kleien, kleggen, klöwwen (öfter) kratzen. — Kött 434 „coetus," wohl alth. cutti. — kregel, kriegel (öfter) munter, lustig. — kriten 20. 25. 400. 401. 412 schreien, weinen. Kreit 325 Streit. — luken 249—250 ziehen, rupfen (agf. lûcan, althd. liohhan). — leew, leeg, leig 44. 75. 188. 220 etc. schlimm, schlecht. — Log 23. 26. 27 Dorf, Ort, locus? — Lind, Lend, Ling 380. 445. 501 Band, Seil. — luuter 342. 358. 451—472. 514 immer. — moi 12. 16. 18. 33. 34. 229. 248. 375. 395—6 schön. — möten 25. 189. 210. 246. 255. 280 begegnen, antreffen, (agf. goth. altf. motian engl. to meet,). en de möte, meute, mute 220. 280. 553 entgegen. (Meute, Meuterei ein Meeting im übeln Sinn und eigentlich niederdeutsch und wohl auch in die romanischen émeute, mutiner, mutinare, ainotinarse übergegangen). — Naan 347. 497 Mittag (hora nona, agf. engl. nôn. noon). — sellen 73. 202 verkaufen (goth. althd. altf. agf. saljan, sellân, engl. to sell). — Schirbel 505 Kopf, an das roman. testa, tête mahnend. — Smacht, smachten, smechtig 174. 290. 309. 372 Hunger, hungern, hungerig. — schruh, schro, schriewwe 316. 325. 503. 522. 527 mager, häßlich. — Schrunt, Schrunte 251. 305. 355. 423. 451 etc. Truthahn, Truthenne. — tauen, zauen 429—514 sputen, beeilen. — töüben, teuben (oft) warten, verziehen. — Wicht, Wecht, Weet, Welt (oft) Mädchen. — wacker (öfter) schön (wie im Schwedischen). — Wiem 140. 217. 222. 316. etc. Querholz, Querstange.

Doch über diese wie für andre von uns gesammelten Ausdrücke findet sich wohl Auskunft in dem trefflichen bremisch-niedersächsischen so wie in andern niederdeutschen Wörterbüchern. Es galt hier bloß anzudeuten, daß und wo das vorliegende Buch sie in lebendigem Conterte darbietet.

Ansprechender ist eine onomastische und synonymische Zusammenstellung, aus welcher wir gleichfalls ein paar Beyspiele folgen lassen.

heute: hüh. 487. hück 475, van dag 46. 249. 340., dalling 8. 185. —

jetzt: jiz 456. gutz 322. gietsund 334. zund 133. eweil 502. naunt. maunder 532.

Kind: Blage. Göre. Krabbe 135. 178. Pook 185. Purre 363. Pout 465.

Kartoffel: Erdappel 276. 390. 410. 430; Jrumbir 505. Krumbeer 531; Nadel 128; Kartüffel 139. Kantüffel 58. 60. 214. Ketüffel 76. Tüffel 139. 375. 517. Tüfke 118. Tüfte 82.

Mädchen: Duat (Tochter?) 1. 6.; Deern, Dänz.

Dänken, Deerken, auch dat Deer, 253. 324—328; Faamen. Famel 2—11; dat Lüd, Lüt 190. 241—254. 268—278; Mäken. Medschen. Meisje. Mächen (oft); dat Wicht. Wecht. Weht. Weit 236—267. 352—366. 421—464 (wie wir andre auch wohl sagen: das Ding.)

nur: man. men. mah. mant. ment 8. 17. 119. 133. 182. 258. 283. 335; mär. merr. mä 365. 368. 388. 412. 499; neme. numme 503. 537. 543; ocker, eckes 325. 439. noor. norens. noreſt. norz. 455. 221. 526. 530.

Taſche: Ficke 171. Fupp. 109. Kibbet 462. Skräpp. 7. Teſs 381.

weinen: granſe 101. granzen 452. grinen 277. 338. 385. kaie 453. kriſchen 449. kriten 20. 400. 401. ſchregen 518. ſkrualli 4.

Manches wäre zu erwähnen über eigenthümliche Redensarten, deren das Volk mitunter ſo poetiſche und kräftige verbraucht.

An die alte Alliterationspoeſie mahnen z. B. folgende: dor Büſk un Bräken 300. dörch Pütt un Pööl; wie: über Stock und Stein, durch Dick und Dünn. Katt on Kogel 405, wie Kind und Kegel; reppen un rögen 452; füſſeln und ſanſen 37 hurtig arbeiten; beſonders das bezeichnende dütſch unn degen 89. deutſch und gediegen, tüchtig, rechtſchaffen.

Was ſich über Benennungen von Münzen, Kleidern, Speiſen u. ſ. f. über Gebräuche, Aberglauben u. drgl. zuſammenſtellen ließ übergehen wir billig.

Auf das Capitel von der Ausſprache würde uns wieder zurückführen die Zuſammenſtellung der verkürzten oder verzärtlichten Taufnamen, die der eigentlichen Form mitunter unähnlich genug, und in der entſtellten nicht ſelten zu Familiennamen geworden ſind, wie z. B. Görres, Harms, Tiſs, Georg's, Hermann's, Matthias' (nämlich Sohn). Ebenſo verhält ſichs mit den örtlich entſtellten geographiſchen Namen, von denen einige, in der als hochdeutſch betrachteten Geſtalt freylich keinen oder einen wunderlichen Sinn gebend, in die Schriftſprache aufgenommen ſind wie: die Haar, der Haarſtrang 340 (ſtatt Hard), Nehrung 100 (Niederung), Sauerland 335—340 (Suerland, Süderland), Holſtein (Holsten abgekürzt aus Holtseten Holzſaßen).

In dasſelbe wichtige Capitel gehören die entſtellenden Zuſammenziehungen wie barwes, barſst 74. 163. 533 barfuß. — Hoffel 410 Handvoll. — Bongt 514 Baumgart. — Huschert 500 Haushalt. — Scholles 528. Schultheiß. — Backes, Bräues, Duffes, Hoondesch, Rathes 475. 482. 451. 453. 314 Back-, Brau-, Tauben-, Hühner-, Rath-haus. — Mormet; Ommet, Ommelt; Naimet, Näimert, 410, 438—9 Frühſtück, Mittageſſen, Nachteſſen (altſ. mat. meti Speiſe), ſo wie Imbt, Immt 268. 275 Imbiß. — Hänſche 525. Holſk 249. 254 Handſchuh, Holzſchuh. — Kaſpel 36. 95 Kirchſpiel. — Bokesköch 486. 492 Buchweizenkuchen. — Mundrechter gemachte Fremdlinge wie Klör, Klür 463. 491 couleur. — Kloatſch 94. Collatie, Collation. — Krol 470 Choral. — Knönke, Knünch 377. 451 Canonicus. — Prüück 21 Perücke. — Schlot 468. 517 Salat. —

Wie die genaue Kenntniß und Beachtung der örtlichen Ausſprach-analogien bey Unterſuchungen auf dieſem Gebiete allem Andern voranſtehen müſſe, lehren Beyſpiele genug. Wer etwa hock 505 heute geradezu für das lateiniſche hoc (die) oder Krüx 446. 510 für das lateiniſche crux *nehmen* wollte, würde ſehr im Irrthum ſeyn, da erſteres *nach* den oben über das Verhalten des d geſagten erſt aus dem freylich identiſchen hiudu, letzteres (wie Döcks 461 Deuz, Gicks 512 Geiz) erſt aus Cruci entſtanden iſt. Manches der jetzt kaum mehr zu erkennenden Wörter iſt mehrere Stufen ihresorts regelrechter Entſtellung (durch Weglaſſen, Verſetzen, Verwandeln, Anfügen v. Lauten) herabgeſtiegen. Vah, Moh 453. 455. 459. 466. 477. wie 370 ſind aus Vaar, Moor 222. 250. wier 488 (Vater, Mutter, wieder); Laut, ſaft 420. 480. 419 aus Lucht, ſoft, Luft, ſanft; Boſch 452, Boſcht 421, Boſt 128. aus Borſch, Borſt 399, dies aus Bruſt; Göt 299 aus Gört, Gürt 232. 308, dies aus Grut, Grütze hervorgegangen. Auf dieſelbe Weiſe iſt döſchen 37. 93 aus dreſchen, banne 94 aus brennen, Gaſſe 55 aus Gerſte, ſoſch 416. 443 aus friſch entſtanden, während garſtig 185. 191. 325 als gaſtrig, fürchten 322 als frochten, darf, durfte etc. zwiſchen 187 und 341 oft als draf, draw, drofde etc. erſcheint. Hier mag auch, da Hoſen in der Regel Strümpfe bedeutet, der Ausdruck für

Weinkleid einſchlagen, der als brook durch die meiſten ältern Dialekte bis an die galliſchen braccae hinaufreicht, aber in der Form Bocks, Böcks, Bücks, 20. 58. 135 195—6. 233. 265. 298. 359. 380. 391. 405. 486. 490. 526, wie er denn doch ſchwerlich zum gewöhnlichen Büchſe gehört (obſchon 326 Büſſe ſteht), kaum anders als entſtellt aus dem etwaigen Plural brooks zu deuten, noch weiter aber in die Form Botz, Boutz 452. 456. 472. 502. 509 ausgewichen iſt. — Wenn in Oberdeutſchland jetzt, wie ſchon bedeutend früher, der Ausdruck Faſtnacht regelmäßig in der Form Fasnacht (ſelbſt im ſchwäbiſch-alemanniſchen Gebiet ſo, und nicht Faſcht- oder doch Faſchnacht) erſcheint, ſo möchte man glauben, es ſey gerade dieſe Form vom Niederrhein, beſonders von der heiligen Stadt Köln aus, wo noch heutzutage das Fasnachtsſpectakel am lebendigſten iſt, und wo man ausſpricht de Fauſs 455 (wie Fauſs. feſs. Geiſs. Keſs. Laſs. Loſs. Neſs. Fauſt, feſt, Geiſt, Kiſte, Laſt, Luſt, Neſt) mit der Sache auch anderwärts Mode geworden, wie denn ein gewiſſer Zeug nicht Kölniſch ſondern auch in jenen Oberlanden ganz nach dem Dialekt ſeiner urſprünglichen Heimat Kölſch genannt zu werden pflegt.

Bey aller Sorgfalt mit der der Herausgeber jedes minder verſtändliche Wort zu erklären geſucht, haben wir doch bey einigen ſeine Führung ungern vermißt, z. B. bey Büdt 249^{57}. Haare 256^{51}. Leugen 269^{81}. Panzen 277^{13}. Müske 290^{7}. Bollen. leif. 300. $^{4-5}$. ^{22}. ſnüewen 341^{56}. Tär 365^{14}. ſtöädig 372^{19}. ſchonen 375^{17}. Schranze 390^{25}. Dingſegheit. pront. motſch 395^{40}. ^{59}. ^{65}. Liedaglig. 396^{72}. hieven 411^{27}. geweden 413^{21}. u. ſ. w.

Hei in dem Satz: Et eſs hück eſu 'nen Hei en der Looch 475 (es iſt heute ſo ein H. in der Luft) iſt erklärt als naſſer fallender Nebel. In Betracht des alten und noch bayriſchen hai, gehai, Hei-rauch (wozu wahrſcheinlich das bekanntere vor ein paar Jahren viel beſprochene Heerauch, Heerrauch gehört) möchten wir zweifeln ob dieſe Erklärung ganz richtig ſey. Den Spruch: Spigge Kinner digge Kinner 269, Speie Kenger gedeihe Kenger 493 wiederholt und erklärt der bayriſche Speiw'dé Kindo' bleib'dé Kindo'. Nicht von Entwöhntſeyn ſondern von Speſen (ſpiggen 300. 356, wie diggen gedeihen, friggen freyen, buggen bauen, truggen trauen) iſt die Rede.

Omgarn wird S. 55 ein Lied überſchrieben, das die Knaben im Holſteiniſchen Flecken Neumünſter von Haus zu Hauſe abſingen, um eine kleine Gabe zu erhalten. Dabey die Erklärung, daß es eigentlich omgaan (umgehen, von Haus zu Haus gehen) heißen müſſe. Eine ſolche Einfügung des r ſcheint uns dem dortigen Dialekt nicht ſonderlich gemäß, und wir können nicht umhin, hier noch einen Nachhall des ältern garten (niederd. garden) zu vermuthen, das eben auch nichts anderes bedeutete.

Doch wir laſſen ab zu reden von Dingen, die Manchem, und von ſeinem Standpunkt aus mit Recht, überhaupt nicht vieler Rede werth dünken werden. Uns möge das bereits oben abgelegte Bekenntniß entſchuldigen, welches ohne Zweifel auch das unſers unermüdeten Sammlers und ſeiner dankeswürdigen Beyſteurer iſt. Die Laute irgend einer Sprache, wie ſchnell ſie verhallen, dennoch leben ſie fort von Zunge zu Zunge, ſind dauernder als der Menſch ſelber und ſein Thun. Und aus ſolchen Lauten iſt gewoben das unſichtbare Band, das, ſollte auch jedes andre ſich lockern, Alles was deutſch heißt, wo es da wohne, zuſammenhalten wird nun und, ſo wünſchen und hoffen wir, bis in die ſpäteſten Zeiten *).

J. A. Schmeller.

*) Obſchon ſich in den zur Zeit vorliegenden fünf Heften des zweyten Bandes der mitteldeutſche Strich vom pfälziſchen Weſtrich bis Schleſien, ſodann von da rückwärts der oberdeutſche durch Mähren, Böhmen, nach Franken, hierauf einige Gegenden von Schwaben durch Sprachmuſter vertreten finden, haben wir, unſerm Vorſatze getreu, uns dennoch auf den erſten Band und ſein weſentlich Niederdeutſches, das freylich am Niederrhein ſchon ſehr gemiſcht erſcheint, für jetzt beſchränken zu müſſen geglaubt. In der Zwiſchenzeit ſind viel tiefer eingehende wohl geordnete Aufſchlüſſe gegeben über den bey Firmenich vorangeſtellten vom eigentlich niederdeutſchen weſentlich verſchiedenen Hauptdialekt, der bisher im Allgemeinen nur aus ſeinen ältern und zwar rechtsgeſchichtlichen Denkmälern bekannt geweſen iſt, und deſſen Verzweig-

I. Eilfter Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg in Oberfranken von Bayern ꝛc. Bamberg, 1848. 8.

II. Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken. Herausgegeben von E. C. v. Hagen. Vierter Band, erstes Heft. Bayreuth, 1848. 8.

I. Dem vom Hrn. Curatus Thiem erstatteten Bericht über den Stand des historischen Vereins zu Bamberg sind diesesmal nur zwey Beylagen hinzugefügt. Diese Beylagen sind aber, wie wir es denn bereits früher bemerkt haben, gerade die Hauptsache in jedem Bamberger Vereinsbericht. Die Beylage I. führt den Titel:

Das Copialbuch des Collegiatstiftes St. Jakob zu Bamberg in vollständigen Auszügen der Urkunden von 1143 — 1557 mitgetheilt von dem Hrn. C. A. Schweißer.

Hr. Schw. hat unsern in diesen Blättern ausgesprochenen Wunsch, die Copialbücher von St. Stephan, St. Jakob, St. Gangolph und des Domstiftes zu veröffentlichen, mit der Herausgabe dieses Copialbuches von St. Jakob zum Theile verwirklicht, und wir zweifeln nicht, daß der hist. Verein zu Bamberg bald auch die übrigen Copialbücher durch denselben sachkundigen und solcher Arbeit vollkommen gewachsenen Hrn. Schw. werde an das Tageslicht treten lassen.

Im Vorbericht wird die Beschreibung des Copialbuches, die Zeit seiner Fertigung (Beginn, Ende des 14. Jahrhunderts, etwa 1375, Fortsetzung, letzte Hand) und Vollendung angegeben. Mit Hinweglassung der bereits abgedruckten Diplome, z. B. jener die Immunitätsstreitigkeiten mit dem Stadtgerichte betreffenden, finden sich hier 100 Urkunden abgedruckt, deren Bedeutung für die Bamberger Geschichte dem Kenner keinen Augenblick zweifelhaft scheint. Die großen Dynasten-Geschlechter so gut, wie jene der Ministerialen und der Stadt, die geistlichen Würdenträger vom Papste abwärts bis zum letzten Vicarier sind darin reich vertreten. Da begegnet uns gleich in der 4. Urkunde vom J. 1217 Boppo major praepositus, welcher einer der Söhne des Markgrafen Berhtold von Andechs und der leibliche Bruder des Bamberger Bischofs Otto (II. † 1196), so wie jenes Berhtolds war, der zuerst den Titel eines Herzogs von Meran führte. Im Hause dieses major praepositus Boppo geschieht in Gegenwart seines Neffen (Vatersbrudersohn), des Bischofs Eechebert von Bamberg, am 11. Juli 1217 die Resignation des bischöflichen Ministerialen Gottfrid von Klupesdorf (Kleusdorf im Itzgrunde) auf die Villen Misendorf und Zechindorf, welche der Domkirche und der Kirche des h. Jakobs zu gleichen Theilen überwiesen werden.

In der Urkunde Nro. 11 tritt Ludwig des Bayern älterer Bruder, der unglückliche Pfalzgraf Rudolf auf, mit seinem Arzt und Vertrauten (medicus et familiaris noster) Arnold am 11. September 1314, welcher Letztere zugleich Probst von St. Jakob war, und in dieser Eigenschaft seinen Herrn aus glaubwürdigen Instrumenten gar wohl belehren konnte, wie er bisher irrthümlich (per errorem) zwey Theile der Zehenten der Amberger Kirche empfangen habe, die doch der Probsten von St. Jakob in Bamberg gehörten, und zwar, wie wir aus der Urkunde Nro. 1 vom J. 1143, 28. October ersehen, seit alter Zeit (vergl. die Urkunde Nro. 100, vom J. 1557, 28. Januar). In der Stelle: „ut honorabilis et sapiens iurum magister Arnoldus — — demonstravit" scheint uns das mit gesperrter Schrift gedruckte Wort entweder im Copialbuche verschrieben, oder vom Hrn. Sch. kaum richtig gelesen zu seyn. Auch der Ortsname in der Urkunde Nro. 53 vom J. 1355, 3. Februar: „curia dicta Neithof, curia Neythof" scheint uns nicht so, sondern Reithof oder Reythof (heutzutage Rothhof, der Altenburg gegenüber) gelesen werden zu sollen.

Die erste urkundliche Erwähnung des Hugo von Trimberg (Verfasser des Gedichtes „der Renner") als rector scolarum S. Gangolfi unter den Zeugen aufgeführt, bietet uns die Urkunde Nro. 7 vom J. 1290, 21. März. — 1350, 1. Februar tritt Heinrich von Kulmenach (Culmbach), Pfleger und Werchmeister der Pharre zu unser Frawe zu Bamberg auf (Urkunde Nro. 44).

Es werden uns ferner in diesen Urkundenauszügen die Oertlichkeiten der Stadt und Umgegend mitunter auf eine überraschende Weise bezeichnet, wie dieß z. B. mit der Altenburg der Fall ist. Von den Waldungen, Gereuten, Baumfeldern und Weinbergen rings um diese Burg ist häufig die Rede, z. B. Nro. 21, zum Jahre 1330, 10. Mai, 1339, 7. Mai, 1352, Juni, 1355, 3. Febr., 1374, 15. December, 1406, 13. December. Ja! die Urkunde Nro. 5 vom J. 1251, 13. April läßt das ganze Castrum in Altenburch in fundo Sti. Jacobi gelegen seyn!

(Fortsetzung folgt.)

---

ungen, im Lauf der Zeit vom niederdeutschen mehr oder minder angegriffen, an der Nordseeküste und auf ihren Inseln von Flandern bis Jütland im Munde des Volkes kräftig genug fortleben.

Es geschieht dies in dem friesischen Archiv, einer Zeitschrift für friesische Geschichte und Sprache herausgegeben von H. G. Ehrentraut, wovon zur Zeit ein erster Band (Oldenburg 1849. 8.) erschienen ist.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. November.

Nro. 223. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1819.

Demosthenis Olynthiacae tres, Philippica prima et de pace. Textum ad codicem Σ et novissimas editiones recognovit, harum discrepantiam et selectas aliorum suasque notas subjecit, duo excursus et tabulam chronologicam addidit Carolus Augustus Ruediger, Phil. Dr. gymnasii Friberg. rector emer. antiquitat. saxonicar. investigationibus Dresd. adscriptus. Editio tertia denuo apparata. Lipsiae libraria Weidmannia. MDCCCXLVIII. 8. VIII und 288.

Das Erscheinen der dritten Auflage eines Buches ist schon geeignet, es zu empfehlen, wenn es auch nicht ganz den Forderungen entspricht, welche die Wissenschaft stellt; man wird wenigstens glauben so viel daraus folgern zu können, daß kein brauchbareres vorhanden ist, daß es im Vergleich mit andern den Vorzug der bequemen Anordnung reichen Stoffes, der Faßlichkeit und Klarheit in der Darstellung schwieriger Probleme und neben diesen innern Vorzügen noch die äußern einer schönen typographischen Ausstattung und den der Wohlfeilheit hat. Mit solchen Voraussetzungen griffen wir zu dieser Ausgabe der Philippischen Reden, fanden uns aber in der Hauptsache getäuscht; so fleißig auch allerley zusammengetragen ist, um das Verständniß des Textes zu erleichtern. Denn an historischen Einleitungen, Argumenten und einer Masse grammatischer, lexikalischer, kritischer, geschichtlicher Noten hat der Herausgeber es nicht fehlen lassen, sogar die ὑποθέσεις des Libanius sind mit zahlreichen Anmerkungen versehen — und doch kann man nicht so gar viele Punkte bezeichnen, in welchen ein Fortschritt der Kritik und Exegese bemerklich wäre; sehr oft aber ist ein besserer bereits von Andern eingeschlagener Weg verlassen und was mit allem Recht aufgegeben war, wieder hervorgeholt worden.

Das schlagendste Beyspiel bieten für diese Behauptung die Prolegomena zur ersten Philippica dar, wo R. sich alle mögliche Mühe gibt, die Einheit der Rede gegen die evidentesten Beweise zu verfechten. Er glaubte hier vorzüglich die Autorität des Dionysius von Halikarnaß (VI, 725 ed. R.) verdächtigen zu müssen. Dieser sagt l. c. μετὰ δὲ Θεόδημον ἦν Ἀριστόδημος ἄρχων, ἐφ' οὗ τῶν κατὰ Φιλίππου δημηγοριῶν ἤρξατο καὶ λόγους ἐν τῷ δήμῳ διέθετο περὶ τῆς ἀποστολῆς ξενικοῦ στρατεύματος καὶ τῶν δέκα Γαδικῶν (?) τριήρων *) εἰς Μακεδονίαν. Nichts Schwächeres konnte wider dieß Zeugniß vorgebracht werden, als vom Verf. p. 148: quod si verba ἤρξατο δ. et τῶν δέκα τ. ad nostram orationem referri possint, tamen mirum est, quod scriptor neque pro more suo initium orationis ipsum expresserit et λόγους διέθετο dixerit, non λόγον. In welcher Rede soll denn sonst noch derselbe Vorschlag gemacht worden seyn, zehn Galeren und ein ξενικὸν στράτευμα auszusenden? Und wenn Dionysius weiterhin bemerkt:

*) Daß dieß Γαδικῶν nur ein Schreibfehler ist für ταχείων, nicht ταχικῶν, was Böhnecke wollte, was aber gar kein griechisches Wort ist, sollte sich von selbst verstehen.

(l. c. 736) ἔπειτα Θεμιστοκλῆς ἄρχων ἐστιν, ἐφ' οὗ τὴν ἕκτην τῶν κατὰ Φιλίππου δημηγοριῶν ἀπήγγειλε Δημοσθένης περὶ τῆς φυλακῆς τῶν νησιατῶν (sic) καὶ τῶν ἐν Ἑλλησπόντῳ πόλεων, ἧς ἐστὶν ἀρχή· ἃ μέν ἡμεῖς, ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι, δεδυνήμεθα εὑρεῖν ταῦτ' ἔστιν. so iſt nur eine unnütze Oppoſition mit der Bemerkung at argumentum non satis quadrat in hanc alteram partem, etsi Boehnekio et Raukio concedam, τὴν φυλακὴν τῶν νησιατῶν ad §. 32. et τῶν ἐν Ἑλλησπ. πόλεων ad §. 42. pertinere posse verſucht, indem die eine Hand wieder gibt, was die andere genommen hat. Dionyſius wollte übrigens nicht den Inhalt, nur die Tendenz der Rede bezeichnen. Daß er ſich bedeutend in der Beſtimmung des Jahres irrt, muß zugeſtanden werden, ohne daß damit etwas gewonnen wäre für den Erweis des Zuſammenhangs beyder Theile. Denn Demoſthenes ſagt im zweyten Theil nichts davon, daß beyde von ihm verlangten Heere, das größere und das kleinere, zuſammen operiren ſollen; im erſten erklärt er ausdrücklich nur das größere geeignet einem Angriff des Philipp auf Olynth, Pylae, den Cherſones zu begegnen; das kleinere ſoll einen Guerillaskrieg führen und in einen ernſthaften Kampf ſich gar nicht einlaſſen. Die Verbindung beyder Expeditionen, welche etwas Neues war, meint Dem. mit der καινὴ παρασκευὴ §. 16., nicht die §. 16. beſchriebene Rüſtung. Von dem kleinern Heer allein ſpricht der Redner, wo er die Ausgaben beſtimmt; das §. 32. bezeichnete muß ein anderes ſeyn, welches dem Feind beſtändig die Spitze bieten ſoll (παρασκευὴ συνεχής). Aber auch von dem §. 16. gemeinten iſt es verſchieden, welches nur zu Athen in Bereitſchaft gehalten werden ſoll, im entſcheidenden Moment alſo leicht durch Paſſatwinde oder Sturm gehindert werden könnte. Können dieſe beyden nicht identiſch ſeyn und iſt auch an das kleinere dritte nicht zu denken, ſo ergibt ſich ohne Weiteres, daß Demoſthenes in derſelben Rede nicht zwey verſchiedene, ja ſich ganz widerſprechende Maaßregeln empfohlen hat; die zweyte ſogenannte Hälfte der Phil. I. gründet ſich auf Erfahrungen (vgl. §. 31.), welche in der erſten dem Rathgeber noch unbekannt waren. Der Einwand des Ulpian (notatu dignissima verba!) ἐντεῦθέν φησι Διονύσιος ἑτέρου λόγου εἶναι ἀρχήν· οὐ λέγει δὲ ἀληθῆ· ἐπειδὴ γὰρ ἄνωθεν ὑπέσχετο περὶ τοῦ πόρου χρημάτων εἰπεῖν, νῦν τοῦτο δεικνύει, καὶ ἔστιν ὥσπερ ἐπίλογος will gar nichts bedeuten, da er die Schwierigkeiten gar nicht im Mindeſten zu erkennen ſcheint; Hr. R. will ſie aber auch nach Seebecks trefflicher Auseinanderſetzung (Z. f. Alterth. 1838, 737 — 787) nicht erkennen; was ſeine aus Mißgriffen, die wir nicht weiter erörtern wollen, zuſammengeſetzte Entgegnung erweiſen mag: quas copias parandas esse priore parte dixerat orator, easdem jubet utrique officio satisfacere, ut et Philippi vim atque impressiones defendant et eum observantes, si tempus fert, adgrediantur. Quare addit §. 33. ἃ οὖν χρήσεται — βουλεύσεται. Ducibus enim liberam optionem dari vult, quomodo et quando copiis uti instituant. Accedit, quod §. 20. cavet, ne mercenariis solis rem permittant, sed e civibus eligant qui et adsint et praesint; in altera autem parte §. 32. abstinere Athenienses jubet a milite tumultuario *) et utantur perpetuo. Quis neget alterum altero confirmari? Neque vero etiam praetermittendum videtur, quod prior pars in eandem rem desinit, a qua altera orditur (das ſoll eben noch bewieſen werden): nempe justum hoc est et luculentum vinculum orationis in duas partes minime dirimendae; alioquin prior, quae quidem acrior est et vehementior, fine, secunda, quae sedatior et tranquillior, initio careret.

Mit ſolchen Argumenten vermag man etwa einen Anfänger zu verwirren, die Sache ſelbſt aber wird um nichts weiter gebracht, weil der Vf. einer unbefangenen Prüfung der gegen die Einheit vorgebrachten Gründe ausweicht und hartnäckig auf dem nun einmal gefaßten Vorurtheil beſteht. Dieſe Schwäche in der ſogenannten höhern Kritik beruht zunächſt auf der Unzulänglichkeit der hier geübten niedern oder ſpeciellen, wovon Rec. einige Belege aus den fünf vorliegenden Reden ausbebt.

*) Daß dieſer miles tumultuarius, die βοηθεῖαι, gar nicht auf die Söldlinge, ſondern die plötzlich aufgebotenen Athenienſer gehen, dieß ſollte keiner Erinnerung bedürfen.

Gleich in Ol. I, 2 vermögen wir dem Urtheil R.'s nicht beyzupflichten, wenn er ὑπὲρ σωτηρίας αὐτῶν schreibt, und dazu die Note macht: „Spir. asperum admiserat Bekk. 1816, sed nunc lenem, quem defendit Westerm. Qu. I, p. 23 intelligens Olynthios.“ At haec sententia: „Olynthiis subveniendum est, si quam eorum curam geritis“ non solum friget, sed ipso nexu improbatur. Imo haec est mens oratoris in omni oratione conspicua „nisi vos Olynthiis opem fertis, in vestram Macedo irruet terram.“ Es ist leicht, einen Gedanken zu verwerfen, den man vorher um seinen wesentlichsten Gehalt gebracht hat, wie hier in der lateinischen Uebersetzung das durch ein Hyperbaton nachdrückliche hervorgehobene αὐτοῖς nicht ausgedrückt ist. Der Redner meint, die Athener müßten, falls es ihnen mit der Beschützung Olynths wirklich Ernst sey, selbst an dem Feldzug sich betheiligen. Von der Gefahr des eigenen Vaterlands spricht er noch lange nicht. Erst nachdem die Vortheile eines Bündnisses mit Olynth auseinander gesetzt sind, deutet er die Nachtheile an, welche aus der Versäumniß eines solchen καιρὸς entspringen müßten; dieß zuerst in schonender Allgemeinheit des Ausdrucks §. 12.: „wenn wir, ihr Männer Athens, auch diese Leute Preis geben, und Philippus dann Olynthus besiegt, so sage mir einer, was ihn abhalten kann, vorzudringen wohin er nur will?“ (vergl. über diese ἔμφασις den Tiberius περὶ σχημάτων VIII, 543 ed. W.) — Dann etwas deutlicher §. 15.: „wer, um der Götter willen, wer von Euch ist so einfältig, um nicht zu begreifen, daß der Krieg von dort hieher kommen wird, wenn wir ihn vernachläßigen?“ und am bestimmtesten zuletzt §. 25.: „wenn aber Philippus sich der Stadt bemächtigt, wer soll ihn dann hindern hieher vorzudringen?“ Diese Steigerung würde im Voraus ihrer Wirkung beraubt, wenn Demosthenes schon in den ersten Sätzen darüber spräche, daß die Existenz Athens selbst bedroht sey. Jenes αὐτῶν ist übrigens nicht, wie häufig angenommen wird, Masculinum, sondern Neutrum, wie aus dem gleich folgenden πρὸς αὐτὰ erhellt (man vergleiche auch III, 21). Der Vulgata nimmt sich R. in §. 10. an, wo statt ὑπηργμένων der Cod. Σ ὑπηρετημένων hat; er entgegnet „at ὑπηρετῶν est ministrorum Dem. XXVIII, 17, Xen. An. III, 5, 8. Aristoph. Plut. 980.“ Diese Stellen beweisen alle drey nur einen metaphorischen Gebrauch des Verbums, wobey der ursprüngliche Begriff ganz in den Hintergrund tritt. Wir werden also keinen Anstand nehmen dürfen, den gewählteren Ausdruck vorzuziehen. Da §. 11. ὡς τὰ πολλὰ sowohl in Σ pr. m. als bey Syrianus IV, 758 ed. W. und Anonym. in Stases VII, 365 fehlen, hat Boemel mit Andern gewiß Recht gehabt, die Phrase, der sich freylich Schnefer fast leidenschaftlich annimmt, zu streichen; wenn solche Autoritäten mit der besten Handschrift übereinstimmen, und der Gedanke selbst durch das Ausstoßen einer unnützen, ja störenden Restriction gewinnt, ist kaum ein Bedenken möglich; Dem. VI, 34 ist anderer Art. In §. 15. schließt R. ἄν vor φανῶμεν wenigstens ein, was Andere nach Dobrees Vorgang getilgt haben. Rec. vermag dafür keinen zureichenden Grund zu entdecken. Demosthenes setzt das Gleichniß fort mittelst der in ἐπὶ πολλῷ liegenden Beziehung; dem Participialsatz ἐπὶ τοῖς μεγάλοις τόκοις μικρὸν εὐπορήσαντες χρόνον steht ausführlicher gehalten der Nebensatz ἂν ἐπὶ πολλῷ φανῶμεν ἐρῥᾳθυμηκότες καὶ ἅπαντα πρὸς ἡδονὴν ζητοῦντες gegenüber, wofür der Redner auch ῥᾳθυμήσαντες — ζητήσαντες setzen konnte, des Nachdrucks wegen zog er aber jene Form vor. Fällt ἄν weg, so muß ζητοῦντες, noch dazu ein unpassendes Tempus, von ἐρῥᾳθυμηκότες abgerissen und zum Folgenden gezogen werden. Man hat sich an φανῶμεν gestoßen, welches nicht sowohl in seiner eigentlichen Bedeutung zu nehmen ist, als es vielmehr zur Umschreibung dient, und den Gebrauch der Praesentia möglich macht. An einer andern Stelle hingegen §. 19. glauben wir einen ungehörigen Zusatz zu finden, welcher bisher noch nicht angezweifelt wurde — nämlich das erste στρατιωτικά.

(Fortsetzung folgt.)

I. Eilfter Bericht über das Beſtehen und Wirken des hiſtoriſchen Vereins zu Bamberg.

II. Archiv für Geſchichte und Alterthumskunde von Oberfranken.

(Fortſetzung.)

Für mich, der ich dieſes Copialbuch zuerſt im J. 1835 in ſeiner Eigenſchaft entdeckte und es alsdann dem hiſtor. Vereine zuwies, war dieß Diplom vom 13. April 1251 ſchon deßhalb eine ungemeine Ueberraſchung, weil ich bis dahin mit der Mehrzahl von Bambergs Bewohnern glaubte, die Altenburg ſey wirklich das alte Castrum Babenberg Regino's und der Urkunde von 973. Beym Anblicke obiger Worte im Copialbuche jedoch wurde ich nach dem Zuhandnehmen aller hieher bezüglichen Quellenſtellen zu einem ganz andern Ergebniſſe geleitet, nämlich: auf dem Domberge ſey urſprünglich das alte Castrum Babenberg der Markgrafen zu ſuchen, und auf dieſem, dortſelbſt, ſey auch von Heinrich II. das Bisthum gegründet worden.

Wer in Bamberg hat je gehört, daß bey St. Jakob eine Brücke beſtanden? (domus prope pontem S. Jacobi. Siehe Vorbericht S. 6). — Nach der oben aufgeführten Urkunde Nro. 53, 1355, 3. Febr. hätte der vierte Theil des Waldes um die Altenburg 27 jugera (quartam partem nemoris predicti (vorher: super nemoribus et silvis ac decimis novalium confinantibus castro Altenburch), que est viginti septem jugera etc.); das Ganze mithin 108 Morgen betragen, eine Angabe, die von jener in der Urkunde Nro. 86 vom J. 1406, 13. December mitgetheilten um 28 Morgen abweicht; denn es heißt in letzterer: „de quodam nemusculo seu silva prope castrum Altenburg, cujus quantitas ad octoginta agros silvestres extenditur.“ Man ſ. auch Vorber. S. 5 „de nemusculo nostro seu silva prope castrum Altenburg, cujus spatium ad LXXX jugera se protendit.

Allerdings beabſichtigte Hr. Sch. mit Herausgabe dieſes Copialbuches zunächſt nur die Urkunden im eigentlichen Sinne des Wortes mitzutheilen und alles dasjenige hinwegzulaſſen, was nicht in dieſe Kategorie gehört; und ſo hat er denn die auf 20 Pergamentblättern enthaltenen Statuten des Stiftes, dann auf weitern Pergamentblättern die Stiftspräbenden und Fragmente, das Verzeichniß der an verſchiedenen Feſten den Kanonikern gereichten Geſchenke, die Aufzählung der Zinſen, des Stiftes Jahrtage, des Dechants, Scholaſticus, Cuſtos und Kellners beſondere Einkünfte ꝛc. nicht mit veröffentlicht. Und doch bietet das hier Angeführte ſo viel Intereſſe dar, daß wir wünſchen, es möge Hr. Sch. im Auftrage des hiſtoriſchen Vereines zu Bamberg in einem der folgenden Hefte die eben angezogenen Gegenſtände, vorzüglich jedoch die Statuta ecclesiae Sti. Jacobi, approbirt durch Biſchof Leupold von Bebenburg (1352 — 1363) aus dem Copialbuche gefälligſt mittheilen; denn nur auf ſolche Weiſe erhalten wir ein klares, anziehendes Bild von dem Leben eines unſrer vier großen Stifte. Der Einwand, daß bereits im Archive des Obermainkreiſes vom J. 1832, Bd. I. Heft 3 S. 61 ff. dieſe Statuten im Drucke mitgetheilt worden ſeyen, hebt ſich im Hinblick auf dieſe Mittheilung ſelbſt, die offenbar aus einer viel ſpäteren Handſchrift und nicht mit der diplomatiſchen Treue geſchehen iſt, welche dergleichen Documente erheiſchen. Wie kann man, um hier nur Einiges anzuführen, denken, daß es in den Statuten geheißen habe: (S. 69) Sobald der vernünftigere Theil des Kapitels nach gehöriger Berathung beſchloſſen hatte, einen Stiftsherrn in daſſelbe aufzunehmen ꝛc.;“ oder S. 70. „Zur Ermunterung der luſtigeren und andächtigeren Stiftsherrn, alle Tage und Nächte die ihnen vorgeſchriebenen Gebete zu verrichten, war der Kellner verbunden ꝛc.;“ oder S. 75: „Brach irgend eine anſteckende Krankheit oder gar die Peſt aus, gegen welche ein Stiftsherr die Flucht als das ſicherſte Mittel betrachtete, ſo durfte er weder aufgehalten, noch die Zeit ſeiner Abweſenheit an Gwöchentlichen Ferien abgezogen werden.“ — — „Eine gleiche Begünſtigung hatte ſtatt, wenn ein Stiftsherr an einem Kriege, beſonders für die Religion, Theil nehmen wollte“ (!!??). — — Jedermann begreift nach dem Vortrag ſolcher angeblich den Statuten von St. Jakob entnommenen Stellen, daß eine diplomatiſch getreue Mittheilung der älteſten Statuten des Stiftes gewiß keine überflüſſige, ſondern eine wünſchenswerthe Sache ſey. Möge ſich der hiſt. Verein recht bald zu deren Veröffentlichung, aber auch zu ferneren Mittheilungen der Copialbücher von St. Stephan, St. Gangolph und des Domſtiftes entſchließen! —

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. November.

Nro. 221. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Demosthenis Olynthiacae tres, Philippica prima et de pace.

(Fortsetzung.)

Weiterhin fingirt der Redner den Einwurf: *σὺ γράφεις ταῦτ' εἶναι στρατιωτικά.* Heißt aber das etwas Anderes als: „erklärst du wirklich die Kriegsgelder für Kriegsgelder?“ Darauf kann freylich kein Mensch Nein sagen, und doch antwortet Demosthenes: *μὰ Δί' οὐκ ἔγωγε.* Irren wir nicht ganz und gar, so sucht er vielmehr einer Definition auszuweichen, indem er im Allgemeinen auf zweckmäßige Verwendung der im Staatsschatz befindlichen Ueberschüsse dringt; solche gehörten in guten Zeiten der Kriegskasse (vergl. adv. Neaeram 1346), sie würden mithin dieser Bestimmung jetzt nur zurückgegeben werden dürfen. Demungeachtet wagt Demosthenes es nicht, geradezu der Bezeichnung „Kriegsgelder“ sich zu bedienen, sondern begnügt sich mit der Forderung, daß Soldaten ausgerüstet werden und der Genuß der Staatsmittel denen zukommen solle, die dem Vaterland nützliche Dienste leisten. Hiemit dürfte wohl auch Dobree, G. Hermann und Dindorf Recht behalten, wenn sie das *κόμμα* in §. 20. *καὶ ταῦτ' εἶναι στρατιωτικὰ* beseitigen (uns scheint es nur eine durch Versehen entstandene Wiederholung derselben Worte in §. 19.), eben weil der Redner nicht geradezu sagen will, daß die Theorika eine andere Bestimmung erhalten sollen und auch darum, weil dem Styl desselben eine große Härte zugemuthet wird, wenn sich diese Worte unmittelbar dem Satz *ἐγὼ μὲν — κατασκευασθῆναι* anreihen. In Ol. II, 3 ist schwerlich im Sinn des Schriftstellers *τινὰ* beybehalten, was Σ pr. m. wegläßt; diese Beschränkung schwächt den Eindruck der Antithese; auch der folgende Satz ist ja mit rückhaltsloser Offenheit, ohne mildernde Flickwörter ausgesprochen. Mit dergleichen wird hier öfters zu schonend umgegangen. So mit der Ueberfüllung §. 14. *ταρσοῦσι καὶ στασιάζουσι καὶ τεταραγμένοις*, weil der Scholiast so gelesen und Schäfer die Lesart vertheidigt habe; als wenn das Urtheil des Letztern in der Kritik des Demosthenes auf richtigen Principien beruhte und der Scholiast dem besten Text gefolgt wäre. In §. 24. steht *ὑπὲρ τῶν Ἑλληνικῶν δικαίων*, während in derselben Sache *Ἑλληνικῶν* Phil. 1, 3 in den codd. fehlt. R. durfte also es auch hier nach dem Vorgang Bekkers und Dindorfs übergehen. Ob hingegen §. 18. *τἀνδρὸς* so leicht wegbleiben könne, als es zwischen *φιλοτιμίαν* und *ἀνυπέρβλητον* leicht ausfiel, wäre noch zu überlegen; nach unserem Gefühl ist die Ellipse des Genitivs hier eine Härte. Eine andere Aenderung, die nicht als Verbesserung betrachtet werden kann, finden wir §. 13. *καὶ δή* (statt *καὶ δεῖ*), was in Σ die erste Hand geschrieben hat. Das ist, in Folge der vorausgegangenen Entschließung, offenbar matter als *καὶ δεῖ*; auch liegt hier kein Uebergang von der Einsicht des Nothwendigen zur Ausführung vor, sondern Demosthenes denkt sich die Athener bereits in der Thätigkeit begriffen, wodurch sie die Schwäche des Gegners gewahr werden sollen. Daß *δή* dem vorhergehenden *πολλὴν δή* entspreche, ist eine verfehlte Behauptung. Ueber das *οἷς* in O. III, 27 wird man sich nicht den Kopf zerbrechen dürfen: „latet nescio quid,“ bemerkt R. Dieß Wörtchen ist wahrscheinlich nur aus dem vorhergehenden *χρω-*

μένοις οἷς εἶπον herunter gerathen. Gern ſtimmen wir ihm darin bey, daß man die Schwierigkeit mit der Erklärung quorum in gratiam nicht hebe. In demſelben §. iſt Hermogenes Lesart (III 252, 350 ed. W.) ὑπὸ τῶν χρηστῶν τούτων, die auch Ψ hat, ausdrucksvoller als τῶν νῦν, welches gleich nach νυνὶ δὲ ohnehin nicht wie eine wohl angebrachte Tautologie ausſieht. Beydes zu verbinden, wie Schäfer rieth und Rüdiger billigt, hieße dem τούτων von ſeiner Wirkung nehmen, ohne daß τῶν νῦν dadurch erträglicher würde. Gleich darauf wird mit Ψ und mehreren andern codd. zu leſen ſeyn: ὁμοίως ἤ (nicht καὶ) παραπλησίως, wie de fals. leg. 439, 20 ἆρά γε ὅμοια ἢ παραπλησία, von welcher ganz übereinſtimmenden Parallele R. abſieht und dafür aus derſelben Rede die Phraſe καὶ θεάσασθε, εἰ παραπλήσιον καὶ ὅμοιον beybringt, was doch weſentlich verſchieden iſt. Weiterhin kann man kaum zweifeln, ob ἐξὸν ἡμῖν oder ἐξὸν δ' ἡμῖν zu leſen ſey, da durch letzteres die mit ἐξὸν anhebende Antitheſe zum folgenden ἀτεστερήμεθα κτέ bedeutend geſchwächt wird. In Bekkers Anecd. p. 136, 1 fehlt die Partikel, welche ſehr leicht aus den vorhergehenden Adverſativſätzen wiederholt werden konnte. Aus Ψ und andern Handſchriften würden wir §. 29. ταχὺ πλούσιοι, was Chersones. §. 66. alle erhalten haben, herſtellen: nicht das Reichwerden, ſondern das Schnellreichwerden konnte einen Staatsmann verdächtigen. Sehr gewagt iſt ibid. und Phil. I, 11 die Aufnahme der Lesart ἦρξηκεν aus Σ, da ſonſt überall nur das Paſſivum vorkömmt. Solche Fehler der Endungen ſind äußerſt häufig, wer ſie in den Text einführt, läuft Gefahr, dieſen durch Barbarismen zu entſtellen. In §. 30. behält R. τὸ μὲν πρῶτον bey; aber der gemellus locus, Ph. II, 16 reicht wenigſtens nicht aus, um die Vulgata zu vertheidigen, da dort τὰ πρῶτα die Bedeutung von „anfänglich“ hat. Man wird alſo mit Sauppe τὸ μὲν πρότερον, oder, was noch näher liegt, τὸν μὲν πρὸ τοῦ corrigiren müſſen. Verunglückt iſt auch §. 26. die Vertheidigung von τῷ τῆς πολιτείας ἤθει μένοντες für ἐν τῷ, aus Sophocl. Antig. 169, da das ἐμπέδοις φρονήμασι nicht von Ferne dem Dativ hier verglichen werden darf. An Σ konnte der Herausgeber ſich §. 17. anſchließen, wenn dieſe Handſchrift τοὺς αἰτίους, οἵτινες τούτων, ζητήσομεν hat und εἰσὶ nach τούτων wegläßt; vgl. §. 25. Phil. I, 12, wo R. ὑπάρξαι einklammert, „quamvis ferri possit“ hat man die Wahl ὑπάρξαι ſtehen zu laſſen und καὶ τοῦτ' ἐξεργάσαιτο zu ſtreichen, oder ὑπάρξαι aufzugeben, aber καὶ τοῦτ' ἐξ. beyzubehalten; ſonſt ſind drey Conditionalſätze εἴ τι πάθοι — καὶ τὰ τῆς τύχης ἡμῖν ὑπάρξαι — καὶ τοῦτ' ἐξεργάζοιτο gehäuft, die im Grund alle dasſelbe beſagen. Am liebſten möchte Rec. den letzten tilgen, weil nach ἡμῖν die Unterbrechung der Rede durch die Parentheſe und die Verbindung mit καὶ τοῦτ' ἐ. ſich nicht ungezwungen macht, auch ſchwerlich Demoſthenes an einer Periphraſe, wie τὰ τῆς τύχης τοῦτο ἐξεργάζεται für ἡ τύχη τ. ἐ. Geſchmack fand. Ueberdieß iſt ganz begreiflich, wie τοῦτο ἐξεργάσαιτο als Erklärung zu ὑπάρξαι beygeſchrieben werden konnte. In §. 18. iſt Niemand, ſo weit wir uns erinnern, an εὐχαταφρόνητόν ἐστιν angeſtoßen, und doch iſt nicht einzuſehen, wie der Redner von einer Vorkehrung, die erſt noch getroffen werden ſoll, im Präſens ſprechen kann. Unbedenklich würden wir ἔσται corrigiren. Daſſelbe gilt von §. 22., wo Demoſthenes ſich ſelbſt widerſpräche, wenn er verlangte, daß atheniſche Bürger die einzigen Kämpfer in dem bevorſtehenden Feldzug ſeyn ſollen, oder was liegt anderes in den Worten πολίτας τοὺς στρατευομένους εἶναι? Er müßte ſagen π. τῶν στρατευομένων εἶναι (vgl. adv. Mid. 133) oder π. τοῖς στρατευομένοις παρεῖναι (vgl. §. 23.). Sehr befremdet §. 41. die Verbindung ἀλλωθί που, welche durch die Note gerechtfertigt werden ſoll: „ἀ. π. ex optimo cod. dedi, nam, ut §. 24. per ἀλλαχοῦ (ſoll πανταχοῦ heißen) motus in locum ſignificatur, vid. Herm. ad Eur. Suppl. 1236“ (iſt falſches Citat). Werden wir erſt im Demoſthenes lernen, was der Unterſchied von που und πον iſt? Uebrigens verſteht ſich von ſelbſt, daß nach ἐν χερρονήσῳ und ἐν Πύλαις hier aus πον folgen darf. Von dem ἡττῆται des Σ in §. 46. ſind nach der Ausgabe Bekkers von 1816 alle andern abgegangen. R. meint sensus vero postulat ἡγῆται, quoniam ἀθλίων additum est, und fügt J. Chr. Jahns Anſicht (im Archiv f. Ph. 1835, p. 628) hinzu, der zufolge dieß ὅταν ἡττῆται nur bedeuten könne: „wenn der Feldherr noch ſchlechter iſt als die armſeligen unbezahlten Mieth-

soldaten, d. h. wenn er noch mehr raubt und plündert als diese.“ Warum soll aber das Verbum nicht ausdrücken, daß er schwächer ist als seine Soldaten und sich nach ihnen richten muß, wie oben §. 24., wo ganz derselbe Gedanke vorgetragen wird? Das Prädicat ἄθλιος thut vollends nichts zur Sache, denn eben darum kommt es den Miethlingen zu, weil der Sold ausbleibt.

In der Rede de pace §. 11. wird die Auslassung des ὅτι nach ἕτερον δὲ zwar von einigen Kritikern gebilligt, aber damit nicht sowohl eine concisa dicendi ratio, als vielmehr eine Störung des Zusammenhangs beliebt. Auch die besten Handschriften, wie Σ, sind nicht frey von allerley Fehlern. R. that nicht wohl daran, §. 15. (eben nach Σ) πρὸς ὑμᾶς αὐτούς wieder einzuführen; seine Erklärung, die diesen Text stützen soll: si bellum fiet cum vobis, nemine intercedente ist gleichfalls ein Mißgriff. Das will ja gerade der Redner sagen, kein anderer Staat werde, während Athen mit Philipp bloß in eigner Angelegenheit Krieg führe, sich einmischen, am wenigsten Theben, weil man dort einsähe, daß von einem solchen Unternehmen nur Philipp Vortheil ziehen würde. In §. 17. ist Dindorfs Ansicht, daß σῶς τε (für ὥστε) εἶναι καὶ κρατεῖν τῶν ἄλλων aus einem Glossem herrühre, sehr einleuchtend. Es gehörte zu ἄχρι τῆς ἴσης (sc. εὐνοίας): „sie sind nicht in gleichem Grad für uns interessirt, als wir selbst; denn wir wollen unsere Existenz sichern und zugleich eine Macht gründen, die der anderer Staaten überlegen ist; sie hingegen gönnen uns wohl unsere Existenz, aber keine Uebermacht, diese will jeder Staat sich selbst vorbehalten.“ Man sieht, wie mit ὥστε εἶναι κ. κ. τ. ἀ. der folgenden Erörterung nur vorgegriffen wird. Freylich versichert uns R. contra omnium librorum fidem nil mutandum. So hätte er wenigstens das Einschiebsel einklammern sollen, aber er zog vor, es mit einer nichtssagenden Erklärung zu vertheidigen: sunt duo enunciata, alterum simplex εἶναι καὶ κρατεῖν, alterum amplificatum σῶς εἶναι καὶ κρατήσαντας δεσπότας ὑπάρχειν. In illo dicit: nemo vult, nos esse et imperare (i. e. nos ita esse, ut imperemus) in hoc: omnes vero volunt, nos salvos esse, quin domini imperemus. Der Glossograph scheint τοὺς ἑτέρους unrichtig verstanden zu haben, indem er es von κρατήσαντας abhängen ließ und die ganze Phrase durch κρατεῖν τῶν ἄλλων explicirte.

Hiemit haben wir unsere wesentlichsten Einwendungen gegen das kritische Verfahren des Herausgebers vorgebracht. Viel seltner sind die Fälle, worin wir ihm beystimmen können. Dazu gehört Ol. II, 16, wo er der Lesart des Σ ποιήσωσι mit Hinweisung auf Dem. adv. Phaen. §. 20. den gebührenden Platz im Text eingeräumt hat. Die übrigen Ausgaben behielten bisher meistens πορίσωσιν bey, was durch Stellen, wie Phil. I, 19 und Menandr. ed. Meineke fr. inc. 5, 8 schlecht vertheidigt wird. Trotzdem beruft sich R. selbst auf das von ihm hier verworfene πορίσωσι zu Phil. I, 29, um den Gebrauch des activen προστοριεῖ nachzuweisen. Ol. III, 16 nimmt er sich mit Recht der Vulgata πολεμήσαιεν gegen die von G. Hermann gebilligte Conjectur Reiskes πολεμηθεῖεν an; Demosthenes weist auf die vordem häufig ausgesprochene Meinung der Athener zurück, daß Olynth zum Krieg gegen Philipp gereizt werden müsse; nun wird es gar von ihm angegriffen; hatte man schon in dem Fall, wenn Olynth den Kampf eröffne, ihm Beystand zugesagt, um wie viel nöthiger ist er jetzt, da der verbündete Staat bedroht ist! Eine solche Fassung der Stellen entspricht gewiß dem Sinn des Redners besser, als wenn man πολεμηθεῖεν oder, wie andere wollen, nach Σ pr. m. πολεμοῦσιν für πολεμοῦνται liest. Auf ἐν τῇ γνώμῃ παραστῆσαι Ph. I, 17, was Francke aus Σ aufnahm, hat R. sich nicht eingelassen; er konnte für die sonst recipirte Lesart eine ähnliche Stelle, ibid. 49 anführen. Daß er nicht mit Funckhänel und Francke de Pac. §. 23. τοῦτο μέντοι, ὅτι τοῦτ' ἐστιν schrieb, ist ebenfalls zu billigen. Anderes übergehen wir, wo das Richtige leichter zu beurtheilen war, oder der Herausgeber dem Vorgang früherer Kritiker nur zu folgen brauchte.

(Fortsetzung folgt.)

I. Eilfter Bericht über das Beſtehen und Wirken des hiſtoriſchen Vereins zu Bamberg.

II. Archiv für Geſchichte und Alterthumskunde von Oberfranken.

(Fortſetzung.)

Die zweyte Beylage, wenn gleich nicht als ſolche bezeichnet, enthält die

II. Baugeſchichte der oberen Brücke und des Rathhauſes zu Bamberg. Von Hrn. Joſ. Heller.

Referent war ſeither und bis auf das Leſen der vorſtehenden Abhandlung der Anſicht, es würde ſich über eine Baugeſchichte der oberen Brücke wenig mehr ſagen laſſen, als was Hr. geiſtl. Rath Haas in ſeiner Geſchichte von St. Martin S. 213 — 251 aus Urkunden und Rechnungen darüber vorgebracht hat; allein Hr. H. hat aus ſeinen vaterländiſchen Sammlungen ſo Manches über dieſen Gegenſtand zu Tage gefördert, was noch wenig oder gar nicht bekannt war. Nach einem als Einleitung dienenden Lobe des 14. und 15. Jahrhunderts, vorzüglich des letzteren, in welchem vortreffliche Kirchen, bürgerliche Gebäude und höchſt merkwürdige Brücken errichtet wurden, geht er auf ſeinen Gegenſtand über und beginnt mit der Beſchreibung dieſer 240' langen und 30' breiten Brücke, welcher Beſchreibung er ſodann die eigentliche Baugeſchichte anfügt. Anfänglich, ſagt er, ſey die obere Brücke von Holz geweſen und habe auf dem zweyten Pfeiler einen Wachtthurm mit einer Glocke gehabt; dieſe Glocke ſollte nach einem Vertrage mit Biſchof Lamprecht von Brunn 1398 nicht eher geläutet werden, als bis der Hofmeiſter (Miniſter) des Fürſten es erlaubte u. ſ. w. — Weßhalb hat Hr. H. für die frühere Geſchichte der oberen Brücke die vom Hrn. Haas mitgetheilten Notizen nicht benutzt?

Die älteſte urkundliche Erwähnung der nachmals ſogenannten Ober-Brücke findet ſich zum J. 1157, wo es heißt: „molendinum in capite pontis versus civitatem;" alſo eine Brücke ſo ziemlich an jener Stelle, wo ſpäter die Ober-Brücke erſtand! —. Im Jahre 1208 vertauſcht Biſchof Berthold an das Kapitel die Güter zu Steinberg für Mühlen und Läden der Bamberger Brücke (pontis bambergensis.) Im J. 1320, 21. Jänner wird auch beſtimmt, wer die Aufſicht über die Glocke und den Thurm der Brücke haben ſoll. — Im Jahre 1386, 10. November erlaubt Biſchof Lamprecht zu Bamberch ſeinen Bürgern auf ihre Bitte den Wiederaufbau des Thurmes auf der Brücke vorn am Rathhaus und des Häusleins daneben auf dem Pfeiler, welche vor Jahren (alſo nicht 1386, vielleicht eher 1342, 21. Juli, zu welchem Datum im Calendar von St. Stephan (Schweitzer Necrol. 219) verzeichnet ſteht: inundatio aquarum) in dem großen „Guze zevaren, zevallen und zebrochen" ſind, weil ihre Glocke „nindert als wol hanch als daſelbenſt." — Zum J. 1389, 17. Juli: Thürme und Thore der Stadt, auch den neuen Thurm der Brücke, beſetzt und hat der Biſchof. Jetzt erſt kommt die Reihe an Hrn. H.'s Urkunde vom J. 1398, 9. September: der Biſchof befiehlt den neuen Thurm auf der Brucken, darin die Glocke hanget und das Häuslein daben, einen der 12 geſchwornen Schöpfen ꝛc. — Alle hier angeführten Urkunden befinden ſich im ſtädtiſchen Archive und können dort ungehindert eingeſehen werden. —

Die Notiz aus Haas, Geſch. v. St. Martin, S. 214, daß der Thurm am Rathhauſe in der Nacht vom letzten April auf den 1. Mai des Jahres 1411 vom Blitze getroffen und in Aſche gelegt worden ſey, ſo auch das Rathhaus, enthält einen Druckfehler. Es muß das Jahr 1440 ſtatt 1411 ſtehen; wie es denn Hr. H. richtig angegeben. In der Handwerksordnung von 1499 Fol. 139b heißt es. „Item die öbserin, die bisher vor der wag vnd daſelbſt vmb feilgehabt haben, füllen furan nyrgent feil haben dann auf der hohen prucken ꝛc." Die Sage von der Empörung der Burger gegen den Fürſtbiſchof Anton von Rotenhan bezeichnet Hr. H. mit Recht als „fabelhafte Erzählung." Im ſtädtiſchen Archiv zu Bamberg befindet ſich eine „Refutatio des falſcher, bishero geglaubten Sparginents, ſo anno 1433 dem damaligen Biſchof Antonio von denen 4 Burgermeiſtern geſchehen Solle ſeyn ꝛc.," aus 6 Blättern in Folio beſtehend.

Dieß wären ſo ziemlich diejenigen Nachrichten, welche wir mit Sicherheit über das frühere Beſtehen der in Frage ſtehenden Brücke erheben konnten.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. November.

Nro. 225. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Demosthenis Olynthiacae tres, Philippica prima et de pace.

(Fortsetzung.)

Fast mehr als für die Kritik bleibt in diesen Reden noch für die Exegese zu thun übrig. Es scheint dem Erklärer oft zu mühsam gewesen zu seyn, neuere Forschungen zum Vortheil seines Commentars gehörig auszubeuten. Man sehe zum Beyspiel, was Ol. III, 11 über die *θεωρικά* bemerkt ist, und frage sich, ob so verwirrte und irrige Angaben den jungen Leuten „qui vel superioribus gymnasiorum ordinibus adscripti, vel philologorum castra sequuturi sunt“ bey dem Studium des Demosthenes irgend einen Nutzen gewähren können.

Die lange Note wollen wir, als besonders charakteristisch, abschreiben: Ulpian. ad init. Olynth. I narrat, pecuniam publicam (militarem) a Pericle theatralem fuisse factam ita, ut, ingruente bello, haec pecunia in militum stipendia numeraretur. Jam quum deinde Apollodorus quidam has pecunias juberet in rem militarem converti, Eubulus, qui Demostheni adversabatur, capitalem poenam in eum constituit, qui pecunias theatrales populo adimi vellet. Idem Ulp. tradit, duos obolos pauperioribus fuisse datos ad spectacula, neque, quod Bremius putat, ut temporis jactura resarciretur. Jam si Harpocrat. quem vide s. *θεωρικά* coll. Hesych. s. *δραχμή* ex Philoch. tradit, drachmam spectandi causa impensam fuisse, hoc ad ditiores videtur pertinuisse. Wäre es nicht besser gewesen, einfach Boeckh, Becker, C. F. Hermann und Schoemann zu citiren, als solche Dinge vorzubringen, an welche jene Männer gar nicht gedacht haben? Kurz vorher nennt Demosthenes seinen Vorschlag, in Betreff der Theatergelder Nomotheten zu ernennen, im Voraus selbst parador; denn diese sollten die Gesetze darüber nur einfach aufheben, ohne, was sonst immer erfolgen mußte, neue Verordnungen an die Stelle zu setzen. Darin lag das Paradoxe seiner Motion. Das hat R. ganz und gar nicht begriffen, wie seine Note erweist: absurdum videbatur (als ob der Redner etwas Absurdes sagen wollte) legislatores creari, quasi metus esset, ne respublica corrueret aut in paucorum veniret potestatem. Est haec *προδιόρθωσις*. Also ist es ihm unbekannt geblieben, daß diese Nomotheten jedes Jahr bestellt wurden; freylich fährt er fort: „*νομοθέτας*. horum, quos Solon instituerat, erat, ut et leges novas rogarent et viderent, ne qua lex contraria alteri exstaret. Numerus eorum mille et unus — sed novum et extraordinarium Nomothetarum genus orator fieri vult, qui abrogent leges theatrales. Niemand wird verlangen, daß wir die Mißgriffe und Verwechslungen der Nomotheten mit den Thesmotheten sowohl als den Urhebern neuer Gesetze näher erörtern; daß der Anfänger dadurch nur eine confuse Vorstellung von diesem wichtigen Institut erhält, ist ja klar. Wie wenig R. die Autoritäten zu prüfen vermag, zeigt unter andern Phil. I, 36, wo er die lächerlich-fehlerhafte Notiz des Ulpian über die Trierarchie (in Mid. 681, G) erst vollständig copirt, und dann hinzufügt „Subtilissime de hac re disputat Wolf

Prol. in Lept. p. 6. seqq. Boeckh (Staatsh.) II, p. 92, sq. Idem Seewesen d. Ath. p. 166 u. ſ. w. In gleicher Weiſe ſind die meiſten antiquariſchen Artikel behandelt. Bey der geringen Achtſamkeit auf Sinn und Zuſammenhang des Ganzen kann es ſich nicht fehlen, daß auch im Einzelnen oft die Meinung des Redners falſch gedeutet wird. So zu Anfang von Ol. I, lautet die Ueberſetzung der Worte *εἰ φανερὸν γένοιτο περὶ*: si apertum esset, ea, de quibus nunc deliberatis, e republica fore. Daran zweifelte aber Niemand; die Frage war nicht nach dem Ob, ſondern dem Wie, d. h. nach dem Maaß der Unterſtützung, die Athen den Olynthiern angedeihen laßen ſollte. In demſelben §. lieſt man zu *τῆς ὑμετέρας τύχης ὑπολαμβάνω*: „alludit. ad eorum *δυσβουλίαν*, monente Budaeo.“ Mit einer ſolchen Alluſion würde ſich Demoſthenes ſehr ſchlecht empfohlen haben. In Ol. II, 11. *ἢ τοὺς μὲν διδάξει ταῦτα, τοὺς δὲ παροξυνεῖ*, ſoll *ταῦτα* auf das *βοηθεῖν τοῖς Ὀλυνθίοις* bezogen werden, ut haec sit oratoris mens: alteros Thessalorum, qui vobis dissidunt, docebitis de apparatu bellico et auxilio proxime mittendo, alteros, qui Philippum metuunt, inflammabitis, ut suis freti viribus rem strenue gerant. Warum wird aber nur der eine Theil von den Rüſtungen der Athener benachrichtigt, da denen, welche vor Philipp ſich fürchten, eine ſolche Kunde noch angenehmer ſeyn mußte? Alſo haben die Erklärer recht, welche *ταῦτα* von der trügeriſchen Politik Philipps verſtehen. Alle Theſſalier ſollen Feinde des Philipp werden, ſowohl die, welche ſeinen Charakter noch nicht durchſchaut haben und eine Belehrung bedürfen, als die, welche ihm ſchon mißtrauen, aber nicht den Muth beſitzen, ihn anzugreifen. So betrachtete die Stelle ſchon Ulpian, aber „haec ratio et contortior est et naturae loci repugnat.“ Was Demoſthenes §. 23 äußert, es ſey weit leichter, das was man hat zu erhalten als es zu erwerben, ſcheint im Widerſpruch zu ſtehen mit der Behauptung Ol. I, 23 „es ſchiene gemeiniglich ſchwerer, ein Gut zu bewahren als es in Beſitz zu bekommen.“ Wenig wird dem Schüler mit der hier verſuchten Löſung des Problems gedient ſeyn: ne Dem. I, 23. cum hac sententia dissentire videatur; alter locus est *τῶν ἀνοήτων*. Die Verbindung, in der beyde Sätze ſtehen, mußte vielmehr klar auseinandergeſetzt und gezeigt werden, daß der Redner hier von leichtſinnigem Aufgeben des rechtmäſſigen Beſitzes, dort von dem ungerechtem Gute ſpricht, was nicht gedeihen könne. Mißlungen iſt die Interpretation von Ol. II. 29 *οἱ βοησόμενοι οἱ τριακόσιοι*: „totus Atheniensium coetus Nausinico archonte Ol. 100. 3 in XX symmorias dividebatur, quarum singulae sexagenis capitibus constabant. Hi mille ducenti in duas partes dividebantur et rursus hae in binas, ut essent quatuor (fürwahr ein complicirtes Rechnungsexempel!) unaquaeque trecentorum, qui re familiari antecellerent, et quibus onus conferendae in bellum aliosque publicos usus pecuniae demandatum erat. Hae ipsae summa potestate ornatae habebant suos duces (*ἡγεμόνας*). Man ſieht, R. hat ſich verleiten laſſen, aus dieſer Stelle auf 600 reiche und die Vorſchüſſe leiſtenden Bürger zu ſchließen, da doch Demoſthenes anderswo z. B. adv. Phaenipp. 1046 nur 300 kennt; und dann dieſen zwey eingebildeten Claſſen zwey Führer zu geben, von welchen kein Menſch etwas weiß. Der Redner meint, *οἱ βοησόμενοι* ſollen durch ihren Zuruf den Ausſchlag geben, indem ſich die übrige Maſſe der einen oder andern Parthey blindlings *anſchließt*; in der Note wird aber dieß Verhältniß umgekehrt: *βοησόμενοι* refer ad clamorem concionalem, qua vel huic (*τούτους*) vel illi (*ἐκείνους*) parti adhaeret. In Ol. III, 34 hatte Weiske de hyperbole III. p. 34 bereits die richtige Auffaſſung angegeben, wenn er das *αἰσχρόν τι ποιεῖν* von Kriegsdienſt in fremdem Sold verſtand; wozu hätte ſonſt Dem. nöthig gehabt *οἴχοι μένων* vorauszuſchicken? Indeß macht das unſerem Exegeten keinen Scrupel, er paraphraſirt: domi manens in meliore eris statu, non enim est, quod ab aliis largitiones accipias, itaque his, qui dent, pareas. Verhalf dazu das zu Haus bleiben? Dem entging man ja grade durch Entfernung aus dem Vaterland. Die Richtigkeit der Weiskeſchen Erklärung erhellt auch aus der vorhergehenden Frage *οὐκοῦν σὺ μισθοφορὰν λέγεις*, welche Dem. ſeinen trägen Mitbürgern in den Mund legt, um ihnen dann den vergeſſenen Unterſchied zwiſchen Kriegsdienſt fürs Vaterland und Söldnerey

unter fremdem Oberbefehl deſto ſtärker vorzuhalten. In Ph. I, 30 (ἃ ἄν. ὑμῖν ἀρέσκῃ, χειροτονήσετε, ἵνα μὴ μόνον ἐν τοῖς ψηφίσμασι — πολεμῆτε Φιλίππῳ, ἀλλὰ καὶ τοῖς ἔργοις) kann man nur den Sinn finden: ihr werdet, was euern Beyfall hat, ſo beſchließen, daß ihr es auch ausführt. Wegen des ἵνα vergleiche Lys. VII, 12. Was R. den Redner ſagen läßt: quaecunque vobis placuerint, eligetis: quod si feceritis, fiet, ut non solum etc iſt im erſten Theil eine Plattitüde, im zweyten ein Widerſpruch gegen die bisherige Erfahrung; da bey den Athenern gewöhnlich auf treffliche Entſchlüſſe eine ſchwache Ausführung folgte. ib. §. 40 wird οὐδενὸς δ' ἀπολείπεσθε irrig durch nullo subsidio destituimini wiedergegeben, wodurch eine matte Wiederholung der Protaſis πλείστην δύναμιν ἔχοντες entſteht: ihr habt eine ſehr große Macht; verwendet ſie aber nie zum Nöthigen, doch fehlt ſie euch nicht. Demoſthenes meint: ihr habt eine große Macht, die ihr zur euerem Vortheil nie anwendet, ohne doch unthätig zu ſeyn; ihr bekriegt aber den Philipp in einer Weiſe, wie ſich Barbaren gegen einen geübten Fauſtkämpfer benehmen. Warum §. 50 οὐ γὰρ ἅττα ποτ' ἔσται δεῖ σκοπεῖν, ἀλλ' ὅτι ταῦτ' ἐὰν μὴ προσέχητε τὸν νοῦν bedeuten ſoll: non ea, quae Philippus pro nobis se facturum esse promiserat, sunt spectanda, sed in rebus strenue gerendis versandum est, iſt nicht abzuſehen, der einfache Sinn: „wir müßen nicht fragen, wie es gehen wird, ſondern überzeugt ſeyn, daß es ſchlecht gehen wird, wenn wir uns nicht zuſammennehmen," liegt ja klar genug vor. Bey der Erklärung von οὐσία ταυτὰ (de pace §. 8) „haec terrenis possessionibus constabant" wird man zunächſt an irdene Gefäße, Terracotten u. dgl. denken. Wollte R. zu §. 9 daſelbſt die Note Auger's benützen „haec duo ex his, quae ego dixi prius, recte et juste, qualia erant a me enunciata, testantur in gratiam orationum tunc habitarum" ſo wäre es doch zweckmäßig geweſen, die unrichtigen Ausdrücke dixi prius (ſtatt praedixi) und testantur in gratiam orationum (ſtatt confirmant orationes) vorher zu corrigiren. In §. 11 iſt unter ἀλαζόνεια der Stolz der Wahrſager zu verſtehen, welche häufig als Windbeutel betrachtet wurden; Hieronymus Wolfs Verſion arroganter praedicabo, die mehrere Interpreten und auch R. adoptiren, iſt nicht zu billigen, weil ſie jene Beziehung fallen läßt. Mit ὀρθὸν §. 12 iſt in ähnlicher Weiſe das Bild der Waage, auf welches Dem. im nächſten Satz in deutlichern Ausdrücken zurückkömmt, anticipirt; alſo etwas zu arg die Explikation: commodum publicum, quod ex ipso rerum statu proficiscetur, perspectum habeo.

(Schluß folgt.)

I. Eilfter Bericht über das Beſtehen und Wirken des hiſtoriſchen Vereins zu Bamberg.

II. Archiv für Geſchichte und Alterthumskunde von Oberfranken.

(Fortſetzung.)

Hr. H. wendet ſich hierauf zu den Anſtalten des durch die letzte Verwüſtung nöthig gewordenen Brückenbaues, die bereits, laut Ausweis der Rechnungen, 1450 getroffen wurden. Zwey Männer vornehmlich haben ſich beym Bau dieſer ſteinernen Brücke hervorgethan, erſtlich der vom Hrn. H. ſogenannte Oberbaumeiſter des Raths, Konrad Scheßlitzer, und 2. der Steinmetzmeiſter Hans Vorchheimer, auf welch' Letzteren Hr. H. zuerſt und zwar ſchon 1827, S. 22 ſeiner Beſchreibung der biſchöflichen Grabdenkmäler in der Domkirche zu Bamberg aufmerkſam gemacht hat. Am Schluſſe dieſer Abhandlung theilt uns Hr. H. 2 Urkunden über dieſen intereſſanten Mann mit, die eine vom J. 1452, worin Meiſter Hanns (von Vorchheim) „Aufnehmen zu einen der Statt Baw-meiſter" enthalten iſt. Er ſoll, heißt es in der angezogenen Urkunde, „überſeher vnd einrichter ſein aller vnd iglicher gemeiner pewe in Bamberg vom Holzwergk vnd Steinwergk" u. ſ. w. Er erhielt zu einer jeden Goldfaſten 35 Pfund gewöhnlicher Bamberger Werung als Gehalt; im Ganzen alſo 140 Pfund jährlich, nicht 35 Pfund alljährlich, wie Hr. H. ſagt; ſondern nach dem klaren Laut der Urkunde: „auf vnd zu einer yeden goltuaſten beſunders XXXV Pfund gewöhnlicher Werung ꝛc." Der Anfang mit dieſer ſeiner Beſoldung wurde gemacht auf Quatember vor Michaelis; denn es heißt: „vnd auf die goltuaſten Crucis vor Michaelis ſchirft (nicht ſchrift) kommende zunechſt ſeinde mit ſeinem ſolde Nemlichen XXXV pfund des erſten anheben zu nemen vnd Im von der Stat zu geben." An den folgenden Quatem-

bern bekam er jedesmal seine 35 Pfund. — Dazu erhielt er für sich und seine Frau im Stat Hofe (Burgershof) freye Wohnung und Holz und war frey von Abgaben und Leistungen u. s. w. So zufrieden war die städtische Behörde mit Vorchheimers Leistungen beym Bau der Brücke sowohl, als mit seinem Amte als Aufseher und Rathgeber über und bey den Baulichkeiten, daß er und seine Frau im J. 1461 auf ihr Lebtage gefreyt wurden, mit dem Vorbehalte, daß Er Rath und Unterweißung nach seinem Vermögen und Gewissen zu geben verbunden seyn soll (Urkunde No. II, S. 87).

Nachdem der erste Stein zum Brückenpfeiler 1453 gelegt worden war, wurde die Brücke selbst schon im 3. Jahre, also 1455 vollendet. Die letzte Arbeit an der Brücke beendigte 1456 der Maurermeister Fritz Windisch mit seinen Gesellen: Er schloß das Geseß (die Brüstungsmauern) und richtete die steinerne Tafel mit der Schlußermahnung auf:

„Dis sollt Ihr zum Exempel han,
Und greifet auch dergleichen an."

Zwar nicht mehr diese Originalinschrift, wohl aber eine Copie derselben vom J. 1715 gewahrt der von Osten über die Brücke schreitende zu seiner Rechten, ehe er an das Rathhaus gelangt. 302 Jahre lang widerstand diese Brücke dem Ungestüm der Wellen der Rednitz und den alljährlich wiederkehrenden Eisgängen; und nach den Reparaturen, welche an dem Grundbau des äußeren d. i. östlichen Bogens derselben durch das Cassiren der Fischmühle und die Regelung des Ludwigkanales in neueren Zeiten nöthig geworden sind, läßt sich wohl behaupten, daß sie auch fernerhin dem Andrange der Wogen und des Eises trotzen werde, ein solides Denkmal einträchtigen und kräftigen Zusammenwirkens unsrer Vorältern! —

Es werden hierauf vom Hrn. H. die auf der Brücke befindlichen Statuen der Heiligen und Crucifixe besprochen. Hier erfahren wir viel Neues. Das Holz mußte gleichfalls dem Steine weichen. Das noch heutzutage auf der Oberbrücke prangende steinerne Kreuz wurde nicht von Rosenzweig, der, wie Hr. H. nachweißt, gar kein Bildhauer gewesen ist, sondern von Leonhard Goldwitzer 1715 gefertigt. Folgen nun Beschreibungen der Figuren und Angaben der daben befindlichen verschiedenen Inschriften u. s. w. Nochmals wird das Attentat auf den Fürstbischof Anton von Rotenhan in seiner Nichtigkeit dargestellt. Sodann kommt Hr. H. zum Rathhause selbst, welches schon vor dem Bau der Brücke größtentheils fertig gewesen ist. Gänzlich vollendet wurde es 1467 laut Inschrift am nördlichen Theil des Rathhauses. Nach Schilderung des Aeußeren dieses Hauses zu Ende des 15., im 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts beschreibt er dessen Inneres mit seinen Merkwürdigkeiten, unter denen uns eine in Marmor hoch geäßte Schrift bemerkenswerth scheint, und zu welcher Hr. H. äußert: „diese Aeßungen in Stein, schon im 16. Jahrhundert angewendet, gaben die Veranlassung zur Erfindung der Lithographie." Der Fertiger derselben war der Landshuter Schönschreiber Sixtus Löblein, der sie im J. 1563, wahrscheinlich als eine neue Erfindung dem Bamberger Rath verehrte, von welchem er 3 Reichsthaler laut Rechnung erhielt, in der dieser Posten also aufgeführt ist: „Ein Werk mit geeßter Schrift auf Marmel." Sie ist über der Thüre des Rathhaussaales zu sehen. Hr. H. theilt die 6 lateinischen Distichen der Tafel mit. Das Rathhaus hat seine jetzige Form aus dem 18. Jahrhundert innerhalb der Jahre 1744—1756 erhalten. Die Frescogemälde an der Fläche der beyden äußeren Seitenwände sind vom Maler Johann Anwander aus Lauingen, für welche derselbe 1000 fl. erhielt. Nochmals danken wir Hrn. H. für seine Mittheilung, die für uns, wie gewiß für viele seiner Mitbürger, soviel des Neuen enthält! —

II. Archiv für Geschichte ꝛc.

Dieses I. Heft des IV. Bandes enthält eine einzige Abhandlung, betitelt:

Das Fürstenthum Bayreuth im dreißigjährigen Kriege. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen dargestellt vom Hrn. Dr. Johann Wilhelm Holle ꝛc. Mit (27) urkundlichen Beylagen. Erster Abschnitt (1618—1632).

Der Ausschuß des hist. Vereines zu Bayreuth faßte die Absicht, die ältere Geschichte der Stadt Bayreuth zu vervollständigen und eine Geschichte des Fürstenthums Bayreuth im 30 jährigen Kriege herzustellen. Er schickte, nach erfolgter Genehmigung der betreffenden Behörden, das Ausschuß-Mitglied Hrn. Holle an das Filialarchiv zu Bamberg zur Einsicht und Benutzung derjenigen Archivalien, welche auf die ältere Stadtgeschichte von Bayreuth und den 30 jährigen Krieg im Fürstenthume Bezug haben. Daselbst erhielt er sowohl von Seite des Reichsarchivsvorstandes, als auch des dortigen Archivars, des Hrn. Dr. Const. Höfler alle nur mögliche Unterstützung.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. November.

Nro. 226. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Die Composition der Polygnotischen Gemälde in der Lesche zu Delphi. Eine in der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin gelesene Abhandlung von F. G. Welcker, auswärtigem Mitglied der Akademie. Berlin 1848. 4. Mit zwey Stahlstichen.

Unter den Beschreibungen antiker Kunstwerke, welche Pausanias gegeben hat, mag wohl die von den Gemälden in der Lesche der Knidier zu Delphi die wichtigste seyn; der Bedeutung des Gegenstandes entspricht die durch 7 Kapitel fortgesetzte im Vergleich mit andern ungewöhnlich ausgeführte Schilderung; sie hat daher auch seit dem Bestehen der Archäologie die Aufmerksamkeit der Gelehrten dieses Faches besonders in Anspruch genommen. Die rechte Benutzung derselben war freylich durch zwey Fähigkeiten bedingt, welche sich sehr selten in einer Person zusammenfinden. Sinn für Werke der alten Kunst würde vielleicht zum Verständniß jener Bilder ausreichen, wären sie uns gleich vielen Vasengemälden aus derselben Zeit noch erhalten; aber um dem Pausanias folgen zu können, ist nicht bloß eine allgemeine Kenntniß des Griechischen, sondern ein ganz specielles Eingehen in seine eigenthümliche Sprachweise, ja selbst in seine Fehler und Mängel erforderlich. Deßhalb würde nicht einmal Göthes Vorschlag in Bezug auf die Lesche zu einem befriedigenden Resultat führen; der nämlich, daß ein Kunstfreund sich zwischen den Gelehrten und Künstler in die Mitte stellen und aus den Schätzen des ersten für die Bedürfnisse des andern auswählen solle; denn jenen Eigenschaften ist nicht mit Vermittlung gedient, sie müssen durchaus sich durchdringen und gegenseitig auf einander einwirken können. Hiemit ist die Erklärung ausgesprochen, warum wir erst jetzt zu einer sichern und deutlichen Anschauung der Polygnotischen Schöpfung gelangt sind: bald entschied der Kunstkenner mit zu großer Willkühr und entfernte sich dadurch von der Idee und dem Verfahren des alten Meisters; bald hielt der Philolog zu streng am Buchstaben des Berichterstatters fest und schnitt sich so selbst den Weg ab, der zur wahren Auffassung jener Werke leitet.

Nachdem wir durch die vorliegende Schrift ein so erfreuliches Ziel erreicht haben, dürfte es nicht uninteressant seyn, auf die frühern Versuche zurückzugehen; das Verdienst der neuesten Restauration werden wir auf diese Weise um so besser verstehen lernen, indem uns die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens durch die Mißgriffe der Vorgänger klar werden.

Man kann nicht behaupten, daß die frühern Erklärer dieser Beschreibungen immer in dem Verhältniß der Zeitfolge auch einen Fortschritt des Verständnisses zeigen. So nahm Böttiger eine Zweytheilung des ersten Bildes an, und hielt die Rache des Neoptolemus (Paus. X, 26, 4) für den eigentlichen Gegenstand der zweyten Hälfte, dem alles Uebrige nur zur Einfassung diene. Durchaus gegen den Bericht des Periegeten ließ er den Odysseus (X, 26, 3) mit Akamas und Polypoetes ein Ge-

spräch führen, während die Atriden dem jüngern Ajax den Eid abnehmen, den Neoptolemos aber rückte er ganz in die Nähe des hölzernen Pferdes, indem er die Worte παρὰ τῷ Νέστορι strich (X, 26, 4). Das nennt mit Recht Siebelis (adnot. ad Paus. IV, pag. 248) eine mala consuetudo, quidquid non placuerit aut opinioni informatae repugnet, recidendi, verfällt aber auf der nächsten Seite in denselben Fehler, wo er Ἀχιλλεὺς glaubt tilgen zu müssen, uneingedenk der Homerischen Worte Il. ζ. 403. Anders, aber nicht besser verfuhr der Recensent von der ersten Ausgabe der Riepenhausischen Umrisse in der allgem. Jen. Litteraturzeitung 1805, July p. 3 (E. Meyer?), welcher auch eine eigene Zeichnung nach eigenem Plan hinzugefügt hat: da ragt das hölzerne Pferd gerade über dem von Nestor geführten empor, was einen sehr übeln Contrast hervorbringt, und doch meint der Kunstrichter: „Epeus, der die Mauer niederreißt, ist als Symbol höchst bedeutend; deßwegen sowohl, als weil ihn Pausanias gleich vor dem Polypoites und Akamas nennt, mußte er neben sie und in die unterste Reihe gesetzt werden, denn so entfernt, verkleinert, zu oberst in das Bild verwiesen und an der unendlichen Stadtmauer sich abmüdend, wie man ihn auf der Riepenhausischen Tafel erblickt, steht er dem Sinn der Sache zuwider, nicht weniger auch dem guten Geschmack."

(Fortsetzung folgt.)

Demosthenis Olynthiacae tres, Philippica prima et de pace.

(Schluß.)

Auf die rhetorische Erklärung hat R. ebenfalls wenig Sorgfalt gewendet und namentlich von den Technographen nicht den rechten Gebrauch gemacht. Nach dem Urtheil, das er p. 264 ausspricht, darf man das auch nicht von ihm erwarten „taedet sane argutas et exiles rhetorum graecorum observationes exceptis aliquot locis Hermogenis et Aristidis legisse, ut admirer diligentiam Walzii. Multo elegantius nostrates, quos statim nominabo, hac in re versati sunt, oratoris virtutes exponentes et exemplis probantes." Rec. ist dagegen überzeugt, daß an die Stelle vieler grammatischer und lexikalischer Bemerkungen bey weitem zweckmäßiger die Analysen jener Kunstlehrer getreten wären und die Leser von Demosthenes, welchen man nicht die Form von κομιεῖσθαι (pag. 169) und den Unterschied zwischen οὔπω und οὐκέτι (pag. 232) erst noch exponiren muß, eine solche Zugabe mit Dank aufnehmen würden. Selten wird man bey Hermogenes, Apsines, Aristides u. A. über kleinliche Spitzfindigkeit zu klagen haben, ihre Bemerkungen zeugen vielmehr von gesundem Urtheil, von klarem Ueberblick der Reden, und feinem Gefühl für den oratorischen Ausdruck in seinen durch den Gegenstand gegebenen Abstufungen. Freylich darf man nicht einen Doxopater mit Hermogenes zusammenwerfen und die Autorität beyder auf eine Linie stellen, wie p. 138. geschieht. Wahrscheinlich hat sich der Herr Herausgeber von einem eindringlichen Studium der Rhetores Graeci, die erst durch Walz etwas zugänglicher geworden sind, durch die große Ausdehnung des vorliegenden Stoffes abschrecken laßen, und findet es daher bequem, mit einem Machtspruch sich darüber hinauszusetzen. Darum wird er vielleicht glauben, in diesem Stück eher zu viel als zu wenig geleistet zu haben, indem immer noch eine ziemliche Anzahl von Stellen der Rhetoren citirt oder ausgeschrieben sind. Doch darf man sich nicht vorstellen, daß dieß eine selbst angelegte Sammlung sey; R. benutzt nur die Vorarbeiten von Reiske und Schäfer, und verfährt hiebey theils ohne die nöthige Prüfung, theils so nachläßig, daß die Citationen unnütz werden. Ein Mißgriff ist es z. B. wenn er zu Ol. I, 27 bemerkt: Minucianus apud Walz IX. p. 611 figuram hanc appellat enthymema a figmento, denn ein Enthymema, als Gattung der Beweise (πίστεις), kann kein Schema seyn; aber der Fehler rührt schon von Reiske her, welchen der Herausgeber nur copirt hat. Was unter dem Schema der ἔμφασις zu verstehen sey, wird man aus den §. 12 zur Hälfte nur mitgetheilten Worten des Tiberius (VIII 543) ἐμφαίνει γὰρ ὅτι κωλύειν αὐτὸν οὐδενὸς βουλομένου τῆς Ἀττικῆς ἐπιβῆναι δυνήσεται kaum errathen können, da die Definition weggeblieben ist: ἔμφασίς ἐστιν, ὅταν

μὴ αὐτὸ τις λέγῃ τὸ πρᾶγμα, ἀλλὰ δι' ἑτέρων ἐμφαίνῃ. ib. §. 14 εἰ δ' ὁ μὲν — ὑμεῖς δὲ κτέ. ist der Zweck der Bemerkung: rhetores laudant pulchram personarum distributionem schwer zu entdecken, sie mußte entweder unterdrückt, oder die ganze Theorie der περιβολή, wie sie Aristides IX, 361—376 im 3. Capitel der τέχναι ῥητορικαὶ vorträgt, entwickelt werden, was hier zum Verständniß der oratorischen Behandlung nicht gerade nöthig war. Unklar ist die Note zu Ol. I, 8 εἰ γὰρ ὅθ' ἥκομεν Εὐβοεῦσι κτέ. Reiskius rhetorum adfert sententias, qui hunc locum proponunt in argumentationis exemplo, quo demonstratur res praesens a simili olim gesta; man wird ihren Sinn nicht leicht errathen, daß nämlich das Paradigma hier in der Form des Enthymema erscheint, wie es Apsines (IX, 526) in wenigen Worten ausdrückt: παράδειγμα ἐνθυμηματικῶς εἰσάγεται. In §. 2 durfte der Uebergang von der zweyten zur ersten Person und die mildernde Fassung des Gedankens mit Hermogenes π. μ. δ. III, 410 sq. belegt werden (vgl. auch Greg. Cor. VII, 1182) wo die Feinheit des Textes ἡμεῖς δ' οὐκ οἶδ' ὅντινά μοι δοκοῦμεν ἔχειν τρόπον πρὸς αὐτὰ bey weitem besser entwickelt ist als in der Note: transit a secunda persona (φροντίζετε) ad primam, se ipsum suis hominibus immiscens, quod Grammatici ἑποπλοκήν s. involutionem vocant (welche Grammatiker?). Quod vero addit οὐκ οἶδα, evitandi periculi(?) causa reticet, quae dicturus erat: hyposiopesis. Zu andern Stellen ist kein Rhetor angeführt, wo es am Platz gewesen wäre, wie z. B. §. 12, wo Hermogenes (III, 299) auf die πυκναὶ καὶ δι' ἐλαχίστου ἐξαλλαγαὶ in der Aufzählung τὸ πρῶτον Ἀμφίπολιν κτέ aufmerksam macht. §. 21, 22 wo die Methode des Redners IV, 750 sqq. von Sopater und Marcellinus erläutert und zweckmässig verglichen wird mit Thucyd. I, 141, §. 4, 5, wo Apsines trefflich erkannt hat (IX 505), daß Demosthenes den Olynthiern nicht recht traut, aber es vermeidet, seinen Argwohn auszusprechen. Etwas Anderes meint H. Wolf, weßwegen R. nicht sagen durfte: Reiskius confert Apsinis sententiam, quae convenit cum Wolfio supra laudato. Ganz unbekannt ist ihm Anaximenes geblieben, dessen Theorie doch (p. 16. ed. Spengel) fast wörtlich mit den Worten des Redners übereinstimmt in Ol. I, 8; sagt dieser hier οὐ δεῖ δὴ τοιοῦτον — παραπεπτωκότα καιρὸν ἀφεῖναι, so heißt es dort: προφάσεις μὲν οὖν εἰσι τοῦ πόλεμον ἐνεγκεῖν πρός τινας αὖται δεῖ πρότερον ἀδικηθέντας νῦν καιρῶν παραπεπτωκότων ἀμύνασθαι τοὺς ἀδικήσαντας ἢ νῦν ἀδικουμένους ὑπὲρ ἑαυτῶν πολεμεῖν ἢ ὑπὲρ συγγενῶν ἢ ὑπὲρ εὐεργετῶν ἢ συμμάχοις ἀδικουμένοις βοηθεῖν κτέ. Der ganze erste Theil von Ol. I ist eben eine Aufforderung zur gehörigen Benützung des καιρός, welcher von den Athenern oft versäumt, von Philipp dagegen nie außer Acht gelassen worden sey, und, wie er sich jetzt darbiete, wohl als eine Gabe der Götter betrachtet werden dürfe, mit deren Hülfe Athen Alles wieder gewinnen, durch deren Vernachläßigung es aber auch Alles verlieren könne. Darum sollte auch herausgehoben werden, wie die Rede immer wieder auf den καιρός zurückkömmt, nach §. 2 in §§. 8, 10, 11, 20, 24.

Wie im Einzelnen zu wenig gegeben ist für die Erläuterung des Technischen, so wird man auch eine richtige Darstellung der Grundideen, welche in diesen Reden durchgeführt werden und des Gedankengangs vermissen. Die Argumenta sind eher geeignet, den jungen Leser zu verwirren als zu orientiren. Als Beyspiel mag Ol. II dienen. Demosthenes beginnt hier nicht mit dem singulare beneficium divinum, quo occasio cum Philippo confligendi sit data, sondern mit dem Satz, daß die Athener an den Olynthiern sichere Bundesgenossen gewonnen haben, die sie sich gehörig zu Nutz machen sollen. Hierauf entwickelt er die propositio: seine Aufgabe sey keineswegs, zu zeigen, wie Philipp besonders durch die Fahrläßigkeit der Athener muthig geworden sey, oder seine Treulosigkeit zu beweisen, sondern er wolle seine schwachen Seiten aufdecken, und daraus seiner Herrschaft ein baldiges Ende prophezeyen. Ist dieß der Hauptgedanke, dann geht das argumentum fehl, wornach Dem. exponit non de Philippi opibus, quas sua opera sibi paraverit, sed de perfidia, qua in iis nugendis sit versatus. Im Beleg dazu §. 6—8 Athenienses, Olynthios, Thessalos allosque esse deceptos, ita ut, a quibus sint auctae

illius vires, ab iisdem debeant infringi ist auch ein Mißverständniß untergelaufen: διὰ τούτων geht nicht auf die betrogenen Staaten, sondern auf Philipps trügerische Politik, so setzt sich der Satz in Verbindung mit §. 5 ὅτι πάντα — ηὐξήθη. Die eigentliche συμβουλή ist in §§. 11, 12 zusammengedrängt: Man solle die Olynthier kräftig unterstützen, und die Thessaler gegen Philipp bearbeiten; sie würden sich bereitwillig zeigen, wenn Athen Ernst mache; dann werde sich herausstellen, wie wenig Philipp auf seine Bundesgenossen und selbst auf seine Unterthanen zählen könne. Diese Gedanken sind theils ganz übergangen, theils in Schatten gestellt, wenn es heißt: interposita adhortatione, ut Athenienses Olynthiis opem ferant ac strenue suis rebus praesint, pergit exponere etc. Philipps Macht, heißt es dann, ist nur in Verbindung mit andern von Gewicht, an und für sich nicht bedeutend, seine Unterthanen sind des Kriegens müde und möchten lieber in Ruhe ihre Geschäfte betreiben, woran er sie hindert; die fremden Soldaten in seiner Umgebung sind verworfene Creaturen, denn anständige Leute mögen das wüste Treiben des Hofes nicht mitmachen; diese sittliche Corruption wird bey einer schlimmen Wendung seines Geschicks ans Licht treten und dann die Haltlosigkeit seiner Herrschaft sich offenbaren. Wie vag, und verworren ist auch dieser Theil wiedergegeben, wenn R. referirt: pergit exponere, Philippum neque sociis uti fidis neque opibus sat validis (das gehört aber noch in die eigentliche συμβουλή und ist ihr Schlußsatz) — (§. 11—13), easque, nisi augeantur aliorum auxiliis, imbecilles esse (§. 14, 15). Studia enim ipsius et Macedonum diversissima esse (§. 16, 17), quippe qui ob illius immoderatam honoris cupidinem commercio prohibeantur; eos autem qui Philippi utantur consuetudine, vel rerum bellicarum peritos vel probitate ornatos amoveri, ceteros esse homines libidinosos, his regis opes niti fundamentis, ut facile corruant. Die zwey ganz verschiedenen Sätze: „Philipp ist nur darum glücklicher als die Athener, welche sich doch des göttlichen Wohlwollens erfreuen, weil er überall thätig ist, während sie unthätig bleiben," und „ihr habt früher Andern geholfen, warum wollt ihr euch jetzt nicht selbst helfen," sind zusammengeworfen in dem einen: II cavet, ne deorum favore, quo gaudeant, abusi inferiores fiant Philippo (§. 22, 23) quum ipsi olim aliis praesidio fuerint — nicht minder confus und schief aufgefaßt ist die Inhaltsangabe von §. 24—26 nec cunctando vel accusando tempus terant, nec sperent fore, ut quemadmodum res ipsorum delapsae sint, ita facile crescant, und dann zum obigen cavet ganz verkehrt das III. rogat, ut pecuniam conferant etc. als Gegensatz herausgehoben, da doch das eine in dem andern enthalten ist. Weiterhin wird die ungeschickte Kriegführung und die mißliche Stellung der Feldherrn, welche das wesentliche Objekt der letzten §§. sind, ganz übergangen, daher, was Demosthenes gesagt hat, kaum zu erkennen ist in der Relation des Inhaltes: nec quemquam in judicium vocent, nisi suis satisfecerint officiis; hinc enim fieri, ut res privatorum bene, res publicae male cedant; denique ut ne privatis civitatem committant gubernandam, sed suum jus sibi vindicent.

Zu ähnlichen Ausstellungen geben auch die übrigen Argumenta Anlaß. Wie wenig die Latinität als Muster eines guten Styls dienen kann, ist aus den mitgetheilten Proben schon ersichtlich. Zum Schulgebrauch ist die Ausgabe demnach nicht zu empfehlen, der gelehrte Leser aber wird hie und da ein gutes Korn darin finden, weßhalb wir sie nicht durchaus verwerfen wollen.

L. Kayser.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. November.

Nro. 227. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Die Compoſition der Polygnotiſchen Gemälde in der Lesche zu Delphi.

(Fortſetzung).

Merkwürdigerweiſe hat nun ſchon Caylus (1757) einige der von Böttiger begangenen Mißgriffe vermieden; insbeſondere war ihm klar, daß zu gleicher Zeit die Abreiſe der Griechen vorbereitet und die Zerſtörung der Stadt vollbracht werde, (Hist. de l'Académie des Inscriptions Tom. XXVII, 43.) beyde angeblichen Theile des Gemäldes demnach in einander übergingen; ebenſo ließ er die Eidesſcene in ihrem Zuſammenhang beſtehen. Freylich kommt derſelbe Irrthum, in welchen Facius und Böttiger in Betreff des δούρειος ἵππος verfielen, auch hier vor, da Alle durch die lateiniſche Ueberſetzung ex adverso illi equo, prope Nestorem, Neoptolemus conspicitur, irre gemacht wurden, wenn aber jene παρὰ τῷ Νέστορι tilgten, ſo wußte ſich Caylus auf eine intereſſantere Weiſe zu helfen, er erklärt: „un autre faut (als der durch den Graveur verſchuldete) est celle du texte de Pausanias, apparement altéré par les copistes; on voit ici Nestor auprès de Néoptolème, ce heros est déja sur le premier plan, à côté des captives. Il seroit injuste de mettre cette erreur sur le compte de Polygnote et même de Pausanias. Il faut, que ce nom soit corrumpu et que dans l'un ou l'autre endroit il s'agisse d'un autre guerrier que Nestor.“ Das einfache und ſo nahe liegende Mittel τοῦ vor παρὰ einzuſetzen, hat erſt Siebelis und ungefähr zu derſelben Zeit Jacobs gefunden. Eine kleine Probe von der Hülfloſigkeit der Archäologie, welcher keine Grammatik zur Seite ſteht!

Durch die erſten Verſuche des Riepenhauſen wurde Göthe auf Polygnots Werk aufmerkſam gemacht und zu eigener Reproduction desſelben veranlaßt, welche er aber anſpruchlos in einem Bericht über „Polygnots Gemälde in der Lesche zu Delphi nach der Beſchreibung des Pauſanias reſtaurirt von den Gebrüdern Riepenhauſen“ vortrug *). Er theilt die Idee Böttigers, daß das erſte Gemälde in die Parthien: „Trojas Zerſtörung“ und „Verherrlichung der Helena“ zerfalle. Ajax ſoll gar beſchwören, daß er die Kaſſandra wider den Willen der Gottheit entführen werde, und die Atriden den Frevler abhalten wollen, „doch vermögen ſie ſelbſt die heilige Jungfrau nicht zu ſchützen.“ Zu völliger Befriedigung des Zartgefühls entweicht der gaſtfreye Antenor verſchont mit den Seinigen. Neſtor wird mit der Abfahrt des Menelaus in Verbindung gebracht als „Vorſteher einer mit Vorſicht vorzunehmenden Einſchiffung.“ „Neben den gefangenen Frauen ſieht man auch Männer meiſt ſchwer verwundet und unfähig zu widerſtehen, Meges, Lykomedes und Eurvalos,“ welche ihre Schmerzen tragen müſſen, damit Helena wieder erworben werde. Göthe muß ſie für Trojaner gehalten haben. Wer ſieht nicht, wie der Dichter hier ſich ſeines Vorrechts, den Mythus nach ſeinem Belieben umzuſchaffen, im vollſten Maaß bediente.

*) (Sämmtl. Werke, XXXI, 118 sqq. in der Stuttgarter Ausgabe 1810.)

In Vergleich mit diesen Bearbeitungen ist Wesentliches geleistet von O. Jahn in seinem Aufsatz „über die Gemälde des Polygnotos in der Lesche zu Delphi“ (Kieler philologische Studien 83 — 154.). Seinen Plan konnte er nur durch eine Tafel, auf der die Namen der Personen ihre Stellung zu einander andeuten, veranschaulichen. Namentlich Böttigers irrige Auffassungen hat Jahn an vielen Stellen der *Ἰλίου πέρσις* widerlegt und die richtige Vorstellung nachgewiesen. Er bemerkte gegen ihn, daß zu der Gruppe der Helena noch die mit Demophon sich besprechende Anthra gehöre (X, 25, 7); daß Odysseus im Gericht über Ajax sich nicht von diesem abwenden könne, um mit Akamas und Polypoetes in eine unnütze Unterhaltung sich einzulassen; daß die Todten (X, 27, 1) nicht unter der Badewanne liegen und Hekuba unmöglich dabey seyn könne, was Böttiger aus der gelegentlichen Erwähnung derselben geschlossen hatte; ferner daß Neoptolemus Stelle nicht neben dem equus Trojanus anzunehmen sey. Zuerst machte Jahn auf die Symmetrie aufmerksam (p. 99), welche in den Gegensätzen der äußersten Gruppen, Menelaus Abfahrt und Antenors Abzug, dann in dem einzigen noch stehenden Haus in Troja und den letzten Zelten der Griechen weiter der Mitte zu in den sich entsprechenden Gruppen der Todten und Gefangenen hervortritt. Nur eins fehlt in dieser Reihe, freylich auch das Wichtigste, der Mittelpunkt für die Bilder auf derselben. Nestor mit seinem Roß kann, als minder bedeutend, diesen Mittelpunkt nicht abgeben. Er wird auch nur bescheidentlich als „Gränze zweyer Abtheilungen, des Innern und Aeußern“ bezeichnet. Der Verf. empfand diesen Uebelstand, wenn er p. 104 schrieb: „Ein Blick auf die beygefügte Tafel A — zeigt neben der genauen Symmetrie der einzelnen Scenen, der strengen innerlichen, wie äußerlichen Beziehung derselben zu einander eine für uns höchst befremdliche Composition des Bildes, wenn man es als Ganzes betrachtet. Es zeigt sich nämlich, daß die Mitte des Gemäldes wohl der Scheidepunkt für die beyden sich entsprechenden Hälften, nicht aber der eigentliche Mittelpunkt der ganzen Composition ist;“ und weiter unten: „wahrscheinlich ist dieß als eine Haupturſache anzusehen, weßhalb neuere Erklärer die angebliche Verwirrung des Pausanias zum Vorwand ihrer Willkühr machten.“ Diese zu weit getriebene Anhänglichkeit an Pausanias hat Jahn verleitet, dem Polygnot manche Fehler beyzulegen, hier aber ist eine Mißdeutung der Quelle selbst daran schuld, daß dem Künstler selbst ein so starker Verstoß zugemuthet wird. Jahn durfte nur die Bedeutung von *κατενθύ* gehörig erwägen und die Vorstellung von einem unmittelbaren Nebeneinander, welche jenes Wort nirgends ausdrückt, aufgeben; denn dergleichen zu behaupten, ist kaum weniger Willkühr, als wenn Böttiger um den Epeus neben Neoptolemus anzubringen, *τοῦ ἵππου* (X, 26, 4) vom equus Trojanus versteht und dadurch sich genöthigt sieht *παρὰ τῷ Νέστορι*, wie schon bemerkt, zu streichen. Wird auf diese Weise Neoptolemus an den rechten Platz gebracht gegenüber der Andromache und ihren Mitgefangenen, so ist dagegen die Stelle, welche jetzt die Gruppe des Ajax einnimmt, um so unstatthafter; die Eidesleistung kömmt dadurch unmittelbar hinter das Roß des Epeus, also beyde in eine ungehörige Beziehung zu einander. Nachdem aber so die Schwurscene in die obere Reihe gerückt war, mußten falsche und sonst nicht nachweisliche Responsionen der Gruppe *entstehen*: 1 und 4, 2 und 5 treten unter sich in Bezug statt 1 und 5, 2 und 4; nämlich Helenus und die drey übrigen Gefangenen zu der Ajaxgruppe und die gefangenen Trojanerinnen zu den erschlagenen Trojanern. Letztere entsprechen sich zwar an und für sich, keineswegs aber erstere, da der vereinsamte Wahrsager Helenus, welcher von den verwundeten Griechen sich abwendet, mit der im Gericht der griechischen Helden erscheinenden Kassandra nicht wohl verglichen werden kann, so beredt auch Jahn seine Annahme vorträgt, p. 94, wo er unter Anderem sagt; „gewiß mit weiser Absicht war es von Polygnotos so angeordnet, daß auf dem zweyten Plan seines Gemäldes Kassandros (l. Kassandra) und Helenos die hervorstechenden Personen waren, beyde in tiefen Schmerz versenkt, nachdenkend über das von ihnen schon so lange vorausgesehene Verderben des Vaterlandes und mit trüber Ahnung hinaussehend in die Zukunft, die ihnen die thränenreiche Ernte dieser entsetzlichen Unglücksaat nicht wie den übri-

gen verbarg. So hatte durch dieses Seherpaar der Maler schon an das, was da kommen würde, erinnert, und dem Beschauer den unermeßlichen Hintergrund seines Gemäldes eröffnet.“ Dieser eröffnet vielmehr das Gericht der Griechen, worin der Frevler ungestraft davon kömmt und Kassandra beschimpft wird. Die eben gerügten Uebelstände haben ihre Ursache noch in einem andern Fehler, dem, daß nur zwey Linien angenommen sind, da doch der Text des Pausanias auf eine höher sitzende Gesellschaft von gefangenen Frauen und die parallel liegenden Gerippe erschlagener Männer deutlich hinweist (X, 26, 1; 27, 1), in deren Mitte denn das hölzerne Roß als höchste Spitze des Ganzen hervorragte. Nach Jahns Anordnung sind die Gefangenen und Todten zu sehr gehäuft; nur mit drey Linien erhält man eine gefällige Pyramidalform des ganzen Gemäldes, welches gewiß nicht „durch eine unverhältnißmäßige Höhe“ das Auge beleidigte.

Inconsequent ist übrigens Jahn selbst in seinem Princip, daß die Beschreibung des Periegeten überall befolgt werden müsse. Obwohl er durch diese Abhängigkeit von der Autorität des Pausanias mehremale sich abhalten ließ, den Plan Polygnots unbefangen zu erforschen, erkennt er doch p. 98 an, daß im Text von der Gruppe des Anchialos und Sinon, die den erschlagenen Laomedon forttragen, der Uebergang zu dem Abzug der Antenoriden ohne die nöthige Angabe des Hinabgehens in die untere Linie gemacht werde. Gilt das hier, warum nicht eben so gut p. 93, wo Epeus und Ajax auf derselben Linie stehen sollen? Doch da heißt es: „will man dem Pausanias eine nachläßige verwirrte Beschreibung aufbürden, so muß man annehmen, daß diese Gruppe ebenfalls auf dem obern Plan dargestellt war.“ Bey dem löblichen Streben, den Fehler früherer Exegeten zu vermeiden, welche die Textesworte nach ihrem Belieben umdeuteten und umänderten, verfiel der Vf. in den entgegengesetzten, daß er es unterließ, die schon gefundenen Spuren von Unzuverläßigkeit im Bericht des Erzählers zu verfolgen.

(Fortsetzung folgt).

I. Eilfter Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg.

II. Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken.

(Schluß.)

Herr Holle hatte Gelegenheit, sich vom gegenwärtigen Zustande des vormals Plassenburger Archivs zu überzeugen, welches in den Jahren 1813—1818 dem Bamberger Archive durch Oesterreicher einverleibt, aber weder von diesem Herrn, noch von seinem Nachfolger (v. Hungerhausen) geordnet worden war und sich deßhalb in einem trostlosen Zustand befindet, welchen zu heben die angestrengte Thätigkeit des jetzigen Hrn. Archivars in Anfertigung neuer Repertorien bey der Ueberhäufung der laufenden Geschäfte schwerlich im Stande seyn dürfte. Hr. Holle schlägt, zu unserem nicht geringen Befremden, als wirksamstes Mittel der Abhilfe die „Trennung des Bayreuther Archivs von dem Bamberger und die Zurückgabe des ersteren an die Kreishauptstadt Bayreuth“ vor. — Also, in die mit Aktenstücken ohnehin überfüllte Kreishauptstadt soll das vormalige Plassenburger Archiv zurück! In jenes Chaos von Papier, in welchem sich auch werthvolle Documente der Stadt und des Fürstenthums Bamberg auf eine Weise verloren haben, daß selbst die Möglichkeit ihres Wiederauffindens verschwunden ist! Ich erinnere Beyspielsweise nur an die Bamberger Landtagshandlungen, deren Akten durch den Bamberger Stadtkämmerer Rienecker nach Bayreuth abgeliefert werden mußten, die aber bis zur Stunde, allen angewandten Nachsuchungen zum Trotze nicht wieder gefunden werden konnten. In Bezug auf die Localität, welche das Plassenburger Archiv in Bamberg einnimmt, muß bemerkt werden, daß dieselbe von solcher Beschaffenheit ist, um besagtes Archiv vor jeder Zerstörung, insbesondere vor Feuer zu bewahren, und wo es in Bamberg in dieser Beziehung noch etwa einer Ausstellung bedürfte, da lassen sich bey der Geräumigkeit des Locales die nöthigen vortheilhafteren Umstellungen in das Werk richten. Wir fragen aber, ob dieß in Bayreuth der Fall ist und welche Garantien die dortigen Oertlichkeiten, gegen die von Bamberg gehalten, darbieten können? Dieß unsere Ansicht über des Hrn. H'.s Begehren.

Ein Theil der Ergebnisse seiner Forschungen in Bamberg über den 30jährigen Krieg im Bayreuther Fürstenthum, die Periode des unheilvollen Krieges von 1618—

1632 liegt nun vor uns. 11 Jahre kriegerischer, das Land verarmender Rüstungen und Durchzüge, dann die Kriegsfurie im Lande selbst hat Hr. H. auf den Grund archivalischer Forschungen zu Bamberg und mit Benutzung der Arbeiten seiner Vorgänger diplomatisch genau geschildert. Von den 27 urkundlichen Beylagen sind 21 dem Bamberger Archiv entnommen, dessen anderweitige Documente über diesen Gegenstand Hr. H. so benutzt hat, daß wir fast auf jeder Blattseite den Citaten aus demselben begegnen.

Wenn von noch mehreren Seiten her, wie man bereits angefangen (z. B. Scharold, Geschichte der schwedisch und sächsisch weimarischen Zwischenregierung, siehe Gel. Anz. 1844 Nro. 100 ff.), dieser Gegenstand unsrer vaterländischen Geschichte vermittels archivalischer Aufklärungen behandelt wird; so ist dieß zuverlässig als ein reicher Gewinn für die Geschichte der einzelnen deutschen Länder in dieser Periode zu betrachten. Alle Provinzen sind der Reihe nach von diesem entsetzlichen Kriege heimgesucht worden, und überall haben sich dieselben jammervollen Scenen wiederholt. Gänzliche Verarmung und schauderhafte Verödung der Bewohner und des Landes als Folgen der schonungslosesten Aussaugung durch eine wilde Soldateska, die Freund wie Feind zu Grunde richtete; Verwilderung des Bodens wie der Gemüther bis zu einem entsetzlichen Grad; Mißhandlungen der Einwohner, bey deren bloßer Erzählung schon das Haar sich sträubt, wie z. B. selbst die in Wälder, Moräste und Klüfte Geflüchteten durch eigens hiezu abgerichtete Hunde aufgesucht, gleich jagdbarem Wild und nach grausamen Peinigungen des Restes ihrer Habe beraubt, geschändet und gemordet wurden; der Schwedentrank und andre derartige Quälereyen, als da waren: das Aufschneiden der Fußsohlen und das Hineinstreuen von Salz oder Pulver, das Schinden der Menschen bey lebendigem Leibe u. s. w. Und so grausame Proceduren wurden vom Feinde, der hiezu eine Art Recht zu haben glaubte, aber auch von Denjenigen vorgenommen, die sich des Landes und seines Fürsten Freunde und Vertheidiger nannten. Dazu noch das Wüthen ansteckender Krankheiten, welche die Bevölkerung ganzer Ortschaften hinwegraffte. Kam dann eine frische Horde ins Land, in dem des Krieges eiserne Hand gewaltet; so wurde mit denselben entsetzlichen Mitteln die Nachlese gehalten, und fiel sie, wie vorauszusehen war, unbefriedigend aus; so nannte der Krieger solche Striche „verderbtes Land." — Auch in der vorliegenden urkundlich treuen Schilderung 14 jähriger Drangsale des Baireuther Fürstenthums beginnen die Züge des unnennbaren Jammers hervorzutreten; schon plündern und morden sich wechselseitig die nächsten Nachbarn in wilder Wuth. — Die Nachkommen derjenigen, die glücklich dem Unheil des Krieges und der Pest entronnen waren, können nun aus diesem Gemälde ersehen, an welchen Orten ihres Vaterlandes und auf welche Weise dort der Krieg getobt. Und dieß ist, zumal *in* unseren Tagen, nichts weniger als eine überflüssige oder unerhebliche Sache. Hier lerne unsre Generation die Greuel des Bürgerkrieges kennen, aber eben darum auch den Bürgerkrieg verabscheuen und Alles anwenden, denselben fern zu halten, doch nicht durch verdammliche Schwäche und Nachgiebigkeit, sondern durch festes Bestehen auf Gesetz und Ordnung. Denn einmal entfesselt werden wir seinen fürchterlichen Wirkungen eben so gewiß zur Beute werden, als unsere Väter im 30 jährigen Kriege es geworden sind. An die Stelle des religiösen Fanatismus von vormals tritt der politische unsrer Tage, und schon lassen die vereinzelten Ausbrüche des Bürgerkrieges erkennen, wessen wir uns von diesen fanatisirten und in solchem Zustande jegliches Entsetzen überbietenden Haufen zu versehen hätten. Darum Dank allen Jenen, die uns in dieser aufgeregten Zeit mit Treue und Gewissenhaftigkeit das Bild jenes Bürgerkrieges wiedergeben, der vor eben 200 Jahren in unseren Gauen zu wüthen aufgehört, der aber das ganze schöne Deutschland in eine Trauerstätte voll rauchender Trümmer verwandelt und unsre politische Größe durch die Einmischung des Auslandes vernichtet hat; denn dieß *wird immer* der Ausgang jedes deutschen Bürgerkrieges seyn, daß der — gerufene oder nichtgerufene — Ausländer auf den Ruinen unsrer Größe die seinige begründet und den unter sich Zerfleischten und Todesmatten sein „vae victis!" als Gesetz zuherrscht! —

Daß wir der Vollendung dieser Arbeit in den nächsten Heften mit Vergnügen entgegen sehen, bedarf nicht erst noch der Erinnerung.

Dr. G. Rudhart.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. November.

Nro. 228. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Die Composition der Polygnotischen Gemälde in der Lesche zu Delphi.

(Fortsetzung.)

War aber einmal der rechte Weg zur Restauration nicht eingeschlagen, so konnten auch noch so scharfsinnige auf einer großen Belesenheit beruhende Vermuthungen nicht dazu verhelfen, daß uns Polygnots Intentionen klar wurden, im Gegentheil scheint es, als wären ihm hie und da Gedanken unterlegt, die er schwerlich gehabt hat. Ref. wenigstens bezweifelt sehr, daß dieser Antenors Familie Helena mit Gefolge gegenüberstellte, um daran zu erinnern, daß die Antenoriden mit jener zugleich abgesegelten (vgl. Pind. Pyth. V, 77) oder daß über Helena darum Helenos seinen Platz erhielt, um anzudeuten, daß beyde über Troja Verderben gebracht hatten; ebenso zufällig dürfte die Stelle von Nestors Pferd grad unter dem δούρειος ἵππος seyn. Eher kann eine bestimmte Absicht des Malers zu Grund liegen, wo die Gruppe Andromache zunächst auf die der Helena folgt (88). Unterbleiben dürfte die Bemerkung, daß durch die Kinder auf dem Schiffe die lange Dauer des unseligen Kriegs bezeichnet werde (86), da man unter den παῖδες Schiffsjungen zu verstehen hat.

Welckers Darstellung bestätigt die von Jahn in dem Vorwort seines Aufsatzes vorgetragene Bemerkung, daß jeder neue Versuch aus Beschreibungen Werke alter Kunst zu reproduciren, wenn er die Fortschritte der Wissenschaft treulich nütze, der Wahrheit näher komme, in so eminentem Maaße, daß man sich dem Hrn. Verf. zum innigsten Dank verpflichtet fühlen muß, der uns endlich über die Composition jenes Werks einen ganz befriedigenden Aufschluß gibt. Die Meisterschaft in der Behandlung des mythologischen und poetischen Stoffes, wie sie der Künstler an den Tag legte, konnte durch Pausanias Beschreibung allein nicht erfaßt werden; die ausgebreitetste Kenntniß jenes Stoffs verbunden mit dem feinsten Sinn für alte Kunst in Wort und Bild bedingte erst die zweckmäßige Benutzung des Schriftstellers, welche keinen Vortheil seiner Angaben übersieht, aber auch durch keine Ungenauigkeit und Flüchtigkeit desselben sich irren läßt. Pausanias war zu nichts weniger als zu einem Kunstkenner berufen; so viele Auskunft er auch über Anzahl und Stellung der Figuren ertheilt, reicht sie doch lange nicht hin, um daraus eine deutliche Vorstellung von der Composition des Ganzen zu gewinnen, eben weil diese ihm gleichgültig blieb, vielleicht auch nicht einmal gehörig einleuchtete. Er hat das Gemälde nur als Mythograph betrachtet und für seinen Kunstwerth keinen Sinn verrathen. Mit Recht urtheilte Caylus: „que cet auteur rempli d'erudition manquoit des connoissances necessaires pour rendre les ouvrages des grands maitres. Quelle confusion, quelle sécheresse, quelle froideur dans sa description!“ Daher rührt es, daß die bloß auf seinen Worten beruhenden Entwürfe von einander so verschieden ausgefallen sind. Konnte der Erfolg ein anderer seyn bey der Unbestimmtheit und Zweydeutigkeit seiner Ausdrücke, und der Nachlässigkeit, mit welcher er die wichtigsten Bestimmungen ganz wegläßt? Nicht selten sagt er ἐφεξῆς oder μετά, ohne daß wir errathen können, daß er von einer

bisher eingehaltenen Linie zugleich auf die untere oder obere sich begibt; umgekehrt würde man sich irren, wollte man bey seinem ὑπὲρ und ἀνωτέρω immer auf eine höhere Reihe, und bey ὑπὸ und κατωτέρω auf eine tiefere schließen. Hier mußte neben den brauchbaren Angaben, die keiner Mißdeutung unterliegen können, die Symmetrie der Gruppen, welche aus der Beschreibung trotz der fast durchgängigen Achtlosigkeit ihres Urhebers hervorleuchtet, zur Ermittlung der Composition verwendet werden, und für die aequivoken Ausdrücke zum Regulativ dienen. Schon vor langer Zeit hatte Welcker sich in Polygnots sinniges Werk vertieft, und seine Auffassung desselben in der Trilogie (p. 512) wenigstens angedeutet*); die versprochene Entwicklung aber ist erst neulich mit Hülfe des jüngern der Gebrüder Riepenhausen verwirklicht worden; indem dieser ausgezeichnete Künstler sich dazu verstand, seine frühere Restauration in wesentlichen Punkten nach Welckers Andeutungen abzuändern. So empfangen wir jetzt den reinen Eindruck einer großartigen, tiefgedachten und doch klaren Schöpfung, eines Epos im Bild, worin sich eine Fülle von kleinern Gemälden zu einem beziehungsreichen und bedeutungsvollen Ganzen verbindet.

Den Gegenstand zum ersten Bild gab vorzüglich die kleine Ilias des Lesches her; Pausanias führte auf dieses Poem viele Theile des Kunstwerks zurück, natürlich war jenes nicht ohne weiteres zu übertragen: Polygnot mußte, um einige Gruppen anbringen zu können, mehrere Personen erst erfinden, wie Ithaimenes, Echoiar, Polites, Strophios, Alphios, Amphialos (X, 25, 3), Xenodike (26, 1), Metioche, Peisis, Kleodike (26, 2), Elassos (26, 4), Eresos (27, 3); auch konnte ihm die Zerstörung der Stadt selbst nicht Problem seyn, nur die Folgen derselben; allein Neoptolemus ist noch beschäftigt, die letzten Reste trojischer Mannschaft zu erschlagen und Epeus die Mauer der Stadt vollends niederzureißen. Da das Gemälde die lokale Bestimmung hatte, in der Nähe des Grabes von Neoptolemus sein Gedächtniß zu feyern *), mußte der Heros vor Andern ausgezeichnet werden, ohne ihn darum auch zum Mittelpunkt des Ganzen zu erheben. Dafür erscheint er zu sehr vereinzelt und von allen den Personen entfernt, mit welchen das Epos ihn in Beziehung setzte, wie Priamus, Astyanax, Helenus, Polyxena, welche in andern Kreisen auf dem Bild angebracht sind. Eben so wenig darf Helena als Mittelpunkt gelten, wie Jacobs in seinen brieflichen Mittheilungen an W. annahm, oder auch beyde, Neoptolemus und Helena zusammen, wie Schlosser in seiner Erklärung der Riepenhausischen Zeichnungen (1805, p. 42) glaubte. Sondern die Idee des Künstlers muß im Meineid des Ajax den Mittelpunkt der Composition erkannt haben, hier trifft der Untergang der Trojaner mit der Siegesfreude, aber auch der unheilvollen Ueberhebung der Griechen, welche die Gottheit in ihrer Priesterin und ihrem Altar verletzten, zusammen. Die Vorstellung aber, wozu Pausanias selbst veranlaßt, indem er als den Gegenstand des Gemäldes die Einnahme Ilions und Abfahrt der Hellenen bezeichnet (X, 25, 2), als wären hier, *wie sonst* oft, mehrere aufeinander folgende Zustände und Handlungen auf einem Bild vereinigt, ist abzuweisen; mit gleichem Recht würde Jemand Antenors Abzug als besondern Bestandtheil betrachten; überdieß sind hier nur gleichzeitige Begebenheiten zusammengestellt (p. 27).

Bey dieser Aufstellung so vieler weit von einander entfernten und doch gleichzeitig thätigen Personen konnte das perspectivische Verhältniß unter ihnen nicht festgehalten werden, und es bedurfte gar nicht der Erklärung dieses Umstandes „que la perspective étoit encore assez grossièrement pratiqué dans les temps, que Polygnote a vécu," welche Caylus beybringt. Nur leise Bezeichnung der Meeresküste durch Steinchen, der Burg durch einige Quader, des Lagers durch ein Zelt reichte hin, Ort und Thä-

*) Jacobs, dem der Verf. damals die Composition des ersten Gemäldes mittheilte, erklärte, daß ihm die Darlegung der Ordnung so klar und dem symmetrischen Geist der alten Malerey so angemessen scheine, daß er Einwendungen dagegen kaum für möglich halte.

*) Die Worte ὑπὲρ τοῦ Νεοπτολέμου τὸν τάφον (X, 26, 4) dürfen nur in örtlichem Sinn gefaßt werden, wobey es aber nahe liegt, den Zweck der Dedication hinzuzudenken.

tigkeit jeder Figur zu bestimmen, und was sonst erforderlich war, um den Ausdruck mancher Situationen hervorzubringen, wie das λουτήριον, welches Medusa in der Verzweiflung umklammert (X, 26, 9), „da keine lebendige Brust mehr ist, an die sie schutzsuchend sich werfen könnte.“ Vgl. Virg. Aen. II, 489, oder der Altar, den ein kleiner Knabe umfaßt hat.

Bildete die Eidesscene den Mittelpunkt, so mußte sie auch im Centrum des Gemäldes angebracht seyn, nicht in der zweyten kürzern Reihe, sondern in der untersten und längsten die Mitte einnehmen (p. 16, 20). An jeder andern Stelle würde sie auch durch die nächste Umgebung viel von ihrer Bedeutung verlieren. Daß sie sich aber in der That selbst nach der Angabe des Pausanias, aus welcher Jahn einen Schluß auf die mittlere Linie machte, vielmehr auf der untersten befand, ergibt sich daraus, daß Neoptolemus κατενθὺ τοῦ Νέστορος zu sehen war, gegenüber also von Nestor und gewiß nicht durch einen leeren Raum von ihm geschieden *). Im Begriff von κατενθὺ ist natürlich ein Oben und Unten ausgeschlossen, was wir gar nicht weiter einschärfen möchten, hätte nicht Siebelis erklärt (p. 148): „neque κατενθὺ indefinitae potestatis sit necesse est, ut de eadem linea accipiamus.“

Um den Mittelpunkt reihen sich symmetrisch Nestor und Neoptolemus, neben jenem erblicken wir drey edle Trojanerinnen, ihnen entsprechend neben Nestor drey andere Frauen (oder zwey und den Eunuch); vor dem Haus des Antenor liegen Todte; was sich nach beyden Seiten weiterhin befindet, ist im Abzug begriffen. Darüber ist deßhalb die mittlere und obere Linie leer geblieben; aber oberhalb der drey trauernden Personen Laodike, Medusa und der ältern Person mit dem Kind liegen zwey Reihen Todter, welcher auch gegenüber zwey Reihen Gefangener entsprechen. Wenn die Anzahl der Todten geringer ist als die der Gefangenen, namentlich der in drey kleinere Gesellschaften getheilten großen Gruppe der Helena nur die drey einzelnen Todten entsprechen, die vor Antenors Haus hingestreckt liegen, wird man darin nicht Fehler gegen die Symmetrie entdecken wollen, vielmehr den verständigen Gebrauch künstlerischer Freyheit erkennen, welcher den Schein des Zwangs und der Steifheit fern zu halten weiß. Absichtlich ist auch die Vereinzelung des Kindes, das sich zum Altar geflüchtet hat, womit die Hülflosigkeit vieler ganz verlassener Waisen ausgedrückt ist.

Die Anhänglichkeit an Athen, Polygnots Adoptivheimath verräth sich in der Zuziehung des Akamas nebst Polypoetes, dem Sohn des Busenfreundes von Theseus zur Eidesscene, wie auch aus dem Roß auf der atheniſchen Akropolis nur Menestheus, die beyden Thesiden und der Salaminier Teukros hervorschauten. In ähnlicher Absicht zeigt Laodike eine ruhigere Haltung als die übrigen Trojanerin-

*) Die Stelle lautet X, 26, 3 so: ἐπὶ τούτοις τὸν Αἴαντα ἐξορχοῦσι. κατενθὺ δὲ τοῦ ἵππου τοῦ παρὰ τῷ Νέστορι Νεοπτόλεμος — ἐστιν κτέ. Die auch noch von Welcker festgehaltene Erklärung des ἐπὶ τούτοις mit propter haec ist mißlich, da dieser Bezug über eine zu lange Parenthese zurückgreift. Ref. glaubte ehedem, daß Pausanias ἐπὶ τομίων δὲ geschrieben habe, vgl. Gel. Anz. 1847, p. 326, worin ihm Clavier vorangegangen war, welcher ἐπὶ σιὸς τομίων conjicirte, und darauf schien auch die Lesart des Moscov. und Vindob. 1. ἐπὶ τοῦ σιὸς zu führen. Aber Par. 1410 hat ἐπὶ τοὺς οἵ, Angel. und Lugd. 2 ἐπὶ τοῦ σοὶ, wornach die in Lugd. 1. und Vindob. 2 enthaltene Vulgata vervollständigt werden kann. Schrieb nämlich P. ἐπὶ τούτοις, οἵ τὸν Αἴαντα ἐξορχοῦσι, κατενθὺ δὲ τ. N. so gab er für die wichtigste Stelle im Bild eine doppelte Bestimmung an, was hier, wie der Erfolg bewiesen hat, ganz zweckmäßig war. Zweifeln über diesen Gebrauch von ἐπὶ begegnen wir mit Belegen wie I, 15, 2 ἐπὶ δὲ ταῖς Ἀμαζόσιν Ἕλληνές εἰσιν ἡρηκότες Ἴλιον, III, 18, 13 ἐπὶ δὲ τούτοις Ἡρακλέους πεποίηται τῶν ἔργων τὸ ἐς τὴν ὕδραν (so möchte der Satz zu verbessern seyn), III, 19, 4 πεποίηται ἐπὶ τοῦ βωμοῦ καὶ ἡ Δημήτηρ καὶ Κόρη καὶ Πλούτων, ἐπὶ δὲ αὐτοῖς Μοῖραί τε καὶ Ὧραι. Ist unsere Lesung richtig (in X, 26, 3), so erhält damit Welckers Auffassung eine neue Bestätigung.

nen, Polygnot wollte nämlich dabey an die Sage erinnern, daß sie die Geliebte eines der Theſiden (Plutarch Thes. 34 nennt den Demophon) war. Vgl. Paus. 1, 15, 2 mit Plut. Cim. über das Bild in der Poekile *), auf dem Laodike wieder erſchien mit den Geſichtszügen der Elpinike, alſo auch da gewiß nicht als Sklavin. Daß Eurybates vor Helena in Betrachtung ihrer Schönheit verſunken ſitzt und nicht, indem er ſich ſeines Auftrages entledigt, denn ſonſt müßte er vor ihr ſtehen, wird gegen die Auffaſſung des Pauſanias ſelbſt geltend gemacht. (X, 25, 4 und 8, ſiehe p. 18.)

Auch in der Nekyia ſtoßen wir mitunter auf die Bemerkung, daß von richtigen Anſichten Aelterer in den ſpätern Reſtaurationsverſuchen Umgang genommen wird. Göthe erkannte bereits die Dreytheilung des Gemäldes, wie Böttiger (Archäologie der Malerey, 346); Jahn aber, der hier ebenfalls ſich möglichſt ſtreng an Pauſanias anſchließt, hat herausgebracht, daß theilweiſe eine Vierzahl von Linien hier angenommen werden müſſe; dieſes Ergebniß iſt um ſo befremdlicher, da er ſich ſonſt ſehr bemüht, beyde Gemälde in Beziehung zu einander zu bringen. Er ſpricht es in folgender Weiſe pag. 121 aus: „während auf dem erſten Gemälde drey (oder im Grunde nur zwey) durch das ganze Bild durchgehende Figuren ſich ergeben, auf welchen ſämmtliche Linien vertheilt waren, zeigt ſich hier nicht nur eine bey weitem größere Anzahl über einander geordneter Linien, ſondern man bemerkt leicht, daß keine derſelben die ganze Länge des Bildes einnehme, vielmehr die untere ſtets durch die obere fortgeſetzt werde. Dieſes beſtändige Streben in die Höhe tritt in voller Deutlichkeit hervor, wenn man die einzelnen Gruppen in ihrem Zuſammenhange betrachtet, wo ſich ergibt, daß ein Kreis zuſammengehöriger Figuren ſich nicht auf einer und derſelben Linie abſchließt, ſondern daß man durch den innern Zuſammenhang immer in die höhere Linie hineingeleitet wird.“ Und doch beruht dieſes abſichtliche Aufſteigen der Gruppen auf den ganz unabſichtlichen Verſäumniſſen des Pauſanias, welcher nicht ſo oft die Bezeichnung der Localität unterlaſſen haben würde, hätte er ihre Wichtigkeit zu beurtheilen vermocht. Aber ſeine Darſtellung iſt hier noch ungenauer als im erſten Bild, und ſo verleitet er natürlich den ihm unbedingt Vertrauenden auch zu gewagten Annahmen: eine mehrfache Verſchiebung und Trennung des Zuſammengehörigen, wodurch viele ſonſt deutlich vorliegende Intentionen Polygnots verdunkelt wurden, war alſo in Jahns Anordnung nicht zu vermeiden. So ſind in dieſelbe Reihe mit den Gefährten des Odyſſeus (X, 29, 1—3) Oknos nebſt Eſelin, dann Ariadne und Phädra gebracht. Dieß Paar wird nur darum aus der ſymmetriſchen Reihe der übrigen geſchoben, weil auf die Gefährten bey P. Oknos mit dem Thier, und dann jene Frauen ἐγγυτάτω folgen. Aber das μετὰ geht hier, wie kurz vorher ἐφεξῆς (28, 7) auf eine Folge in ſchräger Linie abwärts. Daß ferner Megara über der Klymene (29, 7) und über dieſer wieder Tyro und Eriphyle ſtehen ſollen, dann über dieſen auf einer höhern Linie Elpenor, bringt abermals eine vielfache verticale Reihe hervor. Doch iſt ἐσωτέρω, wie I, 15, 3 erweiſen kann, nicht von einer höhern Stellung der Klymene zu faſſen, es kann nur auf eine Vertiefung einwärts ſich beziehen „weiter hinein in das Bild.“ Wie auf dieſe Weiſe verſetzt wird, was in einer Linie ſtehen ſoll, wird umgekehrt auch Fremdartiges verbunden: z. B. die Töchter des Pandareus mit Agamemnon, und ſo die paarweiſe Compoſition der mittlern Reihe mit der Gruppirung von je fünf Perſonen zuſammengeworfen. Die Schuld davon trägt abermals das mehrdeutige μετὰ (30, 3).

(Schluß folgt.)

*) Böttigers Vermuthung, daß Polygnots Gemälde in der Poikile eine Beziehung auf die Troaden des Euripides gehabt habe, erſcheint nicht nur „ganz unwahrſcheinlich,“ ſondern geradezu unmöglich, wenn man erwägt, daß die Blüthezeit Polygnots ſchon Ol. 79 und überhaupt in die Cimoniſche Zeit fällt.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. November.

Nro. 229. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Gai Plini Secundi Naturalis Historiae praefatio et liber XXXV, recensuit, commentario critico instruxit Julius Sillig. Dresdae, excuderunt CC. Meinholdus et filii, typographi regii MDCCCXXXXVIIII. LXVII und 115 S. gr. 8.

Der Unterzeichnete hat schon früher in diesen Blättern (1848. Nr. 116.) sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß die schon weit vorgerückten Arbeiten des Hrn. Sillig für die Kritik des älteren Plinius wegen der für den Buchhandel so ungünstigen Verhältnisse noch nicht veröffentlicht worden seyen. Leider dauern diese Verhältnisse auch jetzt noch fort, wofür das vorliegende Buch, so schätzbar auch das in demselben Enthaltene ist, einen wahrhaft niederschlagenden Beweis liefert. Die Bemühungen des Hrn. Sillig, einen Verleger für seine Ausgabe des Plinius zu finden, waren nämlich bisher fruchtlos, und es scheint fast, als sollte durch die äußeren Umstände die Vollendung eines Werkes verhindert werden, welches eines der schönsten Denkmale deutscher Wissenschaft zu werden versprach, und dessen Wichtigkeit für die Alterthumsstudien wie für die Geschichte der Naturwissenschaft von allen Seiten so anerkannt wurde, daß Hohe und Niedere sich in gleicher Weise zu den größten Opfern dafür bereit zeigten.

Bekanntlich geschah die erste Anregung zu diesem Unternehmen bey der im Jahre 1826 in Dresden Statt findenden Naturforscherversammlung von dem Hrn. Hofrathe Böttiger, welcher dabey eine gemeinsame Bearbeitung dieses Schriftstellers von einem Philologen und mehreren Naturforschern im Auge hatte. Im folgenden Jahre nahm Hr. Hofrath Thiersch, als die Naturforscher in München versammelt waren, den in Dresden gemachten Vorschlag wieder auf; rieth übrigens, wie jeder Sachverständige zugeben wird, mit vollem Rechte, sich für's Erste auf eine kritische Bearbeitung zu beschränken, und brachte als den Geeignetsten dazu Hrn. Sillig, der vorher bereits mit Hülfe der Pariser Handschriften viele auf die Kunstgeschichte bezügliche Stellen des Plinius in seinem Catalogus artificum verbessert hatte, in Vorschlag; worauf ihm denn auch von der Naturforschergesellschaft, oder vielmehr zunächst von der k. b. Akademie der Wissenschaften, diese höchst schwierige Arbeit übertragen wurde.

Nachdem so die Hauptsache in die besten Hände gelegt war, kam es darauf an, den nöthigen Apparat zusammen zu bringen. Dieß war bey der Kostspieligkeit der Sache durch Privatmittel nicht möglich. Um so dankenswerther war es anzuerkennen, daß Se. M. König Ludwig I. auf Verwendung des Hrn. Hofrathes Thiersch allergnädigst eine ansehnliche Summe verwilligte, um durch einen jungen Philologen die Handschriften des Plinius in Florenz und Paris vergleichen zu lassen.

(Schluß folgt.)

Die Compoſition der Polygnotiſchen Gemälde in der Lesche zu Delphi.

(Schluß.)

Die Vergleichung der in ihrer Jugendkraft gefallenen Helden mit den ſchönen Kindern, die ein Raub der Harpyien wurden, iſt gewiß von dem Künſtler nicht beabſichtigt worden, da der bärtige Agamemnon ſich unter jenen befindet. Auffallend iſt zuletzt die Beſchränkung auf nur zwey Reihen, indem Siſyphus mit den ἀμύητοι auf die eine obere zu ſtehen kömmt, und Tantalus auf die untere. Dieſem ſoll am Eingang gegenüber Tityus entſprechen, dann müßte er auch auf derſelben Linie liegen; aber Jahn hat ihn in die Nähe von Odyſſeus Gefährten, mithin noch auf der Oberwelt angebracht, er befolgte alſo nicht den Rath, welchen Göthe (XXXI, 141) den Künſtlern gibt: „Tityos etwas weiter herunter zu ſetzen als in unſerer Tafel geſchehen, damit dem Odyſſeus und ſeinen Gefährten der Rücken frey gehalten werde.“

Im Allgemeinen würdigt Jahn mit anerkennenswerther Einſicht Polygnots Verfahren, welcher die Perſonen durch ausdrucksvolle Haltung und ſinnig gewählte Symbole zu charakteriſiren wußte und damit Normen aufſtellte, von denen ſpätere Künſtler abzugehen nicht für gut fanden. In der Deutung der von Pauſanias geſchilderten Figuren und Gruppen glaubt derſelbe nicht zu weit gegangen zu ſeyn, und zu viel geſucht zu haben, er iſt im Gegentheil überzeugt, eine genauere Unterſuchung werde noch ſehr vieles ans Licht fördern, was ihm entgangen ſey. Desgleichen beſcheidet er ſich nicht überall das Richtige getroffen zu haben (127). Von beydem liegt jetzt in Welckers Schrift die Beſtätigung in reichem Maaße vor. Wenig glaublich iſt z. B., daß Polygnot bey Eriphyle an Phaedra dachte, oder bey der Tyro, welche im Gedanken den Enipeus umarmte, als Poſeidon ſie täuſchte, an den Raub der Ariadne durch Dionyſos; allerdings wäre die Ideenverbindung annehmlich, wenn Polygnot Eriphyle mit Phaedra ſtatt mit Ariadne, und dieſe mit der Tyro, nicht mit der Phaedra gepaart *hätte*. Aehnlicher Art iſt, wenn Klymene in der (nicht unmittelbaren) Nähe von Chloris ſich befinden ſoll, weil ſie beyde von Orchomenos herſtammen, und Maera durch ihren Sohn Lokrus mit dem Thebaner Aktaeon in Beziehung gebracht wird, weil er mit Amphion und Zethus die Mauern von Theben gebaut hatte. Genügte hier nicht die gleiche Todesart vollkommen, um die Zuſammenſtellung zu rechtfertigen? Eher läßt ſich der Gegenſatz von Odyſſeus und Theſeus hören — dieſer in der Gruppe unmittelbar unter jenem und auch ſchon von Göthe angedeutet, da Odyſſeus auf Geheiß einer Göttin ſich zum Hades begibt, Theſeus aber gewaltſam eindringt. Viel weniger aber leuchtet die Verbindung des Palamedes mit Orpheus ein, die überdieß durch Marſyas und Olympus lokal getrennt ſind, wenn „das Vorbild erfindungsreicher Weisheit und heilbrigender Klugheit“ dem Sänger an die Seite geſtellt werden ſoll (114). Nur ſo viel Uebereinſtimmung iſt zugegeben, daß Orpheus, Olympus und Palamedes ſämmtlich Spieler ſind: Palamedes ſpielt Schach, Marſyas die Flöte und Orpheus hält die Cithar wenigſtens in der Hand. Da Therſites bey jenem Spiel betheiligt iſt, dürfen wir die Abſicht einer ſolchen Vergleichung des Palamedes mit Orpheus bey Polygnot eben ſo wenig vorausſetzen, als andrerſeits die einer beſondern Verherrlichung des Odyſſeus, wenn Palamedes, das Opfer ſeiner Intrigue, hier mit andern gerechter bekämpften Gegnern zuſammentrifft. Am meiſten wird man ſich darüber verwundern, daß Antilochus dem Achilles die Nachricht vom Tod des Patroklus bringen ſoll (110), da dieſer ſelbſt zugegen iſt. Dagegen hat Jahn die Hypotheſe von O. Müller, daß Orpheus für mehrere Gruppen den Mittelpunkt bilde, welche auf ihn hingerichtet ſeyen (Gött. Gel. Anz. 1827, p. 1314) mit Glück bekämpft (120). Trotz der von ihm angenommenen allzubunt ſich kreuzenden Bezüge und Uebergänge der Gruppen aus einer Reihe in die andere darf man ihm das Verdienſt nicht beſtreiten, zum beſſern Verſtändniß dieſes Bildes weſentlich beygetragen zu haben.

Welckers Ansicht ist im Allgemeinen die, daß in der Nekyia keine so bestimmten Abtheilungen nach den Gegenständen möglich waren, wie im ersten, außer daß die beyden Enden Büßende darstellten, und dem Sisyphus (dem sich vergeblich abmühenden Menschengeist) Eurynomus, die personificirte Verwesung gegenüber Platz nimmt *); wie Tellis und Kleoboea, die Stifter von Mysterien auf Thasos den Nichteingeweihten im Hades gegenüber erscheinen. Eurynomus (eine vielleicht von Polygnot selbst erfundene Figur) liegt auf der Geierhaut, um auch hiedurch, wie mittelst seines Namens seine Natur als Leichenfeind auszudrücken. Passender wird er noch auf der Oberwelt, vor den Gefährten des Odysseus placirt, als wie von Jahn geschieht, zwischen Charons Nachen und die Auge geschoben, wodurch außerdem die in der Mittelreihe sonst durchgeführte Paarung der Personen eine Ausnahme erleidet. In ähnlicher Weise sah man auf dem untersten Plan vier in sich abgeschlossene Gruppen von je fünf Personen; diese Gruppen waren durch die büssenden von beyden Enden her eingeschlossen; die Mitte der zweyten Reihe hatte Achilles inne, als Vater des Neoptolemus; die Gruppe der Musiker trennte ihn von seinen Feinden Hektor, Sarpedon, Memnon, Paris und Penthesilea. Ebenso sind von Odysseus die ihm feindlichen Palamedes Thersites, nebst den beyden Ajas, zu welchen noch Meleagros sich gesellt, abgesondert durch Maera, Aktaeon und Autonoe. Den zwey Gefährten des Odysseus entsprechen die drey Arkadischen Heroinen Kallisto, Nomia und Pero. Die Todenbeschwörung in dieser dritten und höchsten Reihe darf nicht als Mittelpunkt des Ganzen betrachtet werden, obwohl Caylus, (l. c. 49) und Böttiger (l. c. 347) so meinten, und wohl auch Göthe, wie seine Ueberschrift des Bildes: „Besuch des Odysseus in der Unterwelt" verräth — sie ist nur aufgenommen wegen des Zusammenhangs mit der *Ἰλίου πέρσις* und weil Polygnot die Nekyia der Odyssee zu Grund legen mußte, um die Helden, welche vor Ilion gefallen waren, als die bedeutendsten Gestalten der Unterwelt vorführen zu können, wozu die Nekyia in der Minyas nicht verhalf.

Ueber die Bedeutung der einzelen Figuren gibt Welcker sehr willkommene Aufschlüsse. So über die Pharmakis, die dem Tempelräuber einen Trank reicht, der die Gesichtzüge entstellt, aus welcher Erfindung der Schönheitssinn des Volkes und sein starker Widerwille gegen das Häßliche hervorleuchtet; über die Eselin des Oknos, wobey auf die Jamben 43—49 des Simonides verwiesen und das verschwenderische Weib erkannt wird, welches den Erwerb des fleißigen Mannes aber unachtsamen Haushalters beständig aufzehrt. Zur Erklärung der sich schaukelnden Phaedra erinnert W. an das der Erigone gewidmete Schaukeln (Hygin. P. A. II, 4), welche sich ebenfalls erhängt hatte. Die Haltung der Thyia, welche ihr Haupt auf den Schooß der Chloris lehnt, ist durch das physische Verhältniß der Aura zur Flora viel sinnreicher gedeutet, als von Pausanias selbst und den von ihm abhängigen neuern Interpreten, welche nämlich ihre Freundschaft anführen und daß die eine von Poseidon, die andere von dessen Sohn Neleus umarmt worden sey. Das Spiel der Klytie und Kamiro soll nicht bloß blühende Jugend und anmuthige Heiterkeit, sondern auch die drohenden Gefahren des fröhlichen zwanglosen Lebens, welche den schönen Waisenkindern bevorstanden, vorstellen. Die Trauer des Antilochus erhält hier die richtigste Beziehung auf den frühen Tod des Achilles; daß dieser übrigens als König der Schatten, nicht gestanden habe, wie seine Umgebung, zeigt schon Pausanias, darum haben wir uns auch den Protesilaus nicht sitzend zu denken. Sehr sinnreich ist, was W. über Promedon vermuthet, daß er, wie Prometheus, Vorbedacht ausspreche, welchem gegenüber Orpheus der Epimedon = Epimetheus sey, der um die durch eigene Schuld verlorne Eurydice trauere. Die von den delphischen Exegeten ersonnene Deutung auf einen Freund der Musik, welcher dem Orpheus zuhöre, wird schon durch seine Stellung widerlegt, da Promedon indem er sich an die Kehrseite der Weide anlehnt, dem Orpheus den Rücken zuwenden muß. Orpheus kann übrigens auch nicht einmal spielen, denn er faßt mit der einen Hand die

*) Zu gräßlich stattet ihn Caylus l. c. 47 aus: „pour rendre ce texte, il faut représenter ce Dieu, inconnu d'ailleurs, environné de squelettes."

Weide an, wodurch eben ſeine Trauer ausgedrückt wird.

In der Wahl der Perſonen ließ ſich Polygnot auch hier durch Atheniſche Sympathieen beſtimmen, wenn er keine Thebaniſchen Heroen in ſeinen Kreis zog, wohl aber Delphiſche, wie den Phokos, Jaſeus und Schedios, nebſt dem Nachbar Pelias. Namenſymbolik zeigte Schedios mit einem ἔγχος σχέδιον verſehen, und Pelias, der altersgraue (πολιός); desgleichen Promedon; die Verwandlung des Aktaeon in einen Hirſch war durch das Hirſchfell, die der Kalliſto durch die Bärenhaut angedeutet.

Aeußerſt wichtig iſt die hier wie bey dem erſten Bild durchgeführte Nachweiſung von der Nachläßigkeit des Schriftſtellers in den lokalen Angaben und Bezeichnungen. Sie erhellt meiſtens durch Zuſammenhalten vager Beſtimmungen mit andern, die keinem Zweifel unterworfen ſind. Auch manche andere Mißverſtändniſſe des Textes, welche lange ganz unbefangen fortgepflanzt worden waren, ſind endlich durch die ſchärfere Auffaſſung des Bildes beſeitigt. Auf dem Nachen des Charon z. B. glaubte man immer noch andere Schatten außer Tellis und Kleoboea annehmen zu müſſen (28, 3), verführt durch die Ueberſetzung des Amaſaeus, der damit ganz fehlgegriffen hatte, ſie lautet nämlich: qui navi vehuntur, non satis internosci possunt, ita parum sunt evidenti specie. inter eos *) Tellis aetate puer et Cleoboea. Die richtige Bedeutung von ἐπιγανεῖς gibt erſt Dindorf an, wiewohl die Correktur ad quosnam pertineant, omnino non est perspicuum, nicht ganz genügt; aber inter eos iſt auch bey ihm noch ſtehen geblieben. Pauſanias hatte nur die beyden genannten Perſonen im Sinn, wenn er anmerkte, daß ihre Genealogie nicht ganz im Reinen ſey. Für entſchieden fehlerhaft erklärt W. auch die in den letzten Ausgaben noch beybehaltene lat. Ueberſetzung der Stelle X, 29, 7, wo die Rede von Eriphyle iſt: τοῦ χιτῶνος δὲ ἐν τοῖς κοίλοις εἰκάσεις τῶν χειρῶν ἐκεῖνον τὸν ὅρμον αὐτὴν ἔχειν: dieß heißt gewiß nicht facile vero conjicias intra tunicae sinus manibus eam occultare celebratum illud monile, auch verbargen nicht die Hände, ſondern ſchon die tunica das Halsband. Da ſie aber die Finger der einen Hand gegen den Hals aus dem Kleid hervorſtreckte, kann ſie nur mit der andern den Schmuck feſtgehalten haben. Ref. glaubt daher nicht, wie W., daß Pauſanias ſich erlaubte, die Präpoſition ἐκ zu εἰκάσεις wegzulaſſen, wenn er ſagen wollte, daß man aus der Haltung der Hände errieth, was Eriphyle darinnen hatte; vielmehr ſcheint τῇ ἑτέρᾳ vor τῶν χειρῶν ausgefallen zu ſeyn; Beyſpiele dieſer Verbindung ſiehe II, 27, 2; X, 31, 5. Den entgegengeſetzten Fehler, eine durch Unachtſamkeit der Abſchreiber entſtandene Wiederholung vermuthen wir X, 31, 11, wo der vorzügliche Lugd. 1 ἐπὶ τὴν πέτραν ſtatt der Vulg. ἐπὶ τῇ πέτρᾳ hat; jenes τὴν π. ſcheint eben aus dem vorhergehenden Satz βιαζόμενος τὴν πέτραν repetirt zu ſeyn; dieſelbe Handſchrift hat ἡ μὲν nach γυναῖκες und läßt δὲ nach παρὰ weg; mit Benützung dieſer Varianten und von Siebelis Conjektur νέα möchten wir ſchreiben: καὶ γυναῖκες ἡ μὲν νέα ἐστιν *), ἡ δὲ παρὰ τὸν πρεσβύτην ἐοικυῖα ἐκείνῳ τὴν ἡλικίαν. Denn ὑπὸ τῇ πέτρᾳ, wie p. 51 vorgeſchlagen wird, dürfte nicht auf den Hügel, ſondern nur auf den Stein bezogen werden, welchen Siſyphus hinaufſchiebt.

Kayſer.

*) Caylus hat daher auf ſeiner Zeichnung ein großes Publikum im Nachen verſammelt, und bemerkt dazu halbrichtig: il y a dans la barque des hommes et des femmes, la plurpart inconnus et dont la famille est ignorée. (l. c. 46). Was Göthe über den Tellis ſagt (l. c. 140), iſt ganz aus der Luft gegriffen.

*) Ueber die Vertauſchung von π und στ vgl. die Angaben in den M. Gel. Anz. 1847. p. 319.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. November.

Nro. 230. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Gai Plini Secundi Naturalis Historiae praefatio et liber XXXV.

(Schluß.)

Dieser ehrenvolle Auftrag ward dem Unterzeichneten zu Theil, der ein volles Jahr dazu verwandte, indem er auch die Schätze der Bibliotheken in Rom und Neapel ausbeuten zu müssen glaubte, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß ein nicht unbedeutender Theil der Reisekosten ihm selbst zur Last fiel. Zu dem so gewonnenen Apparate kam durch Vermittelung des Prinzen Johann von Sachsen eine im Aeußern eben so zierliche als genaue, wenn auch nicht bis in's Einzelne vollständige, Vergleichung des codex Toletanus, welche der König Ferdinand VII. von Spanien dem Oheime seiner Gemahlin, dem Könige Anton von Sachsen überschickte, der sie Hrn. Sillig huldreichst zur Benützung überließ. Von den damals bekannten wichtigen Handschriften fehlte nur noch die Vossische. Für die Vergleichung dieser wurden bey der Naturforscherversammlung in Berlin im Jahre 1829 die nöthigen Mittel herbeygeschafft. Böttiger lenkte in einem Vortrage die Aufmerksamkeit der Anwesenden darauf hin und auf Oken's Vorschlag schossen Naturforscher und andere Berliner Gelehrte das dazu Erforderliche zusammen. Was außerdem, namentlich von Paris, noch nöthig schien, verschaffte sich Hr. Sillig auf eigene Kosten. Endlich entdeckte im Jahre 1831 der Unterzeichnete in Bamberg die wichtigste aller Handschriften des Plinius, welche allein den Schluß des Werkes, im Ganzen aber leider nur die sechs letzten Bücher, enthält, und machte im Jahre 1835 in dem letzten Bande der Sillig'schen kleinen Ausgabe die vollständige Vergleichung derselben bekannt, wovon er später sein nach der Handschrift selbst verbessertes Handexemplar Hrn. Sillig zu Gebote stellte.

So ausgerüstet begann dieser, nachdem er in seiner kleinen Ausgabe den früher bekannten Apparat zusammengestellt hatte, sein schwieriges Werk, für dessen Ausführung ihm kein Opfer zu groß war. Er achtete nicht seiner oft wankenden Gesundheit, namentlich eines mitunter sehr bedenklichen Augenleidens, und schlug selbst, um ungestört fortarbeiten zu können, einen unter den ehrenvollsten und vortheilhaftesten Bedingungen an ihn ergangenen Ruf an die Universität Dorpat aus. Allein es war ihm aus dem oben angeführten Grunde bisher nicht vergönnt, die Ergebnisse seiner unermüdeten Studien der Oeffentlichkeit zu übergeben, und durch so viele vergebliche Anfragen muthlos gemacht, entschloß er sich endlich, auf eigne Kosten den vorliegenden Theil seiner Arbeiten als ein Zeugniß dessen drucken zu lassen, daß es nicht an ihm läge, wenn er sein Wort nicht löste.

Die Wahl des hier Gegebenen beruht natürlich auf der Ordnung, welche H. Sillig bey der Bearbeitung der einzelnen Bücher des Plinius eingeschlagen hat.

Dem weniger mit der Kritik dieses Schriftstellers Vertrauten könnte es auffallen, eines der letzten Bücher mit dem Anfange des ganzen Werkes vereinigt zu finden. Der Grund davon liegt aber nicht etwa darin, daß H. Sillig sich früher aus-

ſchließlich mit der Kritik der letzten Bücher beſchäftigt hat; er iſt vielmehr in der Anerkennung der Vortrefflichkeit der Bamberger Handſchrift zu ſuchen.

Ganz richtig ſah nämlich H. S. ein, daß dieſe Handſchrift, welche ſo viele Lücken allein ergänzt und für ſo viele verdorbene Stellen die alleinige Hülfe bietet, dem Urtexte des Plinius ſo viel näher als alle andern Handſchriften läge, daß ſie zur hauptſächlichen Richtſchnur bey der Kritik desſelben dienen mußte. Er begann daher, nachdem er alle Vorarbeiten vollendet hatte, mit den ſechs letzten Büchern, welche dieſe Handſchrift enthält, und ging dann erſt zu dem Anfange des Ganzen über. Dadurch lernte er das Verhältniß der übrigen Handſchriften zu der Bamberger bis in's Einzelne kennen, kam aber zu der traurigen Gewißheit, daß die Handſchriften für die erſten 31 Bücher bey weitem keine ſo ſichere Grundlage gewährten, als es bisher etwa ſcheinen mochte. Seine eignen Worte darüber ſind in der Vorrede S. LII f. folgende: „Per Bambergensem scilicet codicem repertum omnis tractatio critica Plinii est immutata. Nam ut taceam illorum librorum emendationem, ubi Bambergensis nos destituit, ab ea perfectione, quae sex libris postremis per illum contigit, mirum quantum abesse, de ipsis prioribus libris eorumque emendatione rectius quidem quam ante Bambergensem repertum iudicare possumus; sed haec ipsa intelligentia confidentiam animi multum imminuat necesse est. Quodsi enim codex Bambergensis non detectus fuisset, per libros praestantiores . . id effici posse existimatum foret, ut naturalis historiae si non ad plenam sui integritatem, at certe ad eum nitorem reduceretur qui ab illa proxime abesset. Haec spes tota est concussa. Uti crisis Plinii per Bambergensem est facilior facta, quod nunc rectius de codicibus eorumque auctoritate iudicare licet, ita eadem multo quam antea difficilior evasit, quia a Bambergensi destituti prorsus dubii haeremus, quousque progredi liceat. Nam vel fortissimus membranarum assecla confiteri debebit per illos quos supra praestantiores dixi codices, si cum Bambergensi comparantur, non multum profici, . . et proinde in libris triginta *) prioribus permultos locos superesse dolebit, ubi corruptelam insanabilem latere ex codicum scriptura suspicari potest; idem vero, quod etiam durius est, plures fortasse exsture concedet, ubi ne suspicio quidem talis oritur.“

Demgemäß ſollte nach dem erſten ſofort der letzte Band erſcheinen; daher ſind aus dieſen beyden hier Proben gegeben, welche zugleich die Verſchiedenheit der Behandlung der in der Bamberger Handſchrift vorhandenen und der in derſelben fehlenden Bücher erweiſen ſollten. Von dem letzteren Theile wurde die Praefatio gewählt, weil dieſe ein nicht zu umfangreiches Ganzes bildet und eigenthümliche Schwierigkeiten darbietet, welche theils in dem hier vorzugsweiſe verkünſtelten Ausdrucke des Schriftſtellers, theils in den vielen in Handſchriften und Ausgaben befindlichen Interpolationen liegen.

Außerdem iſt die bereits im April des Jahres 1847 geſchriebene Vorrede zu der vollſtändigen Ausgabe unverkürzt, als ein Nachweis über das, was Hr. S. bey dieſer beabſichtigte, beygegeben. Sie enthält außer den nöthigen Notizen über das ganze Unternehmen eine genaue Beſchreibung und Würdigung aller hier zum erſten Male oder früher ſchon benützten Handſchriften, unter denen eine Voſſiſche als die der erwähnten Bamberger dem Werthe nach am nächſten kommende bezeichnet wird, und zwar ſo, daß beyde durch verſchiedene Mittelglieder in zweyter Linie, alle andern aber in vierter oder fünfter Linie von dem Urcodex abgeleitet werden; wobey ausführlich von den Lücken und den Interpolationen der einzelnen Handſchriften gehandelt wird. Ferner ſind die bey der Kritik befolgten Grundſätze dargelegt. Daß die Bamberger Handſchrift, ſo weit ſie reicht, als erſte Autorität gilt, ergibt ſich aus dem Obigen von ſelbſt; doch iſt dieſelbe nicht als ein Orakel betrachtet, ſondern der Madvig'ſche Grundſatz befolgt: Codicibus bonis obtemperandum est, non serviendum. Für die übrigen Bücher erſchien eine mehr eklektiſche Kritik noth-

*) Hier ſind 30 ſtatt 31 Bücher genannt, weil das erſte außer der hier abgedruckten Vorrede nur die Inhaltsanzeige der übrigen enthält.

wendig; doch so, daß überall einzelne Handschriften zur Richtschnur genommen wurden, von denen nur abgegangen wurde, wo es die Sache selbst gebot. Der Conjecturalkritik wird der Zugang nur gestattet, wo gar keine Handschrift eine annehmbare Lesart bietet. In Betreff der Orthographie mußte die in dieser Beziehung auch am genauesten verglichene Bamberger Handschrift als maßgebend erscheinen, die in den meisten Fällen mit den von Wagner für Virgil festgestellten Grundsätzen zusammentrifft, an welche sich, wo die Handschrift sich nicht gleich bleibt, Hr. S. anschließt. Der Interpunction ist eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, so daß nicht wenige Stellen dadurch deutlicher geworden sind oder erst ihre richtige Erklärung gefunden haben.

Der Commentar, über den sich die Vorrede noch weiter ausspricht, ist ein vorzugsweise kritischer. Die abweichenden Lesarten der benützten Handschriften, so wie der Dalechamp'schen und Brotier'schen Ausgabe finden sich, nach den Paragraphen abgetheilt, die einzelnen durch aufrecht stehende Striche geschieden, unter dem Texte. Mit Recht ist bey der Masse des Mitzutheilenden vorzüglich auf Raumersparniß gesehen.

Vor jedem Buche werden die genau verglichenen Handschriften mit Angabe derjenigen Theile desselben, über welche sich die Vergleichung erstreckt, oder an welchen die Handschrift lückenhaft ist, verzeichnet; an den einzelnen Stellen ist dann nur bemerkt, welche Handschriften von der aufgenommenen Lesart abweichen, und zugleich werden die Namen der frühern Kritiker angegeben, welche eine Conjectur zu einer Stelle gemacht haben. Diese Einrichtung ist in so fern unbequem, als man, um zu wissen, welche Handschriften die aufgenommene Lesart unterstützen, immer erst den Anfang des Buches aufschlagen muß. Dem würde abgeholfen, wenn, wie es bey dem Macrobius des Ref. geschehen ist, die Zeichen der Handschriften auf jeder Seite wiederholt würden. Der Raum wäre dabey nicht in Anschlag zu bringen, da zwischen Text und Commentar Platz genug wäre. Was die Zeichen selbst betrifft, so würde es die Uebersicht erleichtern, wenn sie gleichartiger, und namentlich von den Zeichen der Ausgaben auf den ersten Blick zu unterscheiden wären. Jetzt ist dieß nicht der Fall, da die beyden beygezogenen Ausgaben mit $\beta\gamma$, die Handschriften aber mit lateinischen und griechischen, theils großen, theils kleinen, Buchstaben bezeichnet sind. Ein Mißstand ist ferner, daß sich die beyden Zeichen für die zwey Ausgaben in der Vorrede neben den Siglen der Handschriften nicht verzeichnet finden, so daß man die Erklärung auf Seite XLV. der Vorrede suchen muß. Uebrigens ließe sich auch noch darüber mit Hr. Sillig rechten, daß er sich auf diese beyden Ausgaben beschränkt hat. Ref. hätte die Geschichte des Plinianischen Textes mehr berücksichtigt gewünscht, so daß etwa die Editio princeps, die Recension des Hermolaus Barbarus, ferner Dalechamp's, Harduin's und Brotier's beachtet worden wäre; doch ist nicht zu läugnen, daß diese Zugabe nicht wenig Platz in Anspruch genommen und bey der Umfänglichkeit des ganzen Werkes eine unverhältnißmäßige Mühe erfordert haben würde; da das Neue, was die einzelnen genannten Männer für die Berichtigung des Textes beygebracht haben, doch fast durchaus Aufnahme gefunden hat. Noch ist eine dem Harduinischen Index emendationum ähnliche, aber viel sachgemäßere Einrichtung zu erwähnen. Um nämlich die Stellen, welche entschieden als verdorben zu betrachten sind, ohne eine geeignete Berichtigung gefunden zu haben, oder welche nicht aus den Handschriften, sondern durch Vermuthungen des H. S. selbst oder Anderer verbessert worden sind, nicht mit Sternchen oder sonst wie bezeichnen zu müssen, hat Hr. S. am Schlusse alle diese Stellen in einen Index criticus vereinigt, und die noch verdorbenen mit einem Fragezeichen versehen, den Verbesserungen aber ein nos oder den Namen des Urhebers oder das Zeichen der Ausgabe, woraus sie entnommen sind, beygesetzt.

Schon hierin zeigt sich die Sorgfalt, mit welcher Hr. S. bey seiner Kritik zu Werke gegangen ist. Er hat dieselbe aber auch mit einer solchen Besonnenheit und Einsicht geübt, daß sich nur selten Veranlassung gibt, ihm zu widersprechen, wogegen Ref. an nicht wenigen Stellen keinen Anstand nimmt, seine früher ausgesprochene Ansicht gegen die hier vorgetragene aufzugeben. Die Besprechung des Einzelnen soll übrigens einer eigentlich philologischen Zeitschrift vorbehalten bleiben.

Eine Begründung der Wahl einer Lesart ist überall unterlassen, wo es dem Leser möglich ist, die Entscheidungsgründe selbst aufzufinden. Wo diese ferner liegen, sind sie oft nur mit wenigen Worten, öfters auch in ausführlichen Bemerkungen, vorgetragen, welche zum Theil nicht wenig zur Erklärung des Schriftstellers beytragen. Namentlich sind die Bemerkungen über den Sprachgebrauch des Plinius sehr schätzbar, da Hr. S. bey diesen immer alle Stellen angeführt hat, an welchen sich Aehnliches findet. Weiter konnte, dem Zwecke der Ausgabe gemäß, die Erklärung nicht ausgedehnt werden; die eigentliche Sacherklärung mußte ausgeschlossen bleiben. Freylich darf man sich kaum mehr der Hoffnung hingeben, daß das in Erfüllung gehen würde, was der ursprüngliche Plan des Unternehmens war, daß die einzelnen Theile von Männern des Faches commentirt und erläutert werden; doch, wer weiß, was die Zukunft bringt! Jedenfalls durfte die Schwierigkeit, welche die Veröffentlichung eines solchen Werkes in unsrer Zeit ohnedieß findet, nicht durch Beygaben erhöht werden, die nicht unumgänglich nöthig erscheinen, damit nicht auch die letzte Aussicht abgeschnitten werde, daß vielleicht England, was freylich dem deutschen Buchhandel nicht zur Ehre gereichen würde, die Hebung des auf deutschem Grund und Boden vergrabenen Schatzes möglich mache, oder in ruhigeren Zeiten hochherzige deutsche Fürsten, wie sie das Werk in seinem ersten Entstehen begünstigten, auch zu dessen Vollendung hülfreiche Hand bieten. Ein Weg, das ist wohl sicher zu hoffen, wird sich finden, ein Werk an das Licht zu ziehen, dessen Urheber man mit vollem Rechte das zurufen kann, was er in seinem Widmungsbriefe, mit allzugünstiger Beurtheilung der Leistungen des Unterzeichneten gegen diesen ausgesprochen hat: Tantum de hoc scriptore meruisti, quantum nulli priorum grammaticorum qui in eo et emendando et illustrando versati sunt, ne Joanne Friderico Gronovio quidem excepto, merere contigit.

L. v. Jan.

Kleine Schriften zur deutschen Literatur- und Kulturgeschichte von Julius Tittmann. Erster Theil. Die Nürnberger Dichterschule. Harsdörfer, Klaj, Birken. Beytrag zur deutschen Literatur- und Kulturgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts. Göttingen, Druck und Verlag der Dieterichschen Buchhandlung. 1847. 8. 252 S.

Eine durchaus objectiv gehaltene, wohl geschriebene Darstellung dessen, was die Stifter des gekrönten Blumenordens für die schöne Literatur geleistet haben; gegründet auf umfassende Studien, geleitet von sicherem ästhetischen Urtheil, die Schwächen der Schule ohne Spott anzeigend, ihre Verdienste mit Liebe hervorhebend, so daß man sie nicht ohne vielfache Belehrung und ein wohlthuendes patriotisches Gefühl durchläuft.

Indem der Verf. auf Gervinus deutsche Literaturgeschichte verweist, glaubt er dadurch der Nothwendigkeit, seinem Werk eine ausführliche historische Einleitung vorauszuschicken, überhoben zu seyn, und führt den Leser nach einer kurzen Hindeutung auf die fruchtbringende Gesellschaft sogleich in die Mitte der ersten Blumenbirten hinein. Wir deuten die Bekanntschaften an, die wir da machen.

In Harsdörfer lernen wir einen *juristisch* und weltmännisch gebildeten reichen Patricier Nürnbergs kennen. Auf einer fünfjährigen Reise in Frankreich, England, Holland und Italien mit Sprache und Dichtung unsrer Nachbarvölker bekannt geworden, sah er den Verfall der deutschen Literatur mit Betrübniß und beschloß, zur Abhülfe mitzuwirken. 1631 trat er mit einer Uebersetzung von Loredano's Diana auf; im J. 1642, demselben, in welchem er unter dem Namen des Spielenden in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen ward, erschien der erste Band seiner Gesprächspiele, eines encyclopädischen Werks, welches bestimmt war, durch Anleitung zu gesellschaftlichen Gesprächen zur Veredlung des Lebens beyzutragen, und ihm durch die darin niedergelegte mannichfaltige Gelehrsamkeit, die eingestreuten Dichtungen, die ausgesprochene Liebe zu vaterländischer Sitte und Sprache großen Ruhm erwarb.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. November.

Nro. 231. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Etymologicon magnum seu verius Lexicon saepissime vocabulorum origines indagans ex pluribus Lexicis, Scholiastis et Grammaticis anonymi cujusdam opera concinnatum. Ad Codd. Mss. recensuit et notis variorum instruxit Thomas Gaisford S. T. P. aedis Christi Decanus nec non linguae Graecae Professor Regius. Oxonii e typographeo Academico. MDCCCXLVIII. in fol. max. S. 1—5. I—lv u. 2470. Preis 42 fl.

Dieſes etymologiſche Sammelwerk enthält einen ſolchen Reichthum nicht bloß etymologiſcher, ſondern auch grammatiſcher, lexikaliſcher, hiſtoriſcher, mythologiſcher und anderer Notizen aus den berühmteſten griechiſchen Grammatikern älterer und ſpäterer Zeit, nämlich eines Ariſtarchos, Apollonios, Herodianos, Methodios, Georg. Choeroboſkos u. A., deren Werke entweder größtentheils oder ganz untergegangen ſind, daß es kein gründlicher Alterthumsforſcher entbehren kann.

Der unbekannte Verfaſſer oder Sammler bemerkt unter dem Wort ἥρως S. 417. ed. Sylb. von ſeiner mühevollen Arbeit, daß er der bloßen Ueberlieferung gefolgt ſey und, obgleich er von großem Unglück gedrückt war und an dem Nothwendigen Mangel litt, doch aus Liebe zu ſeinem Studium, Nächte durchwachend, an ſeinem Werke mit allem Eifer gearbeitet habe, um nicht nur ſelbſt den größten Nutzen daraus zu ſchöpfen, ſondern auch der Nachwelt etwas Denkwürdiges zu hinterlaſſen.

Daß er im zehnten Jahrhundert gelebt habe, darüber iſt man ganz einig. Ob er ein Chriſt geweſen, muß dahingeſtellt bleiben, ungeachtet mehrere Stellen dafür ſprechen, weil es ungewiß iſt, ob dieſe nicht von ſpäterer Hand herrühren. Daß dieſes Werk von Zuſätzen aus ſpäterer Zeit nicht frey iſt, unterliegt keinem Zweifel. Der gelehrte Biſchof von Theſſalonike, Euſtathios, welcher im zwölften Jahrhundert lebte, erwähnt desſelben öfter in ſeinen Commentaren zur Ilias und Odyſſee, woraus abzunehmen iſt, daß es damals ſchon eine gewiſſe Berühmtheit erlangt hatte.

Die erſte Ausgabe beſorgten Markos Muſuros und Zach. Kallierges aus Kreta zu Venedig im Jahre 1499. in Fol. Die zweyte veranſtaltete ebendaſelbſt 1549. in dem nämlichen Formate F. Turriſanus mit Zuſätzen aus andern Scholiaſten, welche er durch beſondere Zeichen geſchieden. Die dritte von Hieron. Commelin zu Heidelberg 1594. in Fol. gedruckte verdanken wir dem Fleiße des gelehrten Fried. Sylburg, der zwar keine handſchriftlichen Hülfsmittel dazu benutzen konnte, aber durch die von ihm beygefügten ſchätzbaren Anmerkungen und einen ſorgfältig ausgearbeiteten Index dem Werke einen beſonderen Werth verlieh. Im Jahre 1710. erſchien zu Venedig in Fol. die des Panagiotes aus Sinope. Dieſer aber nahm die Zuſätze des Turriſanus, ohne ſie von dem Texte des Etymologen zu trennen, und die ſylburgiſchen Verbeſſerungsvorſchläge unbedenklich auf, ohne den Index zu beachten. Sylburgs Ausgabe ließ F. Wilh. Sturz zu Leipzig bey Weigel 1816. in Quartformat wieder abdrucken. Zwey Jahre

ſpäter folgten als Zugabe das Etymologicum Graecae linguae Gudianum et alia Grammaticorum Scripta e codicibus manuscriptis nunc primum edita, mit E. H. Barkers, Imman. Bekkers, Ludw. Kulenkamps, Amad. Peyrons und Anderer noch unedirten Anmerkungen zu dem Etymologicum magnum, von Sturz mit einem reichen und genauen Wort- und Sachregiſter beſorgt. Daran reiht ſich Orionis Thebani Etymologicon ed. Sturz. Lips. 1820. 4.

Für die eigentliche Textkritik des Etymologicon magnum war ſonach bisher noch wenig geſchehen. Erſt dem engliſchen Kritiker gelang es, durch Benutzung mehrerer handſchriftlicher Hülfsmittel einen gründlich verbeſſerten Text liefern zu können. Wir nehmen keinen Anſtand, die Bearbeitung dieſes umfangreichen Werkes als die glänzendſte Leiſtung des Hrn. Gaisford nächſt ſeiner Ausgabe des 1834. zu Oxford erſchienenen Suidas zu bezeichnen.

In der Vorrede äußert der Herausgeber die Vermuthung, daß entweder Muſuros oder Kallierges dieſem Etymologikon, um die Käufer anzulocken, den Beynamen „das große“ gegeben haben dürfte; denn daß es von dem eigentlich ſo genannten Etymologicon magnum verſchieden iſt, zeigen wenigſtens acht Stellen in dem am Ende beygefügten Inder, wo der erſte Herausgeber ſtatt der Lesart der Handſchriften *μέγα* liſtig *ἄλλο* ſetzte.

Der Sammler des auf uns gekommenen Etymologikons erkenne ſelbſt an, daß er ein großes und ein anderes Etymologicum, wenigſtens zwey Lexica, vielleicht das von dieſen verſchiedene Lexicon Rhetoricum, das Lexikon zur Ilias, den Diogenianos, Orion, Oros, die Scholien zum Homeros, Heſiodos, zu den alexandriniſchen Dichtern, und, obgleich ſpärlicher, zu den Tragikern und zu Ariſtophanes und Pindaros; unter den Grammatikern Herodianos, Methodios, Georg Choeroboſkos, Theognoſtos u. A. benützt habe.

„Quibus in alphabeti seriem redactis,“ bemerkt Herr Gaisford, „opus haud inutile, in cuius scilicet absentia non pauca gravioris leviorisve momenti hodie nos effugissent, composuit, nihil fere de suo adiiciens; nam phrases istas *οὕτως ἐγὼ*, *εὗρον ἐγὼ* et istis similes non excerptoris ipsius, sed magna saltim ex parte grammaticorum esse, quorum scripta compilat, jure, ut mihi videtur, suspicatur Sylburgius p. IX. E.“

Wenn er noch beyfügt: „Neque aliter statuendum puto de celebri loco, in quo de infelici studiorum suorum fortuna conqueritur v. *ἤγουν* (ſ. oben), ſo heißt dieß nach des Ref. Dafürhalten den Skepticismus zu weit treiben.

Die Handſchriften, welche er benutzte, ſind

1) die Dorvilliſche, jetzt in der Bodleyſchen Bibliothek zu Oxford befindliche, auf Pergament, in Fol., aus dem XIV. Jahrhundert, welche wegen der vielen räthſelhaften Abkürzungen zwar ungemein ſchwer zu leſen iſt, wie man aus dem beygefügten Specimen erſehen kann, aber für die Textkritik beſondern Werth hat.

2) Die, von dem Mönch Athanaſios im Jahre 1273. vollendete Pariſer Papierhandſchrift Nr. 2654. Sie iſt von vorn herein mank. Die Collation wurde mit der erſten Venediger Ausgabe, jedoch nicht mit gehöriger Genauigkeit, veranſtaltet, ſo daß öfter eine Nachleſe nöthig war. Dieſe ſtimmt meiſtens mit der Dorvilliſchen.

3) Die von C. G. Cobet verglichene Marcianiſche zu Venedig Nr. 530. auf Baumwollenpapier in Großquart aus dem XIII. Jahrhundert, welche Fol. 4—372. das Etymologicum magnum gibt. Die Aufſchrift derſelben lautet: *Ἀρχὴ σὺν θεῷ τῶν ἐτυμολογιῶν τοῦ σουΐδα.* Die letzten zwey Worte ſind mit bläſſerer Dinte von neuerer Hand angefügt. Es beginnt: *Πόθεν ἄλφα; παρὰ τὸ ἄλφω.* Dieſer Codex iſt größten Theils von einer ältern Hand des dreyzehnten Jahrhunderts von *B*—Ω. Fol. 68—372. geſchrieben; aber nicht ohne Lücken, welche von einer jüngern Hand des fünfzehnten Jahrhunderts aus einem Codex, der nicht das ganze Etymologikon, ſondern nur einen Auszug enthielt, in welchem die meiſten aus älteren beygebrachten Stellen mangeln, ergänzt wurden.

4) Die des Iſaak Voß, welche jetzt in der Leydner Bibliothek aufbewahrt wird und zu den Zierden derſelben gehört. Einſt beſaß ſie Heinr.

Stephanus, von dem sie Sylburg vergebens zur Benutzung zu erhalten suchte, und führt sie in seinem Thesaurus Gr. L. öfter als Lexicon meum vetus an. Später brachte sie Isaak Voß an sich. Bekanntlich stritten sich in der Folge Voß und Marquard Gude, der Besitzer des nach ihm so genannten Etymologicon Gudianum, wer von beyden wohl das vollständigere und bessere besässe, weßhalb der erstere mit seiner Handschrift sehr geheim that. Die Aufschrift des Vossischen Codex lautet so: *τοῦ θαυμασιωτάτου καὶ σοφωτάτου καὶ τεχνοπολυμαθοῦς σουΐδα.* Es finden sich in demselben zwey Reihen von Artikeln, von welchen die zweyte mit dem Worte *ἁρμάτειον μέλος* S. 145, 45. abbricht. Der Herausgeber deutete die erstere durch die Sigle Va, die andere durch Vb an, die einfache durch V. Die zweyte enthält sehr viele Ergänzungen von dem, was in der erstern vermißt wird.

Diese Handschrift wurde einst von Hemsterhuys, Valckenaer, Ruhnken und Andern öfter mit Nutzen zu Rathe gezogen. Auf Herrn Gaisfords Ansuchen verglich sie J. T. Bergmann mit der größten Genauigkeit nach einem Exemplare der Sylburgischen Ausgabe und schrieb überdieß für ihn sehr viele Zusätze besonders ab.

Die Wolfenbüttler, einst dem M. Gude gehörige, und die Brüsseler wurden dem Herausgeber mit der größten Liberalität nach England geschickt. Von der ehemaligen Sorbonischen, jetzt in der Pariser Nationalbibliothek aufbewahrten, deren Beschreibung Bast z. Greg. v. Kor. S. 289. gibt, und einer andern Pariser ließ er sich Abschriften machen. Eine Probe der Neapolitanischen, höchst fehlerhaft copirt, findet man p. XLV.

Von den Ausgaben wurde die erste Venediger vom Jahre 1499. sorgfältig verglichen; von der zweyten Venediger vom Jahre 1549. aber durchaus kein Gebrauch gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Schriften zur deutschen Literatur- und Kulturgeschichte von Julius Tittmann.

(Fortsetzung.)

Er kannte und liebte die Akademien, wie sie damals in jeder größern italienischen Stadt vorhanden waren, und da er von dem Sitz der fruchtbringenden Gesellschaft örtlich ziemlich entfernt war, so kam er bey einer großen Sehnsucht nach reichem geselligen und literarischen Verkehr auf den Gedanken, in seiner Vaterstadt einen Bund zu stiften, der seine persönlichen wie die nationalen Bedürfnisse befriedigte. Die Ausführung dieses Gedankens ward dadurch ermöglicht, daß im Jahr 1644 Johann Klai, Theolog und gekrönter Poet, geb. 1616 zu Meissen, aus der Schule des Wittenberger Buchner, dessen Weihnachtsidyll Joab er übersetzt hatte, nach Nürnberg kam. Das gleiche Streben, der deutschen Sprache und Literatur zu dienen, brachte die beyden Männer einander bald nahe, sie wurden genaue Freunde und beschlossen, eine poetische Gesellschaft zu gründen, deren Zweck seyn sollte, „fortan unserer Muttersprache mit reinen und zierzeigenden Reimgedichten und klugen Erfindungen emsig bedient zu seyn," und deren Formen und Bezeichnungen die einer idealen Hirtengenossenschaft waren. Das Zeichen des Einzelnen sollte ein weißes seidenes Band seyn, das an dem einen Ende mit einer Blume, am andern mit einem Schäfernamen bezeichnet wäre. Bald gewann die Gesellschaft einigen Umfang; schon 1645 trat der damals 18jährige Sigmund Betulius, eines Pfarrers Sohn, geb. zu Wildenstein in Böhmen, nach seiner Erhebung in den Adelstand v. Birken genannt, in sie ein und ward namentlich von 1649 an, wo er einen festen Wohnsitz in Nürnberg aufschlug, nächst den beyden Stiftern ihr einflußreichstes Mitglied. Der Bund entwickelte sogleich viel Thätigkeit; er gab dem Publikum von seinen Absichten Kunde, veröffentlichte kleinere Dichtungen und in rascher Folge erschien die Fortsetzung der erwähnten Gesprächspiele.

Für die Uebersichtlichkeit der Darstellung wäre es wohl gut gewesen, wenn uns der Verf. an dieser Stelle einen Blick auf das gesammte literarische Wirken der Blumenhirten, auf die Nacheinanderfolge ihrer bedeutendsten Werke hätte thun lassen; statt dessen gibt er nach einer Beschreibung der Gesprächspiele sogleich den Inhalt der zwey berühmtesten Poetiken des Ordens: des poetischen Trichters von Harsdörfer (1648) und der Teutschen Redebind- und Dichtkunst von Birken (1679) in zusammenfassender Weise an. Hiedurch erhält er zwar

den Vortheil, die Eintheilung der pegnesischen Dichtungen, welcher er folgt, durch die eignen Urtheile der Schule zu begründen; aber dieser Vortheil ist doch nur gering; und gewiß muß doch immer erst die Poesie eines Dichters zur Anschauung gebracht werden, ehe die Entfaltung seiner Aesthetik auf Interesse rechnen kann.

Der sonderbare Titel der Harsdörfer'schen Poetik gründet sich auf die Ansicht, daß die Kunst einem Jeden könne eingetrichtert werden. Wie kein Acker so schlecht, den man nicht mit Fleiß sollte fruchtbar machen können, so sey auch Niemand so unreinen Hirns, der nicht durch Nachsinnen auf vorher erlangte Anweisung eine gebundene Rede zusammenbringen könne. Zwar fließe ein Gedicht voll Feuer und Geist aus höherer Eingebung, allein die Natur thue allein nichts; es gehöre Uebung dazu. Der zukünftige Dichter sehe sich daher nach Unterweisung um, und zwar fasse er erstens einen kurzen Entwurf der Poeterey zu Sinn, studire zweytens guter Poeten Gedichte, versuche drittens Verse ohne Reim oder richte aufgelöste wieder ein, und überlasse viertens Alles Andern zur Durchsicht und Besserung.

Der Ursprung der Poesie sey in der religiösen Erhebung des Gemüths beym Anschauen des göttlichen Wesens, welches sich in Natur und Menschen offenbare, zu finden; zuerst sey sie von den Hirten geübt worden, die bey ihren Heerden müßiger als andere Stände seyen. Birken sagt noch bestimmter, sie sey geboren worden als Jubal und Jabal Trift- und Weidegenossen waren; der größte Dichter sey David gewesen, Satan aber habe die edle Poesie von ihm abgesehen und so sey sie zu den heidnischen Völkern gekommen. Ihr Zweck, sagt Harsdörfer, sey die Ehre Gottes, die Belustigung großer Herrn und gelehrter Leute, die Unterweißung der Unverständigen, sie wolle der Verständigen Nachsinnen üben, die Einfältigen lehren, die Betrübten trösten und der Fröhlichen Freude vermehren. Der Verf. macht die treffende Bemerkung, daß in dieser Zweckstellung allerdings das Moment liege, was die Schule vor dem unreinen Wesen der zweyten Schlesischen, sowie vor dem Mißbrauch der antiken Mythologie bewahrt habe, zugleich aber auch ein Hauptgrund der häufigen Ungenießbarkeit ihrer Erzeugnisse.

Reden die Poetiken vom eigentlichen Wesen der Kunst, so finden sie, daß Ein Band die Poesie und die übrigen Künste umschließen; sie ruhen auf dem Princip der Erfindung, dem natürlichen Vermögen der guten Einbildung. Nur sie, bemerkt Harsdörfer, gebe dem Dichter seinen Namen, und man müsse gestehen, daß sie Opitzen eigentlich abgehe. Später sagte er: die Poesie sey eine Nachahmung dessen, was ist und seyn könnte — ein Nachklang des aristotelischen Ausspruches über die Gegenstände der Poesie — und zwar eine idealisirende, indem der Dichter das Schöne schöner, das Abscheuliche abscheulicher mache. So erhebt man sich hier zum Versuch einer philosophischen Entwicklung. Aber es ist nur ein Versuch. Eigentlich, bemerkt der Verf., bedeute den Blumenhirten die Erfindung doch weiter Nichts, als schon Opitz: die sinnreiche Auffassung eines gegebenen Stoffes und das Benutzen der vorliegenden Gelegenheit, um irgend einen witzigen und interessanten Gedanken daran zu hängen, wobey dem Zufall sein Spiel bleibe. Halten wir dieß fest, wie ihnen der Begriff des Schönen ganz und gar fehlt, und fügen dazu das von der Zweckstellung Bemerkte, so haben wir die Hauptgründe genannt, die es den Pegnitzschäfern trotz ihres guten Willens und ihrer zum Theil außerordentlichen poetischen Gaben doch nicht zu etwas Klassischem haben kommen lassen.

Nach diesem Bericht von den Stiftern des Ordens und der Auseinandersetzung ihrer Kunstbegriffe, dem Gegenstand des ersten Kapitels, bespricht der Verfasser in vier folgenden Kapiteln ihre Leistungen im Schäfergedicht und den verwandten Gattungen, in der lyrischen, in der dramatischen Poesie und endlich in Metrik, Sprache und Ausdruck.

Es ist natürlich, daß wir den größten Antheil an den gelungensten, erfreulichsten unter ihren Werken nehmen; nächst den für die Geschichte des Ordens speciell wichtigen möchten wir denn auch hier am meisten auf sie hindeuten.

Die drey *ersten Hirtenpoesieen im engern Sinn* sind das *Pegnesische Schäfergedicht*, in den berinorgischen (noribergischen) Gefilden angestimmt von Strephon und Clajus 1644; die *Fortsetzung der Pegnitzschäferey* durch Floridan und Clajus 1645 und die *Nymphe Noris* von Montano 1650; sie haben den Hauptimpuls zum Aufkommen der schäferlichen Manier gegeben und werden vom Verf. ziemlich ausführlich geschildert. Hirten, die einsam Berg und Thal, Auen und Flüsse und Bäche und Grotten besingen oder einander begegnen und nach gegenseitiger Mittheilung ihrer Geschichte gemeinsam in dergleichen Lieder ausbrechen, bilden die Ausstaffirung, gegebene Festgelegenheiten, Lobeserhebungen hoher Personen oder merkwürdiger Dinge den nächsten Zweck dieser Dichtungen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. November.

Nro. 232. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Etymologicon magnum seu verius Lexicon saepissime vocabulorum origines indagans ex pluribus Lexicis, Scholiastis et Grammaticis anonymi cujusdam opera concinnatum.

(Fortsetzung.)

In dem Commentar gab Herr Gaisdorf zuvörderst Sylburgs treffliche Anmerkungen; dann die von F. G. Sturz theils anderswoher, theils aus Kulenkamps Adversarien gemachten Auszüge, von welchen derselbe in der Vorrede zu dem Etymolog. Gud. handelt. Ferner die reichhaltigen Anmerkungen von Sturz in dem akademischen Programm zu C. D. Becks Jubelfeyer, welches zu Leipzig 1828. 4. erschien. Die noch unedirten des nämlichen Gelehrten erstand er von den Erben des Verstorbenen um einen ansehnlichen Preis.

Dazu kamen Orionis Thebani Etymolog. ed. Sturz., Ritschelii de Oro et Orione Commentat. et Meieri Commentatio de Lexicis Rhet., Crameri Anecdota Graeca aus Oxforder und Pariser Handschriften und G. Choeroboſci Dictata in Theodosii Canones etc. ed. Gaisf.

Da er zu dem letztern Werke eine sehr fehlerhafte Handschrift gebrauchte, so fügte er aus dem Cod. Marc. 489., welche Cobet für ihn einsah, p. 7. Praef. noch eine nicht unbedeutende Anzahl von Lesarten bey.

An die Praef. schließen sich die Vorreden der früheren Herausgeber und das Excerptum ex M. H. E. Meieri Commentatione de Lexicis Rhet., worauf das erwähnte Specimen Codicis Neapolitani 133. folgt. Diese aus 138. Blättern bestehende Papierhandschrift ist befleckt, durch Feuchtigkeit verdorben, zu Anfang und am Ende mank. Dem Texte des Etymologicon schließen sich die Indices und die Addenda und Corrigenda an.

Ref. sah eine aus dem XV. Jahrh. stammende Münchner Papierhandschrift Nr. 507., ein, welche, ohne Aufschrift, so beginnt: *Ἄλφα παρὰ τὸ ἄλφω, τὸ εὑρίσκω· πρῶτον γὰρ τῶν ἄλλων εὑρέθη· ἢ παρὰ τὸ ἄλεφ, πρῶτον τῶν Ἑβραίων στοιχεῖον, ὅπερ μάθησις ἑρμηνεύεται· ἄλφω, τὸ εὑρίσκω καὶ ἀμείβω*, und mit dem Art. *ἐμῶ* endet. Sie enthält zwar nur worterklärende und sehr abgekürzte Auszüge aus dem Etymolog. m. und gibt selten Citate aus den von dem Etymologen angeführten Schriftstellern; dessen ungeachtet aber bietet sie hie und da manche bemerkenswerthe Varianten.

So z. B. läßt sie p. 3, 55., wie der Cod. Dorvill., die von dem Herausgeber eingeklammerten Worte *ἵππος, ἤγουν ὁ* vor *πῶλος* weg, erkennt Z. 56. die Worte *τῶν πώλων τε καὶ μόσχων* nicht an und liest im Folgenden *γενόμενοι* statt *γινόμενοι*. P. 4, 44. hat sie *δύω τὸ εἰςέρχομαι* (für *ὑπεισέρχομαι*. P. 5, 35. läßt sie, wie D und Vb das eingeklammerte *πᾶν* weg. P. 6, 14. gibt sie, wie D, *Ἀγήγωρ*. Z. 20. hat sie die Art. vor *ὁμογάστρων* und *ἀδελφῶν* nicht. Z. 49. bestätigt sie die von D und Vb gebotene und von dem Herausgeber aufgenommene Lesart *ἐρεθισμούς*. P. 7, 3. hat sie *τύπτετε* nicht. Z. 7. gibt sie *καὶ ἀγα-*

λίζεσθαι τὸ λοιδορεῖσθαι Ταραντῖνοι λέγουσι und B. 25. ἀναδενδράδα. B. 27. hat ſie πρᾶος καὶ nicht. P. 8, 7. lieſt ſie ἀγέρμων ſ. ἀγύρμων. B. 29. hat auch ſie ἐγορᾷ. B. 30. läßt ſie, wie D, ἀθάνατον weg; eben ſo p. 10, 24. εἴρηται δέ. B. 26. bietet ſie ἁγιαστεία· ἡγίασται, ἁγιαστὸς, ἁγιαστεία, κατὰ συγκοπὴν ἁγιαστία, ἡ ἁγιωσύνη. B. 32. ἀγηλλομένη (ἀγηλαμένη), χαίρουσα. B. 35. lieſt auch ſie ἀττικίζειν. P. 11, 35. fügt ſie nach ἀγλαΐω noch ἀγλαϊοῦμαι hinzu, das darauffolgende καὶ weglaſſend. P. 135, 28. hat ſie, wie die Marc., Φιλίας und B. 30. abgekürzt σιμν ſtatt Σιμίλος. P. 195, 54. unt. d. W. Βεῦδος beſtätigt ganz vortrefflich die Lesart παρὰ Ἑρμησιάναξι.

Am Ende des Etymologikons ließ Herr Gaisford den Aufſatz des Mönchs Anaſtaſios περὶ ἐτυμολογίας ganz nach Sylburg, dem er von David Hoeſchel aus einer Augsburger Handſchrift mitgetheilt wurde, abdrucken.

Da Ref. in dem Münchner Cod. 230. auf Baumwollenpapier in Quart, von der Hand des Mönchs Niphon im XIII. Jahrh. geſchrieben, bedeutende Abweichungen und Zuſätze fand, ſo hofft er den Freunden etymologiſcher Forſchungen keinen unwillkommenen Dienſt zu erweiſen, wenn er hier das Ergebniß ſeiner Vergleichung der Handſchrift mit der Ausgabe vorlegt.

P. 827, 5. gibt der Münchner Cod. fehlerhaft εἰρήκαμεν ſt. εἰρήνη. B. 8—9. διὰ τὸ τῷ σῶμα γρουρεῖν, wofür διὰ τὸ τὸ σ. γρ. hätte geſchrieben werden ſollen. Die folgenden Art. πορνεία — Ἅιδης mangeln hier. B. 20. fehlt der Artikel ἡ vor ἄνω στάσις. B. 21. iſt σήπεσθαι in σίττεσθαι corrumpirt. B. 23. ſteht ἐστιν ἡ σῆψις (ſt. ἡ σῆψις ἐστὶ, wofür vielmehr ἡ σῆψίς ἐστι hätte verbeſſert werden ſollen). Dann ἡ σορός. B. 23. ſind die Worte ἤτοι καταῤῥεῖ weggelaſſen. Unten hat der Cod. κοινωνία, διὰ τὸ εἰς κοινὸν εἶναι (ſ. ἰέναι) τὰ μέρη. B. 25. erkennt er στᾶ εὖρος, στᾶσις καὶ εὖρος nicht an. B. 27. fügt er nach πηροῦν Folgendes ein: Κράνιον, ἐν ᾧ κρέμαται (fehlerhaft die Handſchrift κρέμμαται, das Etym. Gud. ed. Sturz p. 343, 3. κρέμεται) ὁ νοῦς, und hierauf die oben fehlenden Artikel bis auf Ἅιδης, den er ganz wegläßt. — St. πηρονεία (B. 10.) ſchreibt er πιρωνία und πυροῦν ſt. πηροῦν. Die Worte ἢ διὰ τὸ πηροῦν τὸν νοῦν und πάλιν fehlen. Ganz richtig ſodann unſer Cod.: Ἀγνεία, διὰ τὸ ἀγνὸν εἶναι πάντα τὸν βίον ſt. ἄγονον ἴεσθαι βίον. Unten gibt er: Ἀρετὴ, ἀρέσκειν θεῷ· τί ἡ ἀρετή; τοῦτ' ἔστιν φιλητή. Man vgl. d. Etym. Gud. p. 75, 10. St. πίπτει (B. 16.), welches ſowohl das Etym. m., als das Gud. s. v. Βάπτισμα anerkennt, lieſt der Cod. ῥίπτει. Im Folgenden hat er ἀγαπᾶν τὸν θεόν. Sodann θένετος ſt. θένωτος, wofür d. Etym. m. p. 442, 33. θενῶτος, das Gud. p. 254, 44. hingegen θείνωτος gibt. Von θνήσκοντα geht er auf ἱερεῖον über, wo er die W.: λοιπὸν ἱερεὺς — ἐκλήθη ἱερεὺς nicht anerkennt, ſondern ὦ μάλεοι (l. μέλεοι), ὦ ἄθλιοι einfügt, worauf er ſo fortfährt: Κύων διὰ τί; διὰ τὸ συχνῶς κύειν, ἤτοι γεννᾶν. Πόθεν καρδία; ὡς ἐκ τοῦ κραδαίνεσθαι, ἤτοι ἀπαύστως σαλεύεσθαι. Πόθεν τράχηλος; τῆς ῥάχης (l. ῥάχεως. S. Sylburgs Anm. z. B. 46.) ἦλος. Μηροί, διὰ τὸν μερισμὸν τοῦ σώματος. Γόνυ, ὡς εἰς γῆν νεῖον (ſchr. νεῦον). Μᾶλον (l. μᾶλαι), ἐκ τοῦ μᾶλλον τῶν τριχῶν (ſ. d. Etym. m. s. v. Μᾶλαι). Χεῖρες, διὰ τὸ χρεῖσθαι (ſchr. χρῆσθαι oder χεῖσθαι. Vgl. d. Etym. m. p. 810, 40. u. d. Gud. p. 564, 1.) ῥᾷον, καὶ διὰ τὴν χρείαν (ſt. διὰ τὸ τὴν χρείαν ἐπουργεῖν). Κοιλία, διὰ τὸ τὴν τροφὴν κύειν. Πνεῦμα (l. πνεύμων), ὅτι ἐν αὐτῷ τὸ πνεῦμα. Σακελλάριος Συριστὶ ἐπιδέχεσθαι· σάκελλον γὰρ τὸ δέχεσθαι. Κῆρος, ὅτι καιόμενος ῥεῖ. Νεφέλη, διὰ τὸ τὰ νεύματα (l. νάματα) φέρειν. Νεφροί, διὰ τὸ ἐν τῷ νάτῳ (vielmehr νώτῳ) φέρεσθαι. Μετάφρενα, τὰ ὄπισθεν τῆς κεφαλῆς· ἐγγὺς γὰρ τὰ μετάφρενα ἐν τῇ κεφαλῇ. Μέσταξ, ἐν ᾧ οἱ μυκτῆρες στάζουσιν. Ὀδόντες, οἱ ἐπὶ δωδὴ (ſchr. ἐδωδῇ) ὄντες. Πόδες, διὰ τὸ παίειν τὸ ἔδαφος. Ἔντερα, διὰ τὸ τὰ ἐντὸς ῥεῖν. Νοτάριος Λωρικὴ (ſt. Ῥωμαία oder Ῥωμαϊκή. Vgl. d. Etym. m. u. d. Gud. s. v. Νοτάριος) λέξις· νότα γὰρ τὰ γράμματα. Δικανικός, διὰ τὸ τὰς δίκας νικᾶν. Κάπηλος, ὁ πωλῶν τὸν οἶνον. Ἐξόδιον, διὰ τὸ ἔξω εἶναι τοῦ βίου. Καλαμάριον, διὰ τὸ τοὺς καλάμους αἴρειν. Κῆπος, διὰ τὸ κεῖσθαι καὶ πίνειν.

Λύκος, διὰ τὸ λίαν κακός· ἢ διὰ τὸ λύειν τοὺς οἴκους. Λουτρὸν, διὰ τὸ λύειν τοὺς ῥύπους. Μονογενές (schr. *μονογενής*), *ὁ μόνος τῷ γένει ὤν. Νοτάριος, ἢ ὁ τὰ γράμματα, ἢ ὁ τὰ νοήματα τηρῶν. Ὀψάριον, ὄψον αἰρόμενον ἀπὸ τοῦ ὕδατος. Ὄφις, ἐκ τοῦ φῆσαι, ἤγουν λέξαι τῇ Εὔᾳ* (sic). *Πενθερός, ὁ τὸ πένθος αἴρων. Πόρτα, διὰ τὸ τὴν πόλιν* (τὸν *πόρον* haben d. Etym. m. p. 683, 57. u. d. Pariſ. Handſchrift 2610. b. Koes z. Orion. Theb. Etym. ed. Sturz p. 182, 28.) *τηρεῖν. Πήγανον* (ſchr. *πήγανον*), *ἡ πίσσουσα* (ſchr. *πίσσουσα*. S. d. Etym. Gud. s. v. *πήγανον* u. Koes a. a. O. Anm. 188.) *τὸν γόνον. Τρίχες, διὰ τὸ τριχῶς χέεσθαι πάρεξ τῆς ὄψεως, ἔνθα κἀκεῖσε καὶ ὄπισθεν* (vgl. d. Pariſ. Hſ. b. Koes a. a. O. S. 184, 4—5). *Στέρνα εἴρηται τὸ στῆθος διὰ τὸ στέρρον. Τράπεζα, διὰ τὸ ἀεὶ τρέπεσθαι, ἤγουν συστέλλεσθαι.* So auch d. Pariſ. Codd. d. Orion b. Koes S. 184, 6.

(Schluß folgt.)

Kleine Schriften zur deutſchen Literatur- und Kulturgeſchichte von Julius Tittmann.

(Schluß.)

Immer und immer ſchwächere Nachahmungen ſind ihnen gefolgt, bis endlich die ganze Schäferpoeſie gegen das Ende des 17. Jahrhunderts auf Gratulationen und Genealogien hinausging. Unter den ſogenannten Helden- oder Groß-Gedichten, auch Geſchichtsgedichte genannt, in denen Birken Meiſter war, hebt der Verf. beſonders den Oſtländiſchen Lorbeerhain 1657 hervor, einen Preis des Hauſes Oeſtreich, in welchem die Kaiſerbilder von Rudolph von Habsburg an bis auf Ferdinand und neben ihnen die Büſten berühmter Zweige ihres Hauſes von der Nymphe Noris erklärt werden. Der Ref. ſagt darüber: „Wer ſich die Mühe nehmen wollte, dieſes Gedicht einmal genauer anzuſehen, der würde erſtaunen über die Menge des Vortrefflichen, welches ihm hier faſt auf jeder Seite geboten wird. Das Einzelne iſt oft ſo anziehend, daß wir darüber vergeſſen, wie wenig daſſelbe in den Zuſammenhang paßt.“ Klaj's ſchwediſches Fried- und Freudenmahl 1619, Irene 1650 und der Geburtstag des Friedens 1650 ſind bald ſchwulſtige bald platte Beſchreibungen der Nürnberger Friedensfeyer; ſeine früheren Erzeugniſſe, die freylich nicht ganz ihm angehörigen Weihnachtslieder ſind dagegen einfach und zeichnen ſich durch warmen und anſprechenden Vortrag aus. Harsdörfers Nathan, Jotham und Simſon 1650, ein lehrhaftes Werk, welches 300 Fabeln und Parabeln, 300 geiſtliche Dichtungen und 200 Räthſel enthält, nennt der Verf. einen guten Fund in einer troſtloſen Zeit; ſo tüchtige Geſinnung ſey darin ausgeſprochen, ſo ſcharf ſey die zu Grunde liegende Beobachtung, ſo gewandt der Ausdruck.

In der lyriſchen Poeſie hat Harsdörfer, wo er die leidige Lehrhaftigkeit bey Seite legte, manches Anſprechende geliefert; am bedeutendſten iſt er in der Beſchreibung beſtimmter Gegenſtände. So iſt ein vom Vf. angeführtes zu ſeiner Zeit ſehr berühmtes Lied über ein Schöpfrad recht gut zu leſen und man wird es nicht ohne Intereſſe mit dem Gedicht eines neueren Dichters über denſelben Gegenſtand vergleichen. Bey Klaj liegt überall lebendige Anſchauung der Natur und Reichthum der Phantaſie zu Tage, aber ſeine Ruheloſigkeit läßt ihn ſelten zu einem in ſich abgeſchloſſenen Gedicht kommen. Von Birken führt der Verf. einige Verſe an den Grafen von Windiſchgrätz an, die ſehr gelungen ſind, und ſagt von einer Reihe andrer Lieder, daß in ihnen des Guten viel enthalten ſey. — Dem geiſtlichen Liede war die Schäferpoeſie nicht günſtig; Birkens Weihrauchkörner ſind nicht erbauungskräftig; Harsdörfers hochbewegliche Sonntagsandachten trocken reflectirend; Klaj's Lieder ſpielend. Es iſt ein hartes, aber wohl gegründetes Urtheil, daß der Streit wider Fleiſch und Welt, der den Hauptinhalt ihrer Lieder ausmache, mehr rhetoriſch angeeignet ſey, als auf Ueberzeugung beruhe.

Durch das vorwaltende Streben, immer lehren zu wollen, ſind auch die dramatiſchen Arbeiten der drey Freunde bezeichnet. Die phantaſiereichſten ſind die geiſtlichen Stücke Klaj's: der Engel- und Drachenſtreit, Herodes der Kindermörder, die Weihnachtsfeyer, der leidende Chriſtus u. ſ. w., alle zwiſchen 1644 und 1650 entſtanden. Es ſind wunderliche zwiſchen den mittelalterlichen Myſterien und den modernen Melodramen die Mitte haltende Spiele, die vom Dichter in eigner Perſon an kirchlicher Stätte nach beendigtem Gottesdienſte aufgeführt wurden. Die Handlung begann mit Muſik; dann erſchien der Dichter, ſchaute das Drama, vermittelte es durch Vortrag der Gemeinde und ward dabey durch Chöre, welche die einzelnen Acte ſchloßen, oder durch Solo's, Duette und Terzette, welche die lyriſchen Stellen durchführten, unterſtützt. Wahrlich, die allermerkwürdigſten Verſuche, die Einfalt des prote-

stantischen Cultus auszuschmücken; von denen Gervinus mit Recht sagt, daß wir bey ihnen gleichsam am Uranfang des Dramas stehen. Birken hat erfindungsvolle Festaufzüge aufgeführt: sein berühmtestes Werk dieser Art ist das Friedensschauspiel 1650, dessen Beschreibung man nicht ohne Verwunderung über das außerordentliche Talent des Dichters, öffentlichen Festen ein geistig anregendes poetisches Beywerk zu geben, lesen kann. Harsdörfers Schauspiele, meist fremden nachgebildet, haben die sonderbare Bestimmung, nebenbey ganz fremdartige Dinge, als Logik und Redekunst zu lehren und sind daran, obwohl sie manches Gute enthalten, natürlich verunglückt.

In der metrischen Kunst stehen die Freunde auf der Höhe ihrer Zeit; keines der damals bekannten Versmaße haben sie unversucht gelassen; eben so freylich auch keine denkbare Künstelen, wie z. B. die der gehäuften Reime und das sog. Bildgebäude, bey denen es auf die Länge und Kürze der Zeilen in der Art ankam, daß das Gedicht dem Auge des Lesers eine gewisse Gestalt, etwa einen Ambos oder einen Thurm vorstellte. Um die Sprache, deren Reinerhaltung man als Gewissenssache betrachtete, hat sich Harsdörfer wirkliches Verdienst erworben. Er trat dem maßlosen Widerstand gegen Fremdwörter, den man damals vielfach übte, ebenso als dem Mißbrauch derselben, den er wohl auch durch Spottlieder lächerlich zu machen suchte, — entgegen. Die lang eingebürgerten Eindringlinge, behauptete er mit Recht, müsse man dulden und dürfe unberufen nichts Neues erfinden. Auf allen deutschen Universitäten, verlangte er, sollten neben den Lehrern der alten Sprachen Lehrer der deutschen angestellt werden. Zur allgemeinen deutschen Schriftsprache müsse man die oberdeutsche erheben, die man aus Luther und den Reichsabschieden kennen zu lernen habe. — Auch im Ausdruck ist Harsdörfer tüchtig. Er kennt die Erfordernisse eines guten Styls und schreibt eine für seine Zeit gewandte Prosa, die von den langen einschachtelnden Perioden, die man damals liebte, ganz frey ist. Daß die Blumenhirten freylich aus dem edeln Metall der Sprache vielen Tand geschmiedet haben, um ihren Erzeugnissen durch Klang und Fall eine sinnliche Kraft zu geben, ist bekannt; hier gegebene Proben bezeugen, daß sich Harsdörfer darin die größte Fertigkeit erworben hatte, während Klaj durch die Sucht, seine Macht über die Sprache zu zeigen, bisweilen in das Reich des völlig Kindischen verschlagen ward. Dieß wäre indeß weniger von Bedeutung, wenn nicht der Aufwand an äußerem Prunk schon bey den ersten Blumenhirten mit jener Hypergenialität der Gedanken in Verbindung gewesen wäre, durch welche sich die Genossenschaft besonders in späterer Zeit zum Gegenstand des Spottes gemacht hat. Uebrigens ist Harsdörfer hier auf besserer Spur als seine Freunde; er will die gesuchten und gezwungenen Bilder und Gleichnisse eben so wenig zulassen als die abgenutzten. Gut wär's freylich, wenn man die seinem poetischen Trichter einverleibte wunderliche Floskelsammlung für angehende Poeten mit dem Verf. für eine praktische Satyre gegen die Poetaster halten dürfte; allein die Annahme einer so gesunden und glücklichen Gegenwirkung erscheint, wie sie denn ohne Beweise hingestellt ist, leider allzukühn.

Mit einem Blick auf das Spiel mit Emblemen, gemalten Gleichnissen, denen die nöthige Erklärung beygefügt war, und welche Harsdörfer so liebte, daß er sie der „stummen" Malerey vorzog, schließt der Verf. seinen Bericht über die Leistungen der Schule und gibt darauf einige kurze Andeutungen über die Frage, ob Verbindungen wie sie, der Literatur zum Vortheil oder Nachtheil gereicht haben. Er bemerkt, wie sich unter dem Schutz, den der Orden seinen Mitgliedern zu Theil werden ließ, selbst die elendesten Machwerke breit machen konnten, wie sich in allen jenen Gesellschaften nichts ursprünglich Deutsches fand, indem selbst die Bundesformen von den Fremden entlehnt waren und man bey aller Bemühung für deutsche Sitte und Sprache das Wesen der deutschen Poesie verkannte; anderseits, wie anerkennenswerth doch das Streben der Nürnberger Poeten im Ganzen sey, wie sie im Gegensatz zu der Verstandespoesie der ersten Schlesischen Schule die Rechte der Phantasie wieder erkannt und geübt haben und, hätten sie nicht die Würde der Poesie in der Lehrhaftigkeit gesehen, der im 18. Jahrhundert erreichten Stufe der deutschen Literatur nahe gekommen seyn würden.

Man wird aus dem Mitgetheilten erkennen, daß die Gabe des Verfassers eine recht dankenswerthe ist. Dürften wir einen Wunsch äußern, so wäre es der, daß er seine ausgezeichnete Kenntniß der Nürnberger Poesie dazu benutzen möge, die gelungensten ihrer Erzeugnisse in einer kleinen Sammlung herauszugeben; er würde damit ein wirkliches Bedürfniß befriedigen und das Verdienst seiner Arbeit wesentlich erhöhen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. November.

Nro. 233. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Etymologicon magnum seu verius Lexicon saepissime vocabulorum origines indagans ex pluribus Lexicis, Scholiastis et Grammaticis anonymi cujusdam opera concinnatum.

(Schluß.)

Damit schließt dieser Aufsatz in der Münchner Handschrift, welche Alles, was in der Ausgabe S. 828, 11. von d. W. εἴρηται an bis V. 50. vorkommt, mit Ausnahme des Art. *Νοτάριος* (V. 24.), wegläßt.

Hierauf folgt in derselben Bl. 296, a. *Νείλου μοναχοῦ ἑρμηνεία τῶν παροιμιῶν* und Bl. 297, b. — 303, a. die *ἐτυμολογία τῆς ἑξαημέρου*.

Wann und wo dieser Neilos gelebt habe, ist unbekannt. Weder Leon Allatios in seiner Diatriba de Nilis (in Fabricii Biblioth. Gr. Lib. V. ed. Hamb. 1712.), noch Harleß in Fabricii Bibl. Gr. Vol. X. p. 1. seqq., noch Fabricius Bibl. Gr. T. X. p. 22—23., wo er die Graeca Etymologica inedita aufzählt, kennen diesen Etymologen.

Neilos Auslegung der Sprichwörter ist allegorisch. Sie enthält Bl. 296, b. bloß diese etymologische Bemerkung: *Λύχνος* (schr. *λύχνος*), *παρὰ τὸ λύειν τὸ νύχος* (schr. *νύχος*), *τοῦτ' ἔστιν τὸ σκότος, ἀφ' οὗ ἡ νύξ*. Vgl. d. Etym. m. u. d. Gud., wie auch das des Orion s. v.

Im Hexaemeron stimmt der Verfasser oder vielmehr Sammler gar häufig mit dem Etym. Gud. zusammen und bestätigt auf diese Weise, daß diese Etymologien der Alten, wie schon Sylburg zu Anastasios bemerkte, gleichsam von Hand zu Hand gegangen, ungeachtet sie bisweilen mehr philosophisch, als grammatisch, d. i. mehr sach-, als worterklärend sind. Da in keinem Manuscriptenkatalog selbst der berühmtesten Bibliotheken dieser Etymologien gedacht wird, so erlaubt sich Ref. aus der Münchner Handschrift (schade, daß sie oft sehr fehlerhaft geschrieben ist!) hier einige Proben mitzutheilen.

Bl. 297, b. beginnt Neilos: *Πόθεν πνεῦμα; παρὰ τὸ παντὶ* (Bl. 298, a.) *νεύειν καὶ φυσῶν, ἤτοι πνίων* (wofür wohl *φυσᾶν — πνέειν* oder *πνεῖν* zu schreiben seyn dürfte). *Παρὰ τί ἀρχή; παρὰ τὸ κατὰ φύσιν πάντων τῶν μετ' αὐτῶν ἄρχειν. Πόθεν οὐρανός; παρὰ τὸ φέρειν τὸν νοῦν ἄνω, ἢ παρὰ τὸ ἄνω ὁρᾶσθαι τὸν νοῦν* (vgl. d. Etym. Gud. p. 442, 4—5.). *Πόθεν γῆ; παρὰ τὸ παγεωθῆναι, ἤγουν μὴ φαίνεσθαι* (richtig d. Etym. Gud. p. 125, 18—19. *φέρεσθαι*), *ἀλλ' ἀκίνητον ἔχειν τὴν βᾶσιν* (schr. *βάσιν*). *Πόθεν ἀήρ; παρὰ τὸ ἀραιὸν εἶναι αὐτὸν καὶ πᾶσιν ἀναπνευστικόν. Πόθεν πῦρ; παρὰ τὸ εἶναι ἀναφαίρετον καὶ πρὸς τὰ ἄνω ἐπαίρεσθαι. Ὕδωρ, παρὰ τὸ ὕειν καὶ δύειν, ἤγουν διατρέχειν καὶ διαχεῖσθαι καὶ ῥέειν. Φῶς, παρὰ τὸ πόῤῥωθεν φαίνειν καὶ καθορᾶν τοὺς ἅπαντας. Παρὰ τί λευκόν; παρὰ τὸ εἰρῆσθαι τὸ εὔκολον, ἤγουν αὐτὸ τὸ φῶς. Σκότος, παρὰ τὸ ἐντὸς φωτὸς εἶναι σκιάν. Βυθός, παρὰ τὸ εἶναι βάθος, ἢ παρὰ τὸ δύειν, τὸν δύντα λοῦ-*

σαι ἐν αὐτῷ καὶ εἰς σίδηρον καὶ μόλυβδον καὶ μὴ δρᾶσθαι (ſ. ἰσθοσθ d. Etym. Gud. p. 117, 3 u. 5.).

Ἡμέρα δευτέρα.

Παρὰ τί στερέωμα; παρὰ τὸ εἶναι καθ' ὑπερβολὴν ἰσχυρόν· ἐπεὶ (richtig d. Etym. Gud. *ἐπὶ*) *γὰρ τῶν κατ' ἰσχὺν ὑπερβαλλόντων τέτακται* (*τέταται* d. Etym. Gud.)· *διὰ* (*καὶ* ſt. *διὰ* d. Etym. Gud.) *γὰρ τὸ κραταιὸν καὶ ἀνένδοτον στερέωμα εἴρηται. Νεφέλη, παρὰ τὸ ἀφέλειν* (ſchr. *ἀφελεῖν*) *τὸ νάμα* (sic), *ἤτοι ἐφέλκεσθαι τὸ ὕδωρ. Βροντή, παρὰ τὸ βιαίως τελεῖσθαι, ἤτοι ὑπερμεγίστως ἐκρήγνυσθαι τὸν αὐτῆς ψόφον ἀπὸ πλείστων νεφῶν διακρούσεώς τε* (ſchr. *διακρούσεως τε*. S. Spohn ad Isocrat. Panegyric. §. 89, 4. p. 57. ed. Baiter.) *καὶ συγχύσεως. Ἀστραπή, παρὰ τὸ ἀστεροπή, καὶ Ὅμηρος ἐκάλεσεν ἀντὶ ὀφθαλμοῦ λάμποντος· ὤπα* (*ὦπες* d. Etym. Gud.) *γὰρ οἱ ὀφθαλμοὶ λέγονται, παρὰ τὸ φαίνειν τὴν ἀστραπὴν ὡς ὀφθαλμοὺς οὐρανίους, ἤτοι τοὺς ἀστέρας· διὰ τοῦτο γὰρ τὴν ὁμοιασίαν ἔχει, ἤτοι φωῆς, ἀπὸ ῥοῆς· συγκοπῆς γὰρ γενομένης τῶν νεφῶν μετὰ τῶν ὑδάτων ἐν τῷ ἀέρει* (l. *ἀέρι*) *ἐκτελεῖται ἡ ἀστραπὴ ἅμα τῇ βροντῇ* (vgl. d. Etym. Gud.).

Ἡμέρα σϛ.

Παρὰ τί ἄνθρωπος; παρὰ τὸ ἄνω θρεῖν τὴν ὤπαν (sic, *θρεῖν τὸν ὦπα* d. Etym. Gud. p. 58, 9. *)), *ἤγουν βλέπειν, ἢ τὸ ὀρθῶς περιπατεῖν· πάντων γὰρ τῶν κτηνῶν κάτω βλεπόντων μόνος ὁ ἄνθρωπος ἄνω βλέπει. Παρὰ τί κεφαλή; παρὰ τὸ κύειν αὐτῇ* (*αὐτὴν* d. Etym. Gud. p. 317, 57.) *τὰ ὠφέλιμα, ἤγουν τὸ ἐν αὐτῇ ἔχειν τὰ ὠφελοῦντα τὸν ἄνθρωπον αἰσθητήρια. Παρὰ τί ἐγκέφαλος; παρὰ τὸ εἶναι αὐτὸν ἔσωθεν τῆς κεφαλῆς καὶ ἅμα τῇ κεφαλῇ. Παρὰ τί μέτωπον; παρὰ τὸ εἶναι αὐτὸν* (l. *αὐτὸ*) *ἐπάνω τῶν ὤπων, ἤγουν τῶν ὀφθαλμῶν. Κρόταφος; παρὰ τὸ εἶναι αὐτὸν τάφος τοῦ ὀνόματος* (*τοῦ ὀφθαλμοῦ* d. Etym. Gud. p. 349, 28.). *Παρὰ τί ὀφρύες; παρὰ τὸ φύρεσθαι αὐτὰς καὶ ἀλλοιοῦσθαι· ἐπὶ μὲν γὰρ ὀργῇ ἀνωφερὴς* (ſchr. *ἀνωφερεῖς*) *τινας καὶ ἀγρίας καὶ κυρτουμένας ἐπὶ τὰ ἄνω· ἐπὶ δὲ ἱλαρότητι* (ſchr. *ἱλαρότητι*) *εὐθείας καὶ ἡπλωμένας καὶ κατωφερὴς* (ſchr. *κατωφερεῖς*). *Παρὰ τί ὀφθαλμός; παρὰ τὸ ὄπτω, τὸ βλέπω, ἢ παρὰ τὸ ὀφθελίαν* (ſchr. *ὠφθαι λίαν* nach d. Etym. Gud. p. 444, 7.) *καὶ τὸ μωῦς* (d. Etym. Gud. hat *τόρως*). *Παρὰ τί βλέφαρα; παρὰ τὸ αἴρειν καὶ βλέπειν.*

So viel hierüber.

Was die äußere Ausſtattung des Etymologikons anlangt, ſo iſt ſie wahrhaft prachtvoll und vollkommen der inneren entſprechend. Nur können wir einen Uebelſtand nicht unberührt laſſen: wir meinen die enorme und für den Gebrauch des Werkes ſehr unbequeme Dicke des Bandes, welcher im Ganzen 2530 Seiten faßt und füglich in zwey Theile hätte getrennt werden können.

Der Preis iſt verhältnißmäßig gegen andere engliſche Werke wirklich ſehr billig geſtellt, und wir ſind dafür dem hochverdienten Herausgeber zu dem größten Danke verpflichtet, weil ſo auch Unbemitteltere in Stand geſetzt ſind, zur gründlichen Förderung ihrer Studien ſich dieſes höchſt ſchätzbare Werk anzuſchaffen.

J. G. K.

Der Söldnerkrieg der Karthager, ein hiſtoriſcher Verſuch von Valentin Seibel, Profeſſor am königlichen Gymnaſium zu Dilingen. (Programm zum Jahresberichte des Gymnaſiums zu Dilingen. 1848.)

Nach der unglücklichen Seeſchlacht bey den Aegatiſchen Inſeln blieb den Karthagern, obwohl ihr Feldherr Hamilkar noch unbeſiegt ſeine feſte Stellung auf dem Berge Eryx behauptete, bey der gänzlichen Erſchöpfung ihrer Kräfte Nichts übrig, als den Frieden von den erbitterten Gegnern zu ſuchen. War auch bey dem Verhältniß der beyden kriegführenden Mächte zu einander

*) Vielleicht iſt in der fraglichen Stelle *ἀθρεῖν τὴν ὦπα* zu leſen.

vorherzusehen, daß es früher oder später noch zu einem heftigen Zusammenstoße kommen mußte, so war doch für die erste Zeit Waffenruhe und Stillstand der Feindseligkeiten dringendes Bedürfniß nicht minder für Rom, wie für Karthago; denn auch jenes hatte während der letzten Kriegsjahre nur durch die aufopferndste und uneigennützigste Hingebung seiner Bürger, von welchen die Reicheren aus eigenen Mitteln sogar eine Flotte bauten und ausrüsteten, den Kampfplatz behaupten können. Für die Karthager indeß brachte der abgeschlossene Friede, abgesehen von den härteren Bedingungen, die sie sich als die Besiegten gefallen lassen mußten, keineswegs die gehofften Segnungen. Ein Krieg im eigenen Lande, gegen aufrührerische Söldnerhorden und abtrünnige, durch langen Druck erbitterte Unterthanen wartete ihrer, gleich als hätte das Geschick sie durch Noth und Drangsale darauf hinweisen wollen, wo die verwundbarste Stelle ihres ganzen Staatslebens zu suchen sey und wie sie, wenn auch im ausgedehntesten Besitze aller materiellen Kräfte, dennoch gegenüber dem Patriotismus und Freyheitssinne, der den einzelnen Römer beseelte, bereits vor der Entscheidung durch die Waffen moralisch der unterliegende Theil waren.

Diesen Krieg, welcher von den griechischen Schriftstellern gewöhnlich der Libysche genannt wird, hat Polybius gegen das Ende des ersten Buches seiner Universalgeschichte, ziemlich in die Details eingehend, beschrieben, zuverlässig nicht sowohl aus einer gewissen Vorliebe für seinen Helden Barkas, wie Brandstäter meint (die Geschichten des Aetolischen Landes, Volkes und Bundes. S. 224), als weil eben die Begebnisse dieses Kampfes für die Auffassung des Zusammenhangs, der zwischen dem ersten und zweyten punischen Kriege Statt findet, von größter Wichtigkeit sind und überdieß einen tiefen Blick in das innere Leben und den Character der karthagischen Staatsverwaltung thun lassen, so zwar, daß manche Erscheinungen, welche uns in den punischen Kriegen begegnen, erst durch die ausführliche Darstellung des Libyschen Krieges, wie sie uns Polybius hinterlassen hat, ihre Beleuchtung und Erläuterung erhalten.

Hr. Seibel hat sich in der oben angeführten Gelegenheitsschrift der sehr verdienstlichen Arbeit unterzogen, die Geschichte dieses Krieges, welcher wegen der überwiegenden welthistorischen Bedeutung der ihm zunächst vorangehenden und nachfolgenden Ereignisse in den gewöhnlichen Geschichts-Compendien in den Hintergrund gedrängt und nur kurz abgefertigt wird, durch eine wohlgeordnete, lichtvolle Darstellung nach seinen Einzelnheiten zur Anschauung zu bringen. Nach einer kurzen Einleitung, in welcher der Hr. Verf. mit einigen kräftigen Strichen den Leser in die Zeit der zu schildernden Begebenheiten versetzt und dessen Interesse durch einen vorläufigen Ueberblick der großartigen Eindrücke, welche sich an die Vorgänge dieses kurzen aber blutigen Krieges knüpfen, zu gewinnen weiß; wendet sich derselbe zunächst zu den Quellen und Vorarbeiten, welche ihm für seinen Zweck vorlagen. Hr. S. nimmt hiebey Veranlassung, Polybius und dessen historische Wahrhaftigkeit gegen ungerechte Verunglimpfung in Schutz zu nehmen. Man wundert sich in der That, wie wohlfeil hin und wieder die Beweisgründe sind, mit welchen man die Zuverlässigkeit des Polybius als Geschichtschreibers hat in Frage stellen wollen. So sagt z. B. Bekker (Vorarbeiten zu einer Geschichte des zweyten pun. Krieges. S. 13): „Außerdem beruft sich auch Polybius schon, um sich etwa vor dem Vorwurfe der Verfälschung historischer Facten zu sichern, auf die Verschiedenheit der Ansichten unter den Geschichtschreibern über die Veranlassung des Söldner-Krieges, und daher mag er es uns nicht übel nehmen, wenn wir seine Erzählung, die jedes Zeichen der Unächtheit an sich trägt, hier verwerfen und an andere Berichte uns halten.“ Als Beweisstelle für dieses absprechende Urtheil wird in einer Anmerkung Polybius I, 65, 9 citirt; kaum traut man aber seinen Augen, wenn man die ganz unverfängliche Stelle aufgeschlagen hat und nun nach Bekkers Zumuthung den Ausdruck ὑπὲρ οὗ auf den libyschen Krieg und nicht auf den unmittelbar vorher erwähnten Hannibalischen Krieg beziehen soll. Eine gerechtere und gründlichere Würdigung hat Polybius in der geistreichen Schrift von K. W. Nitzsch (Polybius. Zur Geschichte antiker Politik und Historiographie. Kiel 1842) gefunden, woselbst S. 107 ff. zu vergleichen.

Bezüglich der Vorarbeiten und Hülfsmittel, welche Hr. S. als bey seiner Darstellung benützt aufzählt, bemerken wir noch, daß eine ausführliche Erzählung des Söldnerkrieges sich bereits im 15. Bande der allgemeinen Welthistorie von Baumgarten vorfindet, welche indeß, wie wir gerne zugeben, dem Hr. Verf. keinerley Ausbeute geboten haben würde. Auch der neueste Erzähler dieses Krieges, Karl Haltaus (Geschichte Roms im Zeitalter der pun. Kriege. Leipzig 1846) beschränkt sich S. 489—505 auf eine ziemlich trockene Wiedergabe des Berichtes, wie er sich bey Polybius an Ort und Stelle findet.

Hr. S. ebnet sich den Boden für seine Erzählung der interessanten Thatsachen dieses Kampfes durch eine sehr eingehende Untersuchung über das Heerwesen und die Provinzial-Verwaltung der Karthager. In anschaulicher, lebendiger Sprache werden die verschiedenen Nationen, welche dem karthagischen Staate Söldnerdienste leisteten, mit ihren mannichfaltigen Eigenthümlichkeiten in

Tracht, Bewaffnung, Kampfart u. ſ. w. gleichſam wie bey einer großen Heerſchau vor unſeren Augen vorübergeführt. Es leuchtet von ſelbſt ein, wie ſchwierig es ſeyn mußte, ſolche Maſſen, die durch kein höheres Intereſſe, bloß durch den leidigen Gewinn beſtimmt wurden, zu beherrſchen und in Ordnung zu halten; wie ferner, wenn der Staat ſey es aus wirklichem Mangel oder aus einem übelberechneten Sparungsſyſtem gegen ſolche Schaaren mit den bedungenen Zahlungen im Rückſtande blieb, die ganze Furchtbarkeit dieſer bewaffneten Macht ſich gegen deſſen eigene Eingeweide kehren mußte. So ſucht der Hr. Verf. weiterhin nachzuweiſen, wie der finſtere, despotiſche Geiſt, der die Karthager gleichwie in ihren Religionsgebräuchen, ſo in ihrem Staatsleben charakteriſirt, auch bey der Verwaltung der ihrem Regimente unterworfenen Provinzen ſich geltend machte und keine Ungerechtigkeit ſcheute, wo ſie nur dazu diente, Kaſſen und Magazine zu füllen; ſo daß man ſich nicht wundern dürfe, wenn meuteriſche Söldnerhaufen in den Bewohnern dieſer hartbedrückten Länder die nächſten und natürlichſten Bundesgenoſſen fanden, um an dem gemeinſchaftlichen Feinde ſchwere Rache zu nehmen.

An dieſe erläuternde Vorbemerkung knüpft Hr. S. ſehr paſſend gleichſam als hiſtoriſchen Beleg zu den eben angeſtellten Betrachtungen und als Uebergang zur Sache ſelbſt die kurzgefaßte Erzählung eines Aufſtandes der Libyer im Jahre 396 v. Chr., wo ſchmählicher Verrath, deſſen ſich der karthagiſche Feldherr Himilko gegen die Miethtruppen ſchuldig gemacht hatte, eine Empörung jenes Volkes hervorrief, welche gewiſſermaſſen als Vorſpiel zu dem blutigen Drama gelten kann, das uns in der Geſchichte des Söldnerkrieges vor Augen geſtellt wird.

Was nun die einzelnen Begebenheiten und Thatſachen des Krieges, deren ausführliche Schilderung nunmehr in fünf Abſchnitten folgt, anlangt, ſo war hier Hr. S. allerdings zunächſt allein an Polybius gewieſen, da bey allen übrigen Hiſtorikern außer ganz dürftigen Notizen über dieſen Gegenſtand Nichts zu finden iſt. Dieß war jedoch für den Hr. Verf. kein Hinderniß, bey dem Entwurfe und Colorite ſeines Bildes einen ſelbſtſtändigen Weg zu gehen. Während bey Polybius bekanntlich Eleganz und Schmuck des Ausdrucks den geringſten Antheil an dem Intereſſe haben, welches ſeine Geſchichte erregt; hat Hr. S. durch eine ſehr belebte, überall von der eigenen Wärme für den behandelten Gegenſtand zeugende Darſtellung die Reihe der einzelnen Thatſachen zu einem anziehenden und geſchmackvollen Gemählde verbunden, ohne der objectiven Wahrheit Eintrag zu thun oder durch ein Uebermaß rhetoriſcher Zuthat ſeinen Stoff zu verfärben. Als beſonders gelungen müſſen wir in dieſer Beziehung die Schilderung der Schlacht am Bakaras, ſo wie die anmuthige Epiſode von dem jungen Numidierhäuptlinge Naravas bezeichnen.

Zum Schluſſe beſpricht der Hr. Verf. noch in einem Abſchnitte die Folgen dieſes Krieges, als deren nächſte für die Karthager der Verluſt der Inſel Sardinien ſich darſtellt. Noch unheilvoller jedoch war, wie Hr. S. mit Recht bemerkt, der Same der Zwietracht, der zunächſt von der feindlichen Stellung, welche in dieſem Kriege Hamilkar und Hanno gegen einander annahmen, ausgehend, in den Reihen ihrer Partengänger zu einer üppigen Saat emporſchoß, die Kräfte des karthagiſchen Staates durch verderbliche Sonderbeſtrebungen ſchwächte und ſo zu dem nachmaligen Sturze deſſelben weſentlich beytrug.

Die Gränzen dieſer Anzeige verſtatten es nicht, noch näher auf die dem Texte dieſer Abhandlung beygegebenen gelehrten Bemerkungen einzugehen, welche theils die Erklärung des Polybius, theils Gegenſtände der karthagiſchen Staatsverfaſſung, theils Berichtigungen früherer Erzähler dieſes Krieges betreffen. Wir begnügen uns, die Freunde hiſtoriſcher Studien, namentlich diejenigen, denen Polybius minder zugänglich ſeyn ſollte, auf dieſe intereſſante Schrift aufmerkſam zu machen; und hegen die Ueberzeugung, daß zur Erweckung des Intereſſes für die Geſchichte, welches eigenthümlicher Weiſe ganz im Widerſpruche mit den Forderungen der gegenwärtigen Zeitverhältniſſe bey unſerer ſtudirenden Jugend faſt mehr in Abnahme begriffen, als wachſen zu wollen ſcheint, die Methode, mit welcher Hr. S. ſeinen Gegenſtand behandelt hat, vorzugsweiſe geeignet und erſprießlich ſeyn dürfte.

H.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. November.

Nro. 234. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Oeuvres de Macrobe. Traduction nouvelle par MM. Henri Descamps, N. A. Dubois, Laass d'Aguen, A. Ubicini Martelli. Tome III. Paris C. L. F. Panckoucke, Editeur. 1847. 608 S. 8.

Nach dem, was Ref. in den Gelehrten Anzeigen 1847. Nr. 153 — 155. über die beyden ersten Bände dieses Werkes ausgesprochen hat, möchte es kaum gerechtfertigt erscheinen, daß er dem dritten Bande eine eigene Besprechung widmet; allein es wird sich im Folgenden zeigen, daß wenigstens ein Theil desselben einer solchen nicht ganz unwürdig ist.

Dieser dritte Band zerfällt nämlich in zwey Haupttheile, von denen der erste (S. 4 — 180) die Ueberschrift trägt: Des différences et des rapports du verbe grec et du verbe latin. Traduction nouvelle par M. Laass d'Aguen, Membre de la Société Asiatique de Paris, der zweyte (S. 181 — 590): Le songe de Scipion. Traduction nouvelle par M. N. A. Dubois, Professeur de l'Université. Daran schließt sich dann (S. 594 — 603) eine Table analytique des matières grammaticales, philosophiques et historiques traités dans les oeuvres de Macrobe, und (S. 604 — 608) eine Table des matières du tome troisième. Von den genannten Uebersetzern ist uns Hr. Dübois bereits als Verfasser der dem ersten Bande vorausgeschickten Notice sur Macrobe bekannt. Die große Leichtfertigkeit, mit welcher jene abgefaßt ist, erweckt für dieses sein Werk kein gutes Vorurtheil; auch erhebt sich dasselbe nicht im Geringsten über das, was in der früheren Anzeige über die Art und Weise dieser Uebersetzungen gesagt worden ist. Die schwierigeren Stellen sind meistens so übersetzt, daß der Sinn der Hauptsache nach getroffen ist; öfters aber auch so frey, daß man kaum erkennen kann, welche Ansicht Hr. D. von den einzelnen Worten des Textes hat. Freylich fehlt es auch nicht an entschiedenen Unrichtigkeiten. So ist S. 243 (I, 6, 71), wo von den Stufen der Entwicklung des menschlichen Körpers die Rede ist, der Satz: Ideo et tutela puerili quasi virile jam robur absolvitur; de qua tamen feminae, propter votorum festinationem, maturius biennio legibus liberantur, übersetzt: les symptômes de force virile revèlent à l'adolescent l'époque de sa majorité, que les lois ont avancée de deux ans pour les femmes à cause de la précocité de leur organisation, wo das Wort vota, welches die Verheirathung bedeutet, offenbar mißverstanden ist. — S. 464 (II, 6, 7), wo davon die Rede ist, daß sich die Rundung der Erde auf der Fläche nicht darstellen ließe, heißt es im Texte: mutuati sumus altitudinis intellectum a circulo qui magis horizon quam meridianus videatur, d. h. die Kreislinie, welche die Figur einschließt, und welche einen Horizont darzustellen scheint, sey nicht als solcher zu betrachten, sondern als ein Meridian, d. i. als die Linie, welche durch unsern Wohnort selbst gezogen sey und also die Rundung unserer Hemisphäre angebe; in der Uebersetzung steht aber: nous avons du moins essayé de la faire comprendre (la sphéricité), en usant pour notre démonstration non pas des méridiens, mais de l'équateur et de

ses parallèles, par ce que ce dernier cercle est susceptible de remplacer l'horizon, was mit den angegebenen Worten des Schriftstellers ebenso wenig zusammenstimmt, als mit der dazu gezeichneten Figur, in welcher der Aequator und die Parallelkreise wie gewöhnlich wagerecht gezeichnet sind, so daß diese nicht den Horizont unsrer Hemisphäre bezeichnen kann. Die Schuld dieser Unrichtigkeiten fällt aber nur zur Hälfte auf Hrn. Dübois. Hat doch Hr. Mahül in der Nisard'schen Sammlung die erstere Stelle auch so übersetzt: les symptômes de virilité font entrevoir à l'adolescent l'époque de sa majorité, que les lois ont avancée de deux ans en faveur de la jeune fille à cause de la précocité de son organisation, und die andere: mais nous avons cherché à faire sentir cette sphéricité, en nous servant, pour notre demonstration, non des méridiens, mais de l'équateur et de ses parallèles, parceque ce dernier cercle peut remplacer l'horizon, und diesem hat Hr. Dübois treulich nachahmen zu müssen geglaubt. Er war auch hier der Ansicht, wie bey seiner Notice: „M. Mahul avoit fait si bien que nous n'avons pas cherché à mieux faire." Man sieht schon aus den angeführten Stellen, daß er der ganz freyen Uebersetzung seines Vorgängers Schritt für Schritt nachgeht; doch gleich einem Schüler, der das Abschreiben eines Aufsatzes ungeschickter Weise durch das Abändern einzelner Ausdrücke verhüllen will, eifrig bemüht, für die von jenem gewählten Ausdrücke andere ähnliche zu suchen; und so geht es durch das ganze Machwerk fort. Bis jetzt ist übrigens dem Ref. erst eine einzige Stelle vorgekommen, an welcher er den von H. Mahül eingeschlagenen Weg befolgt zu haben wünschte. Gleich im Anfange nämlich (I, 1, 8), wo davon die Rede ist, daß Plato seine Werke über den Staat mit seinen Ansichten von dem Leben nach dem Tode geschlossen, und Cicero dieselbe Ordnung befolgt habe, hat Ref. in seiner Ausgabe so interpungirt: Hunc ordinem Tullius non minore iudicio reservans quam ingenio repertus est: postquam in omni rei publicae otio ac negotio palmam institine disputando dedit, sacras immortalium animarum sedes . . in ipso consummati operis fastidio locavit, und das Participium reservans als abhängig von dem auf Tullius bezogenen repertus est betrachtet. Dagegen hat Hr. Mahül übersetzt: Cicéron, qui montre, en adoptant cette marche, autant de goût que Platon a montré de génie en la traçant; établit d'abord u. s. w. und Hr. Dübois nach ihm: Cicéron, qui adopte cette méthode avec autant de goût que Platon a montré de génie en la créant, commence par établir u. s. w. Hier ist zu repertus est das Wort ordo ergänzt, und das Participium reservans mit dem Verbum locavit in Verbindung gesetzt; was Ref. jetzt selbst für besser hält, weil so ingenio auf den Erfinder Plato bezogen wird. Der Irrthum lag nahe wegen des unmotivirten Wechsels des Subjects, des nicht ganz passenden Gebrauchs des Wortes reperire, und des ungeeigneten Gegensatzes von non minore iudicio und quam ingenio. Man könnte statt des hier Gesagten etwa erwarten: Tullius, cuius non minus acre apparuit iudicium in hoc ordine servando quam Platonis in eo excogitando ingenium, oder etwas Aehnliches.

Auf die Uebersetzung folgt eine Reihe von Noten, über welche Hr. Dübois selbst bemerkt: Obligé de nous renfermer dans l'espace étroit de quelques notes nous bornerons aux détails les moins développés les annotations indispensables de ce savant et curieux Commentaire. Diese annotations indispensables, von denen 10 auf das erste und 9 auf das zweyte Buch kommen, und welche zusammen 28 Seiten einnehmen, stehen aber mit dem Verständnisse der Worte des Macrobius in keiner Beziehung. Sie enthalten in der oberflächlichsten Weise die Ansichten anderer alter Schriftsteller über die hier behandelten Gegenstände, wobey es vorzüglich auf Curiosa abgesehen zu seyn scheint. Zu den letzten Worten des Werkes: Nihil hoc opere perfectius, quo universa philosophiae continetur integritas, ist Folgendes bemerkt: Par ces derniers mots de son Commentaire, Macrobe fait le plus bel éloge du Songe de Scipion et paie à son auteur le tribut d'une admiration que les siècles ont ratifiée. Qu'il nous soit permis, à notre tour, d'appliquer à Macrobe lui-même les éloges qu'il donne à Cicéron. Rien de plus parfait dans son genre, que son curieux et sa-

vant Commentaire; on lui a reproché, mais à tort, un peu d'obscurité. Si l'on veut bien le considérer dans son ensemble, dans chacune de ses parties, on verra que ce reproche est réellement sans fondement solide. Il ne faut pas faire à Macrobe un crime de tout ce que nous ignorons. Pour moi je serai trop heureux si, avec l'appui de mes honorables collaborateurs, j'ai pu contribuer à faire connaître et apprécier davantage un auteur qui a trop longtemps langui dans l'oubli, et qui n'était connu que de certains érudits seulement. Je n'ose me flatter, dans ces quelques notes, d'avoir traité à fond, je ne dirai pas toutes les questions, mais seulement quelques unes des questions si intéressantes que soulève ce précieux Commentaire. J'ai essayé d'aborder, en quelques pages, les principales; l'indulgence et l'érudition du lecteur suppléeront à tout ce que je n'ai pas dit, à tout ce que je n'ai pu dire. On verra, du moins, que j'ai eu pour but de faire de ces membres épars, dans mes notes, un corps à peu près complet: puisse-t-on ne pas avoir à me reprocher que c'est un corps sans âme!

Hierauf folgen einige Bemerkungen über die Vortheile der Philoſophie, und die Anerkennung, welche ſie bey allen gebildeten Völkern gefunden hat, und endlich ein kurzer Umriß der Geſchichte der griechiſchen Philoſophie.

Die Figuren ſind in der bisherigen, mitunter dem Texte nicht entſprechenden, Form in ſchlechten Holzſchnitten ſowohl dem Texte als der Ueberſetzung beygedruckt.

Weit erfreulicher iſt der Eindruck, welchen die Arbeit des Hrn. Laaß d'Aguen macht, der nach dem Obigen die Fragmente des Buches De differentiis et societatibus Graeci Latinique verbi überſetzt hat. Sein vorausgeſchicktes Avertissement beginnt zwar mit der allen Literarhiſtorikern gemeinſamen Unrichtigkeit, daß dieſe Fragmente im Jahre 1583 das erſte Mal gedruckt worden ſeyen, welche vom Ref. in ſeinen Prolegomenis S. LIV dadurch beſeitigt iſt, daß er nachgewieſen hat, daß H. Stephanus im Jahre 1585 den Anfang derſelben als etwas ganz Neues in ſeiner Vorrede anführt, mit dem Verſprechen, ſie bald ganz herausgeben zu wollen, was er dann dem J. Opſopöus überließ, der es 1588 drucken ließ. Ferner wird die gewöhnliche Anſicht, daß Joannes Scotus Erigena der Verfaſſer dieſes Auszuges ſey, als richtig angenommen, welche Ref. a. a. O. S. 4 als grundlos erwieſen zu haben glaubt. Dagegen haben die Wiener von Eichenfeld und Endlicher herausgegebenen Fragmente desſelben Buches, und zwar auf den Rath des Hrn. Corpet, die verdiente Berückſichtigung gefunden, und Ref. hat hier zum erſten Male geleſen, daß ſchon M. Denis in ſeinem im Jahre 1799 herausgegebenen Kataloge der k. Bibliothek zu Wien dieſe Fragmente erwähnt hat. Dieſelben ſind auch in den Anmerkungen, doch nicht ganz vollſtändig, mitgetheilt.

Hieraus läßt ſich abnehmen, daß der Hr. Verfaſſer die Abſicht hatte, bey der Bearbeitung dieſes Buches ſich nicht in den Schranken des von den bisherigen Herausgebern Geleiſteten zu halten, und dieß zeigt ſich auch an ſeiner Arbeit ſelbſt. Um ſo mehr iſt zu verwundern, daß er die Editio princeps und die einzige in Paris aufbewahrte Handſchrift nicht benützt hat. Von der erſteren glaubte Ref. Anfangs, ſie ſey hier benützt worden, da Hr. Preſſel, der ſie für ihn vergleichen wollte, bey zweymaliger Anfrage die Antwort erhielt, ſie wäre ausgeliehen; allein S. 147 werden nur die zweyte Ausgabe des Pontanus, die Paduaner, die Zeune'ſche und die Zweybrücker als benützt erwähnt; mit Handſchriften laſſen ſich aber bekanntlich die meiſten franzöſiſchen Gelehrten nicht gerne ein.

Der Text iſt zwar der Hauptſache nach der der früheren Ausgaben *); an einigen Stellen iſt

*) So ſteht gleich Anfangs (1, 1.): Latini cum formis qualitatem posuerunt, ſtatt in qualitate; S. 16. (de figuris; 2, 9.) συνήψας und συνῆξας, ſtatt συνῆψα und συνῆξα, was auch in der Ausgabe des Ref. durch ein Verſehen ſtehen geblieben iſt; S. 20. (de temp. praes., 4, 2 u. 3.) τιμοῦμαι und χρυσοῦ ſtatt χρυσαῖ, εἰ ſtatt οἱ; S. 26. (de praet. imp., 5, 9.) τὸ γὰρ ἧκαζον ἀττικόν ἐστι. Multo constantius manent ſtatt: τὸ γὰρ ἧκαζον Ἀττικόν. Ω et H multo constantius manent; S. 30 (daſ. §. ult.) ceteri omnes

derſelbe aber in den Noten verbeſſert, oder wenigſtens eine Verbeſſerung desſelben verſucht. So iſt S. 16, (de figur., 2, 9) *ἀνωφερῆ*, was noch im Texte ſteht, in *ἀνοφερῆ* verbeſſert; S. 34. (de temp. perf. 6, 10) iſt zwar excepto *γ* im Texte unverändert gelaſſen, in der Note aber in Uebereinſtimmung mit Hrn. Mottet, der dieſe Auszüge auch überſetzt hat, excepto *ϱ* vorgeſchlagen, was Ref. bereits in den Text aufgenommen hat; doch iſt dabey nicht ganz richtig die Form *ς* dem *ϱ* gegenübergeſtellt. Es ſollten vielmehr die großen Buchſtaben *P* und *Γ* verglichen ſein, da ſich noch in der Pariſer Handſchrift ſolche finden. Zu S. 46. (de futuro 8, 15) iſt tenuit ganz richtig gegen die Aenderungsverſuche des Opſopöus und des Pontanus vertheidigt. Zu S. 62 (de declinat. indicat., 14, 7) iſt für *ἀλλήσομεν ἀλλήσουσι* vorgeſchlagen: *ἀλληλίσομεν ἀλληλίσουσι*; das Richtige iſt aber wohl das vom Ref. Aufgenommene, *λαλήσομεν λαλήσουσι*. S. 76., (de pass. declin., 15, 15) in den Worten: In verbis passivis vel passivo similibus persona secunda pluralis addito *ν* ante *τ* quum (lies cum) primae personae penultima tertiam pluralem facit, *λέγεται λέγονται* iſt der Fehler in der Note zwar angedeutet, aber, offenbar nur aus Verſehen, persona secunda (ſtatt tertia) singularis vorgeſchlagen. Zu S. 112, (de imperson., 20, 2) iſt richtig bemerkt, daß das zu den griechiſchen Worten *συνέβη μοι ἡ ἐλπίς* gehörige lateiniſche Beyſpiel fehlt, und S. 122, (de gen. verbor. 22, 11.) wird die Conjectur Zeune's *ὑπό σοῦ* (sic) *ἐγραψάμην* gebilligt. Endlich iſt in der Excerptoris monitio betitelten Nachſchrift auf das räthſelhafte *ηρησενην* aufmerkſam gemacht, doch ohne daß etwas anderes dafür vorgeſchlagen iſt. Einige griechiſche Wörter ſind im Texte ſtillſchweigend verbeſſert. So S. 26 (de praeter. iurp., 5, 9) *ἠχῶ* für *ἐχῶ* (wogegen daſ. §. 10. ſtatt *ὥρων ὥρον* ſteht) und S. 36., de temp. perf. (6, 12.) *φονεύω* für *φωνεύω*; u. S. 18 (de coniug., 3, 3) nach der Paduaner Ausgabe *διὰ καθαροῦ του* (ſtatt *τῶν*) *ω*. Mit einer Note, welche die Wiener-Fragmente als Autorität angibt, iſt die zweifellos richtige Aenderung: S. 4 (de figur. 2, 4) *AB* movetur in *AΓ* auctore Cicerone ſtatt des Sinnloſen in auctore, begleitet. — So wenig hierdurch in Wirklichkeit für die Textesverbeſſerung geleiſtet iſt, ſo verdient doch das darin ſich ausſprechende Streben Anerkennung.

(Schluß folgt.)

---

modo ſtatt modi; S. 34. (de temp. perf. 6, 6) mit einem eigenthümlichen Druckfehler: invenicstri syllaba minus ſtatt: invenies trisyllabo minus; S. 36. (daſ. §. 14.) frigui ſtatt frixi und acuit ſtatt acui; S. 42. (de fut., 8, 6) *φορέσω*; (daſ. §. 7) contrarium ſtatt in contrarium; (daſ. §. 8) fehlt *στέφανος* vor *στεφανῶ*, und ſtatt *ὁμῶ*, *ὁμοῖς*, *ὁμόσω* ſtatt *ὀμῶ*, *ὀμοῖς*, *ὀμόσω*; S. 48. (de temp. min. q. perf. pass, 10, 2) minorem syllabam ſtatt syllaba; S. 50. (de perf. et pl. q. perf. pass., 11, 3.) quae ante *α* habent *γ*, *κ* ſtatt *γκ*; S. 52. (de fut. pass. 21, 1.) *λαληθήσης* und *τιμηθήσης* ſtatt — *σῃ* oder — *σει*; S. 56., (de indic. 13, 8) *εἰ γὰρ*, vielleicht für *ἢ γάρ*: S. 58. (daſ. §. 9.) *ἀπὸ τοῦ λείβω . . ποιεῖ ἀόριστον ἔλειψα*; S. 60. (de indic. 13, 13) si in praesens desinat ſtatt si in Ω praesens desinat; S. 62. (de declin. ind., 14, 5) in tertio ſtatt in tertia; S. 64. (daſ. §. 9. *ἔσσιν* ſtatt *ἐστί*; tertiam pluralis ſtatt tertiam allein; und (§. 11.) *ἀχρύσεον*; S. 74. (de pass. decl. 15, 10) praeferunt für proferunt, und *ποιήσωμεν* für *ποιήσομεν*; S. 82., (de imp. modo, 16, 6.) *θῆναι*; S. 86. (daſ. §. 11.) *ἡ μάχη πεπλήσθω*, vielleicht ſtatt *πεποιήσθω*; S. 94., (de opt. mod., 18, 5) et non nisi ſtatt et activa non nisi; S. 100., (de inf. mod., 19, 8) a paremphatis ſtatt aparemphatis; S. 112., (de impers. 20, 3) ſteht bene legitur liber ſtatt bene legitur als Impersonale, und libri autem bene leguntur ſtatt libri autem leguntur; S. 116., (de frequ. 21, 7.) erugit aquae vis ſtatt erugit. Ennius: Exerugit aquae vis; S. 118., (de usurp., 21, 9.) participalem und aliquid . . quae ſtatt quod; S. 118., (de gener. verb., 22, 5.) designare ſtatt designantia, und (§. 8) habent ſtatt habentia. Endlich einige Mals *ὑπὸ σου* ſtatt *ὑπὸ σοῦ*. — Dieß ſind die hauptſächlichſten Verderbniſſe des Textes der frühren Ausgaben.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. November.

Nro. 235. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

A History of the Sikhs, from the origin of the nation to the battles of the Sutlej. By Joseph Davey Cunningham, Captain in the army of India. London 1849.

Die Geschichte der Sikh des Hauptmanns Cunningham ist ein neues abschreckendes Beyspiel für alle Historiker, welche glauben am sichersten zu gehen, wenn sie sich bloß oder doch wenigstens vorzüglich an amtliche Ausschreiben und Berichte halten. Die unwiderstehliche Tapferkeit der Engländer und der Sipahis, so wird uns in den vielen Depeschen der Oberstatthalter des anglo-indischen Reiches und ihrer Unterbeamten, des Feldzeugmeisters und seiner Generale erzählt, hätte den todesmuthigen Heerbann der Sikh geworfen und ein ganzes Reich mit $4\frac{1}{2}$ Millionen in eine englische Provinz verwandelt. Hr. Cunningham, welchem die Einsicht in alle geheimen Berichte der englischen Agenten gestattet war und der selbst acht Jahre lang in einer wichtigen amtlichen Stellung unter den Sikh lebte, gibt uns über die Erfolge im Fünfflußgebiete ganz andere, ganz neue Aufschlüsse. Zur Tapferkeit der Angloindier habe allenthalben der Verrath der Sikhhäuptlinge geholfen, welche sich unter der sichern Fremdherrschaft ihrer Güter und ihres Lebens in Ruhe erfreuen wollten. Diese Häuptlinge hätten ihr Vaterland, die Religion und den Heerbann verrathen, namentlich in der großen Schlacht, von den zwey kleinen Dörfern in der Nähe, die Schlacht von Sobraon oder richtiger Subrahan genannt. „Nur diejenigen Leute; welche bey den Unterhandlungen gebraucht wurden, könnten den Verrath und die geheimen Verträge des Golab und der andern Singh aus den vorsichtig abgefaßten amtlichen Depeschen herauslesen.“ Jetzt erst versteht man, warum die Angloindier, nachdem sie am Abend der Schlacht, am 10. Februar 1846 und den folgenden Tagen, die Satledsch überschritten hatten, nirgendwo mehr auf Widerstand stießen (History of the Sikhs 299, 321). Aehnliche Anklagen gegen die Sirdar hörte man auch von den alten Reitern Ranadschit's, als sie bey Rawil Pindi, einem Orte zwischen dem Dschelam und dem Indus, ihre Waffen niederlegten und sich, ohne weitern Widerstand zu leisten, den nachsetzenden Engländern ergaben. „Hätten uns die Anführer nicht treulos verlassen, niemals wäre es so weit gekommen. Jetzt erst, du großer Maharadschah, jetzt erst bist du in Wahrheit begraben. Doch das Ende der Zeiten ist noch nicht gekommen; wir begegnen uns einstens wieder im offenen Felde.“ Und in der That gehen in Indien allerley Gerüchte von Bestechungen. „Man habe auch jetzt wieder mit Gold erlangt, was das Schwert nicht vollbringen konnte.“ Auffallend bleibt das milde Verfahren gegen die beyden Hauptanführer. Schir und Tschattar Singh sind bloß auf ihre Güter verwiesen.

Eine erd- und völkerkundliche Uebersicht des Landes der Fünfflüsse eröffnet die Geschichte, welche der Verfasser in chronologischer Weise bis zum Ende des Jahres 1846 herabführt. Die Quellen aller Ströme Indiens und Chinas entspringen innerhalb oder an den Abhängen des Himalaja; ihre Richtung

nach den verschiedenen Weltgegenden wird durch die Lage und Steigung des Bodens und dessen mannigfache Beschaffenheit bedingt. Diese Ströme gehen bald in gerader Richtung nach Süden und Osten oder biegen auch um zu einem südöstlichen und selbst wie der Hoangho und Kiang zu einem nördlichen Laufe. Die Lamas, welche der Himmelssohn Kanghi nach Tibet sandte, um die Quellen des Ganges zu erkunden, hatten ganz recht, dem Strome, welcher der westlichen Seite des Sees Manasorowar entfließt, einen langen Lauf zuzuschreiben; es ist dieß aber nicht, wie jetzt allgemein bekannt, der Ganges, sondern der Satledsch, welcher hier Langtschu oder auch Langzing Lhamba genannt wird. Die westliche Quelle des Indus unfern Garu, nordöstlich der Chailaskette entdeckte zuerst (1815) Moorcroft; die Quelle des weiter von Osten herkommenden Flußes, der sich etwas oberhalb der zweyunddreyßigsten Parallele mit dem Sindh vereinigt, ist auch jetzt noch ganz unbekannt.

Auch die Quellen des Byas oder Wyasa, nach dem Rischi oder Weisen gleichen Namens, dem mythischen Ordner der heiligen Schriften der Hindu und dem Verfasser der Lehrbücher der Puranas so genannt, entdeckte zuerst dieser berühmte und unermüdliche Reisende in dem Längenthale Kulu zwischen dem zweyunddreyßigsten und dreyunddreyßigsten Breitengrade. Ein Bächlein ungefähr drey Fuß breit und einige Zolle tief, plätschert unter einem einsam stehenden Felsen hervor. Dieß ist der berühmte Wyasa. Das Erdreich um die Quelle ist weich und schwammig und von unzähligen Wässerchen durchschnitten. Hier ist auch das Bildniß des Wyas Rischi an dem Felsen angebracht, zu welchem jährlich eine große Anzahl Hindu Wallfahrten unternimmt. Unfern Firuspur geht der Fluß in die Satledsch und die vereinigten Wasser werden dann auf eine kurze Strecke ebenfalls Byas genannt; sie erhalten aber bald die neue Benennung Garrah.

In dem Distrikte Lahul innerhalb des Himalaja liegen zwey Seen auf einem Berge, aus denen Bächlein fließen, welche sich mit einem in der Nähe entspringenden Wasser vereinigen und so einen Fluß bilden, der in gerader Richtung nach Südwesten fließt. Er wird von den Einwohnern Raiwa, dann gemeinhin Rawi genannt und ergießt sich ungefähr acht deutsche Meilen oberhalb Multan in den Tschenab. Der Tschenab selbst entquillt bey Piti in Ladakh, läuft in westlicher, dann in südwestlicher Richtung und nimmt oberhalb des einunddreyßigsten Breitengrades den Dschelam auf, auch Behat oder Witasta, von den Griechen Hydaspes genannt. Es entspringt aber dieser Fluß einige Meilen nordöstlich des Passes Bannahal, welcher von Kaschmir nach Hindostan führt, bey einem Dorfe Wiranaya, wonach auch die Quelle ihren Namen erhält. Die meisten Flüsse Hindostans führen nämlich nahe an ihrem Ursprunge und innerhalb der Gebirge eigene Benennungen, welche sie nach ihrem Zusammenfluße mit andern Gewässern mehrmals verändern, was das Verfolgen der Flüsse der Ebene bis zu ihrem Quellgebiete in hohem Grade beschwerlich macht.

Das ganze Land, welches diese Flüsse, sobald sie aus dem Gebirge heraustreten, bis zu ihrer Vereinigung mit dem Indus durchziehen, wird das Pendschab oder Fünfflußgebiet genannt; jeder innerhalb zweyer Flüsse eingeschlossene Strich führt die besondere Benennung Duab, Zweyflußgebiet. Oestlich des Dschelam ist das Land flach und fruchtbar; es war zu alten Zeiten der Sitz blühender Staaten. Westlich des Flußes hingegen ist es gebirgiger Natur und bey dem Zusammenströmen der Gewässer sandig. Die Vegetation nimmt schnell ab und die Wüste beginnt, in einer Ausdehnung von ungefähr neunzig geographischen Meilen von Osten nach Westen. Nur am Ufergebiet des Indus und so weit durch die jährlich wiederkehrenden Ueberschwemmungen oder durch künstliche Vorrichtungen sein Wasser reicht, ist das Land fruchtbar; links und rechts des Stromes ziehen sich dann Sandwüsten hin, gleichwie in Aegypten. Bevor er sich in das Meer ergießt, zertheilt sich sein langsam durch das Flachland Sindh ziehendes Wasser in viele Arme, innerhalb welcher fruchtbare, aber schlecht angebaute Deltas sich befinden. Eine Hügelreihe, Arawalli geheißen, in ihren flachen Theilen mit den westlichen Ausläufern der Windhyakette an den

Gränzen Gudscherats zusammenhängend, streckt sich über Adschmir in der Richtung nach Delhi; sie bildet die Landscheide zwischen der Wüste und der fruchtbaren Hochebene Mittelindiens, welche zu einer Höhe gleich der Altkastiliens emporragt. Alles Land westlich der Arawalli, von der Satledsch im Norden bis herab zum Meere, ist eine Sandwüste, aus welcher bloß einzelne bedeutende Oasen, wie Dschodpur und Dschesalmir hervorragen. Zwischen der Wüste und dem Meere zieht sich ein Moorland — dieß heißt Katsch in der Sprache des einheimischen Volkes — welches gleichsam die Brücke bildet von Gudscherat nach Sindh.

Diese weitgestreckten Gegenden von der Windhyakette im Osten bis zu dem Höhenzuge, der im Westen die große Salzwüste umsäumt, wurden von der Natur in jeder Beziehung zu Ländern des Uebergangs und Durchzugs bestimmt. Nirgendwo große fruchtbare Flächen oder entwickelte Stufenländer eines Flußgebietes, die sich selbst genug sind, die fremde Erzeugnisse und den Waarenumtausch leicht entbehren würden. Es konnte deßhalb auch in diesen Ländern keine selbstständige Kultur entstehen; es haben sich hier keine großen unabhängigen Reiche gebildet; und selbst die kleinen, welche im Laufe der Zeiten über einzelne Gauen herrschten, waren, zwischen zwey oder drey Kultursystemen und großen Staaten eingeengt, nicht lange im Stande sich ihrer Unabhängigkeit zu erfreuen. Die gewaltigen Nachbarn bedurften des Landes zum Durchzuge und der schwache Gränzbewohner ward, sobald er es verschmähte als gehorsamer Freund und Bundesgenosse sich einreihen zu lassen, schnell über den Haufen geworfen. Die Bewohner dieses Uebergangslandes erfreuten sich jedoch andererseits, eben dieser Erdstellung wegen, großer Vortheile; sie waren niemals vollkommen der religiösen und politischen Sklaverey unterworfen, welche brahmanische Selbstsucht über alle Stämme Indiens verhängen wollte. Deßhalb werden sie auch Unreine gescholten, Verächter des heiligen Gesetzes, und wird ihnen alles Böse nachgesagt. Diese Leute, sprechen die erzürnten Dichter priesterlichen Sinnes, haben keine heiligen Schriften; sie bringen weder selbst den Göttern Opfer, noch lassen sie durch Andere deren darbringen. Schwelger sind die Einwohner dieser Länder, allen Lastern ergeben, Räuber und Mörder. Sie beobachten keinen Unterschied zwischen reinen und unreinen Speisen, noch achten sie der Kasteneintheilung. Der Priester wird bald ein Krieger oder Gewerbsmann, ein Sklave oder Bartscheerer, und darf dann wieder Priester werden. Sie berauschen sich, sind der Blutschande ergeben, morden ihre eigenen Kinder und rauben fremdes Gut. Wehe euch, ihr Bewohner des Fünfflußgebietes!

(Fortsetzung folgt.)

Oeuvres de Macrobe.

(Schluß.)

Für die Erklärung des Inhaltes wie der Sprache bieten die Anmerkungen nicht sehr viel; was dieselben aber enthalten ist meistens richtig. In Note 3 ist nach Opsopöus bemerkt, daß δομῶ eine Bedeutung für sich, außer der Zusammensetzung, habe, was aber nur für die spätere Zeit wahr ist. — Wenn in Note 35 es als auffallend bezeichnet wird, daß die liquidae (de infin. 19, 16) Halbvocale heißen, während sie an andern Stellen als Consonanten vorkommen, so hätte wohl noch mehr der Beachtung verdient, daß an der angeführten Stelle alle Zischlaute eben dahin gerechnet werden. Gut ist die S. 143 zu den Wiener Fragmenten gegebene Bemerkung über die von der unsrigen verschiednen Eintheilung der Conjugationen bey den Alten, und Note 30 die Bemerkung, daß item in diesem Buche keine Gleichartigkeit des dadurch Angereihten bezeichne, sondern nur als Fortsetzungspartikel gelte.

Die Uebersetzung ist von der Mahül'schen fast durchaus unabhängig, und schließt sich ziemlich genau an den lateinischen Text an. Unrichtigkeiten hat Ref. nur an solchen Stellen bemerkt, wo eine verdorbene Lesart den Sinn stört. So liest man gleich Anfangs (1, 1): modus, quem Graeci enclisin vocant. Latini cum formis qualitatem po-

suerunt, mit der Ueberſetzung: le mode enfin, que les Grecs appellent englisis (ſo!). C'est par la forme que les Latins ont déterminé la personne. Dieß ſcheint von Mahûl entlehnt zu ſeyn, der überſetzt: les Grecs ont donné à ces derniers (aux modes) le nom de ἔγκλισις. Les Latins déterminent par la forme quelle est la personne qui parle; und es iſt ſelbſt S. 141 in die Ueberſetzung des hierher gehörigen Wiener Fragments übergetragen, wo nach vocant richtig ein Comma und ſtatt qualitatem beſſer in qualitate ſteht. Dort lieſt man nämlich de modes, que les Grecs appellent diathèse (ſo!); et que, comme les Latins ont déterminé la personne par la forme, les Grecs ont basé leur diathèse sur le genre. Der Sinn iſt aber offenbar: „der Modus, welchen die Griechen ἔγκλισις nennen, die Lateiner nebſt den verſchiedenen Verbalformen zur Qualität des Verbums gerechnet haben.“ Unter dem Ausdrucke formae vel species verborum verſteht nämlich Macrobius nach Kapitel 21 die meditativa, inchoativa, frequentativa und usurpativa, und ſie werden dort unmittelbar nach den Impersonalien, die, wie bey andern Grammatikern, der Lehre vom Modus angereiht ſind, und vor dem genus verbi behandelt. — Ferner S. 95 (de optativo modo, 18, 5) ſind die Worte: Sed quae in ην exeunt praecedente vocali, modo activa modo passiva sunt, et non nisi ex illis verbis veniunt, quae in μι exeunt: . . Passiva autem et de iisdem verbis fiunt, . . . et de exeuntibus in ω *), überſetzt: ην, précédé d'une voyelle, appartient tantôt à l'actif, tantôt au passif, non-seulement pour les verbes terminés en μι: . . car les passifs de ces sortes de verbes, au même temps, ont la même désinence: . . . mais encore pour ceux en ω. Mahûl hat hier wörtlicher überſetzt: et ne viennent pas d'autres verbes, que des verbes en μι. Der urſprüngliche Text lautete hier wahrſcheinlich, wie oben bereits bemerkt iſt, et activa non nisi ex illis verbis veniunt quae in μι exeunt. — An einer andern Stelle iſt der Sinn mehr errathen, als aus dem lateiniſchen Texte abgeleitet, wenn es S. 42, (de fut., 8, 7) heißt contrarium (ſtatt in contrarium) non redeunte necessitate, und überſetzt iſt: le contraire n' ayant pas lieu nécessairement. Mahûl hat hier ganz frey überſetzt: Le contraire arrive quelquefois. — S. 60 (de indic., 15, 13) ſind die ſinnloſen Worte si in (ſtatt in ω) praesens desinat in der Ueberſetzung ganz weggeblieben.

Aus dem Ganzen geht hervor, daß die Philologen Deutſchlands weniger als die in Frankreich dabey verlieren, daß der buchhändleriſche Verkehr zwiſchen beyden Ländern noch ſo ſchlecht beſtellt iſt; denn gerade die Didot'ſche Verlagshandlung, welche in dieſer Beziehung das Meiſte bietet, ſteht bekanntlich mit den deutſchen Buchhändlern durch Leipzig in directer Verbindung. Uebrigens benutzt Ref. die Gelegenheit darauf aufmerkſam zu machen, daß, ſo langſam auch die Sendungen nach Frankreich durch Buchhändler, außer auf dem angegebenen Wege, gehen, es dennoch ſehr im Intereſſe der franzöſiſchen Gelehrten, denen häufige Büchergeſchenke aus Deutſchland zugehen, liegt, daß dieſes durch Buchhändler, nicht durch gewöhnliches Frachtfuhrwerk (par le roulage), geſchieht; indem ſie in dem letzteren Falle oft den doppelten Werth eines Buches als Eingangszoll bezahlen und ſich ſelbſt zur Mauth begeben müſſen, um die ſo ankommenden Sendungen perſönlich in Empfang zu nehmen; wenn nicht etwa in den letzten Monaten eine Abänderung dieſer läſtigen Maßregel Statt gefunden hat.

L. v. Jan.

*) Die griechiſchen Beyſpiele ſind hier der Kürze wegen weggelaſſen, da ſie zweymal hätten angeführt werden müſſen. Die Beyſpiele ſtehen nämlich, wie es ſich von ſelbſt verſteht, in der Ueberſetzung wieder ebenſo; unter jeder Seite wird aber eine Ueberſetzung derſelben gegeben, was Mahûl unterlaſſen hat.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. November.

Nro. 236. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

A History of the Sikhs, from the origin of the nation to the battles of the Sutlej.

(Fortsetzung.)

Sind auch die Bewohner Afghanistans, Balutschistans und des Pendschab in vielen ihrer Gauen mit mannichfachen Produkten zum eigenen Bedarf gesegnet, so bieten diese Landschaften doch wenige natürliche oder künstliche Erzeugnisse dar zum Austausche für fremde Waaren. Dagegen zogen sich theils über Peschawer und Kabal, theils über Kandahar nach Ghasnah und Herat, theils auch in andern Richtungen Jahrtausende lang die Königsstraßen des Handelsverkehrs zwischen dem Morgen- und Abendlande, und gossen eine Fülle des Reichthums aus über seine vorzüglichsten Stapelplätze. Kabal namentlich war der Sammelplatz, wo die geselligen Züge der Kaufleute aus den verschiedensten Gegenden Asiens sich vereinigten. Alle Karawanen aus Ferghana, Turkestan, Samarkand, Bochara, Hissar und Badakschan, so erzählt uns Baber, treffen in Kabal zusammen; jene aus Chorasan gehen nach Kandahar, welches ein sehr vortheilhafter Platz ist für Luxusartikel. Selbst wenn die Kaufleute ihre Waaren bis nach Chatai oder Rum führen, würden sie schwerlich mehr dabey gewinnen. In Kabal kommen jährlich sieben, acht bis zehntausend Pferde an; allein aus Hindostan werden jährlich fünfzehn bis zwanzigtausend Stücke Zeug dahin gebracht.

An die Kaufherrn schloßen sich die Sendboten der verschiedensten Kulturen und Glaubenssysteme Asiens und Europas, welche bey den rohen Stämmen leicht Eingang fanden. In diesen Gegenden blühten im Verlaufe der Zeiten Brahmanismus und Buddhaismus, Griechenthum und Feuerkultus neben und nacheinander. Nicht in friedlicher Weise, sondern mit Feuer und Schwert ward auch hier, wie beynahe allenthalben auf Erden, wo er verbreitet wurde, der Islam gepredigt und aufgezwungen. Die Bewohner dieser Gränz- und Durchzugsgebiete wurden aber zu keiner Zeit sämmtlich einem Kultursystem unterthan; es behauptete sich ein Theil der Bevölkerung bey der angebornen Weise der Gottesverehrung, und auch diejenigen, welche dem äußern Zwange sich fügten, bewahrten viele aus frühern Jahrhunderten stammende Sitten. Sie müssen es sich deßhalb gefallen lassen, von den Bekennern der verschiedenen Religionen der Lauheit und Gleichgiltigkeit in Glaubenssachen beschuldigt zu werden. Auch die Sprechweisen der Völker und Stämme im Fünfflußgebiet tragen diesen Charakter des Uebergangs zwischen Ost und West, zwischen Sanskrit und Zend. Nur in diesem Mischlingslande konnte auch eine aus der Lehre der Brahmanen und des Koran zusammengesetzte Norm, die Religion des Nanak, Eingang finden und sich erhalten. Sogar die Schriftzeichen des auf Münzen und Inschriften gefundenen Alphabets bewahren diese aus der Natur der Dinge hervorgegangene Mischlings- und Verbindungsweise. Unter solchen Umständen konnte sich natürlich auch keine selbstständige Literatur heranbilden. Die Männer, welche hier dichteten und schrieben, waren dem Geiste nach bald Hindu, bald Perser und Araber. Diese Stellung zwischen Ost

und West gibt hingegen den Ländern Afghanistans und des Pendschab eine große politische Bedeutung. Alle Eroberer, welche zu Land nach Indien zogen: Alexander, Muhammed Rahim und die Araber; Mahmud von Ghasnah und Mahmud der Ghorier; Tschinggis Chakan und seine Nachfolger; Timur und Baber; Nadir Schah und Ahmed Abdalli; sie mußten sämmtlich zuvor des Schlüssellandes Hindostans Meister werden, ehe sie weiter vorrücken und ihre Macht zwischen der Dschemna und dem Ganges entwickeln konnten.

Die große Masse der Bevölkerung des Fünfflußgebietes wird Dschet genannt, ein Name, welchen die Engländer Jat oder Jut schreiben. Ob diese Dschet zu dem von den Alten vielfach genannten weit verbreiteten Volke der Get oder Getä (spr. Dschet) (*Ἑτας μὲν τοὺς πρὸς τὸν Πόντον κεκλιμένους καὶ πρὸς τὴν ἑω.* Strabo VII, 295) gehören; ob sie ein Zweig der bey den Chinesen häufig erwähnten Jueiti oder Jueitschi (spr. Jueit) und die Indoskythen der spätern Griechen sind; dieß wird niemals mit Sicherheit bestimmt werden können. So viel ist gewiß, daß die Dschet häufig in der Geschichte Timurs erwähnt werden, daß sie mit den Radschputen in Aussehen und Sprache innig verwandt sind (Tod Rajasthan I. 106) und zwischen diesen und den Afghanen den Uebergang bilden. Auch findet man deren heutigen Tages in Afghanistan und westlich bis Herat (Masson narrative of a Journey to Kalat. London 1843. 351), so wie in andern Gegenden Mittelasiens. Der Name bedeutet, wie die Völkernamen gewöhnlich, Stamm, Völkerschaft, und wird wohl auch, wie schon zu den Zeiten des Verfassers des Dabistan (II, 252), im Gegensatz zu einem Städter und Gewerbsmann in der Bedeutung von Ackerbauer genommen. Die große Masse der Sikh, d. h. der Schüler des Nanak, sind aus diesem Volke hervorgegangen. Nanak, von seinen Anhängern Baba und Guru, Vater und Lehrer, wohl auch Nirinkar, der Allgegenwärtige genannt, ward (1469) in dem Dorfe Talwandi, jetzt Rayapur an dem Ufer des Byas oder Hyphasis des Distriktes Bhatti, im Kreise Lahor geboren; er war der einzige Sohn seines Vaters Kalu, welcher gemeinhin nur in Verbindung mit dem Namen seines Klans genannt wird, Kalu Werdi. Nanak predigte eine Religion des Friedens. „Waffen lege an," sagt der treffliche Mann, „aber solche, die Niemand Schaden bringen; Vernunft sey dein Panzerhemd, wandle die Feinde in Freunde, Gottes Wort sey deine einzige Waffe; denn wie wundervoll sind nicht die Pforten, ist nicht der Pallast, worin die Gottheit thront und Alles regiert. Unzählig sind die Stimmen, die sie preisen: Luft, Wasser und Feuer; Iswara, Brahma und alle andern Gottheiten; die Propheten, Weisen und Einsiedler, Alle preisen sie! Er ist der Herr der Wahrheit, der Wahre und wahrhaft Gerechte. Er ist und war, er geht vorüber und geht nicht vorüber, er erhält Alles, das erhalten wird." In dieser Weise geht es noch lange fort in der Bibel der Sikh, im Adi Granth.

Der Adi Granth (d. h. das erste oder vorzüglichste Buch) enthält die Schriften Nanaks und seiner ersten neun Nachfolger, bis auf Teg Bahadur. Von dem 6. 7 und 8. Guru sind keine Schriften vorhanden. Die Bibel der Sikh bildet einen Band von 1232 Seiten; jede Seite enthält 24 Linien und jede Linie 35 Buchstaben. Die Sprache ist das Hindi des nordwestlichen Indiens; nur die Lieder sind großentheils im Sanskrit. Die Schrift, eine aus dem Sanskritalphabet gebildete Form, soll Nanak selbst erfunden haben; sie wird deßhalb Gurumuchi, d. h. aus des Lehrers Mund, genannt. Die Form der Darstellung gleicht der in den Puranas; es sind Gespräche, wo der Schüler fragt und der Lehrer antwortet. Ein Porträt Nanaks, das wahrscheinlich unterschoben ist, findet man in Ouseleys Oriental Collections. II 360.

Die friedlichen Sikhs wurden später durch Verfolgungen wüthende Löwen, Singh. „Thoren sind wir," so sprach der 10. Nachfolger Nanaks, der jugendliche Gowind zu seinen Genossen, „wenn wir jetzt noch dem verfolgungssüchtigen Muselman vertrauen. Was uns in Güte versagt wird, das soll uns das Schwert erringen. Behalten wir die Frömmigkeit für uns und kehren den Stahl gegen unsere Feinde." Diese Rede machte Eindruck auf die ta-

pfern verfolgten Genossen. Wie den alten Skythen, so ward auch den Sikh Eisen und Stahl von nun an eine Gottheit, zu der sie sich im Gebete richteten; und dieß um so lieber, da mancher tapfere Mann hoffen mochte, im Kampfe gegen seine Verfolger sich Hab und Gut und selbst eine Herrschaft zu erringen. Nanak wollte das indische Kastenwesen und den Religionsunterschied überhaupt abschaffen; alle Menschen sollten in der Anbetung des höchsten Wesens vereinigt werden. Gowind baute fort auf diesem breiten Fundamente. Die niedrigsten Glieder der untersten Kaste hieß es, seyen gleich den Brahmanen und Kschatrija; die Nation möge zu einem einzigen Körper zusammenwachsen, damit sie desto eher im Stande sey, das verhaßte Joch des Islam abzuschütteln. Gowind fühlte, daß, um so Großes zu vollbringen, um so tief gewurzelte Vorurtheile auszurotten, menschliches Zureden allein nicht ausreiche. Er wagte es deßhalb, nach dem Muster vieler seiner Vorgänger, eine Prophetenrolle zu spielen. Was menschliche Kraft und menschliche Einsicht auf den Menschen nicht vermag, das soll im Namen der Gottheit zu Stande kommen.

(Fortsetzung folgt).

Geschichte und Beschreibung der Universität Tübingen. Verfaßt von Dr. K. Klüpfel, Universitäts-Bibliothekar. Tübingen 1849. 531 S. 8.

Die Universitäten haben so bedeutend in den Entwicklungsgang der Wissenschaften, so wie des kirchlichen und staatsbürgerlichen Lebens eingegriffen, daß es von hohem Interesse ist, die Geschichte solcher Anstalten nach ihren bedeutendsten Momenten kennen zu lernen. Für die Universität Tübingen legt uns eine solche der dortige Bibliothekar Klüpfel vor; zwar nicht als die erste dieser Art, denn Böck und Eisenbach hatte er bereits zu Vorgängern, aber seine Geschichte der Universität ist in anderer Weise gehalten, denn wenn jene vorzugsweise eine literar-historische und biographische Geschichte der Tübinger Professoren beabsichtigten, so hat Klüpfel dagegen sein Hauptstreben darauf gerichtet, die wissenschaftlichen Zustände und Richtungen derselben, so wie die Sitten- und Verfassungsgeschichte zu schildern; eine Aufgabe, deren befriedigende Lösung seiner Arbeit einen besondern Werth verleiht.

Wir sind nicht gemeint in unserer Anzeige dem ganzen Gange der vorliegenden Geschichte zu folgen; wir werden uns begnügen hier hauptsächlich aus ihr nur hervorzuheben, welcher Art die ersten Einrichtungen dieser Universität gewesen sind, mit welch geringen Mitteln sie begonnen, und welche bedeutende Zuschüsse ihr im Laufe der Zeiten und insbesondere in den beyden letzten Decennien zu Theil geworden sind, um nunmehr unter den ersten Universitäten Deutschlands eine ehrenvolle Stelle einzunehmen. Mit Anerkennung wird daraus ersehen werden, wie Würtemberg's Fürsten und Stände sich seit drey Jahrhunderten ernstlichst bestrebt haben, ihrer Landes-Universität die von den Zeitverhältnissen geforderten Mittel zu einer gedeihlichen Wirksamkeit zu gewähren.

Die Universität Tübingen wurde im Jahr 1477 von dem Grafen Eberhard im Bart gestiftet; der Reihenfolge nach die fünfzehnte, die in Deutschland errichtet wurde. In der Stiftungsurkunde spricht er sich über seinen Entschluß folgendermassen aus:

„Er habe oft in Ueberlegung gezogen, wie er es am besten angreifen möge, ein dem Schöpfer wohlgefälliges und dem gemeinen Wesen und seinen Unterthanen nützliches Werk zu unternehmen. Da sey ihm der Gedanke gekommen, er könne nichts besseres und dem ewigen Gott wohlgefälligeres beginnen, als wenn er dafür sorge, daß gute und eifrige Jünglinge in schönen Künsten und Wissenschaften unterwiesen und dadurch in den Stand gesetzt werden Gott zu erkennen, zu verehren und ihm zu gehorchen. Das sey besser als prächtige Gotteshäuser erbauen und reiche kirchliche Stiftungen machen, denn der beste Tempel Gottes sey das menschliche Herz und der Schöpfer habe an der Sittlichkeit und Heiligung des Menschen größere Freude als an der Pracht der Tempel, die doch wenig zur Seligkeit beytrage; der Zweck der sittlichen Bildung und Veredlung werde aber durch nichts besser erreicht als durch wissenschaftlichen Unterricht. In diesem guten Glauben habe er beschlossen, eine Schule menschlicher und göttlicher Wissenschaften zu gründen."

Da die Universitäten eigentlich kirchliche Anstalten waren, so mußte die neue Hochschule in Tübingen die päbstliche Bestätigung erlangen und diese verwilligte überdieß die Einkünfte von 4 Pfarreyen, auf denen in Zukunft den Kirchendienst bloß Vikare versehen sollten. Die bedeutendste Fundation waren aber die Pfründen des St. Martinstiftes in Sindelfingen, welches deßhalb an die Georgenkirche zu Tübingen verlegt wurde. Die acht

Chorherrnstellen des Stiftes mußten die Besoldungen für die theologische und juridische Facultät liefern und die Professoren zugleich Chorherren des neuen Georgenstifts werden. Die kaiserliche Bestätigung erfolgte erst einige Jahre später, nämlich 1484.

Wie bey den meisten deutschen Universitäten findet sich auch die Tübinger in manchen Beziehungen der Pariser nachgebildet, das Regiment war wie bey letzterer in den Händen der Lehrer. Den Scholaren, die auf den italienischen Universitäten im Besitz der Gewalt waren, kam hier wie auf den übrigen deutschen Universitäten gar kein Antheil an der Vertretung der Universität zu. Aus der Mitte der Professoren wird alljährig an Philippi und Jakobi der Rector gewählt. Dieser führt den Vorsitz im Senat, leitet mit vier Deputaten die ökonomische Verwaltung, handhabt die Jurisdiction in peinlichen Sachen mit dem ganzen Senat, in bürgerlichen mit 5 Senatsgliedern. Ihm steht als Vertreter der Regierung und der päbstlichen Curie der Kanzler zur Seite, im Rang aber unter ihm. Dieser führt die Controle über die Verwaltung der Universität und bildet mit einigen Mitgliedern des Senats die Behörde, an die man von den Verfügungen des Senats appelliren kann.

Die 4 Facultäten stehen zu einander im Verhältniß der Rangordnung; die theologische als die erste. Sie bestand aus drey Doctoren der h. Schrift, die zugleich Chorherren des Georgenstifts waren, dessen Pfründen sie als ihre Besoldungen bezogen, die übrigens in der ersten Zeit nur je 100 fl. betrugen. Die zweyte Stelle nimmt die juridische Facultät ein, die aber wieder zwey Rangabstufungen enthält. Die erste bilden die doctores decretorum, die Lehrer des geistlichen Rechts, welche gewöhnlich Theologen und daher auch Chorherren sind. Der erste bezieht 100 fl., der zweyte 80 fl., der dritte, der Institutionen lesen soll, 30—40 fl. Für die dritte, die medicinische, waren nur zwey Lehrer bestimmt, wovon dem einen 100 fl., dem andern 60 fl. angewiesen sind. Diese drey Facultäten heißen gegenüber der philosophischen facultates superiores; die philosophische, ursprünglich Artistenfacultät genannt, steht gegen die übrigen in einem durchaus untergeordneten Verhältniß. Ihre Mitglieder sind nicht alle im Senate, sondern allein der Dekan mit zwey andern, und selbst diese werden in manchen Fällen von den Berathungen ausgeschlossen, auch können sie nicht zu Deputaten gewählt werden. Ordentliche Mitglieder zählt die Artistenfacultät 4, und zwar 2 vom alten Weg, Realisten, und zwey vom neuen Weg, Nominalisten; ein fünfter soll noch über oratoria und Poëtered lesen. Die vier ersten hatten 25 fl. und der letztere 20 fl. Besoldung; dabey hatten jedoch die ordentlichen Artisten freye Wohnung im Collegienhause, durften aber nicht heirathen. Die Unterordnung der philosophischen Facultät ist Tübingen etwas ganz Eigenthümliches, da sie auf keiner andern ältern Universität statt hatte; es war, als ob die Altväter es geahnet hätten, welche Gefahr dereinst den positiven Wissenschaften aus einer Emancipation der Philosophie erwachsen könnte.

Alle ordentlichen Professoren waren verpflichtet, täglich eine ordentliche Lection zu geben, worunter man solche verstand, die in einer Morgenstunde über vorgeschriebene Lehrfächer oder Lehrbücher gehalten wurden. Wer eine Lection ohne legalen Grund versäumte, mußte von 100 fl. Besoldung einen halben Gulden Strafe geben, wer weniger hatte, je nach dem Maaße seines Gehaltes. Alle Vierteljahre mußten sämmtliche Professoren von ihren Versäumnissen Rechenschaft ablegen. Außer den Besoldungen wurden wenigstens bey den öffentlichen Vorlesungen gar keine Honorare bezahlt. Eine Taxe für die Honorare, wie sie schon auf den ältern Universitäten z. B. Prag und Leipzig gebräuchlich war, finden wir hier erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts, wo man sich durch Erfahrung überzeugt haben mochte, daß die Erlegung von Honoraren nicht bloß zur Deckung unzureichender Besoldungen nothwendig ist, sondern Lehrer und Zuhörer zugleich dabey ihrer Verpflichtung am sichersten nachkommen.

Als Nachbild der Pariser Collegien, d. h. der Pensionsanstalten, worin die Scholaren mit den Lehrern zusammen wohnten und speisten, bestunden in Tübingen ebenfalls zwey Collegien, die sogenannten Bursen, die für die Scholaren der Artistenfacultät bestimmt waren. Für die Kost wurde ein ermäßigtes Kostgeld bezahlt, und um dieselbe wohlfeiler liefern zu können, wurden von dem herrschaftlichen Kasten und der Universität je 100 Schäffel Dinkel gratis abgegeben.

Das Einkommen der Universität floß fast ganz aus kirchlichen Stiftungen und war höchst beschreiden. Der Verf. schätzt das jährliche Einkommen derselben höchstens auf 1000 fl., wobey freylich mit in Anschlag zu bringen ist, daß für wissenschaftliche Sammlungen und praktische Lehranstalten damals nicht das Geringste in Verwendung kam. Trotz dieser Beschränktheit der Mittel zählte doch die neue Universität mehrere tüchtige Lehrer, unter denen wir hier nur den Mathematiker und Astronomen Johannes Stöffler nennen wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. November.

Nro. 237. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

A History of the Sikhs, from the origin of the nation to the battles of the Sutlej.

(Fortsetzung.)

„Das höchste Wesen," erzählt Gowind, „befahl mir in dem Kali Juga zu erscheinen. Ich für meinen Theil wäre lieber ungeboren und in dem Anschauen der Allmacht versunken geblieben. Es sprach aber Gott: Ich habe dich zu meinem Sohne erkoren, damit du die vollkommene Religion den Menschen offenbarest. Tritt hinaus in die Welt, erhebe die Tugend und verfolge das Laster. Was nun der Höchste zu mir spricht, das verkünde ich den Menschen; ich bin der wahre Knecht Gottes; daran zweifelt nicht; darum werde ich sprechen und den Mund nicht verschließen. Ich spreche nicht eines Menschen Wort, sondern das Wort Gottes; ich kleide mich nicht nach der Norm eines Irdischen, sondern folge der Vorschrift des Höchsten; ich bete keine Steine an und ahme die Religionsgebräuche der Welt nicht nach. Ich spreche den grenzenlosen Namen aus und habe mich zum höchsten Wesen emporgeschwungen. Jeder der frühern Awatars hat eine besondere Religion gestiftet; aber sie erkannten nicht das höchste Wesen, sie erkannten nicht die wahren Grundsätze der Tugend und Gerechtigkeit. Alle frühern Lehren sind unnütze. Diese meine Lehre präge dir tief in die Seele ein; in keiner andern Lehre wird es dir wohlergehen; die meine nur erfasse mit ganzem Herzen. Siehe als ich bereits die Worte des Höchsten in dieser Weise einige Zeit verkündet hatte, da erschien mir Durga Bhawani, die Göttin des kriegerischen Muthes, in einem Traumgesichte, von wundervollem Glanze umstrahlt. Sie hielt ein strahlendes Schwert in ihren Händen, reichte es mir hin und sprach: Erobere die Länder der Muselman; es sollen viele derselben durch dieses Schwert erschlagen werden. Hierauf erwachte ich und rief begeistert aus: dieser Stahl diene mir und meinen Jüngern zum Schutze, denn in seinem Glanze strahlt mir immer die Majestät der Göttin entgegen. Drum sollt ihr immer Stahl *) an euch tragen: heilig sey auch der Stahl; der Schutz des Allstahles komme über euch. Ihr sollt nicht mehr Sikh, Jünger, sondern Singh, Löwen heißen. Wo immer ihr einem Muselman begegnet, erschlagt ihn, ihr habt das Recht dazu; wo immer ihr einem Hindu begegnet, prügelt ihn durch, beraubt ihn seines Gutes und theilt es unter euch; ihr habt das Recht dazu. Die Länder zu verderben, wo der Muselman herrscht, sey euer Sinnen, euer Trachten." Das Buch des Gowind, Desima Padischah ka Granth oder das Buch des 10. Herrschers genannt, aus welchem diese Stelle entnommen ist, wird von den Sikh für eben so heilig gehalten wie das Adi Granth selbst, dem es auch im Umfange nicht sehr nachsteht. Es ist ein Band von 1066 Seiten, jede Seite hat 23 Linien und jede Linie 38 — 41

*) Viele rohe kriegerische Völker haben bekanntlich ihren Waffen göttliche Verehrung erwiesen, wie noch heutigen Tags die Kalmüken zu thun pflegen. Pallas Samml. über die mongolischen Völker II 218. Oleg und seine Begleiter schworen, wie Nestor sagt (III 287 Schlözer), nach russischem Brauch, bey ihren Waffen.

Buchstaben. Der Inhalt ist großentheils mythologisch.

Die Lasten der Landbesitzer im Fünfflußgebiete waren nach dem Rückzuge des Schah Nadir (1740) unerträglich; die unglücklichen Unterthanen des großmongolischen Reiches sollten die ausgeleerten Staatskassen zu Delhi durch ihren Schweiß wieder anfüllen: man war unbarmherzig genug, ihnen, die ohnedieß so viel gelitten hatten, noch zuzumuthen, die Beute und den Raub des Eroberers zu ersetzen. Die Bewohner des Pendschab waren aber ärger gepeinigt als die anderer Provinzen. Da sie vermöge des Friedens Nadir gehörten, so verlangte man von ihnen, daß sie die Summen erschwingen, zu welchen Muhammed Schah sich verpflichtet hatte. Wird ihm die bürgerliche Gesellschaft unerträglich, so tritt der Tüchtigere hinaus, ergreift das Räuberhandwerk und wird der Feind aller derjenigen, die sich der bestehenden Tyranney fügen. Um sich von dem sklavisch gehorchenden Volke und den muselmanischen Herrn auch äußerlich zu trennen, schwang ein großer Theil die Fahne des Guru Gowind. Wah Gurudschi ki Fateh, Heil und Sieg den Jüngern des Guru, war das Losungswort, unter welchem sie zusammentraten und sich gegen ihre Tyrannen erhoben. Die Heiligkeit der Formel entschuldigte Mord und Raub; in ihrem Namen konnte man, wie so häufig in der Weltgeschichte, jede Schandthat begehen.

Die Bauern des Pendschab vertauschen jetzt die Pflugschaar mit dem Schwerte. Rottenweise ließen sie sich, vermittelst der Einweihungsceremonie des Waschtrankes, unter den Fahnen des Guru Gowind anwerben, wählten ihre Hauptleute, fielen Dörfer und Städte an, raubten und mordeten. Es waren dieß anfänglich Banden von zehn bis zwanzig Personen, in dem Hindidialekte des Landes Dscharwi, Straßenräuber genannt, welche ohne allen Zusammenhang unter sich selbst, auf eigene Gefahr und zum eigenen Vortheil auf Beute ausgiengen, wovon allen Genossen gleiche Theile gereicht wurden. Der Name eines kühnen, glücklichen Anführers ward bald, wie dieß zu geschehen pflegt, auf einer großen Landstrecke bekannt; er hatte nun am meisten Zulauf: zu ihm zogen die größten Waghälse. Der erste Raub ward gewöhnlich auf gute Interessen angelegt: man verschaffte sich bessere Waffen; man rüstete sich, um größere Züge unternehmen und reichere Beute machen zu können. Bald fühlte die Bande sich kräftig genug, ganze kleine Distrikte zu besetzen; hier wurden nun, zum Trotze der Statthalter von Lahor, offene Lager, Dehras geheißen, aufgeschlagen, aus welchen in der Folgezeit, wie aus den Lagern der römischen Legionen, mehrere größere Ortschaften und Städte hervorgegangen sind. Wenn der Heerbann der Semindare, wenn die ihnen an Anzahl überlegenen Reiterschaaren der Nawab sich versammelten, um die Banden zu umzingeln, so liefen die Räuber eilends in die verschiedensten Richtungen auseinander, zogen sich, wie vorher verabredet, nach einem bestimmten Vereinigungsplatz zurück, in die Moorlande des Nordens oder in die schwer zugänglichen Thäler der südlichen Abhänge des Himalaja. War die Gefahr vorüber, hatte sich die Landmiliz aufgelöst und waren die Truppen der Regierung in ihre Garnisonen zurückgekehrt, dann brachen die Sikh wieder aus ihrem Verstecke hervor und begannen das Räuberhandwerk von neuem. So verfuhren sie auch, sobald der Afghane Ahmed Schah ins Fünfflußgebiet einfiel; nur einigemal waren die Jünger Gowinds unvorsichtig genug, sich von den Durani überraschen zu lassen und wurden dann schonungslos niedergemetzelt. Eine Niederlage unfern Lodianah (1762) ist unter dem Namen Chalu Chara oder das Blutbad berühmt; es sollen nach einer Angabe fünfundzwanzig, nach einer andern viel wahrscheinlichern, zwölf tausend Mann auf dem Platze geblieben seyn.

Die zahlreichen Häuptlinge erkannten Niemand als Oberherrn; Niemand hatte das Recht sie zur Rechenschaft zu ziehen; es waren auch, nachdem die ursprünglichen Einrichtungen im Laufe der Zeit ihre Geltung verloren, keine allgemeinen Satzungen vorhanden, nach welchen eine Herrschaft eingerichtet und ein bürgerliches Regiment geführt werden konnte. Zu einem tüchtigen bewährten Häuptling schlugen sich Verwandte, Freunde und Abenteurer, welche sämmtlich auf ein gleiches Ziel losgiengen. Nicht um die Gunst des Herzogs noch um Sold diente und gehorchte man dem Führer; gleiche Theilung

alles Erworbenen, sey es liegende oder fahrende Habe, Menschen und Vieh, war die stillschweigende Bedingung. Das eroberte Land gehorchte gleichmäßig der ganzen Genossenschaft, Misal genannt; dem Herzog gebührte im Kriege die Anführung, und auch im Frieden hatte er, nicht durch ein Recht, sondern durch seine Stellung und sein Ansehen bey der Genossenschaft eine Art schiedsrichterlicher Gewalt. Man gehorchte ihm nur insoweit als es das eigene Interesse oder in gefährlichen Zeitläuften das Wohl des Ganzen erheischte. Jede Genossenschaft handelte übrigens in allen vorkommenden Angelegenheiten wie es ihr gut dünkte, ohne nach dem Treiben der Andern zu fragen. Doch fanden beym Beginne des Sommers und Winters, im April und Oktober, zu Amritsir Versammlungen aller Häuptlinge und Gaugrafen statt, wo über die allgemeinen wichtigen Interessen des Volkes, wie über größere gemeinschaftliche Kriegszüge der streitenden Kirche berathen und Beschluß gefaßt wurde. Bey solchen feyerlichen Gelegenheiten badete sich jeder zuerst in dem heiligen Weiher, gieng dann zu der Gurumata oder Versammlung und sprach, wie Einsicht und Vortheil es geboten.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte und Beschreibung der Universität Tübingen.

(Fortsetzung.)

Mit der Reformation erweiterten sich die Einkünfte der Universität, wenn gleich sie hauptsächlich nur der theologischen Facultät zu Gute kamen. Der wichtigste Zuwachs aber war das theologische Stift, auf eingezogenes Kirchengut fundirt; eine Anstalt, die später bedeutend sich vermehrte und aus der eine Menge ausgezeichneter Geistlicher und Lehrer hervorgiengen. Tübingen ward dadurch vorzugsweise eine theologische Universität. Der dreyßigjährige Krieg lastete zwar schwer, wie auf dem ganzen Lande, so insbesondere auch auf der Universität; doch mit der Wiederherstellung des Friedens war die Regierung fortwährend bemüht dieselbe wieder zu heben, wenn gleich die medicinische und philosophische Facultät aus Mangel an Mitteln immer noch nicht zu einigem Gedeihen kommen konnte. Erst die neuere Zeit brachte diese beyden Facultäten in Flor, indem zur Erreichung ihrer Zwecke nunmehr auch die nöthigen Anstalten und Sammlungen begründet und mit tüchtigen Lehrern besetzt wurden.

Die medicinische Facultät hatte über dreyhundert Jahre lang keine klinischen Anstalten zur Verfügung; selbst der anatomische Unterricht war durch Beschränktheit der Lokalität und Mangel an Leichen sehr nothdürftig bestellt. Erst im Jahre 1792 gelang es Clossius, der Universität zu den Anfängen eines Krankenhauses zu verhelfen. Zwar wurde er bald durch den Tod abberufen, aber nun trat an seine Stelle Autenrieth, eine der größten Zierden der Tübinger Universität, und sein Einfluß brachte es bald dahin, daß ein eignes Krankenhaus errichtet wurde, wozu die Regierung 40,000 fl. aus der Kirchenrathskasse anwies. Obgleich dasselbe, außer zwey Wohnungen für den Professor der innern Heilkunde und den der Chirurgie und Geburtshülfe, nur zwölf, zum Theil nicht sehr geräumige Zimmer mit je 1 bis 5 Betten enthielt, so schätzte man sich doch damals sehr glücklich, bereits so viel erreicht zu haben. Indeß bald zeigte es sich, daß nicht bloß dieses Gebäude nicht ausreichend sey, sondern daß für die medicinischen und naturhistorischen Wissenschaften noch eine Reihe anderer Institute begründet werden müßte, sollte anders die Landesuniversität den andern deutschen Universitäten gegenüber die Concurrenz aushalten können. Ein neues großes Anatomie-Gebäude war zwar bereits im Jahre 1835 vollendet worden; da indessen seit einer langen Reihe von Jahren nichts Erhebliches für Vermehrung der Lehrmittel geschehen war, so waren mancherley Bedürfniße unbefriedigt. Am lebhaftesten unter den Senats-Mitgliedern nahm sich Robert Mohl der Sache an und brachte eine Reihe von Verbesserungen und Erweiterungen der Institute in Antrag. Schon im Jahre 1833 lieferte er in einer eignen Schrift den Nachweis, daß die im Jahre 1828 auf 80,000 fl. festgesetzte Dotation der Universität nicht mehr genügen könne. Die Regierung, welche bereits 50,000 fl. jährlich zu den in 30,000 fl. bestehenden eignen Einkünften der Universität zuschießen mußte, zeigte sich anfangs nicht sehr willig auf diese Anforderungen einzugehen, so daß sie auf dem Landtage nicht die geringste Erhöhung der Exigenz für die Universität in Antrag brachte, und auf Vorschlag der Finanzcommission nur der Bibliothek zu ihrer Vermehrung ein Zuschuß von 3000 fl. bewilligt wurde. Bald aber gelang es Regierung und Stände zu größeren Anstrengungen zu bewegen, da sie sich auf wiederholte Vorstellungen des Senats überzeugten, daß zur Erhöhung geringer Gehalte, zur Errichtung neuer Lehrstühle und zur Verbesserung der einzelnen wissenschaftlichen Institute weitere Zuschüsse unumgänglich nöthig seyen.

Die Regierung brachte daher auf dem Landtage von 1836 eine Erhöhung des Universitäts-Etats von 12,000 fl. ein, die auch von den Ständen genehmigt wurde. Mit dieser Summe konnten nun auch die geforderten Verbesserungen zum großen Theile ausgeführt werden. Die Vermehrung der Dotation der Sammlungen brachte aber auch das Bedürfniß einer Erweiterung ihrer Lokalitäten mit sich, und so entstand das Verlangen ein neues Universitätsgebäude aufzuführen, um das alte zur Vergrößerung der Institute abtreten zu können. Der König und die Stände waren dem Antrage willfährig und auf dem Landtage von 1839 wurde die Summe von 180,000 fl. zur Erbauung eines neuen Universitätsgebäudes nebst 2 Seitengebäuden für den Unterricht in der Botanik und Chemie verwilligt. Im Herbste 1845 war bereits der neue Bau vollendet; ein schönes stattliches Gebäude, das durch die Größe und Harmonie seiner Verhältnisse einen würdigen Eindruck macht und von dem der Verf. mit Recht sagen kann, daß es mit mehr Luxus und in großartigeren Verhältnissen ausgeführt wurde, als man es sonst bey Staatsgebäuden in Würtemberg gewohnt ist. Das Universitätsgebäude enthält 14 Hörsäle, einen Prüfungssaal, einen Sitzungssaal für den Senat, Facultäts- und die erforderlichen Kanzleyzimmer, außerdem eine große, durch zwey Stockwerke reichende und schön verzierte Aula. Von den beyden Seitengebäuden ist das eine, welches unmittelbar an den botanischen Garten sich anschließt, zur Aufstellung des Herbariums und zur Haltung der botanischen Vorlesungen, das andere für den chemischen Unterricht bestimmt; beyde enthalten zugleich für die betreffenden Professoren die Wohnung, die jedoch von ihnen bezahlt werden muß.

Noch ehe das Universitätsgebäude vollendet war, dachte man an eine neue Baulichkeit. Das bisherige Klinikum konnte den größern Anforderungen an eine solche Anstalt durchaus nicht entsprechen; man wollte zwar vor der Hand die medicinische und chirurgische Klinik noch darin beysammen lassen, aber die geburtshülfliche daraus verlegen. Regierung und Stände bewilligten auch 60,000 fl. zur Errichtung eines neuen Gebärhauses; wie es aber, nach einem alten Sprichwort öfters zu gehen pflegt, daß die Rathsherren den besten Rath wissen, wenn sie von der Berathung heimgekehrt sind, so gelangte man jetzt erst zur Einsicht, daß es zweckmäßiger sey, das neue Gebäude für die medicinische und chirurgische Klinik, als der größten Räumlichkeiten bedürftig, zu bestimmen, den alten Bau aber ganz der Geburtshülfe zu belassen. Nun reichte freylich die verwilligte Summe nicht hin, sondern wurde fast um das Doppelte überschritten. Dafür besitzt aber jetzt auch die Universität ein schönes und zweckmäßig eingerichtetes Krankenhaus, in welchem 60, in dringenden Fällen auch 80 Kranke aufgenommen werden können. Der jährliche Staatszuschuß, welcher für die klinischen Anstalten geleistet wurde, betrug im Jahr 18[illegible] die Summe von 17,000 fl. und ist für das folgende Jahr mit 23,000 fl. beantragt worden.

Die Erweiterung des Klinikums, die Beantragung der Vermehrung des Bibliothekfonds, die Errichtung zweyer neuen ordentlichen Professuren, für Anatomie und Physiologie und für Chirurgie, und die Vergrößerung der bestehenden wissenschaftlichen Sammlungen machten einen weitern Aufwand nöthig, den der Berichterstatter des Senats, Robert Mohl, auf 32,000 fl. berechnete, den aber die Regierung auf 18,000 fl. ermäßigte, was denn auch von Seiten der Ständeversammlung ohne erhebliche Beanstandung bewilligt wurde.

Wir wollen schließlich noch Einiges über den gegenwärtigen Stand der wissensch ftlichen Sammlungen und Anstalten der Universität beyfügen.

Die Bibliothek begann mit sehr dürftigen Anfängen und war geraume Zeit hindurch hinsichtlich ihrer Vermehrung nur auf Schenkungen angewiesen. Erst im Jahre 1601 wurden 100 fl. zu ihrer Vermehrung ausgesetzt, die aber nicht regelmäßig verwendet wurden; überdieß befand sie sich in einem höchst ungünstigen finstern Lokale, das nicht einmal ein heizbares Lesezimmer hatte. Wollte zur Winterszeit Jemand etwas darin suchen, so mußte er sich von dem Pedell mit einer *Laterne* hineinführen lassen und das nöthige Schreibzeug selbst mitbringen.

(Schluß folgt.)

Es wird gewünscht, daß Bestellungen auf diese Zeitschrift für das Jahr 1850 bey den k. Postbehörden um die Mitte Decembers l. J. gemacht werden mögen, damit man die Stärke der Auflage darnach zu bemessen im Stande sey.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. November.

Nro. 238. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1849.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung).

G. F. Nietzsche, Lehrbuch der Stenographie. Lief. 1. Dresden 1849.

Frähn, Indications bibliographiques relatives pour la plupart à la littérature historico-géographique des Arabes, des Persans et des Turcs. Pétersbourg 1845.

El-Senusi's Begriffsentwicklung des Muhammedanischen Glaubensbekenntnisses. Arabisch und deutsch mit Anmerkungen von Dr. M. Wolff. Leipzig 1848.

M. Defrémery, Voyages D'Ibn-Batoutah dans la Perse et dans l'Asie centrale. Par. 1848.

Rig-Véda ou livre des hymnes, traduit du Sanscrit par M. Langlois. T. I. Par. 1848.

Der Frühlingsgarten von M. Mewlana Abdurrahman Dschami. Aus dem Persischen übertragen von O. M. Fr. von Schlechta-Wssehrd. Wien 1846.

Vic. de Santarem, Essai sur l'histoire de la cosmographie et de la cartographie pendant le moyen age et sur le progrès de la géographie après les grandes découvertes du quinzième siècle. T. I. Par. 1849.

J. G. Kohl, Alpenreisen Th. 1. Dresden 1849.

Expédition du Général Cavaignac dans le Sahara Algérien, en Avril et Mai 1847. Relation du voyage, exploration scientifique, souvenirs etc. par le Dr. Felix Jacquot. Par. 1849.

Eug. Delessert, Voyage dans les deux océans Atlantique et Pacifique 1841 à 1847. Bresil, Etats-unis . . . . Par. 1848.

J. B. C. Lesueur, Chronologie des Rois d'Egypte; ouvrage couronné par l'Académie des Inscriptions etc. Par. 1848.

Ed. Lodge, The peerage of the British Empire. 18. edit. Lond. 1849.

Dr. M. Nägele, Studien über altitalisches und römisches Staats- und Rechtsleben als Vorschule der römischen Staats- und Rechtsgeschichte. Schaffhausen 1849.

Ed. de la Barre Duparcq, Considérations sur l'art militaire antique et sur l'utilité de son étude. Par. 1849.

W. A. Becker, Gallus oder römische Scenen aus der Zeit Augusts. 2. umgearb. Auflage von Dr. W. Rein. Leipzig 1848.

J. Arneth, Zwölf römische Militärdiplome. Wien 1843.

F. Wieseler, Das Orakel des Trophonios. Göttingen 1849.

G. Minervini, Novelle dilucidazioni sopra un antico chiodo magico presentato al VII congresso italiano dal Prof. Orioli. Napoli 1846.

— —, Descrizione di alcuni vasi fittili antichi della collezione Jatta. P. I. Divinità. Napoli 1846.

Ag. Gervasio, Osservazioni sulla iscrizione onoraria di Mavorzio Lolliano in Pozzuoli. Napoli 1846.

E. Braun, Artemis Hemnia und Apollon mit dem Armband. Rom 1842.

J. J. Bellermann, Ueber die Scarabäen-Gemmen. Stück 1. 2. Berl. 1820.

Bulletino Archeologico Napoletano, pubblicato da Fr. Avellino. Anno I — IV. Napoli 1843 — 46.

Ch. Texier, Description de l'Asie mineure. Livr. 45 — 49. Par. 1849.

W. Ternite, Wandgemälde aus Herculanum und Pompeji. Heft. 7. Berl. 1848.

Ed. Gerhard, Zwey Minerven. Berl. 1848.

Dr. Frz. Fiedler, Die römiſchen Inſchriften in Xanten erklärt. Weſel 1839.

F. de Pfaffenhofen, Essai sur les Aspres Comnénats ou Blancs d'argent de Trébisonde. Paris 1847.

H. P. Cappe, Die Münzen der deutſchen Kaiſer und Könige des Mittelalters. Abth. 1. Berlin 1849.

Dr. H. Leo, Lehrbuch der Univerſalgeſchichte. 3. zum Theil umgearb. Aufl. Bd. 1. Halle 1849.

A. H. Layard, Niniveh and its Remains, with an account of a visit to the Chaldaean christians of Kurdistan and the Yezidis. Researches and Discoveries in ancient Assyria. Vol. 1. 2. London 1849.

Dr. Al. Kopstadt, De rerum Laconicarum constitutionis Lycurgeae origine et indole. Gryphiae 1849.

G. Grote, History of Greece. Vol. V. VI. London 1849.

P. Serafini, Degli abruzzesi primitivi. Monte-Cassino 1847.

K. Eynard, Lucques et les Burlamacchi. Souvenirs de la réforme en Italie. Par. 1848.

Sc. Ammirato, Istorie Fiorentine. Disp. 1 — 15. Firenze 1846.

J. Whiteside, Italy in the nineteenth century. Vol. 1 — 3. Lond. 1848.

Dr. L. Tosti, Storia della lega Lombarda. Monte-Cassino 1848.

Ferd. Ranalli, Storia degli avvenimenti d'Italia. Fasc. 1 — 6. Firenze 1846.

G. Dennis, The cities and cemetries of Etruria. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

v. Bechthold, Die Lombardei und ihre Beziehungen zu Deutſchland. Darmſtadt 1849.

Fr. A. A. Turriozzi, Memorie istoriche della citta Tuscania che ora volgarmente dicesi Toscanella. Roma 1778.

F. F. G. Dejean, Essai sur la question coloniale à la Guyane française. Par. 1848.

De Bussières, Le commerce extérieur et la politique de la France. Par. 1848.

V. de Vaublanc, La France au temps des Croisades. Vol. 1 — 4. Par. 1844 — 47.

J. B. A. D'Aldéguier, Histoire de la ville de Toulouse depuis la conquête des Romains jusqu'à nos jours. Vol. 1 — 4. Toul. 1833 — 35.

Louis-Philippe d'Orléans, Mon Journal. Evénements de 1815. Vol. 1. 2. Par. 1849.

J. W. Pauli, Die Umtriebe der Demokraten in Paris. Leipzig 1849.

Alfr. Nettement, Les historiens de la revolution française. Etudes critiques sur les Girondins. Paris 1848.

M. Guizot, De la démocratie en France. Par. 1849.

E. Girardin, Avant la constitution. Par. 1848.

A. E. Douglas, The life and times of Louis Philippe, Ex-King of the French. Lond. 1848.

Helyon de Champ-Charles, Pièces inédites sur la guerre civile de l'Ouest. Par. 1847.

Ph. Breton, Théorie de la centralisation. Par. 1848.

P. Margry, De la démocratie en France. Réponse à M. Guizot. Par. 1849.

Th. Muret, Histoire des guerres de l'Ouest, Vendée, Chusannerie (1792 — 1815). T. V. Ende des Werkes. Par. 1848.

Atlas to Alison's history of Europe. By Al. Keith Johnston. Lond. 1848.

M. Thiers, Histoire du Consulat et de l'empire. Vol. 7. 8. Par. 1849.

L. Blanc, La révolution de Février au Luxembourg. Par. 1849.

Discours de M. Thiers prononcés à l'assemblée nationale dans la discussion de la constitution. (Sept. et Octob. 1848.) Par. 1848.

Fr. Hundeshagen, Die deutſche Auswanderung als Nationalſache, insbeſ. die Auswanderung des Proletariats. Frankf. 1849.

Baden und ſeine Beziehung zur nationalen Erhebung Deutſchlands. Mit einigen Urkunden als Beylagen. Karlsruhe 1849.

J. Gößmann, Beyträge zur Geſchichte des geiſtl. Fürſtenthums Fulda von der Zeit ſeiner Säculariſation bis in die neueſte Zeit. Fulda 1849.

C. W. Reinhold, Hamburgiſche Chronik. Th. 1. 2. Hamb. 1820.

Dr. E. G. Steudel, Altbau und Neubau des Medizinalweſens in Württemberg. Eßlingen 1849.

G. H. Pertz, Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi 500 usque ad annum 1500. T. X. Scriptorum T. VIII. Hannoverae 1848.

Fr. v. Reden, Zeitschrift des Vereins für deutsche Statistik. Berlin 1849.

Werner, Plan einer deutschen Auswanderung und Ansiedelung in den vereinigten Staaten Nordamerikas. Reutlingen 1848.

Das neue deutsche Reich und die kleinen deutschen Staaten. Frankf. 1849.

v. Peucker, Beyträge zur Beleuchtung einiger Grundlagen für die künftige Wehrverfassung Deutschlands. Frankf. 1849.

Dr. Chr. Fr. Harleß, Deutsche Bundeskriegshäfen als Bedürfniß für eine deutsche Kriegsmarine. Bonn 1848.

E. M. Arndt, Das verjüngte oder vielmehr das zu verjüngende Deutschland. Bonn 1849.

Silberstein, Geschichte der Aula der Wiener-Universität und der akad. Legion von März bis Ende October 1848. Mannheim 1849.

Dr. A. Pichler, Aus dem wälsch-tirolischen Kriege. Wien 1849.

Die österreichische Nationalbank. Wien 1848.

Dr. W. Wachsmuth, Geschichte des Illyrismus oder des südslavischen Antagonismus gegen die Magyaren. Leipzig 1849.

O. Jódál, Der Krieg in Ungarn. Mannheim 1849.

Der Feldzug der Oesterreicher in der Lombardei unter Graf Radetzky im Jahr 1848. Lief. 1. Stuttgart 1849.

Briefe an den Hof. 2. verm. Aufl. Wien 1848.

E. Braun, Oreste stretto al paricidio dal fato. Specchio Etrusco di Giuseppe Basseggio. Roma 1841.

A. Bauer, Die Sicherheitspolizey und das Armenwesen in Oesterreich. Wien 1848.

— —, Vergleichende und kritische Darstellung der neuen und alten Verfassung der österreich. Monarchie. Wien 1848.

K. Kreil, Magnetische und geographische Ortsbestimmungen im österreich. Kaiserstaate. I. Jahrgang 1846. Prag 1848.

J. G. Wilkinson, Dalmatia and Montenegro. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

C. Grüner, Die Geschichte der October-Revolution in Wien. Leipzig 1849.

J. Gaisberger, Die Gräber bey Hallstadt, im österreich. Salzkammergute. Linz 1848.

Fenner von Fenneberg, Geschichte der Wiener-Octobertage. Th. 1. Leipzig 1849.

W. G. Dunder, Denkschrift über die October-Revolution in Wien. Heft 1. 2. Wien 1849.

Ad. Helfferich, Berliner Briefe. Heft 1. Leipzig 1849.

W. Dieterici, Ueber preußische Zustände, über Arbeit und Kapital. Berlin 1848.

Ueber Auswanderung und innere Colonisation mit bes. Beziehung auf Preußen. Eine Staatsschrift. Berlin 1848.

A. Lipski, Beyträge zur Beurtheilung der Ereignisse im Großherzogthum Posen im J. 1848. Heft 1. Berlin 1849.

H. von Hasenkamp, Die Reorganisation der Armee und die preußische Verfassung. Berlin 1849.

Zur Geschichte der höheren Militär-Bildungsanstalten in Preußen. Berlin 1849.

Frz. v. Florencourt, Frankfurt und Preußen. Grimma 1849.

v. Unruh, Skizzen aus Preußens neuester Geschichte. Magdeb. 1849.

Kirche und Staat in Bayern unter dem Minister Abel und seinen Nachfolgern. Schaffhausen 1849.

A. Sternfeld, Das öffentliche Verfahren vor dem Geschwornen-Gerichte, unter Zugrundlegung der französ. und bayer. Gesetzgebung. Zweibrücken 1848.

S. Vögelin, Geschichte der Wasserkirche und der Stadtbibliothek in Zürich. Zürich 1848.

Letters from Edinburgh, written in the year 1774 and 1775 . . . containing some observations on the diversions of the Scotch nation. Vol. 1. 2. Dublin s. a.

J. A. Giles, The life and times of Alfred the Great. Lond. 1848.

Essays upon several subjects concerning British antiquities. Edinb. 1763.

D. Dalrymple, Annals of Scotland from the accession of Malcolm III, surnamed Canmore. Vol. 1. 2. Edinb. 1776.

Earl of Blessington, Observations on the state of Ireland. Lond. 1822.

Th. Bermingham, The social state of Great Britain and Ireland. Lond. 1835.

Codex diplomaticus aevi Saxonici opera J. M. Kemble. Vol. 4 — 6. Lond. 1845 — 1848.

Alfr. Suckling, The history and antiquities of the county of Suffolk. Vol. II. Lond. 1848.

Ed. Gibb. Wakefield, A view of the art of colonization with present reference to the British Empire. Lond. 1849.

Scriptores monastici. Galfridi le Baker de Swinbroke, chronicon Angliae temporibus Edwardi II. et Edwardi III. Nunc primum ex unico co-

dice manuscripto bodlejano edidit J. A. Giles. Lond. 1847.

Will. Bar. Stevens, A history of Georgia from its first discovery by Europeans to the adoption of the present constitution in 1798. Vol. I. New York 1847.

W. Sturch, The grievances of Ireland, their causes and their remedies. Lond. 1826.

J. M. Lappenberg, Ueber den ehemaligen Umfang und die alte Geschichte Helgolands. Hamb. 1831.

J. J. A. Worsaae, Danevirke, Der alte Gränzwall Dänemarks gegen Süden, ein geschichtlicher Beytrag zur wahren Auffassung der Schleswigischen Frage. A. dem Dänischen von A. Curländer. Kopenhagen 1848.

Die liefländische Reimchronik von Dietrich von Altpeke, in das Hochdeutsche übertragen und mit Anmerk. versehen von E. Mayer. Reval 1848.

O. Kienitz, 21 Bücher der Geschichte Livlands. Bd. 1. Lief. 1. 2. Dorpat 1847.

The state of religion in New-England. Glasgow 1742.

E. Pellissier, Annales Algériennes. T. 1 — 3. Par. 1839.

Gr. Altaroche, Plan sommaire de la colonisation complete de l'Algérie. Par. 1848.

J. Buchanan, Sketches of the history, manners and customs of the North American Indians. Lond. 1824.

Fr. Baader, Die Bundesverfassung der vereinigten Staaten von Nordamerika. Berlin 1848.

G. Bl. Wilkinson, Handbuch für Auswanderer nach Südaustralien. A. d. Engl. Leipzig 1849.

W. Williams, The Middle Kingdom; a survey of the geography, government, education . . . of the chinese Empire and its Inhabitants. Vol. 1. 2. New York 1848.

F. E. Walther, Texas, als geeignetster Colonisationsplatz. Dresden 1848.

G. T. Poussin, De la puissance Américaine. 3. edit. revue et augmentée. Vol. 1. 2. Par. 1848.

Dr. E. Hartmann, Geograph. statistische Beschreibung von Californien. 1. Bericht. Weimar 1849.

Fr. Gerstäcker, Kaliforniens Gold- und Quecksilber-Distrikt. Leipzig 1849.

J. Fr. Lacrouts, Notes statistiques sur l'Algérie. Alger. 1848.

Die deutsche Auswanderung nach Südaustralien und Australia Felix. Berlin 1848.

W. Fr. Williams, An historical and statistical account of the Bermudas from their discovery to the present time. Lond. 1848.

D. Roberts, Some memoirs of the life of John Roberts. Lond. s. a.

Bar. de Reiffenberg, Godefroid de Bouillon, suite du chevalier au Cygne, avec des recherches sur la première croisade. Bruxelles 1848.

F. Fr. v. Tscharner, Leben und Wirken. Herausgg. von Vinc. de Planta. Chur 1848.

St. Isaacson, The life and death of Lancelot Andrewes, late Lord Bishop of Winchester. Lond. 1829.

Dalton Barham, The life and remains of Theodore Edward Hook. Vol. 1 2. Lond. 1849.

Brustbilder aus der Paulskirche. Leipzig 1849.

Biographie de Mgr. M. A. D. Sibour, archevêque de Paris, par Bollier Par. 1848.

J. Martin, Some account of the life and writings. Lond. 1797.

Volksbibliothek. Bd. 5. Das Kriegsjahr 1813 von K. Schneider. Leipzig 1848.

J. Strack, Graf Radetzky während seiner 46jährigen Dienstzeit. Wien 1849.

Th. J. Pettigrew, Memoirs of the life of the late Vice Admiral Lord Viscount Nelson. Vol. 1. 2. Lond. 1849.

Notices sur J. A. Letronne. Par. 1849.

Al. de Lamartine, Les confidences. Par. 1849.

T. L. Hasse, Denkschrift zur Erinnerung an die Verdienste des k. sächs. Bergrathes Werner. Dresden 1848.

Ch. Buxton, Memoirs of Sir Thomas Fowell Buxton. 2. edit. Lond. 1849.

Th. Campbell, Life and letters. Ed. by W. Beattie. Vol. 1 — 3. Lond. 1849.

E. F. Wuestemann, Friderici Jacobsii laudatio. Gotha 1848.

R. Tighe, A short account of the life and writings of the late rev. Will. Law. Lond. 1813.

A. Taillefumière, Détails curieux et jusqu'alors inconnus sur la mort de Mgr. l'archevêque de Paris. Par. 1848.

Dr. L. C. Schulz von Straßnitzki, Handbuch der besonderen und allg. Arithmetik. 2. verb. Aufl. Wien 1848.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. November.

Nro. 239. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Drittes Quartal. Juli — September 1849.

(Fortsetzung).

Renan (Ern.), De divers travaux relatifs aux études classiques au moyen âge pendant la période Carlovingienne. (Giesebrecht, de litt. stud. apud Italos etc. Kunstmann, Hrab. M. Maurus.) — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1849 No. 71.

Newman (F. W.), On the verb „To Be" and its equivalents. — Classical Museum 1849 Oct.

Mohl (J.), Rapport sur les travaux du Conseil de la Société asiatique pendant l'année 1848 — 1849. Journal asiat. 1849 Juillet.

Renan (Ernest), Eclaircissements tirés des langues sémitiques sur quelques points de la prononciation grecque. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1849 No. 54. 57. 58. 59.

Hickie (Wm. James), Contributions towards a metaphysics of greek syntax. — Classical Mus. 1849 Oct.

Wey (Francis), Histoire des révolutions du langage en France. — Journ. gén. de l'instruction publ. 1849 No. 25. 26.

Etudes sur la littérature byzantine II. Jean Cinname — Ebendaſ. No. 69.

Bonnycastle (H.), An attempt to restore the text and the scansion of Homer upon an entirely new system and principle. — Classical Museum 1849 Oct.

Hamilton (W. J.), Address to the royal geogr. Society of London. (Sketch of the progress of Geography during the past year 1848.) — Journ. of the r. geograph. Soc. 1849 P. I.

Bodichon, Projet d'une exploration politique, commerciale et scientifique d'Alger à Tombouctou par le Sahara. — Bulletin de la Soc. de Géogr. 1849 Juillet et Août.

Davies (Eb.), Un tour en Amérique et l'esclavage en pays chrétien. (Cont. et fin.) — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1849 Août. Sept.

Lafond de Lurcy, Rapport sur l'ouvrage de J. Acosta. (Compendio historico del descubrimiento y colonisacion de la Nueva Granada.) — Bull. de la Soc. de Géogr. 1849 Juillet et Août.

Gutzlaff, Frontiers of China towards Birmah. — Journ. of the r. geogr. Soc. 1849 P. I.

Thomson (Thom.), Successful journey to the Karakorum Pass in Central Asia. — Ebendaſ.

Leigh (T. S.), Mayotta and the Comoro Islands. — — Ebendaſ.

— —, A visit to the river Zambezi. — Ebendaſelbſt.

Ferry (G.), Scènes de la vie Mexicaine. Moeurs judiciaires. — Revue des deux Mond. 1849 Sept.

Castellane (P. de), Souvenirs de la vie militaire en Afrique. — Ebendaſ. Sept. Oct.

Roman names. By C. B. — Classical Museum 1849 Oct.

Grégoire (Ern.), De la condition civile et politique des descendants des affranchis dans l'ancien droit romain. — Revue de législation 1849 Août.

Longpérier (A. de), Figurine antique de bronze représentant Hercule Ogmius. — Revue archéol. Année VI. Livr. 6.

Quatremère, Observations sur la ville de Ninive. — Journ. des Savants 1849 Sept.

Langlois, Lettre sur quelques monnaies monogram-

matiques de cuivre d'Éraric, roi des Ostrogoths. — Revue archéol. Année VI. Livr. 6.

When did Greece become a Roman province? By C. K. W. — Classical Museum 1849 Oct.

Desprez (H.), Les Polonais dans la révolution européenne. — Revue des deux Mondes 1849 Août.

Dumont (Ed.), Origines historiques de la souveraineté temporelle du Saint-Siége. — Revue de Brux. 1849 Mai — Août.

Génin, Rapport sur la situation des travaux entrepris pour la publication des documents inédits relatifs à l'histoire de France. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1849 No. 33.

Laborde, Les ducs de Bourgogne, études sur les lettres, les arts et l'industrie pendant le quinzième siècle etc. Paris 1849. — Ebendaſ. No. 52. 61. 62.

Forcade (Eug.), L'historien et le héros de la révolution de Février. — Revue des deux Mondes. Revue de Brux. 1849 Juillet.

Ozanam, Études germaniques pour servir à l'histoire des Francs. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1849 No. 68.

Sur la construction du pont du Rhin, établi par Jules César. — Revue archéol. Année VI. Livr. 6.

Phillips (Thom.), Wales: the language, social condition etc. Lond. 1849. — Blackwood's Mag. 1849 Sept.

Saint-Priest (Al. de), Études diplomatiques sur le XVIII. siècle. III. Le partage de la Pologne en 1772. (I. Partie.) — Revue des deux Mondes 1849 Oct.

Bertrand-Bocandé, Note sur la Guinée portugaise ou Sénégambie. — Bulletin de la Soc. de Géogr. 1849 Mai — Août.

Cruttenden (C. J.), Memoir on the western or Edoor tribes, inhabiting the Somali Coast of N. E. Africa etc. — Journ. of the royal geograph. Soc. of Lond. 1849. P. I.

Beke (Charl. T.), On the sources of the Nile; being an attempt to assign the limits of the basin of that river. — Philos. Mag. 1849 Aug.

Châteaubriand, Mémoires d'outretombe. T. V. — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1849 Sept. Blackwood's Mag. 1849 Sept.

Anciens écrivains français. IV. Guillaume Colletet. — Journ. gén. de l'instruction publ. 1849. No. 12. 13. 15.

Feugère (Léon), Essai sur la vie et les ouvrages d'Etienne Pasquier. Paris 1848. — Ebendaſ. No. 41.

Rumelin (Charl.), Notice biographique sur Charles Otfried Müller. — Ebendaſ. No. 46. 53.

Kossuth. — Westminster and for. quart. Rev. 1849 Oct.

Eynard (Charl.), Vie de Madame de Krüdener. — Revue des deux Mondes 1849 Sept.

Scudo (P.), Angelica Catalani. — Ebendaſelbſt. Oct.

Hamilton (Will. Rowan), On quaternions etc. (Contin.) — Philos. Mag. 1849 August.

Morgan, On anharmonic ratio. — Ebendaſ. Sept.

Forbes (J. D.), On the alleged evidence for a physical connexion between stars forming binary or multiple groups, arising from their proximity alone. — Ebendaſ. Aug.

Cornill Woestyn (A.), Note sur les aimants. — Annal. de Chim. et de Phys. 1849 Août.

Observations météorologiques du mois de Juin 1849. — Ebendaſ.

— —, du mois de Juillet. — Ebendaſ. Sept.

Becquerel, Considérations générales sur la théorie électrochimique. — Ebendaſ. Sept.

Morlet, Sur les aurores boréales. — Ebendaſ.

La Provostaye (F. de) et B. Desains, Mémoire sur la polarisation de la chaleur. — Ebendaſ.

Matteucci, Nouvelles expériences sur l'arc voltaïque. Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1849 Sept. Ann. de Chim. et de Phys. 1849 Sept.

— — (Ch.), Mémoire sur la propagation de l'électricité dans les corps solides isolants. — Ebendaſelbſt. Oct.

Antoine (J.), Resonnance multiple et phénomènes optiques produits par les corps vibrants. — Ebendaſelbſt.

La Provostaye (F. de) et P. Desains, Rotation du plan de polarisation de la chaleur produite par le magnétisme. — Ebendaſ.

Observations météorologiques du mois d'Août 1849. — Ebendaſ.

Fischer-Ooster et C. Brunner, Recherches sur la température du lac de Thoune à différentes profondeurs etc. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1849 Sept.

Wartmann (Élie), Sur les ombres atmosphériques. — Ebendaſ.

Regnault, De la mesure des températures par les courants thermoélectriques. — Ebendaſ. Août.

Avogadro, Note sur la necessité de distinguer les molécules intégrantes des corps de leurs équivalents chimiques dans la détermination de leurs volumes atomiques. — Ebendaſ.

Faraday, De la polarité cristalline du bismuth et d'autres corps et des rapports qu'elle présente avec la direction et la nature de la force magnétique. — Ebendaſ. Oct.

Carl'ess (T. G.), Remarks on the course of the Hurricane which occurred on the Malabar-Coast in April 1847. — Journal of the royal geograph. Soc. of Lond. 1849 P. I.

Radcliff (W.), On the production of lightning by rain. — Philos. Mag. 1849. Sept.

Brice Bronwin, On the theory of the tides. — Ebendaſ.

Schunck (Edw.), On colouring matters. — Ebendaſelbſt.

Figuier (L.), La télégraphie aérienne et la télégraphie électrique en Amérique, en Angleterre et en France. — Revue des deux Mondes 1849 Août.

Deville (H.), Études sur l'essence de térébenthine. — Annal. de Chim. et de Phys. 1849 Sept.

Usiglio (J.), Analyse de l'eau de la Méditerranée sur les côtes de France. — Ebendaſ.

— —, Études sur la composition de l'eau de la Méditerranée et sur l'exploitation des sels qu'elle contient. — Ebendaſ. Oct.

Marignac (C.), Sur les poids atomiques du cérium, du lanthane et du didyme. — Ebendaſ.

Kosmann (C.), Mémoire sur l'action de quelques acides et de quelques sels acides sur le chlorure amidomercurique (précipité blanc des Allemands). — Ebendaſ.

Weddell, Histoire naturelle des quinquinas. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1849 Sept.

Blondeau (Paul), Études sur les extraits de quinquina. — Ebendaſ.

Serres et Figuier, Nouvelles observations sur la source thermale de Balaruc. — Ebendaſ.

Esprit, Mémoire sur l'absorption des substances salines par le charbon. — Ebendaſ.

Dumas, Rapport sur un mémoire de M. Wurtz, relatif à des composés nouveaux analogues à l'ammoniaque. — Ebendaſ.

Morière, Note sur un cas remarquable de production du sulfate de chaux naturel. — Ebendaſ.

Desfosses, Observations sur la préparation de l'éthiops martial. — Ebendaſ. Août.

Depaire, Citrate ferrique modifié par l'ammoniaque. — Ebendaſelbſt.

Dominé, Note sur la préparation de l'huile de croton tiglium. — Ebendaſ.

Recluz, Sur la préparation de l'amadou et nouveaux renseignements concernant le baume du Péron noir. — Ebendaſ.

Hoefer (Ferd.), Histoire de la chimie (4 art.) — Journ. des Savants 1849 Sept.

Clark (Will.), On the animal of Caecum trachea and C. glabrum. — Annals and Mag. of nat. hist. 1849 Sept.

Benson (W. H.), Characters of Diplommatina, a new genus of terrestrial mollusks belonging to the family of Carychiadae etc. — Ebendaſ.

Walk'er (Francis), Description of Aphides. — Ebendaſelbſt.

Lafresnaye (F. de), Sur quelques synonymies nouvelles à appliquer à des espèces d'oiseaux de proie anciennement connues. — Revue et Mag. de Zoologie 1849 Août.

Recluz (C. A.), Description de l'animal du Tugonia Tugon, et comparaison de ce mollusque avec celui des Anatines et des Myes. — Ebendaſ.

Signoret, Description de quelques Cigales voisines de la Cicada Atrata. — Ebendaſ.

Fairmaire (Léon), Essai sur les Coléoptères de la Polynésie. — Ebendaſ.

Miers (John), Contributions to the botany of South America. — Annals and Mag. of nat. hist. 1849 Sept.

M'Coy (Fred.), On the classification of some british fossil crustacea. — Ebendaſ.

Morlot (A.), Considérations sur les cailloux roulés dans les Alpes orientales. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.). 1849 Oct.

Knox (Rob.), Lectures on the races of men. — Westminster and foreign quarterly Review 1849 Oct.

Koenigswarter, Études historiques sur le développement de la société humaine. II P. La vengeance et les compositions. — Revue de législation 1849 Août.

Ferrucci (Cat. Franceschi), Della educazione intellectuale. Torino 1849. — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1849 Oct.

Neglect of industrial science. — Westminster and foreign quart. Review 1849 Oct.

German philosophers on the soul. (Ennemoser, Der Geist des Menschen in der Natur. Stuttgart 1849.) — Ebendaſ.

Rapport du droit avec l'état économique. (2 art.) — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1849 Oct.

Reason and faith; their claims and conflicts. — Edinb. Review 1849 Oct.

Villemain, Tableau de l'éloquence chrétienne au quatrième siècle. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1849 No. 60.

Las papillotos (the Curl-papers) de Jasmin, Coiffur, de las academias d'Agen et de Bordéou. Agen 1845. — Westminst. and foreign quart. Review 1849 Oct.

Schools of design. — Edinb. Review 1849 Oct.

Analyse du traité de metrique et de rhythmique de Saint Augustin, intitulé: De musica. — Journ. gén. de l'instruction publ. 1849 No. 17. 18.

Sudre (Alfred), Histoire du communisme ou réfutation historique des utopies socialistes. Par. 1849. — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1849 Août.

Unsound social philosophy. — Edinb. Review 1849 Oct.

French ideas of democracy and a community of goods. — North American Review 1849 Oct.

Grimke (Fred.), Considerations upon the nature and tendency of free institutions. Cincinnati 1848. — Ebendaſ.

Vogien, Problèmes sociaux. — Revue de Bruxelles 1849 Août.

Malthus, An essay on the principle of population. — Westminst. and for. quart. Rev. 1849 Oct.

Pisacane (C.), Sulla scienza della guerra. — L'Italia del popolo No. 2. 1849 Settembre. No. 3. Ottobre.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Büchergeſchenke auswärtiger Regierungen.

Nachtrag zur Anzeige der Büchergeſchenke aus Nordamerika.

Von dem in Nro. 85. des heurigen Jahrgangs dieſer Blätter Sp. 701 — 704 erörterten Prachtwerke:

„United States exploring expedition. During the years 1838 — 1842. Under the command of Charles Wilkes"

ſind der k. Hof- und Staatsbibliothek im Laufe dieſes Monats zwey weitere Bände zugekommen, nämlich

1) Die nachträglich erſchienenen Abbildungen zum ſiebenten Bande *), mit dem *Titel*:

Atlas. Zoophytes. By James D. Dana, Geologist of the Expedition. By authority of Congress. Philadelphia: C. Sherman, printer. 1849. gr. Fol. 12 Seiten Text (Verzeichniß der Tafeln) und 61 Tafeln in Kupfer geſtochener und colorirter Abbildungen.

2) Der achte Band des Geſammtwerkes:

Mammalia and ornithology. By Titian R. Peale, one of the naturalists of the Expedition. Philadelphia: Printed by C. Sherman 1848. gr. 4. pag I — XXV. und 17 — 338.

Es kann mit dieſer Notiz zugleich die für die k. Hof- und Staatsbibliothek erfreuliche Nachricht verbunden werden, daß der genannten Anſtalt, welche bisher die erſten fünf Bände dieſes wichtigen Werkes nur in der Großoctav-Ausgabe beſaß, in Folge großmüthiger Verfügung Sr. M. des Königs Ludwig das ganze Allerhöchſtdemſelben von der Nordamerikaniſchen Regierung als Geſchenk beſtimmte, prachtvoll gebundene Exemplar der Quart-Ausgabe huldvollſt überlaſſen wurde.

*) Eine ausführliche Anzeige dieſes Bandes iſt Nro. 119 — 121 dieſer Blätter (15 — 19 Juni 1849) enthalten.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. December.

Nro. 210. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

A History of the Sikhs, from the origin of the nation to the battles of the Sutlej.

(Fortsetzung.)

Das Haupt der Genossenschaft hatte die Verpflichtung, die Länder, Städte und Dörfer, je nach dem Verdienste der Einzelnen und im Verhältniß zu den Rossen und Summen, die er zur Bande brachte, unter die Gesellen zu vertheilen. Dem Anführer ward zuerst sein Theil ausgeschieden, welcher natürlich den des gemeinen Freyen weit übertraf, und dann erst den Andern die Marken und Aecker des Landes angewiesen. Sie gehörten ihnen von nun an als freyes, keiner Abgabe unterworfenes Eigenthum; doch durfte Niemand sein Gut an einen fremden, zur Genossenschaft nicht gehörigen Mann verkaufen. Er konnte aber, wenn ihn die Noth dazu zwang, sein Loos versetzen und bestimmen, wem und unter welchen Bedingungen das Erbtheil zufallen solle. Stirbt ein Sikh, ohne einen letzten Willen zu hinterlassen, so wird mit dem Erbe nach dem verschiedenen Gewohnheitsrechte in den verschiedenen Klans verfahren. Bald wird alle liegende und fahrende Habe gleichmäßig unter der männlichen Nachkommenschaft vertheilt, nur daß der älteste Sohn ein doppeltes Loos erhält; bald wird das Besitzthum in gleiche Theile an die Mütter vertheilt, zum Besten ihrer Söhne; bald auch als Majorat betrachtet und ungetheilt dem ältesten Sohne überlassen. Es sind dann zum Unterhalte der jüngern Familienglieder eigene Landestheile ausgeschieden. Sind keine männliche Sprossen vorhanden, so erben die Wittwe oder Wittwen, der älteste Bruder oder dessen männliche Nachkommenschaft. Um den Streitigkeiten über die Hinterlassenschaft so viel als möglich vorzubeugen, wirft der männliche Erbe ein weißes Kleid über die Wittwe oder Wittwen, steckt ihnen einen Ring durch die Nase und sie werden jetzt als seine rechtmäßigen Frauen betrachtet. Sie müssen, so will es die Landessitte, dieser Nothwendigkeit sich fügen und in den Harem des neuen Besitzers wandern. Hat der Verstorbene weder Söhne noch Brüder und Neffen, so theilen gewöhnlich die Wittwen unter sich nach gleichem Maße; wie es aber bey ihrem Tode gehalten wird, finden wir nirgendwo angegeben. Unter solchen Erbgesetzen ward das Besitzthum nach und nach in viele Theile zersplittert; die Gemeinen verarmten und verloren bald einem mächtigen Häuptling gegenüber ihren ganzen Einfluß, — ein Umstand, welcher viel zur schnellen Erhebung der Macht des Tscharat Singh und seiner Nachkommen Maha und Ranadschit beygetragen hat. Die wenigen bedeutenden Familien der Muselman und Hindu, welche sich unter der eisernen Herrschaft der Sikh behaupten konnten, verließen deßhalb die Anordnungen ihrer Gesetzgeber, des Manu und Muhammed; sie haben besondere Erbgesetze entworfen, damit das Besitzthum des Hauses beysammen bleibe und sie nicht aller Macht, alles Einflußes in dem Gemeinwesen beraubt würden.

Selbstwehr und Selbsthülfe war die Norm in allen Streitigkeiten der Genossen unter einander; beyde, der Beleidigte wie der Beleidiger, forderten ihre Verwandtschaft, ihre Freunde und Mannen auf und es begann dann eine Blutfehde, Gaha ge-

nannt, welche so lange dauerte, bis sich die Parteyen zu einem Austrage oder einer Sühne verstanden. Aus diesem Grunde wurden alle Höfe mit Gräben und Schanzen umgeben und selbst die Häuser in den Städten, wie in den mittlern Jahrhunderten des Westens, burgartig gebaut. Die unterworfenen Provinzialen sind ganz zu Knechten herabgesunken und dem Willen ihres Herrn preisgegeben; er mag Geldstrafen über sie verhängen, sie einsperren und auf andere Weise mißhandeln; der Provinziale kann bey Niemand klagen, Niemand kann ihm helfen. In einem spätern Zeitraum der staatlichen Entwicklung des Sikhvolkes hatten die Sirdar die Macht errungen, zur Sühne grober Verbrechen und Vergehen Geldstrafen zu erheben, welche nach dem Reichthum des Schuldigen angesetzt wurden. Es ward und ist dieß heutigen Tags noch eine reiche Finanzquelle für die Häuptlinge und ihre habsüchtigen Beamten; es werden zu dem Endzwecke alle Mittel, alle Peinigungen angewendet, um wirkliche oder Scheinverbrechen zum Geständniß zu bringen. Zahlen muß Alles, der Gewinnende ein Geschenk, der Verlierende eine Strafe. Auch das scheußlichste Verbrechen kann das erstemal mit Geld gesühnet werden; wiederholtes Blutvergießen wird aber mit dem Verluste der einen oder beyden Hände, der Nase und Ohren bestraft. Die Todesstrafe kommt nur in äußerst seltenen Fällen zur Anwendung. Das gestohlene Gut muß die Gemeinde oder der Häuptling ersetzen; wollen sie sich nicht hiezu verstehen, so wird ihnen zur Vergeltung das Vieh fortgetrieben oder die Ernte weggenommen. Wenn die Fußstapfen des gestohlenen Viehs zu den Gemarken eines Dorfes nachgewiesen werden können, so muß die Gemeinde für das Gestohlene haften oder die Fußstapfen jenseits ihrer Gränzen nachweisen. Wegen dieser Gränzen entstanden aber, nach der Niederlassung der Sikh im Fünfflußgebiete, viele Streitigkeiten. Die frühern Ein- und Abtheilungen aus den Zeiten der Herrschaft der Padischah von Delhi, die von den Kanundschis oder Normgebern bestimmt wurden, waren aufgehoben; die Gemeinden suchten bald dieses bald jenes Land an sich zu reißen, und die Zwistigkeiten über Marken und Almende führten nicht selten zu Mord und Todtschlag. Obgleich später allenthalben Fünfmännergerichte angeordnet wurden, um das Recht zu finden, so gehören doch die Zwistigkeiten über die Marken heutigen Tags noch zu den am häufigsten vorkommenden.

Ueber und neben diesen gleichberechtigten Genossenschaften gab es noch drey andere, die aus den verschiedenen Verhältnissen der Häuptlinge, welche bereits bestanden, als sie sich ursprünglich zusammen fanden, hervorgiengen oder aus den Bedingungen, unter welchen einzelne Genossen aufgenommen wurden. Häuptlinge geringer Macht schlossen sich nicht selten an mächtige Misal an und erhielten zur Belohnung ihrer Dienste, je nach dem Gutdünken der Markgenossenschaft, mehr oder weniger Hufen Landes. Gefiel den Misaldar, wie diese Häuptlinge genannt werden, die Verbindung nicht, so konnten sie ihr Besitzthum veräußern und sich nach einem andern Gau begeben. Nicht selten waren die Sirdar auch von einem mehr oder minder zahlreichen Gefolge oder Gesinde umgeben, das den Befehlen des Herrn unterworfen war. Die Ländereyen, welche diesem Gefolge aus dem Allod des Herrn angewiesen sind, können aus diesem oder jenem Grunde wieder eingezogen werden; doch ist es auch dem Tabadar, so heißt dieser Stand unter den Sikh, gestattet, dem Häuptling den Dienst zu künden und hinzugehen, wo Vortheil oder Lust ihn zieht. Nicht selten verleiht der Sirdar kleine Theile seines Besitzthums an arme Verwandte oder dürftige Glieder der Genossenschaft, an Glücksritter oder Günstlinge, welche sich dafür zu allerley Dingen, namentlich zu Kriegsdiensten verpflichten müssen und deßhalb Dschagirdar heißen. Zieht der Häuptling zum Kampfe aus, so müssen sie aufsitzen, sich wohl gerüstet um ihn versammeln und auf eigene Kosten dienen; diese Lehen können zu jeder Zeit wieder eingezogen werden. Die Markgenossenschaft hat natürlich hiebey gar keine Stimme; denn es handelt sich ja bloß um das freye Eigenthum des Sirdars, welches er nach Belieben verwerthen kann. Es stand übrigens einem Jeden frey, einen Theil seines ächten Eigenthums für wohlthätige Zwecke, an Geistliche und Bildungsanstalten zu vermachen; die Hufen Landes gehörten dann diesen frommen Stiftun-

gen auf ewige Zeiten; Niemand iſt, unter keinerley Vorwand, befugt ſie ihnen zu entreißen.

Die ſpätere Geſchichte der Sikh, ſeit der Begründung der Alleinherrſchaft durch Ranadſchit Singh, iſt bereits in dieſen Blättern (Gel. Anz. 1847) beſprochen worden. Wir wollen deßhalb aus dem Werke des Hrn. Cunningham nur noch die wenig bekannte Gründung des Lehenſtaates Dſchamu (Jamoo bey den Engländern) hervorheben ſo wie die Beſtrebungen des Fürſten Golab, ſeine Macht jenſeits des Himalaja auf Unkoſten des Himmelsſohnes zu Peking, zu erweitern.

(Schluß folgt.)

Geſchichte und Beſchreibung der Univerſität Tübingen.

(Schluß.)

Von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an machte ſich aber das Bedürfniß nach einer Vermehrung und beſſern Aufſtellung der Bibliothek immer dringlicher und man fing nun an mehr Geld auf ſie zu verwenden; aber erſt die neuere Zeit war es, die den größten Uebelſtänden gründlich abhalf. Im Jahre 1819 wurde ihr der ſchöne große Rittersaal im nördlichen Flügel des Schloſſes eingeräumt und unter Robert Mohl's Leitung die regelmäßige, für Anſchaffung von Büchern beſtimmte Dotation allmählig gegen 8000 fl. erhöht, wozu noch zeitweiſe Zuſchüſſe kamen, ſo daß in einzelnen Jahren 12—15,000 fl. für Bücheranſchaffungen verwendet werden konnten. Dadurch iſt jetzt die Bibliothek auf etwa 200,000 Bände gebracht worden, wozu noch gegen 50,000 Diſſertationen und Flugſchriften kommen, ſo daß ſie dermalen, nächſt der Göttinger, wohl die größte der deutſchen Univerſitäts-Bibliotheken ſeyn wird.

Die Sternwarte wurde 1752 unter Herzog Karl eingerichtet und genügt vollkommen den Bedürfniſſen der Univerſität. Das phyſikaliſche Kabinet leitet ſeinen Urſprung von dem ſchon vorhin erwähnten Stöffler ab; aber erſt unter Herzog Karl kam ihm eine anſehnliche Vermehrung zu, in der es fortgehalten wurde, ſo daß es mit andern derartigen Univerſitäts-Inſtituten concurriren kann.

Bis zum Jahre 1802 hatte die Univerſität keine eigne Naturalienſammlung; man hatte lange genug mit einer ſolchen gewartet, um nicht endlich einmal von ihrer Nothwendigkeit überzeugt zu werden. Dabey war aber auch Theilung der Fächer, mithin Errichtung neuer Profeſſuren nothwendig, denn wenn Kielmeyer zum Lehrfach der Chemie, für das er zuerſt angeſtellt wurde, ſpäter noch Botanik, Pharmacie, Anatomie, Phyſiologie und vergleichende Zoologie übernehmen konnte, ſo war es durchaus unmöglich nach ſeinem Abgange einen Lehrer zu finden, der dieſen Complex von Wiſſenſchaften ſich hätte aufladen laſſen. Noch Rapp hatte anfänglich Anatomie, Phyſiologie, Zootomie und Zoologie vereinigt, überzeugte ſich aber bald, daß eines Einzigen Kraft nicht mehr ausreichend ſey, um den verſchiedenartigen Anforderungen dieſer Fächer zu genügen und namentlich Sammlungen für alle vier neu anzulegen. Er gab daher die beyden erſten auf und behielt ſich bloß die beyden letzten vor; dafür aber brachte er die zoologiſche und zootomiſche Sammlung in einen Schwung, daß man in Hinſicht auf den kurzen Zeitraum darüber ſtaunen muß. Zählt doch die zootomiſche Sammlung allein an Skeleten bereits über 550, darunter von ſehr ſeltnen Arten und alle höchſt ſauber gearbeitet. Zur Aufſtellung wurde die alte Aula verwendet; eine große helle Lokalität mit wunderſchöner Ausſicht in das Neckarthal.

Die mineralogiſchen und palaeontologiſchen Sammlungen gelangten erſt zur Bedeutung, ſeitdem im Jahre 1837 ein eigner Profeſſor der Mineralogie und Geognoſie in der Perſon Quenſtedt's angeſtellt wurde. Mit ſeltener Rührigkeit und unermüdlichem Eifer bemühte er ſich die oryctognoſtiſche, geognoſtiſche und palaeontologiſche Sammlung zu bereichern, und namentlich durch eignes Sammeln auf alljährlichen Reiſen raſch zu vermehren. Beſonders reich iſt die Petrefaktenſammlung, und ſie gehört bereits zu den bedeutendſten in Deutſchland. Die Saurier des würtembergiſchen Lias ſind hier in zahlreichen Exemplaren repräſentirt und durch Quenſtedt ſelbſt mit großer Kunſtfertigkeit ausgearbeitet.

Auch die botaniſche Anſtalt liefert ein Beyſpiel, wie ſpät und mühevoll ſich in Tübingen das Studium der naturwiſſenſchaftlichen Fächer Bahn brach. Es wurde zwar unter Kielmeyer's Direction im Jahre 1805—1809 ein neuer botaniſcher Garten angelegt, allein ein ganzes Menſchenalter hindurch geſchah nichts weiter. Da trat zur rechten Zeit der rechte Mann ein, Hugo Mohl, durch ſeine ausgezeichneten anatomiſchen und phyſiologiſchen Arbeiten in der Botanik eine der größten Celebritäten dieſer Wiſſenſchaft. Unter ihm wurde der Garten nicht bloß bedeutend erweitert, ſondern auch zweckmäßiger angelegt,

das Gewächshaus ansehnlich vergrößert und ein anderes, das vorzugsweise zur Erziehung junger Pflanzen bestimmt ist, neu erbaut. So wurde der botanische Garten bald zu einem der ausgedehntesten und schönsten, dessen sich eine deutsche Universitätsstadt rühmen kann. Bey gänzlichem Mangel an Lokalitäten für wissenschaftliche Arbeiten und Aufstellung von Sammlungen erwirkte aber H. Mohl noch ferners, daß ein für botanische Zwecke bestimmtes Gebäude aufgeführt wurde; zugleich bewilligte der Staat eine nicht unbeträchtliche Summe zur Anschaffung des Hochstetter'schen Herbariums, welches in Verbindung mit einer vom Baron Ludwig geschenkten Sammlung von Kappflanzen eine bedeutende Grundlage für die anzulegenden botanischen Sammlungen bildet. Durch Mohl's Thätigkeit wurde auf diese Weise ein Institut in's Leben gerufen, das sich zwar, wie der Verf. sich bescheiden ausdrückt, „in seinem gegenwärtigen Anfange den reich ausgestatteten Anstalten der großen deutschen Hauptstädte noch nicht entfernt an die Seite stellen läßt, welches aber, wenn nicht besondere Ungunst der Zeiten dasselbe in seiner Entwicklung hemmen sollte, nicht fehlen wird, einen ehrenvollen Platz unter den ähnlichen Anstalten der deutschen Universitäten einzunehmen."

Das für Chr. G. Gmelin neu aufgebaute chemischen Laboratoriums ist schon vorhin gedacht worden; zu erwähnen ist nur noch, daß auch das frühere Laboratorium auf dem Schlosse für Schloßberger neu eingerichtet wurde.

Es ist in der That staunenswerth, welche bedeutende Anstalten seit der gänzlichen Umgestaltung der Universitäts-Verfassung, die im Jahre 1811 erfolgte, den medizinisch-naturwissenschaftlichen Doctrinen durch die Munificenz der Regierung und der Stände zur Verfügung gestellt wurden. Ueberschauen wir dieselbe nochmals in der gedrängten Uebersicht, die der Verf. uns von ihnen vorhält.

„Im Beginn dieser Periode finden wir sehr schwache Anfänge eines Naturaliencabinets, ein kleines Gärtchen für die Botanik mit einem Gartenhäuschen für die exotischen Pflanzen und nicht das kleinste Herbarium, eine unheizbare Küche als chemisches Laboratorium, eine enge Kapelle als Anatomie, ein paar Stuben für den Ausnahmsfall, daß man einmal einen Kranken zu beobachten veranlaßt war. Gegenwärtig hat die Universität eine große Sammlung für Zoologie, ein Kabinet von seltner Schönheit und Ausdehnung für vergleichende Anatomie, mit Raum zu eignen Uebungen der Studierenden, ein großes Gebäude für die botanischen Sammlungen und Untersuchungen, einen der schönsten botanischen Gärten in Deutschland, zwey große chemische Laboratorien, ein stattliches Gebäude für die Anatomie mit Sammlungen, die bereits ansehnlich zu werden beginnen, ein gut eingerichtetes, geräumiges, wohlbesetztes Krankenhaus und ein eignes großes Gebäude für die Gebäranstalt."

So ist es jetzt nicht mehr die theologische Facultät allein, welche in Tübingen Jahrhunderte hindurch ausschließlich bevorzugt war, die medicinische und philosophische ist nunmehr auch in ihr *lange vorenthaltenes* Recht eingetreten. Aus kleinen Anfängen unter Graf Eberhard im Bart ist die Universität allmählig und insbesondere in den beyden letzten Decennien dermaßen erstarkt, daß sie jetzt den ersten Deutschlands sich würdig zur Seite stellen kann. Es gewährt einen imposanten Anblick, wenn man von der alten Stadt her längs der nach Stuttgart führenden Landstraße dahin geht, und zu beyden Seiten die neuen Gebäude der Universität vor sich aufsteigen sieht. Zur rechten Seite schaut von einer kleinen Anhöhe das Anatomiegebäude herab, gegenüber auf der andern Seite das Krankenhaus, unterhalb desselben das neue Universitätsgebäude, das chemische Laboratorium und das für die botanischen Zwecke aufgeführte Haus, an welches sich der große botanische Garten anschließt. Denkmäler, die ein ehrenvolles Zeugniß davon ablegen, daß Würtembergs Fürsten und Stände den Werth geistiger Bildung über der Pflege materieller Interessen nicht aus dem Auge verloren haben; den kommenden Geschlechtern eine Mahnung, hinter dem gegebenen großartigen Vorbilde nicht zurückzubleiben.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. December.

Nro. 241. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

I. Ueber die Veränderungen, welche in den bisher gebräuchlichen Formeln für das Gleichgewicht und die Bewegung elastischer fester Körper durch neue Beobachtungen nothwendig geworden sind; von R. Clausius. — (Poggend. Annal. Bd. 76. 1).

II. Ueber die Natur derjenigen Bestandtheile der Erdatmosphäre, durch welche die Lichtreflexion in derselben bewirkt wird; von Demselben. (Ebenda, 76. 2).

III. Ueber die blaue Farbe des Himmels und die Morgen- und Abendröthe, von Demselben. (Ebenda, 76. 2).

Vorstehendes sind die Titel dreyer Abhandlungen desselben Verfassers, denen wir im 1. und 2. Heft von Poggendorf's Annalen, Jahrgang 1849, begegnen, und die uns auf gleiche Weise wegen des Interesses ihres Gegenstandes wie wegen der sorgfältigen und gründlichen Behandlung der Aufmerksamkeit würdig scheinen. Alle drey gehören in das Gebiet der mathematischen Physik, und haben den Zweck, durch analytische Untersuchungen bisher noch räthselhafte Naturphänomene aufzuhellen: nämlich die erste, durch geeignete Aenderung der der Theorie zu Grunde liegenden Hypothesen die, gegenwärtig nicht überall genügende, Uebereinstimmung herbeyzuführen zwischen Rechnung und Beobachtung in der Lehre von der Elasticität: die beyden andern aber, ebenfalls durch mathematische Deductionen, die wahre Ursache definitiv festzustellen, welcher die blaue Farbe des Himmels so wie die orangen Tinten der Morgen- und Abendröthe zuzuschreiben sind. Schon diese Tendenz fordert unsere Anerkennung, wir sehen den Vf. ausgehend als von seinem archimedischen Puncte von der Ueberzeugung, daß zwischen Theorie und Erfahrung Uebereinstimmung seyn muß, im Einen Fall mit rüstiger Hand an der weitern Festlegung der noch hypothetischen Basis des Gebäudes arbeiten; in dem andern den Versuch wagen, den traurigen Mangel beynahe aller Beobachtungen, aller gründlichen Erhebungen über ein Phänomen, das täglich vor Aller Augen liegt, durch ein kühnes Gebäude zu suppliren, welches auf schmaler Grundlage aufgeführt, von der Analysis allein seine Haltbarkeit empfangen soll. Manchen mag ein solches Unternehmen von vorn herein lächerlich erscheinen: solchen, die es Hochmuth nennen, zu erwarten, daß unsere Verstandesoperationen ihr treues Spiegelbild in der großen Ordnung des Kosmos finden. Für diese hat H. Clausius offenbar nicht geschrieben. Wir andern aber müssen seinen Versuch, schon um des darin dargelegten Muthes willen, selbst da willkommen heißen, wo der Verfasser uns allzurasch vorgegangen zu seyn scheint.

Wenden wir uns zu dem Einzelnen. Den Gang der Betrachtungen und des Räsonnements des H. Clausius in der ersten der 3 Abhandlungen glauben wir durch Folgendes in Kürze wiedergeben zu können:

Es ist eine bekannte Thatsache, daß ein Körper, etwa von der Form eines prismatischen Sta-

des, wenn er longitudinal z. B. durch ein angehängtes Gewicht gedehnt wird, sich zugleich transversal etwas zusammenzieht. Diese Erscheinung ist auch durch die Theorie im Allgemeinen erklärt. Allein Beobachtungen, welche neuerlich von Wertheim, auf Regnault's Veranlassung, über den Betrag dieser transversalen Contraction, (oder eigentlich über die von ihr abhängige Volumvergrößerung) mit Sorgfalt gemacht worden sind, haben gezeigt, daß die Quantität derselben, im Verhältniß zu der longitudinalen Dehnung, merklich größer ist, als sie nach derjenigen Theorie der Elasticitätserscheinungen seyn sollte, welche von der Betrachtung der Kräfte ausgeht, die die kleinsten Theile des Körpers auf einander ausüben. Zwar hat Wertheim selbst dieß nicht bemerkt: er fand vielmehr, daß, wenn er ein gewisses Verhältniß zwischen den beyden Constanten der Formel voraussetzte (nahe das gleiche Verhältniß für Glas und für Messing, mit welchen er operirte) Rechnung und Beobachtung in genügende Uebereinstimmung kamen. Allein unser Vf. macht darauf aufmerksam, daß ein solches Verhältniß nicht statuirt werden kann, wenn man, wie erwähnt, von der Betrachtung der Molecularwirkungen ausgeht. Man erhält nämlich durch diese schon eine andere Bestimmung der Einen Constanten, mittelst der als bekannt anzunehmenden Spannungen der Theile. Die gewünschte Uebereinstimmung kann also nicht durch Verfügung über die Constanten erlangt werden, sondern die Abweichung zwischen Theorie und Beobachtung muß einen tiefer liegenden Grund haben und der Fall der Natur ein anderer seyn, als derjenige, welchen die Theorie bisher voraussetzt. Worin mag die Verschiedenheit bestehen? — Dieß ist die Frage, welche Clausius zu beantworten unternimmt.

Zunächst kann man gegründeten Zweifel dagegen erheben, ob diejenige Constitution des (als nicht krystallinisch angenommenen) Körpers, auf deren Annahme die Entwicklung der Gleichungen sich gründet, wirklich bey den natürlichen Körpern realisirt ist. Es ist nämlich in der Theorie ein hoher Grad von Symmetrie in der Gruppirung der benachbarten materiellen Theilchen um jedes einzelne ausgewählte herum vorausgesetzt: eine Art von Symmetrie, die z. B. gewiß nicht bestehen kann, wenn man glauben wollte, daß ein Körper, obgleich im Ganzen amorph, aus sehr kleinen krystallinischen Aggregaten zusammengesetzt seyn kann. So scheint es, daß wenigstens denjenigen aus der Verlegenheit geholfen wäre, denen es (wie wir gestehn, daß es bey uns der Fall ist) wider die Natur geht zu glauben, daß ein krystallisirter Körper und derselbe Körper in amorphem Zustand aus andern als denselben kleinsten Theilen bestehe. Diese, scheint es, haben gar kein Recht zu erwarten, daß Uebereinstimmung statt finde zwischen den Formeln einerseits, welche auf eine fingirte Constitution des Körpers gegründet sind, und andrerseits den Beobachtungen *an physikalischen* Körpern, die sich schwerlich eines gleichen Grades von durchgehender Homogenität erfreuen. Man kommt aber nicht so aus dem Dilemma. Denn trotz der Unwahrscheinlichkeit, welche darin liegt zu glauben, daß um jeden kleinsten Theil her volle Symmetrie in der Anordnung aller Einzelnen, die ihn umgeben, statt finde, muß man doch, gerade nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit, bey nicht krystallinischen Körpern annehmen, daß im Ganzen die einzelnen Ungleichheiten sich wieder compensiren, daß also der mittlere Zustand des Ganzen wirklich dem fingirten sehr nahe kommt. Nur auf diesen mittlern Zustand kommt es aber *an, weil in* die mathematischen Ausdrücke nur die Summen (oder Integrale) über große Mengen einzelner Theile, in Form von Constanten, eingehn. Die Geltung dieser Formeln ist also allgemeiner als es nach der gewöhnlichen Ableitung scheint, und in der That nicht an die Voraussetzung symmetrischer Anordnung *aller* einzelnen Theilchen um jeden Punct her gebunden. Es bleibt daher, zur Erklärung des Räthsels, kaum ein anderer Ausweg als die Annahme, daß *erst in* Folge der innern Bewegung elastischer Körper selbst, die sie bey ihrer Dehnung oder Compression erleiden, auch die Symmetrie im Ganzen aufgehoben wird, also auch der mittlere Zustand, von dem man in der Ruhe des nicht krystallinischen Körpers annehmen muß, daß er der der Symmetrie ist, durch die Dilatation aufhört ein solcher zu seyn. In gewissem Sinn versteht sich dieß von selbst, weil z. B.

bey einseitigem Zuge von außen die Theile Verschiebungen erleiden, welche sie longitudinal von einander entfernen und transversal sich nähern: diese Verschiebungen können aber zur Erklärung des Phänomens nicht dienen, denn sie sind in den von der Beobachtung abweichenden Formeln schon berücksichtigt. Wir könnten also das Resultat, welches sich als wahrscheinlich aus diesem Räsonnement ergibt, mit den Worten des Vf. so aussprechen: Man wird annehmen müssen, „daß die Körper unter der Einwirkung fremder Kräfte eine innere Veränderung erleiden, welche in etwas Anderm besteht, als einer bloßen Verschiebung der Molecüle, — und daß dadurch die Körper für die Dauer der Einwirkung die als Bedingung gestellten Eigenschaften (einer im Mittel symmetrischen Anordnung) theilweise verlieren können."

Um diese Folgerung noch genügender zu begründen, bringt nun Herr Clausius das, was auf solchem Wege gewonnen ist, noch in Verbindung mit andern, ältern, Wahrnehmungen. Die Beobachtungen Wertheim's haben nämlich nicht den ersten Fall einer Abweichung zwischen der bisherigen Theorie und der Erfahrung constatirt: es sind auch andere Erscheinungen an elastischen Körpern wahrgenommen, von welchen die Analysis keine Erklärung gab, wiewohl man sie zum Theil auf Rechnung anderer Kräfte, namentlich der Wärme, setzen zu können glaubte, wie denn der Wärme, als einem sehr verbreiteten und doch oft schwer nachzuweisenden Agens, nicht selten die Rolle einer Art von physikalischem Vagabunden zugetheilt wird, auf dessen Rechnung man zunächst Alles setzt, wofür nicht gleich ein bekannter Thäter sich stellt.

Um die Feststellung der hieher gehörigen Thatsachen hat Weber das meiste Verdienst. Er machte bereits 1835 auf eine eigenthümliche, von ihm mit dem Namen „elastische Nachwirkung" bezeichnete Erscheinung aufmerksam, welche darin besteht, daß z. B. ein durch ein Gewicht gespannter Seidenfaden nicht bey derjenigen Dehnung stehen bleibt, welche er in Folge des Anhängens der Last beynahe momentan erhält, sondern daß man noch etwa 24 Stunden lang eine weitergehende, allmählich abnehmende, Verlängerung wahrnimmt, und zwar auch dann, wenn durch den Zug des Gewichtes die Grenzen der Elasticität des Fadens keineswegs überschritten sind, indem nach Entfernung der Last eine analoge Verkürzung, ebenfalls erst rasch dann allmählich, bis zu der ursprünglichen Länge wieder eintritt. An Metalldräthen hatte Weber dasselbe Verfahren schon früher bemerkt, doch war es da weit weniger auffallend (wahrscheinlich weil hier die „elastische Nachwirkung" viel schneller eintritt und sich daher für den Beobachter mit der primären Dehnung vermischt), und konnte daher Anfangs der Erkaltung allein zugeschrieben werden, welche Anfangs die Ausdehnung begleiten muß, und die dahin strebt der letztern entgegenzuwirken.

Noch weiteres Material zur Begründung seiner Schlüsse liefert endlich Herrn Clausius die Nichtübereinstimmung, welche bisher zwischen den Werthen der Elasticitätscoefficienten Statt fand, welche aus der durch Gewichte hervorgebrachten Verlängerung eines Stabes einerseits, und andrerseits aus den beobachteten Longitudinal- oder Transversaltönen gefunden wurden. Die beyden Arten von Tönen geben nahe gleiche Zahlen, von welchen aber die aus Dilatationsversuchen gefundene sehr merklich abweicht, und z. B. für Messing nach Wertheim's Versuchen 9 mal weiter von dem Mittel der andern beyden Bestimmungen abliegt, als diese selbst von einander entfernt sind. Noch viel größer fand Wertheim die Verschiedenheit bey Glascylindern: sie geht da so weit, daß im Einen Falle die beyden Zahlen, die man gleich zu finden erwarten sollte, in der That im Verhältniß 7 : 11 zu einander stehen *).

(Schluß folgt.)

*) Es scheint uns, auch für die weiteren Folgerungen des H. Clausius, nicht unintere,sant zu bemerken, daß derjenige Elasticitätscoefficient, welcher aus den Tönen abgeleitet ist, den fünf verschiednen Glascylindern nahe gleich ist, während die fünf aus den Dehnungen gefundnen bis zum Verhältnße 4 : 5 unter sich differiren. Es wäre offenbar sehr willkührlich, mit H. Wertheim anzunehmen, daß die ursprünglich so verschiedenen Zahlen, wie sie die Dehnung gibt, erst durch Mitwirkung der Wärme (deren Thätigkeit hier noch gar nicht experimentell nachgewiesen ist) gerade ausgeglichen würden; nimmt man hingegen nach der weiter zu entwickelnden An-

A History of the Sikhs, from the origin of the nation to the battles of the Sutlej.

(Schluß.)

Ranadschit Singh hatte (1821) die Alpenlandschaft Dschamu, sogenannt nach der Hauptstadt an einem Nebenfluße des Tschenab (22° 31′ Br. und 74° 56′ L.), dem zur Sikhreligion bekehrten Radschputen Golab verliehen. Golab unterwarf in den folgenden Jahren die umliegenden Gebirgslandschaften, vereinigte sie mit seinem Fürstenthum und sah gierigen Blickes nach Leh. Ein Vorwand zum Krieg ist leicht gefunden. Die Sikh besetzten die Stadt (1834), rauben und plündern und belegen das Land mit einem Tribut, welcher jährlich dem Radschah nach Dschamu entrichtet werden muß. Dieser leichte Erfolg reizte zu neuen Angriffen, zu neuen Eroberungen. In der nächsten Zeit mußte sich auch Baltistan oder Iskardo fügen. Iskardo, Sargarochod von den Einheimischen genannt, ist eine unfruchtbare, dünn bewohnte Gebirgslandschaft, welche in frühern Jahrhunderten gleichwie Ladakh den Großmongolen Hindostans zinspflichtig war. Zur Zeit, als die britischen Reisenden und Kundschafter, Moorcroft, Burnes, de Vigne und Andere in diese Gebirgsgegenden vordringen, lernen sie einen muselmanischen Herrscher kennen, milder, wohlwollender Gesinnung, der sich Achmed Schah nannte. Aus Furcht, die fanatischen Sikh möchten auch sein Fürstenthum besetzen, suchte er vergebens die Engländer zu bewegen, ihn als Bundesgenossen oder Lehensträger einzureihen. Um diese Gunst zu erlangen, diente er ihnen als Kundschafter in Mittelasien; er sandte regelmäßige Berichte an Kapitän Wade über die Aufstände im chinesischen Turkestan. Achmed Schah, der sein Geschlechtsregister bis auf Joseph, den Sohn des Patriarchen Jakob, zurückführt, heißt gewöhnlich bloß Herr der Gebirge; die Unterthanen geben ihm den tübetanischen Titel Gelpho, König. Die Sikh bemächtigten sich (1840) seines Landes und zwangen Achmed zu einem bedeutenden Tribut. Der Fürst von Iskardo hat kein stehendes Söldnerheer. Bedarf er einer bewaffneten Macht, so wird wie in Ladakh der Heerbann aufgeboten, wozu alle größern Gutsbesitzer und Lehensträger gehören. Im Nothfalle kann der Gelpho selbst alles Volk zu den Waffen rufen. Die Statthalter des Fürsten von Dschamu drangen nun immer weiter gegen Mittelasien vor; Ghilgit mußte ihnen Zins entrichten, und selbst die Chinesen in Jarkand sollten nächstens ihre Macht fühlen. Der neue Gebieter von Ladakh und Balti verlangte die Herausgabe einer Anzahl Gränzlandschaften: es wären ehemalige Marken der eroberten Länder. Die Antwort der Chinesen war abschlägig und in beleidigenden Worten. Die Sikh machten jetzt den Engländern den Vorschlag, sich mit ihnen zu verbinden; sie wollten, vereint mit einem Hülfscorps Sipahis, die Chinesen aus Tübet und der kleinen Bucharei jagen. Dieß lag aber weder im Plane noch im Vortheile der indischen Regierung. Sie gebot dem Eroberungszug raschen Stillstand. Ein englischer Offizier gieng nach Tübet; es war Kapitän Cunningham, der Verfasser des vorliegenden Werkes. Garo und die andern Eroberungen sollten den Chinesen zurückgegeben werden. Diese hatten jedoch, von dem Klima und der Unbesonnenheit der Eindringlinge unterstützt, die Feinde bereits vollkommen geschlagen und (1842) selbst Leh eingenommen. Schnell sandte der Radschah von Dschamu neue Heerhaufen über den Himalaja; die Chinesen wurden zurückgeworfen und die Engländer vermittelten einen Frieden. Die alten Gränzen und Verhältnisse wurden wieder hergestellt. Die Friedensurkunde ist vom Großlama mit gelber und vom chinesischen Statthalter mit rother Dinte geschrieben, symbolisch andeutend, daß der eine Herr ist der gelben Erde und der andere über Tod und Leben.

Neumann.

---

sicht von Clausius an, daß wir eigentlich in der Dehnung das complicirtere Phänomen vor uns haben, so begreift sich die Verschiedenheit der aus ihr abgeleiteten Resultate, und die größere Harmonie der aus dem Schalle gefundenen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. December.

Nro. 242. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Untersuchungen über thierische Elektricität von Emil Du Bois-Reymond.

(Fortsetzung.)

Das zweyte Capitel führt uns zu dem stromprüfenden Froschschenkel (dem physiologischen Rheoskope) und dessen Gebrauch.

Der stromprüfende Froschschenkel besteht aus dem enthäuteten Unterschenkel, dessen Nerv bis hinauf in den plexus ischiaticus frey präparirt ist, während alle anderen Theile entfernt sind. Bey der Anwendung dieses Präparates ist seine Isolation auf einer Glasplatte nothwendig. Es ist das einzige Rheoskop, dessen Anzeigen ohne Einschaltung von Metallen in den Kreis gewonnen werden können, doch sind dieselben wegen der verschiedenen, von Temperatur ꝛc. abhängigen Leitungsfähigkeit weniger sicher; noch mehr trifft dieses Rheoskop derselbe Vorwurf, wenn es auf Erkenntniß der Stromrichtung ankommt.

Der Froschschenkel zuckt (wenn nicht zu gewaltsame Ströme angewendet werden) nur beym Eintreten und Aufhören des Stromes, während er in der Zwischenzeit in Ruhe verbleibt, es sey denn, daß schnelle Schwankungen der Stromdichtigkeit während des Geschlossenseyns der Kette auftreten, durch welche diese Ruhe gestört wird. Daraus ergibt sich als erster Satz für die Nervenerregung durch den elektrischen Strom: „Nicht der absolute Werth der Stromdichtigkeit in jedem Augenblick ist es, auf den der Bewegungsnerv mit Zuckung des zugehörigen Muskels antwortet, sondern die Veränderung dieses Werthes von einem Augenblick zum andern, und zwar ist die Anregung zur Bewegung, die diesen Veränderungen folgt, um so bedeutender, je schneller sie bey gleicher Größe vor sich gingen oder je größer sie in der Zeiteinheit waren.“

Aus der mathematischen Deduction dieses Satzes ergibt es sich, daß zwischen Elektricitätsmenge und physiologischer Wirkung keine wesentliche, sondern nur eine zufällige, durch Nebenumstände vermittelte Beziehung stattfindet, so daß also aus der Größe des elektrolytischen Aequivalentes nie auf das mechanische Moment der Contraction und umgekehrt geschlossen werden kann. Hierauf beruhen die Resultate einer Menge von Versuchen bey Anwendung der Reibungselektricität, bey dem Fallenlassen der thierischen Theile auf schwache Elektromotore, bey Nebenschließungen mit Substanzen, welche die Stromdichtigkeit in dem Nerven plötzlich verringern, endlich bey Erschütterungen der Schließungsdrähte, besonders wenn dieselben aus leicht polarisirbaren Metallen (Kupfer ꝛc.) bestehen. An eine weitere Zergliederung dieser Thatsachen, aus welchen eine Messung der durch den elektrischen Strom entwickelten Nervenkraft resultirte, ist bey unsrer Unkenntniß der Menge von variablen Größen in den organischen Gebilden, Muskel sowohl als Nerv, bis jetzt noch nicht im Entferntesten zu denken. Da nun trotz dem Matteucci es unternommen, eine solche Messung zu veranstalten, so unternimmt der Verfasser auch hier wieder eine Polemik gegen Matteucci, welcher die Menge Zinks wägt, die bey Entwicklung eines bestimmten Kraftmoments durch die sich contrahirenden Muskeln in der den elektrischen Strom er-

zeugenden Kette aufgelöst wird, was, wie oben erwähnt, keine direkte Vergleichung zuläßt.

(Fortsetzung folgt.)

I. Ueber die Veränderungen, welche in den bisher gebräuchlichen Formeln für das Gleichgewicht und die Bewegung elastischer fester Körper durch neue Beobachtungen nothwendig geworden sind.

II. Ueber die Natur derjenigen Bestandtheile der Erdatmosphäre, durch welche die Lichtreflexion in derselben bewirkt wird.

III. Ueber die blaue Farbe des Himmels und die Morgen- und Abendröthe.

(Fortsetzung.)

Herr Wertheim hatte den Versuch gemacht, auch diese Erscheinung durch Zuhülfenahme der Wärme zu erklären, indessen zeigt H. Clausius durch Zahlen, daß dieselbe hier keine so beträchtliche Wirkung haben kann. Dagegen hat bereits Seebeck auf den Zusammenhang mit Webers „elastischer Nachwirkung“ hingewiesen. Diese muß nämlich bey den akustischen Versuchen als (nahe) ausgeschlossen angesehen werden, weil sie hier während des raschen Schwingens der kleinsten Theile um ihre Gleichgewichtslage keine Gelegenheit zu ihrer Entwicklung findet, während sie bey der Dehnung mit ihrem ganzen Betrage eingeht, so daß in beyden Fällen wirklich verschiedne Dinge Gegenstand der Beobachtung sind.

Man sieht, wie auch diese älteren Wahrnehmungen, wenn sie einmal von dem von H. Clausius genommenen Standpuncte betrachtet werden, fast mit Nothwendigkeit darauf drängen, anzunehmen, daß in den Körpern, wenn sie längere Zeit im dilatirten Zustande bleiben, irgend eine innere Veränderung eintritt, welche sie im Einen Falle fähig macht, eine noch größere Ausdehnung allmählich zu erlangen, als sie Anfangs annehmen konnten, im andern Falle bewirkt, daß der Elasticitäts-coefficient, wie er aus der gesammten Dehnung, gewissermaßen als Integral über die verschiednen Zustände von der ursprünglichen bis zur letzten Gleichgewichtslage des Körpers, gefunden wird, nicht derselbe ist, den man aus der Beobachtung von Schwingungen ableitet, bey welchen im Mittel der erstere Zustand immer erhalten bleibt *). Statuirt man Einmal eine solche Veränderung, so kann es nicht mehr befremden, eine Abweichung zwischen den Resultaten der bisherigen Rechnung (die auf dieselbe keine Rücksicht nahm) und der Beobachtung in den Fällen, und gerade nur in den Fällen eintreten zu sehen, wo bleibende Dehnungen oder Compressionen zunächst sie als die erste Wirkung, haben eintreten lassen. Dagegen möchte es schwer seyn, durch eine andre Hypothese die Erscheinungen eben dieser Fälle zu erklären, ohne zugleich auch das Fundament der Formeln für rasche Schwingungen zu berühren, welches nach den beynahe wunderbaren Bestätigungen, die besonders die Optik geliefert hat, unantastbar bleiben muß.

Fragt man jetzt weiter, welcher Art diese nach Allem, wie uns scheint, sehr wahrscheinlich gemachte, aber nicht in einer bloßen Verschiebung der kleinsten Theile bestehende innere Veränderung gedehnter oder zusammengesetzter Körper seyn mag, so verschwindet hier freylich dem Forscher der feste Boden unter den Füßen. Die Beobachtungen geben die Wirkung dieser Veränderung und weiter nichts: als letzter Führer, da wo der Verstand nicht mehr aufzutreten wagt, bleibt nur eine Art von Schönheitsgefühl; ein Gefühl, welches dem Naturforscher so unentbehrlich ist als dem Künstler; dasselbe, welches uns zwingt immer nach einfachen Gesetzen im Reiche der Natur zu suchen, welches uns das Einzige aber heilige Recht gibt, unter Millionen von mathematischen Ausdrücken, welche gemachte Beobachtungen gleich gut darstellen, Einen als den wahren herauszugreifen, trotz

*) Der Unterschied in den Resultaten beyder Arten von Versuchen ist in der That der Art, daß eine größere Dehnung beobachtet wird, als nach den Tönen zu erwarten wäre, wie dieß in Uebereinstimmung mit der Erscheinung der elastischen Nachwirkung ist.

der entgegenstehenden Wahrheit, die Nichts erschüttern kann, daß für das kalte Auge des Verstandes die Chance dieser Wahl allemal Null ist. Noch heute hat das Copernikanische Weltsystem keinen bessern Vertreter als dieses Gefühl, welches die Einfachheit bevorzugt; wir dürfen ihm vorläufig folgen wo wir müssen, auf die einzige Bedingung, daß wir stets wissen, wem wir gefolgt sind.

Den Einen mag nun allerdings in unserm Falle dieß Gefühl anders leiten als den Andern; er mag sich für die Eine oder die andere Art von innerer Veränderung in dem Körper erklären, je nachdem er eine Vorliebe für diese oder jene Naturkraft gefaßt hat. Doch scheint die ganze Richtung der neuern Naturwissenschaft die Wahl sehr einzuengen, — eine Richtung, die schon zu reiche Früchte getragen hat als daß man ihr ungestraft Hohn sprechen könnte. Sie geht, wie uns scheint, dahin, wo immer es angeht, keine andern Veränderungen anzuerkennen, als Aenderungen des Ortes, keine andern Kräfte, als solche, die diese erzeugen: Attractionen und Repulsionen. Diese räumliche Anschauung ist die wahre Leuchte des Forschers geworden; selbst das Licht ist aus jener Nacht der Imponderabilien an ihren Sonnenschein emporgezogen, — und wir sollten da noch, im zweifelhaften Fall, andere als räumliche Aenderungen vermuthen, wo es nur räumliche Wirkungen zu erklären gilt? Nein! Von den zweyerley Bewegungen aber, auf welche sich alle Ortsveränderungen der kleinsten Körpertheile — (wie aller absolut festen Körper) zurückführen lassen, der fortschreitenden nämlich und der drehenden, ist die erstere, die sich als parallele Verrückung der Molecüle äußert, schon in den Formeln enthalten: es bleibt also nur die Annahme einer Drehung der einzelnen Theilchen, eines jeden um seinen Schwerpunct, übrig. Eine solche hat nur einen Sinn und kann (ohne daß äußere Kräfte jedes einzelne besonders fassen) nur eintreten, wenn die Molecüle selbst sich nicht, wie eine Kugel, nach allen Seiten gleich verhalten, wenn sie Seiten haben, die entweder durch die Gestalt oder durch verschiedene Aeußerungen der dem Molecüle inwohnenden Kräfte sich auszeichnen. Nehmen wir dieß einen Augenblick an, so ist klar, daß die gewaltsame Verschiebung der Theile durch äußern Druck eine Drehung zur Folge haben muß, weil das anfängliche Gleichgewicht jedes Theilchens um seinen Schwerpunct durch die vergrößerte Entfernung einiger der Nachbarn gestört wird, — und auch, daß die Drehungen, wenn z. B. nur ein Zug von Einer Seite auf den Körper wirkt, im Allgemeinen die Tendenz haben müssen, die einzelnen Molecüle ähnlich zu orientiren, die vorher bey einem nicht krystallinischen Körper regellos gestellt waren. Damit hört die allseitige Symmetrie aber auf, von welcher wir gesehen haben, daß sie wenigstens im Ganzen Statt finden muß, wenn unsere Formeln giltig seyn sollen, und der Erklärungsgrund, weßhalb sie nicht mehr zutreffen, wäre gefunden.

Die Annahme hat noch dieß für sich, daß sie keineswegs zur Erklärung der hier besprochnen Phänomene von H. Clausius neu ersonnen ist. Bereits Poisson, dessen Ansicht mit der Laplace'schen im Wesen übereinkommt, hat, wie unser Vf. anführt, den kleinsten Theilen eines festen Körpers verschiedne Flächen und verschiedne Kraftäußerungen nach den verschiednen Seiten beygelegt, wiewohl er diese Annahme nicht weiter zu verfolgen brauchte, weil bey unkrystallinischen Körpern und, wie wir jetzt hinzufügen müssen, in ihrer natürlichen Gleichgewichtslage, doch im Mittel aus einer sehr großen Menge von Theilchen nach allen Seiten gleich viel Flächen jeder Art sich kehren. Daß bey krystallinischen die Voraussetzung einer bestimmten, nicht kugelrunden, Grundform sich von selbst darbietet, leuchtet ohnedieß ein, da es bekannt genug ist, daß in ihnen die Molecularkräfte nicht nach allen Seiten gleich sind. Wenn aber krystallisirtes Eisen aus kantigen Theilchen besteht, so wird man schwerlich glauben, daß das nicht krystallinische aus andern gebildet sey, während man weiß, daß rein physikalische Vorgänge, Anwendung hoher Temperaturen, fortgesetzte Erschütterung ꝛc. den Einen Zustand in den Andern überführen oder ihm doch nähern können. Uns scheint auch die einfachste Erklärung des Gesetzes der Multiplaben chemischen Verbindungen in der Annahme einer bestimmten Grundform der einzelnen Theile zu liegen.

Resümiren wir das Ganze, so halten wir demnach den Schluß des H. Clausius für wohl begründet, daß in Folge der Einwirkung fremder Kräfte auf einen Körper im Innern desselben eine Aende-

rung vor sich geht, die nicht bloß in einer Verschiebung der kleinsten Theile (bey der sie sich selbst parallel bleiben würden) besteht, — und für sehr wahrscheinlich auch seine Hypothese, daß diese Aenderung nichts anderes als eine Drehung dieser kleinsten Theile, eines jeden um seinen eignen Schwerpunct, ist, welche dann, da sie in den Formeln nicht vorgesehen ist, als secundäre Folge die Erscheinungen der elastischen Nachwirkung und die verschiedenen andern Phänomene erzeugen würde, die mit der bisherigen Theorie nicht im Einklang stehn.

Fragt man nun, was in Folge dessen mit unserer mathematischen Theorie der Elasticität zu machen wäre, so steht es mit derselben nicht so schlimm, als man nach dem Gesagten erwarten könnte. Was zunächst die Theorie rascher Schwingungen in elastischen Medien betrifft (bey weitem den wichtigsten Theil der hieher gehörigen Disciplinen wegen seiner Anwendung in der Optik), so ist schon darauf aufmerksam gemacht worden, daß wir trotz des Gesagten uns nicht zu wundern brauchen, daß hier die strengsten Controlen nie einen Mangel der Theorie nachgewiesen haben. Denn hier kommt der bisherigen Theorie noch ein neuer ausgleichender Factor zu Gute, die Zeit. Wenn auch in jedem Momente die Anordnung aller umgebenden Theile um irgend ein gewähltes nicht symmetrisch seyn wird, so ist er in auf einander folgenden Momenten, um es so auszudrücken, auf entgegengesetzte Art unsymmetrisch, so daß in diesem Fall der mittlere Zustand abermals ein symmetrischer bleibt, und wenn die Zeit, welche zu einer vollen Schwingung nöthig ist, verschwindet gegen die, welche ein Molecül nöthig hätte, um den drehenden Kräften, die sich in jedem Augenblick ändern, zu folgen, so wird Alles bleiben, als ob sie gar nicht da wären. Dazu kommt noch, daß wir (wie jetzt die Sache liegt) überhaupt gar kein Mittel haben Drehungen der kleinsten Theile zu beobachten, sondern nur Verrückungen, die etwa in Folge der erstern entstehn, und zwar auch diese letztern nur darum, weil sie sich über den ganzen Körper summiren können (was bey jenen nicht der Fall ist) und dadurch unsern Sinnen wahrnehmbar werden. Bey langsamen Schwingungen wäre es also am ersten zu erwarten, die bisherige Theorie ungenügend zu finden, daher in der Akustik viel eher als in der Optik, wie denn auch schon Weber bemerkt hat, daß die elastische Nachwirkung die Ursache seyn könnte, weßhalb verschiedne Körper unter gleichen äußern Umständen verschieden lange tönen.

Was hingegen den Fall des Gleichgewichts elastischer Körper betrifft, so schlägt Clausius vor, sich für diesen der Formeln von Cauchy zu bedienen, welche ohne eine Annahme über die Anordnung der kleinsten Theile, für continuirliche Körper, abgeleitet sind. Die zwey willkührlichen Constanten, welche sie enthalten, und für welche man, wie Eingangs erwähnt, schon eine Gleichung a priori hat, wenn man von der Betrachtung der hypothetischen Anordnung der kleinsten Theile ausgeht, würden dann beyde durch Beobachtung, so wie Wertheim versucht hat, abzuleiten seyn: dabey wäre es aber klar, daß die so erhaltnen Formeln nur den Werth von Interpolationsausdrücken in Anspruch nehmen können, die nur gelten für solche Fälle, welchen sie durch gehörige Bestimmung der Constanten angepaßt worden sind. Will man hiermit nicht zufrieden seyn und in der Theorie ein wirkliches Bild des physikalischen Vorganges besitzen, so scheint es unerläßlich, im Fall der Statik wie in dem der Dynamik, die Grundentwicklungen dahin zu ändern, daß bey der Bestimmung der Spannungen nicht der momentan stattfindende Zustand des Körpers allein, sondern auch der vorausgegangne, berücksichtigt wird. Von solchen Formeln könnte man sich dann versprechen, daß sie außer der genügenden Erklärung der elastischen Nachwirkung ꝛc. noch Manches andere, in Uebereinstimmung mit dem Experiment, darstellen würden, was die jetzt gebräuchlichen nicht enthalten. Daß die Theorie damit bedeutend schwieriger als bis jetzt würde, liegt in der Natur der Sache, und ist das gemeinsame Loos aller Theorieen, die sich in demselben Maaße ausbilden müssen, in welchem die Beobachtung vervollkommnet oder erweitert wird.

(Fortsetzung folgt später.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. December.

Nro. 243. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Untersuchungen über thierische Elektricität von Emil Du Bois-Reymond.

(Fortsetzung.)

Hierauf geht der Verf. zu einigen näheren Bestimmungen über, denen das Gesetz der Nervenerregung durch den Strom unterliegt, und handelt zuerst von der Erregung der Sinnesnerven durch den elektrischen Strom.

In diesen ist die Reaction eine dauernde, nicht bloß auf Anfang und Ende des Stromes beschränkte. Dieß scheint für den ersten Anblick bey den sensitiven Nerven eine andere Wirkungsweise als den motorischen voraussetzen zu lassen, erklärt sich aber ohne diese Annahme daraus, daß beyde Classen von Nerven in ihrer Substanz gleiche Veränderungen während der Dauer des Stroms erfahren, daß nebenbey aber eine besondere Veränderung des elektrischen Zustandes jedesmal Anfang und Ende dieser dauernden Veränderung begleitet.

Diese beständige Veränderung wächst mit der größeren Dichtigkeit des Stromes, springt aber mit großer Schnelle bey Unterbrechung desselben auf den natürlichen Zustand zurück. Durch diese gleichsam sprungweisen Uebergänge des einen Zustandes in den anderen bey dem Eintreten und Aufhören des Stroms erklären sich jene gerade in diesem Moment am wahrnehmbarsten weiteren physiologischen Effekte.

Nun ist es ferner eine von vielen Forschern constatirte Thatsache, daß der Winkel zwischen der Stromrichtung der Elektricität und dem Nervenverlauf auf die Größe der Erregung einen nicht unerheblichen Einfluß ausübt, indem bey senkrechter Richtung des Stromes auf die Längsachse des Nerven die Wirkung am geringsten ausfällt, wovon später ausführlicher noch gehandelt wird. Schließlich gedenkt der Verf. der Aehnlichkeit der Nervenerregung mit der Induction. Hier wie dort: Unabhängigkeit von der Elektricitätsmenge, Auftreten der Wirkung nur bey Beginn und Ende des Stroms, das gerade Verhältniß der Länge des der inducirenden Ursache gleichmäßig ausgesetzten Leiters zu der Intensität der Wirkung, die Wahrscheinlichkeit innerer Molekülarveränderung der inducirten Leiter, Verschiedenheit der Richtung des Schließungs- und Oeffnungs-Stromes.

Der nächste 106 Seiten umfassende § handelt von dem Einfluß der Richtung des Stromes in den Nerven auf die Größe der Erregung und von der Bestimmung der Richtung eines Stromes mittelst des stromprüfenden Froschschenkels.

Als allgemeinster Ausdruck für das Gesetz der Zuckung gilt: daß in den meisten Fällen und auf der mittleren Stufe der Erregbarkeit die bey dem Schließen der Kette stärkere Zuckung (Schließungszuckung) dem Strom angehört, der von dem Ursprung der Nerven nach ihrer Ausbreitung gerichtet ist (dem „absteigenden"), die bey dem Oeffnen der Kette auftretende stärkere (Oeffnungszuckung) dagegen dem Strom, der von der Peripherie nach dem Centrum der Nerven gerichtet ist (dem „aufsteigenden"). Um nun aber zu zeigen, daß dieser Ausdruck des Gesetzes der Zuckung keineswegs diese absolute Gültigkeit besitzt, und daß hier gerade noch genug weiteren Forschungen zu thun übrig bleibt, läßt der Verf. eine ausführliche Geschichte der Erfahrungen über das Gesetz der Zuckung folgen, wel-

che zu umfassend ist, als daß wir hier mehr als die Schlußbemerkungen dazu berühren könnten.

Das Wesentliche nämlich des ganzen Ueberblicks über diese Geschichte ist, daß von den verschiedenen Forschern, welche sich mit dem hier in Rede stehenden Thema beschäftigt haben, (nämlich Pfaff, Ritter, Valli, Ermann, Marianini, Nobili, Pettier, Matteucci u. A.) gewisse Schwankungen in den Ergebnissen ihrer Experimente gefunden worden: so zwar, daß häufig eine völlige Umkehrung jenes an die Spitze gestellten Gesetzes auftrat. Die Theorien der Einzelnen gehen nun nach verschiedenen Seiten, je nach dem Stand oder der Richtung der gerade herrschenden physikalischen und physiologischen Ansichten, auseinander.

Unser Autor entscheidet sich mit Vorbehalt für die Richtigkeit der Ansicht, daß bey einem gewissen geringeren Grad der Erregbarkeit der Eintritt des absteigenden und der Austritt des aufsteigenden Stromes allein fähig ist Zuckungen hervorzubringen, während der Austritt des ersteren und der Eintritt des letzteren den Nerven anscheinend in Ruhe läßt. Auf höheren Stufen der Erregbarkeit hingegen büßt das Gesetz seine Geltung ein. Hier zucken die Schenkel in allen vier Augenblicken in gleicher Weise.

Betreffs des Vorkommens des verkehrten Gesetzes, das die Meisten, mit Ausnahme von Ritter, als eine bloße Unregelmäßigkeit betrachten, äußert sich der Verf. dahin: „Es gibt Fälle, wo das umgekehrte Gesetz vor dem gewöhnlichen Geltung hat. Oft sind diese Fälle mit außerordentlich hoher Erregbarkeit verbunden. Es läßt sich aber zunächst darum noch nicht mit Sicherheit behaupten, daß sie Normalfälle seyen, welche den dem unverletzten Leben am nächsten stehenden Zustand der Nerven offenbaren, sondern mehrere Umstände deuten darauf, daß dabey besondere Verhältnisse der Ernährung und Lebensweise oder der nachfolgenden Behandlung nach dem Tode (Versuche an Wurzeln und Rückenmarkssträngen) vorhanden und mit im Spiele waren. Nichts desto weniger ist beobachtet worden, daß Fälle dieser Art sich mit abnehmender Erregbarkeit in solche verkehrten, wo das gewöhnliche Gesetz statt fand; es ist daher bis auf Weiteres ein Auge darauf zu haben, ob nicht doch dieser scheinbar abnorme Zustand, wie Ritter behauptete, der normale dem Leben am nächsten stehende sey."

Das physiologische Rheoskop hat wesentliche Eigenthümlichkeiten, welche früher schon berührt, jetzt (§ 4.) weiter auseinander gesetzt werden. Bey den thierisch elektrischen Versuchen handelt es sich, um außerordentlich schnelle kleinere oder größere Schwankungen bemerklich zu machen. Bey dem Multiplicator ist nämlich die Größe des Ausschlagswinkel, welchen die Nadel macht, bey gleichbleibender Stärke des einwirkenden Stroms abhängig von der Dauer desselben; so daß bey einem Minimum der letzteren keine Wirkung auf die Nadel mehr wahrgenommen wird. Nun läßt sich allerdings durch Summation vieler so schwacher und so schnell vorübergehender Ströme eine Wirkung auf die Nadel erzielen, deren Trägheitsmoment auf diese Weise allmählich überwunden wird; allein dieses Verfahren nützt nichts mehr, wenn es sich, wie das häufig der Fall ist, darum handelt, gerade die einzelnen Stöße und nicht die Wirkung ihrer Summe zu unterscheiden. Dieses Trägheitsmoment scheint durch die Organisation in den Nerven unendlich klein zu seyn, und hier schon verspricht unser Autor im Verlauf der Untersuchung es wahrscheinlich zu machen, daß man sich in den Nerven Molekule denken darf, die nach verschiedenen Seiten hin mit verschiedenen elektrischen Eigenschaften begabt sind, und auf deren wechselnder Anordnung die verschiedenen Wirkungen der Nerven zu beruhen scheinen. Zugleich besitzen diese so wie die Muskelelemente ein unendlich geringes Trägheitsmoment selbst schwächeren elektrischen Strömen gegenüber, dem der unmittelbaren Träger der elektrodynamischen Kräfte nicht unähnlich, woraus eine Beweglichkeit derselben ins Unbestimmte resultirt. Diese Molekule sind zudem so geordnet, daß aus ihrem Zusammenwirken, nachdem jede einzelne erregt worden, vermöge ihrer Anzahl endliche wahrnehmbare Wirkungen hervorgehen. Wahrscheinlich wird es zuletzt aber auch hier noch eine Gränze der Wirkung geben, denn da vermuthlich die Erregung der Nerven durch den Strom auf der Elektrolyse beruht, so wäre die Gränze der denkbaren Nervenerregung dann gegeben, wenn der Strom nicht mehr Zeit fände, sich in dem feuchten Theile seiner Bahn herzustellen.

Hierauf also beruht der Vortheil des physiologischen Rheoskopes, bey welchem Betreffs der Erkennung der Stromrichtung die Schnelligkeit des erregenden Stroms fast ganz irrelevant ist.

Nach einigen Vorbemerkungen über elektrische Vorgänge in offenen Inductionskreisen, welche zuerst von Rieß mitgetheilt wurden, und darin bestehen, daß in einem Nebenleiter, auch wenn er nicht einen vollständig leitenden Ring bildet, doch ein elektrischer Vorgang statt finden könne, während in einem benachbarten Stromveränderung erzeugt ist, geht der Verf. zur Bestätigung dieser und Masson's so wie Breguet hieher gehörigen Untersuchungen mit Hülfe des stromprüfenden Froschschenkels über.

Als experimentum crucis stellt er folgendes an die Spitze: „Steht der Nerv des stromprüfenden Schenkels in Verbindung mit dem einen Ende eines offenen Inductionskreises, und ist entweder der Schenkel oder das andere Ende des Kreises nach dem Erdboden hin abgeleitet, so findet jedesmal Zuckung statt, wenn man in der Nähe des Kreises einen solchen Vorgang erregt, der, wenn der Kreis geschlossen wäre, einen secundären Stom in demselben zur Folge haben würde."

Die Versuche wurden auf doppelte Weise angestellt: einmal unter Anwendung reiner voltaelektrischer Induction, das andere Mal mit in die leere Rolle eingelegten Drahtbündeln. Hiebey wird das eine Ende der vollkommen isolirten Inductions-Vorrichtung mit einem isolirten Platinblech versehen, auf welchem der Nerv auflag. Oeffnen und Schließen der Kette rief Zuckungen hervor, wenn der Schenkel oder das andere Ende des Inductionskreises berührt wurde. Liegt der Schenkel statt des Nerven auf der Platinplatte, so entstehen keine Zuckungen mehr, wenn das andere Ende des Inductionskreises oder der Schenkel selbst ableitend berührt wird, nur wenn am Nerv dieses geschieht, entsteht Zuckung. Eine Ligatur um den Nerv kann nur dann das Phänomen stören, wenn sie dicht an der Einsenkungsstelle der Nerven in die Muskelsubstanz angebracht ist.

Schenkel auf dem geeigneten Erregungsgrad lassen auch die Stromrichtung erkennen. Zuckung entsteht nämlich immer nur bey absteigendem Strom im Schenkel. Die Theorie dieser Erscheinungen, welche denen an einer offenen Säule gleichzustellen seyn dürften, ist noch nicht vollkommen aufgeklärt; andere Erscheinungen, hier von größerer praktischer Bedeutung, sind denen an einer unvollkommen geschlossenen Säule vergleichbar. Diese bestehen in Folgendem. Sind beyde Enden der Inductionsrolle in leitender Verbindung mit Platinblechen, und diese durch den Nerv überbrückt, wobey jedoch um den letzteren außerhalb der Bleche eine Ligatur gelegt ist, so findet, so lange der Schenkel völlig isolirt ist, beym Oeffnen und Schließen des primären Kreises keine Zuckung statt, die äußerst lebhaft ist, sobald der Schenkel ableitend berührt wird, jedoch nur, wenn der Inductionsstrom im Nerv zwischen den Platinblechen aufsteigend ist. Die Erscheinung bleibt dieselbe, wenn der Nerv zwischen zwey befeuchtete Fließpapierbäuschchen gelegt ist, welche über die Platinenden hervorragen.

Wird aber eine vollkommne mäßig lange Brücke von Fließpapier über die Platinbleche geschlagen, so entsteht jedesmal Zuckung, mag der Schenkel ableitend berührt werden oder nicht. Nur dann tritt bloß bey ableitender Berührung des Schenkels in diesem Fall Zuckung ein, wenn erstens der Nerv unterbunden und zweytens nicht senkrecht auf die Längsachse des Streifens, die Länge desselben nicht halbirend gelegt ist. Hat der Nerv aber diese Lage, so bleibt Alles in Ruhe. Die Zuckung entsteht bey niederen Graden der Erregbarkeit nur dann, wenn der Nerv jenseits der Mittellinie auf der Hälfte des Streifens liegt, durch den der Strom zunächst eintritt. — Hieraus ergiebt sich für Reizversuche die praktische Regel: „daß bey dem Gebrauch einer Inductionsvorrichtung die thierischen Glieder sowohl als die ganze secundäre Strombahn stets auf das vollkommenste isolirt seyen, gleich als ob es sich um Reibungselektricität handelte."

Das dritte Capitel handelt von der elektrochemischen Methode, welche jedoch bey den hier in Rede stehenden Untersuchungen unter den bisher erwähnten am tiefsten steht. Durch sie kann höchstens nur die durch thierisch elektrische Ströme eingeleitete Zersetzung erwiesen werden, was von vorneherein von jeder den Strom fortleitenden zersetzbaren Flüssigkeit angenommen werden darf. Nur dann dürfte man hoffen, Nutzen von dieser Methode zu ziehen,

wenn damit ein absolutes Maaß der Stromstärke gewonnen werden könnte, wozu bis jetzt nur geringe Aussichten vorhanden sind. Der Verf. hat die zersetzende Kraft thierisch elektrischer Ströme dadurch nachgewiesen, daß er sich aus einem Jodkaliumstärkebrey von der Consistenz erstarrten Leims zwey dünne Scheiben schnitt, mit welchen er die auf die früher angegebene Weise gereinigten Platinelektroden bekleidete; dabey muß die Elektrode, aus welcher der Strom heraustreten soll, möglichst fein zugespitzt seyn, um durch die dabey vermehrte Dichtigkeit des Stroms größere Effekte desselben bewirken zu lassen. Dann bemerkt man nach Beendigung des Versuchs und Herausnahme der Elektrode die Wandung der Höhle unter der Loupe schwarz gefärbt.

Im vierten Capitel macht uns Du Bois mit einigen weiteren durchgängig gebrauchten Vorrichtungen bekannt.

Unter den Elektromotoren ist unentbehrlich 1) der einfache Bogen, ein dickerer an der Spitze amalgamirter Zinkdraht und ein dünnerer Platindraht, durch eine Schraubenklemme verbunden und in doppeltem Winkel gegeneinander gebogen. 2) Stärkere Ketten wurden mit der Grove'schen Einrichtung hergestellt, und 3) finden später noch weiter zu beschreibende Inductionsvorrichtungen eine häufige Anwendung. Außerdem bedarf man eines Unterbrechungsrades und eines Stromwenders.

Unter dem „allgemeinen Träger" ist ein Stativ verstanden, welches fest an den Tisch geschraubt werden kann, und an dessen nach allen Richtungen mittelst eines Kugelgelenkes verstellbaren horizontalem Arm sich eine Glasplatte befindet, die vorn zugeschärft ist, und auf der die thierischen Theile isolirt den Zuleitungsgefäßen genähert werden können.

Die „stromzuführende Vorrichtung für thierisch elektrische Versuche" hat zum Zweck, einem thierischen Theil in jeder Lage einen oder selbst auch zwey elektrische Ströme zuzuführen. Dieß geschieht mittelst 4 klingenartig geformten Platinenden, welche in den verschiedensten Lagen und Entfernungen von einander den thierischen Theilen genähert werden können, und mit den Drähten der Elektromotoren in Verbindung stehen. Von der Beweglichkeit des ganzen Apparates läßt sich ohne Abbildung keine genaue Darstellung geben, ohne daß wir zu sehr ins Detail eingehen.

Einer besonderen Vorrichtung bedarf es, um ganze lebende Frösche zu befestigen, wobey es auf vollkommne Unbeweglichkeit des Präparates vor Allem ankommt. Dazu ist ein Rahmen von altem trockenem lakirten Mahagonyholz verwendet worden mit einem Ausschnitt, wodurch die ganze eine Seite des Thiers anderen Apparaten zugänglich ist; seidene Schnüre durch Löcher im Rahmen geführt umschlingen das Kreuz, die Schenkel und die Arme und zwischen zwey Vorsprünge am hinteren Ende des Rahmens werden mit weiteren Schnüren die Füsse fest umwickelt und bewegungslos gemacht.

Um den Thieren zu heftige Schmerzen zu ersparen und zu weiteren Versuchen noch das Leben zu erhalten, werden, statt die Zuleitungsdrähte der Elektromotore in Hautschnitte einzuführen, Klemmen, die mit den Zuleitungsdrähten verbunden sind, benützt, in welche Hautfalten des Thieres gespannt werden.

Alle Versuche sind an Rana esculenta gemacht. Diese werden am besten in durchlöcherten Kisten überwintert, welche halb mit feuchtem Waldmoos gefüllt und häufig mit Wasser übergossen werden, dabey sollen nie mehr als 10 — 12 Stück in einem solchen Behälter sich befinden. Bey dem Zurichten der Thiere zu den Versuchen durchschneidet man den Halstheil des Rückenmarks und zerstört mit spitzem Instrument das Gehirn, um die beym Abschlagen eintretenden tetanischen Zuckungen zu vermeiden. Bey dem Enthäuten der Thiere ist es nothwendig, die Anheftungen an die Muskeln sorgfältig zuerst mit der Scheere zu lösen. Bey dem Versuch gebrauchte Muskeln müssen endlich stets von ihren natürlichen Oberflächen begränzt seyn. Zu Ligaturen werden mehrfach zusammengelegte Fäden roher Seide verwendet und zur Handhabung der thierischen Theile bey Multiplicatorversuchen und Auflegen derselben auf die Bäusche messingene mit beinernen Spitzen versehene Pinzetten benützt.

Dr. E. Harleß.

(Fortsetzung folgt später.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. December.

Nro. 244. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

The Life and Correspondence of Admiral Sir William Sidney Smith by John Barrow. In two Volumes. London 1848.

In Dover sieht man noch jetzt, nahe am Seestrand, geeignet zur Einfahrt und Aufnahme der Boote ein Gebäude von seltsamer Bauart, das lange Zeit unter dem Namen Smiths Folly (man möchte fast das englische Beywort in: Smiths „Trotzwinkel" übersetzen) bekannt war. Dort lebte in den ersten Jahrzehnten der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein gewisser Capitän John Smith, in großer Abgeschiedenheit von der vornehmen, reichen Welt, mit welcher er früher in nahem Verkehr gestanden war; ein Mann, der allerdings einen anscheinenden Grund dazu hatte, mit dieser Welt zu zürnen und zu trotzen. Er war früher Hauptmann unter der Garde, und Ceremonienmeister bey der Königin Charlotte, so wie Adjutant bey Lord George Sackville Germain gewesen. Als er in der Schlacht bey Minden seiner Pflicht als Soldat gemäß einem Befehl seines Generals genaue Folge leistete, der mit dem Plane des Herzog Ferdinand von Braunschweig nicht übereinstimmte, wurde er von diesem Herrn auf eine Weise darüber herabgewürdiget, die sich mit der leicht verletzlichen Ehre eines englischen Offiziers von seinem Range nicht vertrug, er nahm deßhalb seinen Abschied. Aus gegenseitiger Neigung vermählte er sich im J. 1760 mit einer Tochter des Mr. Pinkney Wilkinson, eines sehr begüterten Kaufmanns in London. Aber sein Schwiegervater, unzufrieden mit dem gegen seinen Willen geschlossenen Ehebündniß seiner Tochter Marie mit einem abgedankten Offizier, enterbte diese fast gänzlich, und vermachte das Vermögen seines Hauses einer andren Tochter, der Lady Camelford. So war Herr John Smith auf das Besitzthum seines Boothauses in Dover beschränkt, und hatte von den frühern Gaben des Glückes nichts behalten als den unbescholtenen Namen eines Ehrenmannes und tüchtigen Offizieres, so wie in seinem ganzen Wesen den Ausdruck einer edlen militärischen Haltung und Würde.

Aus jener Ehe mit Marie Wilkinson wurde am 21. Juni 1764 der große nachmalige Seeheld, William Sidney Smith, der zweyte unter den drey Söhnen seiner Eltern geboren. Der Knabe wurde von seinem Vater sehr frühe in die Tunbridge Schule gebracht, eine treffliche Anstalt, welche damals unter der Leitung eines gewissen Dr. Knox stand. William hätte hier Gelegenheit gehabt, sich zu einem künftigen tüchtigen Gelehrten, geistlichen oder weltlichen Standes auszubilden. Aber sein mütterlicher Großvater, der alte Hr. Wilkinson dachte anders; er war, gleich wie von einem instinktmäßigen Blick in die Bestimmung des Enkels geleitet, die Veranlassung, daß der Knabe in eine Erziehungsanstalt nach Bath kam, aus welcher er, wenn auch nicht durch umfassendere Kenntnisse, doch durch die nun in ihm erwachte, lebhafte Neigung befähigt schon vor seinem 12. Jahre in sein eigentliches Lebenselement, den Seedienst eintrat. Er erwarb sich hier in kurzer Zeit eine solche Geschicklichkeit in dem praktischen Theil seines neuen Geschäftes, daß er schon in seinem 13. Jahre in die königliche Marine aufgenommen und sein Name in die Admiralitätsbücher eingetragen wurde. Nachdem er zuerst ei-

nige Monate auf der Tortoise gedient hatte, wurde er auf den Unicorn versetzt, ein Schiff von 20 Kanonen, das unter der Führung des Kapitän Ford stand, eines rauhen, dabey aber sehr tüchtigen Seemannes, der über seine Leute ein sehr strenges, oft hartes Regiment führte. Hier lernte er zuerst den Krieg zur See, mit seinen Schrecknissen und seinen siegreichen Thaten der Tapferkeit kennen. Es war bald nach dem Beginn des amerikanischen Krieges, der Unicorn, in Gesellschaft des Experiment, eines Schiffes von 44 Kanonen, befand sich in der Penobscott-Bay und beyde Schiffe setzten einer amerikanischen Fregatte, dem Raleigh nach, welche 32 Kanonen führte. Der Unicorn war ein besserer Segler als der Experiment, jener holte den Raleigh ein, und der Kapitän Ford mit seiner gewöhnlichen Kühnheit unternahm ohne Verzug den Angriff. Ein harter Kampf begann, der volle drey Stunden dauerte und bey welchem zuletzt beyde Schiffe sich so nahe rückten, daß ihre Raaen sich kreuzten. Der Raleigh, der dabey am meisten gelitten, mußte sich ergeben, und Kapitän Ford hatte die Prise bereits in Besitz genommen, ehe der Experiment ihm zu Hülfe kommen und einen einzigen Schuß thun konnte. Freylich hatte der Unicorn 13 Todte und eine ziemliche Anzahl Verwundeter, unter denen auch der junge Sidney war, aber dieser Sieg war eines englischen Seemannes würdig. Für den Knaben war sein Aufenthalt auf dem Unicorn, der noch mehrere solche glückliche Handstreiche ausführte, eine Schule der künftigen Thaten und er scheint sich durch sein Benehmen bey dem strengen Kapitän in solche Gunst gesetzt zu haben, daß dieser ihm, ohngeachtet seiner frühen Jugend, schon manche Geschäfte eines Offiziers übertrug. Bey einer solchen Gelegenheit rettete einst Sidney durch seine Entschlossenheit das Schiff und das Leben mehrer Hunderte von Menschen, die sich auf demselben befanden. Es waren damals, außer der eigenen Mannschaft, 200 Gefangene am Bord, da brach plötzlich einer jener furchtbaren Orkane von Nantucket her aus, welche in dieser Gegend des Meeres am meisten gefürchtet sind. William Sidney, als wachthabender Offizier, wurde mit einer Anzahl von Matrosen hinab in das Zwischendeck beordert, um ein Hülfssegel heraufzuholen, da warf ein Windstoß das Schiff auf die Seite, so daß schon seine Segelstangen das Wasser berührten. Eilig sprang der junge Seemann mit seinen Leuten zurück aufs Verdeck, man warf die Kanonen mit rascher Entschlossenheit über Bord und rettete so, durch Entlastung der abwärts gesenkten Seite, das Schiff vom Untergang.

Im Jahre 1779 wurde der damals 15jährige Sidney Smith auf den Sandwich, unter der Flagge des berühmten Sir George Rodney versetzt und hier war es, wo er im Jahre 1780 an dem glänzenden Siege der englischen Flotte über die Spanier Theil nahm. Der Herzog von Clarence, damals Oberadmiral der Flotte, erinnerte sich noch als König (Wilhelm IV.) im J. 1827 sehr lebhaft einer That des Sidney, bey welcher dieser einen Beweis von Muth und von einer imponirenden Macht über Andre gab, der für ein solches jugendliches Alter als etwas Außerordentliches erschien. Wie durch seine Tüchtigkeit, so wurde er auch durch seine Bescheidenheit der allgemeine Liebling aller Offiziere seines Schiffes. Dieß war auch der Grund, aus welchem er schon am 25. Sept. 1780 vom Admiral Rodney zur Stelle eines Lieutenants auf dem Alcide ernannt wurde, eine Ernennung, welche übrigens von der königlichen Admiralität erst im J. 1783 ihre Bestätigung erhielt, weil man keine zu auffallende Abweichung von der Regel machen wollte, nach welcher ein Seecadet erst im 19. Jahre den Rang eines Lieutenants erhalten durfte.

Es bedurfte indeß dieser formellen Bestätigung der Würdigkeit des Sidney für den höheren Offiziersrang nicht, denn ehe dieselbe erfolgte, gab er durch die That Beweise dieser Würdigkeit, welche in der öffentlichen Meinung mehr galten als alle Anstellungsdecrete der Admiralität. Der Jüngling erwies sich als künftigen Seehelden, namentlich in der großen, denkwürdigen Seeschlacht am 12. April 1782, in welcher Sir George Rodney über die französische Flotte bey den Leewards-Inseln einen so vollkommenen Sieg erkämpfte, daß nicht nur das feindliche Admiralschiff, das der Graf Grasse befehligte, sondern mit ihm noch vier andre französische Linienschiffe von den Engländern genommen, der übrige Theil der Flotte aber zerstreut und außer Stand gesetzt wurde das Meer zu halten. Das

furchtbare Treffen dauerte in anhaltender Stärke von früh sieben bis Abend nach halb sechs, bis der annahende Abend den Feindseligkeiten ein Ende machte und es gab da Gelegenheit genug, um sich neben den ältesten, muthigsten Seeleuten als ein ihrer würdiger Kampfgenosse zu zeigen.

Schon einige Wochen nachher wurde Sidney durch den Admiral Rodney zur Stelle eines Commandanten auf der Schaluppe Fury, im October desselben Jahres zu der eines Kapitäns auf der Alkmene ernannt, doch trat er diesen Posten erst im Mai 1783 an, wo er mit der Alkmene bey Antigua zusammentraf. Gerade jetzt, da sich ihm größere Mittel und freye Hand zu Unternehmungen auf eigenen Namen darboten, fand sich keine Gelegenheit zu solchen; sein Schiff erhielt Ordre nach England zurückzukehren, wo er am 25. Febr. 1784 bey Spithead landete.

Es war nicht das Sehnen nach äußerer Ruhe, so begreiflich dieses auch nach all den harten Mühen und Beschwerden der nächst vorhergehenden Jahre gewesen wäre, was unsren jungen Seemann bewog für einige Zeit den Marinedienst zu verlassen und sich aufs Festland zu begeben, sondern der bisher ungestillt gebliebene Drang nach Erweiterung und Begründung seiner Erkenntnisse, nach höherer Ausbildung des Geistes. Nur auf diesem Wege glaubte er sich vollkommen zum Dienst seines Vaterlandes befähigen zu können. Er wählte das für die verschiedenen Richtungen des Lebens fein und vielseitig gebildete Frankreich zum ersten Zielpunkt seiner Wanderjahre, und begab sich zunächst nach Caen in der Normandie, das damals ein Sammelplatz für viele vornehme Familien aus den verschiedensten Gegenden von Frankreich war. Ein Empfehlungsbrief führte ihn bey dem Herzog von Harcourt und seiner Familie ein, und in diesem Kreise lernte er das Leben und gegenseitige Verhältniß der verschiedenen Nationalitäten des gebildeten Europas, so wie der Fürsten und Völker zu einander in einer andren Weise kennen, als ihm dieß im Kreise der seemännischen Beschäftigungen möglich gewesen war. Der vielseitige Stoff, der ihm in den Unterhaltungen des herzoglichen Hauses und der vielen Besuchenden, die er dort fand, im leichten Gewand und gleich wie spielend gegeben wurde, gestaltete sich in ihm zu einer großartigen Anschauung der Verhältnisse seiner Zeit und der bedeutungsvollen Aufgabe, welche seinem Vaterland Großbritannien für diese seine Zeit geworden war; mit der Fertigkeit, sich in der äußerlich gebildetsten Sprache, in der französischen gut und leicht auszudrücken, gewann er zugleich jene Macht und Leichtigkeit der Sprache überhaupt, die wir in seinen schriftlichen Arbeiten bewundern. Denn da bemerkt man nicht, wie bey andern Männern seines Standes, den einseitigen Seemann, sondern im besten Sinne des Wortes den vielseitig durchgebildeten Weltmann.

Er blieb zwey Jahre in der Normandie und lernte in dieser Zeit jene Buchten und Häfen der Westküste von Frankreich, die er während des Krieges oft vom Meere aus gesehen und selbst mit beschossen hatte, auch auf dem Lande und in der Nähe kennen. Bey Cancale betrachtete er mit besonderem Interesse die Löcher im Mauerwerk, welche das englische Geschütz gebohrt hatte, das zum Theil von ihm selber (damals auf dem Unicorn) nach diesem Zielpunkt hingewendet worden war. Fast jeden Tag geschah es ihm auf seinen Reisen an den Küsten hin so wie an der Tafel des Herzogs von Harcourt, daß er mit Offizieren zusammentraf, gegen die er in mancher heißen Seeschlacht gekämpft hatte. Die gewesenen Feinde waren jetzt die gefälligsten, höflichsten Freunde; man erzählte sich unverholen, welche Absichten und Pläne man auf jeder Seite verfolgt und was während der Action da und dort im Einzelnen sich zugetragen habe. Ohne allen Anstand erlaubte man es H. Sidney so wie andren Engländern, als Augenzeugen bey den riesenhaften Wasserbauten zugegen zu seyn, welche unter der Leitung der tüchtigsten Männer vom Fach zur Befestigung des Hafens von Cherbourg aufgeführt wurden; der Herzog von Harcourt selber, der die Oberaufsicht über das Werk führte, war bemüht seinen Gästen, den vormaligen und auch künftigen Feinden seines Vaterlandes Alles so genau als möglich zu zeigen, und sie fanden auch hiebey Gelegenheit, die Artigkeit der Franzosen eben so hoch achten zu lernen als ihre technische Geschicklichkeit und mathematische Bildung.

Im J. 1787 reiste Sidney Smith nach Gibraltar, besuchte dann die Küstengegenden und Häfen des Kaiserthums Marokko, mit welchem damals ein feindseliges Verhältniß für England unvermeidlich schien, und theilte dem Sekretär der britischen Admiralität einen genauen Bericht über seine gemachten Beobachtungen, so wie seine Ansicht mit über die vortheilhafteste Weise, wie bey einem etwa ausbrechenden Kriege zur See und zu Lande operirt werden könne.

Es war jetzt in dem jungen Seemann von neuem das Verlangen nach einem Feld der Thaten erwacht, und ein solches schien sich ihm in dem Kriege der Schweden und Russen zu eröffnen, bey welchem der Seemacht beyder Nationen das Meiste zu thun oblag. Als er jedoch im J. 1789 um Verlängerung seines Urlaubs zu einer Reise nach Stockholm und Petersburg nachsuchte, war es noch nicht seine Absicht in fremde Dienste zu treten. Die Versuchung hierzu wurde indeß bald nachher größer und überwältigender als er es erwartet hatte. Er fand bey König Gustav III. und dessen Bruder, dem Herzog von Sudermannland, eine solche ehrende Anerkennung und freundliche Aufnahme, daß er nicht anders als mit dankbarer Bereitwilligkeit ihren Wünschen begegnen und für die Dauer seines verlängerten Urlaubs das Anerbieten aufnehmen konnte, in der schwedischen Flotte als Freywilliger zu dienen. Er war in einem Auftrag des Königs Gustav an das englische Kabinet nach London gereist, fand dort für sich selber wie für seine königliche Botschaft eine unerwartet kalte Aufnahme, wurde viele Wochen lang aufgehalten ohne eine entscheidende Antwort zu erhalten, und sah sich endlich genöthigt ohne eine solche nach Schweden zurückzukehren, wo er nach einer langwierigen Seefahrt im Mai 1790 bey Karlskrona ans Land gieng. Während seiner Abwesenheit hatte bereits ein Zusammentreffen der schwedischen mit der russischen Flotte bey Reval statt gefunden, bey welchem die Schweden zwey Linienschiffe verloren. Der König selber, dem es an persönlicher Tapferkeit und kriegerischem Muthe durchaus nicht fehlte, hatte indeß nach mehreren siegreichen Gefechten Schwenskasund, wo sein Heer ein Jahr vorher eine große Niederlage erlitten, wieder eingenommen und in der dortigen Bucht auch seine Flotte zusammengezogen. Schon jetzt bemerkte der englische Seemann, daß ein großer Theil der Kriegsschiffe durch seinen schwerfälligen Bau und seine unverhältnißmäßige Belastung zur Ausführung mancher Aufgaben des Seekrieges nur unvollkommen geeignet seyn werde, zugleich aber wurde es ihm deutlich, daß die Macht Schwedens noch eine andre sey als die der Schiffe und der Kanonen; bey jeder Gelegenheit spricht Sidney mit hoher Achtung von der Haltung und Tüchtigkeit der schwedischen Soldaten und Seeleute: es liegt in diesem Volk eine Kraft, großartig wie die Natur seines Landes und seiner Felseninseln.

Nur zu dringend nothwendig erschien es, daß, wenn man einen günstigen Erfolg des dießmaligen Unternehmens zur See erlangen wollte, so schnell als möglich ein Angriff jenes Theiles der russischen Flotte geschehen müsse, der bey Cronstadt vor Anker lag, ehe sich mit ihm der andre Theil der feindlichen Kriegsschiffe, der bey Reval kreuzte, vereinigen konnte. Vergeblich war es jedoch, daß man endlich Anstalt zu diesem Angriffe traf; man brach auf gegen Cronstadt, beyde Flotten näherten sich, die russische suchte auf jede Weise ein entscheidendes Treffen zu vermeiden und ein Mißtrauen gegen die eigne Macht hatte sich in solchem Maaße der commandirenden Führer der schwedischen Flotte bemächtigt, daß diese kaum auf Schußweite sich der feindlichen Linie nahete und so lange mit der Ausführung eines ernstlichen Schlages zögerte bis die Flotte von Reval herbey kam und nun für die Schweden, die sich jetzt zwischen zwey Feuer gesetzt sahen, nichts mehr übrig blieb als mit der Landmacht des Königes bey Wyborg sich zu vereinen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. December.

Nro. 215. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1819.

The Life and Correspondence of Admiral Sir William Sidney Smith.

(Fortsetzung).

Dieser Rückzug, den vorzüglich Sidney geleitet zu haben scheint, geschah bey Nacht; die beyden russischen Flotten, die indeß eine Stellung eingenommen hatten vermöge der sie am Morgen die im Vergleich mit ihnen so viel schwächere schwedische Seemacht zwischen sich zu drängen und zu vernichten hofften, sahen nach Sonnenaufgang keinen Feind mehr, folgten demselben jedoch sogleich mit vollen Segeln nach. Sie fanden aber bey ihrer Ankunft vor Viborg die Schiffe ihrer Gegner schon in so kunstreicher Linie geordnet, daß ihnen der Eingang in die klippenreiche Bucht kräftig genug verschlossen war. Sidney wünschte auch jetzt nichts sehnlicher als ein entscheidendes Treffen, mit der immer näher sich herandrängenden feindlichen Seemacht; er hatte jedoch hier keine Türken unter seiner Leitung, welche wie später bey St. Acre, wenn auch mit einigem Widerstreben und oft mit großer Ungeschicklichkeit das thaten was er befahl, sondern hochgeborne Seeoffiziere, die es vielleicht unter ihrer Ehre fanden auf die Pläne eines jungen 26 jährigen Colonels der englischen Marine einzugehen, deßhalb stieß er überall auf offnen oder heimlichen Widerstand. Die Mehrzahl dieser Herren hielt es für besser einen Angriff der russischen Flotte abzuwarten, als selbst einen zu versuchen; die Feinde aber wußten wohl, daß der Vortheil, den die Nähe der Landmacht und ihrer Batterien gewährte, derselbe sey, der auch ihnen in einem frühern Seetreffen bey Reval den Sieg verschafft hatte und welcher nun ohnfehlbar der andern Seite sich zuwenden würde, wenn sie voreilig vorandrängen. Indeß hatten aber auch die Russen Zeit gewonnen auf mehreren Inseln Batterien zu errichten, die den Eingang zur Bucht umringten. Von diesen Haltpunkten aus faßte der Feind noch weiterhin festen Fuß; seine Stellung wurde immer drohender und es galt jetzt die Anstrengung aller Kräfte um die Absichten desselben, die sich auf seine große Uebermacht gründeten, zu vereiteln. Sidney, auf dem Fischerboot eines Bauern, untersuchte selbst bey Nacht einen der Kanäle mitten durch die Felseninseln und Scheeren, durch welchen eine Abtheilung der schwedischen Flotte gegen den Feind vordringen sollte. In einer der folgenden Nächte rückte die schwedische Flotille nach drey Richtungen aus ihrer bisherigen Stellung gegen die russische See- und Landmacht aus. Es galt vor Allem den wichtigen Posten an der Küste des Festlandes, bey Actis Capel, den die Feinde stark besetzt hatten, ihnen zu nehmen. Sidney hatte diese schwerste Aufgabe des Unternehmens zu der seinigen gemacht. Um 1 Uhr nach Mitternacht war er mit seiner Yacht an die Stelle gekommen, die das Landvolk ihm bezeichnete. Eine vollkommene Stille herrschte am Ufer, es war keine Bewegung des Feindes zu bemerken bis dieser auf einmal seine Batterie aufthat und ein so furchtbares Feuer auf die Schweden, vor allem auf die Yacht eröffnete, an deren Bord er mit Recht die commandirenden Offiziere vermuthete, daß zwey von diesen, auf deren Beystand Sidney am meisten gerechnet hatte, und mit denen er so eben im Gespräch begriffen war, schwer verwundet zu Boden sanken. „Gott segne den Kö-

nig“ rief der ritterlich tapfre, treue Capitän Sillén, als er in seinem Blute da lag; Colonel Lillienhorn raffte sich sogar, als er wieder zur Besinnung kam, noch einmal auf, sprang ins Wasser und führte seine Kompagnie zum Sturm der feindlichen Batterie an. Der Weg der Stürmenden gieng über rolliges Gestein, jeder Schritt, den sie am Ufer hinanklimmend thaten, mußte von ihnen, den feindlichen Grenadieren gegenüber, die hinter den Bäumen aufgestellt waren, mit tapfrem Blute erkauft werden; ein Haufen von Bomben, deren Lunten schon entzündet waren, konnte nur durch schnellen, kühnen Anlauf umgangen werden, dennoch gelang das Unternehmen; die Feinde mußten nach einem schweren Verlust an Todten, an Verwundeten und Gefangenen, den blutbenetzten Felsen, sammt ihrer Batterie den Schweden überlassen. Erst jetzt gab sich Colonel Lillienhorn der tiefen Ermattung hin, die sein großer Blutverlust ihm zugezogen hatte und der zerschmetterte Fuß des Capitän Sillén wurde von Sidney, den mitten im stärksten Feuer der feindlichen Geschütze keine Kugel getroffen hatte, eigenhändig so gut als möglich verbunden, bis man den schwer Verwundeten nach dem Hospitalschiff unter die Hände der Wundärzte bringen konnte, die sich zur Amputation genöthigt sahen.

Mit der glücklichen Hinwegnahme der Batterie und des Felsenbodens der Insel Oransari, dem eigentlichen Haltpunkt der feindlichen Macht bey Actis Capel nahe gegenüber, war der Kampf keineswegs beendet, sondern hatte erst begonnen; der schwerste, heißeste Theil der Arbeit war noch zu thun. Hier im Angesicht und in der Mitte der feindlichen Macht, blieb dem an Zahl so ungleich kleineren schwedischen Heerhaufen zu Wasser und zu Lande kein andrer Ausweg als der, den sie mit den Waffen sich brechen konnten. Ueberdieß hatte man Hoffnung, daß der König mit seiner Macht von einer andern Seite her das Unternehmen unterstützen werde. Die Kanonenböte wurden in eine Linie gestellt, so rückte man vor Actis Capel hin; die russischen Wachtposten zogen sich von der Küste zurück, man landete ungehindert. Auf einer kleinen Ebene, in der Richtung gegen Trongsund hin fand man die Feinde in einer Linie aufgestellt, den Angriff erwartend, ihre Flanke stand in dem dichten Gehölz verborgen. Vergeblich erwartete jetzt Sidney von der Landseite her, wo der König mit seinem Heere lagerte, die gehoffte Hülfe; kein Kanonenschuß aus der Ferne ließ sich vernehmen, desto furchtbarer aber war der Kanonendonner der aus der Nähe von der feindlichen Artillerie kam, welche weniger durch die Kugeln ihrer Geschütze unmittelbar schadeten als durch Trümmer und Splitter der Bäume, die von den Schüssen umhergeschleudert wurden. Ganze Reihen des schwedischen Fußvolks lagen schon getödtet und hart verwundet am Boden, nur einmal ließ Sidney die Musketen gegen den Feind abfeuern, dann sein Kriegsvolk mit gefälltem Bajonet vordringen; die Russen wichen, und ließen ihre Kanonen zurück. Bald aber kam ihnen eine bedeutende Verstärkung von der Seeseite her; sie drangen jetzt in übermächtiger Anzahl auf die sehr zusammengeschmolzene, dabey auch aus ihrer Ordnung gekommene Schaar der Schweden ein und bald sahen diese sich nach allen Seiten hin von Feinden umringt, während das sich durchkreuzende Feuer der russischen Geschütze seine furchtbare Wirkung that. In diesem Augenblick fand sich Sidney von Allen verlassen, noch allein bey den erbeuteten Kanonen stehend. Da kam der jugendliche, heldenmüthige Graf Dohna, der sich alle Mühe gegeben die zerstreuten Schaaren der Seinen zu ordnen und mit Sidney das Loos des Todes oder der Gefangenschaft zu theilen. „Nicht uns ergeben, sondern muthig uns durchschlagen,“ so rief der englische Seemann und alsbald war der größere Theil der noch lebenden Schweden um ihn und Dohna versammlet und das Volk, von der Tapferkeit ihrer Führer dahingerissen, warf sich auf den Feind, der zwischen ihm und der Küste sich ausgebreitet hatte, und welcher, gegenüber einer solchen Macht des aufflammenden Heldenmuthes, allenthalben zurückwich, ja zum Theil den Männern, die doch jetzt nur um die eigne Rettung kämpften, sich zu Gefangenen ergab. Unten im Meer, in der Nähe der Küste standen die durch Sidney Smiths Vorsorge furchtbar ausgerüsteten schwedischen Kanonenböte mit ihren 24 Pfündern. Die Russen hatten schon einmal die Wirkung dieser schwedisch-englischen Geschützesmacht erfahren, sie wagten sich nicht mit dem Kern ihrer Truppen hinab bis zur Schußweite; Sidney und die Seinen standen ihnen unbesiegt, als eine ebenbürtige Macht

entgegen, in jedem Augenblick bereit den Angriff zu erneuern und anstatt sich selber gefangen zu geben, hatten vielmehr sie Gefangene mit sich an Bord gebracht. Man kann sagen, daß dieser blutige Kampf des 18. Juni, zum Theil den, für Schweden glücklichen Ausgang des damaligen Feldzuges entschied, oder doch vorbereitete. Der persönlich sehr tapfere König Gustav hatte, von einer falschen Ansicht ausgehend, nach welcher ihm ein Angriff der Feinde in dieser Stellung unmöglich schien, bereits einen Rückzug seiner Land- und Seemacht aus der Nähe der Bucht von Viborg und der an sie gränzenden Küstengegend beschlossen, Sidney, durch eigne Erfahrung, die er einer viermal stärkeren Macht der Russen gegenüber gemacht hatte und mit den Plänen der Feinde, so wie mit ihrer Stärke bekannter geworden, bestimmte den König zu einem andren Verfahren, dessen Folge der glänzende Sieg der Schweden bey Svenska-Sund am 9. July 1790 war, wobey die Russen 5 Fregatten, 15 Galeren, 2 schwimmende Batterien, 21 andre Schiffe, eine ungemeine Masse von Vorräthen und Provisionen für die Land- und Seemacht verloren und, außer den vielen Todten und Verwundeten 4500 Gefangene zurück ließen. Der tapfre Schweden König führte bey dieser siegreichen Schlacht in eigner Person das Obercommando an Bord der Galere Seraphine, mit Capitän Sidney Smith an seiner Seite. Der Monarch so wie Andre erkannten sehr gut, was dieser Bundesgenosse ihrer Waffenthaten in den Tagen jener schweren Kämpfe für sie gewesen war. Der junge, englische Seemann sah sich bey jeder Gelegenheit hier im fremden Lande durch zuvorkommende Gunst und Liebe geehrt. Namentlich bezeugt jedes kleine Handschreiben, das er von König Gustav erhielt, die herzliche Zuneigung, welche derselbe gegen Sidney hegte und mehr noch als die Worte, bezeugte dasselbe die That. Schon vor der so eben erwähnten entscheidenden Schlacht bey Svenska-Sund hatte es manches Seetreffen zwischen den Schweden und Russen gegeben, in denen Sidneys Muth und seemännisches Talent im höchsten Maaße sich kund gaben. In dem Seetreffen bey Svenburg war er es allein, der den Sieg auf die schwedische Seite neigte und den Uebermuth der russischen Seemacht brach. Am Abend nach diesem Treffen, da der Kampf schon fast ganz beendigt war, nahte sich Sidney dem Könige, um demselben Bericht zu erstatten über den glücklichen Erfolg des kühnen Angriffes, der von schwedischer Seite aus auf den Mittelpunkt der russischen Flotte, auf die größesten Kriegsschiffe derselben unternommen worden war und zugleich von der zweckmäßigen Verwendung der türkischen Kriegsgefangenen, die man von den russischen Galeeren befreit hatte. Der König stand so eben auf einer Felsenklippe und da er fürchtete Capitän Sidney könne nach den Mühen des heißen Tages in seiner leichten Uniform sich erkälten, rief er einem Soldaten aus seiner Garde, der zunächst bey ihm stand zu, er solle dem Capitän seinen Mantel geben. Der Soldat aber, mit der Naivetät, die dem schwedischen Landmann eigen ist, zog den Mantel enger um seinen Leib und sagte: „ich brauche ihn selber, Herr.“ Der König ohne sich in seiner guten Laune stören zu lassen befahl einem Pagen, er solle für den Capitän einen Mantel holen. Der Page brachte ihn, gab ihn Sidney um und der König bemerkte, daß an dem Mantel der Stern vom Seraphinenorden befestigt war. Wohl, sagte seine Majestät, es gilt hier, obgleich es nur auf den Schutz gegen Erkältung abgesehen war, dasselbe, was in Spanien gilt, wenn der König einem befiehlt, er solle seinen Hut aufsetzen und ihm hiermit zugleich das Vorrecht und die Würde eines spanischen Grande verleiht. Ich ernenne hiermit den Colonel Sidney Smith zum Ritter vom Orden des Schwertes.

So unbedeutend dieser Umstand für sich allein gewesen wäre, wurde er dennoch in seinen Folgen für Sidneys weitre Zukunft wichtig. Als derselbe nach Abschluß des Friedens zwischen Schweden und Rußland nach England zurückkehrte, fand er im Vaterland eine Anerkennung wie sie ihm, wäre er nicht in fremde Kriegsdienste gegangen, so bald noch nicht geworden wäre. England hatte sich in den siegreichen Thaten, in dem Ruhme des Landsmannes selber geehrt gesehen, und als der dankbare König Gustav seinem Waffengenossen und Freunde die Insignien eines Commandeurs und Großkreuzes vom Orden des Schwertes nachsendete, da nahm der englische Hof in einer Weise an der Feyerlichkeit dieser Ehrenbezeugungen Theil, die einem seiner tapfersten Offiziere wiederfuhr, welche selbst für einen Fürsten

geziemend gewesen wäre. Es war dieß nur der Anfang jener auszeichnenden Anerkennung, welche Sidney von jetzt an eine Reihe von Jahren hindurch auch in seinem Vaterlande erfahren sollte.

Das erste Geschäft, das man ihm hier übertrug, war das eines geheimen Botschafters an die hohe Pforte in Constantinopel, in Beziehung auf die deutlich gewordenen Pläne des französischen Directoriums durch Besetzung von Aegypten und Syrien den Weg eines kriegerischen Unternehmens anzubahnen, gegen die englische Macht und Besitzungen in Indien. Smith durchforschte bey dieser Gelegenheit die Küsten des schwarzen Meeres, den Bosporus, Propontis, die Dardanellen, den Archipelagus so wie die Jonischen Inseln, und die Folge zeigte, daß auch seine Unterhandlungen mit der Pforte nicht fruchtlos gewesen waren. Auf seinem Rückweg verfügte er sich zu der englischen Flotte, die unter Admiral Hood vor Toulon lag, und hier war es, wo er die Ehre der großbrittannischen Flagge gegen die Macht der Republicaner am 20. December 1793 in einer Weise rettete und den Feinden von jener durch das Verbrennen ihrer Flotte und des Arsenals einen so empfindlichen Schlag beybrachte, daß damals alle öffentlichen Blätter, am meisten die englischen, von den Berichten über die kühne Heldenthat voll waren.

Bey seiner Zurückkunft nach London im Januar 1795 wurde er mit Auszeichnung empfangen und Lord Spencer, damals oberster Vorstand der brittischen Admiralität, übertrug ihm das Commando der Fregatte Diamond, mit welcher er, in Begleitung mehrerer andrer unter seinen Befehl gestellten Schiffe, in Kurzem den Kanal von französischen Kreuzern säuberte und der Macht der Republikaner durch den Angriff mehrerer ihrer Küstenstädte, durch Zerstörung mancher ihrer festen Punkte bedeutenden Schaden zufügte. Doch auch dieses Glück eines tapfern Armes und frischen Muthes sollte nicht ohne Wechsel bleiben. Sidney lag mit seinen Schiffen vor Havre de Grace; dort in den Hafen, in den Schutz der daselbst vor Anker liegenden französischen Schiffe und der Batterien der Stadt hatte sich ein feindliches Fahrzeug geflüchtet, das ein vortrefflicher Segler und von einer seemännisch tüchtigen Mannschaft bedient war, so daß es den Engländern und ihren Kauffahrteischiffen schon manchen Schaden und

Verdruß zugefügt hatte. Sidney faßte den kühnen Entschluß in der Nacht vom 18. zum 19. April 1796 mit einigen seiner Boote dem Hafendamm sich zu nahen, zunächst um die Stärke und Stellung der Feinde zu erforschen und bey dieser Gelegenheit das Fahrzeug zu nehmen. Der Anfang der That gelang vollkommen, die feindliche Schiffsmannschaft wurde um 2 Uhr des Nachts im Schlafe überrascht; die Offiziere, nach einem vergeblichen Versuch zum Widerstand, ergaben sich, da traf die Reihe des Gefangenwerdens den kühnen, englischen Seehelden selber; die eintretende starke Fluth trieb ihn mit seinen Booten an die Küste und in die Mündung der Seine unter den Bereich mehrerer mächtiger Batterien; die Franzosen entdeckten, als der Morgen kam, welcher bedeutende Fang ihnen zugekommen sey, Sidney mit seinen 8 Offizieren und 24 Matrosen mußte sich, wollte er das Leben seiner Begleiter retten, ergeben. Englischerseits hatte man eine Menge französischer Gefangener in Gewahrsam, welche von gleichem Range mit Sidney waren, man erbot sich zu jedem von den Feinden beliebten Austausch. Die Auslösung der andren Mitgefangenen unterlag auch keiner Schwierigkeit, von Sidneys Loslassung jedoch wollte man nichts wissen; sein Name war seit dem Verbrennen der Flotte und des Arsenals von Toulon in Frankreich so übel angeschrieben und durch seine späteren Kriegsthaten auf dem Diamond zugleich so gefürchtet, daß man diesen Feind der Nation in Paris selber vor Gericht zu ziehen beschloß. In Begleitung seines Secretärs und eines mitgefangenen französischen Emigranten von Adel, der seiner Sicherheit wegen als ein Diener angegeben worden war, setzte man ihn in einen offnen Wagen und führte ihn unter militärischer Bedeckung nach Paris. Er wurde hier nach einem mächtigen Gebäude, in altgothischer Bauart gebracht. Wohin führen Sie mich, fragte er den Offizier der Escorte. — In die Abtey, erwiederte dieser. — Ah, sprach Sidney, ein Ort, der in Ihrer neuesten Geschichte sehr bekannt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. December.

Nro. 246. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

The Life and Correspondence of Admiral Sir William Sidney Smith.

(Fortsetzung.)

Das düstere Zimmer, dahin man ihn einsperrte, wurde geschloßen, er sah sich darin mit einem Gensdarmen allein. Man ließ den Gefangenen, obgleich diesem als einem Mordbrenner und furchtbaren Feind von Frankreich von seinen Richtern im Directorium das Härteste zu drohen schien, keinen Mangel leiden, auch fand er bald eine Art von Unterhaltung durch eine seltsame Correspondenz mit 3 Frauenzimmern, welche in einem Hause wohnten, das den Fenstern seines Kerkers gegenüber lag. Die Correspondenz wurde in der Zeichensprache geführt und ihr Inhalt waren Pläne der Befreyung des Gefangenen aus seinem Kerker. Mag es nun seyn, daß man dieser stummen Correspondenz und der Absicht der freundlich gesinnten Nachbarinnen, welche nach andren Berichten auch zu einem wirklichen Versuch des Unternehmens führte, auf die Spur gekommen war, oder mag etwas Anders die Veranlassung dazu gegeben haben, man versetzte bald nachher die drey Gefangenen aus der Abtey in die Gefängnisse im Temple.

Das Erste, was sich Sidney hier zur Aufgabe machte, war die vollkommene Sicherstellung und Befreyung seines Freundes und Mitgefangenen, des französischen Emigranten. Dieser mußte unter erdichtetem Namen die Rolle eines Engländers und eines Bedienten spielen, welcher als solcher an den Gefechten keinen Theil genommen habe. Es wurde dieses dadurch erleichtert, daß derselbe das Englische ziemlich geläufig, obgleich mit einem eigenthümlichen Accente sprach, was indeß einem französischen Ohre nicht auffallend war. Nach einiger Zeit erhielt Sidney von dem Directorium die Weisung seinen Diener „John Bromley," weil derselbe an den Feindseligkeiten keinen Theil genommen, zu entlassen; er solle ausgewechselt und nach England zurückgesendet werden. Dieses geschah denn auch, aber der angebliche Bromley, der Pflicht gegen seinen Retter und Freund eingedenk, kehrte bald nachher unerkannt wieder nach Frankreich zurück und wurde hier ganz hauptsächlich ein Vermittler der Befreyung seines sogenannten Herrn. Denn da er fortwährend mit den königlich Gesinnten im Westen von Frankreich in Verbindung stand, bereitete er schon jetzt dem Sidney den Ausweg zur Flucht von Paris über Havre nach England, indem er auf der ganzen Strecke zwischen jenen beyden Städten vertraute Familien in den Rettungsplan zog, in deren Häusern jedenfalls der Fliehende einen sichern Bergungs- und Ausruheort finden konnte. Mehr noch als ihr Mann trug jedoch die Gemahlin des sogenannten John Bromley zur Befreyung des Gefangenen bey. Sie, wie ihr Gemahl, dessen eigentlichen Namen, so wie die Namen Aller, welche bey seiner Flucht vorzüglich thätig waren, Sidney nie anders als mit den Anfangsbuchstaben bezeichnet, gehörten zu jener nicht ganz unbedeutenden Zahl von Solchen, die der alten Ordnung treu ergeben, unbemerkt und unangefochten, selbst unter der Blutherrschaft von Robespierre und Seinesgleichen, in der Hauptstadt so wie in den Provinzen von Frankreich gelebt hatten. Der Haß und der Abscheu, welche die Tyranney hervorruft, sind ein Band, das Viele treu verbindet und zu

zuverlässigen Freunden macht, welche vorher durch Stand und Bildung weit geschieden waren und sie zu einer geheimen, so wie gegenseitig sich verheimlichenden Gesellschaft einigt. Die eben genannte, liebenswürdige Frau des treuen Bromley, mit ihrer scharfsichtigen Menschenbeobachtung fand bald noch einen andren Bekannten ihres Hauses auf, der ihr für den allerdings gefährlichen und schwierigen Rettungsplan geschickt und zuverlässig genug erschien. Es war dieß ein Offizier vom Geniecorps, der Oberst Phelypeaux, der zwar dem Vaterland in seiner damaligen republicanischen Verfassung seine pflichtgemäßen treuen Dienste nicht versagte, dabey aber die Gräuel- und Gewaltthaten der Machthaber der sogenannten Republik aufs Innigste verabscheute und hierin allerdings mit der Parthey der Royalisten sympathisirte. Der Oberst gieng alsbald auf den Plan ein, die Rettung eines Mannes zu versuchen, welcher auch da, wo er gegen Frankreich als Verbündeter der nach seiner Ueberzeugung rechtmäßigen königlichen Gewalt mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln kämpfte, immer nur das gethan hatte, was der Pflicht und der Ehre eines brittischen Offiziers geziemte.

Eine ganz besondre Erleichterung seiner Lage gewährte dem Gefangenen das freundschaftliche Verhältniß, in welchem er fortwährend mit Herrn Boniface, dem Aufseher des Gefängnisses und mit seiner Familie stand. Jener wackre, redliche Mann hatte ein so unbegränztes Zutrauen zu Sidneys zuverlässigem Charakter, daß er ihm auf sein gegebenes Wort hin es gestattete Besuche in der Stadt und sogar in der Nachbarschaft von Paris, auf dem Lande zu machen, nur mußte der Gefangene jederzeit die genaue Angabe des Ortes, dahin er gieng und die Zeit, bis zu welcher er dort zu treffen seyn werde, ihm hinterlassen. Die damalige französische Republik war zu sehr damit beschäftigt in ihren eignen Eingeweiden zu wühlen; die Gewalthaber derselben hatten es zu sehr mit den Schreckbildern der Gefahren zu thun, welche aus der nächsten Umgebung der eignen Landsleute ihnen droheten als daß sie hätten Zeit finden können an einen gefangenen Ausländer zu denken, der sobald es ihnen beliebte ihnen zur Disposition stand. Sidney besuchte unerkannt selbst das Theater.

Eine Art von Erheiterung konnte dem Eingesperrten auch die große Theilnahme gewähren, die sein Schicksal mitten in der Hauptstadt des Feindeslandes erregte. Der wahre Heldenmuth findet überall Seelen, die ihn bewundern und an ihm sich erfreuen; der siegreiche Seeheld in den Kriegen seines Vaterlandes gegen Amerika, Schwedens gegen Rußland, der Kämpfer für Frankreichs alten Königsthron gegen die Anarchisten bey Toulon fand auch in Paris Viele, die seine Thaten priesen. Vor allem war es das zärtere Geschlecht, das sich für den heldenmüthigen englischen Seemann interessirte; er empfieng nicht selten Besuche von sehr geistvollen Damen, welche durch Madame Boniface oder andre Freunde bey ihm eingeführt wurden; eine Künstlerin nahm sein Portrait auf; dieses, so wie das Original selber wurden in Versen besungen; eine junge Dame von hohem Stande, die kaum dem Kindesalter entwachsen war, wurde von einer Theilnahme gegen den heldenmüthigen, gefangenen Ritter ergriffen, welche in ihrem jungen Herzen zur leidenschaftlichen Zuneigung sich steigerte, die sich in kindlicher Offenheit durch Briefe aussprach.

Sidney war nun volle zwey Jahre (vom Frühling 1796 bis Frühling 1798) als Gefangener in Paris gewesen. Er hatte durch seine Persönlichkeit so wie durch sein Betragen die öffentliche Meinung der Hauptstadt für sich gewonnen, ja selbst bey einigen Gelegenheiten durch sein Benehmen bey ordnungswidrigen Ereignissen in und vor dem Gefängniß dem Directorium Aeußerungen des Beyfalles und der Achtung abgenöthigt. Er hatte die Zeit einer ihm freylich gegen seinen Willen verliehenen Muse zu seiner weitren Ausbildung, wie dieß seine Briefe und Aufsätze aus jenen beyden Jahren bezeugen, sehr wohl benutzt. Ein seltsames schriftliches Vermächtniß von ihm entdeckte man einige Zeit nach seiner Befreyung im Zimmer des Temple, darin er gefangen gesessen; es fand sich an der Innenseite eines Fensterladens und war ein Brief an Buonaparte von wahrhaft prophetischem Inhalt. Sidney spricht es darin mit freudigem Vertrauen aus, daß sein Schicksal bald eine bessere Wendung nehmen, daß er wieder zur Freyheit gelangen werde. Indem er den beständigen Wechsel des Glückes mit der

Umwälzung eines bewegten Rades vergleicht und hierbey durch den Doppelsinn des Wortes Revolution auf die damaligen Zustände in Frankreich anspielt, deutet er darauf hin, daß der eine von ihnen beyden, nämlich er, Sidney selber in diesem Augenblick an der untersten, der andre an der höchsten Stelle des Rades sich befinde, dessen Bewegen, das keinen Stillstand kennt, das Obere wieder hinab, zugleich aber das Untere wieder hinauf bringen werde. Er kündigt dem jenesmaligen Günstling des Glückes, Buonaparte gleichwie ein Seher der Zukunft es an, daß auch er künftig einmal ein Gefangener seyn werde und erinnert ihn an den Ausspruch des Pausanias, daß der, welcher seine Hoffnung allein auf die Gunst der Menge setze, vor Unruhe und Verdruß nur selten bewahrt bleibe und fast niemals ein glückliches Ende nehme. Dieser Brief wurde, während Buonaparte in Aegypten war, in mehreren französischen Tagblättern abgedruckt, und kam durch eines derselben in Buonapartes Hände nach Kairo, gleich nachher als Sidney ihn aus Syrien vertrieben hatte. „Seltsam genug" sprach er, nachdem er ihn gelesen.

Bey dieser Gelegenheit führt der Verfasser der vor uns liegenden Biographie eine andre Begebenheit an, bey welchem sich die Gabe der prophetischen Voraussicht an Sidney in einer noch auffallenderen Weise kund gab. Mehrere Jahre vorher machte er einmal eine Reise mit einem andren, ihm befreundeten Offizier; ein starker Regenguß trieb sie zur Einkehr in ein an der Landstraße gelegnes Wirthshaus. Gegen seine Gewohnheit versank hier Sidney plötzlich in ein tiefes Nachsinnen und Schweigen. Sein Freund klopfte ihm auf die Schulter und fragte ihn, was für ein Traum oder ernster Gedanke ihn doch beschäftigte? — „Mein lieber Freund," antwortete der Befragte heiter, „ich habe so eben auf den Schwingen der Phantasie eine wunderliche Fahrt durch Räume und Zeiten gemacht und wie oder woher mir es kam, das weiß ich nicht, aber es wurde mir auf einmal in meinem Innren zur Gewißheit, daß ehe 12 Jahre über mein Haupt dahin gehen ich die brittischen Waffen siegreich über das heilige Land führen werde." Damals als dem Jüngling dieses Vorausgesicht kam, hätte auch der schärfste Verstand jene politischen Verwicklungen und Combinationen nicht zu errathen vermocht, welche den zum Manne Gereiften Gelegenheit zu den siegreichen Waffenthaten in Palästina gaben.

Doch wir kehren zurück zu den Begebenheiten, welche in die Mitte jener Zeiten der Ahnung und ihrer Erfüllung fallen; zu dem Bericht über Sidneys Befreiung aus dem Gefängniß. Mancherley Pläne hierzu waren von seinen Freunden schon gemacht worden, endlich erschien der als am ausführbarsten, nach welchem man eine falsche Ordre der republikanischen Regierung anfertigte, vermöge der Smith aus dem Tempel in ein andres Gefängniß versetzt werden sollte. Das Document war in bewundernswürdiger Weise nachgemacht, man hatte sich sogar durch Bestechung den ächten Stempel zu der Signatur des Ministers verschafft. Mit der Ordre in der Hand traten zwey Herren, der eine in der Uniform eines Adjutanten, der andre in jener eines Offizieres der Garde in das Templegebäu herein und überreichten, im Namen der Regierung, dem Oberaufseher der Gefängnisse ihre Vollmacht. Der Aufseher prüfte genau die Signatur des Ministers und befahl dann dem Registrator den Gefangenen zu rufen. Dieser kam und schien über die Verordnung des Directoriums sehr beunruhigt. Seyn Sie ruhig, so versicherte ihn der Adjutant, die Regierung ist fern davon Ihnen die unangenehme Lage, darin Sie sich befinden, noch mehr zu erschweren; es wird Ihnen an den Ort, dahin ich Sie führen werde, ganz wohl ergehen. Der Registrator bemerkte jetzt, daß es nöthig seyn werde, daß wenigstens 6 Mann von der Garde den Gefangenen escortirten, der Adjutant fand diesen Vorschlag ganz in der Ordnung und gab Befehl die Escorte herbeyzurufen, doch plötzlich sich besinnend wendete er sich an Sidney und sagte zu diesem: „Commodore! Sie sind Offizier und ich bin es auch, Ihr Ehrenwort ist mir genug; geben Sie mir dieses und wir bedürfen keiner Escorte." — Sir antwortete der Gefangene, wenn dieß genügt, dann betheure ich Ihnen auf Treue und Ehre eines Officiers, daß ich mit Ihnen gehen werde, wohin Sie mich führen."

Der Oberaufseher verlangte jetzt eine Erledigungs-Bescheinigung, der Registrator brachte das Buch und der Adjutant unterschrieb mit jenen Schnörkelzügen, die man an der Unterschrift hoher Staatsdiener zu sehen gewohnt ist, den Namen L. Oger, Adjutant-General. Indeß überhäufte der Gefangene alle Leute des Dienstpersonales im Gefängniß, mit denen er bisher in Verkehr gestanden, mit Versicherungen seiner Dankbarkeit und beschäftigte damit ihre Aufmerksamkeit so sehr, daß sie keine Zeit gewannen an etwas Andres zu denken; der Registrator und der Oberaufseher begleiteten ihn und die beyden Offiziere bis in den zweyten Hof, das Thor wurde geöffnet und unter vielen gegenseitigen Höflichkeitsbezeugungen und Verbindlichkeitsausdrücken nahm man Abschied. Noch im letzten Augenblick vor seinem Fortgehen schrieb Sidney mit Bleystift an die Thüre seines Gefängnisses die Worte:

Qui n peur du mal
A déja le mal de la peur!
Qui espère le bien
A déja le bien de l'esperance.

In der That, sein Herz war mehr denn jemals von freudiger Hoffnung bewegt. Er fühlte es, eine höhere Hand öffnete gerade in dem Augenblick ihm die Pforten des Kerkers, in dem sein Vaterland eines kräftigen Entgegenwirkens der französischen Operationsplane am dringend nothwendigsten bedurfte.

Sidney trat, in seiner Hoffnung schon als ein Freyer, aus den alten Mauern, in die er so lange eingeschlossen gewesen, hinaus; ein Fiacre, den man von der nächsten Straßenecke genommen, stand bereit, Phelypeaux und der treue John erwarteten ihn. Die freudige Stimmung des Freygelassenen wurde alsbald auf eine Probe gestellt. Nicht fern vom Tempel rannte der eilende Fiacre mit seinem Wagen in der vollgedrängten Straße an eine Person an, es entstand ein Zusammenlauf, Phelypeaux gab Sidney einen Wink auszusteigen; er führte ihn zwischen dem Volksgedränge hindurch in ein befreundetes Haus, wo so eben der gewesene Präsident der Pairskammer, Pasquier, mit einer Parthie Whist sich unterhielt. Hier blieb unser Engländer über Nacht.

Man hatte die Einrichtung getroffen, daß zwey Reisende aus Nanterre kamen, deren Gespann in der nahen Vorstadt verweilte und von Sidney als Retourgelegenheit benützt werden sollte. Als man jedoch am andern Morgen aus der Stadt und ihrem Umkreis hinausfahren wollte, siehe da ein neuer Unfall; im Hofgarten brach die Axe des Wagens, Sidney und sein Freund Phelypeaux stiegen aus, und setzten unaufgehalten an der Barriere den Weg zu Fuße fort. Das Fuhrwerk kam nach, an der Barriere wurde es von den Polizeydienern angehalten und durchsucht, da sie es jedoch leer fanden und der Bursche, der es führte, ein Postknecht aus Nanterres war, ließen sie die leere Retourchaise unangefochten weiter fahren. In Begleitung seines Secretärs und des Freundes Phelypeaux kam jetzt Sidney ohne weiteren Anstoß nach Rouen. Hier, wo er den Landsmann und alten Bekannten, Capitän Wright fand, mußten beyde, bis zur Ausfertigung der Päße, einige Tage verweilen. Während dieser Zeit gab Smith bey einer übrigens geringfügigen Veranlassung einen Beweis jener Geistesgegenwart und zugleich der angebornen Gabe Andern zu imponiren, durch die er so ausgezeichnet war. Er kam mit seinem Landsmann auf einem Spaziergang an eine Barriere, die mit Schildwachen besetzt war. Beyde wußten es, daß man sie hier nach den Päßen fragen werde, die sie nicht hatten, Sidney hieß den Landsmann vorangehen, und als die Schildwache diesen anhielt, trat er schnell hinzu und rief mit einem Ausdruck militärischer Würde: „ich verbürge mich für diesen Bürger da, denn ich kenne ihn.“ „Ganz gut, Citoyen,“ sprach die Schildwache und ließ sie beyde gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. December.

Nro. 247. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

The Life and Correspondence of Admiral Sir William Sidney Smith.

(Fortsetzung.)

Ein gedruckter Bericht über die Geschichte von Sidneys Rettung aus der französischen Gefangenschaft erwähnt noch einige weitere, den letzten Theil der Heimreise von Rouen bis London betreffende Umstände. Der Postillon, welcher Sidney und seinen Freund Phelipeaux auf der letzten Station nach Honfleur fuhr, soll sich, nach der Gegend der Seinemündung hindeutend, an Phelipeaux gewendet und gesagt haben: „seht Bürger, das ist die Gegend, wo wir den Admiral Smith gefangen nahmen," dann, mit einem Seitenblick auf Smith, „aber wir haben ihn jetzt." Auch in einer Fischerhütte bey Honfleur, wo die beyden Flüchtlinge das Eintreten der Fluth erwarteten, soll einer aus den Leuten ihn erkannt und gegen Andre um ihn stehende seinen Namen genannt haben. In einem kleinen Fischerboot wagte sich Sidney mit seinen Begleitern aufs offene Meer hinaus, hatte da das Glück auf eines der damals beständig an der französischen Küste kreuzenden englischen Schiffe: die Fregatte Argo unter Capitän Bowen zu treffen, worin man ihn aufnahm und wohlbehalten nach Portsmouth brachte.

Es war am 8. Mai 1798, ein Jahr und drey Wochen nach seiner Gefangennehmung bey Havre, als Sir Sidney Smith in London ankam. Sein erster Besuch war bey dem obersten Lord der Admiralität, Spencer, der sogleich ihn zum König führte, bey welchem er den freundlichsten Empfang fand. Das Schicksal des Mannes hatte im ganzen Lande und vor allem in der großen Hauptstadt desselben eine solche lebendige Theilnahme erregt, daß man in allen Kreisen der Gesellschaft gleich als von einem Wunderthiere von ihm sprach und nach seiner Bekanntschaft sich drängte. Ein solches Leben zum Schauspiel Andrer erschien unsrem Seemann fast noch schwerer zu ertragen als die Gefangenschaft im Temple; er sehnte sich von ganzem Herzen hinaus in das Element seiner eigenthümlichen Lebensthätigkeit. Und die Gelegenheit hierzu lag in so unmittelbarer Nähe, daß Sidney, als sey er zu der Aufgabe herbeygerufen worden, alsogleich in die für ihn bestimmte Rolle eintreten konnte. Er war am 8. Mai nach London gekommen und hatte nur soeben in seinen vorigen Dienstverhältnissen sich wieder festgesetzt, da kam die Nachricht, daß am 19. Mai General Buonaparte mit einer bedeutenden Land- und Seemacht von Toulon ausgelaufen sey nach Aegypten. Man wußte es in England nur zu gut, daß der stürmische Angriff auf die Macht der Pforte in Syrien und Aegypten nur der Anfang seyn sollte zu einem Ueberwältigungskrieg gegen die brittische Herrschaft in Indien; „die Eroberung von Aegypten," so hoffte nach Montholons Versicherung Napoleon, „sollte den Verlust aller englischen Besitzungen in Amerika und am Ganges nach sich ziehen. Denn wenn nur erst Frankreich die Herrin der Häfen von Italien, Corfu, Malta und Alexandria wäre, dann würde das Mittelmeer bald wie ein französischer See zu betrachten seyn."

Vor allem mußte die Pforte zu kräftigen Schritten gegen den Eindringling in ihr Herrschergebiet bewogen und bey denselben unterstützt werden. Sidneys Bruder, Sir Spencer Smith, war bereits als englischer Gesandter in Constantinopel für diesen Zweck thätig, Sidney wurde als außerordentlicher Bevollmächtigter der brittischen Regierung eben dahin gesendet. Ein Kriegsschiff von 80 Kanonen, der Tiger genannt, ward unter seine Verfügung gestellt, und als Capitän dieses Schiffes erhielt er von dem Marineminister Lord Spencer die Weisung, sich den Befehlen des Admirals St. Vincent unterzuordnen, während ein andrer Ministerialerlaß ihm die unbeschränkte Vollmacht ertheilte, als brittischer Minister bey der hohen Pforte alle Schritte zu thun, die ihm zur Erreichung des Zweckes seiner Sendung förderlich schienen. Diese doppelte Sendung, von zwey verschiedenen Ministerien ausgegangen, brachte ihn ohne seine Schuld in ein Mißverhältniß mit dem Oberadmiral der englischen Flotten im Mittelmeere, St. Vincent und mit dem edlen, größten Seehelden seiner Zeit, Lord Nelson, dem Sieger bey Abukir, welches erst nach mehreren Monaten gehoben werden konnte, und das in den vor uns liegenden Briefen ohne Rückhalt vor Augen gestellt ist. Nelson, „der Held in hundert Schlachten," wie seine Landsleute ihn nennen, war im Umgang mit Andren eine der liebenswürdigsten Persönlichkeiten; in dieser Eigenschaft zeigt er sich auch gegen Sidney, indem er seine Empfindlichkeit, welche fast mehr noch der vermeintlich gekränkten Ehre seines alten Freundes St. Vincent als der eigenen scheinbaren Zurücksetzung galt, so bald wieder fahren ließ und mit neidloser Theilnahme das große Verdienst erkannte, das der Sieger von Jean d'Acre sich um die Säuberung des Orients von Englands gefahrdrohenden Feinden erwarb.

Sidney gieng am 20. November 1798 von Plymouth aus unter Segel, war am 11. Dec. in Malta, und kam gegen Ende des Jahres gerade noch zu rechter Zeit nach Constantinopel, um einer Anzahl französischer Gefangener das Leben zu retten, an denen die Türken Rache nehmen wollten für die unverantwortliche, mit allem Völker- und Kriegsrecht in Widerspruch stehende That des Buonaparte in Jaffa, wo derselbe die Garnison und bewaffnete Mannschaft, die sich ihm als Gefangene übergeben hatten, ohne Pardon hinschlachten ließ. Nur so lang als zum Ordnen der Verhältnisse mit der Kriegsmacht der Pforte nöthig war, verweilte Smith in Constantinopel, dann eilte er im März 1799 nach Jean d'Acre, wo indeß sein Freund Phelipeaux, der seit der gemeinsamen Flucht nach England sein Waffengenosse geworden war, mit großer Einsicht das Geschäft eines Ober-Ingenieurs versehen, und die Festungswerke in bestmöglichen Stand gesetzt hatte. Buonaparte war im Februar mit seiner Heeresmacht aus Aegypten ausgerückt und ohne einen kräftigen Widerstand zu finden in Palästina bis an den Jordan vorgedrungen, hatte durch Klebers Tapferkeit am Fuße des Tabor über eine türkische Heeresmacht gesiegt, und gedachte jetzt durch die Einnahme und Besetzung von Jean d'Acre, welche ohne Dazwischenkunft der Engländer leicht gelungen wäre, Syriens Besitz für die französische Herrschaft zu sichern. In der Nacht vom 17. März langte die erste Abtheilung der französischen Garden am Fuße des Carmel an und schlug ganz nahe am Meere ihr Lager auf. Die Franzosen hatten gar keine Ahnung davon, daß eine feindliche Seemacht in der Nähe sey; diese aber machte sich ihnen nur zu bald bemerkbar, denn die Wachtböte des Tiger hatten sie gleich bey ihrer Annäherung entdeckt und eröffneten ein so heftiges Kartätschenfeuer auf die dicht gelagerten Haufen, daß diese alsbald auf die Seite des Berges sich zurückziehen mußten. Der Verlust, den ihrer Mannschaft das feindliche Geschütz hier am Lande zufügte, war jedoch nicht der größte, den sie bey dieser Gelegenheit erlitten, denn am andren Tag nahmen ihnen die Engländer zur See 6 Kanonenböte, welche mit dem Belagerungsgeschütz, der Ammunition und den Provisionen beladen waren, die zur Bestürmung von Acre dienen sollten. Die Hauptmacht des französischen Heeres, als sie die Küstengegend durch die englischen Geschütze für ihren Vorübermarsch verschlossen fand, rückte von Osten (von Nazareth her) gegen Acre vor und setzte sich an dieser Seite vor den Mauern der Festung.

Am 20. März eröffneten die Feinde die Laufgräben und setzten ihre Anfangs nur aus 32 Kanonen bestehenden Batterien in gehörigen Stand. Es fehlte an Kugeln, erzählt der französische Berichterstatter Montholon, aber mit diesen versorgte sie Sidney Smith, indem er, sobald ein Trupp französischer Reiter sich dem Bereich seiner Geschütze nahte, augenblicklich all seine Batterien spielen ließ, welche Kugeln in Menge ausstreuten, die von den französischen Soldaten mit leichtsinniger Geringachtung der Gefahren, öfters noch während der Kanonade aufgelesen und dem Director der Artillerie gebracht wurden, der für jedes Stück 5 Sous an den Ueberbringer zahlte. Die Franzosen, zu solchen Selbsttäuschungen geneigt, hofften ganz sicher in 3 Tagen die Einnahme der Stadt zu vollenden, denn, so sagten sie, Jaffa war eine viel stärkere Festung und hatte 8000 Mann Besatzung, Acre ist schlecht verwahrt und nur von 2000 bis 3000 Mann besetzt. Diese Rechnung erwies sich allerdings als eine sehr irrige, aber die Tapferkeit des französischen Heeres, das zugleich an Zahl der Armee der kleinen Macht seiner Gegner weit überlegen war, zeigte sich auch hier in einem so glänzenden Licht und ihr gegenüber war die Unbeholfenheit der Türken so groß, daß nicht viel daran fehlte, Buonaparte wäre Besitzer von Acre geworden. Die französische Artillerie, verstärkt durch das Herbeyschaffen der in Jaffa zurückgebliebenen Geschütze, that an den meist ganz schlechten Festungswerken ihre Dienste, denen die großentheils sehr geschickt angelegten Minen zu Hülfe kamen; wie Verzweifelte, welche den Tod in seinem Versteck hinter den Mauern aufsuchen wollten, drangen Buonapartes kriegsgewohnte Soldaten bey den mehrmal wiederholten Stürmen durch die Breschen und über die Mauertrümmer vor; sie hatten die Gräben mit den Leichnamen ihrer eigenen gefallenen Leute und mit Sandsäcken ausgefüllt. Bey dem neunten Sturm, den sie, von Napoleon selbst angeführt, auf die hart bedrängte Stadt unternahmen, setzten sie alle ihnen zu Gebote stehenden Kräfte in Bewegung, weil eine Verstärkung der Belagerten durch ein türkisches Truppencorps schon nahe am Ausschiffen war. Die Gefahr für die Stadt stieg jetzt aufs Höchste und wurde nur dadurch noch abgewendet, daß ein Theil des englischen Seevolkes, geführt von Sidney, sich selbst in die Bresche begab und durch sein kräftiges Mitwirken den Muth der Türken neu belebte. Hatte doch selbst der alte Pascha Djezzar sich endlich dazu bequemt, den Garten an seinem Harem, den er lange gegen alle solche Zumuthungen behauptet hatte, einem Theile der Vertheidiger der Stadt einzuräumen, und das ganze Volk der Stadt, selbst Frauen und Kinder nahmen nach Kräften freudig an der Abwehr des Feindes Theil. Noch mehrere Male ließ Buonaparte die Stadt stürmen, zuletzt weigerten sich selbst seine tapfersten Soldaten über die faulenden Leichname, die in den Gräben als Ausfüllungsmasse aufgehäuft lagen, hinüber zu rücken vor die zertrümmerten Mauern, denen sie niemals ohne großen Verlust sich genaht hatten. Endlich am 20. Mai sah Buonaparte sich genöthigt, die Belagerung von Acre aufzuheben, dessen Besitz er so hartnäckig hatte ertrotzen wollen. Zwey Monate lang waren sich die beyden Streitmächte fast bis zur Entfernung eines Steinwurfes, die einen in der Stadt, die andren hinter ihren Erdwällen und in ihren Laufgräben gegenüber gestanden; Tag und Nacht hatte der Kampf fortgedauert, auf der einen Seite wurde derselbe von einem berühmten Feldherrn an der Spitze von einer wohlgeübten Armee geführt, deren Stärke sich beym Anfang des Unternehmens auf 16,000 Mann belief; auf der andern Seite durch einige Tausend ungeübte Türken und die Mannschaft von drey Kriegsschiffen, geführt von einem jugendlichen Seeoffizier, der als solcher nur den Rang eines Capitäns besaß. Napoleon hatte vor Acre fast die Hälfte seines Heeres, darunter 8 Generale, mehr denn 80 seiner tapfersten Offiziere und sein ganzes schweres Geschütz verloren, welches er bey seinem eiligen Abzug zurücklassen mußte. Auch die Engländer hatten manchen tapfern Mann verloren, und vor allen Andren beklagte Sidney den Tod seines Freundes und Begleiters auf so manchem Wege der Freude und des Leides, den tapfren Phelipeaur. Der edle Nelson war einer der ersten, denen Sidney die glückliche Beendigung des entscheidenden Kampfes meldete. „Die göttliche Vorsehung," so schrieb er an diesen, „hat sich in wundervoller Weise durch ihre

Hülfe an uns verherrlicht; die französische Heeresmacht ist geschlagen und zum eiligen Rückzug gezwungen worden, obgleich die Kräfte, die wir ihr entgegen zu setzen hatten, in gar keinem Verhältniß standen mit jenen riesenhaften, welche sie in ihrer trefflichen, tapfren Armee gegen uns in Bewegung setzte. Es scheint, die Feinde hatten das Maaß ihrer Ungerechtigkeiten erfüllt, als sie ihre türkischen Kriegsgefangenen, drey Tage nachdem sich dieselben ergeben hatten, mit kaltem Blute ermordeten, und die Ebenen von Nazareth waren der äußerste Zielpunkt von Buonapartes seltsamer Expedition." Und in einem andern Briefe an einen Freund, aus Nazareth datirt, schreibt er: „Ich komme so eben aus der Grotte der Verkündigung, wo ich im Stillen und allein Gott dem Allmächtigen meinen Dank brachte für den wundervoll günstigen Ausgang, den er unsrem Unternehmen gab. Wohl kann man sagen, zu dem Siegpreis in der Laufbahn gelangt nicht immer der Schnellste, zu jenem der Schlachten nicht immer der Stärkste."

Sidneys wohlgelungene Kriegsthat fand in so wie außer England die verdiente Anerkennung. Das Haus der Gemeinen sprach in einer Addresse vom 24. Septbr. 1799 dem Manne seinen Dank aus, der mit einer Handvoll seiner Landsleute den kriegerischen Geist der Türken weckte und zu einem erfolgreichen Widerstand gegen den Andrang der französischen Heeresmacht anführte und stärkte. Zugleich wurde auch dieser Dank den Offizieren, Marinesoldaten und Seeleuten ausgedrückt, die unter jenem Führer kämpften. Und am 2. October ward auch im Hause der Lords beschlossen, daß, obgleich es ungewöhnlich sey, selbst den tapfersten Thaten einer kleinen Schaar von brittischen Kriegern aus der Mitte dieses Hauses einen besonderen Dank zukommen zu lassen, dennoch hier ein Fall vorliege, der eine Ausnahme verdiene. Allerdings seyen die brittischen Streitkräfte, über welche Sir Sidney Smith bey der Vertheidigung des wichtigsten Postens in Syrien zu verfügen hatte, nur sehr gering gewesen, desto größer aber die Dienste, welche er durch die Vertheidigung jenes Postens seinem Vaterland geleistet habe. St. Jean d'Acre sey, als der Kampf begann, gar keine regelmäßige Festung, seine Besatzung entmuthigt und zur Vertheidigung eines an sich unhaltbaren Platzes gegen den Angriff europäischer Waffen durchaus ungeeignet gewesen; ein Heer der Belagerer sey ihr entgegen gestanden, das sich durch fortwährende Uebung der Waffen, durch seine Siege in verschiedenen Ländern von Europa, im nördlichen Afrika und in Asien als eines der furchtbarsten und mächtigsten bewährt habe, und dieses Heer sey durch eine kleine Macht brittischer Marinetruppen zwey Monate lang in seinem Siegeslaufe vor einem türkischen Schutthaufen aufgehalten, ja zuletzt zu einem unerwünschten Rückzug genöthigt worden. Auch von der Compagnie der Levante erhielt Sidney ein besondres Danksagungsschreiben, und auf Anregung aus dem königlichen Kabinet ward ihm auf Lebenszeit aus dem Haus der Gemeinen eine Pension von 1000 Pf. St. zuerkannt. Hinter diesen Bestrebungen der brittischen Behörden für den Vertheidiger und Retter von Syrien aus den Händen der französischen Gewaltthäter wollte selbst die hohe Pforte nicht zurückbleiben: der Großsultan sendete für die beyden Helden bey Abukir und Acre, für Nelson und Sidney Smith, jene mit Diamanten und Perlen reich verzierten Ehrenzeichen, womit man in Konstantinopel die höchsten Verdienste um das Reich, die herrlichsten Siege zu lohnen pflegt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. December.

Nro. 248. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

The Life and Correspondence of Admiral Sir William Sidney Smith.

(Schluß.)

Doch alle diese Gaben des Glückes reichten nicht hin, um den Drang und das Sehnen des Helden von Jean d'Acre nach einer endlichen, gründlichen Vollendung seiner That zu befriedigen. Diese That konnte nur dann erst als eine ganz gelungene betrachtet werden, wenn die Franzosen völlig aus dem Besitz von Aegypten vertrieben waren. Napoleons Kraft und kriegerischer Muth waren durch den unglücklichen Ausgang seines Feldzuges gegen Syrien keineswegs erloschen. Wie eine Kanonenkugel, wenn sie zuletzt scheinbar kraftlos am Boden dahinrollt, noch immer stark genug ist, den Fuß, der sich ihrem Laufe entgegensetzt, hinwegzureißen, so hatte er nach seiner Rückkehr in Aegypten am 25. Juli 1799 eine türkische Armee unter dem Pascha von Rumelien bey Abukir geschlagen und fast ganz vernichtet; Sidney Smith, der mit der englischen Flotille an der ägyptischen Küste kreuzte und von dem, wie er meinte, sicheren Erfolg der türkischen Waffen die Eröffnung einer Zufuhr von Provisionen aus dem reichen Nilthal erwartet hatte, mußte, als diese Hoffnung fehlschlug, nach Cypern segeln, um sich dort mit den nöthigen Vorräthen zu versorgen. Diese Zwischenzeit hatte der französische Feldherr, dessen Lebensaufgabe nach eine andre, weitere war, mit eben so viel Glück als Geschick benutzt, um am 23. August 1799 nach Frankreich zurückzukehren. Er hatte seinem Nachfolger in der Führung des französischen Heeres und der kriegerischen so wie politischen Verhältnisse in Aegypten, dem heldenkühnen und heldenkräftigen Kleber, keinen Sous in der Kasse, sondern eine Schuldenlast von 12 Millionen Franken hinterlassen; ein Heer von Soldaten, welche fast nackt einhergingen, weil man ihnen lange Zeit weder Kleider noch Sold gegeben, ein Land, dessen Ruhe eine nur scheinbare, durch Furcht vor den französischen Waffen erzwungene war, und das durch jede unvorsichtige Erhöhung der Auflagen zu einem mörderischen Aufstand gereizt werden konnte. Deßhalb ließ Kleber sich geneigt finden, mit dem Commodore Sidney Smith zu El Arisch einen Vertrag abzuschließen, in welchem den Franzosen freye Ueberfahrt mit Waffen und Gepäck zugesichert wurde. Aber der Admiral Keith, der hochgebietende Eroberer des Kaplandes und von Ceylon, welcher dem Lord St. Vincent im Oberbefehl über die brittischen Flotten gefolgt war, verweigerte die Vollziehung des Vertrags, den sein Unterbefehlshaber Sidney Smith mit den Franzosen abgeschlossen hatte; eine Kränkung für den menschlich gesinnten, hierbey ganz nach dem Willen der Pforte handelnden Sidney, die zu den schwersten gehörte, welche er jemals in seinem Leben erfahren hatte. Kleber, dessen Soldaten bereits in der Uebergabe der von ihnen besetzten festen Plätze an die Türken begriffen waren, hierüber aufs Aeußerste erbittert, raffte alle seine noch übrigen Streitkräfte zusammen, schlug am 20. März 1800 bey Heliopolis die ganze weit überlegene türkische Armee, unterwarf sich Kairo von neuem, bestellte daselbst einen Verwaltungsrath und machte sich wie-

der zum Herrn von ganz Aegypten. Das, was ihm eine christliche Macht versagt hatte, war jetzt nahe daran, von einer mohamedanischen erfüllt zu werden, aber mitten in den Vorbereitungen zum Abschluß eines Separatvertrages mit den Türken starb der merkwürdige Mann (am 14. Juni 1800) zu Kairo unter den Mörderhänden eines fanatischen Muselmannes, und der vom Glauben abtrünnige General Menou (seit seinem Uebertritt zum Islam Abdallah Jakuff genannt) trat an seine Stelle. Als im J. 1801 der Oberadmiral Keith eine englische Kriegsmacht unter General Abrecromby nach Aegypten geführt hatte, machte endlich die siegreiche Schlacht der Britten am 21. Mai 1801 (abermals bey Abukir), in welcher unter Sidneys Leitung die Seemacht ausgezeichnete Dienste that, der Herrschaft der Franzosen in Aegypten ein Ende. Menou mußte sich nach Alexandria zurückziehen und sich mit dem Rest seines Heeres den Siegern ergeben.

Sidney Smith war bey seiner Rückkehr in England am 10. Nov. 1801 mit gebührender Anerkennung seiner Wirksamkeit empfangen worden und durch seine Wahl ins Unterhaus eröffnete sich für ihn, wenigstens für kurze Zeit, eine neue, politische Laufbahn. Aber schon im J. 1803 brach Napoleon den Vertrag von Amiens und erklärte im Verein mit Holland und Belgien, an England den Krieg. Ganz gewaltig waren die Zurüstungen, welche Frankreich und Holland zur See und zu Lande zu dem Angriff auf England trafen. Sidney Smith erhielt abermals von seinem Ministerium den Auftrag, dem bey Acre besiegten Gegner entgegen zu treten; ein Schiff von 50 Kanonen, die Antilope, wurde mit einem leichten Geschwader unter sein Commando gestellt, um die Unternehmungen des tollkühnen Feindes in der Nordsee und an ihren Küsten zu beobachten und zu hemmen; er führte diesen Auftrag mit seiner gewohnten Einsicht und Tapferkeit aus, wurde im Jahre 1805 zum Contreadmiral ernannt und erhielt als solcher einen geheimen Auftrag zu einer Expedition nach Sicilien und Neapel, weil die Franzosen unter Joseph Buonaparte in diesem Königreich eingerückt waren. Der günstigste Erfolg schien dem brittischen Unternehmen gewiß, da wurde Sidney plötzlich von dem Werke, das er so kräftig begonnen, abgerufen und auf ein ganz andres Feld der Thaten versetzt. Der Stand des Krieges theilt darin mit dem Pfeil, den er von seinem Bogen schnellt, das gleiche Loos, daß er nicht nach eigner Wahl und Absicht jetzt nach diesem, dann nach andrem Ziel sich lenken, sondern dahin die Schärfe seines Eisens richten muß, wohin die Hand seines Lenkers es ihm befiehlt. Sidney mußte jetzt auf Befehl seines Kabinetes die Waffen gegen seine alten Bundesgenossen und Freunde, die Türken führen. Der Großsultan Selim schien geneigt zu Gunsten seines Neffen Mustapha auf den Thron der hohen Pforte zu verzichten; diesen Zeitpunkt benutzte Frankreich, um das neue Kabinet zu seinen Gunsten zu gewinnen und dasselbe von seinen bisherigen Verbindungen mit Rußland und England loszureißen. Napoleon hatte schon früher den General Sebastiani nach Constantinopel gesendet und diesem war es gelungen den Divan allmälig so umzustimmen, daß er gegen die gewesenen Bundesgenossen, namentlich gegen Rußland in eine feindliche Stellung trat und auf Frankreichs Pläne eingieng. Es schien nöthig diese Bewegungen in ihrem Keime zu ersticken und gegen die Pforte eine drohende Stellung einzunehmen. Lord Colingwood war an St. Vincents Stelle Oberadmiral der Flotten geworden, dieser gab dem Admiral Duckworth Befehl mit einer Seemacht durch den für uneinnehmbar gehaltnen Engpaß der Dardanellen in den Propontis einzudringen und mit seinen Schiffen die türkische Hauptstadt zu blockiren. Zugleich ergieng an Sidney der Befehl sich selber unter Duckworths Commando, sein Schiff zur Verfügung von diesem zu stellen. Diese Ordre war vom 13. Januar 1807 und schon am 19. Februar war die verhältnißmäßig zu ihrer schweren Aufgabe nur kleine, schwache Seemacht durch die furchtbar verwahrten Dardanellen unter Begünstigung eines frischen Südwindes ein-

gelaufen. Am Tag darauf, nachdem die Türken zuerst die Feindseligkeit begonnen, hatte Sidney durch einen meisterhaften Streich seiner großen seemännischen Kunst die bey Point Pasquins oder Nagara Burun vor Anker liegende mächtige türkische Flotte, die durch eine Batterie vom Lande her geschützt war, besiegt und zerstört und am 21. Februar wehte die brittische Flagge im Angesicht der osmanischen Kaiserstadt. Sidneys so über alles Erwarten gelungene Heldenthat vor allem hatte den Divan in Schrecken gesetzt. Ein türkisches Linienschiff von 64 Kanonen, 4 Fregatten, 3 Corvetten, 1 Brigg, 2 Kanonenböte hatte er verbrannt, 1 Corvette und 2 Kanonenböte genommen und dieser glänzende Erfolg war um so überraschender, da die Türken nicht bloß an Zahl der Kanonen, die bey ihnen 53 mehr betrug, den Engländern überlegen, sondern auch durch eine bedeutende Landmacht, die zu ihrer Hülfe bereit stand, verstärkt waren und überdieß mit großer Tapferkeit kämpften. Der Großsultan, im Angesicht der brittischen Flotte, hatte den General Sebastiani zu sich rufen lassen und ihm erklärt, daß seine Hauptstadt ihm mehr werth sey als das Bündniß mit Frankreich; wäre Duckworth auf das heldenmüthige Anerbieten Sidneys eingegangen, der in eigner Person beym Großsultan Audienz suchen wollte, dann hätte Englands Diplomatie einen leichten Sieg über den französischen Einfluß davon getragen. So aber hatte Duckworth den großen Fehler begangen vor den Prinzeninseln zu ankern, von wo aus er nur mit einem sehr starken günstigen Wind zur Hauptstadt überfahren konnte; 10 Tage waren mit Unterhandlungen verloren gegangen und diese Zeit hatten die Türken unter Sebastianis Leitung so gut benutzt, um ihre Festungswerke und furchtbaren Batterien an den Dardanellen in einen bessern Stand zu setzen, daß die englische Flotille nur mit Mühe und nicht ohne bedeutende Beschädigung und Verluste wieder hindurchkam in das freye Meer. England hatte durch jenes fehlgeschlagne Unternehmen an der türkischen Macht für längere Zeit eine gefährliche Feindin bekommen; die blutigen Niederlagen der brittischen Truppen in und bey Rosette waren die nächste Folge davon.

Noch vor Ende des Jahres 1807 erhielt Sidney den ehrenvollen Auftrag die königliche portugiesische Familie, deren Thron durch den Gewalthaber Napoleon erschüttert war, nach Brasilien zu begleiten, wo er bis zum Herbst 1809 verweilte. Dann als Befehlshaber über die brittische Seemacht an den Küsten von Südamerika leitete er das Unternehmen gegen die französischen Besitzungen in Cayenne ein.

Sidney hatte als Seemann nur zu oft mit Windstille und ungünstigem Winde zu thun gehabt; er sollte, in der zweyten Hälfte seines Lebens auch in der Laufbahn seiner Thaten und seines äußern Glückes etwas Aehnliches erfahren. Einige sagen, daß jene menschenfreundlichen und ehrerbietigen Dienste, welche er der unglücklichen Königin Caroline, in einer ihrem Stande so wie ihrer Lage gebührenden Weise, bey ihren Reisen in dem Continent erwiesen, Veranlassung gegeben haben zu einer Ungunst bey Hofe, deren Wirkung er von nun an öfters erfahren mußte. Man vertraute ihm kein bedeutendes Unternehmen mehr an, er schien bey den Machthabern seiner Nation wie vergessen und es waren nur die philanthropischen Vereine seines Vaterlandes, die ihn im J. 1814 zu dem Congreß nach Wien sendeten, um dort für die Abschaffung des Sklavenhandels und die Aufhebung der Barbareskenstaaten zu sprechen.

Von Brüssel aus, wo er einige Zeit sich aufhielt, traf Sidney mit dem großen Helden seines Vaterlandes, mit Wellington auf dem Schlachtfeld

von Waterloo zuſammen. Der Sieg war errungen, der Seeheld, der dieſes Geſchäft nach mancher ſeiner blutigen Schlachten an Freunden und Feinden geübt hatte, nahm ſich der Verwundeten, ohne Unterſchied der Nationen, an und ſorgte freygebig für Linderung ihrer Noth, für Befriedigung ihrer Bedürfniſſe. Wie bey dieſer Gelegenheit, ſo war es auch bey jeder andren früheren ſeine Gewohnheit geweſen, da, wo es Pflichten der Menſchlichkeit, der Ehre des eignen Standes und des Vaterlandes und die Förderung eines bedeutenden Unternehmens galt, die eignen Mittel nicht zu ſparen, ſondern freygebig aus ſeiner Privatkaſſe, ſo wie auf ſeinen Credit dahin zu geben, was ihm erfoderlich ſchien. Nicht ohne Sorgen ſah er deßhalb dem angehenden Alter entgegen. „Möchte ich," ſo ſchrieb er in vertraulicher Mittheilung, „nach ſo manchem Dienſt, den ich meinem Vaterlande geleiſtet, nur ſo viel haben, als ich haben würde, wenn ich müſſig zu Hauſe ſitzen geblieben wäre und mein Beſitzthum, ehe es ſo verſchuldet war, in eine Lebensverſicherungs-Anſtalt gegeben hätte. So wie es jetzt mit mir ſteht, habe ich weder in meinem Vaterlande eine Heimath, noch auch die Mittel außer demſelben zu leben."

Sidney glaubte ſich in ſolchen trüben Stimmungen, wie es ſcheint, von ſeinem Vaterland und von der Welt vergeſſen; er war dieſes keinesweges. Bald nach dem ſiegreichen Einzug der verbündeten Heere in Paris, die er dahin begleitete, empfieng er aus der Hand des Herzogs Wellington und durch deſſen Vermittlung das Commandeurkreuz des hohen Bath-Ordens, wurde zum Großmeiſter des Ordens der Tempelritter, deren bedeutendſte Mitglieder in Paris verweilten, erwählt, erhielt aus der Staatskaſſe ſeines Vaterlandes eine Vergütung ſeiner, namentlich in Sicilien gemachten Auslagen von 4500 Pf. St. und eine Zulage zu ſeiner lebenslänglichen Penſion von 1000 Pf., welche ihm vom J. 1814 an zugerechnet wurde.

Paris, deſſen erſte Bekanntſchaft er als Gefangener in der Abtey und im Temple gemacht hatte, war ihm nach einem mehrjährigen Aufenthalt daſelbſt ganz beſonders lieb geworden. Seine wahrhaft liebenswürdige Perſönlichkeit, ſein großes, geſelliges Talent, ſein wohlwollendes Gemüth hatten ihn dort zu einem Liebling aller Kreiſe der Geſellſchaft gemacht; ſelbſt die Offiziere, welche im Orient gegen ihn gedient hatten, waren jetzt die herzlichſten Freunde des Mannes geworden, den ſie bereits achten gelernt, als er ihr Feind war.

Sidney erreichte, im Genuß eines innren und äußren Friedens, ein Greiſenalter von 76 Jahren. Er ſtarb zu Paris am 26. Mai 1840. Seinem Wunſche gemäß wurden ſeine irdiſchen Reſte in demſelben Grabe beygeſetzt, dahin man im J. 1826 die ſeiner treuen Gemahlin gelegt hatte; noch vor ſeinem Ende hatte er ſeine 3 Töchter glücklich vermählt geſehen. Alle Bewohner von Paris aus den höchſten und höheren geſelligen Kreiſen, alle in dieſer Hauptſtadt anweſende fremde Offiziere ehrten das Andenken des großen Seehelden durch Theilnahme an ſeiner feyerlichen Beſtattung. Im Kirchhof von Père la Chaise erinnert ein Monument, das die Landsleute und Freunde ihm ſetzen ließen, an den Mann, der in den Siegen über die Feinde ſeines Vaterlandes eben ſo groß war als in den Siegen über ſein eignes Fleiſch und Blut, über alle Regungen des Hochmuthes, der Eitelkeit und der liebloſen Härte gegen alle Die, welche ihm in ſeinem Leben am meiſten wehe gethan.

S.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. December.

Nro. 249. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

Platons Werke. Griechisch und Deutsch mit kritischen und erklärenden Anmerkungen. I — IX Theil. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1841 — 1848.

Platons sämmtliche Werke übersetzt von Dr. Gottlieb Friedrich Dreſcher. Erster Band. Vertheidigung des Sokrates. Kriton, Phaidon. Das Gastmahl. Gießen. J. Rickersche Buchhandlung. 1848.

Bekanntlich ist man trotz aller theoretischen und praktischen Versuche noch keineswegs im Reinen über die Anforderungen, die man an eine gute Uebersetzung, zumal eines alten Classikers der Griechen und Römer, zu machen hat. Wer demnach eine Leistung auf diesem Gebiete zu beurtheilen unternimmt, ist vor Allem verpflichtet, sich über die Grundsätze, welche ihm den Maaßstab der Beurtheilung bieten, vorher auszusprechen. So viel darf übrigens als ausgemacht gelten, daß die Aufgabe eine sehr schwierige und complicirte ist. Die nöthige Kenntniß der fremden Sprache und das allseitige Verständniß des Schriftwerkes, das man in die Muttersprache zu verpflanzen gedenkt, soll als gleichsam vor der Aufgabe des Uebersetzers liegend und sich von selbst verstehendes Erforderniß dabey gar nicht in Rechnung kommen; obwohl auch der gründlichste Sprachkenner bey dem Versuche der Uebertragung immer noch auf Schwierigkeiten stoßen wird, die er vorher kaum geahnet und die ihm vielleicht zum Theil unlösbar erscheinen werden. Und doch ist dieser Anspruch der Richtigkeit immer nur das Geringste, was man von einer Uebersetzung fordern kann, und erfüllt noch kaum zur Hälfte die ungleich höhere Pflicht der Treue. In diesem einen Worte könnte man freylich alles zusammenfassen, was die deutsche Uebersetzungskunst als ihren eigenthümlichen Beruf erkennt und worin denn auch die besonderen Schwierigkeiten begriffen sind, die der deutsche Uebersetzer vor anderen zu überwinden hat. Denn diese Treue ist es, welche ebenso die bloß wörtliche genaue Uebertragung wie die freye, dem Genius der eigenen Sprache unbedingt folgende Nachbildung ausschließt. Die Treue verlangt außer der vollständigen und richtigen Wiedergabe des Inhaltes auch die Bewahrung der dem Originale eigenthümlichen Form und Schreibart, und will sogar den individuellen Geist des Schriftstellers, der in der Urschrift ausgeprägt ist, auch in der Uebertragung wieder erkennen lassen: und dieß Alles natürlich mit dem Vorbehalte, daß die Muttersprache selbst keiner Beeinträchtigung oder Mißhandlung unterliege! Denn wie sollte in einem verrenkten und verzerrten Bilde der Geist eines Schriftstellers zur Erscheinung kommen, der selbst ein Meister in seiner Sprache nach dem Urtheile seines Volkes und der Gebildeten aller Zeiten Werke von künstlerischer Schönheit und Vollendung hervorgebracht? Daß diesen vielseitigen und sich steigernden Anforderungen nicht auf dem Wege der einfachen und so zu sagen mechanischen Nachahmung genügt werden kann, dieß haben Kenner und Meister des Fachs längst wahrgenommen und ausgesprochen. Scheinen sie ja doch sogar, ebenso wie sie innerlich verknüpft sind, in der Ausführung

zum Theil einander hartnäckig zu widersprechen! Die Aufgabe des Uebersetzers ist es, das Mittel zu finden, diesen Widerspruch zu versöhnen, um ein Ganzes hervorzubringen, das ein würdiges Ebenbild seines Urbildes sey. Gewiß keine leichte Kunst! Nichtsdestoweniger wäre es ein übereilter Schluß, die Uebersetzungskunst denjenigen Künsten beyzuzählen, deren Hervorbringungen wir vorzugsweise Kunstwerke nennen. Auf diesen Namen hat eine Uebersetzung, und sey sie auch die gelungenste, keinen Anspruch. Der Gründe hiefür sind mehrere. Denn erstens gehört es zu dem Begriffe der Kunst in diesem hohen Sinne, daß der Künstler die aus seinem Geiste geborene Idee mit frey schaffender Thätigkeit in der Form der Schönheit zur äußeren Darstellung bringe. Dieß ist nicht Sache des Uebersetzers, dem der fremde Urheber Gehalt und Form überliefert; sein Werk hat nicht wie das Kunstwerk Maaß und Gesetz in sich selbst, sondern in dem fremden Gebilde, dessen möglichst vollkommenes Abbild es werden will. Aber wollte man selbst davon absehen; wollte man die Aneignung der dargebotenen Idee und Form auch als eine Art schöpferischer Thätigkeit gelten lassen und sie der des Künstlers selbst gleich setzen, und zwar aus demselben Grunde, weßwegen die griechischen Philosophen auch das künstlerische Schaffen als μίμησις bezeichnen, weil nämlich ja auch der Künstler nur den Spuren des großen Urbildners nachgehe: so würde sich doch auch unter diesem Gesicht punkte eine Uebersetzung nie zu der Würde eines Kunstwerkes erheben, und zwar gerade um der Schwierigkeiten willen, die dem Uebersetzer entgegenstehen. Diese sind, gerade herausgesagt, unüberwindlich, sobald es gilt, nicht bloß ein zeit- und bildungsverwandtes Werk von wenig künstlerischer Eigenthümlichkeit, zu dessen Uebertragung schon das Geschick des Dolmetschers ausreicht, sondern ein wirklich erotisches Gewächs von eigenthümlichem Bau und Gehalt in den vaterländischen Boden zu verpflanzen. Einem heimischen Gewächse, das frey aus dem mütterlichen Boden aufgewachsen, wird es nie gleich sehen. Darum fehlt einem solchen Werke vor Allem das Gepräge der Ursprünglichkeit und inneren Nothwendigkeit; zwischen dem Gehalte und der ihm ursprünglich fremden Form ist eine solche Harmonie, wie sie das charakteristische Merkmal des ächten Kunstwerkes ist, undenkbar. Darum gibt es wohl Gedichte, Bild- und Tonwerke, an denen man kein Wort, keinen Zug, keinen Ton anders wünschen mag als er ist; wo jede Aenderung Verschlechterung wäre, weil sie die innere Harmonie, den Charakter der Vollendung stören würde: eine Uebersetzung, an der nichts zu bessern wäre, gibt es nicht und wird es nie geben; es liegt in der Natur der Aufgabe, welche *eigentlich* das Unmögliche fordert, daß nur eine relative, nie eine absolute Vollkommenheit zu erreichen ist.

Sollte darum die Bemühung des Uebersetzers, von der wir mit Schleiermacher das Geschäft des bloß handwerksmäßigen Dolmetschers durchaus unterscheiden, selbst eitel und werthlos seyn? Gewiß nicht! am wenigsten aber für das deutsche Volk, dessen — soll man sagen Schicksal oder Beruf! — es zu seyn scheint, das Große und *Schöne aller* Nationen in seine eigene Bildung zu verarbeiten. Ist von dieser Seite das Uebersetzen eine Sache des Bedürfnisses, des höchsten und edelsten freylich, des wissenschaftlichen, das die Deutschen nicht ruhen läßt in dem Bestreben, ihre Sprache zur wissenschaftlichen Weltsprache zu erweitern: so *ist anderseits* auch jede Uebersetzung ein Werk der Liebe und Hingebung an das Schöne, also eines wirklich künstlerisch schaffenden Triebes. Darnach könnte *man die* Frage, für wen man übersetzt, für den der fremden Sprache Kundigen oder für den derselben Unkundigen, getrost dahin beantworten: für beyde und noch *drittens* für sich selbst. Der Uebersetzer will das in seinem Werth erkannte und lieb gewonnene Werk sich völlig aneignen, indem er es versucht „in sein *geliebtes* Deutsch zu übertragen.“

Wenden wir uns nach dieser *vorläufigen* Erörterung, welche uns den Maaßstab zur Beurtheilung der vorliegenden Leistungen bietet, zu diesen selbst und fragen wir nach den Grundsätzen, zu welchen sich die Verfasser bekennen, so begegnen wir in dem Vorworte der Leipziger Uebersetzung einer theoretischen Ansicht, die nach unserer Ueberzeugung alle billigen Forderungen überbietet. Der Vf. meint nämlich, die Aufgabe des Uebersetzers „sollte es seyn,

das Original dem Volke, in dessen Sprache er jenes zu übertragen gedenkt, so vor Augen zu stellen, daß dieses glaubt, der Schriftsteller, den es übersetzt erhält, gehöre nicht einem an Geist und Sprache fremden Volke, sondern ihm selbst an.“ Man sieht leicht, daß dieser Aeußerung nur in einer andern Wendung dieselbe Ansicht zu Grunde liegt, welche für eine Uebersetzung den Begriff eines Kunstwerkes zuläßt, und die, sollten wir meinen, in dieser übertriebenen Form die innere Wahrheit am besten durchscheinen läßt. Glücklicher Weise verlangt der Verf. auch gar nicht, nach diesem Maaßstabe beurtheilt zu werden. Er gesteht nicht nur selbst zu, daß dieß höchst selten und „fast nie, zumal bey einem Philosophen oder Dichter“ zu erreichen ist — wir tilgen dieses selbsttäuschende „fast,“ und halten es für eben so unmöglich als theoretisch unwahr — sondern steigt in den Ansprüchen, die er an seine eigene Leistung macht, ausdrücklich noch tiefer herab, indem er es als sein Hauptbestreben zu erkennen gibt, „das Griechische so genau und wörtlich als möglich im Deutschen wiederzugeben, ohne jedoch das Verständniß des Philosophen zu beeinträchtigen.“ Diese Fassung stimmt denn auch besser überein mit der ziemlich nahe liegenden Vermuthung, daß diese Uebersetzung wie so viele andere ihren Ursprung einem buchhändlerischen Unternehmen verdankt, welches zunächst das Bedürfniß der studierenden Jugend in wohlwollende Berücksichtigung zu nehmen für gut befunden.

Ein günstigeres Vorurtheil erweckt die Uebersetzung des Hrn. Drescher, die keinen Zweifel aufkommen läßt, daß sie aus reiner Liebe und Bewunderung für den Schriftsteller hervorgegangen ist. Damit soll nicht gesagt seyn, als verdiene sie darum in allen Theilen den Vorzug vor der erstgenannten; vielmehr scheint diese, wie sie leichter gearbeitet ist, so in manchen Stücken den besseren Wurf gethan zu haben. Allein die gewissenhafte Sorgfalt und die treue Bemühung, mit welcher nach allen Wahrnehmungen Hr. D. zu Werke gegangen, sichern ihm unbedingt den Anspruch auf eine eben so gewissenhafte Prüfung und rücksichtsvolle Beurtheilung. Wir werden darum auch seine Arbeit dieser Besprechung zu Grunde legen, und die Leipziger Uebersetzung nur vergleichungsweise beyziehen.

(Fortsetzung folgt.)

A History of Virginia from its discovery and Settlement by Europeans to the present time. By Robert R. Howison. Vol. I. Philadelphia 1846. Vol. II. Richmond 1848. gr. 8. (Vgl. G. A. Bd. V Nr. 246.)

Virginien, der älteste Pflanzstaat in Nordamerica, und der einflußreichste unter allen, hat mehrere Beschreiber seiner Schicksale gehabt, jedoch alle in Vergessenheit gerathen lassen. Den Verfasser des vorliegenden Werkes verdroß die Unbekanntschaft mit der Geschichte der Heimath; um ihr abzuhelfen schrieb er dieses gute, nur etwas zu weitläufige Buch, zu welchem er nicht nur Druckschriften, die zum Theil schon selten geworden waren, sondern auch zahlreiche Urkunden hatte benutzen können

Das Land wurde unter der Königin Elisabeth entdeckt und in Besitz genommen, erhielt auch von ihr den Namen. Allein die erste Ansiedelung mißrieth gänzlich. Erst zwanzig Jahre darauf, unter Jacob I., wurde die zweyte unternommen. Sie war nicht, gleich der nicht viel späteren in Massachussets, das Werk von Flüchtlingen, die das Mutterland aus Unmuth über den Druck, welchen sie da erlitten hatten, verließen, in die neue Welt aber nicht nur ihre Freyheitsliebe sondern auch ihre fromme Gesinnung, strenge Sitte und Arbeitsamkeit brachten. Im Gegentheile bestand der zweyte Zug nach Virginien fast ganz aus Leuten, vornehmen und geringen, die an Vermögen oder Ruf herabgekommen waren, und nun in dem fernen Lande, wo man Gold zu finden meynte, neue Mittel zu sammeln hofften, womit sie nach England zurückgekehrt, die vorige Lebensweise wieder aufnehmen könnten. Der Vf. bemerkt, daß dieser große Unterschied zwischen den ersten Bestandtheilen der Bevölkerung beyder Pflanzstaaten bis auf diesen Tag noch in mehrfachen Wirkungen erkennbar sey.

Die neue Ansiedlung traf, großentheils durch eigne Schuld, so vieles und schweres Mißgeschick, daß die Pflanzer, da ihre Zahl durch Krankheit und Mangel sehr vermindert war, verzweifelnd an dem Unternehmen, das Land verlassen wollten, als ein Geschwader aus England eintraf, das nicht nur Vorräthe sondern auch neue Ein-

wanderer, zum Theil besserer Art, brachte. Nun wurde der Ackerbau ernstlicher betrieben und gewährte bald, vornehmlich durch reiche Erndten an Tabak, der bis auf diesen Tag das Haupterzeugniß ist, einen Ertrag, der für die getäuschte Hoffnung auf Gold entschädigen konnte. Wohlstand folgte jedoch erst auf die Beseitigung der Anfangs getroffenen Einrichtung, daß der Ertrag aller Arbeit Gemeingut der Pflanzer seyn sollte, wodurch die Trägen begünstigt und die Arbeitsamen entmuthigt waren. Neue Ankömmlinge vermehrten die Bevölkerung, darunter eine Zahl unbescholtener Weibspersonen aus England, die auf Heirath kamen und dazu alsbald gelangten; aber auch schon Negersklaven, und, was noch schlimmer war, Uebelthäter, deren das Mutterland sich entledigte. Schaden brachte jedoch dieser unreine Zuwachs dem jungen Pflanzstaate darum weniger, weil er um dieselbe Zeit eine Verfassung erhielt, die ihm viel Selbständigkeit in seiner Verwaltung gewährte.

K. Jacob I. hatte nämlich sein Kronrecht auf Virginien für einen bestimmten Zeitraum einer großen Gesellschaft von Edelleuten und Bürgern zu London, mit wenig Vorbehalten, übertragen. Von dieser Gesellschaft wurde die Regierungsform des Pflanzstaates dahin bestimmt, daß die Verwaltung zwar, wie zuvor, von einem Statthalter mit einer Anzahl Beysitzer geführt, zur Berathung über die öffentlichen Angelegenheiten aber jährlich einmal eine Versammlung von frey erwählten Abgeordneten, zwey aus jedem Bezirke, gehalten werden sollte. Diesem Landrathe, in welchem der Statthalter selbst mit seinen Beysitzern Platz zu nehmen hätte, sollte die Gesetzgebung zustehen. Vorbehalten wurde zwar für die zu beschließenden Gesetze nicht nur die Genehmigung des Statthalters, sondern auch die Bestätigung durch die Londoner Gesellschaft, dagegen aber auch zugestanden, daß keine Verfügung dieser Gesellschaft für den Pflanzstaat verbindlich seyn sollte, wenn dessen Landrath nicht zustimmte. So alt ist in Virginien das Wesen einer freyen Verfassung.

K. Jacob entzog der von ihm gestifteten Gesellschaft die Rechte, die er ihr eingeräumt hatte, ließ aber ihre Anordnungen bestehen. Carl I. bestätigte die dem Pflanzstaate gegebene Verfassung ausdrücklich, und gewann damit eine Anhänglichkeit desselben, die sich weder durch einzelne Beschwerden stören, noch durch das Unglück, welches den König traf, erschüttern ließ. Der Macht Cromwell's konnte jedoch nicht widerstanden werden; aber die Bedingungen der Unterwerfung waren glimpflich. Nicht allein blieben dem Landrathe seine Befugnisse; einen großen Zuwachs erhielten sie dadurch, daß nun der Landrath selbst den Statthalter wählen durfte. Gleichwohl zeigte sich die Zuneigung zu dem Königshause ungeschwächt, als Carl II. den wiederaufgerichteten Thron bestieg; allein ihr wurde übel vergolten. Die Schiffahrtgesetze, die das Parlament annahm, drückten und verminderten den Handelsverkehr, und mit schweren Lasten war das Grundeigenthum durch eine Vergabung bedroht, womit der König die noch sehr unbestimmten Kronrechte in Virginien auf 31 Jahre an zwey seiner Günstlinge abtrat. Der Unwille darüber brach in einen Aufstand aus, der zu Anfang solches Waffenglück hatte, daß Unabhängigkeit zu erringen nicht unmöglich schien, den aber der Tod des Anführers und die darauf eingetretene Uneinigkeit lähmte, dann aus England gerufenes Kriegsvolk unterdrückte. Nun war der Pflanzstaat so gedemüthigt, daß er sich alles gefallen ließ, was die Inhaber der Kronrechte, von denen der eine als Statthalter auftrat, ihm auferlegten. Unter Jacob II. wurde es nicht besser, drohte vielmehr noch härterer Druck. Aber Englands Befreyung durch Wilhelm III. kam alsbald auch dem Pflanzstaate zu gut. Zwar behielt der König die Ernennung des Statthalters, nachdem er die Kronrechte wieder an sich genommen hatte, wählte aber zu diesem Amte, dessen Inhaber gewöhnlich in England blieb, und sich in Virginien durch einen Unterstatthalter vertreten ließ, nur untadelhafte Leute. Die hergebrachten Befugnisse des Landrathes wurden so geachtet, daß, als dieser ein Ansinnen der Krone, zur Erbauung kleiner Burgen an der Westgrenze zu steuren, ablehnte, die Regierung ihre Forderung aufgab. Bereitwillig übernahm der Landrath dagegen eine Auflage auf die Ausfuhr von Tabak und Häuten nach anderen Pflanzstaaten, bestimmt, den Aufwand auf eine Hochschule zu decken, die unter dem Namen: Wilhelm und Marie 1691 errichtet wurde. Zur Ergänzung der Ausstattung dienten freywillige Beyträge der Pflanzer, vornehmlich aber eine Schenkung der Krone, 20,000 Tagwerke des besten Landes.

Unter den folgenden Regierungen blieb dieses gute Vernehmen mit dem Mutterlande sehr lange ungestört. Der Pflanzstaat nahm an Bevölkerung und Wohlstand in raschem Fortschritte zu. Erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts traf ihn die Geißel des Krieges. Mit den Ureinwohnern hatte zwar schon zuvor oft gekämpft werden müssen, und mehrmals hatten dabey die westlichen Bezirke viel gelitten. Jetzt aber, da England im Kriege mit Frankreich war, der auch Nordamerika zum Schauplatze nahm, wurde Virginien von dem französischen Gebiete im Westen aus mit Hülfe der Ureinwohner angegriffen. Dem englischen Kriegsvolke stand virginische Landwehr, an ihrer Spitze Georg Washington, mannhaft bey; nach manch schwerem Verluste, hauptsächlich durch grausame Einfälle der Wilden, behauptete zuletzt der Pflanzstaat seine weit vorgerückte Grenze.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. December.

Nro. 250. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1819.

Platons Werke. Griechisch und Deutsch mit kritischen und erklärenden Anmerkungen.
Platons sämmtliche Werke übersetzt von Dr. Gottlieb Friedrich Dreſcher.

(Fortsetzung.)

Daß es keine Ilias post Homerum ist, nach Schleiermacher eine Uebersetzung des Platon zu versuchen, muß unbedingt zugegeben werden. In diesem Zugeständnisse liegt durchaus keine Geringschätzung der großartigen und in gewissem Betrachte genialen Leistung Schleiermachers. Worin beyde Uebersetzer einen solchen Vorgänger zu übertreffen glauben, das ist, außer der natürlich immer möglichen Berichtigung einzelner Stellen, besonders das Bestreben, dem Ausdruck mehr Gelenkigkeit und ein deutscheres Gepräge zu verleihen. Daß es nicht darauf ankommt, der Sprache jede Spur eines fremdländischen Aussehens zu benehmen — ohnedieß ein vergebliches Bemühen! — hat Schleiermacher richtig eingesehen, ist aber in der absichtlichen Bewahrung desselben gewiß zu weit gegangen, so daß die Klarheit und Lebendigkeit und Anmuth des Ausdruckes im Originale oft allzusehr in dem Abbilde verdunkelt ist. Diesen Vorwurf hat bereits Ast gegen ihn erhoben und sich in seiner Verdeutschung zweyer Schriften, des Phädros und Gastmahls, abgesehen von einzelnen Nachläßigkeiten, allerdings als einen besonders befähigten Uebersetzer Platons kund gegeben. Herrn Dreſchers Uebersetzung, die nach einer Bemerkung in der Vorrede auß wiederholter Vergleichung zweyer zu verschiedenen Zeiten und unabhängig von einander gefertigten Ausarbeitungen hervorgegangen, hält in der für erlaubt erachteten Freyheit des Ausdrucks gewissermaßen die Mitte zwischen Schleiermacher und Ast, ohne es jedoch dahin gebracht zu haben, daß seine Rede frey erscheine von Härte und Schwerfälligkeit — Eigenschaften, die, wie jeder weiß, der platonischen Sprache am allerwenigsten zukommen. Die Schwierigkeit, diesen Fehler zu vermeiden, ist freylich außerordentlich groß, wenn nicht zugleich auch manches von der eigenthümlichen Kunstform des Originals aufgeopfert werden soll. Diese, die edelste Blüthe der hellenischen Redekunst, in welcher die attische Prosa ihre höchste Vollendung erreicht hat, der nichts weder vor noch nach ihr im griechischen Alterthum an die Seite zu stellen, findet bekanntlich auch in der modernen Literatur kein ihr vergleichbares Muster der sprachlichen Kunstbildung. Zwar fehlt es gerade der deutschen Literatur nicht überhaupt an Meistern, die auch den Dialog zur philosophischen Darstellung trefflich zu handhaben wußten; man denke nur an Lessing und Jacobi! An diesen Schriftstellern mag der Uebersetzer des Platon immerhin seine Sprache zu bilden suchen, um sich das innere Leben und die eigenthümliche Tugend der Gesprächsform möglichst zu eigen zu machen; für die äußere Nachbildung der platonischen Dialoge hat er damit noch keine große Erleichterung gewonnen. Darf ja doch Schleiermacher, der sich in verschiedenen Formen der wissenschaftlichen und künstlerischen Darstellung versucht hat und dessen eigenste Naturanlage eine innere Verwandtschaft mit der dialogischen Form besitzt, unbedingt zu den Meistern der Sprache gezählt werden; und doch ist es

ihm nach dem Urtheil der Kenner nicht gelungen, ein würdiges Abbild der platonischen Darstellung hervorzubringen. Diese besitzt manche Eigenthümlichkeiten, welche dem Uebersetzer fast unüberwindliche Schwierigkeiten verursachen. Wir erinnern nur an die diegematische Form, in welcher viele der schönsten Werke des griechischen Philosophen abgefaßt sind, mit ihren zahlreichen abwechselnden ἔφη und ἦ δ' ὅς und ἦν δ' ἐγώ, die bekanntlich dem platonischen Sokrates selbst einmal lästig werden, so daß er sich ausdrücklich dieser Fesseln entschlägt. Am complicirtesten erscheint diese Form im Gastmahle, das eine Wiedererzählung einer erzählten Unterhaltung ist, in der noch überdieß Sokrates abermals mit einem erzählten Gespräche auftritt, wodurch noch manches ἔφη εἰπεῖν und φάναι hinzukommt. Für den Uebersetzer bleibt nun nur die Wahl, entweder, wie Ast thut, sich nach Gutdünken darüber hinaus zu setzen, oder der Rede ein viel schwerfälligeres Gepräge zu geben, als sie im Griechischen hat, das diese Wendungen der Gesprächserzählung mit der biegsamsten Leichtigkeit handhabt. Hr. D. scheint uns nicht immer das Beste getroffen zu haben, wenn er z. B. die Worte: τὸν οὖν Ἀγάθωνα — τυγχάνειν γὰρ ἔσχατον κατακείμενον μόνον — Δεῦρό, ἔφη φάναι, Σώκρατες, παρ' ἐμὲ κατάκεισο folgendermaßen ausdrückt: „Agathon nun (denn der habe gerade zu unterst allein gelegen), hätte nach seiner Angabe geäußert: hierher, o S., neben mir lasse dich nieder" — oder in der Rede des Phädros: Τὸ γὰρ ἐν τοῖς πρεσβύτατον εἶναι τὸν θεὸν τίμιον, ἦ δ' ὅς übersetzt: „Denn daß der Gott zu den ältesten gehört, ist ehrenvoll, wie jener bemerkte;" und so an vielen Stellen, deren noch mehrere aufzuzählen unnöthig, da sie dem Leser leicht von selbst in die Augen fallen. In der ersten Stelle ist „nach seiner Angabe" eine viel zu pedantische Wendung, und „geäußert" ist gar nicht das richtige Wort, um die Anrede des A. zu bezeichnen; auch würde man in dem eingeschlossenen Satze das „gerade" — ein Lieblingswort des Verfassers, das bey den verschiedensten Gelegenheiten wiederkehrt, gerne und nicht zum Nachtheile vermissen. Ein ander Mal ist zwar der Ausdruck fließend, entfernt sich aber ohne Grund vom Urtexte, z. B. in der Einleitungsrede des Eryximachos: καὶ δὲ οἷων λόγων, εἰ βούλεσθε, ἐθέλω ὑμῖν εἰσηγήσασθαι. Φάναι δὴ πάντας καὶ βούλεσθαι καὶ κελεύειν αὐτὸν εἰσηγεῖσθαι — was Hr. D. so übersetzt: „und wenn ihr es verlangt, so bin ich bereit euch vorzuschlagen, durch welche Gespräche. — Alle hätten nun erklärt, daß sie es zufrieden wären, und ihn aufgefordert, Vorschläge zu thun." Hier ist einmal der Wechsel des Wortes „verlangt" und „zufrieden wären" zu tadeln, da im Urtexte dasselbe nicht ohne Absicht gebraucht ist; dann ist die Construction unrichtig, indem κελεύειν nicht von dem gedachten ἔφη, sondern von φάναι abhängt, wie das καὶ vor βούλεσθαι zu erkennen gibt. Auch Schleiermacher construirt diese Worte falsch, indem er alle drey Infinitive gleichmäßig von ἔφη abhängig denkt und φάναι durch „hätten es bejaht" übersetzt, ohne jedoch einen grammatischen Fehler zu begehen.

Eine große Schwierigkeit bietet dem Uebersetzer bekanntlich auch die Nachbildung von Wortspielen in all ihren Arten und Abstufungen. Hier tritt nämlich die Incongruenz der Sprachen recht augenscheinlich hervor. Man bewundert Schlegels Uebersetzung des Shakespeare auch wegen der gelungenen Uebertragung der mitunter zahlreichen Wortspiele. Allein weit schwieriger ist die Aufgabe bey einem philosophischen Schriftsteller, wo der Inhalt leicht jedes Quid pro quo und jede Umbildung verbietet, wie z. B. in dem bekannten Wortspiel mit σῶμα und σῆμα im Gorgias, um gar nicht zu reden von der verdoppelten Schwierigkeit im Kratylos und der ganzen Fluth von halsbrechenden Etymologien in demselben Dialoge, welche mit Recht „ein Kreuz des Uebersetzers" zu heißen verdienen. Da darf denn mancher Nothbehelf als ein willkommenes Geschenk des Zufalls gepriesen werden, z. B. in der schwierigen Stelle des Phädros 238 C, wo Schleiermacher mit Rücksicht darauf, daß der ἔρως in demselben Satze als ἐπιθυμία ἀχθεῖσα ἐπὶ σωμάτων κάλλος bezeichnet wird, die Worte ἀπ' αὐτῆς τῆς ῥώμης ἐπωνυμίαν λαβοῦσα, ἔρως ἐκλήθη, übersetzt: „erhält von ihrem Gegenstande, dem Leibe, den Namen, und wird Liebe genannt;" und noch

näher an den Urtext sich anschließend Ast und ihm folgend die Leipziger Uebersetzung: „hat von eben diesem gewaltigen Triebe den Namen erhalten und heißt Liebe.“ Dagegen konnte an einer andern Stelle desselben Gespräches die im Uebrigen sehr glücklich von Schleiermacher nachgebildete Ableitung der μαντική und οἰωνιστική von μανική (μαίνεσθαι) und οἰονοϊστική (οἴεσθαι — νοῦς — ἱστορία) nicht ohne Beeinträchtigung des Sinnes und Sprachgebrauches im Deutschen wiedergegeben werden, und wenige Zeilen vorher mußte jeder Versuch unterbleiben, das Spiel mit Πυθοχλῆς und Εὔφημος und Ἱμεραῖος nur einigermaßen nachzubilden. Auch das Gastmahl entbehrt dieser Kunststücke nicht zur Plage des Uebersetzers. Hr. D. scheint uns dabey nicht immer das glücklichste Loos gezogen zu haben, wenn er z. B. Παυσανίου δὲ παυσαμένου, durch die wohlfeile Gelegenheit verführt, übersetzt: „Als nun Pausanias eine Pause gemacht hatte,“ was eine offenbare Verdrehung des deutschen Sprachgebrauches ist und darum einen schiefen Sinn bietet. Besser wäre es gewesen, das Auskunftsmittel zu ergreifen, welches Ast bereits gewählt: „Nachdem P. endlich geendet,“ oder den Gleichklang, da der eingeschaltete Satz den völligen Wegfall nicht duldete, mit Schleiermacher abgeschwächt wiederzugeben: „Als nun Pausanias ausgesagt hatte,“ wofür der Sprachgebrauch nur „ausgeredet“ verlangte. Das weitere Spiel mit παύειν und παύεσθαι durfte füglich in die Brüche gehen.

Ein würdiges Schaustück aller Art rhetorischer Kunst bietet die Rede des Agathon, des siegfeyernden Dichters, deren Schluß wir, um auch die Kunst des Uebersetzers an einem größeren Beyspiele erkennen zu lassen, nach dem Texte des H. D. hersetzen. „Unter diesen Umständen, o Phaidros, scheint mir Eros für's Erste selbst der schönste und beste, und dem zunächst auch für andere der Urheber anderer Dinge der Art zu seyn. Unwillkührlich kommt mir hierbey der Gedanke, etwas aus einem Gedichte anzuführen, daß er es ist, welcher bewirkt

„Unter den Menschen Fried' und spiegelnde Glätte dem Meere,
Schweigen der Stürm' und erfreuliches Lager und Schlaf für die Sorgen.“

Er gerade benimmt uns die Entfremdung und erfüllt uns mit Vertraulichkeit, indem er es anordnet, daß wir alle Verbindungen der Art mit einander eingehen, und bey Festen, bey Chören, bey Opfern unser Führer wird; Mildheit anschaffend, Wildheit fortschaffend; freygebig mit Wohlwollen, unfreygebig mit Uebelwollen; huldvoll den Guten, gern gesehen von den Weisen, bewundernswerth den Göttern; beneidenswerth den Unbegabten, wünschenswerth den Wohlbegabten; des Wohllebens, der Ueppigkeit, der Sinnenlust, der Anmuth, des Sehnens, des Verlangens Vater; sorgsam für die Guten, unsorgsam für die Schlechten; im Streben, im Beben, im Verlangen, in Gedanken der beste Leiter, Begleiter, Hülfeleister und Retter, aller Götter und Menschen Zierde, als Führer der schönste und beste, dem jeder Mann folgen und den herrlichsten Lobgesang dazu anstimmen muß, wenn ihm die Gabe eines schönen Gesanges zu Theil ward, durch dessen Anstimmung er aller Götter und Menschen Sinn bezaubert.“

Diese an den Virtuosen Hariri erinnernde Stelle gibt uns Anlaß zu einigen Bemerkungen, welche in näherer Beziehung zu der strengeren Pflicht der Richtigkeit und Angemessenheit des Ausdrucks stehen, gegen welche sich nach unserer Ansicht H. D. mehrfach verfehlt hat. Erstens hätte „Andere“ und „anderer“ nicht getrennt werden sollen durch ein dazwischengesetztes Wort, dessen Nachsetzung die poetische Färbung der ganzen Stelle wohl verstattet hätte; dann verdreht H. D. den Sinn der Worte, mit welchen die beyden Verse eingeleitet werden, ungeachtet sie sowohl Schleiermacher als Ast als auch die Leipziger Uebersetzung richtig wiedergeben, letztere so: „Es wandelt mich hier auch etwas metrisches zu sagen an.“

(Schluß.)

A History of Virginia from its discovery and Settlement by Europeans to the present time.

(Schluß.)

Die Unbänglichkeit an England war in Virginien stärker als in den anderen Pflanzstaaten; gleichwohl ging

es in dem Widerstande gegen Besteuerung von England aus voran. Die Erklärung seines Landrathes wider die Einführung des Stempels bewirkte hauptsächlich das Aufgeben derselben. Noch entschiedener verwarf der Landrath die bald darauf begehrten Abgaben von der Einfuhr von Thee und andern Waaren, indem er das Recht des Pflanzstaates wahrte, nur von ihm selbst beschlossene Auflagen zu tragen. Der Statthalter löste die widerspenstige Versammlung auf. Nun aber traten die Mitglieder derselben beyseit als Convention zusammen, faßten jedoch keinen anderen Beschluß, als, der Waaren, die mit Abgaben belegt werden sollten, sich gänzlich zu enthalten. Einmüthig stimmte das Volk auch in den übrigen Pflanzstaaten diesem Beschlusse bey. Vergebens beschränkte die englische Regierung ihre Forderungen darauf, daß nur von Thee eine mäßige Abgabe Statt finden sollte. Als darüber im Norden der Aufstand ausbrach, waffnete auch Virginien seine Landwehr und vertrieb den Statthalter. Im Jahre 1776 erklärte es sich unabhängig von England. Die Convention, die an die Stelle des alten Landrathes getreten war, beschickte den Congreß der Pflanzstaaten, und trat in den Bund ihrer Selbständigkeit. Sie war die erste, die, in Folge einer Erklärung von Grundrechten (bill of rights), ihrem Staate eine neue Verfassung gab, in welcher die gesetzgebende Behörde, abgetheilt in einen Senat und ein Haus der Abgeordneten, von dem je auf ein Jahr zu wählenden Statthalter unabhängig gestellt wurde. Diese Verfassung besteht noch jetzt; nur ist fünfzig Jahre später das Stimmrecht sehr erweitert worden. Größere Aenderung trat in der Gesetzgebung ein. Zwar ging der Vorschlag, ein neues Gesetzbuch zu entwerfen, nicht durch, sondern man beschloß, das alte Recht aufrechtzuhalten und nur so viel daran zu ändern, als die neuen Verhältnisse forderten. Dieß aber griff sehr tief ein. Nicht nur wurden alle Fideicommisse, mit welchen bisher ein sehr großer Theil des Grundeigenthums gebunden war, trotz heftigem Widerspruche, aufgehoben; auch die Behandlung der Erbschaften nach Erstgeburtsrecht traf die Aufhebung. Der englischen Kirche wurde das Vorrecht einer Staatskirche entzogen, und allen Glaubensbekenntnissen gleiche Berechtigung dem Staate gegenüber eingeräumt. Später wurde selbst das liegende Vermögen der bischöflichen Kirche, die als aufgelöst betrachtet wurde, eingezogen und verordnet, daß keine Kirchengesellschaft auf das Recht einer von dem Staate anerkannten Körperschaft Anspruch haben sollte. Den größten Antheil an diesen Aenderungen, wodurch der Pflanzstaat sich erst gründlich von dem Mutterlande schied, hatte Thomas Jefferson, damals ein junger Mann, der später als Präsident der Vereinigten Staaten die demokratische Richtung zur herrschenden erhoben hat. Zu dem Kriege, der Anfangs meist im Norden geführt wurde, stellte Virginien den Anführer, Georg Washington. Erst in der Folge des Kampfes hatte es in den eigenen Grenzen Angriffe zu bestehen, die ihm zuerst viel Nachtheil brachten, aber auch den Anlaß gaben, daß auf seinem Gebiete der entscheidende Schlag fiel, der England bestimmte, von dem Kriege abzustehen, und die Unabhängigkeit seiner Pflanzstaaten anzuerkennen.

Der Bund, in welchen diese während des Krieges getreten waren, hatte nicht die Kraft sie so eng als nöthig war zu verbinden; ja er kam bald in Gefahr sich aufzulösen. Dieß abzuwenden wurde 1787 unter Washington's Vorsitz eine Versammlung Abgeordneter aus allen Pflanzstaaten gehalten, wobey abermals Virginien besonders thätig war. Aus deren Verhandlungen ist der Bundesstaat, welcher jetzt besteht, hervorgegangen. Der Verf. betrachtet es mit Recht als eine Auszeichnung seines Vaterlandes, daß die einzelnen Staaten, namentlich Virginien, bereitwillig, ohne daß irgend eine Nöthigung obwaltete, sehr große Rechte, die ihnen seit ihrer errungenen Unabhängigkeit zustanden, auf die Bundesbehörden übertragen haben. Mit diesen gerieth Virginien seitdem nur einmal in Zwist. Im Jahre 1798, da der innere Friede durch Ränke von Sendlingen der französischen Republik und durch die Frechheit von Blattschreibern gefährdet war, traf der Congreß Anordnungen zur Sicherung auf zwey Jahre; er ermächtigte den Präsidenten, Fremde aus dem Gebiete der vereinigten Staaten auszuweisen, und setzte auf den Mißbrauch der Preßfreyheit namhafte Strafen. Das brachte in alle Pflanzstaaten eine große Aufregung. Viele Stimmen erhoben sich, weniger gegen die Anordnungen selbst, (denn wie man aus Jefferson's Memoiren ersieht, hielt auch er Maßregeln wider den Mißbrauch der Preßfreyheit keineswegs für unzulässig, nur aber nicht den Congreß sondern die einzelnen Staaten für dazu berechtigt,) als gegen die Gewalt, vermöge welcher die Bundesregierung hier gehandelt hatte, und die von sehr Vielen ihr nicht zugestanden wurde. Virginien legte Verwahrung dagegen mit der Erklärung ein, die beyden Anordnungen seyen verfassungswidrig. Doch blieb man dabey stehen, und verwarf den Vorschlag, der von den hitzigeren Köpfen verfochten war, die Anordnungen für null und nichtig zu erklären. Allein die übrigen Pflanzstaaten, einen ausgenommen, stimmten der Verwahrung nicht bey; von einigen wurde sie scharf gerügt. Dabey beruhigte sich Virginien, und versuchte keinen Widerstand, als es zur Vollziehung kam, indem ein ihm angehöriger Blattschreiber wegen groben Unfuges zur Strafe gezogen wurde.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. December.

Nro. 251. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1819.

Platons Werke. Griechisch und Deutsch mit kritischen und erklärenden Anmerkungen.

Platons sämmtliche Werke übersetzt von Dr. Gottlieb Friedrich Dreſcher.

(Fortsetzung.)

Ueber die Verse, deren Uebertragung Hr. D. von Schleiermacher entlehnt, wollen wir nicht rechten, da die Reinheit des griechischen Textes selbst zweifelhaft ist; dagegen gleich darauf das eingeschwärzte „gerade“ keine Gnade verdient. „Benimmt“ und „erfüllt“ drücken den Gegensatz von *κηροῖ* und *πληροῖ* schlecht aus, und der Anklang in *ἀλλοτριότητος* und *οἰκειότητος* hätte auch nicht so ohne Weiteres geopfert werden sollen. Feiner als Hr. D. bildet Schleiermacher das Spiel mit *παρίζων* und *ἐξαρίζων* nach: „Mildheit dabey verleihend, Wildheit aber zerstreuend,“ wofür sich, wenn der Verf. auf unnöthige Veränderungen ausging, noch manche brauchbare Variation darbot. Besser wäre es gewesen, der Vf. hätte mit Weglassung des „dabey“ und „aber,“ das ungebräuchliche „Mildheit“ in „Sanftheit“ verwandelt, da ja auch im Griechischen der Gleichlaut sich nicht weiter als auf die Endung erstreckt. „Gern gesehen von den Weisen“ unterbricht störend die Aehnlichkeit der Construction mit dem Dativ, wie auch *θεατός* neben *ἀγαστός* und den übrigen Verbalien mit derselben Endung hätte ausgedrückt werden sollen. Am Schluße fällt der Vf. aus übermäßiger Scheu vor der Anwendung des Participiums zu sehr aus dem hymnologischen Ton, besonders mit dem prosaischen „durch dessen Anstimmung.“ Diese Uebersetzung genügt weder dem Princip möglichster Wörtlichkeit, da die Abweichung von der Construction des griechischen Textes nicht geboten war, noch dem Princip der möglichsten Verdeutschung, da dieses statt des Verbums eine Präposition gefordert hätte, wie es die Leipziger Uebersetzung richtig ausdrückt. Daß die Worte: „wenn ihm die Gabe eines schönen Gesangs zu Theil ward,“ schwerlich die Meinung des Schriftstellers richtig wieder geben, bringen wir deßhalb gar nicht in Anschlag, weil der griechische Text selbst unsicher ist und sich noch keine Ansicht allgemeine Geltung verschafft hat.

Schon an dieser Probe läßt sich einigermaßen wahrnehmen, in wie weit es dem Verf. gelungen ist, was er als sein Hauptbestreben bezeichnet: „möglichst treu und möglichst lesbar zu übersetzen, ohne weder zu sehr von dem Urterte abzuweichen, noch der deutschen Sprache Gewalt anzuthun.“ Verstöße gegen die eine oder die andere dieser Anforderungen sind uns fast auf jeder Seite mehrfach begegnet. Wir heben einzelne Beyspiele aus dem Gastmahle aus, und zwar aus verschiedenen Theilen, wie sie uns gerade in die Augen fallen. Der Anfang des Gespräches, das in eine Erzählung des Apollodoros eingekleidet ist, lautet bey H. D.: „Ich glaube auf das, wonach ihr da fragt, nicht unvorbereitet zu seyn. Denn neulich erst, da ich eben zufällig aus meiner Wohnung im Phaleron nach der Stadt hinaufging, rief mir einer meiner Bekannten, der mich von hinten gewahr geworden war, von Wei-

tem zu und sagte, Scherz mit seinem Zurufe verbindend, höre Apollodoros, du Phaleraier, wirst du nicht warten? — Da blieb ich stehen und wartete. — Darauf sagte er: ja erst kürzlich suchte ich dich auf, weil ich mich erkundigen wollte nach der Zusammenkunft des Agathon, des Sokrates, des Alkibiades und der andern damals bey dem gemeinsamen Mahle versammelt gewesenen, wegen der Gespräche über die Liebe, worin sie bestanden." Vergleicht man diese Uebersetzung mit der von Schleiermacher, so wird man schwer den Vorzug der jüngeren vor der älteren erkennen oder auch nur die Gründe einsehen, welche den Vf. zu den mehreren Aenderungen bewogen, nachdem er sich ausdrücklich zu dem Grundsatze bekannt, welchen Böckh in der Vorrede zur Antigone ausspricht: „Nur Eines kann das Beste seyn; und dieses darum, weil es ein Anderer gefunden, mit Eigenem vertauschen zu wollen, wäre Thorheit und eitle Selbstgefälligkeit." Denn wollte man den Grund der schwerfälligen Phrase: „Scherz mit seinem Zurufe verbindend" in dem Bestreben der Wörtlichkeit vermuthen, so ließe sich wiederum nicht einsehen, warum der Vers. in dem folgenden Zurufe selbst von der gegebenen Wortstellung abweicht. Diese Abweichung ist um so tadelnswerther, als sie das Verständniß eher erschwert als erleichtert. Bekanntlich ist man noch nicht im Klaren, worin man den Scherz finden soll. Für den Uebersetzer war es darum das gerathenste, sich möglichst genau an den Urtext anzuschließen. Hätte dieß Hr. D. gethan und etwa übersetzt: „Du Phalereer da, Apollodoros," so hätte sich der deutsche Leser unter einem solchen Zurufe in dem Munde eines ergötzlichen athenischen Bürgers, als welchen er sich den Glaukon immerhin vorstellen durfte, doch etwas denken können. Ob damit das Rechte getroffen wäre, ist, so lange eine bessere Erklärung nicht zur Hand ist, ganz gleichgültig. Eine Verführung des Lesers wäre es keinen Falls, wo sie der Uebersetzung in Schillers Thalia vorzuwerfen ist, der die Vermuthung von Schütz zu Grunde liegt: „He da, gestrenger Hr. Apollodoros, Bürger und Zünfter von Phaleron!" Am übelsten macht es der Leipziger Uebersetzer, der die unglückliche Vermuthung Ast's in der abenteuerlichen Ausstaffirung von Hommel dem Leser unter dem Titel einer erklärenden Anmerkung auftischt! Im Folgenden soll „ja" wohl das griechische *καὶ μήν* ausdrücken, gibt aber dem Satze nur eine geschraubte, unverständliche Form, wie Hr. D. überhaupt in der Uebersetzung der Partikeln — freylich vielleicht die schwierigste Aufgabe für die Verdeutschung eines griechischen Schriftstellers und namentlich des Platon! — wenig Glück hat. Und nun gar die Construction: „*weil ich* mich erkundigen wollte nach der Zusammenkunft des A. ꝛc. . . . wegen der Gespräche . . . worin sie bestanden!" Wer vermag darin so wie in der schönen Participialconstruction! „der andern bey dem Mahle versammelt gewesenen" noch das Bestreben zu erkennen, nirgends der *deutschen Sprache* Gewalt anzuthun? Weit besser hätte Hr. D. hier diesem Bestreben entsprochen, wenn er Schleiermachers Uebersetzung beybehalten hätte, der doch grundsätzlich seiner Sprache ein fremdländisches Gepräge geben wollte, und es auch gethan hat, nur in milderer Form als Hr. D., dem es zustand, das von Schl. Dargebotene etwa folgendermaßen umzubilden: „O Apollodoros, glaube mir, schon neulich suchte ich dich, weil ich etwas Näheres zu erfahren wünschte von der Unterhaltung (*dieses drückt* das griech. Wort *ξυνουσία* besser aus als „Zusammenkunft") des Agathon und Sokrates und Alkibiades und der übrigen, die damals bey *dem* Gastmahl zugegen waren, besonders welche Reden über die Liebe dabey vorkamen." Ein solches „besonders" oder „namentlich," welches im griech. Texte nicht steht, ist doch keine Fälschung desselben, sondern drückt den Sinn der eigenthümlichen griechischen Struktur richtig aus. Bald darauf folgt eine Stelle, in welcher Hr. D. die Meinung des Schriftstellers gänzlich verfehlt, indem er den Apollodoros sagen läßt: „Vordem aber trieb ich mich umher, wohin mich eben der Zufall führte, und glaubte etwas auszurichten, fühlte mich aber unglücklicher, als irgend ein Anderer, nicht minder als du jetzt, der du eher alles Andere treiben zu müssen glaubst, als zu philosophiren." Jeder aufmerksame Leser muß sich hier fragen: Wie? derjenige, der etwas auszurichten glaubt, fühlt sich unglücklich? Man sollte das Gegentheil denken. Und sicherlich ist dieß auch

nicht Platons Meinung. Das „fühlte mich“ ist ihm vom Uebersetzer untergeschoben. Platon sagt: „war unglücklicher als irgend wer,“ d. h. so unglücklich als nur einer seyn kann. Dieß ist ein ganz angemessener Sinn. Es kann jemand in den Augen eines andern oder nach richtiger Schätzung höchst unglücklich seyn, der sich selbst für glücklich hält. Auch das Folgende: „nicht minder als du jetzt“ u. s. w. hätte den Verf. auf das Rechte führen können. Fast komisch lautet in dem Munde des Apollodoros die Aeußerung: „denn wirklich auch sonst, wenn ich entweder selbst gelegentlich Vorträge über Philosophie halte, oder Andern zuhöre, freue ich mich, abgesehen von dem Nutzen, den ich davon zu haben glaube, ganz außerordentlich.“ Nichts zu sagen von den stilistischen Mängeln dieses Satzes, so ist es doch höchst geschmacklos, ja verkehrt, den Nachtreter des Sokrates in solchen Kathederausdrücken reden zu lassen. Und was soll das „gelegentlich?“ Ob dieß vielleicht zur Milderung eingeschaltet ist? Hätte doch Hr. D. sich mehr an Schleiermacher gehalten! Dieses als Beyspiel für mehrere solche Ungehörigkeiten des Ausdrucks, die sich der Uebersetzer hat zu Schulden kommen lassen.

Verstattet die deutsche Sprache eine solche Nachahmung griechischer Brachylogie wie S. 185: „Ich zum wenigsten vermag nicht anzugeben, was für ein größeres Gut es gleich für den Jüngling giebt, als einen redlichen Liebhaber, und für den Liebhaber einen Liebling?“ Der gleiche Anstoß wegen undeutscher Wortfügung ergibt sich S. 194: „wenn es dahin kommen soll, für schön zu gelten, daß ein Liebling seinem Liebhaber willfahre.“

Was soll sich der deutsche Leser denken, wenn er in der Rede des Aristophanes liest: „Es ist demnach zu befürchten, daß wir, wenn wir uns nicht sittsam gegen die Götter betragen, noch einmal auseinander gespalten werden, und so herumgehen, wie die auf Säulen im Profil ausgehauenen Figuren, mit durchschnittenen Nasen, indem wir aussehen wie gespaltene Würfel.“ Freylich nimmt der Scholiast und Suidas zur Erklärung des dunkeln Ausdruckes λίσπαι das Wort: ἀστράγαλος zu Hülfe. Mag die Erklärung richtig seyn oder nicht, in keinem Falle ist hier die Würfelgestalt die Hauptsache, sondern vielmehr der Begriff der Halbirtheit, des Getrenntseyns zweyer zusammengehöriger Stücke, die der gegenseitigen Ergänzung bedurftig sind. Am übelsten aber wird dem originellen Einfall des Komikers mitgespielt durch die Uebersetzung des griechischen γεγονότες. Wie soll man sich vorstellen, daß menschliche Gestalten im Reliefdurchschnitt aussehen wie gespaltene Würfel? Nicht um das Aussehen, sondern um das Seyn handelt es sich. A. sagt: solche durchschnittene Menschen sind gleichsam Markenstücke oder halbirte Wahrzeichen, die, indem sie genau aufeinander passen, als zusammengehörige Theile eines Ganzen erkannt werden. Auch Ast und die Leipziger Uebersetzung bieten nichts besseres, und Schleiermacher hat sich ein gar sonderbares Quid pro quo ausgesonnen.

Unangemessen und der Anschauung widersprechend ist auch der Ausdruck S. 211, wo mit Bezug auf die bekannte homerische Stelle über die Ate von Eros gesagt wird: „denn nicht auf der Erde wandelt er einher, noch auf Hirnschädeln, die eben nicht sehr weich sind, sondern in dem Weichsten, was es nur giebt, wandelt und wohnt er.“ Abgesehen davon, daß der Ausdruck „Hirnschädeln“ in einer solchen Stelle unedel erscheint, stört er auch das Bild, dem das einfache und dem Griechischen entsprechende „Schädel“ so wohl zugesagt hätte. Merkwürdig, daß sich auch Schleiermacher jenes ungeeigneten Wortes bedient, das außer Hrn. D. auch die Leipziger Uebersetzung beybehält. Eben so wenig können wir es billigen, daß beyde Uebersetzer mit Schleiermacher die vorangehenden homerischen Verse in der Vossischen Uebersetzung anführen. Diese ist an sich nicht sonderlich gelungen, erscheint aber vollends unbrauchbar hier in dem Zusammenhang der Rede des Agathon, die, an dem Worte ἁπαλός fortspinnend, einen solchen verschwemmenden Ausdruck, wie: „leicht schweben die Füß' ihr“ für das griechische: τῆς ἁπαλοὶ πόδες nicht verträgt.

Wir haben schon gelegentlich eine Stelle angeführt, wo die Uebertragung nicht nur in Hinsicht auf die künstlerische Nachbildung des Originals unbefriedigend ist, sondern geradezu den richtigen Sinn verfehlt. Solche Fälle sind uns noch mehrere begegnet. Wir erwähnen die Stelle 178 B in der Rede des Phädros, welche Hr. D. in folgender

Weise wiedergibt: „denn daß der Gott zu den älteſten gehört, iſt ehrenvoll, wie jener bemerkte. Ein Beweis dafür aber iſt dieſes: Eros hat keine Eltern, noch werden deren von irgend einem Proſaiker oder Dichter genannt, ſondern Heſiodos ſagt, zuerſt ſey das Chaos geweſen:

— — aber nach dieſem
Breitgebrüſtet die Erde, für all' ein ſicherer Wohnſitz,
Dann auch Eros.

Er ſagt alſo, nach dem Chaos wären dieſe beyden entſtanden, die Erde und der Eros. Parmenides aber ſagt von ſeinem Urſprung:

Und ſie gedachte des Eros zuerſt von den übrigen Göttern."

Daß dieſe Ueberſetzung unverſtändlich iſt, wird jeder Leſer zugeben, der ſich umſonſt nach dem Worte umſehen wird, auf das er in dem Verſe des Parmenides das „ſie" beziehen könnte. Ein Blick in den griechiſchen Text freylich kann es ihn lehren, wenn ihm der gar nicht ſeltene protaktiſche Gebrauch des Accuſativus bekannt iſt, worüber ſich ſchon Vigerus (S. 188 der vierten Ausg. von Hermann) in aller Naivetät ausläßt. Offenbar nämlich iſt das Subject zu *μητίσατο* enthalten in dem vorausgehenden *τὴν γένεσιν*, welches nicht den Urſprung des Eros, ſondern die Schöpfung bedeutet, wie dieß unwiderſprechlich aus der Stelle des Ariſtoteles (Met. A. S. 13. edt. Brand.) hervorgeht, der denſelben Vers des Parmenides einleitet mit den Worten: *οὗτος γὰρ κατασκευάζων τὴν τοῦ παντὸς γένεσιν „πρῶτον μὲν" φησιν κτέ.* Wahrſcheinlich hätte Hr. D., ſelbſt wenn ihm dieſe Stelle nicht beygefallen wäre, ſchon aus Platon das Richtige herausgeleſen, wenn er ſich nicht mehr in die Anmerkung von Stallbaum als in den griechiſchen Text vertieft hätte. Erſt aus jener kann man ſeine Verdeutſchung begreifen, wenn man ſieht, daß St. vermittelſt einer falſchen Combination mit einer ſpäteren Stelle ſich als Subject zu *μητίσατο Ἀνάγκη* oder *Λίκη χλιδοῦχος* denkt, und *τὴν γένεσιν* als unächten Zuſatz betrachtet, weil es ihm in dem Sinne von *περὶ τῆς γενέσεως αὐτοῦ* doch aus grammatiſchen Gründen, die ihn aber auf das Rechte hätten führen ſollen, mit vollem Recht mißfällt. Merkwürdig, daß außer Stallbaum auch Schleiermacher und Aſt ſo gänzlich die Conſtruction und den Sinn verfehlen konnten. Dieſen gibt die Leipziger Ueberſetzung richtig wieder: „P. aber nennt die Geneſis, welche vor den ſämmtlichen Göttern zuerſt erzeugte den Eros," obwohl wir weder die Beybehaltung des griech. Wortes noch das „nennt" und „welche" billigen können.

In derſelben Rede (S. 186 Z. 1 = 179 A) iſt wahrſcheinlich durch ein Verſehen das ſinnſtörende „nicht viel" vor „weniger" — im Griech. heißt es einfach *ἧττον* — in den Text gekommen. Auf derſelben Seite aber findet ſich noch eine Stelle, die gleich ſehr dem griechiſchen Original wie der deutſchen Sprache widerſpricht, indem von der Alkeſtis geſagt wird: „dieſe (die Aeltern des Admetos) übertraf (sic!) ſie auch eben wegen ihrer Liebe ſo ſehr an zärtlicher Hingebung, daß ſie deutlich zu erkennen gab, als wären dieſelben (mit ihr verglichen) dem Sohne ganz fremd und nur dem Namen nach mit ihm verwandt." Erſtens iſt es eine unnatürliche Verbindung, nach dem Ausdrucke: „deutlich zu erkennen gab" einen ſolchen Conjunctiv mit „als" folgen zu laſſen; und zweytens heißt *ἀποδεῖξαι* hier nicht: „zu erkennen geben," ſondern: „durch die That beweiſen, ſo daß es ſich offenbar zeigte." Lobenswerth dagegen ſcheint uns die Uebertragung von *φιλία* durch „Hingebung" — das „zärtliche" nämlich möchten wir lieber weglaſſen — ein Ausdruck, welcher den Begriff des griechiſchen Wortes an dieſer Stelle beſſer wiedergibt als Schleiermachers „Freundſchaft" und ſelbſt als Aſt's „zärtliche Neigung." Man vergleiche nur 183 C. die Worte: *τὸ ἐρᾶν καὶ τὸ φίλους γίγνεσθαι τοῖς ἐρασταῖς.* Uebrigens bietet das Wort *ἔρως* und *Ἔρως* ſelbſt in dieſer Doppelheit nicht nur in dieſem, ſondern auch in andern Werken Platons einen reichlichen Beytrag zu der Behauptung, daß es aus innern Gründen unmöglich, einer Ueberſetzung ſolcher Werke des Alterthums ganz die Spur des fremdländiſchen Urſprungs abzuſtreifen und das volle Bürgerrecht in der deutſchen Sprache zu erwerben.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. December.

Nro. 252. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1819.

Platons Werke. Griechisch und Deutsch mit kritischen und erklärenden Anmerkungen.
Platons sämmtliche Werke übersetzt von Dr. Gottlieb Friedrich Dreſcher.

(Schluß.)

Einem allgemeinen Mißverſtande unterlag in der Stelle 187 D das Wort *παιδεία*, welches Schleiermacher und mit ihm die Leipziger Ueberſetzung durch: „Ausübung," Hr. D. durch „Kunſtübung" wiedergibt. Allein Eryximachos will hier gar nicht im Gegenſatz mit der *μελοποιΐα* die Kunſt der Muſikvirtuoſen, deren Regiment der modernen Zeit angehört, ſondern, was das Wort auch ſonſt bedeutet, die Erziehung bezeichnen, deren Geſchäft es nach den Begriffen der helleniſchen Staatspädagogik iſt, aus den vorhandenen Geſängen und Melodieen diejenigen zu wählen, die zur Bildung der Geſinnung und des Geſchmackes tauglich ſchienen. Aſt läßt in ſeiner Ueberſetzung die Worte: *ὃ δὴ παιδεία ἐκλήθη* ganz weg.

Ganz unverſtändlich für den deutſchen Leſer muß in der Rede des Ariſtophanes die Stelle ſeyn (192 C), wo der Komiker nach ſeiner Anſicht von der früheren Beſchaffenheit der menſchlichen Natur die Seligkeit ſchildert, welche zwey als Hälften einer urſprünglichen Weſenseinheit zuſammengehörige Menſchen empfinden, wenn ſie ſich im Leben begegnen, da ſie ſelbſt kaum wiſſen, was ſie von einander wollen. „Denn," fährt der Dichter nach Herrn Dreſchers Ueberſetzung fort, „die Gemeinſchaft des Liebesgenuſſes ſcheint doch wohl keineswegs darin zu beſtehen, daß Einer etwa deßwegen mit ſo großem Eifer gern mit dem Andern zuſammen iſt, ſondern offenbar verlangt die Seele eines jeden von beyden nach etwas Anderem, was ſie gar nicht (mit Worten) ausdrücken kann, ſie ahnet im Gegentheil das nur, wonach ſie verlangt, und läßt es errathen." Hier ſind die Worte: „darin zu beſtehen" eine durchaus unrichtige Verdeutſchung von *τοῦτ' εἶναι*, wodurch die wahre Beziehung des *τοῦτο* auf das Vorhergehende ganz verwiſcht wird und die Bedeutung des Satzes mit *ὡς ἄρα* als einer eperegetiſchen Ausführung des *τοῦτο* nicht mehr zu erkennen iſt. Ganz richtig hat Schleiermacher die Worte und den Sinn wiedergegeben: „und die ihr ganzes Leben lang mit einander verbunden bleiben, dieſe ſind es, welche auch nicht einmal zu ſagen wüßten, was ſie von einander wollen. Denn dieß kann doch wohl nicht die Gemeinſchaft des Liebesgenuſſes ſeyn, daß um deßwillen jeder mit ſo großem Eifer trachtete mit dem andern zuſammen zu ſeyn." Auch die Leipziger Ueberſetzung iſt nicht klar und richtig gefaßt.

In dem Geſpräche des Sokrates mit Agathon iſt der Ausdruck *τῶν πολλῶν* (194 C) falſch wiedergegeben: „als um gewöhnliche Menſchen," da es vielmehr die Menge bedeutet, deren Beyfall Agathon geringer anzuſchlagen verſichert, als den der Verſtändigen, wenn es auch nur wenige ſind." Kurz vorher überſetzt der Leipziger Anonymus *θεάτρου μεστόν* ganz falſch: „für das Theater eingenommen," da es vielmehr bedeutet: „von dem Theaterbeyfall berauſcht," oder, wie Schleiermacher es

gut ausdrückt: „die Bühne habe mir den Kopf so eingenommen," was Hr. D. lieber ganz unverändert hätte beybehalten sollen, wenn er nicht etwa dafür die ganz wörtliche Uebersetzung Ast's adoptiren wollte.

Durch einen unrichtigen Gebrauch des Conjunctivs im Deutschen entstellt Hr. D. den Sinn der Stelle 196 C., indem er übersetzt: „denn allgemein wird es zugestanden, Mäßigung sey die Herrschaft über die sinnlichen Lüste und Begierden, keine Lust aber sey stärker als der Eros. Wenn dieselben nun schwächer seyen, so würden sie natürlich von dem Eros beherrscht, und er sey Herrscher. Als Herrscher aber über die sinnlichen Lüste und Begierden muß Eros in hohem Grade mäßig seyn." Hier sind im mittleren Satze alle drey Conjunctive falsch, weil sie den Leser verleiten, auch diesen Theil der Beweisführung noch abhängig von dem vorausgehenden: „allgemein wird es zugestanden" zu denken, während sie nach dem griechischen Texte und der inneren Nothwendigkeit des Gedankenganges bereits zu der sophistischen Folgerung des Agathon gehören. Daß Hr. D. den so überaus gewöhnlichen Gebrauch des Optativs mit ἄν verkennen und darum fälschlich auch zu εἰ δὲ ἥττους einen Optativ ergänzen konnte, ist um so mehr zu verwundern, da er doch das gleich darauf folgende ἂν σωφρονοῖ so entschieden durch: „muß mäßig seyn" übersetzt, und er überdieß das Richtige bey Schleiermacher vorfand.

Diesen Bemerkungen und Ausstellungen, die leicht um eine beträchtliche Zahl vermehrt werden könnten, lassen wir noch eine größere Stelle im Zusammenhange folgen, um dem kundigen Leser, dem Schleiermachers Uebersetzung zur Hand ist, eine Gelegenheit zur Vergleichung mit derselben zu bieten. Wir wählen eine Stelle, worin das in der platonischen Kunst so wichtige Moment der sokratischen Ironie sich auf's schönste ausdrückt, nämlich jene Aeußerung, womit Sokrates seine Kritik der Rede des Agathon und seine eigene Erörterung über das Wesen der Liebe einleitet. Die Stelle lautet nach Hr. Dreschers Uebersetzung: „Nach dem Agathon seine Rede geendigt hatte, sagte Aristodemos, hätten alle Anwesenden lauten Beyfall darüber bezeugt, daß der junge Mann auf eine ihm selber und dem Gotte so angemessene Weise gesprochen hätte. Darauf habe nun Sokrates auf den Eryximachos hinblickend gesagt: Glaubst du denn nun also, Sohn des Akumenos, daß ich vorher eine ganz ungegründete Furcht gehegt, und nicht vielmehr das, was ich sagte, weissagend gesprochen habe, daß Agathon erstaunlich gut reden, ich selbst aber in Verlegenheit kommen würde? — Das eine, habe Eryximachos erwiedert, scheinst du mir weissagend gesprochen zu haben, daß A. gut reden werde, das andere aber, daß du in Verlegenheit kommen werdest, das glaube ich nicht. — Und wie doch, o Glückseliger, habe S. bemerkt, soll denn nicht ich, ebenso wie jeder Andere, in Verlegenheit kommen, wenn er, nachdem eine so schöne und reichhaltige Rede vorgetragen worden ist, nun das Wort nehmen soll? Und wenn auch nicht alles Uebrige in gleichem Grade bewundernswürdig war, wer ist nicht, wenn er am Ende die Schönheit der Ausdrücke und Gedanken hörte, in Staunen gerathen? Ich zum wenigsten wäre in Erwägung dessen, daß ich nicht im Stande seyn würde, auch nur im Entferntesten etwas Schönes zu sagen, vor Schaam beynahe davongelaufen, wenn ich wo hinaus gewußt hätte. Ja sogar an den Gorgias hat mich die Rede erinnert, so daß mir recht eigentlich das, was Homeros erzählt, begegnet ist: mir ward bange, A. möchte am Ende seiner Rede das Haupt des Gorgias, des gewaltigen Redners, gegen meine Rede loslassen, und mich selbst zum Steine verstummen machen. Und da habe ich denn nun auch eingesehen, wie gar lächerlich ich mich benahm, als ich euch die Zusage gab, in der Reihe mit euch eine Lobrede auf den Eros zu halten, und als ich behauptete, in Liebessachen erfahren zu seyn, da ich doch auch gar nichts von der Sache verstand, wie man einen Gegenstand verherrlichen müsse. Ich dachte nämlich in meiner Einfalt, man müsse von allem, was gepriesen wird, die Wahrheit sagen, und dieses müsse die Grundlage bilden; eben daraus nun müsse man das Schönste auswählen und auf das Angemessenste zusammenstellen. Auch bildete ich mir gar zu viel darauf ein, wie gut ich reden würde, als wüßte ich die wahre Art, jeden beliebigen Gegenstand zu loben. Das war aber wohl, wie es scheint, gar nicht

die rechte Weise irgend etwas schön zu loben, im Gegentheil besteht sie darin, dem Gegenstande das Wichtigste und Schönste beyzulegen, mag er sich nun wirklich so verhalten oder nicht. Wenn dasselbe aber auch falsch ist, so thut es ja gar nichts zur Sache. Das war ja auch, wie es scheint, im Voraus bestimmt worden, daß jeder von uns sich das Ansehn geben möge, eine Lobrede auf den Eros zu halten, nicht daß er ihn wirklich verherrlichen solle. Deßwegen setzt ihr denn nun, glaube ich, alles, was sich nur irgend sagen läßt, in Bewegung, und legt es dem Eros bey und behauptet, er sey ein solcher, und der Urheber von so Vielem, damit er als der Schönste und Beste erscheine, versteht sich denen, die ihn gar nicht kennen; gewiß aber doch denen nicht, die darum wissen. Schön und herrlich ist wenigstens das Lob. Allein ich kannte diese Art des Lobes noch gar nicht, und eben weil ich sie nicht kannte; gab ich auch die Zusage, auch für meine Person, wenn die Reihe an mich käme, ihn zu loben. Die Zunge also versprach es, das Herz aber nicht. Es mag also unterbleiben. Denn nun halte ich keine Lobrede mehr nach dieser Weise; ich könnte es ja auch nicht, in der That nicht. Die Wahrheit indessen, wenn ihr wollt, bin ich bereit, nach meiner Weise, nicht nach Art euerer Reden zu sagen, damit ich mich keinem Gelächter aussetze. Sieh demnach zu, o Phaidros, ob man auch eine solche Rede brauchen kann, worin man die Wahrheit über den Eros vortragen hört, in solchen Ausdrücken und in einer solchen Reihenfolge der Gedanken, wie sie eben der Zufall gerade darbietet. — Darauf, sagte er, hätten ihn Phaidros und die Uebrigen aufgefordert, gerade so zu reden, wie er sprechen zu müssen glaube. Verstattet mir daher noch, habe er gesagt, o Phaidros, den Agathon einiges Wenige zu fragen, damit ich, wie ich mich mit ihm verständigt habe, so nun rede. — Wohlan ich gestatte es, habe Phaidros erwiedert, frage nur zu. — Hierauf habe denn nun Sokrates, nach seiner Angabe, ohngefähr folgendermaßen damit begonnen.“ Wir enthalten uns, auf die Mängel, welche auch hier sich finden, näher einzugehen, und glauben, daß die oben angeführten Beyspiele vollkommen hinreichen, unser Urtheil über die Leistung des Herrn Drescher zu begründen. Einen über Schleiermachers Theorie und Praxis hinausgehenden wesentlichen Fortschritt vermögen wir in derselben nicht zu erkennen, ja in gewissem Betrachte scheint uns jene einen unbestreitbaren Vorzug zu besitzen. Das ist nämlich die Seite des Verdienstes, durch welche Schleiermachers Arbeit trotz der wohl erkannten und vielgetadelten Mängel dennoch großartig und achtungswürdig auf diesem Gebiete der Literatur dasteht. Ihm ist es gelungen, ein so umfassendes Werk in einem einheitlichen Geist und Ton hervorzubringen und seine Sprache zu einem wirklichen Stil auszubilden, wodurch selbst die Mängel und Gebrechen im Einzelnen nicht mehr vermögen, den Charakter einer gewissen Meisterschaft zu verlöschen. Schleiermachers Arbeit reiht sich in diesem Verdienste an Vossens Leistungen an, deren Werth ebenfalls unverringert bleibt, selbst wenn es bereits gelungen wäre, wozu aber immer nur erst Anfänge und Versuche vorhanden sind, eine ähnlich umfassende Leistung mit dem Charakter höherer Kunstvollendung zu Tage zu bringen. Auch zu einer Uebersetzung Platons in diesem Sinne gibt es bereits einzelne theils mehr theils minder gelungene Versuche und Ansätze. Wenn wir auch Herrn Dreschers Uebersetzung, soweit sie jetzt vorliegt, nur zu letzteren rechnen können, so würden wir es doch bedauern, wenn er sich durch etwaigen Mangel an Beyfall von der Fortsetzung des mit sichtlicher Liebe unternommenen Werkes abschrecken ließe. Nur einen Rath erlauben wir uns auszusprechen. Hr. D. hat vorläufig ganz darauf verzichtet, auch mit dem andern Theile der Leistung Schleiermachers in die Schranken zu treten, nämlich soweit sie den Versuch betrifft, die Werke des Philosophen nach ihrer ursprünglichen Aufeinanderfolge und in ihrem inneren Zusammenhange vorzuführen. Hr. D. bekennt sich vorläufig mehr zu den Ansichten von Hermann und Stallbaum, welchen letzteren hauptsächlich er zum Führer zu nehmen erklärt, und dieß sogar auch in der Reihenfolge beobachtet, nach welcher Stallbaum die platonischen Schriften — nicht anordnen zu müssen glaubt — sondern zufällig herausgegeben hat. Durch die Aneignung dieser zufälligen Reihenfolge hat sich Hr. D. aber eines Vortheils begeben, der seinem redlichen und gewissenhaften Streben höchst

willkommen hätte seyn müssen — nämlich an den kleineren Werken sein Verständniß und Vermögen zu bilden — ein Gewinn, der den größeren dann ohne Zweifel zu gut gekommen wäre. Auch in wissenschaftlicher Hinsicht wäre es nicht unverdienstlich gewesen, durch eine nach dem Plane Hermanns oder Stallbaums gearbeitete Uebersetzung in dieser Reihenfolge die Schriften des Philosophen vorzuführen und auf solche Weise die Prüfung dieser in neuerer Zeit mehr und mehr durchdringenden Ansicht zu befördern. Hr. D. zog es vor, sich gleich an zwey der bedeutendsten und vollendetsten Werke des Philosophen zu wagen, und auch die Vertheidigung des Sokrates ist ein Werk von so eigenthümlicher Trefflichkeit, daß man dem Uebersetzer wohl etwas mehr Meisterschaft wünschen möchte. Hr. D. hätte bey der Uebertragung dieser Schrift noch manchen Nutzen aus der Uebersetzung des ehrwürdigen Wandsbecker Boten ziehen können.

Also — τύχῃ ἀγαθῇ! Dieß unser Gruß und Wunsch zur Fortsetzung.

Cron.

Oeuvres de M. Victor Cousin quatrième série. Littérature. T. I — III. Nouv. Edit. Paris 1849.

Der erste Band dieser Sammlung handelt allein von Pascal, dessen Pensées der Vf. aus Handschriften neu und vermehrt herausgegeben und deßhalb viel Anfechtung erfahren hat; der zweyte von Pascal's Verwandten, hauptsächlich von seiner Schwester Jacqueline. Im dritten Bande finden sich mehrere Aufsätze des Verf. und andere kleine Stücke, darunter: Kant dans les dernières années de sa vie, ein hübsches Bild, bey welchem nur auffällt, daß ein mit Plato so befreundeter Schriftsteller, wie der Verf., große Aehnlichkeit zwischen Kant und Sokrates als bekannt voraussetzt. Königsberger, welche den Aufsatz lesen, werden sich wundern, daß darin ihre Stadt, welche größer als Straßburg ist, petite ville genannt wird. Den Ref. hat zu gegenwärtiger Anzeige nur ein, in dem ersten Stücke der Lobrede auf den großen Mathematiker Fourier, gefundenes Kleinod bestimmt.

Joseph Fourier war schon in seinem 21. Jahre Lehrer der Mathematik an der Militärschule zu Auxerre. An die polytechnische Schule zu Paris versetzt, erlangte er durch seine Vorträge die Achtung und Zuneigung der Ersten seines Faches. Diese empfahlen ihn, als einen ihres gleichen, dem General Bonaparte in sein Geleit von Gelehrten auf dem Zuge nach Aegypten. Dort wurde Fourier Generalsecretär des Instituts und lieferte eine Menge gründlicher Arbeiten. Da er auch in der Verwaltung sich hervorgethan hatte, so gab ihm Bonaparte, nach seiner Heimkehr nach Frankreich, eine Präfectur. Die verlor er unter Ludwig XVIII.; bald hernach aber wurde er an die Spitze der mathematischen Classe der Akademie der Wissenschaften gestellt, später auch in die französische Akademie aufgenommen. Hier lernte ihn der Vf. näher kennen, und erfreute sich mancher vertraulichen Mittheilung.

„Es giebt, sagte er oft, keine größeren Barbaren als gewisse Mathematiker, die nichts außer der Mathematik schätzen, und gern sähen, daß man die jungen Leute sogleich darauf wiese. Dieß ist eine ganz falsche Ansicht, ganz entgegen dem philosophischen Geiste und dem Bedürfniß der Gesellschaft und der Menschheit. In den Schulen muß das Studium der alten Sprachen, der griechischen und der lateinischen, sorgfältig gepflegt werden. Lernt man Latein, so macht man sich nicht bloß eine schöne Sprache eigen, sondern man tritt in ein inniges Verständniß mit reifen und vortrefflichen Leuten, einem Cicero, Virgil, Horaz, Livius, Seneca. Wie viel schönes und gutes lernt man da! Unmerklich geht es in die Seele über und schafft eine andere Natur in uns, die eigentlich menschliche."

„Bonaparte, sagte er ein ander mal, hatte nach Aegypten auch Werke der Dichtung mitgenommen, und las sie in den seltenen Mußestunden. Einst, da er mit Fourier zu Cairo am Nilufer spazieren ging, zog er einen Lucan aus der Tasche, und las ihm einige Stellen daraus vor. Er bewunderte sie, ob er sie gleich nicht ganz verstand; Fourier suchte nachzuhelfen, war aber darin nicht ganz glücklich. Bonaparte warf endlich das Buch auf den Sand, indem er klagte, daß man ihn als Jüngling nicht besser Latein gelehrt hätte. Er brauche, sagte er, Garat, Arnault und andere, denen es ein Leichtes sey, den Lucan zu lesen. Auf Fourier's Bemerkung, es möchte diesen Männern wohl nicht leichter seyn als ihm, sagte Bonaparte: Man versteht also in Frankreich kein Latein mehr? Nun das will ich einst zurecht bringen."

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 36.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. December.
Nro. 253. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 27. November 1849.

Zur Vorfeier des hohen Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs Maximilian II. von Bayern hielt d. z. Vorstand Hr. Hofrath Fr. Thiersch nachstehenden Vortrag.

Die Akademie der Wissenschaften ist versammelt, um zum zweytenmal das hohe Fest der Geburt unseres Monarchen, und in diesem Jahre durch eine Vorfeyer zu begehen.

Wie das erstemal fühlen wir uns verpflichtet vor Allem der Vorsehung zu danken, daß sie Ihn mit Kraft und Muth ausgerüstet hat, die Kämpfe und Gefahren eines Jahres zu bestehen, das, wie für das Ganze, so für die Einzelnen an schweren Ereignissen und getäuschten Hoffnungen reich, aber doch nicht im Stande war, nach allen Enttäuschungen das Vertrauen ganz zu vernichten, es werde den vereinten Anstrengungen der deutschen Monarchen und Völker in nicht zu ferner Zukunft gelingen, aus dieser Verwirrung und Zerwürfniß unser deutsches Vaterland und in ihm Bayern als ein mächtiges Glied seines großen Organismus in einen Zustand gesellschaftlicher Ordnung und politischer Einigung hinüberzuführen, durch welchen allein unsere Wohlfahrt gegründet und unsere Zukunft gewährleistet werden kann.

Es geschieht für die Lösung dieser großen Aufgabe, der größten, die einer edlen Gesinnung und bewährten Thatkraft auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens gestellt werden kann, daß wir auch in dem beginnenden Jahre Stärkung und Hilfe dem Könige, seinen Räthen und Allen, die zur Gründung der öffentlichen Wohlfahrt berufen sind, da suchen, wo sie allein und in reichem Maaße zu finden ist, von der Hand, die mächtig über das menschliche Geschick ausgebreitet ist, und auch in dem Sturme, dem Untergang und der Rettung der nächsten Vergangenheit als diejenige erkannt worden ist, welche die Zügel unserer Schicksale hält und sie dem Ziele entgegen führt, das sie allein kennt, wie sie es allein aufgestellt hat.

Wie aber die Wohlfahrt der Einzelnen und des Ganzen im bürgerlichen und im öffentlichen Leben, so ist in gleicher Weise das Gedeihen der Wissenschaft an die Erfolge geknüpft, welche wir für die Gründung der neuen Ordnung unseres öffentlichen Lebens erwarten, denn es ist über allen Zweifel gestellt, daß wissenschaftliche Forschung und Wissenschaft nur da erblühen und edle Früchte tragen, wo die öffentlichen Dinge von weiser und starker Macht geführt werden und die Wohlfahrt des Ganzen auf Freyheit des Geistes gegründet ist. Anderer Seits aber hat ein jedes auf jene Güter gerichtetes Bestreben keinen treueren und mächtigeren Bundesgenossen als den forschenden Geist, dem allein die ewigen Gesetze der Wahrheit und des Rechtes die Schranke stellen, und der bey seiner Vertiefung in die Wesenheit der Dinge diese Gesetze wahrnimmt, deutet und für den Gebrauch aller Zeiten als den

größten und bleibenden Gewinn aller menschlichen Thätigkeit zur Anerkennung und Geltung bringt.

Zu keiner Zeit hat sich Macht und Würde der Wissenschaft auch für das allgemeine Gedeihen entschiedener bewährt, als in der unsrigen, welche der tiefsten Forschung die größten Erfolge verdankt. Diese Forschung hauptsächlich ist es, welche durch ihre Resultate die Umgestaltung zum Bessern und Größern, in der wir die Völker begriffen sehen, herbeygeführt hat und vermittelt.

Eben darum aber ist auch die Wissenschaft berechtigt, ihrer Seits zumeist Schutz und Hülfe von der großen Ordnung des öffentlichen Lebens und von den Staaten zu erwarten, in deren Innern ihre Alles durchdringende Kraft und Wirksamkeit beschlossen ist. Je einsichtsvoller der Schutz, je nachdrucksamer die Hülfe ist, welche sie findet, desto reicher wird das Gedeihen auf dem Gebiete der Wissenschaft und des Staates seyn, das sich noch zu allen Zeiten als ein beyden gemeinsames und ein sich gegenseitig bedingendes erwiesen hat.

Von dieser Ueberzeugung ist auch in unserm Reiche schon die Regierung des ersten Königs Maximilian ausgegangen, durch welche die Akademie der Wissenschaften als eine alte Zierde des Landes neu belebt, mit reichlichen Mitteln ausgestattet und mit einer Reihe wissenschaftlicher Anstalten umgeben wurde, die seit ihrer Gründung sich dem Unterricht und der Bildung förderlich und dem öffentlichen Wohle heilsam erwiesen haben. — Die darauf folgende Regierung König Ludwigs I. hat jene Anstalten zwar administrativ von der Akademie getrennt, aber darum nicht das innere Band gelöst, welches sie und jene verknüpft. Sie hat mit ihm auch die große Anstalt des öffentlichen Unterrichtes zu ihrem höheren Gedeihen umschlungen, als diese in die Nähe des Thrones verlegt ward, und bey mehr als einer Gelegenheit Bedacht genommen, unsere Thätigkeit zu fördern und wie Zahl, so Umfang der ihr bestimmten Institute zu mehren. Dadurch ist der Gang bestimmt, in welchem auch unter der dritten königlichen Regierung von Bayern unsere Thätigkeit sich bewegen wird, so wie Schutz und Hülfe derselben gewährleistet.

Ist aber Umfang und Gedeihen unserer Arbeiten wesentlich von den Mitteln bedingt, die uns zur Verfügung stehen, so darf am wenigsten an diesem Orte verschwiegen werden, daß diese in keiner der drey Classen der Akademie für das hinreichen, was wir zu leisten berufen sind, und durch die in unserer Mitte vereinigten Kräfte zu leisten im Stande wären, obwohl eine jede gewußt hat, durch Fortsetzung ihrer geordneten Thätigkeit und die Bekanntmachung ihrer Resultate dem Vertrauen zu entsprechen, welches das Vaterland auf sie gesetzt hat. Die erste Classe war in Folge jener Unzulänglichkeit fortwährend gehindert, den in ihrer Sphäre beschlossenen wissenschaftlichen Arbeiten und Unternehmungen auf dem Gebiete der deutschen, der altklassischen und orientalischen Literatur die Hülfe zu leisten, welche dieselbe ihrer Natur nach und bey der gegenwärtigen Beschränkung des Verkehres von dem Staate zu suchen genöthiget ist, und welche die Akademien mächtigerer Staaten zu Paris, Berlin, St. Petersburg und nun auch zu Wien zu finden gewohnt sind.

Die zweyte Classe hat die ihr durch unsern Monarchen aufgetragene naturwissenschaftliche Erforschung des Königreiches im Laufe des letzten Sommers zwar mit Muth und Entschlossenheit, aber mit Mitteln angefangen, welche, wie gleich die ersten Unternehmungen auf dem Gebiete der meteorologisch-magnetischen Beobachtungen, der geognostisch-mineralogischen, der botanischen und zoologischen Arbeiten und Untersuchungen noch deutlicher gezeigt haben, zu dem großen und umfassenden Unternehmen ganz außer Verhältniß stehen und gegen diejenigen fast verschwinden, die anderwärts darauf verwendet werden.

Dieselbe Beschränktheit der Mittel tritt der Bereitwilligkeit der dritten Classe entgegen, der schon in frühern Jahren die Aufgabe gestellt wurde, ein möglichst vollständiges und genaues topographisch-historisches Lexicon von Bayern zu liefern, und gelänge es auch mit dem Wenigen, was wir haben, das Material für diese sämmtlichen Aufgaben zu gewinnen, so würde Bearbeitung und Veröffentlichung desselben auf gleiche Hindernisse stoßen, wenn nicht reichlichere Hülfe gewährt wird, da zumal bey

der gegenwärtigen Lage des literarischen Verkehrs wissenschaftliche Unternehmungen solchen Umfangs und Belangs nur auf Kosten des Staates zu realisiren sind. Dasselbe gilt bezüglich der Fortführung des Organes, durch welches die drey Classen der Akademie über die neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der von ihnen vertretenen Wissenschaften und und ihrer eigenen Thätigkeit mit dem ganzen Vaterlande verkehren. Wir sind in Gefahr, die gelehrten Anzeigen das Schicksal der Wiener Jahrbücher der Literatur, der Hallischen Literaturzeitung und anderer ähnlicher Institute theilen zu sehen, welche der Sturm der letzten Jahre vernichtet hat, oder mit Vernichtung bedroht, wenn ihnen die öffentliche Hülfe entzogen bleibt, durch welche sie bis dahin allein bestehen konnten.

Nicht weniger mannichfaltig sind die Bedürfnisse der wissenschaftlichen Anstalten des Staates, welche der Akademie als ein Feld ihrer Thätigkeit geöffnet und für die Universität eine große Hülfe und eine reiche Quelle des Gedeihens sind.

Zwar haben Umfang und Zahl derselben sich vermehrt, aber die Hülfsmittel sind sich gleich geblieben, ja sie haben sich vermindert, da aus dem Etat derselben der öffentlichen Bibliothek seit ihrer Trennung von unsern übrigen Instituten in einer Reihe von Jahren die Summe von jährlich 10,000 fl. auf Unkosten der andern mehr zugewendet wurde. — Wir sind weit entfernt zu verkennen, daß die reichlicheren Mittel der Bibliothek durch die damit ermöglichte Bereicherung derselben zuletzt allen Wissenschaften und wissenschaftlichen Anstalten zu Gute kommt, dürfen aber auch nicht verbergen, daß durch diesen Abzug unsere übrigen wissenschaftlichen Anstalten des Staates, die ihn erleiden, zumal bey ihrer Erweiterung und Vermehrung in mannichfache Bedrängnisse gerathen, zum Theil selbst der Verkümmerung ausgesetzt sind.

Dazu ist die wichtige Reserve der Akademie und der wissenschaftlichen Anstalten, bestehend in dem unter dem Churfürsten Carl Theodor uns zugewiesenen Vermögen der Mannheimer Akademie und bekannt unter dem Namen des Mannheimer Reservefonds, dessen Erträgniß die Bestimmung hat, vorzüglich zur Vermehrung der wissenschaftlichen Sammlungen verwendet zu werden, durch die Ungunst der Zeiten und die Maaßnahmen früherer Administrationen von ihrem ursprünglichen Umfang von 123,798 fl. in diesem Augenblicke auf 54000 fl. fruchttragenden Kapitals herabgekommen, und der Ertrag auch dieser beschränkten Summe wird fast gänzlich von Leistungen verzehrt, die dem Zwecke der Stiftung größtentheils fremd sind.

Diesen Stand unserer Arbeiten und Bedürfnisse und das Mißverhältniß der zu ihrer Befriedigung verfügbaren Mittel bey der gegenwärtigen Gelegenheit darzulegen, werden wir vorzüglich dadurch bewogen, daß jetzo gerade die Vertreter des Volkes mit den Organen der Regierung zum Behuf der Ordnung des Staatshaushaltes für die nächste Periode vereiniget und in dem Falle sind, über unsere Lage und die Mittel ihrer Erleichterung Beschluß zu fassen.

Wir bescheiden uns gern, daß Bayern als ein deutscher Staat zweyten Ranges nicht mit den Großmächten deutscher Nation im Umfange wissenschaftlicher Mittel und Leistungen wetteifern kann, wir sind ferner lebendig überzeugt von den Schwierigkeiten, in welche die Ereignisse und die Bedrängnisse der letzten Jahre den Staatshaushalt auch unseres Reiches verwickelt haben. — Die Akademie der Wissenschaften, sammt den mit ihr verbundenen wissenschaftlichen Anstalten des Staates wird aber auch eine nur theilweise Hilfe mit Dank begrüßen, und in Gewährung derselben einen mächtigen Antrieb finden, auf ihrem Wege thatkräftig vorzuschreiten und das wissenschaftliche Capital zu vermehren, zu dessen Pflege sie berufen ist und das einem jeden, der ihm vertraut, noch zu allen Zeiten reichliche Zinsen getragen hat. Die Hoffnung, welche wir mit dieser Darlegung verbinden, gewinnt an Stärke durch die Bereitwilligkeit, welche die Vertreter des bayerischen Volkes seit mehr als 30 Jahren für Unterstützung der Wissenschaft und des Unterrichts gezeigt haben, durch die Gesinnung der Staatsmän-

ner, denen unsere Pflege zunächst empfohlen ist und deren Geneigtheit zu helfen, wir auch in diesem Jahre mehr als einmal erfahren haben, endlich durch den Geist und den Willen des Monarchen, dem die Geschicke von Bayern vertraut sind, und der Gedeihen, Bedeutung und Größe seines Reiches von Pflege und Entfaltung der Intelligenz wesentlich bedingt weiß.

Nicht in würdigerer Weise aber können wir die Feier des hohen Festes seiner Geburt einleiten, als indem wir auf die Bedingungen jenes reichen Gedeihens in unserer Sphäre hinweisen und ihn als den Hort unserer Hoffnungen und als den hochherzigen Beschützer unserer Thätigkeit preisen.

Die Akademie hat im Laufe des Jahres mehrere ihrer hier residirenden Mitglieder zwar nicht durch Tod, wohl aber durch Berufung in andere Dienstesverhältniße verloren, ist aber so glücklich verkündigen zu können, daß nach einem heute eingegangenen Allerhöchsten Reskript Seine Königliche Majestät huldvollst geruht haben, an die Stelle unsers nach Wien berufenen Amtsgenossen Dr. Steinheil, den Rector der polytechnischen Schule zu Nürnberg, Simon Ohm, unser auswärtiges Mitglied der Akademie, zu ernennen und durch diese Berufung eines auf dem Gebiete der Mathematik und Physik so hoch verdienten Gelehrten in unsere Mitte reichen und vollen Ersatz für den Verlust zu gewähren, den wir durch den Abgang seines Vorgängers erlitten haben.

Durch den Tod verloren wir unter unsern auswärtigen Mitgliedern den berühmten Chemiker Döbereiner in Jena, dessen Andenken und Verdienst in dieser Sitzung durch besondern Vortrag wird gefeyert werden, und den Nestor der deutschen Botaniker, Herrn Wilhelm Daniel Joseph Koch zu Erlangen, der während seines langen und thätigen Lebens bemüht war, die Charaktere der in Deutschland wachsenden Pflanzen zu bestimmen und die Pflanzenkunde von willkührlichen oder irrthümlichen Annahmen zu reinigen und eine gesunde Kritik und feste Methode in seiner Wissenschaft geltend zu machen. — Es bleibt späterer Gelegenheit vorbehalten, die Verdienste näher zu bezeichnen, durch die er sich unter den Gründern einer wissenschaftlichen Botanik unter uns einen ruhmvollen Platz erworben hat.

Die Akademie hat gesucht durch neue Wahl ihren Verlust zu ersetzen, und die Zahl der Männer zu vermehren, mit denen sie zu gemeinsamen Zweck in Verbindung steht.

Nachdem jene Wahlen zu Folge Allerhöchster Entschließung vom 14. Oktober l. J. genehmigt worden sind, werden sie bey dieser Feyer unserm Gebrauche gemäß durch Vorlesung der königlichen Entschließung proclamirt.

I. Als Ehrenmitglied der *k. Akademie der Wissenschaften* Jos. Freyherr von Laßberg zu Mersburg am Bodensee;

II. als ordentliches Mitglied für die historische Classe Dr. Thomas Rudhart, Vorstand des Reichsarchivs und Professor der Geschichte an der k. Universität München;

III. als außerordentliche Mitglieder der mathematischphysicalischen Classe

1. Christoph Ludwig Treviranus, *Professor der* Botanik in Bonn,
2. Sir Joh. Herschel in London,
3. Dr. von Baer in St. Petersburg;

IV. als correspondirende Mitglieder der mathematisch-physikalischen Classe

1. Dr. M. J. Weber, Professor der Anatomie in Bonn,
2. Dr. von Tschudi, Zoolog in Wien,
3. Dr. A. Breithaupt, Professor der *Mineralogie* zu Freiberg in Sachsen.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1849 Nr. 37.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. December.
Nro. 254. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 27. November 1849.

Hr. Prof. Dr. August Vogel jun. hielt folgende

Denkrede auf Johann Wolfgang Döbereiner.

Döbereiner's fruchtbares Wirken als Lehrer und Gelehrter sowohl, als seine liebenswürdige Persönlichkeit haben ihm einen so großen Kreis von Freunden und treuen Anhängern erworben, daß die Darstellung der wichtigsten Lebensmomente des zu früh dahin geschiedenen Naturforschers von vielen Seiten schon zum Gegenstand ausführlicher und belehrender Betrachtung gemacht worden ist. Wer sollte auch nicht mit Bewunderung der Lebensgeschichte eines Mannes folgen, der ohne wissenschaftliche Schulbildung — diesem mächtigen Hebel geistiger Entwicklung — die gewöhnlichen Unterrichtsformen in genialem Fluge kühn überspringend, als Autodidakt im eigentlichsten Sinne des Wortes sich zu einem hervorragenden Führer der Wissenschaft emporgeschwungen hat? Die Akademie der Wissenschaften konnte es sich daher nicht versagen, dem großen Gelehrten, der ihr seit 1818 als Mitglied angehörte, eine gerechte Huldigung darzubringen, indem sie an seine Verdienste um die Wissenschaft erinnert. Daß neben würdigeren und geübten Rednern einem jüngeren Fachgenossen die Ehre zu Theil wird, einige Worte der Erinnerung an Döbereiner vor dieser hochansehnlichen Versammlung sprechen zu dürfen, möge seine Entschuldigung finden in dem persönlich befreundeten Verhältnisse des Dahingeschiedenen zu dem Redner.

Johann Wolfgang Döbereiner ward am 15. December 1780 geboren. Sein Vater, damals Rittergutsverwalter zu Bug bey Hof in Oberfranken, beabsichtigte den Sohn zu einer ähnlichen Laufbahn vorzubereiten und gab daher seiner Erziehung eine rein praktische Richtung. Wenn schon Döbereiner in den ihm gebotenen ökonomischen und landwirthschaftlichen Unterrichtsgegenständen keine Befriedigung seiner geistigen Thätigkeit finden konnte, so wurde doch durch die specielle Kenntniß der Gewerbe und Handwerke in ihm eine bestimmte mechanische Fertigkeit ausgebildet, welche dem späteren Chemiker bey der Construction complicirter Apparate so sehr zu statten kam. Durch die zufällige Theilnahme an einigen chemischen Operationen in einem pharmaceutischen Laboratorium erwachte in ihm zuerst das Interesse an der Wissenschaft, die ihm in der Folge so Vieles zu verdanken haben sollte. Da in der damaligen Zeit das Studium der Chemie nicht wohl in anderer Weise, als durch die Schule der Pharmacie möglich war, so widmete sich Döbereiner nun in seinem 15. Jahre ausschließlich der pharmaceutischen Laufbahn und brachte eine Reihe von Jahren (1795 bis 1802) in verschiedenen Apotheken des In- und Auslandes als praktischer Pharmaceut zu, stets aber mit besonderer Vorliebe chemischen Studien anhängend.

Familienverhältnisse bestimmten Döbereiner in dieser Zeit von Straßburg, wo er einer pharmaceutischen Stelle vorstand, in seine Heimath zurückzukehren, woselbst er in verschiedenen Fabrikunternehmen, namentlich in Errichtung und Leitung von Essigfabriken und Bierbrauereyen die nothwendigen Erwerbsquellen suchte. So sehr auch Döbereiner's praktische Richtung und Bildung ihn zu einer ersprießlichen Führung dieser technischen und ökonomischen Anstalten befähigte, so fehlte ihm doch der zu solchen Unternehmungen nöthige mercantilische Sinn, und nachdem er diese weder durch Umstände noch Zeitverhältnisse begünstigte Thätigkeit aufgegeben hatte, gelang es ihm durch Vermittlung von Freunden, sich während eines Zeitraumes von fünf Jahren ungestört dem Studium der theoretischen und Experimentalchemie zu widmen. In diese Epoche fallen seine ersten chemischen Arbeiten, wie „über die Gährungsfähigkeit des Stärkmehls, die entfuselnden Eigenschaften der Chlorverbindungen“ und andere, welche schon so unverkennbar den Stempel der Genialität und Vollendung an sich trugen, daß Döbereiner bald die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich zog. Namentlich interessirte sich Gehlen für diese ersten Arbeiten, und Gehlen war es auch, welcher durch seine Empfehlung nach Göttling's Tode zu seiner Berufung als Professor der Chemie in Jena Veranlassung gab.

Die Vocation nach Jena bildet den wichtigsten Abschnitt in Döbereiner's Lebensgeschichte. Jetzt war es ihm nach so manchen Kämpfen und düsteren Erfahrungen vergönnt, sich mit ungetheilter Kraft der Wissenschaft hinzugeben, welche von jeher ihn mächtig angezogen hatte; hier betrat er den schönsten und der Entwicklung der in ihm gelegenen hohen Kraft vollkommen angemessenen Schauplatz; hier genoß er jene sorgenfreye Muße, welche allein der geistigen Thätigkeit zusagt; hier sah er sein ganzes Streben gewürdigt und ehrend anerkannt; hier lebte er im gemüthlichen Vereine mit Männern, denen er mit Liebe und Achtung zugethan war.

Döbereiner's erstes Wirken in Jena fällt in die Glanzperiode des Weimar'schen Hofes, da sich um den strahlenden Thron eines Karl August die Fürsten im Reiche des Geistes versammelt hatten. Die Aufnahme in diesen Kreis, dessen unvergängliche Namen in jedem Deutschen das Bild der sinnvollsten und reichsten Zeit hervorrufen, konnte nicht verfehlen, den günstigsten Einfluß auf seinen lebhaften, aller Eindrücke empfänglichen Geist auszuüben. Hier war es auch, wo er zuerst Göthe kennen lernte und bald standen beyde verwandte Geister in der engsten Verbindung. Wenn es an Belegen für Döbereiner's Geistesgröße mangelte, — sein inniges Verhältniß zu dem genialsten deutschen Dichter giebt uns Bürgschaft für den Werth und die Originalität des Mannes. Denkt man sich ihn in der schönsten Zeit seiner Manneskraft, voll Kenntniß und Anlagen in solcher Weise an Göthe gesellschaftlich gebunden, durch das Zutrauen des großen Geistes zum Ideenaustausch aufgefordert, — so muß man gestehen, daß ihm sein günstiges Geschick hier die Seligkeit eines Genußes bereitet habe, wie er nur wenigen Auserwählten zu Theil geworden.

In dankbarer Anerkennung gedenkt Göthe in seiner Farbenlehre *) der wichtigen Beyhülfe Döbereiner's, dessen eingreifende Erfahrung zur Verbesserung und Bereicherung des Werkes wesentlich beygetragen hat. Einen besonderen Berührungspunkt mit ihm bildete des Dichters bekannte Vorliebe zur Geognosie, wobey ihm der Beystand des Chemikers stets von großem Vortheil war **). Ja so sehr fühlte sich Göthe von der klaren Anschauungs- und Darstellungsweise seines Freundes angezogen, daß er sich mit ihm zu regelmäßigen Unterrichtsstunden vereinigte und dankend rühmt, von ihm „in die Geheimnisse der Stöchiometrie eingeführt worden zu seyn“ ***).

*) Nachträge zur Farbenlehre 1833.

**) Göthe's Mineralogie und Geologie „Produkte böhmischer Erdbrände.“ Band XI. S. 150.

***) Göthe's Tag- und Jahreshefte 1807 — 1822. S. 100.

Betrachten wir Döbereiner's Wirksamkeit als Universitätslehrer, so muß es hier vor Allem auffallen, daß er, der nie einen wissenschaftlichen Unterricht in der Chemie erhalten, der niemals eine Vorlesung über Chemie zu besuchen Gelegenheit hatte, sogleich bey seinem ersten Auftreten als Lehrer mit dem ungetheiltesten Beyfall aufgenommen wurde. Sein angebornes Lehrtalent führte ihn mit Leichtigkeit über die Schwierigkeit des Katheder-Vortrags hinweg, an der nicht selten auch die Begabtesten zu scheitern pflegen. Außer Chemie las Döbereiner noch Pharmacie und Technologie. Sein Vortrag war klar und anziehend; streng wissenschaftlich und in gleichem Gange mit den Fortschritten der Wissenschaft wußte er Sinn und Liebe für chemische Forschung in seinen Zuhörern zu erwecken und sie zum ernsten Studium anzuregen. So waren denn seine Vorlesungen auch stets zahlreich und gern besucht.

Wenden wir uns jetzt von Döbereiner's großen Verdiensten als Lehrer zu seiner Thätigkeit als Gelehrter, so können hier nur in den allgemeinsten Zügen seine hervorragendsten wissenschaftlichen Leistungen angedeutet werden, da eine gründliche Entwickelung seiner wissenschaftlichen Bedeutung den dieser Betrachtung zugemessenen Zeitraum weit überschreiten würde. Seine Arbeiten stehen in so innigem Zusammenhange mit der Entwicklung der Chemie, sie haben so wesentliche Bereicherung an Thatsachen geliefert, daß in der Geschichte dieser Wissenschaft selbst, ja in einem jeden chemischen Compendium die beste und unvergänglichste Darstellung seiner Leistungen enthalten ist, indem wir fast kein Capitel der Wissenschaft aufschlagen können, wo uns nicht Döbereiner's Name begegnet.

Am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts trat bekanntlich für die Chemie die wichtigste Periode ein, da Lavoisier ihr eine neue und wissenschaftliche Richtung zu geben suchte; der alte Phlogiston sollte durch die Einführung der Waage verdrängt werden. An diesem heftigen Kampfe nahm Döbereiner lebhaften Antheil, und mit sicherem Takt und großer Vorsicht stets die erwiesene Thatsache von der Hypothese unterscheidend, erscheint er als ein glücklicher Vorkämpfer der antiphlogistischen Theorie.

Seine ausgezeichneten physikalischen Kenntniße befähigten ihn zu einer fruchtbaren Anschauungsweise der Chemie in ihrer Verbindung mit der Physik; der Zusammenhang zwischen chemischen und galvanischen Prozessen war es vorzüglich, welchem er mit Vorliebe seine Thätigkeit widmete und somit zur Consolidirung der elektrochemischen Theorie wesentliche Beyträge lieferte.

Unter den zählreichen Arbeiten Döbereiners, auf die specieller einzugehen uns hier nicht gestattet ist, machte vor allen große Epoche in der Wissenschaft seine merkwürdige Arbeit über das Platin. Er fand zuerst, daß der Rückstand von der Erhitzung des Platinsalmiaks, schwach erwärmt und mit Alkohol an der Luft in Berührung gebracht unter Verbrennung des Weingeists erglüht, und kurze Zeit darauf, daß fein zertheiltes Platin einen Strom von Wasserstoffgas, welcher auf dasselbe bey Zutritt der Luft geleitet wird, entzündet. Von welcher Wichtigkeit diese Entdeckung für die Wissenschaft gewesen, welchen Vortheil die Technik aus der praktischen Anwendung dieses Faktum's zu der so verbreiteten Döbereiner'schen Zündlampe gezogen, ist bekannt. Und hier zeigte sich Döbereiners durchaus noble Natur von der schönsten Seite. Während ihm von England die glänzendsten Anerbietungen, welche ihn in Besitz eines unabhängigen Vermögens versetzt hätten *),

*) Der englische Fabrikant Robinson hatte Döbereiner für seine Entdeckung eine große Summe geboten.

für die Mittheilung seiner Erfindung gemacht wurden, zog er es vor, seinem Vaterlande ein Geschenk damit zu machen. Fremd jener niedrigen Ansicht von der Wissenschaft, welcher das Wissen um des Wissens willen gleichgültig ist, verschmähte er es, persönliche Vortheile aus seiner glücklichen Entdeckung zu ziehen. Wenn man bedenkt, wie oft die weit weniger praktische Anwendung wissenschaftlicher Entdeckungen als Privatspeculation zur Erwerbung von Reichthümern genützt, mit welch' dringender Aengstlichkeit für kleine Leistungen Belohnung gefordert wird, so können wir diesem seltenen Beyspiele edler Uneigennützigkeit unsere Bewunderung nicht versagen.

Die organische Chemie, welche sich gerade zur Zeit, als Döbereiner seine Laufbahn betrat, zu einem selbständigen Theil der Wissenschaft erhob, gibt ein reiches Zeugniß von seiner talentvollen Thätigkeit, und nur ungern versagen wir uns hier das Eingehen in seine speciellen Leistungen in dieser Richtung. Den wenigen Beyspielen, die man schon früher über die künstliche Erzeugung natürlich vorkommender organischer Substanzen kannte, reihte Döbereiner ein neues und höchst interessantes an in seiner Darstellung der künstlichen Ameisensäure durch Oxydation der Weinsteinsäure vermittelst Manganhyperoxyd und Schwefelsäure.

Durch Begründung der mikrochemischen Methode hat Döbereiner den chemischen Operationen nicht nur einen hohen Grad der Eleganz in ihrer Ausführung verliehen, sondern auch der Genauigkeit chemischer Experimente überhaupt, einen wesentlichen Vorschub geleistet.

Von Döbereiner's größeren schriftstellerischen Arbeiten sind zu erwähnen: Lehrbuch der allgemeinen Chemie 1811, Elemente der pharmaceutischen Chemie 1819, Anfangsgründe der Chemie und Stöchiometrie 1826, Handbuch der pharmaceutischen Chemie, welche sich alle der beyfälligen Aufnahme des gelehrten Publikums zu erfreuen hatten.

Im 68. Lebensjahre wurde Döbereiner seiner Familie, in welcher er den Mittelpunkt seines Glückes gefunden hatte, durch den Tod entrissen. Er starb am Abend des 27. März nach kurzen aber schmerzvollen Leiden an einer krebsartigen Zerstörung des Schlundes und des oberen Theils der Speiseröhre mit vollkommenem Bewußtseyn bis zum letzten Augenblick. Seine kräftige Constitution hatte wohl längere Zeit schon mit diesem schleichenden Todesübel gekämpft und mußte ihm endlich erliegen.

Sein Leben war ein thatenreiches und ruhmvolles, sein Charakter ein wahrhaft edler — dieß Zeugniß ertheilt ihm die Wissenschaft und das ganze Vaterland.

Die Lebensgeschichte eines Mannes, welcher in treuer Anhänglichkeit an seinen Landesherrn einen so glänzenden Wirkungskreis gefunden, dürfte wohl auch geeignet seyn in uns Gefühle zu erwecken, welche mit dem frohen Tage, zu dessen Vorfeyer wir heute versammelt sind, in schönem Einklang stehen, — Gefühle der Dankbarkeit und Liebe zu unserem Könige, unter dessen weiser Regierung in einer bewegten Zeit ruhig und ungestört die Wissenschaften emporblühen, unter dessen Aegide wir voll Hoffnung, unverzagt der Zukunft entgegensehen, wie sie sich auch sowohl im weiteren, als engeren Vaterlandsverbande für uns gestalten möge. —

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. December.

Nro. 255. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849

M. Tulli Ciceronis orationes. Cum commentariis editae consilio atque studio Caroli Halm. Vol. II. part. I et II. Lipsiae. Prostat in libraria Kuehleri (Ad. Winter.). gr. 8.

Auch unter dem Titel:

1. M. Tullii Ciceronis oratio pro A. Caecina. Recensuit, scripturae varietatem adiecit, prolegomenis instruxit, annotationibus cum superiorum interpretum tum suis explanavit Dr. Carol. Adolph. Jordan, gymnasii regii Halberstadiensis professor. MDCCCXLVII. XII. u. 304 S.
2. M. Tulli Ciceronis oratio de imperio Gnei Pompei. Commentario critico instruxit et adnotationibus superiorum interpretum suisque explanavit Carolus Halm. MDCCCXLVIII. VI. u. 224 S.

Welches Verdienst sich Hr. Halm durch die vorliegende Ausgabe um die Reden Cicero's erworben hat, ist von dem Unterzeichneten schon bey der Besprechung der verschiedenen Theile des ersten Bandes (vgl. Gel. Anzeigen 1845. Nr. 139—144 und 1847. Nr. 181—184) nachgewiesen worden. Alle Reden in gleicher Weise zu bearbeiten ist aber offenbar einem Einzelnen nicht möglich; darum sah er sich nach Mitarbeitern um, welche das Unternehmen in der begonnenen Weise mit ihm weiter zu fördern bereit wären; und er that, so weit es wenigstens dem Ref. bekannt ist, nirgends eine Fehlbitte, indem es sich jeder der Aufgeforderten zur Ehre anrechnete, an einem Werke sich zu betheiligen, welches von allen Seiten mit so vielem Beyfalle begrüßt wurde, und sich diesen auch in dem weiteren Fortgange zu erhalten wußte. Hier liegt uns der erste Beytrag eines Andern vor; mehrere würden in nicht langer Zeit gefolgt seyn, wenn nicht äußere Umstände störend eingewirkt hätten, welche leider befürchten lassen, daß für's Erste wenigstens eine weitere Fortsetzung nicht erscheinen wird. Herr Halm sah sich nämlich veranlaßt den Bearbeitern der zweyten Auflage des Orelli'schen Cicero seine Unterstützung zuzusagen, was ihm natürlich für seine Person dieses Unternehmen weiter zu führen unmöglich machte, und die ungünstigen Verhältnisse des Buchhandels blieben auch hier nicht ohne Einfluß, so daß der Verleger trotz aller Anerkennung, welche demselben in literarischen Zeitschriften, wie bey jeder sich ergebenden Gelegenheit, zu Theil wurde, sich für jetzt wenigstens nicht getraute, dasselbe mit Hülfe der dafür gewonnenen Mitarbeiter fortzusetzen. Uebrigens darf man wohl die Hoffnung noch nicht aufgeben, das so glücklich begonnene, nun aber unterbrochene Werk wieder aufgenommen zu sehen.

1. Fassen wir zunächst die von Hrn. Jordan besorgte Ausgabe der Rede pro Caecina in's Auge, so erfahren wir in der Vorrede, daß er eine selbständige Ausgabe dieser Rede veranstalten wollte, und dieselbe bereits fast vollendet hatte, als ihm Hr. Halm das Anerbieten machte, sie seiner Gesammtausgabe der Ciceronischen Reden einzuverleiben. Daher schreiben

ſich einige, jedoch nicht bedeutende, Verſchiedenheiten von der urſprünglichen Anlage der Halmiſchen Ausgabe, indem der kritiſche Apparat vollſtändig mitgetheilt iſt, was übrigens von Hrn. Halm in den ſpäter bearbeiteten Reden auch geſchehen iſt, und der Commentar im Ganzen etwas ausführlicher gehalten iſt. Die reichhaltigen Prolegomena ſind auch dem erſten Bande gegenüber etwas Neues; doch werden wir im Folgenden ſehen, daß Hr. Halm die Rede de imperio Pompeii mit ähnlichen verſehen hat.

In dem erſten Kapitel dieſer Prolegomena handelt Hr. Jordan von den Handſchriften, unter denen er den Turiner Palimpſeſten und die Erfurter nach Gebühr hervorhebt, und von der von ihm angenommenen Orthographie, in Betreff deren er ſich hauptſächlich an die letztgenannte Handſchrift angeſchloſſen hat. Das zweyte Kapitel iſt einer Unterſuchung über die recuperatores gewidmet *), in welcher erſt die urſprüngliche Beſtimmung derſelben dargethan wird, daß ſie nämlich die Streitigkeiten zwiſchen Römern und Fremden zu ſchlichten hatten, was natürlich ſchneller als bey den gewöhnlichen Gerichten geſchehen mußte, und daraus, wie aus einigen Stellen des Cicero, abgeleitet wird, daß in den Fällen Recuperatoren aufgeſtellt wurden, wo eine Proceßſache ſchleuniger, als es vor den gewöhnlichen Richtern geſchehen konnte, erledigt werden ſollte. Im dritten Kapitel, welches de interdicto de vi armata überſchrieben iſt, wird nach Niebuhr und Savigny gezeigt, daß die interdicta zuerſt ſich nur auf den ager publicus bezogen, dann aber auch auf Beſitzſtreitigkeiten in Bezug auf Privatbeſitzungen übergetragen wurden; und von dem vorliegenden Interdicte, welches als ein restitutorium bezeichnet wird, und der Formel desſelben ausführlich gehandelt. Im vierten Kapitel, de iure causae Caecinianae Tuliique defensione, findet ſich alles dahin Gehörige zuſammengeſtellt, was ſonſt, an verſchiedene Orte des Commentars vertheilt, dieſen allzuſehr angeſchwellt hätte, ohne die nöthige Ueberſicht zu gewähren. Zum Schluſſe wird die Vermuthung ausgeſprochen, daß Cicero, da ſich Cäcina (ad Fam. VI, 7, 4) einen alten Klienten desſelben nenne, und Cicero ſelbſt (Orat. 29, 101 sq.) dieſe Rede unter den Muſtern der Beredtſamkeit aufführt, den Proceß gewonnen habe, und die Anſicht Keller's (vgl. Semestr. in M. T. Cic. lib. II. p. 427 sq.) gebilligt, daß der Redner, ſo fern er ſich auf die Formel und die Worte des Interdikts de vi armata ſtütze, eine gerechte Sache vertheidigt habe; was eine Erwiderung des Hrn. Dr. Zeyß in Reval, in der Zeitſchrift für die Alterthumswiſſenſchaft 1848. N. 109 ff. hervorgerufen hat, welche den Sieg Cicero's mindeſtens zweifelhaft erſcheinen läßt.

Unter dem Texte der Rede ſelbſt iſt der kritiſche Apparat, ſofern er aus Handſchriften geſchöpft iſt, vollſtändig angegeben; die Lesarten der alten Ausgaben dagegen, wie auch die Conjecturen, ſind in die Noten verwieſen. Etwas ſtörend iſt es für den Gebrauch, daß man die Bedeutung der Siglen, welche nicht an einen Platze zuſammengeſtellt ſind, in jedem zweifelhaften Falle aus dem Texte des erſten Kapitels der Prolegomena herausſuchen muß. An Raum hätte übrigens auch geſpart werden können, wenn nicht überall die Lemmata angeführt, die Handſchriften aber alle mit einzelnen Buchſtaben bezeichnet worden wären, welche ohne dazwiſchen geſetzte Punkte hätten neben einander geſtellt werden können.

*) Der Name iſt nach Huſchke von re cis parare abgeleitet, was von Rein in der Zeitſchrift für Gymnaſialweſen 1847. 1. S. 131. als aller Analogie entbehrend getadelt wird, weil ſonſt kein mit cis zuſammengeſetztes Verbum aufzuweiſen wäre. Die Verba vituperare und aequiperare, (wie man auch für aequiparare geſchrieben findet) führen allerdings auf das Verbum parare hin; doch müßte, wenn recuperare dieſen entſprechen ſollte, in recu oder reci eine nominale Wurzel liegen, während die Erklärung des Varro L. L. V, 5, 95. reciproca est, quum unde quid profectum, redit eo, auf re und cis führt. Indeſſen ſteht es auch bey der andern Erklärung, vermöge deren recuperare ein Intenſivum von recipere iſt, mit der Analogie nicht zum Beſten; man müßte denn desiderare von desidere und deliberare von delibare ableiten wollen. Jedenfalls iſt die Sache als noch ſchwankend zu betrachten.

Der Text ist ganz selbständig festgestellt, und zwar mit genauer Beachtung der handschriftlichen Lesarten, welche hier nur an wenigen Stellen, wo Klotz sie durch ziemlich gezwungene Erklärungen festzuhalten versucht hat, aufgegeben sind. Die entschieden verdorbenen Stellen sind durch Kreuze bezeichnet. So c. 12 §. 35. Quid denique ad ius civile? † aut ad actoris notionem atque animadversionem ages iniuriarum. In den Anmerkungen wird eine Menge von Conjecturen angeführt; Hr. J. selbst vermuthet: quid denique ad ius civile? At ad notionem atque animadversionem ages iniuriarum. Ref. möchte lieber lesen: Quid denique ad ius civile aut ad actionem? Notionem atque animadversionem ages iniuriarum! Dieß paßt wenigstens ganz gut zu dem Vorhergehenden: quaero . . quid acturus sis? Monet amicus meus te L. Calpurnius, ut idem dicas, quod ipse antea dixit, iniuriarum. Außerdem vergleiche man §. 39. Huius rei vos statuetis nullam esse actionem, nullum experiundi ius constitutum, und §. 40, ut vos iudicetis huius rei ius atque actionem in mentem maioribus nostris non venisse. Bey Vernachlässigung der Interpunktion nach actionem konnte dieß leicht in actionis und dann in actoris verwandelt werden.

P. 26 §. 74 liest man: Quid enim refert aedes aut fundum relictum a patre aut aliqua ratione habere bene partum, si incertum sit † quae cum omnia tua iure mancipii sint, ea possisne retinere, si parum sit communitum ius, si civili ac publica lege contra alicuius gratiam teneri non potest! Hier muß in der Lesart der Handschriften vor allem cum nach dem correlativen quae auffallen. Ref. vermuthete daher, noch ehe er die Anmerkungen las, es sey communita zu lesen, und dieß scheint ihm noch das Richtige zu seyn. Im Commentar ist es unter andern Vermuthungen als Conjectur des P. Faber aufgeführt, und Keller, dessen Note Hr. J. ohne weitere Bemerkung anführt, spricht sich auch billigend darüber aus, ohne sich jedoch für diese oder eine andere Verbesserung zu entscheiden. Außerdem fallen die drey Sätze mit si auf, wovon in zweyen der Conjunctiv, in einem der Indicativ steht. Wesenberg hat daher incertumst und parumst zu lesen vorgeschlagen, was Hr. J. belobt, doch ohne es für durchaus nothwendig zu halten. Uebrigens schließen sich auch logisch diese drey Sätze nicht zum Beßten an einander an. Es fragt sich daher, ob nicht mit Annahme der Conjectur Wesenberg's das Fragzeichen nach retinere zu setzen, und dann zu lesen sey: Scilicet parumst communitum ius u. s. w. So würde wenigstens communita und communitum so kurz nach einander nicht auffallen. Daß scilicet, wenn es sc. geschrieben war, hier namentlich wegen des vorausgehenden und folgenden si in diese Partikel verwandelt werden konnte, liegt am Tage. Dieselbe Verderbniß läßt sich auch c. 27. §. 76. vermuthen an der mit drey Kreuzen bezeichneten Stelle: † tu res. si equos vestes. si vim non in caede solum sed etiam in animo libidinis. Nisi cruor appareat, vim non esse factam: † iniuris delictum esse, qui prohibitus sit libidinis: nisi ex eo loco, ubi vestigium impresserit, deiici neminem posse. † Iuris retinet sententiam et aequitatem plurimum valere oportere, libidinis verbo ac littera ius omne torqueri vos statui te, recuperatores, et viliores esse videantur. Madvig hat in seiner Ausgabe der Bücher de finib. p. XLVIII. sq. die der Hauptsache nach gewiß richtige Conjectur mitgetheilt: Juris haec vox est, esse vim non in caede solum, sed etiam in animo, lubidinis, nisi cruor adpareat, vim non esse factam; iuris, delictum esse qui prohibitus sit, lubidinis, nisi ex eo loco, ubi vestigium impresserit, deiici neminem posse; iuris, retineri sententiam et aequitatem plurimum valere oportere, lubidinis, verbo ac littera ius omne torqueri. Vos statuite, recuperatores, utra utilior esse videatur. Hr. J. billigt dieselbe im Allgemeinen, wendet aber dagegen ein, daß der ganze Gedanke ohne gehörige Vermittelung an das Vorhergehende angereiht sey. Dieser Anstand würde wenigstens theilweise gehoben, wenn man lese: Juris scilicet haec vox est.

Die schwierige Stelle (c. 27 §. 79): Quaero permagnam a nobis initis gratiam, cum eum auctorem nostrae defensionis esse dicitis. Illud autem miror, cur vos † aliquid contra me sentire dicatis cum eum auctorem pro me appelletis, nos-

trum nominetis. Verumtamen quid ait vester ille auctor! ist auch unerledigt geblieben; doch ist mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß contra me und pro me bey jedem Erklärungsversuche in Gegensatz zu einander gebracht werden müßte. Am Einfachsten scheint es zu seyn, daß man vor nostrum interpungirt, und zu sentire aus dem Vorhergehenden oder dem Folgenden eum ergänzt, so daß die ganze Stelle den Sinn erhält: „Darum (weil Aquilius, von dem die Rede ist, ein so trefflicher Mann ist) danken wir es euch sehr, daß ihr sagt, er sey der Gewährsmann unsrer Vertheidigung. Darüber aber wundre ich mich, daß ihr glaubt, er stimme in etwas gegen mich, da ihr ihn für mich zum Gewährsmann aufruft. Nennt ihn nur den unsrigen. Doch was sagt jener euer Gewährsmann?“ Dagegen ist kaum etwas einzuwenden, wenn man annimmt, es bezöge sich auf eine Stelle der Rede des Gegners, in der er gesagt habe, er könne hier den Aquilius, der doch der Gewährsmann des Cicero sey, zu dem seinigen machen, und dessen Worte gegen ihn anwenden. Cicero zeigt nämlich im Folgenden (§. 81 ff.), daß er die Worte: Quibus quidque verbis actum pronuntiatumque sit auch für seine Sache geltend machen könnte.

Wie die jedenfalls verstümmelte Stelle (c. 30 §. 87): † unde deieeisti! ab urbe, herzustellen sey, ist schwer zu entscheiden. Unter den vorgebrachten Conjecturen verdient aber die auf Livius II. 51. beruhende Buttmanns: unde deiecti Tusci den Vorzug. — Die Stelle (c. 33. §. 96): Perspicis hoc nihil esse † et ea teris quae inter mag wohl, wie Hr. J. vermuthet, lückenhaft seyn. Was den Worten noch nahe läge: et ea teris quae item (nihil sunt) möchte sich der Ausdrucksweise des Cicero gegenüber nicht rechtfertigen lassen. — Bey der letzten hieher gehörigen Stelle (§. 97 f.) † Dubium esse nemini vestrum? Certo quaeri hoc solere me non praeterit u. s. w. billigt Hr. J. unter den frühern Conjecturen am meisten die Garatoni's, der Certo in credo verwandelt zum vorhergehenden Satze zieht; er selbst schlägt in ähnlicher Weise certo scio vor. Im Folgenden könnte man aber statt: Aut sua voluntate aut legis multa prosecti sunt, vermuthen: At aut sua voluntate u. s. w.

Betrachten wir außerdem die Stellen, an denen Hr. J. von der von Klotz in seiner Vorrede verfochtenen Lesart abweichen zu müssen glaubte, so begegnet uns zuerst die Stelle c. 9. §. 25, wo Klotz aus der Lesart der Erfurter Handschrift saepissimi gemacht hat: se ipse, während Hr. J. sed etiam se pessimi facinoris nach der Conjectur Garatoni's geschrieben hat, also der handschriftlichen Lesart treuer geblieben ist. — Das. §. 35. hat Hr. J. aus der Lesart der Erfurter Handschrift quo nicht, wie Klotz, quom, sondern quoniam gemacht. — C. 12. §. 34. hat Hr. J. das von Klotz beybehaltene ut vor hoc genus in Klammern eingeschlossen. C. 13. §. 37. ist Hr. J. nicht auf die Ansicht Klotz's eingegangen, vermöge deren er omnino zur Bestätigung des Vorhergehenden zwischen zwey Punkte setzt. — Ferner finden sich mehrere Stellen (c. 15. §. 42; c. 26. §. 57; c. 16. §. 47.), an welchen Klotz nach den Handschriften eine Abwechslung zwischen Präsens und Futurum zugelassen hat, während Hr. J. die Gleichheit der Zeiten festhielt. Es möchte hier allerdings schwer seyn, diesen Wechsel zu rechtfertigen, c. 19. §. 55. möchte aber Ref. lieber mit Klotz die Lesart der Handschriften: intelligitis beybehalten, als mit Hr. J. intelligetis schreiben, da jenes eine größere Zuversicht in Betreff der Einsicht der Richter andeutet, ebenso c. 26. §. 75. dimittetis statt dimittitis, da das Futurum wohl den möglichen Fall bezeichnen kann. — C. 17. §. 50. ist Ref. der Ansicht des Hr. J., daß verbo in dem Turiner Palmpsesten nur verschrieben ist, statt vero. — C. 24. §. 67. hat Klotz nach der Erfurter Handschrift probasse quod defendes geschrieben, Hr. J. aber probasse quod defendit; das Richtige aber möchte seyn probasse quod defenderet. War das letzte Wort defendet geschrieben, so konnte leicht defendes daraus werden. —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. December.

Nro. 256. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

M. Tulli Ciceronis orationes.
Auch unter dem Titel:

1. **M. Tullii Ciceronis oratio pro A. Caecina.**
2. **M. Tulli Ciceronis oratio de imperio Gnei Pompei.**

(Fortsetzung.)

Daſ. §. 69 würde Ref. mit allen Handſchriften das non vor potius weglaſſen; denn die Einwendungen des Hrn. J. gegen die dann nöthige Frage ſind nicht recht ſtichhaltig. — C. 29. §. 83 kann die Lesart faſt aller Handſchriften deinde huius rationis non modo nunc inventorem sed ne probatorem quidem esse me, gegen non modo non was Hr. J. aufgenommen hat, höchſtens ſo vertheidigt werden, daß man nunc mit inventorem enge zuſammen faßt, was wegen des in dieſem Worte liegenden verbalen Begriffs wohl möglich iſt, und ſich den Gegenſatz denkt: sed etiam antea inventae probatorem.

Die Interpunktion iſt ſehr ſorgfältig beachtet, und ſo eingerichtet, daß ſich Weniges dagegen einwenden läßt. Das Komma iſt nicht im Uebermaße angewendet, aber in Relativſätzen u. dgl. doch an manchen Stellen, wo es Ref. weggelaſſen haben würde. Die Orthographie iſt ſo ziemlich die gewöhnliche.

Der Commentar iſt ähnlich eingerichtet, wie bey den von Hrn. Halm bearbeiteten Reden; doch iſt verhältnißmäßig, namentlich wenn man in Anſchlag bringt, daß Vieles, was außerdem hier zu beſprechen geweſen wäre, ſchon in den Prolegomenis behandelt iſt, mehr von dem Herausgeber ſelbſt in ausführlicher Rede vorgetragen, während das aus den frühern Commentaren Mitgetheilte mehr in den Hintergrund tritt. Einmal, S. 261., paßt das Lemma Non vereor nicht zu der Bemerkung P. Fabers, welche ſich auf vereor bezieht. Unbequem iſt es jedenfalls für den Gebrauch, daß die Werke, welche im Commentar benützt ſind, nicht wie in den Halmſchen Ausgaben am Anfange desſelben angegeben ſind. Uebrigens wird der Leſer, namentlich in Betreff der mitunter ſchwierigen ſachlichen Verhältniſſe, nirgends rathlos gelaſſen, und es finden ſich auch einige ſchätzbare grammatiſche Bemerkungen, ſo S. 138 über die Form des Gerundiums auf u bey Cicero, u. S. 142 f. über den Gebrauch von quoniam; S. 224 über den Gebrauch von ita, in dem Sinne: „unter der Bedingung.“ S. 240 über inermus und inermis und ähnliche Adjective. Einiges Bedenken erregt dem Ref. die Bemerkung zu den Worten (c. 19. §. 54): Lex usum et auctoritatem fundi iubet esse biennium; denn Usus biennium ſtatt per biennium möchte kaum lateiniſch ſeyn.

Im Allgemeinen iſt aber die Arbeit des Herrn Jordan als eine ſehr verdienſtliche zu betrachten, und zwar um ſo mehr, als wir hier zuerſt eine Einzelausgabe einer Rede erhalten haben, welche durch die Eigenthümlichkeit des ihr zu Grunde liegenden Rechtsfalles ein beſonderes Intereſſe bietet. Auch hat er ſeine Aufgabe in jeder Hinſicht gut gelöſt. Wir haben hier einen mit genauer Beachtung und beſonnener Erwägung der handſchriftlichen Lesarten verbeſſerten Text nebſt dem kritiſchen Apparate,

und in den Prolegomenis und dem Commentare eine ausführliche Erörterung alles dessen, was zu dem Verständnisse der Rede nöthig ist; und dabey tritt uns überall eine selbständige und ernste Forschung entgegen, deren Ergebnisse in einer klaren, in keiner Weise nach Prunk haschenden, Darstellung vorgetragen sind.

2. Wenden wir uns zu der Halm'schen Ausgabe der Rede de imperio Gn. Pompei, so können wir uns im Allgemeinen auf das berufen, was wir früher über den ersten Band der beabsichtigten Gesammtausgabe der Ciceronischen Reden ausgesprochen haben; doch hat die Bearbeitung der genannten Rede manches Eigenthümliche. Vor allem finden wir hier statt der bloßen Inhaltsangabe und Disposition der Rede ausführliche Prolegomena. Das erste Kapitel ist überschrieben: De rebus a Gn. Pompeio gestis, antequam bello Mithridatico praeficeretur. Das zweyte: De bellis Mithridaticis. Hier sind die historischen Thatsachen, auf welche sich die Rede bezieht, mit Benützung der Quellen und der neueren Schriften bis in's Einzelne erörtert. Das dritte Kapitel, welches überschrieben ist: De lege Manilia et oratione a M. Tullio Cicerone pro ea habita handelt von der politischen Bedeutung des Gesetzesvorschlags und der Stellung des Redners zu demselben. Jener wird als unnöthig und verderblich für den Römischen Staat dargestellt, und von Cicero das Urtheil des Dio Cassius 36, 26, angeführt, daß er nur deßhalb dafür gesprochen habe, weil er wohl eingesehen habe, daß er auch ohne seine Unterstützung durchgehen würde, und weil ihm dieß eine erwünschte Gelegenheit gegeben habe, sich den Schein zu geben, daß es für die Entscheidung der wichtigsten Zeitfragen von Bedeutung sey, auf welche Seite er sich hinneige. Diesem Urtheile schließt sich übrigens Hr. Halm nur theilweise an, und folgt vielmehr in der Hauptsache der Schrift: Versuch einer Würdigung der Rede Cicero's für den Manilischen Gesetzesvorschlag von Christ. Wilh. Haun, Merseburg 1827, nach welcher sich Cicero einerseits dem Volke für seine Ernennung zum Prätor dankbar beweisen, und dadurch zugleich sich den Weg zum Consulate bahnen wollte; andrerseits aber auch sich durch die Interessen des Ritterstandes veranlaßt sah, diesen Gesetzesvorschlag zu unterstützen, was ihn in eine gewisse Opposition zum Senatorenstande brachte, dem er übrigens bey dieser Gelegenheit zeigen konnte, was er bereits auch ohne denselben vermöchte. Doch führt Hr. Halm noch zur Entschuldigung des Redners an, daß die scheinbare Mäßigung, welche Pompejus damals bey seinen außerordentlichen Leistungen für den Staat an den Tag legte, wohl auch ihn, wie so viele Andere, getäuscht haben mochte. Ferner wird nachgewiesen, welchen Einfluß diese Lage der Dinge auf die Gestaltung der ganzen Rede ausüben mußte, und zum Schlusse wird außer dem sehr günstigen Urtheile des M. Cornelius Fronto über diese Rede der Schluß jener Schrift Haun's mitgetheilt, *den Ref. hier ganz* wiedergeben will, da die Rede offenbar sehr richtig darin charakterisirt ist: „Da die Schilderung des Pompejus die Hauptsache ausmacht, so ist die ganze Rede mehr eine Unterhaltung für's Volk *über seinen* Liebling, den es auf diese Art einmal herrlich schildern hörte, als eine Rede für den Manilischen Gesetzesvorschlag. Was der Rede aber (als Staatsrede betrachtet) an innerer Gründlichkeit der Behandlung abgeht, sucht ihr Cicero durch den rhetorischen Werth dem Zwecke gemäß, welchen er hatte, zu ersetzen. Die Rede zeichnet sich nämlich durch eine leicht zu überblickende Anlage des Planes, durch natürliche und deutliche Zergliederung in einzelne, *stets interessante* Punkte, durch eine glückliche und Eindruckmachende Benutzung aller Momente und durch klare Verbindung der Gedanken aus. Sie unterhält ferner durch die stete Anschließung an die Geschichte der Zeit und ihre Deutung, durch die lebendigen Schilderungen der Kriege, durch die biographischen Skizzen und Charakterschilderungen des Lucullus, Mithridates, Tigranes, und vorzüglich Pompejus, den er in seiner ganzen Laufbahn, wie in *einer* Reihe von Gemälden, darstellt, und dadurch zugleich ein Bild eines vollkommnen Feldherrn entwirft. Dazu kommt die vorzügliche Sorgfalt, die er auf die mannigfaltige Wendung und Verbindung der Gedanken, auf die Fülle und Kraft des Ausdrucks und auf den Wohllaut der Sprache wandte. Das ist ihr rhetorischer Werth, der sich ihr, wenn man gerecht seyn will, nicht absprechen läßt. Er spricht

ſelbſt obiges Urtheil über ſie aus im Orator c. 29. und hat durch ſie einen praktiſchen Beweis für die de orat. I, 48 f. aufgeſtellte theoretiſche Behauptung gegeben, daß ein Redner über einen Feldherren Staatsmann, Rechtsgelehrten, Philoſophen, eine gute Rede halten könne, ohne ſelbſt das zu ſeyn, weil nur eine bis zu einem gewiſſen Grade genaue Kenntniß einer Sache dazu gehöre, um ſie, wenn man Redner iſt, zweckgemäß darzuſtellen."

Das vierte Kapitel, De codicibus orationis, gibt zuerſt über die früher verglichenen, dann über die von Hr. Halm zuerſt benützten Handſchriften Auskunft. Hierbey iſt beſonders zu beachten, was über die codices Jani Gulielmii mitgetheilt iſt. Er hatte nämlich nach ſeiner eignen Angabe drey Handſchriften: 1. Turingicum (d. i. die Erfurter Handſchrift), 2. Vuerdensem 3. Coloniensem basilicanum. Oefters kommt außerdem ein codex Hittorpianus vor, der aber kein andrer iſt als der Coloniensis basilicanus, wie aus den Angaben Gruter's zu erſehen iſt, der zu §. 6 bemerkt: manuscriptum Hittorpii Coloniense, und zu §. 21 Coloniensis liber Hittorpii. Dieß hat Steinmetz richtig beachtet, aber Benecke führt zu §. 30 die 3 Namen derſelben Handſchrift wie drey verſchiedene Handſchriften an: codd. Hitt. Basil. Colon., und §. 5 erwähnt er außer der Erfurter und Kölner, welche beyde nach Obigem zu den Handſchriften des Guilielmus gehören, noch tres codd. Gult., ſo daß aus dreyen fünf werden. Hr. Halm hat den bisherigen Apparat durch eine aus den Papieren Garatoni's von Hrn. Theodor Mommſen in Ravenna abgeſchriebenen Collation einer jetzt verlornen Tegernſeer Handſchrift vermehrt, welche aber nur einen Theil der Rede enthielt, ferner durch die Collation einer Berliner Handſchrift aus dem 15. Jahrhundert, welche er von Zumpt erhielt, und einer andern aus dem 14. Jahrhundert, welche im Beſitze des Advocaten Phil. Seneſio zu Perugia iſt, und von Tycho Mommſen verglichen worden iſt. Das erſtgenannte Fragment gehört der beſſern Familie an, welche von Hrn. Halm als familia Germanica bezeichnet wird, die beyden andern Handſchriften gelten als Probe der ſchlechteren Familie. Außerdem ſind noch 6 alte Ausgaben benützt, doch ſind nicht alle Lesarten derſelben mitgetheilt, weil ſonſt der kritiſche Apparat ohne einen Vortheil für die Sache allzuſehr angeſchwellt worden wäre, der ohnehin ſchon weit reicher iſt, als bey den früher bearbeiteten Reden.

Der Text der Rede iſt nämlich mit Benützung der erwähnten Hülfsmittel neu durchgeſehen, und der kritiſche Apparat mit Anwendung von Siglen, welche am Anfange der Rede zuſammen geſtellt ſind, darunter geſetzt. Zur Erleichterung der Auffindung der verzeichneten Lesarten ſind die Zeilen des Textes auf jeder Seite von fünf zu fünf numerirt, was bey den andern Reden nicht der Fall iſt. Der gewählte Titel: De imperio Gnei Pompei iſt durch die beßten Handſchriften, wie durch die Grammatiker beglaubigt, und auch durch das, was oben über das Weſen der ganzen Rede geſagt worden iſt, beſtätigt; die Schreibung desſelben kann zugleich als Beleg der Orthographie gelten, ſofern Hr. Halm mit Benecke zwar das einfache i im Genitiv, aber nicht das n in imperio gemein hat. So ſchreibt H. Halm auch (c. 9.) reliquium, collectio, maximum afflictum, cuius, tentandas, numquam est, illud und Aehnl.; nicht, wie jener: relicum, conlectio, maxumum, adflictum, quoius, temptandas, numquamst, illut.

Die Interpolationen, welche Benecke an verſchiedenen Stellen angenommen hat, ſind hier nicht anerkannt. Daß dieß Ref. nur billigen kann, ergibt ſich aus ſeiner Beurtheilung der Benecke'ſchen Ausgabe in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, Band XXIII. Heft I, S. 70. ff., auf welche Hr. Halm, wie wir im Folgenden ſehen werden, mehrfach Rückſicht genommen hat. Ebenſo iſt auch mit triftigen Gründen die ſchon früher (vgl. ed. Ald. 1519) ausgeſprochene, neuerdings von Madvig und Orelli gebilligte Vermuthung widerlegt, daß die ganze Stelle von §. 64 Atque in hoc bello bis §. 68 cum exercitu venisse gaudeant, welche eine nichtsſagende Wiederholung des in den früheren Theilen der Rede Ausgeſprochenen enthalte, einem ſpäteren Declamator zuzuſchreiben ſey. Sehr ſchätzbar iſt hier die ausführliche Mittheilung der von Bloch in ſeiner im Jahre 1828 in Kopenhagen erſchienenen Ausgabe vorgebrachten Gründe, auf welche ſich die beyden genannten Gelehrten berufen, ohne ſie mitzutheilen.

Berückſichtigen wir im Uebrigen vorzugsweiſe die Stellen, welche Ref. am angeführten Orte beſprochen hat, ſo iſt c. 1. §. 2 wo Ref. die Vulgata censuerunt vertheidigt hatte, hier mit Wunder und Madvig aus der Erfurter Handſchrift duxerunt aufgenommen, wogegen ſich nichts von Bedeutung einwenden läßt. C. 3. §. 7 iſt aus derſelben Handſchrift concepta (macula) ſtatt des in allen andern ſtehenden suscepta aufgenommen; ebenſo daſ. tota in Asia, mit Anführung der Anſicht des Ref., daß die Präpoſition dem an ſich allgemeinen Ausdrucke einen diſtributiven Sinne verleihe: „an ſo vielen einzelnen Orten.“ Daſelbſt iſt die Lesart der meiſten Handſchriften denotavit, nicht die der Erfurter: curavit, mit Recht aufgenommen; dagegen ut se non Ponti neque Cappadociae latebris occultare velit, nach dieſer ſtatt Ponto, was jedenfalls nicht ganz unhaltbar iſt; c. 4. §. 10 ſteht oratione nostra, ohne Berückſichtigung des in jener Handſchrift allein ſich findenden Pronomens mea, was ſich allerdings nicht beſonders empfiehlt. C. 4. §. 9 hat Hr. Halm mit Verwerfung des von Madvig gebilligten Vorſchlages Bencke's, ſtatt posteaquam wegen des folgenden Conjunctivs posten quum zu ſchreiben, die Conſtruction alſo erklärt: „Propterea autem Cicero coniunctivum singularem usurpasse videtur, ut statum rerum, in quo Mithridates legatos miserat, audientium animis vividius subiiceret, cum quasi diceret: misit legatos ad duces imperio Rv. infestos, itque ita eum fecisse cogitatote, posteaquam aedificasset etc. Qui autem coniunctivum post posteaquam ferendum esse negarunt, semper miratus sum, quod non item in coniunctivo quibuscunque ex gentibus potuisset offenderunt, qui mihi in eadem causa esse videtur, in qua alter ille in dubium vocatus. Ut enim statuas Tullium scripsisse postea cum aedificasset, non continuo conficitur etiam potuisset ei scribendum fuisse, nisi alia causa accederet, quae extra particulam cum posita coniunctivum afferret.“ Ref. würde ohne Anſtand für die Beybehaltung von posteaquam ſtimmen, wenn nicht das Imperfectum simularet folgte, welches H. Halm ganz unberückſichtigt gelaſſen hat, obgleich es offenbar mit posteaquam ſchlecht zuſammenſtimmt. Was aber den Conjunctiv potuisset betrifft, ſo kann er nicht gegen quum ſprechen, da er neben dieſem aus denſelben Gründen ſtehen kann, als neben posteaquam; es läßt ſich aber dafür die Wiederholung der Handlung in Anſpruch nehmen (vgl. Krügers Gramm. §. 645 Anm. 2 u. §. 627 b.), wenn man den Satz nicht ſubjectiv als Gedanken des Mithridates auffaſſen will, und postea iſt keineswegs ſo müſſig, als es Hrn. H. erſcheint. Der Sinn iſt nämlich: „Er rüſtete ſich zu einem neuen Kriege; und dieß zeigte er ſpäter, als er ſich hinlänglich gerüſtet glaubte, und den erwünſchten Vorwand erhielt, daß er gegen die Bosporaner zöge.“ — C. 4. §. 11 iſt es nicht zu tadeln, daß das von der Erfurter Handſchrift allein gebotene Präſens ſtatt negligetis keine Aufnahme gefunden hat. — C. 5. §. 11 iſt mit Recht die Lesart Maiores nostri aufgenommen. Im Commentar ſpricht ſich H. Halm mehr für die andre Lesart Maiores vestri aus, namentlich wegen des Folgenden: patres vestri; allein wenn man mit der Erf. Handſchr. mercatoribus aut navicularibus nostris lieſt, ſo iſt wohl keine Frage, daß auch Maiores nostri als richtig anzuerkennen iſt; da vestri und nostris in demſelben Satze einen ungeeigneten Gegenſatz hervorrufen würde. Uebrigens iſt zu vermuthen, daß nostris, was bey Maiores nostri als am Rande der Cratander'ſchen Ausgabe ſtehend angeführt iſt, vielmehr zu dem Folgenden mercatoribus aut navicularüs gehört, wo gewöhnlich nostris fehlt. — C. 6. §. 14 heißt es von dem Verſuch des Ref., die Lesart der Erfurter Handſchrift multitudine earum rerum quae exportentur, dem Indicativ gegenüber zu rechtfertigen: At vereor, ne hoc subtilius quam verius dictum sit; und allerdings möchte Ref. ſelbſt jetzt wegen des vorausgehenden Pronomens earum dem Indicativ den Vorzug geben; c. 6. §. 15 findet ſich die von Servius empfohlene Lesart pecua relinquuntur, wofür die Handſchriften pecora haben.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. December.

Nro. 257. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

M. Tulli Ciceronis orationes.

Auch unter dem Titel:

1. **M. Tullii Ciceronis oratio pro A. Caecina.**
2. **M. Tullii Ciceronis oratio de imperio Gnei Pompei.**

(Fortsetzung.)

Uebrigens scheint es dem Ref. immer noch geeigneter, sich nach einem Ausdrucke umzusehen, der nicht sowohl das Vieh selbst als die Orte bezeichnet, wo man das weidende Vieh einzustellen pflegt, die Sennereien, denn diese werden in Kriegszeiten verlassen, nicht das Vieh selbst. Vergleicht man demnach die Stellen des Varro R. R. II, praef. §. 6: ipse pecuarias habui grandes, in Apulia ovinarias et in Reatino equarias, und II, 1, §. 3: non quo ego pecuarias in Italia habeam, so könnte man pecuariae vermuthen, was, wenn pecuarie relinquantur geschrieben war, sowohl in pecua als in pecora verwandelt werden konnte. — C. 6. §. 16 ist mit Recht Quo tandem igitur animo geschrieben, nicht mit der Erfurter Handschrift quo tandem animo. Dagegen ist c. 7. §. 17 wohl eben so richtig die Wortstellung certe id quidem nach jener Handschrift aufgenommen; und eben daselbst amiserant und fortunae plurimorum coniunctae cum re publica defendantur; dagegen c. 8. §. 21 nach dem cod. Hittorp. studio atque odio, wo es sich fragt, ob der Zusatz nicht aus al. odio entstanden ist. — Etwas länger müssen wir bey einer andern Stelle desselben Paragraphen verweilen, wo Hr. Halm die Vulgata beybehalten hat: Sinopen atque Amisum, quibus in oppidis erant domicilia regis, omnibus rebus ornatas ac refertas ceterasque urbes Ponti et Cappadociae permultas uno aditu adventuque esse captas. Die Handschriften haben insgesammt clausas und Hr. Halm bemerkt in den Prolegomenis S. 17 ganz richtig, daß in den Worten uno aditu adventuque esse captas eine historische Unrichtigkeit liege. Ref. hatte früher vermuthet esse reclusas, was von Italienern leicht hätte falsch abgetheilt werden können essere clusas und so in esse clusas oder clausas verwandelt. Dagegen bemerkt Hr. Halm nicht ohne Grund, esse reclusas sey zu poetisch, und passe mit uno aditu adventuque nicht zusammen. Es fragt sich aber, ob nicht die Lesart der Handschriften clausas selbst haltbar sey? Vielleicht so, daß man dazu ergänzte regi? Es wäre dieß freylich etwas undeutlich; doch wäre so die historische Wahrheit gerettet, und eben der Umstand, daß diesen Städten gegenüber kein Sieg des Lucullus zu verkünden war, konnte die etwas geschraubte Ausdrucksweise herbeyführen. Für diese Ansicht läßt sich geltend machen, daß es vorher von Sinope und Amisus heißt: quibus in oppidis erant domicilia regis; und daß unmittelbar auf unsere Stelle die Worte folgen: regem spoliatum regno patris atque avito. Auch gäbe dieß einen guten Gegensatz zu dem Vorausgehenden patefactumque nostris legionibus Pontum, den man freilich entschiedener ausgesprochen wünschte. — C. 9. §. 24 sind die Worte ut his nomen regale magnum et sanctum esse videatur richtig nach der Erfurter Handschrift

aufgenommen, und so erklärt: „woraus man zu der Folgerung berechtigt ist, daß diesen Leuten der Königsname als groß und heilig gilt.“ Dieß trifft zusammen mit der Erklärung des Ref. „so daß man annehmen darf, daß“ u. s. w. — Das. §. 25 ist richtig geschrieben ad aures Luculli imperatoris. — Zu den schwierigsten Stellen der ganzen Rede gehören c. 10. §. 28 die bey der Aufzählung der verschiedenen von Pompejus geführten Kriege vorkommenden Worte: mixtum ex civitatibus atque e bellicosissimis nationibus. So hat Hr. Halm nach den Handschriften geschrieben, aber eine schon früher (in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1838 S. 160) ausgesprochene Vermuthung dabey wiederholt; nämlich daß zu lesen sey: ex civibus incitatis. In dem Commentare lesen wir u. a.: „Addit Benecke notionem verbi mixtum talem esse, ut hic necessario nomen requiratur, quo plane dissimile significetur: id quod de civitatibus et nationibus inter se oppositis dici non possit,“ und: „Quid sit bellum mixtum, facile cognoscitur ex Tac. Hist. I, 2, trina bella civilia plura externa ac plerumque permixta: et IV, 22: mixta belli civilis externique facies. Est enim tale, in quo cives Rom. vires suas cum externae nationis coniunxerunt. Neque illud dubitationem movere debuit, quod orator soli bello Hispaniensi aliquid addendum putavit. Cetera enim bella, quae nominantur, ipso nomine proprium suam naturam prae se ferunt, non item Hispaniense, quod non cum uno hominum genere gerendum erat.“ In Betreff der ersteren Bemerkung verdient die früher schon von dem Ref. beygezogene Stelle (de off. I, 11, §. 35) Berücksichtigung, wo es heißt: qui civitates aut nationes devictas bello in fidem recepissent, so daß der verlangte Gegensatz, wie es scheint, in dem Sinne ausgesprochen ist, daß civitates die in civilisirten Staaten und Städten vereinigten Völker im Gegensatze zu den andern (nationes), welche, ohne politische Bedeutung, sich nur mit Krieg (daher hier bellicosissimae) oder Viehzucht u. dgl. abgeben. Dieß paßt aber freylich nicht recht mit der in der zweyten Bemerkung enthaltenen Erklärung von bellum mixtum zusammen. Indessen muß diese, so richtig sie an sich ist, doch nicht auf alle Fälle, wo ein bellum mixtum genannt wird, ihre Anwendung finden. Uebrigens muß Ref. auf seine frühere Auseinandersetzung dieser Stelle zurückkommen, welche Hr. Halm als zu weitläufig, und, wie es scheint, nach seiner Ansicht ohne Bedeutung, nicht aufgenommen hat. Ref. kann sich nämlich noch nicht überzeugen, daß unter dem bellum mixtum hier der vorhergenannte Spanische Krieg gemeynt sey. Er bezieht diese Worte vielmehr auf das Folgende: servile, navale bellum, und beruft sich dabey auf die Recapitulation und weitere Erörterung unserer Stelle in dem folgenden Kapitel, wo es von dem Spanischen Kriege nur heißt: testis est *Hispania*, quae saepissime plurimos hostes *ab hoc superatos* prostratosque conspexit; darauf auch von servile und navale bellum; testis est iterum ac saepius Italia, quae cum servili bello tetro periculosoque premeretur, ab hoc auxilium absente expetivit, . . . 31 testes nunc vero iam omnes orae atque omnes exterae gentes ac nationes: . . . XII. Sed quid ego tam longinqua commemoro. Fuit hoc quondam, fuit proprium populi Romani longe a domo bellare et propugnaculis imperi *sociorum fortunas* non sua tecta defendere. . . . 33 . . . cum vestros portus atque eos portus quibus vitam ac spiritum ducitis, *in* praedonum fuisse potestatem scitis? . . . Nam quid ego Ostiense incommodum . . queror, cum prope inspectantibus vobis classis . . a praedonibus capta atque oppressa est? . . . ut vos, qui modo ante ostium Tiberinum classem hostium videbatis, nunc nullam intra Oceani ostium praedonum navem esse audiatis! . . 35 . . . In tantum bellum, tam diuturnum, tam longe lateque dispersum, quo bello omnes gentes ac nationes premebantur, Gn. Pompeius . . . confecit. Gewiß ist nach dieser Schilderung der beyden Kriege vorne eher ein Zusatz zu der Erwähnung dieser, als zu der Erwähnung des Spanischen Krieges zu erwarten; allein das Wort civitatibus findet auch hier keine gehörige Erklärung; dagegen ist bey dem Seeräuberkrieg wiederholt von der Nähe desselben um Rom die Rede, und welcher Krieg war den Römern nä-

her, als der mit ihren eignen Sclaven? Deßhalb hat Ref. früher schon für civitatibus vermuthet vicinitatibus, was diplomatisch dadurch empfohlen wird, daß de fin. V, 23, 65 für vicinitatibus mehrere Handschriften haben in civitatibus, woraus dann auch die Lesart des cod. Parcensis, incitatis hätte entstehen können. . . Daß aber die Feinde in beiden Kriegen den bellicosissimis nationibus angehörten, ist wohl kein Zweifel.

(Schluß folgt.)

Joannis Friderici Gronovii Notae in C. Annaei Senecae Naturales Quaestiones. Primus edidit Carolus Rudolphus Fickert. Pars II. (40 S. in 4.)

Diese Schrift, welche zu Ostern 1848 als Programm des Elisabeth-Gymnasiums zu Breslau erschienen ist, dem der Verfasser als Rektor vorsteht, ist dem Unterzeichneten erst vor Kurzem zugekommen; er würde sich sonst schon früher erlaubt haben, dieselbe hier zu besprechen, da er den ersten Theil derselben als ein Supplement zu der Fickertschen Ausgabe des Seneca bereits im Jahre 1846 (Nr. 187) in diesen Blättern angezeigt hat. Aus jener Anzeige geht hervor, daß diese Bemerkungen zu Seneca's Untersuchungen auf dem Gebiete der Naturkunde von einem Schüler J. F. Gronov's nachgeschrieben worden und von Hamburg aus an Hrn. Fickert gelangt sind, der sich entschloß dieselben herauszugeben, da sie, wenn auch für die Kritik der Bücher, auf welche sie sich beziehen, ohne große Bedeutung, manchen schätzbaren Beytrag zu der Erklärung derselben liefern, indem sie theils den Zusammenhang, theils die von Seneca besprochenen Gegenstände erläutern. In der ersten Abtheilung sind die Bemerkungen zu den drey ersten, in dieser die zu den vier letzten Büchern mitgetheilt; und zwar schließen dieselben mit dem 21. Kapitel des 7. Buches, so daß sie nur zu den 11 letzten Kapiteln fehlen.

Der Inhalt dieser zweyten Abtheilung gibt zu keinen besonderen Bemerkungen Anlaß, wenn man nicht den Irrthum hierher rechnen will, daß IV, 3, 3, wo von der runden Form des Hagels und der Wassertropfen die Rede ist, bey den Worten in poculis sparsis, an das Ausgießen der letzten Tropfen bey den *Κότταβος*-Spiele gedacht wird, während doch in speculis und in omni lacvitate zeigt, daß es sich um die außen an dem Becher hängenden Tropfen handelt. Die Worterklärung ist bey weitem vorherrschend; übrigens fehlt es auch nicht an geeigneten Sacherklärungen. Die ungenauen Citate sind durch Hrn. Fickert insgesammt vervollständigt oder berichtigt. Im Ganzen ist uns dabey nur Weniges aufgefallen, was vielleicht zum Theil dem Drucker zur Last fällt. So ist in der Vorrede zum 4. Buche §. 7. zu Demetrium bemerkt: Cyrem familiarem. Da der von Seneca öfters erwähnte Cynker darunter gemeynt ist, so ist wohl eine Hindeutung auf seine philosophische Sekte darin zu suchen; etwa Cynem statt *Κύνα*, wo freylich die lateinische Casusendung sehr auffallend wäre. — Das. §. 10 ist zu abducit bemerkt: demeret vel demeretur, delevit, wo ohne Zweifel das Richtige delenit ist. — Kap. 2. §. 2, wo es von den Aegyptern heißt: nemo aratorum adspicit coelum, lautet die Erklärung: aptat tempestivos imbres, wahrscheinlich statt optat: — Zu §. 3 ist bemerkt: Urbem] Nilus. Dieß ist rein unverständlich, so daß man vermuthen könnte, es sey Nilus in Folge eines Irrthums des Nachschreibenden an die Stelle des hieher passenden Namens Philae getreten, welcher bezeichnen würde, daß die Stadt denselben Namen trug, als die Insel.

Zu dem Satze (IV, 11, 5): Ubi ad collationem immensi corporis ventum est, nihil interest, quanto alterum altero sit maius: quia, etiamsi magno discrimine, tamen minima vincuntur findet sich die am Schluße unverständliche Bemerkung: Etsi multis partibus ista respectu totius pusilla se invicem vincant, etsi multo maius ex iis alterum sit altero, tamen id, quod vincitur minimum est respectu totius eoque vincens eam ob causam non potest magnum aestimari. Hr. Fickert vermuthet hier, die Worte: eam ob causam seyen zu tilgen; allein es wäre wohl geeigneter, nach totius ein Kolon zu setzen, und statt eoque zu schreiben aeque, um so das Folgende vincens mit dem Vorausgehenden id quod vincitur in Parallele zu setzen. Aehnlich braucht Gronov die Partikel aeque in einer Bemerkung zu cap. 9. §. 1. Das Lemma zu dieser Note lautet übrigens nur: minima, was mit der Bemerkung nicht recht zusammen paßt. So sind in der Regel nur einzelne Worte angeführt; mitunter so, daß sich Lemma und Note, wenn man den Text nicht zu Hülfe nimmt, nicht zusammen reimen lassen. So zu IV, 2, 4. vincitur] sive cedere sibi cogit saxa, sive iisdem cedit, wo es heißen sollte: vincit aut vincitur. Man könnte von dem Herausgeber verlangen, daß er zu größerer Erleichterung des Gebrauches diese Lemmata mit Angabe des von ihm Hinzugesetzten vervollständigte; doch ging dieß hier deßhalb

nicht gut an, weil Hr. Fickert schon die Abweichungen seiner Ausgabe in Klammern beyzusetzen hatte.

Außerdem ist noch anzuführen V, 18, 7: parum per Joniam statt per ironiam; — zu VI, 11: ferreant] sub terra sc. redeant wahrscheinlich statt ardeant. Wenigstens ha sich dieses Wortes Gronov auch VII, 1, 5. zur Erklärung bedient. — VI, 19, 1. zu der Erklärung der Worte in dolio findet sich dreymal die unrichtige Schreibart pythaulae, vielleicht absichtlich aus dem Original so wiedergegeben. — VI, 27, 4. findet sich zu den Worten: oves vero mollioris naturae quo propiora terris ferunt capita, corruptas esse non miror, die sonderbare Bemerkung: quia nempe aliis cruribus capita gerunt in terram prona, wo es sich fragt, ob nicht etwa altis cruribus zu lesen ist, in dem Sinne: „da doch ihre Beine hoch sind." — Zu VII, 15. ist wohl auch Sedetes absichtlich gelassen statt Sidetes, was bekanntlich der Beyname des Antiochus, des jüngern Sohnes des Demetrius Soter ist, (welcher dort erwähnt wird), da er in Side einer Stadt Pamphyliens erzogen worden war.

Was sich sonst der Art noch anführen ließe, übergehen wir absichtlich; da es, an sich unbedeutend, wahrscheinlich nur auf Druckversehen beruht.

Nachdem aber nun das Ganze vor uns liegt, ist zwar allerdings anzuerkennen, daß der für die Wissenschaft daraus hervorgehende Gewinn gerade nicht bedeutend ist; allein schon der Name des Urhebers bürgt dafür, daß die Bemerkungen nicht ohne Werth sind; und man darf sie nur mit dem dickleibigen Köler'schen Commentare vergleichen, um sich zu überzeugen, daß der Sinn des Schriftstellers hier oft mit wenigen Worten deutlicher dargelegt ist. Jedenfalls müssen wir es Hrn. Fickert Dank wissen, daß er die Mühe nicht gescheut hat, sie durch die Herausgabe der Vergessenheit zu entziehen.

L. v. J.

Zoologia typica, or Figures of new and rare Mammals and Birds described in the Proceedings, or exhibited in the collections of the Zoological Society of London. By Louis Fraser. London 1849. fol.

L. Fraser, bekannt als Theilnehmer an der unglücklichen, in den Jahren 1841 und 1842 ausgeführten Niger-Expedition, der er als Naturforscher beygegeben war, hatte nach seiner Rückkehr den Plan gefaßt, von allen neuen und seltnen Säugthieren und Vögeln, die in den Verhandlungen der zoologischen Gesellschaft beschrieben wurden, colorirte Abbildungen zu liefern. Da er jedoch seit dem Beginn dieses Unternehmens zweymal auf zoologischen Excursionen in Nordafrika abwesend war, so gerieth die regelmäßige Herausgabe der Lieferungen in Stockung, und nachdem er auch seine Stellung als Curator der Londner zoologischen Gesellschaft aufgegeben hatte, beschloß er mit der 70. Tafel seine Zoologia typica zu beendigen, um in Knowsley einen wissenschaftlichen Katalog von den herrlichen zoologischen Sammlungen des Earl of Derby zu machen: *Sammlungen*, von denen er sagt, daß sie von keinen privaten übertroffen und nur von wenigen öffentlichen, wenn überhaupt, erreicht werden dürften.

Die Zoologia typica — ein Titel, der ohnedieß zu viel aussagte — ist demnach vor der Zeit geschlossen worden; ein Ereigniß, das über kurz oder lang doch eintreten mußte, da außerdem ihr Schlußtermin eben so unbegränzt gewesen wäre als die neuen Entdeckungen in der Zoologie ebenfalls so lange, als diese Wissenschaft noch forteultivirt werden wird, *ins Unbegränzte* fortdauern. Bey einem Werke, wie der Zoologia typica, ohne allen innern organischen Zusammenhang, kann man aber auch abbrechen, wo man nur will; genug, wenn die gelieferten Abbildungen gerechten Anforderungen entsprechen. Und dieß ist in der That bey den vorliegenden der Fall, indem sie sowohl an Richtigkeit und Nettigkeit der Zeichnung, der lithographischen Ausführung und des Kolorits mit den besten Leistungen auf diesem Gebiete concurriren können, ja hinsichtlich der Richtigkeit des Kolorits bey den Säugthieren die meisten andern englischen Werke übertreffen.

Unter den 70 Foliotafeln, die in dieser Zoologia typica enthalten sind, gehören 28 den Säugthieren und die übrigen den Vögeln an. Außerdem ist noch der überflüßige Raum auf 21 Tafeln benützt, um 21 Arten von Pflanzen zur Darstellung zu bringen. Die Beschreibungen sind übrigens nicht immer so vollständig, als sie seyn sollten und der Raum es erlaubt hätte.

Der Preis dieses Prachtwerkes beträgt 8 Pfund Sterling.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. December.

Nro. 258. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1849.

M. Tulli Ciceronis orationes.

Auch unter dem Titel:

1. **M. Tullii Ciceronis oratio pro A. Caecina.**
2. **M. Tulli Ciceronis oratio de imperio Gnei Pompei.**

(Schluß.)

Auf die Kritik weiter einzugehen findet sich Ref. um so weniger veranlaßt, als er im Uebrigen sich fast nur zustimmend zu äußern haben würde. Was aber die Erklärungen betrifft, so bietet diese Ausgabe abgesehen davon, daß die darin enthaltene Rede eine der am häufigsten in Schulen gelesenen ist, was auf die Haltung des Commentars keinen wesentlichen Einfluß ausgeübt hat, in so fern eine neue Seite der Betrachtung dar, als hier eine ausführliche Specialausgabe, nämlich die von Benecke, vorlag, welche Hrn. Halm, wie er selbst in der Vorrede ausgesprochen hat, Gelegenheit gab, durch die That zu zeigen, wie er es mit solchen Vorarbeiten zu halten gesonnen sey. Hierüber hatte er sich in der Vorrede zum ersten Bande S. IX. also ausgesprochen: „Recentiorum operibus ita utar, ut et religiose caveatur, ne qui commentarius totus in meum transisse videatur, et tamen intelligatur, quid a quoque viro docto de locis difficilioribus et obscurioribus disputatum sit.“ Und dieser Grundsatz ist hier treulich befolgt. Die Resultate der meistens ziemlich ausführlichen Bemerkungen Benecke's sind mit möglichst wenigen Worten angegeben; in Betreff der Untersuchungen selbst aber wird der Leser auf die Ausgabe jenes Gelehrten verwiesen, so daß er keine Ursache hat sich über Verletzung des Eigenthums zu beschweren. Im Uebrigen ist wenig von Bedeutung zu erinnern. Eine Stelle, die ohne die nöthige Erklärung gelassen wäre, ist dem Ref. nicht aufgefallen, und er nimmt keinen Anstand, sich in den meisten Fällen der hier gewählten Erklärungsweise ohne Weiteres anzuschließen. Nur höchst selten möchte die Form einer Erklärung Anstoß geben, wie zu c. 7. §. 17 Magnas pecunias i. e. multas, da das Letztere bekanntlich unlateinisch ist. Auch wäre besser Krebs Antibarbarus (u. d. W. multus) citirt als Oudendorp. et Hildebrand. ad Apul. VII, c. 9, p. 552, da dort offenbar Verschiedenartiges vermengt ist, wenn magnis talentis und magnis pecuniis geradezu nebeneinander gestellt erscheint. Pecunia bezeichnet nämlich doch an sich eine unbestimmte Geldsumme, so daß es sich bey multae pecuniae nicht fragt, wie viele einzelne Summen zu verstehen sind, sondern wie groß die gesammte Summe ist, oder, wenn man es mit dem Pluralis genauer nehmen will, wie groß die einzelnen Summen anzunehmen sind, aus denen man sich die ganze Summe bestehend denkt; dagegen ist talentum an sich eine bestimmte Summe, deren Größe nicht in Frage steht, so daß man nur in Folge einer rhetorischen Figur, zunächst nur im Singular oder mit einem Zahlwort, wie Virgil Aen. V, 248 u. IX, 265, sagen kann magnum talentum oder duc magna talenta, während magnis talentis bey Apulejus u. a. O. offenbar zu erklären ist: compluribus talentis quorum unum quodque magnum est. Diese

Erklärungsweise bey magnis pecuniis anzuwenden wird aber niemanden einfallen.

In einzelnen Fällen hätte sich vielleicht noch etwas hinzufügen lassen, um das zu Erklärende mehr hervorzuheben. So würde Ref. bey der Erklärung von te ipse c. 13. §. 38, das Griechische αὐτὸς ἑαυτόν beygesetzt haben, worauf Nägelsbach an der dort citirten Stelle hinweist.

Etwas schärfer hätte sich zu c. 18. §. 55 der Unterschied zwischen escendere und ascendere bestimmen lassen. Denn es ist zwar im Allgemeinen richtig, was sich hier findet: „Si etymologiae rationem habemus, in verbo escendere magis locus ex quo in alium scanditur, in ascendere, ad quem scanditur, spectari videtur, ut illud sit proprie nostrum aufsteigen, hinaufsteigen von einem Orte, hoc emporsteigen, heransteigen zu einem Orte;" allein es ist bey escendere noch hervorzuheben, daß nicht sowohl auf den Ort, von welchem als auf die Umgebung Rücksicht genommen wird, aus welcher man sich erhebt. So sagt man escendere in rostra, in tribunas, in conciouem, in currum, in equum, von demjenigen, welcher sich über die, unter denen er bisher stand oder saß, empor hebt, aus ihnen heraustritt; es ist also escendere dem surgere oder ἀναστῆναι verwandt, als Gegensatz zu sedere oder καθῆσθαι; dagegen ist bey ascendere wirklich von dem Orte die Rede, zu dem man emporsteigt, so daß man eben so gut ascendere als escendere in rogum sagen kann; der bloße Accusativ bey escendere gehört aber begreiflicher Weise nur der spätern Zeit an.

Zum Schluße wollen wir noch eine Stelle besprechen, bey welcher Hr. Halm erklärt, er könne die Ansicht des Ref. nicht recht verstehen. Es sind dieß c. 19. §. 59 die Worte: neque me impediet cuiusquam inimicum edictum, quo minus vobis fretus vestrum ius beneficiumque defendam, wo davon die Rede ist, daß, wenn die Consuln nicht die Ernennung des Gabinius zum Legaten des Pompejus bey dem Senate beantragen würden, Cicero als Prätor es selbst thun würde. Hr. H. versteht nun mit Hofman unter ius beneficiumque nichts anders als das Recht, einen solchen Antrag als Prätor bey dem Senate zu stellen; so daß also der Sinn wäre: „und wenn man mir das nicht erlauben will, so werde ich es vermöge meines Rechtes als Prätor schon durchzusetzen wissen, daß ich den Antrag stellen darf," und das Verbum defendam denselben Sinn hätte, als tuear. Ref. bezog dagegen diese Worte auf den Inhalt des zu stellenden Antrages, durch welchen das bezweckt werden sollte, daß Pompejus nicht dadurch, daß man ihm die, welche er zu Legaten zu haben wünschte, nicht gäbe, in der Ausführung des ihm vom Volke gegebenen Auftrages gehindert wurde; er bezeigt also vestrum ius beneficiumque auf die vom Volke verliehene Feldherrnstelle des Pompejus, von der es kurz vorher heißt: in hoc imperatore atque exercitu quem per vos ipse (Gabinius) constituit.

Die Entscheidung hierüber wollen wir Anderen überlassen, und nur noch im Namen aller Freunde des großen Römischen Redners den Wunsch aussprechen, daß, wenn die beabsichtigte Herausgabe der übrigen Reden desselben in der hier besprochenen Weise auch für's Erste noch unterbleiben muß, doch die Zeit nicht ferne liegen möge, in welcher der wohl durchdachte und bis hierher trefflich ausgeführte Plan wieder aufgenommen und zu Ende geführt werden wird. Uebrigens können wir von dem mit allseitigem Beyfall gekrönten Werke auch für jetzt nicht scheiden, ohne, wie bey dem Beginne der vorigen Anzeige, die persönlichen Verhältnisse des Verfassers mit einigen Worten zu berühren. Damals hatten wir es zu beklagen, daß der Bayrische Gymnasiallehrerstand durch seinen Austritt einer seiner schönsten Zierden beraubt worden war; jetzt ist es uns vergönnt, unsere innige Freude darüber auszusprechen, daß er demselben wiedergegeben, und zwar unter Umständen wiedergegeben ist, welche seinen Wiedereintritt in jeder Hinsicht als einen Lichtblick an dem leider immer noch trüben Horizonte erscheinen lassen. Denn wenn die Königliche Staatsregierung das Verdienst des Einen so zu lohnen wußte, daß sie sich durch die im Allgemeinen durch die Verhältnisse gebotenen Schranken nicht beengen ließ, so hat sie allen damit die freudige Zusicherung gegeben, daß diese Schranken sobald als möglich fal-

len sollen, und daß wenigstens die Zeit vorüber ist, in welcher man eine Verbeßerung der Lage des Einzelnen, selbst wenn die Mittel dazu vorhanden wären, nicht zuließ. Gewiß werden für die Zukunft die nicht Recht behalten, welche behaupten, daß, wenn ein Lehrer zu einer Anerkennung gelangen wolle, er nur erst Bayern verlassen müsse. Zeigt doch ein jeder ähnlicher Fall, was bey uns geschehen muß, um das Gleichgewicht selbst mit den kleineren deutschen Staaten herzustellen; und sollte es wirklich denen zum Nachtheil gereichen, die unausgesetzt ihre Kräfte dem Lande widmeten, in welchem sie geboren und gebildet sind? Dieß können und wollen wir nicht glauben, und begrüßen daher die Heimkehr des verehrten Freundes mit doppelter Freude als eine Verheißung beßerer Tage.

L. v. Jan.

Quaestionum Plinianarum specimen II. Scripsit Julius Sillig. Dresdae 1849. 28 S. gr. 8.

Ueber den ersten Theil von Sillig's Quaestiones Plinianae, welcher dazu bestimmt war, zu zeigen, was von dem in der Pariser Bibliothek befindlichen und früher schon von Salmasius benützten Anecdoton unter dem Titel: Appulei Platonici de remediis salutaribus für die Kritik des Plinius zu hoffen sey, hat Ref. in den Gelehrten Anzeigen 1839. No. 206 f. berichtet. Der vorliegende zweyte Theil, welcher, wie jener, als Programm des Dresdner Gymnasiums erschien, steht mit jenem nur äußerlich in Zusammenhang; seinem Inhalte nach schließt er sich enge an die kürzlich in diesen Blättern besprochne Ausgabe der Vorrede und des 35. Buches der Naturalis Historia des Plinius an, so daß Ref. beyde Schriften in einer Anzeige zusammen behandelt haben würde, wenn ihm diese nicht zu spät zugekommen wäre.

Hr. Sillig hat nämlich die sich ihm darbietende Gelegenheit dazu benützt, eine weitere Probe von dem bereits vollendeten Theile seiner Ausgabe des Plinius zu geben, und hat dazu die ausführlichen Bemerkungen zu den bereits fertigen Büchern, mit nur wenigen Ausnahmen gewählt. In diesen hat er sich, wie er selbst sagt, zur Aufgabe gemacht, den eigenthümlichen Sprachgebrauch des Plinius zu erörtern, den Sinn schwieriger Stellen aufzuhellen und die Ansichten der bedeutendern frühern Bearbeiter und Erklärer entweder durch neue Beweise zu bestätigen, oder, wenn jene irrig zu seyn schienen, sie zu verbessern, und so die vorkommenden Schwierigkeiten in grammatischer, kritischer und historischer Hinsicht zu beseitigen. Er verwahrt sich auch hier wieder vor dem Vorwurfe zu großer Weitläufigkeit; indessen kann Ref., wenn diese hier zusammengestellten alle ausführlichen Bemerkungen zu 10 Büchern sind, seine früher ausgesprochene Ansicht, daß ihm durchaus nicht zu viel geschehen scheint, hier nur wiederholen. Hr. S. will diese Bemerkungen als Excurse betrachtet wissen, und erklärt, es seyen nur wenige, meist grammatische übrig, die er anderswo, hoffentlich in der Ausgabe selbst, mitzutheilen gedenke. Daher kann es um so weniger auffallen, daß die Kritik in den hier gegebenen Bemerkungen ein so bedeutendes Uebergewicht hat.

Dieser sind, nachdem die Bezeichnungen der Handschriften kurz erklärt worden sind, 34 Bemerkungen gewidmet, von denen die 3 ersten solche Stellen behandeln, bey welchen Hr. S. bemüht war, die richtige Lesart nach seinen Handschriften herzustellen, oder unnöthige Conjecturen Anderer abzuweisen, die 11 andern aber bedeutendere Aenderungen vermittelst Conjecturen enthalten. Von den erstern sind 5, von den andern 2 mehr oder weniger gegen den Referenten gerichtet, der übrigens an keiner dieser Stellen seine früher ausgesprochene Ansicht noch für vollkommen richtig ausgeben möchte, wenn er gleich nicht überall so mit Hr. Sillig einverstanden ist, wie bey der zuerst behandelten Stelle, welche Hr. S. selbst als die bedeutendste bezeichnet. Die Bamberger Handschrift hat in derselben (36, 25) statt der sinnlosen Vulgata: Vestam sedentem laudatam in Servilianis hortis, duasque chametaeras circa eam die Lesart duosque campteras, woraus Ref. wegen der Feuergöttinn Vesta duosque lampteras machen zu müssen glaubte, was Hr. S. auch in seine kleinern Ausgaben

aufgenommen hat, der jedoch bey genauerer Unterſuchung zu der Ueberzeugung kam, daß campteras hier ganz richtig ſey, indem die ſitzende Veſta die Erde, die campteres oder metae aber die Pole des Himmels bedeuten, welche als die Wendepunkte der Sonnenbahn (vgl. Homer Od. 15, 403 τροπαὶ Ἡελίοιο) betrachtet werden; womit noch ganz paſſend die Worte des Plinius ſelbſt longissimas distantiae metas verglichen werden.

Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir alle einzelne Stellen durchgehen wollten; wir bemerken daher nur im Allgemeinen, daß, wie es in der Natur der Sache liegt, die Stellen erſterer Art, bey welchen die Lesart der Handſchriften, mit alleiniger Abänderung der Interpunktion bey einigen derſelben, feſtgehalten oder zuerſt zur Geltung gebracht wird, mehr auf allgemeine Anerkennung Anſpruch machen können, als es bey den andern der Fall iſt, bey denen H. S. die Conjectur zur Hülfe genommen hat. Nur bey zweyen von jenen, wo Hr. S. nicht ſeinen Handſchriften ſondern dem im 12. Jahrhunderte veranſtalteten Auszuge, Roberti Canuti Crikeladensis defloratio Pliniana, gefolgt iſt, iſt Ref. mit der Geſtaltung derſelben nicht einverſtanden; d. i. 2, 114, wo Namque e fluminibus ac nubibus et e mari videmus . . . consurgere (ventos) geſchrieben werden ſoll, während nach den Handſchriften das von Harduin aufgenommene sinubus in nivibus, d. i. „durch Schneeflächen“ abzuändern iſt; und 3, 123., wo nach demſelben: oppidum Eporedia Sibyllinis libris a populo Romano condi iussum geſchrieben werden ſoll, während die Handſchriften auf Sibyllinis a p. R. conditum iussis hinführen. An einer andern Stelle (37, 119) iſt Ref. nur mit der hier gewählten Interpunktion nicht einverſtanden, indem er ſtatt: Adulteratur (cyanos) maxime tinctura, idque in gloriam regum Aegypti; adscribitur et qui primus tinxit, ſchreiben möchte: idque in gloriam regum Aegypti adscribitur; an einer andern (2, 11) nur mit der hier vorgeſchlagenen Erklärung, indem Ref. die Worte: eandemque (terram) universo (oder universi) cardine stare pendentem ſo erklärt, daß cardine pendentem zuſammen bezogen wird, während Hr. S. aus den Vorhergehenden die Worte imam atque mediam in (universo cardine) herabgenommen wiſſen will.

Von den durch Conjectur geänderten Stellen heben wir hier nur die eine (5, 59) hervor, in welcher Hr. S. est ex adverso insula eius (Nili) Philae zu ſchreiben vorſchlägt, ſtatt et ex adverso insulae IV Philae, und verweiſen wegen der übrigen auf die Z. f. A. W.

Erklärende Bemerkungen finden ſich nur zwey, von denen die eine (zu 2, 92) den Aufruhr unter dem Conſulate des Octavius, welchen Harduin auf das Jahr d. St. 711 bezieht, auf 667 verweiſt, wo Cn. Octavius mit Cinea und nach deſſen Vertreibung mit L. Coraelius Merula Conſul war; die andere (zu 36, 46.) den Scherz des Cicero über die von Marmor erbauten Mauern von Chios ſo erklärt: „ich würde ſie noch mehr bewundern, wenn ihr nicht ſo von der Natur dabey unterſtützt worden wäret, ſondern ſie aus geringen Steinen erbaut und durch Kunſtwerke ausgeſchmückt hättet.“

Von den grammatiſchen Bemerkungen, welche Hr. S. wie bereits angeführt worden iſt, auf eine andre Gelegenheit aufgeſpart hat, iſt hier zum Schluſſe nur eine einzige, über die Formen auf um im Genitiv des Plurals der 2. Declination beygegeben, welche ſich in der Bamberger Handſchrift findet.

Das Ganze gibt einen neuen Beweis von dem vielen Trefflichen, welches die Sillig'ſche Ausgabe des Plinius zu bieten verſpricht. Möge es bald aus dieſer ſelbſt erſichtlich ſeyn!

L. v. Jan.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. December.

Nro. 259. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1849.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

W. A. H. Faselius, Berechnungen der Ablösungs-Kapitalien. Weimar 1849.

A. Burg, Compendium der populären Mechanik und Maschinenlehre. 2te verb. Auflage. Mit Atlas. Wien 1849.

U. Vitry, Le propriétaire architecte. Vol. 1. 2. Par. 1827.

B. Woodcroft, A sketch of the origin and progress of steam navigation. Lond. 1849

Jer. de La Lande, Bibliographie astronomique avec l'histoire de l'astronomie depuis 1781 jusqu'à 1802. Par. 1803.

H. Koeler, Beobachtungen über die Temperatur der See-Oberfläche im nordatlant. Meere. Göttingen 1849.

C. Hartmann, die neuesten Entdeckungen und Forschungen in der Geologie. Weimar 1849.

Th. Schramm, Examinatorium der Chemie. Th. 1. Unorganische Chemie. Tübingen 1848.

Dr. M. Perty, die Bewegung durch schwingende mikroskopische Organe im Thier-Pflanzenreiche. Bern 1849.

B. H. Hodgson, Catalogue of the specimens and drawings of Mammalia and Birds of Nepal and Thibet. Lond. 1846.

G. R. Waterhouse, A natural history of the mammalia. Part 12 — 19. Lond. 1848.

Acheta Domestica, Insect Life, wars, infusions, slavery ... Episodes of Insect Life. Lond. 1848.

Dr. J. Poech, Enumeratio plantarum hucusque cognitarum insulae Cypri. Vindobonae 1842.

D. Lindley, An introduction to Botany. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

Dr L. Rabenhorst, Deutschlands Kryptogamen-Flora. Bd. II. Abth. 3. Moose. Leipz. 1848.

C. J. v. Klinggräff, Flora von Preußen. Marienwerder 1848.

Ch. König and Sim, Annals of Botany. Vol. 1. 2. Lond. 1803.

L. Chr. Treviranus, Bemerkungen über Führung von botanischen Gärten, welche zum öffentlichen Unterricht bestimmt sind. Bonn 1849.

Dr. M. J. Schleiden; Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik. 3. umgearb. Aufl. Th. 1. Leipzig 1848.

W. P. Schimper, Recherches anatomiques et morphologiques sur les mousses. Strasb. 1848.

E. Fries, Symbolae ad historiam Hieraciorum. Upsaliae 1848

Dr. A. Gras, Description des oursins fossiles du département de l'Isère. Par. 1848.

W. Cockburn, A new system of Geology. Lond. 1849.

Dr. E. A. Menzel, der Bau des Eis-Kellers sowohl in wie über der Erde. Halle 1848.

Dr. Lindes, Gründliche Anleitung zur prakt. Ausführung der wichtigsten agronomisch-chemischen Untersuchungen. Berl. 1849.

Dr. K. Göriz, die im Königreiche Würtemberg üblichen Feldsysteme und Fruchtfolgen. Tübingen 1848.

L. v. Beckedorff, Gesammelte landwirthschaftliche Schriften. Lief. 1. Berl. 1849.

J. E. Bochmann, Ueber die Benützung der Roßkastanien und Eichen. Bautzen 1848.

E. W. Uhde, Die Grundzüge der Nationalökonomik oder socialen Physiologie nach ethischer Anschauung. Abth. 1. Berlin 1849.

Dr. E. Falke, Die Hippologie. Leipz. 1849.

Verhandlungen des Congreſſes von Abgeordneten deutſcher landwirthſchaftlicher Vereine, gehalten in Frankfurt a. M. vom 6. — 14. November 1848. Darmſtadt 1849.

Dr. L. Müller, Die Fabrikation des Papieres, inſonderheit des auf der Maſchine gefertigten. Berlin 1849.

A. Füleyp und F. Marquardt, Geſchichte des gewerkſchaftlichen Metallbergbaues im Banate. Wien 1848.

F. Reinhard, Die Sicherſtellung des Bergbaues durch einen feſten Rechtsboden. Koblenz 1849.

A. Samter, Die gegenwärtige Finanz-Kriſis. Königsberg 1848.

Handels-Archiv. Red. R. Delbrück, J. Hegel. Berlin 1848.

Handels-Lexikon oder Encyklopädie der geſammten Handelswiſſenſchaften. Bd. 1 — 5. Leipz. 1849.

Entwurf zu einem Zolltarif für das vereinte Deutſchland. Frankf. 1848.

A. Duckwitz, Der deutſche Handels- und Schifffahrts-Bund. 2. Aufl. Bremen 1848.

K. Arnd, Der Freyhandel, Liſt und das Memorandum. Frankf. 1849.

Statiſtiſche Ueberſichten über Waaren-Verkehr und Zoll-Ertrag im deutſchen Zollvereine für das Jahr 1847. Berlin 1849.

Für und Wider Schutz- und Differenzialzölle. Berlin 1848.

Dr. G. W Oeblrich, Deutſchland zur See, ſeine Schifffahrt und ſein Handel. Hamb. 1849.

Dr. K. E. Morſtadt, Commentar über das Handelsrecht Deutſchlands und Frankreichs. Th. 1. Heidelberg 1849.

J. J. Altmeyer, Histoire du comptoir Hanséatique d'Anvers. Bruxelles 1848.

Mor. Evans, The commercial crisis 1847 and 1848. Lond. 1848.

Zoll-Aphorismen. 1 Heft. Frankf. 1848.

Ch. Zweyprix, Der Rückſchritt des Zollvereins. Frankf. 1848.

H. Weiſe, Der ſeitherige Blanco- und Acceptations-Credit der Bankiers und als Erſatz dafür der Vorſchlag eines Credit-Vereines. Aachen 1848.

Acta Latomorum ou chronologie de l'histoire de la Franche-Maçonnerie française et étrangère. T. 1. 2. Par. 1815.

Dr. K. Schwenk, Mythologie der aſiatiſchen Völker, der Aegypter, Griechen, Römer, Germanen und Slaven. Bd 4. Mythologie der Semiten. Frankf. 1849.

Dr. E Beneke, Die Reform und die Stellung unſerer Schulen. Berlin 1848.

Pensieri sull' educazione. Frammento inedito. Lugano 1845.

R. W. Portius, Ueber den Urſprung der Begriffe Leipz 1848.

O. Rucellai, Saggio dei dialoghi filosofici. Firenze 1823.

J. Bucher, Philoniſche Studien. Tübingen 1848.

V. Cousin, Philosophie populaire. Par. 1848.

J. N. Oiſchinger, Philoſophie und Religion. Schaffhauſen 1849.

J. Forbes, The danger of superficial Knowledge. Lond. 1849.

Dr. G. F. Tautc, Der Spinozismus als unendliches Revolutionsprinzip und ſein Gegenſatz. Berl. 1848.

Dr. H. F. W. Hinrichs, Geſchichte der Rechts- und Staatsprinzipien ſeit der Reformation bis auf die Gegenwart. Bd. 1. Leipz. 1848.

H. C. A. Eichstadius, Opuscula oratoria. Fasc. IV. V. Finis. Jenae 1849.

M. A. Titmarsh, Doctor Birch. Par. 1849.

Schelmuffsky, Wahrhaftige Reiſebeſchreibung zu Waſſer und zu Lande. Leipz. 1848.

A. Hafner, Des Pilgrim's letzte Fahrt. Ein Opfer an Byrons Manen. Winterthur 1848.

O. F. Gruppe, Königin Bertha. Berlin 1848.

H. Feuſſner, Die älteſten alliterirenden Dichtungsreſte in hochdeutſcher Sprache. Hanau 1845.

Deinhardſtein, Geſammelte dramatiſche Werke. Bd. 1 — 3. Leipz. 1848.

Speculum regale. Konungs-Skuggsja. Konge-Speilet et philosophisk-didaktisk skrift, forfattet i Norge mod slutningen af det tolfte aarhundrede. Christiania 1848.

P. A. Munch og C. R. Unger, Fagrskinna. Kortfattet Norskkonge-Saga. Christiania 1847.

P. A. Munch, Den aeldre Edda. Samling af norrone oldkund, indeholdende nordens aeldste gudeog helte-sagn. Christiania 1847.

Rich. Fanshaw, Original letters during his Embassies in Spain and Portugal. Lond. 1702.

E. Devrient, das Nationaltheater des neuen Deutſchlands. Leipz. 1849.

G. Rosini, Storia della pittura italiana. T. VII. p. 1. 2. Pisa 1849.

Raccolta di incisioni sul disegno delle migliori statue pubbliche e private esistenti in Firenze. Disp. 8. 9. Firenze 1848.

G. Schilling, Muſikaliſches Converſations-Handwörterbuch. Stuttg. 1849.

L. Reybaud, Jerome Paturot à la recherche de la meilleure des republiques. Vol. 1 — 4. Par. 1848.

P. J. Proudhon, Resumé de la question sociale. Par. 1848.

J. Mac gregor, Sketches of the progress of civilization and public liberty, with a view of the political condition of Europe and America in 1848. Lond. 1848.

P. Leroux, Projet d'une constitution démocratique et sociale, fondée sur la loi même de la vie . . Par. 1848.

— —, De la Ploutocratie ou du gouvernement des riches. Par. 1848.

— —, De l'égalité. Par. 1848.

J. B. Richard de Radonvilliers, Les causes d'une révolution. Par. 1848.

Dr. Chr. Weiß, Das reinmenschliche Interesse des constitutionellen Staates an der religiösen Bildung durch Schule und Kirche. Eisleben 1848.

J. J. Roßbach, Die Grundrichtungen in der Geschichte der Staatswissenschaft. Erlangen 1848.

Solution définitive d'un problème fort compliqué ou moyen d'affranchir le travail de l'exploitation du capital individuel. Leipz. 1848.

J. G. Oelsner, Ueber die Abschätzung des Einkommens. Bautzen 1848.

C. Junghanns, Die Volkswirthschaftslehre. Leipz. 1848.

L. Fr. v. Groß, Allgemeine progressive Grund- und Einkommensteuer, gleiches Maaß und Gewicht für Deutschland. Jena 1848.

L. Faucher, Du système de Louis Blanc. Par. 1848.

Ar. de Melun, de l'intervention de la société pour prévenir et soulager la misère. Par. 1849.

Lüdow, Die Organisation der Arbeit und deren Ausführbarkeit. Berl. 1848.

H. Klemm, Spezielle Erörterungen und Vorschläge zu einer durchgreifenden Reform des Gewerbewesens und der Arbeiterverhältniße im Allgemeinen. Leipz. 1848.

F. v. Wick, Abhandlungen aus dem Gebiete der Gefängnißkunde. Heft 1. Die Isolirung der Sträflinge. Schwerin 1849.

G. L. Martens, Tagebuch eines Freiwilligen des von der Tannschen Corps. Hamb. 1848.

C. Balbo, Studii sulla guerra d'indipendenza di Spagna e Portogallo. Torino 1848.

W. v. Willisen, Theorie des großen Krieges. Th. 3. Der italienische Feldzug des Jahres 1848. Berlin 1849.

Dr. Rucco, L'esprit de la médecine ancienne et nouvelle. Bruxelles 1849.

Dr. F. Reiche, Ueber den ärztlichen Stand und die nothwendige Reform der ärztlichen Verhältniße. Magdeburg 1848.

Dr. F. Grävell, Notizen für praktische Aerzte über die neuesten Beobachtungen in der Medizin. Jahrg. I. Abth. 1. Leipz. 1848.

Dr. G. Roß, Handbuch der chirurgischen Anatomie. Abth. 2. Leipz. 1848.

Dr. A. A. Berthold, Lehrbuch der Physiologie. 3. Aufl. Göttingen 1848.

Dr. E. Mathieu, Etudes cliniques sur les maladies des femmes appliquées aux affections nerveuses et utérines. Par. 1848.

R. Carswell, Pathological anatomy. Illustrations of the elementary forms of disease. Lond. 1838.

Dr. J. Ennemoser, Was ist die Cholera. 2. verb. Aufl. Stuttg. 1848.

Dr. J. Bierbaum, Die Diagnose des hitzigen Wasserkopfes. Berl. 1848.

C. J. Leviseur, Die Cholera und der methodische Gebrauch des Camphors gegen dieselbe. Berl. 1848.

Dr. Th. Wendt, Die Lustseuche in allen ihren Richtungen. 3. Aufl. Breslau 1825.

C. G. Th. Ruete, Beitrag zur Physiologie des Fiebers. Göttingen 1848.

Fr. A. Kivisch, Ritter von Rotterau, Klinische Vorträge über spezielle Pathologie und Therapie der Krankheiten des weiblichen Geschlechts. Abth. 1. Prag 1847.

Dr. L. Griesselich, Handbuch zur Kenntniß der homöopathischen oder specifischen Heilkunst. Carlsruhe 1848.

Dr. Thore, Etudes sur les maladies incidentes des aliénés. Par. 1847.

Dr. C. Sedillot, De l'insensibilité produite par le chloroforme et par l'éther et des opérations sans douleur. Par. 1848.

Th. Pr. Teale, Lehrbuch der Unterleibsbrüche, von Dr. H. Hölder. Stuttg. 1848.

Dr. E. Romershausen, Der einfache Galvano-elektrische Bogen als Heil- und Schutzmittel Halle 1849.

Dr. A. v. Gräfe, Ueber das Tannin als Choleramittel. Berl. 1848.

Dr. Fel. de Billi, Sulla J. R. Scuola di ostetricia ed annesso ospizio delle partorienti in Milano e sulle cose, notabili osservatesi nella clinica ostetricia. Milano 1844.

F. X. Körber, Die Krankheiten des Rindviehs und die wichtigen Krankheiten der kleineren Hausäugethiere. 2. Aufl. Berl. 1849.

Dr. T. Brackenhoeft, Reform von Grundeigenthum und Erbrecht. Heidelb. 1848.

Dr. J. H. Hillebrand, Lehrbuch des deutschen Privatrechts mit Einschluß des Handels- u. Lehenrechts. Abth. 2 und letzte. Leipz. 1849.

C. Wolff, Die Handwerke und ihre Innungen nach den Anforderungen unserer Zeit. Berl. 1848.

G. A. Stenzel, Beyträge zur Geschichte der Landemien in Schlesien. Breslau 1848.

Foelix et Henrion, Traité des rentes foncières. Par. 1820.

G. A. Chambellan, Etudes sur l'histoire du droit français. P. I. Par. 1848.

Assises de Jérusalem ou recueil des ouvrages de jurisprudence composés pendant le XIII siècle dans les royaumes de Jérusalem et le Chypre. Publiés par le comte Beugnot. T. 1. 2. Paris 1841 — 1843.

E. Fr. von Völderndorff-Waradein, Die Grundgliederung des kontradiktorischen Vortrages in der äußeren Form als Lösung des Problems, die Dauer und die Kosten der Civilprozesse zu vermindern. Nördlingen 1849.

F. Schrader, Goswin Krackrügge und sein Prozeß. Jena 1848.

M. Müller-Jochmus, Ueber die Todesstrafe. Leipz. 1848.

J. v. Kettenacker, Die Verbrechen des neuen Strafgesetzbuches für das Großherzogthum Baden. Karlsruhe 1848.

Die strafrechtlichen Fragen der Gegenwart. Von einem süddeutschen Juristen. Stück 1. Heidelb. 1848.

A. Faber, Darstellung der gerichtlichen Organisation und Kompetenz in Rhein-Preußen. Wien 1848.

Dr. C. Trummer, Entwurf eines Criminalgesetzbuches für die Hansestädte Hamburg, Lübeck und Bremen. Hamburg 1848.

K. von Steinbach, Das deutsche Reich und seine Staaten. Leipzig 1848

Dr. J. Stahl, Die Revolution und die constitutionelle Monarchie. Berl. 1848.

L. E. Schmidt, Die Aufhebung der Feudalrechte der Rittergutsbesitzer wider die Landbauern ohne Entschädigung. Breslau 1848.

U. R. Schmid, Die Bedeutung der constitutionellen Monarchie. Jena 1848.

Dr. P. Pfizer, Beyträge zur Feststellung der deutschen Reichsgewalt. Frankf. 1848.

Dr. D. Mohr, Verfassungsurkunde des Bremischen Freistaats. Bremen 1848.

Dr. M. Meinhold, Die babylonische Sprachen- und Ideen-Verwirrung der modernen Presse. Leipzig 1848.

Die sogenannte Mediatisirungs-Frage. Frankf. 1848.

Ch. Maier, Die Bezirkskörperschaften und Amtsversammlungen in Württemberg. Stuttg. 1848.

H. Künßberg, Das deutsche Verfassungswerk im Jahre 1848. Frankf. 1849.

K. W. Krüger, Zur Charakteristik der gestürzten Verwaltung in Preußen. 1. Beytrag. Berl. 1848.

Ueber gemeinsame materielle Interessen im deutschen Bundesstaate. Frankf. 1848.

G. F. Hüttner, Die Centralisation der deutschen Posten. Leipzig 1848.

Dr. Hellmar, Der Untergang der Civilisation, eine Folge der Revolution. Halle 1848.

Dr. J. Heine, Politische Betrachtungen eines Unpolitischen. Heidelb. 1848.

Dr. H. Gräfe, Die Verfassungsurkunde des Kurfürstenthums Hessen. Cassel 1848.

A. Gossler, Zur Verfassungsfrage. Breslau 1848.

Dr. G. A. Fricke, Zur Verständigung über Republik, constitutionelle Monarchie und deutsches Erbkaiserthum. Leipz. 1848.

— —, Woher kommt das anarchische Treiben und wie ist ihm abzuhelfen? Leipz. 1848.

Frankfurt und Berlin. Ein Wort *zur Verständigung*. Frankf. 1848.

Dr J. Fehr, Ueber die Entwicklung des deutschen Nationalbewußtseyns u. d. deutschen Nationaleinheit. Tübingen 1848.

E. Diederichs, Der deutsche Staat. *Frankf. 1848.*

Dänemark und die constitutionelle Verfassung. Kopenhagen 1848.

Ch. C. J. Bunsen, Vorschlag für die unverzügliche Bildung einer vollständigen Reichsverfassung während der Verweserschaft. 2. Sendschreiben. Frankf. 1848.

Politische Briefe und Charakteristiken aus der deutschen Gegenwart. Berl. 1849.

Dreizehn vertraute Briefe eines berühmten deutschen Diplomaten an einen ehemal. *Minister*. Weimar 1849.

Dr. Ch. J. Braniß, Die deutsche Nationalverfassung und die Preußische Constitution. Breslau 1848.

Fr. von Blittersdorff, Einiges aus der Mappe. Mainz 1849.

K. Albrecht, Absagebrief eines Subjectivisten an A. Ruge. Leipz. 1848.

Politische Aktenstücke des deutschen Fürstenbundes unter der Leitung des Fürsten Metternich. Leipz. *1848.*

O. Abel, Das neue deutsche Reich und *sein* Kaiser. Berl. 1848.

v. Wydenbrugk, Die Neugestaltung des *deutschen* Vaterlandes. Weimar 1848.

Dr. C Ullmann, Einiges für Gegenwart und Zukunft. Hamburg 1848.

Verfassungs-Urkunde für den preußischen Staat. Berl. 1848.

Ueber die vertragsmäßige Vereinbarung der deutschen Verfassung mit den Fürsten. Frankf. 1848.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. December.

Nro. 260. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1849.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Drittes Quartal. Juli — September 1849.

(Schluß.)

Montégut (Emile), De la littérature en Europe et en Amérique. — Revue des deux Mondes 1849 T. IV. Livr. 2.

Latham (R. G.), Remarks upon the general principles of philological classification and the value of groupes, with particular reference to the languages of the indo-european class. — Edinb. new philos. Journ. 1849 Octob.

Saulcy (Fr. de), Recherches analytiques sur les inscriptions cunéiformes du système médique. — Journ. asiat. 1849 Août—Sept.

Beke (Ch. T.), On the geographical distribution of the languages of Abessinia and the neighbouring countries. — Edinb. new philos. Journ. 1849 Octob.

The Bengali language and literature. — Calcutta Review 1849 June.

Dubeux (L.), Note sur un passage du CCLXIV chapitre de la chronique catalane d'En Ramon Muntaner. — Journ. asiat. 1849. Août—Sept.

Philostratorum et Callistrati opera. Recognovit A. Westermannus. Paris 1849. — Journ. des Savants 1849 Octob.

The works of Qu. Horatius Flaccus: illustrated chiefly from the remains of ancient art. Lond. 1849. — Christ. Remembr. 1849 Octob.

Low (Jam.), A translation of the Keddah annals termed Marong Mahawangsa. (VI). — Journ. of the Ind. Archip. 1849 May.

Le livre des pays, par Abou Isaac el-Farsi el-Istakri; traduit de l'arabe par A. D. Mordtmann. — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1849 Octob.

Lowenstern (Isid.), Note sur une table généalogique des rois de Babylone dans Ker-Porter (Travels in Georgia, Armenia, ancient Babylonia.) — Revue archéol. Ann. VI. Livr. 7.

On comparative physical geography. — Edinb. new philos. Journ. 1849 Octob.

Souvenirs de trois mois en Italie pendant l'année 1848. (Suite et fin.) — Correspond. T. XXV. Livr. 2.

Rigg (Jon.), Tour from Sourabaya, through Kediri, Blitar, Antang, Malang and Passuruan. — Journal of the Ind. Archipel. 1849 May.

Chopard (J. M.), A few particulars respecting the Nicobar islands. — Ebendaſ.

Five days in Nanking. II. — Ebendaſ.

Bargès, Excursion à Sebdou, poste français sur la frontière du Maroc, extraite des souvenirs de la province d'Oran, ou voyage à Tlemcen. — Journ. asiat. 1849 Août—Sept.

Lyell (Sir Charl.), A second visit to the United States of North America. 2 vols. Lond. 1849. — North Amer. Rev. 1849 Oct.

Lanman (Ch.), A summer in the wilderness, embracing a canoe voyage up the Mississippi and around Lake Superior. New York 1847 — Ebendaſelbſt.

Pavie (Théod.), Scènes de la vie anglo-hindoue. — Revue des deux Mondes 1849 T. IV. Livr. 2.

Mitchell (Th. L.), Journal of an expedition into interior of tropical Australia, in search of a route from Sydney to the Gulf of Carpentaria. Lond. 1848. — Ebendaſ. Livr. 3.

Castellane (P. de), Souvenirs de la vie militaire en Afrique. Le Sahara et le grand désert. — Revue des deux Mondes 1849 T. IV. Livr. 3.

Grellet-Dumazeau, Etudes sur le barreau romain. Procès de Clodius. — Revue de législation et de jurispr. 1849 Sept.—Oct.

Notice sur quelques débris de constructions romaines, conservés dans la commune de Herten. — Messag. des scienc. histor. 1849. Livr. 2.

Joly (E.), Antiquités celto-germaniques et gallo-romaines, trouvées sur le territoire de Renaix etc. Appendice. — Ebendaſ.

Maury (A.), Du Musée de Leyde, des richesses archéologiques dont s'est augmentée sa collection. — Revue archéol. Ann. VI Livr. 7.

Congrès scientifique de France, seizième session tenue à Rennes. — Ebendaſ.

Laran (Th.), Le monastère espagnol de Las-Huelgas. — Annal. archéol. T. IX. Livr. 5.

The revolution of 1848 in Sicily. — North Amer. Review 1849 Octob.

Rome. (Gli ultimi sessanta-nove giorni della Republica Romana. Roma 1849). — Quart. Review 1849 Sept.

Moreau de Jonnès, Statistique sommaire de la France. III. La production agricole. — Journ. des Econom. 1849 Octob.

Deloye (Aug.), Des Edenates et de la ville de Seyne, en Provence. — Biblioth. de l'Ecole des Chart. 1849 Juillet—Août.

Troche, Détails historiques et archéologiques sur le Palais de Justice à Paris. — Revue archéol. Année VI. Livr. 7.

Pinard (T.), Monographie de l'église Notre-Dame de Sommevoire. — Ebendaſ.

Le Payen de Flacourt, Essai historique sur la ville de Saint-Valery. — Ebendaſ.

Nouvelles observations sur le sceau capitulaire de Saint-Chéron de Chartres. — Ebendaſ.

What has revolutionising Germany attained? — Blackwood's Mag. 1849 Octob.

Boni (F. de), Studii sopra la Svizzera. — L'Italia del popolo. No. 2. 1849 Settembre. No. 3. 1849 Ottob.

Gaillard (V.), Anciennes institutions commerciales. L'étape des grains à Gand. — Messag. des scienc. histor. 1849. Livr. 2.

Maitland (S. R.), Essays on subjects connected with the Reformation in England. Lond. 1849. — Dublin Review 1849 Octob.

Mac Cabe (W. B.), A catholic history of England. P. I. England before the Reformation. Lond. 1849. — Ebendaſ.

Maitland (S. R.), Essays on subjects connected with the Reformation in England. Lond. 1849. — English Rev. 1849 Sept.

Warburton (E.), Memoirs of Prince Rupert and the Cavaliers. 3 vols. Lond. 1849. — Ebendaſ.

Methodism in Wales. — Quarterly Review 1849 Sept.

Tours in Ireland. — Ebendaſ.

Forcade (Eug.), Cavaliers et têtes-rondes. (*Robert Bell's* memorials of the Civil War. Lond. 1849.) — Revue des deux Mondes 1849. T. IV. Livr. 2.

Historical memorials of Greenland. Edited by the Royal Society of Northern Antiquaries. 3 vols. Copenhagen 1838—45. — Dublin Review 1849 Octob.

Saint-Priest (Al. de), Etudes diplomatiques sur le XVIII siècle. III. Le partage de la Pologne. (Fin). — Revue des deux Mondes 1849. T. IV. Livr. 2.

Quatremère, Observations sur la ville de Ninive. Deux. art. — Journal des Savants 1849 *Octob.*

Williams (G.), The Holy City. Historical, topographical and antiquarian notices of Jerusalem. 2 ed. by R. Willis. 2 vols. Lond. 1849. — Christ. Remembr. 1849 Octob. English Review 1849 Sept.

Martin (J. R.), On the re-occupation of Negrais. — Calcutta Review 1849 June.

Paunchkouri Khan, The revelations of an Orderly. Being an attempt to expose *the* abuses of administration . . . in the Mofussil Courts. *Benares*, 1848. — Ebendaſ.

Cunningham (Jos. Dav.), A history of the Sikhs. Lond. 1849. — Ebendaſ.

Madden (R. R.), The island of Cuba: its resources, progress and prospects, considered in relation especially to the influence of its prosperity on the British and West India colonies. Dublin 1849. — Dublin Review 1849 Octob.

The conquest of Canada. By the author of „*Hochelaga.*" 2 vols. Lond. 1849. — English Rev. 1849 Sept.

Talvj, Geschichte der Colonisation von Neu-England. Lpz. 1847. — North Amer. Review 1849 Octob.

Cucheval-Clarigny, La société américaine et les écrivains américains. — Rev. des deux Mond. 1849. T. IV. Livr. 4.

New South Wales and the crisis of 1844. — Calcutta Review 1849 June.

Guignard, Mandement de Philippe le Long, relatif aux juifs de Froyes (1309.) — Biblioth. de l'École des Chart. 1849 Juillet—Août.

Foisset (Th.), Biographie de M. Riambourg. — Correspond. T. XXV. Livr. 1.

Blanche (De), Jacques Balmès. — Ebendaſ. Livr. 2.

Hodgkin (Thom.) Biographical sketch of James Cowles Prichard. — Edinb. new philos. Journal 1849 Octob.

Diary and correspondence of Samuel Pepys. With a life and notes by R. Lord Braybrooke. 3 ed. Lond. 1849. — Blackwoods Mag. 1849 Oct.

Biography of Palestrina. — Christ. Remembr. 1849 Octob.

Braybrooke (Richard Lord), Diary and correspondence of Samuel Pepys, Secretary to the Admiralty in the reigns of Charles II and James II. 5 vols. Lond. 1848—49. — Edinb. Rev. 1849 Octob.

Buckminster Lee (El.), Memoirs of Rev. Joseph Buckminster and of his son, Jos. Stevens B. Boston 1849. — North Amer. Review 1849 Octob.

Fairbairn (W.), General description of the Britannia and Conway tabular bridges on the Chester and Holyhead railway. Lond. 1849. — Quart. Review 1849 Sept.

Comets. — Edinb. new philos. Journ. 1849 Octob.

La Provostaye et Desains, Mémoire sur la polarisation de la chaleur. (Fin.). — Annal. de Chim. et de Phys. 1849 Octob.

Sturgeon (W.), A description of several extraordinary displays of the Aurora borealis, as observed at Prestwich during the winter of 1848—1849. (Concl.) — Edinb. new philos. Journal 1849 Octob.

On the fall of rivers, especially that of the Jordan in Palestine, the Thames, Tweed, Clyde and Dee in Britain, and the Shannon in Ireland. — Ebendaſelbſt.

Challis (J.), On the views of the Astronomer royal respecting the modification of sounds by distance of propagation. — Philos. Mag. 1849 Octob.

Brice Bronwin, On the theory of the tides. (Cont.). — Ebendaſ.

Matteucci, Observations on the voltaic arc. — Ebendaſelbſt.

The electric telegraph. — Edinb. Rev. 1849 Octob.

Davy (John), On carbonate of lime as an ingredient of sea-water. — Edinb. new philos. Journ. 1849 Octob.

Macquorn Rankine (W. J.), On a formula for calculating the expansion of liquids by heat. — Ebendaſ.

Soubeiran, Observations sur la composition du miel et sur quelques propriétés des sucres. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1849 Octob.

Esprit, Mémoire sur l'absorption des substances salines par le charbon. (Suite et fin.). — Ebendaſ.

Recherches sur la chinoïdine. — Ebendaſ.

Lassaigne, Sur l'emploi du phosphate d'argent sesquibasique dans l'analyse minérale et organique. — Ebendaſ.

Thorel, Modification de l'emploi de l'amidon pour déceler les plus legères traces d'iode. — Ebendaſelbſt.

Hofer, Histoire de la Chimie etc. (5 art.) — Journ. des Savants 1849. Octob.

Collins Brodie (Benj.), An investigation on the chemical nature of wax. — Philos. Mag. 1849 Octob.

Rose (H.), On the inorganic constituents of organic bodies. — Ebendaſ.

Milne Edwards et Jules Haime, Recherches sur les Polypiers. IV. Mém. Monographie des Astréides. (Suite.) — Annal. des scienc. natur. (Zool.) 1849 Mai.

Van Beneden (P. J.), Recherches sur l'organisation et le développement des Linguatules (Pentastoma, Rud.), suivies de la description d'une espèce nouvelle provenant d'un Mandrill. — Ebendaſ.

Dobie (W. Murray), Description of two new species of Floscularia, with remarks. — Annals and Mag. of nat. hist. 1849 Octob.

Morris (John), Observations on Mr. Hancock's paper on the excavating sponges. — Ebendaſ.

Alder (Joshua), On the branchial currents of the bivalve mollusca. — Ebendaſ.

Gray (J. E.), Description of three new genera and species of snakes. — Ebendaſ.

Nilsson, On the extinct and existing bovine animals of Scandinavia. — Ebendaſ.

Arlidge (J. T.), Observation of some of the phases of development of the Trichodina pediculus. — Ebendaſ.

On the geographical distribution and uses of the common oyster (Ostrea edulis.) — Edinb. new philos. Journ. 1849 Octob.

On oceanic infusoria, living and fossil. — Ebendaſ.

Edmonds (Richard), Notice of land-shells found beneath the surface of sand-hillocks on the coasts of Cornwall. — Edinb. new philos. Journ. 1849 Octob.

Owen (R.), Instructions for collecting and preserving invertebrate animals. — Ebendaſ.

Knox (A. E.), Ornithological rambles in Sussex, with a systematic catalogue of the birds of that County etc. Lond. 1849. — Quart. Review 1849 Sept.

Lafresnaye (F. de), Melanges ornithologiques. — Revue et Mag. de Zoologie 1849 Sept.

Des Murs (O.), Notice et considérations zoologiques sur le genre ornithologique Poule-Sultane, Fulica Porphyrio (L.). — Ebendaſ.

Fairmaire (Léon), Essai sur les Coléoptères de la Polynésie. Suite des Taxicornes. — Ebendaſ.

Bocandé (Bertr.), Description d'un nouveau genre de Carabiques (Camaragnathus) de la Guinée portugaise. — Ebendaſ.

Jussieu (Adr. de), Rapport sur le Mémoire de M. Weddell, intitulé: Histoire naturelle des Quinquinas. — Annal. des scienc. natur. (Botan.) 1849 Mai.

Weddell (A.), Rectification à la revue du genre Cinchona. — Ebendaſ.

Desmazières (J. B. H. J.), Dixseptième notice sur les plantes cryptogames récemment découvertes en France. — Ebendaſ.

Brongniart (Ad.), Exposition chronologique des périodes de végétation et des flores diverses qui se sont succédées à la surface de la terre. — Ebendaſelbſt

Miers (John), Contributions to the botany of South America. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1849 Oct.

Logan (J. R.), Sago, in the Moluccas, in Sumatra etc.; note on the mode of growth and productiveness of the Sago tree. — Journ. of the Ind. Archip. 1849 May.

Balfour (J. H.), On the Aconitum ferox (Wall.) which has recently flowered in the Garden of the Edinb. horticult. Soc. — Edinb. new philos. Journ. 1849 Oct.

Levol (A.), Analyses de quelques composés formés d'or et d'argent. — Annal. de Chim. et de Phys. 1849 Nov.

Mayer (J. E.) and J. S. Brazier, An analysis of Plate-glass. — Edinb. new philos. Journ. 1849 Octob.

Strachey (R.), On the snow-line in the Himalaya. Ebendaſ.

Agriculture and science. — Edinb. Review 1849 Octob.

Fontenelle on the signs of death. — Quaterly Review 1849 Sept.

Chaudruc de Crazannes, Dissertation sur les rapports qui existaient entre le Taurobole et quelques cérémonies du culte de Mithra et de ses mystères. — Revue archéol. Ann. VI. Livr. 7.

Physical errors of Hinduism. — Calcutta Review 1849 June.

Allard, De l'influence de l'instruction sur la moralité des populations. — Journ. des Économ. 1849 Octob.

Broglie (Alb. de), De l'instruction publique en France. II P. — Revue des deux Mondes 1849 T. IV. Livr. 4.

Aytoun (W. Edmondstoune), Lays of the Scotish Cavaliers. Edinb. 1849. — Dublin Review 1849 Octob.

Lequette, Orfévrerie du XIII siècle. — Annal. archéol. T. IX. Livr. 5.

Mit dieſem Stücke wird das Inhalts-Verzeichniß des achtundzwanzigſten und neunundzwanzigſten Bandes der Gelehrten Anzeigen ausgegeben.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey.
Im Verlage der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften,
in Commiſſion der Franz'ſchen Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß

der Gelehrten Anzeigen von 1849, Band XXVIII. und XXIX.

Die römiſche Ziffer verweist auf den Band, die arabiſche auf die Seite des Bandes.

Acta of the Governement of *India*, from 1834—1848. London 1849. XXIX. 457.

Agassiz, L., lectures on *Embryologie*. Boston 1848 u. 1849. XXVIII. 581.

— —, nomenclatoris *zoologici* index universalis. Soloduri 1848. XXVIII. 272

Angas, Georg French, savage life and Scenes in *Australia* and *New Zealand*. 2 Vols. London 1847. XXVIII. 545.

Apsinis et Longini Rhetorica recens. Ioh. *Bakius*. Oxonii 1849. XXIX. 105.

Archiv für Geſchichte und Alterthumskunde von Oberfranken. Herausg. von E. C. v. Hagen. Bd. 4. Heft 1. Bayreuth 1848. XXIX. 71.

Ariſtoteles, die Metaphyſik des Ariſtoteles. Grundtext u. ſ. w. von Dr. Albert Schwegler. Bd. 1—4. Tübingen 1847 u. 48. XXIX. 89.

Bache, letter from Prof. Bache to D. Patterson 1849. XXIX. 9.

Barrow, John, the life and correspondance of Admiral Sir William Sidney Smith. Vol. 2. London 1848. XXIX. 913.

Benfey, Th., die perſiſchen Keilinſchriften mit Ueberſetzung u. Gloſſar. Leipzig 1847. XXVIII. 121.

Bericht, eilfter B. über das Beſtehen u. Wirken des hiſtoriſchen Vereins zu Bamberg. Bamberg 1848. XXIX. 743.

Bois-Reymond, Emil du, Unterſuchungen über thieriſche Electricität. Bd. 1. Berlin 1848. XXIX. 393, 585, 897.

Brandt, J. F., Unterſuchungen über die Verwandtſchaften u. ſ. w. des Dodo. XXVIII. 577.

Breithaupt, Dr. A., die Paragenesis der Mineralien. Freiberg 1849. XXIX. 388.

Brooke, James, the expedition to *Borneo* of H. M. S. Dido, extracts from the journal of J. B., by Cpt. Henry Keppel. Edit. 3, 2 Vol. London 1847. XXVIII. 709.

Bulletin de la classe phys. mathem. de l'Académie de Petersbourg. Vol. VII. XXVIII. 577.

Bydragen tot de *Dierkunde*. Uetgegeven door het Genootschap Natura artis magistra te Amsterdam. aflever. I. Amsterdam 1848. XXVIII. 113.

Campbell, John Lord, L. L. D., the lives of the Lord Chancellors and Keepers of the great Seal of England etc. Vol. VI u. VII. London 1848. XXVIII. 833.

Ciceronis, M. T., orationes — studio Car. Halm. Vol. II, part. 1 u. 2. Lips. 1847. XXIX. 1001.

— —, M. Tullii C. orationes selectae XII — recogn. Jo. Nicol. Madvig. Havniae 1848. XXIX. 665.

Clauſius, R., drey mathematiſch-phyſikaliſche Abhandlungen. 1848. XXIX. 889.

Codex diplomaticus *fuldensis*. Herausgeg. von Ernſt Friedr. Joh. Dronke. Lief. 1—3. Caſſel 1847. XXIX. 49.

Collection orientale de Bhâgavata Purâna ou histoire poétique de Krichna traduit et publié par Eugène *Bournouf*. Tom. III. Paris 1847. XXVIII. 209.

Cnnningham, Jos. Davey, a history of the *Sikhs*. London 1849. XXIX. 841.

Cousin, Victor, oeuvres, quatrième série. Littérature. Tom. 1—3. Nouv. ed. Paris 1849. XXIX. 983.

Cyrilli, S. Patris nostri C. — opera quae supersunt omnia — ed. Guilielmus Carol. Reischl. Vol. I. 1848. XXVIII. 449.

Daunou, P. C. F., cours d'études *historiques* etc. Tome XIII. Paris 1846. XXVIII. 70.

Deycks, D. Ferdin., Friedrich Heinrich Jacobi im Verhältniß zu ſeinen Zeitgenoßen, beſonders zu Göthe. Frankf. a. M. 1848. XXVIII. 246.

Demosthenes, ausgewählte Reden des D. zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Albert Doderenz. Heft 1. Halle 1848. XXVIII. 393.

— — —, die erſte olynthiſche Rede des D., überſetzt von Dr. Ludwig Döderlein. Erlangen 1848. XXVIII. 393.

— — — Olynthiacae III. etc. — edidit Carol. Aug. Rüdiger. Editio 3. Lips. 1848. XXIX. 745.

Dionysii Halicarnassensis fragmenta — edidit Angel. Majus etc. XXVIII. 70.

Duncan, John, travels in *Western Africa* in 1845 and 1846. London 1847. Vol. 1 u. 2. XXVIII. 321.

Eble, über den Soſus des Antiochus von Askalon. 1847. XXVIII. 721.

Eigenbrodt, Carl, über die Leitungsgeſetze im Rückenmark. Gießen 1849. XXVIII. 982.

(Eilers), zur Beurtheilung des Miniſteriums Eichhorn. Berlin 1849. XXVIII. 989.

Elliſſen, A., zur Geſchichte Athens. 1847. XXVIII. 721.

Erskine, Lord, the speeches of the r. h. L. E. With a prefatory memoir by the r. h. Lord Brougham. London 1847. 4 Bde. XXVIII. 1055.

Etymologicon magnum — recens. Thomas *Gaisford*. Oxonii 1848. XXIX. 809.

Ewald, Heinrich, die Alterthümer des Volkes Iſrael. Göttingen 1848. XXVIII. 849.

Excerpta e *Polybio*, *Diodoro*, *Dionysio*, *Nicolao Damasceno* — edidit C. Aug. L. Feder. Lips. et Darmstad. 1848. XXVIII. 70.

Firmenich, Joh. Matth., Germaniens Völkerſtimmen. Sammlung der deutſchen Mundarten u. ſ. w. Berlin 1848. XXVIII. 70. XXIX. 713.

Floto, Hartwigius, de S. *Annone*. Berol. 1847. XXIX. 129.

Forbes, James D., the danger of superficial *knowledge*. Lond. 1849. XXIX. 13.

Fragmenta *Historicorum Graecorum* collegit etc. Carolus *Müllerus*. Vol. II. Paris 1848. XXVIII. 761. XXIX. 257.

— — partim inedita, in Atho morte a Mynoide Mina e codice descripta edidit Carol. *Müllerus*. Paris 1847. XXVIII. 65.

Fraser, Louis, *Zoologia* typica. London 1849. XXIX. 1024.

Frisch, Paul., comparatio critica *Lamberti Schafnaburgensis* analium cum aliquot ejusdem aevi chronicis. Monach. 1830. XXIX. 129.

Fritſch, Carl, Vegetationsbeobachtungen zu Prag. Prag 1847. XXIX. 25.

Geppert, Dr. E. E., über den Codex Ambrosianus und seinen Einfluß auf die Plautinische Kritik. Leipzig 1847. XXVIII. 233.

Gmelin, Leop., Handbuch der organischen Chemie. Bd. 4 oder Bd. 1 der organischen Chemie im Allgemeinen. 4. Aufl. Heidelberg 1848. XXVIII. 257.

Göttinger Studien. Jahrg. 1847. XXVIII. 121, 415, 721. — — —. Jahrg. 1848. XXIX. 473.

Grisebach, A., über die Vegetationslinien des nordwestlichen Deutschlands. Ein Beytrag zur Geographie der Pflanzen. 1847. XXVIII. 121.

Gronovii, Jos. Frid., notae in C. Annaei *Senecae* naturales quaestiones — edidit Carol. Rudolph. *Fickert*. Pars II. XXIX. 1021.

Hahn, K. A., Auswahl aus Ulfilas gothischer Bibelübersetzung. Heidelberg 1849. XXIX. 633.

Hammer-Purgstall, Khlesl's des Cardinals Leben. Bd. 2. Wien 1847. XXIX. 649.

Hegels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften. Thl. 3. Herausgegeben von Dr. L. Bonmann. 1847. XXIX. 297.

Hermann, K. Fr., über die Studien der griechischen Künstler. 1846. XXVIII. 721.

Herschel, Kr. John F. W., results on *astronomical* observations made during the years 1833—38 at the Cape of Good Hope. Lond. 1847. XXIX. 529.

Howison, Rob., a history of *Virginia*. Vol. 1, 2. Philadelphia and Richmond, 1846. 1848. XXIX. 958.

Hundertpfund, Liberat, die Materei auf ihre einfachsten und sichersten Grundsätze zurückgeführt. Augsburg 1847. XXVIII. 121.

Journal of the Royal *Asiatic society*. Vol. X, part. 1—3. XXVIII. 121.

— —, the J. of the *Indian Archipelago* and *Eastern Asia*. Singapore. Jahrgang 1847 u. 48. XXVIII. 865.

Kalpasûtra, the K. and Navatatva, translated from the Mâgadhi — by the Rev. J. *Stevenson*. Lond. 1848. XXVIII. 893.

Karsten, Dr. G., Fortschritte der Physik im Jahre 1845 u. 1846, dargestellt von der physikalischen Gesellschaft zu Berlin. Jahrg. 1 u. 2. Berlin 1846, 48. XXVIII. 118.

Kleinschrod, L. Th. v., die neue Armengesetzgebung Englands u. Irlands. Augsburg 1849. XXIX. 503.

Klüpfel, Dr. K., Geschichte und Beschreibung der Universität Tübingen. Tübingen 1849. XXIX. 853.

Knapp, Dr. F. C., die Nahrungsmittel in ihren chemischen und technischen Beziehungen. Braunschweig 1848. XXVIII. 297.

Kreil, C., magnetische und meteorologische Beobachtungen zu Prag. Jahrg. 1 — 7. Prag 1841—47. XXIX. 25.

Kreyssigii, Jo. Theoph., annotationum ad T. *Livii* libros XLI — XLV a Sim. Grynaeo editos Pars I. Misen. 1848. XXVIII. 217.

Krische, Bernh., über Platon's Phädros. Göttingen 1848. XXIX. 473.

— —, A. B., über Cicero's Akademika. 1847. XXVIII. 721.

Layard, Austeen Henry, *Ninive* and its remains. London 1849. Vol. 1, 2. XXIX. 209.

Leben des heil. Anno, Erzbischofs von Köln, herausgegeben von Dr. Karl Roth. Heft 1. München 1847. XXIX. 129.

Leibniz und der Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels. Ein ungedruckter Briefwechsel ꝛc. Herausgeg. von Chr. von Rommel. Frankf. a.M. 1847. 2 Bde. XXVIII. 497.

Leonhard, K. C. von, und Dr. H. G. Bronn. Neues Jahrbuch für Mineralogie u. s. w. Jahrgang 1848. Stuttg. 1848. XXIX. 369.

Liebig, Justus, Untersuchung über einige Ursachen der Säftebewegung im thierischen Organismus. Braunschweig 1848. XXVIII. 273.

Macaulay, Thomas Babington, the *history* of *England* from the accession of James II. Vol. 1, 2. London 1849. XXVIII. 385, 537.

Macrobe, Oeuvres de M., traduction nouvelle par Henri *Descamps*. etc. Tom. III. Paris 1847. XXIX. 833.

Maere von *Sente Annen* Erzebiscove ci Celne bi Rini. Herausgegeben von Dr. H. E. Bezzenberger. Quedlinb. 1848. XXIX. 129.

Mémoires de l'*Académie* royale de *Bruxelles*. Tom. 15—21. Bruxell 1841—47. XXIX. 25.

Naumann, Jacob, Nordamerika, ſein Volksthum u. ſeine Inſtitutionen. Leipzig 1848. XXVIII. 158.

Nordamerican Review, the Jan. 1849. XXVIII. 1053.

Oppert, Dr. Jul., das Lautſyſtem des Altperſiſchen. Berlin 1847. XXVIII. 121.

Owen, Prof., osteological contributions to the natural history of the Chimpanges. 1848. XXIX. 561.

Panzer, Friedr., Beytrag zur deutſchen Mythologie. München 1848. XXIX. 225.

Pelouze, J., cours de *Chimie* générale. Paris 1848. XXIX. 596.

Perthes, Clem. Theodor, Friedrich Perthes Leben. Bd. 1. Hamburg u. Gotha. 1848. XXVIII. 253.

Platon's Werke, griechiſch und deutſch. Thl. 1—9. Leipzig 1841—40. XXIX. 953.

— — —, überſetzt von Dr. Gottlieb Friedrich Dreſcher. Bd. 1. Gießen 1848. XXIX. 953.

Plinii, C. P. Sec. Historiae naturalis praef. et lib. XXXV recens. etc. Julius Sillig. Dresdae 1849. XXIX. 793.

Proceedings of the *American philosophical Society*. Vol. V. I. March. 1849. XXIX. 9.

Quetelet, A., observations des phénomènes periodiques des *plantes*. Bruxell. 1847. XXIX. 25.

— —, sur le *climat* de la *Belgique*. Bruxell. 1846. XXIX. 25.

Rawlinson, H. C., the Persian *Cuneiform inscription* at Behistun, decyphered and translated etc. Lond. 1846 u. 47. XXVIII. 121.

Richardson, James, travels in the great Desert of Sahara in the years of 1845 and 1846. Two Vol. Lond. 1848. XXVIII. 305.

Ruxton, Geo., adventures in *Mexico* and the rocky mountaines. Lond. 1847. XXVIII. 913.

Rückert, Friedrich, Hamaſa oder die älteſten arabiſchen Volkslieder, geſammelt von Abu Temmam. Theil 1 u. 2. 1846. XXVIII. 185.

Sartorius von Waltershauſen, W., phyſiſch geographiſche Skizze von Island. Göttingen *1847*. XXVIII. 415.

— —, Atlas des Aetna. 1. Lief. Göttingen 1848. XXIX. 559.

Savage, Thomas S., notice of the external characters and habits of *Troglodytes* Gorilla. 1847. XXIX. 561.

Schneidawin, F. W., die Homeriſchen Hymnen auf Apollon. 1847. XXVIII. 721.

Schwegler, Dr. Albert, Geſchichte der Philoſophie im Umriſſe. Stuttg. 1848. XXIX. 81.

Scriptorum veterum nova collectio e Vaticanis codicibus edita ab Angelo *Majo*. Tom. II, historicorum graecorum partes novas complectens. Romae 1827. XXVIII. 70.

Seibel, Valentin, der Söldnerkrieg der Karthager. Dillingen 1848. XXIX. 828.

Sillig, Julius, quaestionum Plinianarum specimen II. Dresdae 1849. XXIX. 1029.

Stallbaum, Godofr., de primordiis Phaedri *Platonis*. Lips. 1848. XXIX. 473.

Strickland, H. E., and A. G. *Melville*, the *Dodo* and its kindred. Lond. 1848. XXVIII. 577.

Sturt, Capt. Ch., narrative of a expedition into *Central Australia*, during the years 1844 — 1846. 2 Vol. Lond. 1849. XXIX. 185.

Sukow, G., die Verwitterung im Mineralreiche. Leipzig 1848. XXVIII. 281.

Tacitus, die neuen Bearbeitungen der sämmtlichen Werke des T., von Döderlein, Ritter, Orelli und der Germania von Maßmann. XXVIII. 953, 1009.

Tittmann, Jul., kleine Schriften zur deutschen Literatur und Kulturgeschichte. Theil 1. Göttingen 1847. XXIX. 805.

Trendelenburg, Adolf, Historische Beiträge zur philosophie. Bd. 1. Berlin 1846. XXVIII. 481.

United States exploring expedition, during the years 1838 — 1842. Under the command of Charles *Wilkes* U. S. N. Vol. 6 u. 7. 1846. XXVIII. 969.

Vorländer, Franz, Wissenschaft der Erkenntniß. Marburg 1847. XXVIII. 145.

Wagner, Moritz, der Kaukasus und das Land der Kosaken in den Jahren 1843 — 46. Bd. 1 u. 2. Dresden 1848. XXVIII. 353.

Walker, Report made by M. Sears C. Walker of the Results of the *telegraphic* operations of the U. S. coast survey. 1849. XXIX. 9.

Weitbrecht, C. G., die Gliederung oder Logik der Geschichte. Stuttg. 1847. XXVIII. 905.

Welcker, F. G., die Composition der Polygnotischen Gemälde in der Lesche zu Delphi. Berlin 1848. XXIX. 769.

Wieseler, Friedr., das Satyrspiel. 1847. XXVIII. 721.

Wilson, Horace Hayman, the history of British *India* from 1805 — 1835. London 1845 — 48. 3 Bde. XXIX. 233.

Wyman, Jeffries, osteology of Troglodytes Gorilla. 1848. XXIX. 5.

Bulletin (Intelligenzblatt).

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 28. März 1849. Vortrag des Vorstandes Hofraths Friedrich v. Thiersch zur Feyer des Stiftungsfestes. XXVIII. 353.

Denkrede auf Johann von Gott Fröhlich, Rector am alten Gymnasium, von Professor Leonhard Spengel. XXVIII. 593.

Oeffentliche Sitzung am 27. November 1849. Rede des Vorstandes Hofraths von Thiersch zur Vorfeyer des hohen Geburtsfestes S. K. Majestät Max II. XXIX. 953.

Vogel jun., Denkrede auf Johann Wolfgang Döbereiner. XXIX. 993.

Sitzungen der Klassen;

Philosophisch-philologische Klasse;

Sitzung am 2. Dezember 1848:

Prantl, über Humes Skepticismus. XXVIII. 13.

Sitzung am 3. Februar 1849:

Spengel, über des M. T. Varro Bücher de lingua Latina. XXVIII. 993.

Haneberg, über die jüdische Gnosis. — 993.

Sitzung am 7. Juli:

Krabinger, über Synesios von Kyrene und seinen Aufenthalt zu Constantinopel, 397 — 400. XXIX. 601.

Historische Klasse:

Sitzung am 18. November 1848:

Höfler, über Ritter Ludwig von Eyb, den Verfasser bisher unbekannter Denkwürdigkeiten brandenburgischer Fürsten. XXVIII. 1.

Koch-Sternfeld, von, Wallenstein und der Fürsterzbischof Paris von Salzburg. XXVIII. 21.

Höfler, urkundliche Nachrichten über K. Georg Podiebrads von Böhmen Versuch, die deutsche Kaiserkrone an sich zu reißen, 1460 — 1461. XXVIII. 33.

Sitzung am 20. Januar 1849:

Rudhart, die Schlacht bey Tulbiacum und ihre Folgen. XXVIII. 433.

Sitzung am 15. Mai:

Höfler, über die älteste politische Urkunde des erl. Hauses Hohenzollern. XXVIII. 994.

Sitzung am 20. Juli:

Koch-Sternfeld, von, über zwey dringliche Anträge des platten Landes. XXIX. 443.

Mathematisch-physikalische Klasse:

Sitzung am 9. December 1848:

Pettenkofer, über die Trennung der Phosphorsäure von den alkalischen Erden. XXVIII. 417.

Sitzung am 13. Januar 1849:

Seudtner, Bericht über die Bereicherungen der oberbayerischen Moosflora seit den zwey letzten Jahren. XXVIII. 420.

Sitzung am 10. Februar 1849:

Wallich, Nathaniel, Auszug aus einem Schreiben. XXVIII. 428.

Sitzung am 10. März 1849:

Kobell, von, über den Skolopsit, ein neues Sulfatsilicat. XXVIII. 637.

— —, Krystallographische Notizen. — — 646.

Pettenkofer, vorläufige Notiz über einen neuen Körper, welcher im sogenannten Harnextractivstoff enthalten ist. XXVIII. 649.

Sitzung am 21. April 1849:

Kobell, v., über die Bestimmung des Arsenik's mittels schwefelichter Säure. XXVIII. 652.

— — —, über die Mineralspecies mit vicarirenden Mischungstheilen und über die Moleculargemenge. XXVIII. 657.

Wagner, Bemerkungen über die Beschaffenheit des Knochengerüstes des Seebären und des Seeotters. XXVIII. 664.

Pettenkofer, Betrachtungen über die neueste Gährungstheorie. XXVIII. 681.

Sitzung am 14. July:

Schafhäutl, über die mächtig auftretenden oolithischen Bildungen im südbayerischen Gebirgszuge und über die Nothwendigkeit einer bestimmten Charakterisirung der versteinerungsleeren Felsarten. XXIX. 409.

Schafhäutl, chemische Analyse der grünen porphyrartigen Wacke vom Sillberge bey Berchtesgaden. XXIX. 417.

— —, chemische Analyse einiger gypshaltiger bituminöser Bittererde-Mergel der Steinsalzformation von Berchtesgaden. XXIX. 425.

Pettenkofer, über die Unterschiede zwischen den deutschen und englischen hydraulischen Kalken. XXIX. 429.

Will, über die Drüsen an den Haaren der Processionsraupe. XXIX. 441.

Verzeichniß der vorgelegten Büchergeschenke:

bey der philosophisch-philologischen Classe, XXVIII, 63, 679, 1006. XXIX, 422, 440, 624, 631;

bey der historischen Classe, XXVIII, 48, 655, 679, 1066. XXIX, 422, 440, 624, 631;

bey der mathematisch-physikalischen Classe, XXVIII, 423, 432, 679, 1006. XXIX, 422, 440, 624, 631.

Königl. Hof- und Staats-Bibliothek.

Büchergeschenke auswärtiger Regierungen;

von Seite deutscher: XXVIII. 341.

— — Englands: — 343.

— — Toscana's: — 524.

— — der vereinigten Staaten Nordamerika's: XXVIII. 701. XXIX. 173, 880.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs

im Jahre 1848, April bis Juni XXVIII. 169, 329.

Juli bis September XXVIII. 513, 689.

Oktober bis December XXVIII. 695, 873, 1049. XXIX. 161.

im Jahre 1849, Januar bis März XXIX. 165, 345, 513, 689.

April bis Juni XXIX. 695, 1033.

Uebersicht der ausländischen Journale

im Jahre 1848, Oktober bis December XXVIII. 177, 337, 521.

im Jahre 1849, Januar bis März XXVIII. 697, 881, 1065.

April bis Juni XXIX. 169, 353, 521.

Juli bis September XXIX. 697, 873, 1041.

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Digitized by Google

3 2044 092 903 608

Digitized by Google